1906. 10776

Gespenstersagen

herausgegeben

von

Nanschink.

Rudolstadt,
gedruckt in der Fröbelschen Hofbuchdruckerei.
In Commission bei Krieger in Cassel.
1817.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

3224

Vorrede.

Gespenstergeschichten werden gern gelesen. Der Geisterseher liebt diese Lectüre, weil er sich in seinem Glauben stärken, und neue Beweise dafür darin finden will; der Gespensterleugner aber, „weil der Verstand sein Richteramt beweisen, und Urtel

Recht eröffnen will, wider den, der die Grenzen zu verletzen drohet." (Siehe Hippel Lebensläufe 3. Bd. S. 15.) Von dieser Betrachtung ging ich bei der Wahl des Gegenstandes aus, als ich etwas zur Unterhaltung der Leſewelt ausarbeiten wollte.

Sollen Geſpenſtergeſchichten aber gefallen, ſo müſſen ſie poetiſch wahr ſeyn; das heißt: ſie müſſen in allen ihren einzelnen Zügen mit der Theorie übereinſtimmen, die der Volksglaube ſich von dem Weſen und den Wirkungen der Geſpenſter gemacht hat, um nicht gegen dieſe Theorie zu verſtoßen,

ist es der sicherste Weg, Geistergeschichten, mit allen ihren Umständen, so zu erzählen, wie man sie aus dem Munde des Volkes vortragen höret, oder wie man sie in alten Chroniken aufgezeichnet findet. Selbsterfundenen Gespenstergeschichten siehet man stets ihren Ursprung an; sie sind gewöhnlich abgeschmackt.

Ich bin jenen Weg eingeschlagen, und glaube, das Interesse meiner Erzählungen zu vermehren, wenn ich folgende Nachrichten ihnen voranschicke.

Der Geschichte Nro. 1. thut Hippel im 1sten Bande des dritten Theiles seiner Lebensläufe, wiewohl nur oberflächlich, Erwähnung. Die beiden Liebenden starben vor ohngefähr sechzig Jahren, und die Lindenbäume stehen noch gegenwärtig auf dem Altroßgärtschen Kirchhofe zu Königsberg.

Von Nro. 2. findet man in Simon Grunovs sehr seltnen handschriftlichen Chronik von Preußen; in Henneberger Erklärung der größeren preußischen Landtafel, in Waissel und Kaspar Schützen Chroniken, die aber kaum irgendwo anders, als in gro-

ßen Bibliotheken anzutreffen seyn dürften, ausführliche Nachrichten. Die Burgermeister, die auf dem eigenthümlichen Gerichte des Polizey-Burgermeisters zu Christburg liegen, werden gegenwärtig abgetragen.

Nro. 3. und 4. sind buchstäblich wahr, und theils aus der Erzählung eines Sohnes des Herrn B*, theils aus den Criminal-Acten des Landvoigteygerichts zu E* gezogen.

Nro. 5. gründet sich auf eine Sage, die in der Gegend, wo der Wald befindlich ist, allgemein geglaubet wird. Fast

durch zu genaue Bezeichnung des [illegible] die Veranlassung gegeben zu haben, daß der würdige Geistliche, der an [illegible] in der Geschichte erwähnten, Kirche angestellt ist, durch überlästige Besuche geplagt wird.

Nro. 6. beruht auf einer mündlichen Erzählung; Nro. 7. auf Kriminal-Acten und Nro. 8. ist beinahe ganz Sage, doch der Stoff eine wirkliche, sehr merkwürdige historische Person, durch ein schauderhaftes Ende berühmt, wie der Schluß der Erzählung [illegible] wird.

Wenn ich in der Einkleidung dieser Geschichten hinter meinem guten Willen zurückgeblieben bin, und den Forderungen nicht entspreche, die der Leser in dieser Hinsicht an eine Lectüre der Art zu machen berechtigt ist, so bitte ich, es mit dem Umstande zu entschuldigen, daß ich sie unter den unglückseligsten Verhältnissen, von mancherley körperlichen und Seelenleiden gequält, habe ausarbeiten müssen. Freilich kann man mir den Einwand machen: ich hätte in diesem Fall sie nicht herausgeben sollen; doch welcher Vater traut seinen Kindern nicht alles

welche Gute zu, und vielleicht ist mein Büchelchen doch nicht so ganz, in ästhetischer Hinsicht, mit Juvenal zu reden

— — nulla virtute redemptum
A vitiis.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Die Lebenden im Grabe. 1

II.

Die verwünschte Burg. 43

III.

Der Warner. 101

IV.

Heinrich und Röschen. 127

V.

Der unheimliche Wald. 189

VI.

Der Rachegeist. 234

VII.

Die Heimholung. 290

VIII.

Der Versucher. 322

I. D

I.

Die Liebenden im Grabe.

In ruhiger Einsamkeit lebten Lenorens Eltern in einem kleinen, aber wohnlichen Hause der Vorstadt von den Zinsen eines sicherangelegten Kapitals, die für die einfachen Bedürfnisse der Genügsamen überflüssig reichten. Ihre Hoffnungen und Wünsche waren sehr beschränkt; das Bemühen, reich zu werden, hatten sie aufgegeben, nachdem ihnen mehrere geliebte Kinder bald nach einander gestorben waren, und für Lenoren, der letzten allein übrig gebliebenen Tochter, war das Vermögen, das sie ihr einst hinterließen, groß genug, um sie in den Jahren der Mannbarkeit

als bemittelte Erbin, einem Manne ihres Standes wünschenswerth zu machen.

Schon näherten sie sich dem Herbste des Lebens. Ihre Geschäfte waren von mäßigem Umfange, daher konnten sie, wie Pflicht und Neigung es von ihnen forderten, einen großen Theil ihrer Zeit auf die Erziehung Lenorens verwenden, die ihnen ihre Mühe mit der zärtlichsten Liebe und mit dem folgsamsten Gehorsam vergalt.

Die Natur hatte das aufblühende Mädchen mit vieler Anmuth ausgestattet; eine große Fülle jugendlicher Reize schmückten den zarten Leib der holden Jungfrau; aber dennoch war körperliche Schönheit ihr geringster Vorzug. Ein kindlich frommes Gemüth, ein zartes, edles Gefühl für alles Gute und ein reines unschuldiges Herz erhoben sie weit über die gewöhnlichen ihres Geschlechts und waren der Schmuck ihrer schönen Seele.

Jetzt hatte sie ihr vierzehntes Jahr angefangen und erhielt von dem Prediger den Religionsunterricht, der der Confirmation vorher-

gehet, und der, nach hergebrachter Sitte, ein halb Jahr wahrte. Dieser Unterricht gab ihrem Gefühl eine ganz eigne Richtung. Sie wurde, wo möglich, noch sanfter und weicher; die geheimnißvollen Lehren der Religion erfüllten ihr Herz mit einer schwärmerischen, aber ehrwürdigen und heiligen Empfindung, und erhoben ihren Geist so sehr über die kleinlichen Wünsche und Freuden der Erde, daß sie fast ohne Theilnahme an dem Leben schien. Ihre Phantasie schuf sich eine schönere Welt, und nur in dieser lebte die zarte Seele, für die das rohe Treiben, Sorgen und Schaffen der Wirklichkeit die Bedeutung verlohren hatte.

Unfern vor Lenorens Eltern wohnte ein strenger, rauher, aber biedrer Mann, der es nie weit in der Welt hatte bringen können, weil ihm die Kunst entstand, die Wahrheit zu verschweigen, oder sie wenigstens nur mit Vorsicht zu sagen. Er verwaltete einst ein öffentliches Amt, und zwar mit aller Treue und Rechtschaffenheit, die die Pflicht von einem Staatsdiener fordert; aber er sah Mißbräuche

begehen, und sprach laut darüber. Dies machte ihm Feinde unter seinen Obern, und gern hätte man ihm sein Amt genommen; doch das ging so gerade zu nicht. Man konnte selbst nicht einmal den Verdacht einer Nachlässigkeit auf ihn bringen, da er strenge wie gegen andere, gegen sich selbst war; und fürchten mußte ein jeder, ihn anzugreifen, denn er ging bei allen seinen Handlungen gerade zu, und war er einmal aufgebracht, so schonte er Niemand.

Da fand man endlich den Weg, sich seiner zu entledigen. Man berichtete an die höchste Behörde: er sey alt, kränklich, und bedürfe der Ruhe, und nun wurde er mit einem Gnadengehalt entlassen. „Ich bedarf Euer Almosen nicht!“ — rief er unwillig aus, entsagte der Pension und lebte von dem Ertrage seines mäßigen Vermögens.

Seinen einzigen Sohn, Peter, liebte er mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, aber nach seinen Grundsätzen durfte dieser nichts davon merken. Er erzog ihn strenge, und oft blutete das weiche

Herz des sanften Knaben unter der rauhen Hand des ernsten Vaters, der das zarte, so leicht verletzte Gefühl in der Brust seines Sohnes nicht ahnete, und nicht wußte, wie oft er ihm wehe that.

Das nur für sanfte Gefühle geschaffne Herz des Knaben wurde bei seinem Eintritt in das Jünglingsalter von einer unnennbaren Sehnsucht bewegt; aber er hatte Niemand, an den er sich hätte anschließen, dem er seine Empfindungen und Wünsche hätte vertrauen können, denn er war ohne alle Jugendfreunde aufgewachsen und auch nicht einen Gespielen hatte ihm sein Vater gestattet. Dieser, der einst sehr bittre Erfahrungen in der Freundschaft gemacht hatte, untersagte ihm den Umgang mit Kindern seines Alters, und war selbst viel zu sehr von den Vorurtheilen seiner Zeit befangen, als daß er der Freund seines Sohnes hätte seyn können.

Peter empfing zu gleicher Zeit mit Lenoren, von demselben Prediger, den Unterricht in der

Religion, und kam bei dieser Gelegenheit zum erstenmal unter fremde Menschen. Gern hätte er hier unter seinen Mitschülern einen Freund gewählt, aber er fand keinen, der die Sprache seines sanften Herzens verstand; auch war die wilde Lebhaftigkeit dieser Jünglinge ihm zuwider, daher blieben sie einander fremd.

Sein Weg zum Prediger führte ihn der Wohnung von Lenorens Eltern vorbei; dies gab Veranlassung, daß er mit Lenoren stets zusammen nach Hause ging, wodurch sie sich einander näher kennen lernten und bald, durch gleiche Sitten und gleiche Gefühle angezogen, ein gegenseitiges Wohlwollen für einander fühlten.

Da sie viel außer den Lehrstunden aufzuholen zu lernen hatten, Peter aber ein vortreffliches Gedächtniß besaß, so half er Lenoren oft dadurch, daß er vor der Unterrichtsstunde zu ihr kam, und das, was sie vergessen hatte, ihr wieder in Erinnerung brachte; auch wiederholten wohl beide die Erklärungen, die der

Pfarrer gemacht hatte, oder verschiedne selbst welche über Sätze zu machen, die ihnen dunkel geblieben waren. Lenorens Eltern, in deren Gegenwart diese Uebungen gehalten wurden, fanden Gefallen an dem bescheidnen Knaben und hatten daher nichts gegen sein Kommen; im Gegentheil wurden sie durch die richtigen Begriffe, die diese Kinder in ihren Gesprächen entwickelten, herzlich erbauet. Auch Peters Vater fand nichts Unrechtes daran; und so währte denn dieser Umgang fort, bis an einem Sonntage die feierliche Einsegnung erfolgte.

Der Pfarrer, ein Mann, dem es mit seiner Lehre Ernst war, denn er glaubte, was er lehrte, unterließ nichts, um den feierlichen Tag der Weihe seinen Schülern so rührend und eindrucksvoll, als möglich, zu machen; und ihm, dem das Redner-Talent in einem hohen Grade eigen war, vollkommen gelang. Peter und Lenore zerflossen in Thränen hoher Rührung, als er, nach einer kräftigen, inhaltschweren Rede, die Hand segnend auf ihre Häupter

[illegible] die feierliche Handlung geendigt war und sie den Tempel verließen, da beseligte beide ein so heiliges Gefühl, daß sie die Einsamkeit suchen mußten, um in [illegible] Stille den innigen Empfindungen, von denen ihre Seele ergriffen war, ungestört nachhängen zu können.

Nach einer einsamen Stunde fühlte Peter den Drang, sich mitzutheilen; er ging daher, ob es gleich außer der Regel war — doch heute hielt er eine Ausnahme für erlaubt — zu Lenoren, die er allein in der Laube des Gartens fand.

Der Pfarrer hatte oft in den Unterrichtsstunden den Wunsch geäußert, daß die Kinder, die von ihm den Unterricht empfingen, sich Freunde unter einander wählen möchten, denn — sagte er — eine Freundschaft, die in jungen Jahren, bei einer solchen Veranlassung geschlossen wird, hält gewöhnlich Probe; und ein treuer Freund ist das höchste Glück, das uns das Leben zu biethen hat. An diese Wor-

te erinnerte der Jüngling die Jungfrau [illegible] und bat sie um ihre Freundschaft. [illegible] ihm die Hand darauf, und da er von seinem Gefühle hingerissen fragte: bis ans Grab? erwiederte sie begeistert: „Ja bis ans Grab und noch über das Grab hinaus; noch in jener Welt wollen wir Freunde seyn!“

In den Freundschaftsgefühlen dieser beiden jungen Leute lag der Keim zu einer künftigen Liebe, doch ihre unschuldigen Herzen wußten und ahndeten dieses nicht. Sie hatten längst ein Wohlwollen für einander gefühlt, jetzt hatten sie diesem Worte gegeben; es war vergrößert, aber sie blieben unbefangen und waren nur dadurch glücklicher, daß sie sich jetzt Freunde nennen konnten. Sie verabredeten nun noch, daß sie sich bei dem Nachhausegehen aus der Kirche und zuweilen bei Lenorens Eltern sprechen wollten, und trennten sich dann innig froh.

Zwei glückliche Jahre waren diesen guten Seelen ruhig verflossen, und täglich waren sie

einander lieber geworden. Es fand sich
jetzt eine Sehnsucht bei ihnen, oft beisammen
zu seyn; doch machte sie diese nicht traurig;
denn ihre Herzen, die aus ihrem Beisammen-
seyn kein Hehl hatten, verhinderten es nicht,
daß sie erwarteten mit Geduld den Sonntag,
oder den Tag, an dem Peter gewöhnlich zu Be-
suche zu kommen pflegte. Jetzt aber erschien
der Zeitpunkt, wo ihre Neigungen einen an-
dern Charakter annahmen, und aus Freund-
schaft Liebe werden sollte.

Peter war von seinem Vater, im Einklan-
ge mit seiner eignen Neigung, für die Land-
wirthschaft bestimmt, und jetzt bot sich eine Ge-
legenheit dar, wo er diese gründlich erlernen
konnte. Man traf daher schnell eine Ueberein-
kunft wegen seiner Verhältnisse, und ein Tag
zur Abreise nach seinem künftigen Aufenthalts-
orte wurde festgesetzt.

Da Peter Lenoren dieses auf dem Heim-
wege aus der Kirche eröffnete, dachten beide
zum erstenmal mit Schmerz an eine Trennung.

Sie sollten nun für mehrere Jahre von einander entfernt leben; sie, die sonst keinen Freund, keinen Vertrauten außer sich hatten: das war hart. Das Unangenehme der Trennung aber vermehrte der Umstand, daß die Abreise des Jünglinges schon auf den dritten Tag bestimmt war, während welcher Zeit vielleicht nicht einmal ein Augenblick ergriffen werden konnte, indem sie einander sprachen. Zum erstenmal verabredeten sie, ohne Vorwissen der Eltern, eine Zusammenkunft; und zwar des Abends auf dem Kirchhofe. Hier, an einer kleinen Brücke, die über einen Graben führte, versprachen sie sich zu treffen, und beide erschienen zur bestimmten Stunde.

Der Mond, der hell durch das Laubdach der Bäume auf die bemoosten Gräber und auf die weißen Leichensteine schien, gab diesem Orte etwas erhaben Schauerliches, das sich dem Gefühl beider mittheilte. Die nahe Trennung wurde bald der Gegenstand ihres Gesprächs, und Lenore rief schmerzvoll aus: „O! warum können wir doch nicht immer beisammen seyn!

und können wir dieses nicht einst?" — erwiederte er — Wenn Du mich liebst, so — — Er zögerte, das, was er dachte, mit Worten auszudrücken; da fiel ihm das weinende Mädchen an die Brust und ihre Lippen besiegelten den Bund einer ewigen Liebe.

Sie schwuren sich nun unverbrüchliche Treue für Zeit und Ewigkeit. Denk an diese Stätte — rief Lenore — hier würde man mich bald einsenken, wenn Du mir untreu werden könntest. Auch mich — erwiederte Peter — wird bald diese Erde decken, wenn Du Deinen Schwur nicht hältst. Aber — fuhr er fort — wenn Dich Deine Eltern einem andern vermählen wollen? Das können sie nicht — entgegnete Lenore — denn ich würde früher sterben, als man mich zum Traualtar führte. Ohne Dich mag ich nicht leben. — Wenn Du stirbst, sterbe ich auch, — sagte der Jüngling — wir sind im Leben und im Tode eins!

Dumpf hallte jetzt vom nahen Kirchthurm die Glocke, die die eilfte Stunde ankündigte.

Ein Schauer durchbebte die Lebenden, sie gaben sich noch einmal die Hände, und schieden dann mit dem Ausruf: Für Leben und Tod ungetrennt!

Die Schauer der Abschiedsstunde klangen noch lange in den Seelen der Getrennten nach; Töne aus einer andern Welt schienen ihr Gelübde bestätiget zu haben, und Geister Zeugen ihres Bundes gewesen zu seyn. Ein feierlicher Ernst hatte sich in den Blumenpfad ihrer Jugend gedrängt, und das geheimnißvolle Dunkel des Jenseits dämmerte tief in den Morgenhimmel ihres jungen Lebens. Doch war es eigentlich nicht Schwermuth; es war keine Trauer, die den Lenz ihres Lebens verfinsterte; im Gegentheil waren sie ruhig bei der festen Ueberzeugung, daß sie einander angehörten; sie waren sogar heiter; aber ihr ganzes Wesen, der ganze Inbegriff ihres Empfindens war von einer so sanften, stillen Wehmuth umflossen, daß es schien, nur ihr Körper gehöre noch der Erde an, indeß der Geist schon in den jenseitigen Regionen wandle.

Sie erlaubten sich keinen Briefwechsel, aus Furcht, daß dadurch das Geheimniß ihrer Liebe verrathen werden könne; sie kannten daher keine Nachricht von einander erhalten; doch dieses beunruhigte sie nicht: denn zählte ihre Sehnsucht gleich Tage und Stunden bis zu des Wiedersehens Augenblick, so erhielt doch die gegenseitige Zuversicht auf einander ihren Frieden.

Lenore blühete von Tage zu Tage reizender auf; sie wurde unaussprechlich schön, und gewiß würden ihre Reize den Wunsch vieler Männer um ihre Hand erregt haben; wenn ihre Eingezogenheit sie nicht den Blicken aller verborgen hätte. Die Eltern selbst dachten nicht daran, sie zu verheirathen, denn die Zufriedenheit, die ihre Lage ihnen gewährte, ließ keinen Wunsch an eine Veränderung bei ihnen aufkommen; die doch nothwendig vorgehen mußte, wenn eine Heirath ihr geliebtes Kind von ihnen trennte.

So waren abermals drei Jahre verlaufen, und der Zeitpunkt nahete heran, in dem Peter nach der Stadt zurückkehren sollte.

Dieser hatte gleich im Anfange das Leben auf dem Lande ganz nach seinem Geschmack gefunden, und würde die Stadt sogleich vergessen haben, hätte er nicht die Geliebte seines Herzens darin zurück gelassen. Die Nähe der schönen Natur, die einfachen Beschäftigungen, höchst anmuthige Umgebungen seines Aufenthaltsorts und unverdorbne Menschen, die den sanften schwärmerischen Jüngling herzlich liebten, machten ihm das Leben recht angenehm; und um so wohler wurde es ihm hier, als ihm früher sein strenger Vater manche Dornen in das Blumenbeet seiner Jugend gestreuet hatte.

Seine genußvollsten Augenblicke waren es, die er auf einem benachbarten Kirchhofe zubrachte, dessen Aehnlichkeit mit dem in der Stadt, wo er und Lenore sich das gegenseitige Versprechen der Treue leisteten, ihn anzog und zum öftern Verweilen einlud. Hier wie dort wölbten alte Linden ein grünes Laubdach über das Saatfeld des Todes; dort wie hier umfloß ein sanftrieselnder Bach die ernste Ruhestätte

der Wälder; und von dem Einen wie von dem andern hatte man die Aussicht auf ein fruchtbares Getraidefeld, dem schönen Symbol der Aufersehung.

Hier weilte Peter oft. Des Sonntags, aber wenn eine geschäftsfreie Stunde es ihm erlaubte, ging er hieher, dachte an Lenoren und träumte sich in jene lichten Regionen, wo er Worte zu finden hoffte, die das stille geheime Sehnen seines Herzens aussprachen; wo die Räthsel ihm gelöset werden sollten, die eine warme Phantasie seiner Seele vorlegte; und wo er erwartete, die Stimme der Natur verstehen zu lernen, die ihm aus der erglühenden Morgenröthe, aus den tausend Augen des Sternenhimmels und aus dem dämmernden Glanz des Mondenlichts so liebevoll und rührend, doch noch unbegriffen, ansprach.

Der nahe wohnende Pfarrer, ein Greis, dessen langes Leben weit über das längst erloschne Geschlecht seines Mannesalters hinaus ragte, dessen Angehörigen und Freunde schon längst

längst unter ihren bemoosten Grabhügeln schlummerten, und der, wie der Stamm einer alten Eiche, die minder daurenden Bäume des Waldes, ganze Geschlechter kommen und vergehen sah, bemerkte die öftere Anwesenheit des Jünglinges auf dem Kirchhofe. Er kannte ihn und hatte schon früher seine stille, in sich beschränkte Seele lieb gewonnen. Er nahete sich ihm und frug ihn: an welche früher Abgeschiedenen ihn diese Gräber erinnerten? Peter äußerte, daß er keine gestorbnen Freunde beweine; denn so lange er denken könne, habe er keine theuren Angehörigen durch das Grab verlohren. Der Greis sahe ihn lange mit ernstem Blicke an, legte dann die Hand auf sein Haupt und sagte mit feierlicher Stimme: Nun Du wirst auch nimmer einen heimgegangnen Freund betrauren, denn bald und in Liebe wirst Du untergehen, und frühe deckt die mütterliche Erde Deine junge Brust! —

Tief drangen diese prophetischen Worte in die Seele des Jünglinges. Sie schmerzten ihn

nicht; er wurde nicht dadurch erschüttert; sie schienen ihm ein Segen zu seyn; eine Verheissung der Antwort auf die tausend unausgesprochnen Fragen in seiner Brust. Er blieb ruhig; die Sehnsucht seiner Seele wurde milder, seine Hoffnung hob das Haupt zu den Sternen, und jenseits des Lebens lag das Land seiner Wünsche.

Der letzte Sommer, den er auf dem Lande zubringen sollte, war vergangen; längst war der Segen der Felder unter der Hand der Schnitter gefallen, schon schüttelte der Herbst das falbe Laub von den Bäumen und nicht mehr prangte die Flur mit ihrer tausendfarbigen Blumendecke. Seltner kam nun Peter zum Kirchhofe, denn die blätterlosen Bäume und die kahlen Grabhügel, deren grüner Schmuck verschwunden war, verwundeten sein Gefühl, da dieser Sammelplatz der Müden nun nicht mehr das sanfte Bild der Ruhe, sondern ein Gemälde der kalten, schaurigen Verwesung darstellte. Dieses machte sein Verlangen nach der väterlichen Heimath und der Nähe Leo-

rens lauter, und der Aufenthalt auf dem Lande wurde ihm unangenehm.

Der Winter, der die ihm so lieb gewordnen Gräber in Schnee verhüllte, verleidete ihm ganz das Land. Die Reize, die auch dieser Jahreszeit eigen sind, und die Freuden, die sie gewähret, sind nur für ein muntres, frohliches Gemüth, das mit raschem, kühnen Schritt dem Leben entgegen gehet, und rüstig um dessen Freuden kämpfet. Ein stilles, schwärmerisches Herz wird im Winter traurig. Die zarten Schwingen seiner Phantasie sind gelähmt, seine Hoffnungen und Wünsche schlafen gleich den Pflanzenkeimen in der erstarrten Erde, und seine Empfindung hat, wie die schlummernde Natur, den Leichenschleier um. Ihm schien jetzt die Zeit Blei an den Ferfen zu haben; er verging in trübem, sehnsuchtsvollen Brüthen und mit jedem Tage legte sich die Kälte des Winters mehr an das ersterbende Herz.

Aber als die Sonne das traurige Grabtuch von der erwachenden Erde zog; als sie die

sprossenden Keime dem erwärmten Boden entlockte, und der wiederkehrende Lenz die ersten Blümchen auf die grünende Flur streute, da beflügelte sich auf's Neue des Jünglings Phantasie und sein Hoffen und Wünschen erwachte wieder.

Dies war die Zeit seiner Rückkehr. Er fand seinen Vater viel älter geworden, aber auch weicher und zärtlicher, und mit inniger Liebe begrüßte der einsame Greis seinen Sohn. Froh hieß ihn Lenore willkommen; ihr langes Harren war belohnt. Die Liebenden waren beide glücklich durch das Bewußtseyn, einander treu geblieben zu seyn, und konnten ohne Reue auf die drei Trennungsjahre zurückblicken, die des Wiedersehens Augenblick vergalt.

Sie behielten ihre frühere Weise bei; gingen wieder, wie ehemals, des Sonntags zusammen aus der Kirche nach Hause, und sahen sich, wie vorher, zuweilen bei Lenorens Eltern.

Ein junger, reicher Mann hatte jetzt Lenoren gesehen, und ihre Schönheit erregte in ihm

den Wunsch, sie zu besitzen. Er drängte sich an die Jungfrau, suchte ihr zu begegnen, wenn sie einen Spatziergang machte, und wußte ihr stets etwas Schmeichelhaftes zu sagen, oder irgend eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Lenore behandelte ihn mit Artigkeit, doch benahm sie sich so klug, daß er muthmaßen konnte, er werde eine abschlägige Antwort erhalten, wenn er um ihre Hand anhalte. Wichmann — so hieß er — war der Mann nicht, der sich so leicht durch etwas abschrecken ließ, denn er verließ sich auf sein Geld, mit dem er alles möglich machen zu können glaubte. Er hielt bei den Eltern des Mädchens um sie an, und diese, die den Antrag ehrenvoll fanden, gaben ihm Hoffnung; doch baten sie sich Bedenkzeit aus, und erlaubten ihm, unterdessen sie zu besuchen.

Er benutzte, so oft es der Wohlstand zuließ, diese Erlaubniß, und hatte bei seinem wiederholten Besuch Gelegenheit, den engelreinen Charakter Lenorens zu bewundern, wodurch sein Verlangen, sie die Seine nennen zu

Lenoren, unendlich gesteigert wurde. Endlich hat er sie selbst um ihre Hand, doch sie gab ihm ein für allemal eine abschlägige Antwort.

Wichmann gehörte zu den Menschen, die, ohne gerade leidenschaftlich zu seyn, alles an ihren Willen setzen; denen jedes Mittel recht ist, wenn es nur zum Zweck führet, die also nie an die Möglichkeit des Mißlingens ihrer Pläne glauben wollen, da sie in der Regel, bei der freien Wahl der Mittel, ihre Absicht zu erreichen wissen. Darum gab er seine Hoffnung, Lenoren zu besitzen, keinesweges auf.

Er sah' ein, daß ihm ein unbekanntes Hinderniß bei seiner Bewerbung entgegen stehe; dies zu entdecken, war seine erste Sorge. Peters Unbefangenheit ließ ihn hierüber nicht lange in Zweifel, denn diesem fiel es nicht ein, seine reine Neigung zu Lenoren gegen Jemanden verbergen zu wollen, und undenkbar war es ihm, daß sich ein Dritter zwischen ihn und seine Geliebte drängen könne.

Lange war Wichmann mit sich selbst darüber nicht einig, wie er es anfangen sollte, um

seinem Zwecke näher zu kommen; doch bald sah he er ein, daß es ihm nie gelingen würde, Leonorens Neigung zu gewinnen, wenn er es nicht dahin bringen könne, daß ihr Peter gleichgiltig würde. Auf diese Ueberzeugung baute er seinen Plan.

Mit großer Zuvorkommenheit drängte er sich an den Jüngling, bewarb sich um dessen Freundschaft, und war bemüht, seine Grundsätze zu verderben, damit er auf diese Weise Leonoren verächtlich würde. Er hätte bei vielen Andern seine Absicht erreicht, doch bei dieses Jünglinges fleckenlosem Wandel, bei seinen unentweihten Sitten und bei seiner so ganz reinen Phantasie, die der Verführer nie begreifen, also auch nicht darauf wirken konnte, war sein Bemühen vergebens. Zwar schien dieser wirklich Wohlwollen für ihn zu empfinden, und nahm auf sein Anrathen einen freieren Anstrich in seinen Sitten an, doch nie gelang es ihm, dessen Sinnlichkeit in soweit aufzuregen, daß er sich zu einer zweideutigen Handlung hätte verleiten lassen; so süß und entschuldigend er

[illegible] mannigfaltigen Verkrungen junger Leute darzustellen wußte, denn alle Hindeutungen darauf waren dem noch so ganz unschuldigen Peter unverständlich. Als ihn aber Peters Vater einigemal bei sich gesehen hatte, verbot diser seinem Sohne durchaus den Umgang mit Wichmann; denn der alte Menschenkenner blickte tief in des Heuchlers verdorbnes Herz, und sahe deutlich die Schlangenwindungen, mit denen er seine Schlechtheit dem Blick des strengen Biedermannes zu entziehen strebte.

Lenorens Eltern hatten mit ihrer Tochter über die Bewerbung Wichmanns gesprochen und ihr angedeutet, daß es ihr Wille sey, sie mit ihm zu vermählen. Lenore fiel weinend ihrer Mutter um den Hals, und bat, sie nicht unglücklich zu machen; doch diese, die in der Weigerung der Jungfrau nur eine kindische Ziererei sah, konnte zu nichts weiter, als zu einem Aufschub bewogen werden, da sie sich für überzeugt hielt, daß ihr Kind mit Wichmann glücklich seyn würde.

Lenore eilte, ihrem Geliebten Nachricht von dem ihr gemachten Antrage zu geben. Sie bat ihn, auf Mittel zu denken, sie von dem Verhaßten zu befreien, da sie ihm ihr gegebnes Versprechen einer ewigen Treue nicht brechen wolle; es ihr auch nicht möglich sey, an der Seite eines andern Mannes, als den sie liebe, zu leben. Peter beruhigte sie und versicherte, alles aufbieten zu wollen, damit sie ihm nicht entrissen werde.

Wichmann, der, wie alle schlechte Menschen, gern horchte, hatte diese Unterredung der Liebenden gehört, und eilte, ihre Maaßregeln zu verhindern. Er ging zu Lenorens Eltern, und suchte den Charakter von Peters Vater zu verunglimpfen, doch anfangs mißlang ihm dieses. „Der Alte ist ein Ehrenmann! — rief Lenorens Vater — und wer Ihnen etwas Böses von ihm erzählte, hat ihn verleumdet.“ Er mußte einlenken, um nicht selbst als ein Verläumder dazustehn, doch bald fing er wieder an, einige, Lenorens Eltern nachtheilige Aeußerungen, die Peters Vater

gegen ihn gethan haben sollte, vorzubringen, und nun fing man Feuer.

Er versicherte unter andern auch, von ihm gehört zu haben, daß er Lenoren ein hoffärtiges, auf ihre Schönheit eingebildetes Mädchen nannte, mit der ihre Eltern, wer weiß wie hoch hinauswollten, obwohl nichts dahinter sey, und sie am Ende keinen wackern Mann für sie finden würden.

Die alten harmlosen Leute, unbekannt mit der Welt und ihrer Bosheit, konnten es sich nicht als möglich denken, daß ein Bösewicht eine solche Anschuldigung aus der Luft greifen könne; sie waren daher sehr erzürnt auf den Alten, und faßten den Vorsatz, Peters Besuche bei Lenoren zu verbitten. Doch der Heuchler rieth ihnen, dieses wenigstens nicht so plötzlich zu thun, damit auf ihn nicht der Verdacht falle, als habe er die Veranlassung dazu gegeben.

Peter sann unterdessen hin und her, wie er Lenoren retten könne; doch konnte er kein andres Mittel ersinnen, als sich seinem Vater zu

entdecken, damit ihm dieser die Erlaubniß gebe, sie zu heirathen. Nicht ohne Zagen that er diesen Schritt, denn er kannte die Strenge des Greises. Die Liebe erleichterte ihm den sauren Augenblick; er wagte es, allein er hatte den Schmerz, Vorwürfe von dem Alten hören zu müssen, der ihm seine Bitte, seiner grosen Jugend wegen, als eine Thorheit verwies. Nun verlohr er die Hoffnung, das Mädchen seines Herzens von der verhaßten Verbindung retten zu können, und der Tod ward sein Wunsch. Sein Körper drückte bald die tiefen, schmerzhaften Empfindungen seiner Seele aus; die Röthe seiner Wangen erblich, des Auges Strahl erloschz ihn verließ alle Munterkeit und finstrer Gram thronte auf seiner Stirn.

Sein Vater blieb bei aller seiner Strenge, die nicht aus seinem Herzen kam, sondern eine Folge der rauhen Sitten seiner Zeit war, nicht ungerührt von des Jünglinges Schmerz, und nahm sich vor, ihn zu enden. Er rief Vetern, führte ihm zu Gemüthe, daß er noch zu jung

zum Heirathen sey, versprach ihm aber, für ihn um Lenoren anzuhalten; doch mit dem Beding, daß die Vereinigung Beider noch drei Jahr ausgesetzt bleiben sollte. Diesem, der bei der Gewißheit der Erfüllung seines Wunsches mit Freuden auch zehen Jahre gewartet hätte, stand nach dieser Versichrung der Himmel offen; innig dankte er seinem Vater, der sich anschickte, seine Zusage zu erfüllen.

Lenorens Eltern, durch den verläumderischen Wichmann gegen Peters Vater eingenommen, wurden überrascht durch seinen Antrag, den sie nach den Aeußerungen, die er gethan haben sollte, um so weniger vermuthen konnten. Doch statt daraus das Grundlose der ihm gemachten Anschuldigungen zu ersehen, hielten sie solche nun um so mehr erwiesen, da sie glaubten, er habe deshalb so nachtheilig von ihnen gesprochen, um Wichmann, der seinen Absichten im Wege gewesen sey, zu entfernen.

Sie nahmen daher seinen Antrag äußerst kalt auf, gaben vor, Peter sey für ihre Tochter

noch zu jung; drei Jahr aber die Verheirathung ihres Kindes auszusetzen, würde bei ihrem weit vorgerückten Alter Thorheit seyn. Kurz, sie betrugen sich so, daß der alte Biedermann sie mit vieler Empfindlichkeit verließ und den Schritt verwünschte, den er gegen seinen Willen, nur dem Sohne zu Liebe, gethan hatte. Er kam im größten Zorn nach Hause, gab Petern scheltend von dem Ausfall seiner Bewerbung Nachricht, und verbot ihm, jemals an diese Verbindung zu denken, die er nun nicht zugeben würde, und wenn die Eltern des Mädchens ihn selbst darum bäten.

Da fuhr ein tödtlicher Schmerz durch die Brust des unglücklichen Jünglinges. Seine Hoffnung war zerstört; seine Ansprüche an das Leben hatte das Schicksal höhnend zurückgewiesen, die Blüte seiner Wünsche war verwelkt, und kalte, dumpfe Verzweiflung zog in das Herz des Unglücklichen ein.

Nun wurde Wichmann, da er seinen Nebenbuhler entfernt wußte, bei Lenorens Eltern

dringender und diese sagten ihm ihre Tochter förmlich zu. Sie befahlen dem trauernden Mädchen, ihre Hand dem hinterlistigen Buben zu geben, der auf ihren Widerwillen, auf ihre Thränen nicht achtete, da er, selbst herzlos, das Herz und die Neigung seiner zukünftigen Gattin für eine überflüssige Zugabe hielt.

Lenore bat ihre Eltern, sie nicht zu ihrem Unglück zu zwingen; sie weinte zu den Füßen ihrer sonst so guten Mutter, doch vergebens. Vielleicht hätte der Schmerz ihres Kindes die verblendeten Alten gerührt, wenn der Verräther nicht zugegen gewesen wäre; aber als dieser sie an die Schmähungen, die Peters Vater über sie ausgestoßen haben sollte, erinnerte, da zwangen sie sich, hart zu seyn, und die Unglückliche wurde geopfert.

Die Arme drängte ihren Schmerz in die Brust zurück, hob sich von den Füßen ihrer harten Eltern empor, wandte das matte, thränenlose Auge zum Himmel und rief: „Du willst es, daß ich geopfert werde; ich unter-

werfe mich Deinem Willen: doch lindre den Schmerz meiner theuren Eltern, wenn mein Brautkranz sich in eine Todtenkrone verwandelt!"

Die Alten schauderten bei dieser Rede, und verwiesen sie ihr als gottlos, doch waren sie schwach genug, ihr, dem Wichmann gegebnes Wort nicht zurückzunehmen. Dieser verhöhnte das trostlose Mädchen mit kalten Beruhigungsgründen, und verließ sie frohlockend, daß er seinen Zweck erreicht hatte.

Lenorens Eltern, die, außer der Zurücknahme ihres Worts, gern alles zu thun bereit waren, was die Zufriedenheit ihrer Tochter herstellen konnte, ließen sich leicht dazu bewegen, die Stunde, in der die ihr so fürchterliche Verlobung vor sich gehen sollte, noch drei Tage lang zu verschieben; auch verweigerten sie ihr die Erlaubniß nicht, Petern noch einmal zu sprechen. Das arme Mädchen dankte ihnen mit rührender Herzlichkeit für die Erfüllung dieses Wunsches, und versprach, sie durch keine Bitte mehr zu beunruhigen.

Durch ein treues Dienstmädchen ließ sie Peter ein Briefchen zustecken, worin sie ihn um eilf Uhr des Abends auf den Kirchhof beschied. Hier konnte sie stets ungehindert hinkommen, denn aus dem Garten des Hauses ihrer Eltern führte eine Pforte hinauf. Furcht vor dem schaurigen Aufenthalt der Todten kannte sie nicht, denn ihre Hoffnung weilte jetzt nur in diesen Gefilden.

Peter erschien und schloß die Harrende schluchzend in seine Arme. Nicht so, mein Geliebter! — sagte die sanfte Lenore — Thränen gehören nur für das kalte kleinliche Leben; wir gehören ihm nicht mehr an. Ich habe Dich noch einmal herbeschieden; nicht um Abschied von Dir zu nehmen; denn wir werden uns nicht trennen, aber um Dich zu beruhigen, damit Du nicht, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, ungleich von mir denkst. Hier auf dieser Stelle habe ich Dir Treue geschworen, ich werde sie halten: unter des Grabes kühler Decke werden wir vereint. Man zwingt mich, einem Andern mich zu verloben; und Gehorsam ist

eines

eines Kindes unverletzliche Pflicht, von der auch mich nichts entbinden kann. Doch habe ich Gott gebeten, daß er mich zu sich nimmt, und er erhört meine Bitte. Mein Herz sagt mir, daß Du mir folgen wirst, darum weine nicht mehr, denn bald sind wir auf ewig vereint!

Sie umarmte den betrübten Jüngling noch einmal, sagte ihm ein Lebewohl für dies Leben, und hieß ihn darauf nach Hause gehen, denn eben schlug die Thurmuhr Zwölf.

Peter war von seinem Vater vermisset worden, denn der besorgte Alte, der durch seines Sohnes trüben Gram beunruhiget wurde, beobachtete ihn jetzt schärfer, wie sonst. Er fragte den Heimkehrenden, wo er gewesen wäre, und dieser gestand es ihm offen; auch verhehlte er ihm nicht ein Wort von seiner Unterredung mit Lenoren. Er war während seines ganzen Lebens stets wahr gewesen, an der Pforte des Grabes wollte er sich um so weniger durch eine Unwahrheit entweihen. Dem erschütterten

Greise ward es seltsam bekommen um's Herz; er konnte nicht mehr zürnen; seine ehemalige Hitze hatte ihn verlassen, und mit schmerzvoller Wehmuth zog er den Jüngling an sein Herz, indem er klagend rief: O mein Sohn, welchen Jammer bringst Du über mein graues Haupt!

Nicht ich — versetzte dieser — Gott wollte es so, ich kann nicht widerstreben.

Ihr werdet euch doch nicht selbst ein Leides thun? — frug der trostlose Vater.

Nein, mein Vater, — antwortete Peter — wir haben schuldlos gelebt, wir werden auch ohne Verbrechen enden. Gott wird uns selbst auflösen, da uns das Leben nichts mehr bieten kann.

Der kummervolle Greis versank in tiefe Traurigkeit. Er wollte sich selbst die Schuld dieser Trennung beimessen; doch hatte er ja nichts gethan, um seines Sohnes Liebe zu hindern. Er wollte noch in der Nacht zu Lenorens Eltern gehen, um diese zu vermögen, der Vereinigung der Liebenden nicht entgegen zu seyn; doch Peter bat ihn, es nicht zu thun,

da alles vergebens sey, und ihre Herzen schon von dem Schicksal unheilbar gebrochen wären.

Nun lösete sich des Jünglinges Geist immer mehr und mehr von dem Leben los; die schöne Gestalt sank zusammen, die Wange umzog sich mit Leichenblässe; das Auge war ohne Glanz. Der Schmerz brannte nicht mehr in der wunden Brust, denn das Herz war gebrochen. Der Tod arbeitete schon bei ihm in der Werkstätte des Lebens, und lösete ein Band nach dem andern los, das die Seele an den müden Körper band. Schon früher durch seine Empfindung mit dem Tode vertraut, bebte er jetzt vor dem Sterben nicht zurück; viemehr gab ihm der Gedanke, bald mit Lenoren vereint zu seyn, eine süße Beruhigung.

Auch Lenore war, von dem Augenblicke des Abschiedes auf dem Kirchhofe an, mit ihrem Schmerz einig geworden. Sie duldete still, ohne Klagen, ohne Thränen; die Ruhe des Grabes herrschte in ihrer Brust. Schaudernd sahen die Eltern diese verblühende Blume, die

schon die Farbe des Todes trug, an dem Tage der Verlobung umher wanken; doch unbekannt mit der zarten Empfindung dieser schönen Seele, hofften sie noch immer, ihr Schmerz würde vorüber gehn.

Die zur Verlobung angesetzte Stunde kam; mit ihr der Bräutigam und die Zeugen. Schon dämmerte der Abend in den scheidenden Tag hinein, da rief man Lenoren, die, in ihren Empfindungen versunken, im Garten gesessen hatte, in's Zimmer, und forderte ihr das feierliche Jawort ab. Mit matter Stimme sprach sie es aus. Da hörte man plötzlich einen lauten Klang, und der große Spiegel, dem die Jungfrau gegen über stand, hatte einen Riß von oben bis unten. Alle waren erschrocken, nur Lenore nicht. Schweigend hob sie den matten Blick zum Himmel, als wollte sie sagen: ich verstehe Dein Zeichen!

Bis zu diesem Tage hatte das vergehende Mädchen den müden Körper aufrecht erhalten können; nun vermochte sie es nicht mehr. Ihre Schwäche hielt sie im Bette zurück, das sie nun

nicht mehr verlassen konnte, und sichtbar verloſch ihre Lebenskraft. Dieſe zarte Blume, aus Edens milden Regionen, war nicht für die rauhe Erde geſchaffen; der kalte Nord des Lebens knickte dieſe Himmelspflanze, die das geſenkte Haupt nach ihrem ſchönen Vaterlande neigte.

Nun ſahen die kummervollen Eltern, die mit rauhem Starrſinn das ſanfte Herz gebrochen hatten, ihr Unrecht ein. Sie wollten wieder gut machen; ſie wollten alles thun, um ihr Kind zu retten, doch es war zu ſpät. Mit herzlicher Liebe dankte das fromme Mädchen, doch verſicherte ſie, ihr Tod ſey nahe und keine Hoffnung binde ſie an das Leben mehr.

Die jammernden Alten eilten zu Peters Vater, den ſie weinend an dem Bette ſeines Sohnes fanden, der blaß und zerknickt dalag. Geduldig trugen ſie die Vorwürfe des Greiſes, der ihnen die Schuld an dem nahen Tode beider Kinder beimaß. Doch der gutmüthige Jüngling bat ihn, den Schmerz der Betrübten

nicht dadurch noch zu vermehren, und auf sein Verlangen versöhnten sich die trostlosen Greise.

Allmählig verglommte die Lebenskraft Lenotens; sie nahete sich der Auflösung, und merkbar war ihr nahes Scheiden. Sie bestimmte den Ort, wo sie begraben seyn wollte, — es war die Stätte, an der sie ihrem Geliebten einst Treue schwur — ließ es sich versprechen, daß Peter an ihrer Seite bestattet werden sollte, und dann entschlug sie sich aller Erdensorgen. Sprachlos mit gefaltenen Händen, die sie nur öffnete, um die Thränen von den Wangen der trostlosen Eltern zu trocknen, lag sie noch einige Zeit: mit dem scheidenden Tage ging das schöne Herz zur Ruhe.

Peters Verlöschen hielt mit dem seiner Geliebten gleichen Schritt. An ihrem Todestage fiel er in einen sanften, ununterbrochnen Schlummer, und schon schöpfte der kummervolle Vater eine leise Hoffnung, daß die jugendliche Natur seines Sohnes den Gram der Seele überwinden würde; doch der hatte die Rechnung mit dem Leben geschlossen. Da der

Abend herangenahet war, sahen der Vater und die Krankenwärterin, die sich in dem Zimmer befanden, wo der sterbende Jüngling lag, eine Lichtgestalt neben seinem Bette stehen, die sich zu dem Schlummernden hinneigte, und dann verschwand. Ein leiser Schauer durchbebte sie; der Vater trat zu dem Bette des Sohnes: er war nicht mehr.

So vergingen zwei schöne Herzen, die die Liebe brach!

Der gleiche Gram führte die Eltern der Entschlafenen zusammen; sie klagten mit einander, und verabredeten das Begräbniß ihrer Kinder. Beide sollten zu gleicher Zeit begraben werden, und eine Gruft sollte ihre Gebeine aufnehmen.

Eine Myrtenkrone zierte das Haupt der heimgegangnen Himmelsbraut. Peters Vater sandte den Sarg seines Sohnes zu Lenorens Eltern, und von dort aus wurden beide Leichen, unter Glockenklang, mit schauerlichem Pomp, zu ihrer Ruhestätte gebracht.

Mit trocknem Auge folgten die alten Eltern den Särgen ihrer Kinder, denn die Verzweiflung hatte ihren Thränenquell verstopft. In dumpfer Betäubung sahen sie die theuren Ueberreste aller ihrer Lebensfreuden, aller ihrer Hoffnungen, einsenken; mit zerrißnem Herzen wankten sie von dem Grabhügel zurück.

Stumm, in trostlosem Hinbrüten versunken, fand die hereinbrechende Nacht noch die drei kinderlosen Greise beisammen sitzend, in ihrem unendlichen Gram versunken; keine Klage erleichterte ihre gepreßte Brust. Da erhob sich Peters Vater, ergriff die Hände von Lenorens Eltern, und zog die beiden Alten mit sich fort zum Kirchhofe.

Sie näherten sich dem Grabhügel ihrer Kinder, den sie bald bei dem Scheine des Mondenlichtes erblickten; doch sahen die trüben Augen mehr, als das zagende Herz glauben wollte: die Gestalten ihrer Kinder, die, von einem Lichtglanz umflossen, Hand in Hand neben dem Grabe standen. Eine sanfte Wehmuth durchdrang nun wieder die erstarrten

Herzen der Kinderlosen; der versiegte Thränenquell öffnete sich wieder, ein milder Schmerz trat in die Stelle der Verzweiflung. Sie sind vereint! riefen sie, mit himmelwärts gewandtem Blicke, und verließen weinend den Kirchhof.

Bald darauf ging eines Tages Peters Vater zu dem Grabhügel seines Sohnes, um einen Lindenbaum darauf zu pflanzen; er fand hier Lenorens Mutter in einem gleichen Geschäft begriffen. Beide Bäumchen grünten bald fröhlich fort, und umschlangen sich beim weiteren Fortwachsen, so, daß sie nur einen Stamm auszumachen schienen. Sie bezeichneten schön die Vereinigung der Liebenden, die unter ihren Wurzeln ruhn.

Jetzt sind sie schon starke Stämme geworden, und verbreiten einen dichten Schatten über den eingesunknen Grabhügel des liebenden Paares. Alljährig siehet man noch zur Zeit der Lindenblüte, wenn in mitternächtger Stunde der Strahl des Mondes das

Laub dieser Bäume vergoldet, zwei Lichtgestalten in ihrem Schatten stehen; doch schrecken sie den Einsamen nicht, der zu dem Kirchhofe kommt, seinen Schmerz auf diesen Gräbern auszuweinen, sondern sind ihm ein Zeichen, daß jenseit des Grabes vereint wird, was hier die rauhen Verhältnisse des Lebens trennten.

II.

Die verwünschte Burg.

Eine der herrlichsten Gegenden Preussens, von der Natur mit unendlichen Reizen bezaubernd ausgeschmückt, ist das Thal, welches der rechte Arm des mächtigen Weichselstroms von Marienburg aus durchfluthet. Die zahlreichen Dörfer und Landsitze, die sich hier gleichsam aneinander drängen, der prächtige, immerwährend mit Fahrzeugen bedeckte Strom, und die vielen Kanäle, die es durchschneiden; das sanfte Grün der Matten, die überschwenglich reichen Getraidefelder, vom zierlichen Hecken umfaßt, die schattigen Obstwälder und der überall sichtbare Wohlstand der Bewohner dieser Lan-

schaft, machen zusammen ein entzückendes Gemälde aus, dessen hohe Schönheit eine Reihe malerisch gruppirter, waldiger Berge, auf deren entferntsten die hohe Marienburg mit ihren vielen Thürmen thronet, die das liebliche Thal umkränzen, vollendet.

Das kleine, finstre, an dem südöstlichen Ende dieses Thales liegende Städtchen Christburg stehet mit diesem herrlichen Erdstrich in dem auffallendsten, widerlichsten Gegensatze; und dem Wanderer, der diesen ärmlichen, verfallnen, und aller Zeichen des Wohlstandes beraubten Ort betritt, drängt sich bei dem ersten Anblick die Frage auf: woher diese Dürftigkeit, so hart neben des Ueberflusses höchster Fülle? Auch ich ließ meine Verwunderung hierüber laut werden, und ein silberhariger Alter, an den ich mich, um Auskunft zu erhalten, wendete, wies mit bedenklicher Miene auf die Trümmer einer Burg, die drohend von einem hohen Berge auf das Städtchen herabwinkten. Der Glaube, daß dort Geister der Hölle ihre unheimliche Hofstatt halten — so

sagte er — trieb einst unsre reichen Vorfahren von hier; nur wen der Mangel und die unbezwingliche Nothwendigkeit an den heimathlichen Heerd fesselten, der blieb zurück. Dieser Glaube, der noch vor kurzem in seiner ganzen Stärke bestand, da er sich stets von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, wurde daher der Bevölkerung dieses Orts so nachtheilig: denn wer weilet gern in der Nähe einer so schauerlichen Gesellschaft?

Ich bat den Greis um nähere Belehrung. Die finden Sie — beschied er mich — in den Chroniken des Landes; denn hier schmilzt die Sage wunderbar mit der Geschichte zusammen. Und was halten Sie davon? — fragte ich. — „Es gibt Vieles zwischen Himmel und Erde, von dem sich unsre Philosophen nichts träumen lassen" — erwiederte er, und verließ mich mit einer stummen Verbeugung.

Meine Neugierde war zu sehr erregt, als daß ich die Mühe hätte scheuen sollen, eine Menge alter Handschriften und Chroniken zu

durchwühlen. Die Arbeit war nicht geringe, denn obgleich alle alte Geschichtschreiber das Daseyn der Gespenster auf der Burg als eine unbezweifelte Thatsache annehmen, so weichen sie doch in den Nebensachen von einander ab, und widersprechen sich sogar in manchen Fällen. Ich mußte daher eine Auswahl treffen, um nur das zu erzählen, was keinen Widerspruch erlitten hat. Es bestehet in folgender Geschichte.

Der deutsche Orden, der einst auf Befehl des Papstes und des Kaisers, zwar mit geringen Kräften, doch mit desto größerm Muthe und unerschütterlicher Beharrlichkeit die Eroberung des heidnischen Preussens unternahm und vollendete, gelangte durch den Besitz dieses herrlichen Landes zu einer solchen Macht, daß sein Staat den Vergleich mit großen Königreichen aushalten konnte, ohne dabei zu verlieren. Zahllose feste Burgen, volkreiche Städte und blühende Dörfer schmückten das weite, fruchtbare

bare Ordensgebieth; eine weise Verwaltung hatte die Unterthanen der Ritter reich gemacht, und den Ordensschatz gefüllt; und durch seine kriegerische Verfassung wurde dieser geistliche Staat seinen Nachbaren furchtbar. Der Reichthum des Ordens war im vierzehnten Jahrhundert so groß, daß die Ritter nicht nur dem Könige von Dänemark eine unermeßliche Summe Geldes leihen, und für eine andre, eben so große Summe, die Neumark Brandenburg in Pfand nehmen konnten, sondern ein Hochmeister durfte, ohne die Unterthanen deshalb mit größeren Auflagen zu beschweren, den ihm gegen die Lithauer zu Hülfe gezogenen Deutschen ein Gastmahl geben, dessen Kosten die jährlichen Einkünfte eines Königreichs überstiegen.

Dieser große Reichthum wirkte verderblich auf die anfangs strengen und tadellosen Sitten der Ritter, und untergrub ihre Verfassung, die sie einst unüberwindlich gemacht hatte. Sie überließen sich der Ueppigkeit und dem Wohlleben, drückten und mißhandelten die Un-

teethanen, deren Zuneigung sie dadurch verscherzten, beleidigten durch ungerechte Anmaßungen die Nachbaren, und empörten durch ihren Stolz selbst ihre Landsleute, die Deutschen, die nun nicht mehr, wie sonst, um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, unter ihrem Banner gegen die heidnischen Lithauer fochten, sondern nur, durch hohen Sold gelockt, sich ihren Schaaren beigesellten, und also auch wie Söldner, das heißt schlecht, fochten.

Zwar fehlte es einigen Hochmeistern nicht an gutem Willen, die alten reinen Sitten des Ordens wieder herzustellen, und dadurch dem Verderben, das diesem geistlichen Staate drohte, vorzubeugen, doch sie waren nicht unumschränkte Herrscher, sondern mußten die andern Ordensgebiethiger und die General-Kapitel bei ihren Anordnungen zu Rathe ziehen, und da stimmte dann immer die Mehrzahl gegen ihre gute Absicht.

Da die Ritter ihr Lebelang, ihrem Gelübde zu Folge, unverehelicht bleiben mußten, also

weder

weder häusliche Freuden noch Sorgen kannten; auch in Friedenszeiten einen geringen Wirkungskreis für ihre Thätigkeit hatten, so war ihr Sinn stets auf den Krieg gerichtet, der ihnen Beute und Beschäftigung gab. Längst war ihnen der Kampf ein Spiel geworden, denn sie blieben Sieger in jeder Schlacht, da ihre Gegner nicht mächtig genug waren, ihren wohleingerichteten, streitgeübten Heeren zu widerstehen. Die Fehden mit den Herzogen von Pommern beschäftigten nie die ganze Kriegesmacht des Ordens; die Könige von Polen wagten es nur selten, mit den deutschen Rittern anzubinden, und nur mit den Großherzogen von Lithauen hatten die Kreuzherren manchen blutigen Strauß zu bestehen, die sie deshalb nie ganz unterjochen konnten, weil Lithauens undurchdringliche Wälder und Moräste den Bewohnern jenes Landes Zufluchtsörter darbothen, in welche die Ritter mit ihren schweren Rüstungen ihnen nicht folgen konnten. Sie waren daher, sobald sie diese Verstecke erreicht hatten, in Sicherheit; denn das Ge-

heersheer mußte sich gewöhnlich bald, aus Mangel an Lebensmittel, aus diesem unwirthlichen Lande zurück ziehen.

Dies war zu Ende des vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Lage der Kreuzherren in Preußen, die sich nun durch einen Umstand, der sich weder vorhersehen noch verhindern ließ, auf eine für den Orden sehr nachtheilige Weise änderte.

Jagello, Großherzog von Lithauen, ein Mann, der bei dem größtmöglichsten Grade persönlicher Feigheit eine unerschöpfliche Arglist besaß; ein Fürst, der durch niedrige Ränke und Gaunerkniffe seine Krone verunzierte, bekannte sich zur christlichen Religion, da er durch diese Glaubensveränderung zu dem Besitz der wunderschönen, durch ihre Tugenden berühmten Prinzessin Hedwig gelangte, und mit ihrer Hand zugleich die polnische Königskrone, deren Erbin sie war, erhielt. Wider ihren Willen mußte sich die holde Königstochter dazu entschließen, dem rohen, häßlichen und

schon bejahrten Lithauer ihre Hand zu geben; doch die polnischen Großen, die durch dieses Ehebündniß sowohl die Vergrößerung des Reiches, als auch die Vermehrung ihrer Vorrechte beabsichtigten, zwangen sie dazu, und ihr blieb, wie gewöhnlich den Erbinnen großer Throne, keine Wahl.

Den Rittern war diese Vereinigung Lithauens mit Polen höchst unangenehm, denn die nun verdoppelte Macht jenes Reiches konnte ihnen furchtbar werden. War es nun gleich zu ihrer Sicherheit nothwendig, diese Macht, ehe sie noch fest begründet war, zu brechen, so rieth doch die Klugheit, den gelegnen Zeitpunkt dazu abzuwarten; indessen der streitsüchtige Orden wollte von keinem Verzuge hören, sondern bestand auf Krieg mit Polen. Vergebens riethen alte, erfahrne Ritter zum Frieden; umsonst sträubte sich der Hochmeister Ulrich von Jungingen gegen die Kriegeserklärung: die Mehrzahl der im Ordenskapitel versammleten Ritter stimmte dafür, und er mußte nachgeben.

Jagello, oder, wie er nach der Taufe hieß, Wladislav, hatte dieses vorausgesehen, und sich darauf vorbereitet. Er bot die rüstige Mannschaft von ganz Lithauen auf; versammlete aus seinen polnischen Provinzen ein großes Heer, und vermochte sogar den Tartarchan, ihm zur Hülfe herbei zu eilen; obgleich er, zum Lohn dafür, dessen zügellosen Horden die Brandschatzung der schönsten Landschaften seines Reiches gestatten mußte. Selbst hiebei ließ er es noch nicht bewenden, sondern bestach die von den deutschen Rittern geworbnen Söldner, die von Deutschland aus im Anzuge waren, mit schwerem Gelde, daß sie entweder zur bestimmten Zeit nicht im Felde erschienen, oder zu ihm übergehen sollten; und überhaupt verabsäumte er kein Mittel, seine Macht zu verstärken, und die der Gegner zu schwächen.

Der Hochmeister sahe das Mißliche der Lage des Ordensstaats sehr wohl ein. Das lange Außenbleiben der deutschen Söldner, auf die er so fest gerechnet hatte, verhinderte ihn,

den Schauplatz des Krieges in Feindes Land zu verlegen, wodurch Wladislav einen bedeutenden Vortheil über ihn erhielt. Denn dejenst des Polenkönigs Heer nach Preußen kam, so wurde dieses reiche Land den Plünderungen und Brandschatzungen dem Feinde Preis gegeben, wofür ihm nachmals, wenn er auch siegte, das arme Polen keinen Ersatz bieten konnte. Ueberdem brachte er in Erfahrung, daß viele deutsche Kriegesknechte die Heeresmacht seines Feindes vermehrten, und daß Kaiser und Reich mit dem Orden als muthwilligen Urheber dieses Krieges, hochst unzufrieden waren; weshalb er um so weniger auf einen freiwilligen Beistand der deutschen Fürsten rechnen konnte.

Diese Umstände erfüllten das Gemüth des Herren mit bangen Sorgen, und versetzten ihn in eine immerwährende üble Laune. Der fromme, sanfte Gebieter hatte sich in einen rauhen, strengen Befehlshaber verwandelt, dem es keiner recht machen konnte, und dem auch die pünktlichste Erfüllung seines Willens

sein Zeichen des Beifalls abgewann. Hatte er gegen sein Besserwissen der Mehrheit, in Hinsicht des Krieges, nachgeben müssen, so durfte es dagegen jetzt Niemand wagen, ihm in Sachen rathen zu wollen, deren Anordnung ihm allein oblag; bitter wies er jeden Einredenden zurück, und keiner konnte ein freundlich Wort von ihm erhalten.

Unterdessen versäumte er nicht, so viel die Umstände es erlaubten, sich zum Kriege zu rüsten. Er ließ die festen Schlösser mit Mundvorrath versorgen; die Schmiede mußten durch Tag und Nacht arbeiten, um Waffen in hinreichender Menge zu verfertigen, und alle streitbare Mannschaft des Landes wurde aufgeboten, um schnell ein Heer zusammen zu bringen, das dem Vordringen des Feindes Einhalt thun könnte. Treu, wie sie sich in der neusten Zeit bewiesen haben, eilten die wackern Preußen zu den Fahnen der Ritter, und bald hatte, zu des Landes Schutz, sich ein Heer von hunderttausend Mann versammlet, von denen jeder von

Begierde brannte, sich mit dem Feinde des Vaterlandes in offner Feldschlacht zu messen.

Doch die Heeresmacht Wladislavs war, durch die Hoffnung einer reichen Beute gelockt, zu einer unermeßlichen Menge angewachsen. Alles, was in Polen und Lithauen eine Waffe führen konnte, hatte sich bei des Polenkönigs Schaaren eingefunden, der, nachdem ihn die Tartaren und deutschen Söldlinge noch verstärkt hatten, dreimal hundert tausend Mann in seinem Heere zählte, mit dem er über die preußische Grenze brach, und verwüstend im Lande waltete.

Sechs Stunden von der hochberühmten Pfalz, zu Marienburg, in der die Hochmeister des deutschen Ordens ihr Hoflager hielten, lag auf einem hohen Berge, mit dicken Mauren und tiefen Graben umgeben, und mit festen Thürmen wohlversichert, eine stattliche Burg, Christburg genannt. Von einem in der Kriegs- und Baukunde wohlerfahrnen Ritter, schon in den frühsten Zeiten, da der Orden nach Preußen kam, und, wie die Sage geht, nicht

ohne Hilfe der schwarzen Kunst erbaut, gehörte diese Burg zu den festesten in Preußen, und nie wurde sie von einem Feinde erobert. Sie war vorzüglich aus dem Grunde wichtig, weil sie, ihrer Festigkeit und Lage wegen, für eine Vormauer von Marienburg, und für einen Schlüssel zur Weichselniederung galt, die durch sie, gegen einen andringenden Feind, vollkommen gedeckt waren. Deshalb wurde sie auch nur einem tapfern, bewährten, in Ansehen stehenden Ritter anvertraut, und die Würde eines Comthurs zu Christburg war beinahe so bedeutend, wie die eines Großgebietigers. *)

An dem Fuße des Berges, den diese Burg krönte, breitet sich das Städtchen Christburg aus, das in der damaligen Zeit, seiner freund-

*) Im deutschen Orden waren fünf Großgebietiger, nämlich: 1. Der Groß-Comthur, (Staatskanzler) 2. der Ordens-Marschal, (Befehlshaber aller Heere) 3. der Spittler, (Almosenpfleger) 4. der Tressler, (Schatzmeister) 5. der Trappirer, (Grandmaître de la Garderobe).

lichen Lage wegen, von vielen wohlhabenden Bürgern bewohnet wurde. Unter andern lebte auch darin ein junger Handelsmann, mit Namen Anton Schwarz, der wegen seines Fleißes und seines tadellosen Lebenswandels allgemein hochgeachtet wurde. Wenn andre seines Alters und Standes sich durch Spiel und Tanz belustigten, oder mit Trinken gütlich thaten, so saß Schwarz sittsam im Kreise der Alten, deren Unterhaltungen er aufmerksam zuhörte, um ihre Erfahrungen zu benutzen; wenn andre Jünglinge mit den Dirnen tändelten, oder andre Leichtfertigkeiten trieben, so nahm er keinen Theil daran, sondern hielt sich zu gesetzten, achtbaren Männern, deren Umgang ihn ehrte. Gern half er den Bedrängten; kein Bittender ging ungetröstet von seiner Thüre. Seine Frömmigkeit, sein sittsames Betragen und seine Thätigkeit wurden von ermahnenden Vätern ihren Söhnen zum Muster aufgestellt, und wer einen vollkommen guten, jungen Mann mit einem Ausdruck bezeichnen wollte, der sagte: er ist so wacker, wie Anton Schwarz.

Außerdem war Schwarz auch mit Glücksgütern durch eine reiche Verlassenschaft des sparsamen Vaters hinlänglich gesegnet; und was ihm, in den Augen der mannbaren Jungfrauen, einen vorzüglichen Werth gab, die Natur hatte seinen Körper in großer Fülle mit männlicher Schönheit ausgestattet. Kein Wunder, wenn töchterreiche Mütter sich ihn zum Eidam wünschten; sehr natürlich, wenn in dem Busen so mancher reifenden und reifen Jungfrau das Verlangen erwachte, an seiner Seite, als sein geliebtes Weib, die Lebensbahn zu durchwandeln. Es fehlte auch nicht an Winken und Andeutungen, die diese Wünsche und dieses Verlangen ausdrückten; es wurden alle Mittel und Wege versucht, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; und man ging endlich, da alles nichts verfangen wollte, ziemlich deutlich mit der Sprache heraus, doch leider ohne alle Wirkung. Schon glaubte man, er habe der Liebe auf ewig abgeschworen, und sein Herz sey schlechterdings nicht zu rühren, als auch seine Stunde schlug, und er, der so lange gleich-

giltig, auch gegen die wirklich schönen des schönen Geschlechts, gewesen war, desto wärmer und inniger die Allgewalt der Liebe fühlte.

Auf einem Banquet sahe Schwarz die holde Gertrude, des Bürgermeisters anmuthsvolle Tochter, und diese trug den Sieg über sein Herz davon. Der Ehrentanz, den er mit ihr tanzte, gab ihm Gelegenheit, sich ihr zu nahen. Händedruck und Blicke, die seine Gefühle bezeichneten, wurden verstanden und erwiedert; bald waren ihm seine Empfindungen klar, und noch ehe er das Fest verließ, hatte er bei sich beschlossen, sie oder keine sollte seine eheliche Hausfrau werden.

Er sandte, wie es die damalige Sitte gebot, seinen Oheim zu dem Bürgermeister, bei diesem um die Hand seiner Tochter für sich anzuhalten. Der alte Herr hätte nun zwar gern einen aus dem Rathe zu seinem Eidem erkieset, und zeigte sich anfangs sehr schwierig, doch konnte er nicht dem Bitten des einzigen geliebten Töchterchens widerstehen; die Vaterliebe

legte, und er sagte sie dem Bewerber zu. Schwarz führte sein junges Weib heim, und lebte ein Jahr lang in einer beneidenswerthen Ehe; bis der Teufel der Leidenschaft auch das Unkraut des Lasters unter den Waizen seines häuslichen Friedens streute, welches mit furchtbarer Eile zum Verderben beider emporwuchs.

Ein junger Ritter vornehmen Stammes war dem Konvent zu Christburg beigegeben worden, um unter der Aufsicht des derzeitigen Comthurs, Herrn Walter von Trieheim, des Ordens Brauch und Sitte inne zu werden. Aus Rücksicht auf seine hohe Abkunft, die aber die Chronik nicht näher bezeichnet, sahe man dem jungen, wüsten Mann vieles nach, und nahm es mit seinen Sitten nicht so genau, die in der That höchst verderbt waren. Er durfte aus dem Convente wegbleiben, konnte Tageslang auf der Jagd, oder in fremden Burgen umherziehen, und sich seiner Willkür ganz überlassen, ohne deshalb eine Rüge fürchten zu müssen.

Dieser sah bei seinen Streifereien durch die Stadt die holde Gertrude, und seine Sinnlichkeit wurde bei dem Anblick ihrer Schönheit erregt. Der Wunsch, das reizende Weib zur Beute seiner Lüste zu machen, stieg in ihm auf, und er sann darauf, ihn in Erfüllung zu bringen. Er suchte Bekanntschaft bei den Nachbarn des Schwarz zu machen, forschte bei ihnen mit gleichgiltiger Miene nach den Verhältnissen seines Hauses, und brachte in Erfahrung, daß Schwarz seiner Geschäfte wegen öftere Reisen machte, die ihn mehrere Tage lang vom Hause entfernt hielten. Hierauf baute er seinen Plan.

Geradezu durfte er das Haus des Schwarz in dessen Abwesenheit, nicht besuchen; denn nicht nur fehlte ihm dazu ein Vorwand, sondern der gute Ruf der jungen Frau hätte auch dadurch gelitten, die ihn deshalb schon gemieden haben würde; er schlug daher, zur Erreichung seines Zweckes, einen andern Weg ein. Eine alte Betschwester, die unter dem Deck-

Mänkel der Frömmigkeit die größten Schandthaten verübte, sobald sie ihr Gewinn brachten, bot ihm sehr bereitwillig die Hand zur Ausführung seines Bubenstücks. Diese drängte sich an Gertrude, machte sich durch ihre heuchlerische Frömmigkeit, und durch mancherlei kleine Hilfleistungen und Gefälligkeiten bei dem jungen Weibe beliebt, und wurde ihr am Ende, da ihr die Gabe der Unterhaltung zu Gebote stand, beinahe unentbehrlich. Die alte Sünderin lud nun die Gattin des Schwarz öfter zu sich in ihre Wohnung, die in einem abgelegnen Theil der Stadt befindlich war, ein, und erst, als Gertrude schon mehrmals bei ihr gewesen war, erschien auch, wie zufällig, der Ritter, der sich aber sehr bescheiden betrug, und mit keinem Blick verrieth, daß die junge Frau die Ursache seines Kommens sey. Der Abrede gemäß begab er sich bald hinweg, und nun konnte die Alte in ihrem Lobe des Ritters kein Ende finden, den sie als den tugendhaftesten und wohlthätigsten jungen Mann schilderte, der sie nur deshalb besuche,

um durch ihre Hand den Armen Unterstützungen zukommen zu lassen.

Hiedurch war die Bahn gebrochen, und Gertrude an das Zusammentreffen mit dem Ritter allmählich gewöhnt, der anfangs nur eine kurze Zeit bei der Alten verweilte, damit jene nicht durch seine öftere Anwesenheit verscheucht werden möchte. Nur nach und nach fing der Ritter sich auch mit Gertruden zu unterhalten an; doch mit so vieler Sittsamkeit und Mäßigung, daß auch nicht eine zweideutige Aeußerung seine Absicht verrieth. Dieses Benehmen erwarb ihm ihren Beifall; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein schöner Ritter von vornehmen Stamme ihr mit Ehrfurcht begegnete, und dadurch wurde die erste Wache ihrer Tugend, die Vorsicht, eingeschläfert.

Der Ritter übereilte sich nicht. Er kannte die Weiber, trotz seiner Jugend, sehr gut, und wußte, daß er es hier mit keiner von den gewöhnlichen, deren Tugend nur darum bewahret blieb, weil sie nicht versucht wurde, zu thun habe; im Gegentheil, er würdigte Gertru-

dens Charakter sehr richtig, doch eben dieses war seiner Lüsternheit ein neuer Sporn. Das Mitleid sollte sie ihm näher bringen.

Auf sein Geheiß schwatzte die alte Bettel dem jungen Weibe viel von des Ritters Unglück vor. Sie erzählte, daß der gute Ritter wenig frohe Stunden habe, denn er passe durchaus nicht für den Stand, in dem er sich befinde. Sein sanftes Herz wolle lieben und geliebt seyn. Er habe ihr oft mit Thränen in den Augen versichert, er wolle gern der geringste Knecht seyn, mit harter Händearbeit seinen Unterhalt gewinnen, wenn er nur ein trautes Weib sein nennen könnte. Einen Freund — fuhr sie fort — habe der arme Jüngling auch nicht, denn die Ritter oben auf der Burg wären ihm viel zu rauh, und lockern Sitten ergeben. Er sey seines Lebens ganz satt, und wer weiß, wozu ihn die Verzweiflung noch einmal triebe.

Durch dergleichen Reden ward Gertrudens Mitleid rege gemacht, sie bedauerte den Unglück-

Unglücklichen, der ihre Theilnahme durch Seufzer und traurige Gebehrden noch mehr zu steigern, und so sich in ihr Herz zu schleichen wußte, das schon für ihn lebhafter zu empfinden anfing. Die alte Kupplerin fragte ihn in Gertrudens Gegenwart um die Ursache seiner Betrübniß, die er nur zögernd kund machte, und dabei die junge Frau unvermerkt in's Gespräch zog. Diese, einmal mit der Ursache seines Kummers bekannt, ließ einige Trostesworte fallen, die mit solcher ausgezeichneter Freude aufgenommen wurden, daß die schon Befangene es sich nicht versagen konnte, ihm zuweilen einige Beruhigungsgründe an's Herz zu legen; wodurch denn eine Art von Vertraulichkeit zwischen beiden entstand, die sie ihm um vieles näher brachte, aber nichts im Betragen des Ritters änderte. Diese Vertraulichkeit wurde allmählig immer inniger, und es entstand eine Seelenfreundschaft daraus, die dem Leidenden unendlich wohl zu thun schien, der nach, wie vor, in den Schranken der zartesten Bescheidenheit blieb.

So fein wußte der Verführer den Fall eines unschuldigen Weibes vorzubereiten; mit solcher kaltberechneten, teuflischen Bosheit sie zu umstricken, daß ihm sein Opfer nicht entgehen konnte. Schon waren Blicke und Händedruck gewechselt, schon waren Mitleidsthränen geflossen, und noch hielt der Verräther mit einem Angriff auf ihre Tugend zurück. Mußte die Ueberlistete nicht fallen, da sie so sicher gemacht wurde? Die Zusammenkünfte bei der Kupplerin wurden häufiger, seine Klagen verzweiflungsvoller, das Mitleid inniger, die Freundschaft zärtlicher und die Tugend Gertrudens sank, da kein Engel zu ihrem Schutze erschien.

Schwarz ließ sich von den Zusammenkünften seiner Gattin mit dem Ritter nichts träumen. Er hatte zu viel Zutrauen auf seines Weibes Tugend, als daß er auch nur dem leisesten Argwohn hätte Raum geben sollen; überdem aber war der Geruch der Heiligkeit der alten Betschwester so groß, daß er durch ihren Umgang die Ehre seiner Hausfrau dop-

welt sicher glaubte. Er trieb daher seine Geschäfte unbefangen, reisete und kam, und fand sein Glück in seines Trudchens Liebe.

Gertrudens Fall war von fürchterlichen Gewissensbissen begleitet. Die Reue über ihre Untreue nagte mit ihrem Schlangenzahn an dem Herzen der Unglücklichen, und machte sie trostlos. Vergebens bemühete sich der Ritter, sie zu beruhigen; umsonst wollte die alte Kupplerin ihr das Vergehen in einem milderen Lichte, und als einen leicht verzeihlichen Fehltritt darstellen: sie hatte mit ihrer Tugend auch ihre Ruhe verloren.

Am Abend des Tages, an dem es dem Deutschherren gelang, die Unschuld des unglücklichen Weibes zu morden, kehrte ihr Gatte von einer Reise heim. Er fand seine Hausfrau in Thränen und in Schmerz versunken, und erhielt auf seine Frage nach der Ursache ihres Kummers nur eine zweideutige, unbefriedigende Antwort. Vergebens drang er erst mit Liebe, dann mit dem Ernst des Hausvaters in

te, ihm ihrer Thränen Quelle zu entdecken; er mußte sich mit leeren Ausflüchten begnügen, ohne den Grund von der Veränderung der Gemüthsstimmung seiner Gattin erfahren zu haben, und dadurch erwuchs in seiner Seele ein Argwohn, der nur erst von diesem Zeitpunkt an bei ihm Wurzel zu fassen begann. Nicht ohne Unruhe begab er sich daher auf eine neue Reise; denn zum ersten Male fiel ihm die Möglichkeit ein, von derjenigen, die er mehr wie sein Leben liebte, hintergangen werden zu können.

Gertrude wollte den Kreuzherren nicht wieder sehen, denn wiewohl sie ihn jetzt mit einer unendlichen Stärke liebte, war sie doch noch nicht verderbt genug, um eine Entschuldigung ihres Fehltritts finden zu können, und ihr Gewissen gebot ihr, die Wiederholung des Verbrechens zu vermeiden. Doch der Ritter ließ so dringend um noch eine Zusammenkunft bitten; ließ ihr die Versichrung geben, daß er nur Abschied nehmen und sich dann auf ewig aus der Gegend entfernen wolle, und wieder-

holte durch die Kupplerin seine Bitten so lange, bis sie, in ihrem Vorsatz wankend gemacht, einwilligte, und ihn wieder sah.

Was vermag eines schwachen Weibes Vorsatz, wenn ihr eigen Herz gegen ihre Entschlüsse im Bunde ist? Sie kam zu der Verführerin, sie sahe den Ritter wieder, und sündigte auf's Neue. Der Geliebte bat, sie wiederholte ihre Besuche, und bald wurde das Gewissen von der stärker werdenden Lustbegier so eingeschläfert, daß sie das Laster liebgewann.

So vorsichtig der deutsche Herr bei seinen Zusammenkünften auch zu Werke ging, so waren sie doch nicht unbemerkt geblieben, und gerade diese Vorsicht, die ihn veranlaßte, auf Umwegen und durch den Garten in das Haus der Betschwester zu kommen, machte auch den Verdacht gegen ihn rege, daß der Grund seiner Besuche das Tageslicht scheuen müsse. Man wurde aufmerksam; man begab sich auf's Lauren, und leicht ward nun die Ursache entdeckt, warum der Kreuzherr die alte Mumme

besuchte; denn man sahe Gertruden auf dem nämlichen Wege auch dahin gehen. Bald wußte die ganze Stadt um diese Zusammenkünfte, die auch einem Vetter des Schwarz, der auf dem Schlosse als Knappe diente, berichtet wurden; der nun mit Schmerzen die Zurückkunft des betrognen Mannes erwartete, um ihm über die Untreue seines Weibes die Augen zu öffnen.

Schwarz kehrte früher, als er geglaubt hatte, und gerade zu einer Zeit wieder, als das buhlerische Paar bei der Kupplerin war, und der Vetter Kuno — so hieß er — eilte mit seiner grausamen Dienstfertigkeit, dem betrognen Gatten sein Unglück zu offenbaren. Schmerz und Wuth erfüllten das Herz des Bedaurungswürdigen; er eilte in Kunos Begleitung durch den Garten in das Haus der alten Heuchlerin, und traf sein verführtes Weib mit dem deutschen Herren im Bette an. Wüthend fuhr er auf das lasterhafte Paar zu, und führte mit seinem Stabe einen gewaltigen Schlag nach ihnen, um sie beide zu vernichten.

Doch der Ritter bog ihm aus, und entfloh, mit Zurücklassung seiner Kleider, nach dem Schlosse; aber der Schlag traf das Haupt der Sünderin, und entseelte sie.

Der unglückliche Mann wurde nun als ein Mörder festgenommen und nach dem Burgverließ gebracht. Der Comthur wollte ihn zum Tode verdammen, und der ganze Konvent war einstimmig seiner Meinung, da alle Ritter, selbst schuldbewust, den Ehebruch für einen unerheblichen Fehltritt hielten; dagegen aber die genommene Blutrache, besonders da sie auf einen aus ihrer Mitte auch abgesehen gewesen war, für einen Frevel erklärten, der nur durch Blut gebüßet werden könne. Doch die Bürger nahmen sich des armen Schwarz an, und droheten, den gottlosen Lebenswandel der Ritter, die schon so manche verführte Unschuld auf ihrem Gewissen hatten, bei dem Hochmeister zu verlautbaren; und durch diese Drohung geschreckt, entließen sie den bedaurenswerthen Rächer seiner Ehre der Haft. Kuno aber war

verschwunden, und wurde nie mehr gesehen. Einige Ritter hatten ihm gedrohet: sie wollten ihm den an seinem Herrn begangnen Verrath nach Verdienst lohnen, und ein Wimmern, welches man bald darauf aus der Tiefe eines Kluftgewölbes vernahm, macht es wahrscheinlich, daß er da sein Ende gefunden habe.

Der beklagenswerthe Schwarz entging nun zwar der Strafe, die ihm seine partheiischen Richter zugedacht hatten, doch sein Gewissen machte ihm Vorwürfe über seine rasche That, und bittre Reue raubte ihm den Frieden seiner Seele. Der blutige Schatten seiner Gattin stand ihm stets vor Augen, war der Traum seiner Nächte und sein Gefährte bei Tage, und weder Gebet noch Priestersegen vermochte ihn zu verbannen. Sie war ja nur ein schwaches Weib; gewiß nicht die Verführerin, sondern nur die Verführte, und er hatte sie unvorbereitet, ohne daß ihr Zeit zur Reue und Buße blieb, in eine andre Welt gesendet; unversöhnt mit ihrem Gewissen vor einen

strengen Richterstuhl gestellt. Dieser Gedanke marterte ihn immerwährend und häufte die Qualen der Verzweiflung auf sein Herz. Zwar sparte er kein Geld, um Seelmessen für die Verblichne lesen zu lassen; auch war er längst vor dem Beichtstuhl von aller Schuld frei gesprochen worden, dennoch aber fand er keine Ruhe, und sein Zustand glich dem eines Verdammten.

Da rieth ihm ein frommer Mönch nach Rom zu gehen, zu den Füßen des heiligen Vaters die Bürde seines Gewissens niederzulegen, und von dem Oberhirten der Christenheit mit seiner Entsündigung seine Seelenruhe wieder zu erhalten. Diese Weisung erfüllte ihn mit Hoffnung; er bestellte sein Haus, ergriff den Pilgerstab, und machte sich auf, um an dem Throne des sichtbaren Oberhaupts der Kirche Vergebung zu erlangen.

Dieses alles geschah kurz vor dem Ausbruche des Krieges, dessen zu Anfange dieser Geschichte gedacht ist, der so entscheidend für das Schicksal von Preußen wurde.

In der Zeit, als sich der Krieg zwischen den Rittern und Polen entspann, gebot Herr Walter von Trieheim auf Christburg als Comthur. Herr Walter war ein stolzer, wilder Mann, dem Kämpfe und Schlachten eine Lust wären; dessen unruhiger Geist stets aus den Mauern seiner Burg strebte, daher er auch sein ganzes Ansehen verwandt hatte, um die Ordensbrüder für den Krieg zu stimmen, in der Hoffnung, daß auch ihm ein Heerhaufe zur Anführung anvertraut werde. Doch der Hochmeister, der den bösen Dienst kannte, den ihm Trieheims Streitbegier geleistet hatte, schien seiner, bei Ansetzung der Hauptleute, vergessen zu haben, und da an alle Comthure der Befehl erging, sich in's Feld zu stellen, harrete Herr Walter vergebens auf diesen Ruf.

Nun trug es sich zu, daß eines Tages, gerade als der Ritter von Trieheim auf die Jagd ritt, der Hochmeister, um eine Musterung des Heeres zu halten, ohnfern der Burg Christburg vorbei zog. Ritter Walter, der

nicht glauben konnte, daß er bei Ertheilung der Anführerstellen übergangen seyn sollte, sondern für gewiß annahm, daß auch er am Kampfe Theil haben würde, nahete sich dem Herrn grüßend und fragte: wem er während des Krieges die Burg Christburg anvertrauen wolle? Der Hochmeister sahe ihn lange mit durchbohrendem Blicke an, dann antwortete er mit donnernder Stimme: Dir und allen Teufeln, die zu diesem Kriege gerathen haben!

Ritter Walter, ein Mann, der auch dem Kaiser furchtlos gegenüber gestanden haben würde, schrack bei dieser Antwort zusammen; er fühlte eine Angst in sich, als ob er wehrlos von dem Feinde überfallen wäre, und vermochte nicht, den erzürnten Fürsten um eine Heerführerstelle zu bitten.

Der verhängnißvolle Tag der Schlacht nahete heran. Der Polen und Tartaren ungeregelte Horden verheerten das Land, und begingen, von keinem Verbote eines menschlichen Befehlshabers daran verhindert, Grausamkeit

ter und Frevel, vor denen die Menschheit schaudert. Verbrannte Dörfer und Städte, verheerte Saaten, ermordete Greise und Kinder, geschändete Frauen und Jungfrauen, geplünderte und entheiligte Tempel, zerstörte Klöster und nahmenlose Greuel überhaupt, bezeichneten den Weg, den sie nahmen, und forderten das Ordensheer zur Rache auf, indeß der feige Polenkönig in seinem Zelte auf den Knieen lag, Gott und die Heiligen um den Sieg bittend, den zu erkämpfen es ihm an Muthe fehlte. Seine Feigheit war selbst seinen Vettern, den Lithauischen Fürsten und dem Tartarchan so anstößig, daß sie ihn verlassen hätten, wenn sie nicht durch Gier nach Beute und eignes Ehrgefühl bewogen worden wären, eine Schlacht abzuwarten, in der sie, ihrer großen Mehrzahl wegen, zu siegen hoffen durften.

Ulrich von Jungingen rückte unterdessen mit Eilmärschen heran, um sein Land von den Räuberhorden zu befreien, und bot dem Polenkönige eine Schlacht an, die dieser

nur annahm, weil er sie nicht mehr vermeiden konnte: Doch war er nicht zu bewegen, persönlichen Antheil daran zu nehmen, oder sich nur dem Heere zu zeigen, sondern er verbarg sich in sein Zelt, und ließ heimlich Pferde bereit halten, damit er schnell entfliehen könnte, wenn der Sieg zweifelhaft würde.

Mit einer Erbitterung ohne Gleichen geriethen beide Heere an einander, und ein Kampf begann, wie ihn uns die Geschichte nur selten erzählt. Mann bei Mann fochten gegen einander mit Keulen und Schwertern; doch viele warfen die Waffen weg, um einander mit den Händen zu würgen. Schon lagen ganze Leichenhügel aufgethürmt; schon floß das Blut in Strömen, und noch wich kein Theil. Da gelang es endlich dem Ordensheer, die Reihen der Tartaren zu brechen; die Ritter drangen unaufhaltsam auf sie ein, und trieben sie in die Flucht. Doch durch das Nachsetzen gaben sie ihren linken Flügel bloß, welches die früher schon zaghaft kämpfenden Polen und Lithauer

hatten, das Heer der Preußen umgingen, dann einschlossen, und, durch ihre Mehrzahl begünstigt, den ungleichen Kampf fortsetzten, der sich mit einer gänzlichen Niederlage des Ordensheeres endigte.

Die neuere Geschichte stellt kaum ein zweites Beispiel einer so mörderischen Schlacht auf, denn hunderttausend Leichen deckten das Schlachtfeld. Wie wenig Ehre dieser Sieg aber den Polen machte, erhellet daraus, daß sechzig tausend von ihren vereinten Heeren, von den Preußen aber nur vierzig tausend blieben; auch konnten die ersteren, ihrer gewonnenen Schlacht ohngeachtet, nur langsam vordringen, keinesweges aber, wie es ihr Wille war, das Land erobern.

Beinahe zwei Drittel aller Ritter waren im Kampfe gefallen, alle Ordens-Gebietiger, und selbst der Hochmeister, waren unter den Erschlagenen, und in Preußen gab es keine Familie, die nicht einen von ihren Angehörigen als gebliebrn beweinte.

Wladislav mißbrauchte seinen Sieg wie ein Kannibale. Er gestattete seinem Heere nicht nur alle möglichen Grausamkeiten; ließ nicht nur die gefangenen Preußen von den Tartaren in die Sclaverei schleppen, sondern er ließ selbst die Todten mißhandeln; und unter andern wurde, auf seinem Befehl, der Leiche des Hochmeisters, die an dem langen Barte kenntlich war, das Haupt abgeschlagen, und nach Warschau als ein Siegeszeichen gebracht. Doch die Früchte seines Kriegesglücks zu nützen, verstand er nicht, denn dem tapfern Comthur, Heinrich Reuß von Plauen, gelang es, das zerstreute Ordensheer zu sammeln, und seinen Fortschritten Einhalt zu thun; so daß, da späterhin der Friede geschlossen wurde, er nicht eine Handbreit Landes gewonnen hatte, sondern sich mit hunderttausend Schock böhmischer Groschen begnügen mußte; welches der ganze Vortheil war, den er von diesem blutigen Kriege hatte.

Während dieses auf dem Schlachtfelde zu Tanneberg vorging, lebte Herr Walter

von Trieheim nicht so ruhig auf der ihm anvertrauten Burg, als man wohl hätte glauben sollen; denn ein Feind andrer Art forderte ihn zum Kampfe auf.

Der Leser wird sich der Antwort erinnern, die der Hochmeister dem Ritter Walter gab, als dieser ihn wegen der Befehlshaberstelle auf der Burg fragte. Ein Fürstenwort ist stets von großer Bedeutung, und die unbekannten, dunkeln Mächte knüpfen oft daran einen Zusammenhang mit der Geisterwelt, der zwar dem schwachen Auge der Sterblichen unsichtbar bleibet, aber nichts desto weniger wichtig und groß in seinen Folgen ist. Vorzüglich das Wort eines geistlichen Fürsten, wenn dieser auch geistlich lebt, tönet einer Glocke gleich hinüber in's Geisterreich; und dem Geweihten der Kirche, den seine Würde über die gewöhnliche Menschheit empor hebet, gehorchen die Unsichtbaren, ehrend die Macht, die der Spruch der Kirche ihm gab. Die Geschichte bewahret uns davon viele Beispiele auf, von denen wir nur das des

Groß-

Großmeisters der Templer Jakob von Molai *) dem Leser die Erinnerung bringen.

Walter kam von der Jagd grollend nach Hause, erzählte den Rittern, die gleich ihm keinen Ruf zur Heeresfolge erhalten hatten, des Hochmeisters böse Rede, und rief: Nun beim Teufel, mit diesen Kumpanen, die mit des Meisters Wort beigesellt, will ich wohl fertig werden! Ich wollte sie kämen, so hätte ich doch wen, mit dem ich mich herumbalgen könnte: denn so mag ich schier vor Langweile umkommen! Sein Wunsch blieb nicht unerfüllt. Er sollte bald Zeitvertreib erhalten, nur leider

*) Jakob von Molai wurde im Jahr 1313 auf Befehl Philipp des Schönen, Königes von Frankreich, und des Papstes Clemens V., aus politischen Gründen — doch ohnbezweifelt unschuldig — zum Feuertode verdammt und verbrannt. Er rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, und lud beide innerhalb Jahresfrist vor Gottes Gericht, und beide starben binnen dieses Zeitraums.

war er nicht von der Art, daß er Behagen daran finden konnte.

Der erste Befehl, den er gab, war, daß die Knappen gefüllte Humpen herbei bringen sollten, da er sich nach der ermüdenden Jagd mit den Rittern gütlich thun wollte. Die Diener eilten mit dem Kellermeister hinaus, und thaten, wie ihnen befohlen war, doch leuchten sie bei der Heimkehr, ob der seltsamen Schwere der Pokale. Als sie diese aber den Rittern kredenzten, o Wunder! hatten sie statt der Trinkgeschirre mit Wasser gefüllte Stalleimer in den Händen. Wüthend drohete der Comthur, sie wegen dieser ungeziemlichen Narrentheidung zu züchtigen, doch sie versicherten mit Zittern, aus dem Keller mit vollen Humpen gekommen zu seyn. Er sandte sie zum zweitenmal, doch sie kehrten nicht zurück. Nun schickte er einen Ritter nach, und als auch dieser nicht wieder kam, ging er selbst hinaus, um die Ursache ihres Außenbleibens zu erfahren. Lange suchte er sie allenthalben vergebens, doch endlich hörte er ihre Stimmen, und sahe sie

sämmtlich auf der Zinne des Thurms; auf seine Frage: was ihres Treibens daselbst sey? versicherend: sie könnten die Kellerthüre nicht finden.

Ritter Walter, der heute mit ungestillem Durst sein Lager suchen mußte, fing an zu ahnen, daß die vom Hochmeister ihm beigesellten Kumpane sich zu zeigen anfingen, und es ward ihm gar unheimlich zu Muthe; doch beschloß er, ihren Neckereien Standhaftigkeit entgegen zu setzen, und tröstete sich damit, daß ihm im Nothfall die geistlichen Chorherren, die nach der Ordenssatzung in Christburg, wie in jeder Ordensfeste, befindlich waren, durch Bannformeln Friede schaffen würden.

Des andern Tages wurden seine Ahnungen, daß eine unheimliche Gesellschaft ihm durch den erzürnten Hochmeister angewünschet sey, bestätiget, und ihre Anwesenheit wurde immer merkbarer. Mehrere Abgeordnete der Bauern aus der Comthurei, die Ritter Treiheim verwaltete, wollten nämlich ein, die Besserung der Weichseldämme betreffendes

Anliegen bei ihm vorbringen, und wurden deshalb in den Saal geführet, wo der Konvent versammlet war. Sie hoben ihren Vortrag an, doch konnten weder die Ritter etwas von ihrer Rede, noch sie selbst ihr eigen Wort verstehen, denn nicht nur kam alles verkehrt und verdreht, und ganz anders, als sie es hatten sagen wollen, aus ihrem Munde, sondern ein unerklärliches Geräusch, wie Waldströme und Mühlenräder, rauschte und rasselte dazwischen, und machte es ihnen unmöglich, sich den Kreuzherren zu verständigen. Endlich wurde es ruhig; das Staunen der erschrockenen Bauern, die Verwunderung der bestürzten Ritter ließ nach, und man wollte wegen der Geschäfte, die die Landleute hergeführt hatten, verhandeln, als ein höchst wunderlicher Anblick diese zu einem hellen Gelächter zwang. Die Ritter waren nämlich Mann für Mann mit einem Paar stattlicher Eselsohren gezieret, die vorzüglich auf Herren Walters Haupte sich durch eine ausnehmende Größe auszeichneten. Der Comthur gerieth über das

Gelächter der Bauern in Zorn, und schwur bei seinem Bart, er würde diese Ungeziemlichkeit bestrafen, doch der brannte ihm in dem Augenblicke lichterloh. Voll Schrecken flohen nun die Landleute, und auch die Ritter verließen schaudernd den Saal, wohl merkend, welche unsaubren Gäste sich eingefunden hatten.

Die Ritter und Knappen wurden nun unabläßig von den Geistern geneckt und geplagt; nicht einer von ihnen blieb verschonet. Oft, wenn sie nach dem Stalle gehen wollten, kamen sie, ohne zu begreifen, auf welche Weise, nach dem Thurm; ein andermal konnten sie am hellen lichten Tage das Burgthor nicht finden, und mußten einen vorhabenden Ritt unterlassen. Bald versammlete ein Hilferuf alle auf einen Platz, dann trieb wieder das Geläute der Sturmglocke Ritter und Knappen, in der Meinung, daß es brenne, auf den Burghof, oder das Blasen des Burgwarts zeigte die Ankunft Fremder an, auf die man nachmals vergebens wartete. Zuweilen hörten die Ritter ein lau-

[illegible] Gezänke, als wenn die Knechte und Buben in einem heftigen Streit begriffen wären, eilten sie nun herbei, und wollten Frieden stiften, so fanden sie Niemand, und ein Hohngelächter schallte ihnen entgegen. Wollte zuweilen der Komthur einem Knappen einen Befehl ertheilen, so sprach er gänz andre Worte, als er im Sinne hatte, und konnte seinen Willen durchaus nicht deutlich machen. Jeder Befehl, jede Rede wurde mißverstanden, oder verkehrt ausgerichtet; und mit einem Worte, es herrschte in der Burg eine so unerklärliche und grenzenlose Verwirrung, daß die sämmtlichen Bewohner sich in einem Narrenhause zu befinden glaubten.

Einst wollte Herr Walter auf die Hatze reiten, und bestieg, seiner Meinung nach, ein Pferd; doch mit Schrecken wurde er gewahr, daß er auf dem Forst des Burgdaches saß, und die Wetterfahne statt des Zügels in der Hand hatte. Sein Geschrei lockte die Knappen herbei, die ihn nur mit Lebensgefahr von seinem hohen Sitze brachten. Kaum war er unten,

als ein Hilferuf aus dem Brunnen schallte. Er eilte hin, und sahe einen Ritter an der Brunnenkette hängen, der auf den Söller hatte gehen wollen, und, er wußte selbst nicht wie, in den Brunnen gekommen war.

Bei der Tafel wurde ihm gar alle Lust verdorben. Oft, wenn er ein Stück Fleisch zerlegen wollte, störte ihn plötzlich ein Geschrei in seiner Arbeit; er sahe erschrocken auf, und wurde gewahr, daß er die Nase seines Nachbars ergriffen hatte. Langte er nach dem Brode und wollte ein Stück davon abschneiden, so hatte er, bei Lichte besehen, seinen Mantel gefasset, und in Fetzen zerschnitten. Griff er nach einem Becher, um daraus zu trinken, so fiel dieser um, ehe er ihn noch mit der Hand berührte, und überschwemmte die Tafel; ließ er sich einen andern reichen, und führte ihn zum Munde, so floß ihm der Wein in den Bart, oder wallete plötzlich auf, als ob er kochte, und besprützte ihm das Gesicht, während seine Kehle ungenetzt blieb. So, wie ihm

ging es allen Rittern; ja selbst die Chorherren waren nicht von diesen gespenstischen Neckereien ausgenommen, sondern wurden, ohne Ausnahme, von unsichtbaren Händen wacker geplagt und getrillt.

Was den Comthur sowohl wie die geistlichen Brüder vorzüglich in Verlegenheit setzte, war der Umstand, daß gar nicht abzusehen war, wie den bösen Geistern, die hier augenscheinlich ihr Spiel trieben, beizukommen war. Denn einmal zeigten sie so ganz keine Scheu vor den ehrwürdigen, geistlichen Herren; daher von der Wirksamkeit ihres Bannes wenig zu erwarten war; zweitens aber wußte man nicht, wohin man die Bannformel richten sollte; denn die Kobolte trieben allenthalben in der Burg ihr Wesen, und verschonten sogar die Kirche nicht.

Ritter sowohl wie Chorherren magerten bei diesen Beunruhigungen, mit denen sie die Gespenster plagten, sichtlich ab; besonders da diese Küche und Keller hauptsächlich zu ihrem

Tummelplatz erkohren zu haben schienen. Da waren die Speisen so versalzen, daß sie keinen Bissen davon genießen konnten; zuweilen fand man, statt des Weines, Blut in den Humpen; mannigmal, wenn man einen köstlichen Braten zerlegte, sprangen Ratten und Mäuse heraus, oder das Federwildbrett wurde lebendig, und flog zum Fenster hinaus; kurz der teuflische Spuck verkümmerte den Burgbewohnern jeden Genuß in der Art, daß diese kaum das Leben zu fristen vermochten. Lange trugen, sowohl der Comthur und die Ritter, als auch die geistlichen Brüder, diese Anfechtungen mit Hiobs Geduld, denn beide Theile hatten ihre gegründeten Ursachen dazu. Der Comthur fürchtete nämlich etwas von dem gespenstischen Spuck laut werden zu lassen, damit er nicht für einen Träumer und Geisterseher gehalten werden möchte; dagegen die Chorherren nicht ohne Grund besorgten, der Bischof würde ihrem Lebenswandel, der schon längst nicht in dem besten Rufe stand, ihre durch die Geister erlittnen Anfälle zuschreiben. Man tröstete sich daher gegenseitig

tig, so gut man konnte, und beschloß, das Aeußerste abzuwarten. Doch da es von Tage zu Tage ärger wurde, und die unheimlichen Störenfriede selbst nicht mehr die Priester bei ihren kirchlichen Handlungen verschonten; so daß einer von ihnen, der da glaubte, ein Meßgewand umgelegt zu haben, fand, daß er einen Weiberunterrock um seine Schultern hängen hatte, ein Andrer aber, der zu einem Kranken reiten wollte, auf einer großen Sau vom Burghofe galloppirte, und von dieser in einer Wasserlache unsanft abgesetzt wurde, da riß den geistlichen Herren die Geduld, und sie faßten den Vorsatz, einen ernstlichen Kampf gegen die gespenstischen Unholde zu bestehen.

Sie nahmen deshalb mit einem benachbarten Mönch, der wegen seiner Teufelsbannerei berühmt war, Abrede, baten ihn, sie mit seinem Rath zu unterstützen, und bestimmten, mit Genehmigung des Comthurs, einen Tag dazu, an dem sie die Beschwörung unternehmen wollten.

Der bestimmte Tag erschien, und mit ihm der Mönch. Er brachte Kräuter, Heiligthümer und Segenssprüche mit, ordnete Gebete an, und ließ die sämmtlichen Ritter und Chorherren zusammen berufen, in deren Gefolge er die ganze Burg beschwörend durchziehen wollte, damit in dem ganzen Bezirk den Kobolden kein Versteck bliebe.

Die geistlichen Brüder und Ritter versammleten sich in der Kirche, und traten in feierlicher Ordnung ihre Wandrung durch die Burg an. Im großen Konventsaal sollte zuerst die Bannung vor sich gehen. Man zündete geweihte Kerzen an, warf Rauchwerk auf die Kohlen, und fing an, die Beschwörungsformeln herzubeten; doch da ließen sich eine Menge solcher fürchterlichen Teufelslarven sehen, daß ob ihren gräßlichen Gestalten allen die Lust zum Beschwören verging, und die ganze Versammlung eiligst die Flucht ergriff. Ein Hagel von Sand und Steinen verfolgte die Fliehenden, die mit ihrem Rückzuge nicht früher

Halt machten, bis sie sammt und sonders hart an der Burgmauer in einer Wasserlache lagen.

Diese Flucht und ihr nasses Ende gab den auf dem Burgplatze versammleten Knappen und Knechten ein höchstlächerliches Schauspiel, denn die ganze ehrwürdige Procession wälzte sich in einem verschlungnen Knauel in der schmutzigen Pfütze herum, und schien unauflöslich zu seyn. Da der Mönch Anführer der Fliehenden war, fand er auch zuerst in der Burgmauer ein Hinderniß seiner Flucht, und kehrte um, doch wurde er von den Rittern, die von den Chorherren, die den Nachtrab bildeten, gedränget wurden, nieder gerannt, doch so, daß sein Kopf aus der verschlungnen Masse hervorragte. Alles fiel nun über und unter einander, und verwickelte sich, durch das Bemühen hervorzukommen, immer mehr. Einige strebten mit dem Sitztheil voraus, während Andre die Arme oder die Füße frei zu machen bemühet waren. Einer wollte an dem Andern sich emporheben, und so rissen sie sich sämmtlich in die Pfütze zurück. Die Wenigen, denen der Mund nicht

mit Schlamm gefüllet war, erhoben ein Zetergeschrei, wodurch die Andern, die dieses den verfolgenden Gespenstern zuschrieben, geängstigt und verwirrt gemacht wurden; und so währete es eine geraume Zeit, ehe sich die gefallene Gesellschaft aus dem Morast, der sie in scheußliche Ungeheuer verwandelt hatte, herausarbeitete.

Nach dieser mißlungnen Probe gaben die geplagten Burgbewohner es auf, sich durch Bannen von ihren unheimlichen Gästen zu befreien, und beschlossen, ihre Oberen zu bitten, sie aus diesem Ort der Qual zu erlösen.

Der Comthur meldete dem neuen Hochmeister, Heinrich Reuß von Plauen, sein Elend, und bat um Versetzung von diesem unruhigen Posten. Doch Heinrich, ein strenger Mann, dem es wohl bekannt war, wie sehr sich Ritter Walter gegen den vorigen Hochmeister durch seine Aufwiegelung der Ritter zum Kriege vergangen, und wie sehr er dadurch den Fluch des Landes und sein gegenwärtiges Leid verdienet habe, auch einsahe, daß sich ein andrer Ort

Landbruder um so weniger entschließen wür-
de, mit den Geistern anzubinden, wenn
Ipicheim, ein bekannt tapfrer und beherzter
Mann, es nicht mit ihnen aufzunehmen wagte,
schlug ihm seine Bitte ein für allemal mit der
Drohung ab, ihn künftig wegen seines unge-
bührlichen, den Ordnungssatzungen zuwider
laufenden Gesuchs zu strafen. Ueberdem er-
klärte er den Comthur für einen thörigten Träu-
mer, dem — so äußerte er sich in seiner
Strafepistel — der alte Wein zu Kopf gestie-
gen wäre, weshalb er ihn ermahnte, mehr
Mäßigkeit zu üben.

Walter wußte, daß der neue Hochmeister
kein Jungingen war, gegen den er hatte
einen Ungehorsam wagen dürfen; Plauen
strafte unerbittlich, mit eiserner Strenge, und
zu den Ordensgelübden gehörte unbedingter
Gehorsam; ihm blieb daher nichts übrig, als
seine Noth zu ertragen, so gut es gehen wollte.
Die Chorherren erhielten auf ihre Gesuche bei
dem Bischofe keinen erfreulicheren Bescheid; ja
sie wurden sogar noch dazu faule Bäuche ge-

nannt, deren liederlichen Wandel man kennt, weshalb man sie nächstens einer strengen Disciplin unterwerfen wolle.

Seit dem Beschwörungs-Versuche hatten die Spuckereien auf Christburg zur Ungebühr überhand genommen, die sich nun zu allen Tageszeiten auch sichtbar machten, und dadurch um so mehr die Ordensbrüder ängstigten. Ueberall ließen sich die gräßlichsten Gebilde sehen, und setzten die verzagten Burgbewohner in Schrecken, oder nahmen die Gestalten der Ritter und Chorherren an; so daß einer von diesen oft an zwei oder dreien Orten zugleich gesehen wurde, wodurch eine unsägliche Verwirrung entstand; da keiner jemals die Gewißheit hatte, ob ein Anderer, mit dem er sprach, ein Mensch oder eine gespenstische Larve sey.

Dieser qualvolle Zustand machte den Ordensbrüdern das Leben zur Last, und wirklich starben auch aus Verzweiflung zwei Ritter, denen im Kurzen einige Chorherren folgten. Als aber auch endlich der Comthur das Zeitliche gesegnete, da beschlossen die übrigen Brüder, die

Burg zu verlassen, sich in alle Welt zu zerstreuen, und lieber den Bettelstab zu ergreifen, als länger an einem Ort zu weilen, der mit Recht der Vorhof der Hölle genannt werden konnte. Die Knappen und Knechte folgten ihnen, und überließen die Veste den Geistern, die sie zu ihrem Lieblingssitz auserkohren zu haben schienen.

Wir verließen den unglücklichen Schwarz bei dem Antritt seiner Reise nach Rom, wo er unterdessen zwar langsam, da er an jedem Gnadenort weilte und büßte, aber ohne alle Unfälle anlangte. Lange mußte er dort harren, ehe es ihm gelang, die Füße des Oberhirten der Kirche zu küssen; auch legte ihm dieser strenge und langwierige Bußübungen auf, bis das Wort der Gnade die Seele des Reuigen ihrer Schuld entlastete, und dem zerknirschten Herzen den Frieden wieder gab; doch endlich erscholl der segensvolle Ruf: „Gehe hin, Deine Sünde ist Dir vergeben!“ und nun war er mit seinem Gewissen versöhnt.

Ruhig

Ruhig eilte er nun seiner Heimath zu; kein Bewußtseyn der Schuld marterte ihn mehr, doch der Lebensmuth war aus seiner Brust gewichen. Wehmüthig dachte er an seine Gertrude zurück; die Erinnerung an sie schmückte ihm die Vergangenheit mit neuen Reizen aus, er wünschte sich sein Weib, wenn gleich schuldvoll, zurück, und die Liebe zu der Verstorbnen erwachte in ihm mit neuer Stärke. Je mehr er sich seinem Vaterlande näherte, je mehr vergegenwärtigte sich ihm die schöne, ach! so schnell verflossene Zeit, in der er die ungetheilte Liebe seiner Gattin besaß; je stärker drang sich ihm der Gedanke auf, er habe sein Lebensglück auf immer verloren. Er wünschte sich hinunter in die stille Gruft, die allein, das fühlte er, seine Sehnsucht enden konnte.

Ohne Freude sahe er das Ziel seiner Reise, die hohe Burg, zu deren Füßen seine Vaterstadt lag. Trauriger stimmten ihn die Verwüstungen seines Vaterlandes, denen sein Auge überall begegnete. Ach, es war das reiche,

Land nicht mehr, das er in einer solchen Fülle des Wohlstandes, nur von Glücklichen bewohnt, verließ. Wüste Brandstätten, leere Klöster, zerstörte Kirchen, gebrochne Burgen zeigten sich überall seinem Blicke, und machten ihm das harte Schicksal kund, das hier zerstörend gewaltet hatte.

Er langte an den Thoren seiner Heimath an; doch machte ihn die Wiederkehr nicht froh, denn kein liebendes Weib harrete seiner mit freundlichem Gruße: die Götter seines häuslichen Glücks waren auf ewig entflohn. Er eilte zur Burg, denn er hatte einen Auftrag an den Comthur zu bestellen; auch wünschte er zuerst seinen Vetter Kuno, der dort Knappendienste that, zu begrüßen. Er fand diesen an der Zugbrücke stehen, und wollte ihm in die Arme sinken, doch der reichte ihm die Hand dar, deren Todtenkälte ihm durch die Glieder fuhr. Er sahe ihm in das farbenlose Gesicht; die Augen hatten keinen Glanz, die Züge kein Leben mehr. Schweigend winkte er dem

Schaudernden nach der Burg, und war, eh' dieser den Mund zu einer Frage öffnen konnte, verschwunden.

Schwarz ging zuerst nach der offenstehenden Kirche, um dort sein Gebet zu verrichten; er fand die Chorherren auf ihren Stühlen sitzen und schlafen. Wunderbar kam ihm dieses vor; er trat näher hinzu, und ihr Anblick glich dem von längst verblichenen Leichen. Ein Grausen ergriff ihn, und trieb ihn aus der Kirche. Er ging, um den Comthur aufzusuchen, doch alle Gemächer waren leer, kein Mensch zu sehen. Er öffnete den Conventsaal, da sahe er um die Tafel, auf den Sitzen der Ritter, die Gestalten der Ordensbrüder, doch mit hohlen Schädeln, ohne Augen, sitzen. Voll Schrecken wollte er die Burg verlassen, da erhob sich das Gespenst, welches den Sitz des Comthurs eingenommen hatte, und sagte mit dumpfer Stimme: Geh' nach Marienburg, und gib dem Hochmeister Kunde von dem, was du hier gesehen hast. Ein Zeichen, daß du Wahrheit sprichst, sey ihm dein Tod, der dir

nen drei Tagen, nachdem du diese Sendung ausgerichtet hast, erfolgt.

Aus der Seele des Schwarz war jetzt alles Grauen entwichen; längst war der Tod sein Wunsch, und schon sahe er sich, durch die Worte des Geistes, seines Scheidens gewiß, für ein Mitglied der Geisterwelt an.

Der Hochmeister empfing ihn freundlich, schloß sich, nachdem er ihn angehöret hatte, mehrere Stunden lang ein, versammlete dann einen Convent, und ließ den Schwarz seinen Bericht von dem, was er zu Christburg gesehen, noch einmal wiederholen. Ich weiß, meine Brüder — sagte er dann mit ernster Stimme — daß dem so ist, wie dieser Mann gesagt hat; nie wird fürder ein Mensch in Christburg wohnen, da eine höhere Macht es nicht will. Doch, damit Ihr ein Zeichen habet von der Wahrheit seiner Aussage, so nehmet ihn in ehrliche Haft bis zum dritten Tage. Es geschah, wie der Hochmeister geboten hatte. Nach drei Tagen fand man Schwarz zum langen Schlafe eingeschlummert.

Christburg wurde nicht mehr von den Rittern besetzt. Wollte ein Vorwitziger die Veste besehen, so trieben ihn gräßliche, gespenstische Gebilde von dannen, die auch außerdem oft von den Bewohnern des Städtchens auf den Mauern und auf den Zinnen der Thürme gesehen wurden. Einige verwegne Schatzgräber und Teufelsbanner, die nach Schätzen graben und die Geister beschwören wollten, verloren das Leben.

Nun stand die Burg Jahrhunderte lang leer und wüst, bis die alles zerstörende Zeit auch sie in Trümmer verwandelte. Noch ragen die mächtigen Mauern drohend über das Thal hervor; doch in ihrer Nähe ist es schauerlich, und ein stilles Grauen befällt den einsamen Wanderer, der sie besucht.

III.

Der Warner.

Nach der Erzählung des Kaufmann B* zu D*.

Ein böser Traum, der meine Frau geängstigt hatte, veranlaßte sie, mich wiederholt zu bitten, eine dringend nöthige Reise, zu der ich mich anschickte, aufzugeben. Ich war sehr eilig; um so lästiger war mir daher ihre Beharrlichkeit, mich von meinem Vorsatze abzubringen, und dieses ward die Ursache, daß ich mich, bei der Unmöglichkeit, ihrem Gesuche zu willfahren, von meiner Hitze so weit hinreißen ließ, daß ich sie mit einiger Härte abfertigte, die ihr, indem sie ihr den Mund verschloß, Thränen in die Augen lockte. Dieses ging mir

nahe. Mir war es unmöglich, sie in dieser Stimmung zu verlassen; ich fing daher an, mich über die Nothwendigkeit meiner Reise auszulassen; unser Gespräch wurde freundlicher, und um meine Hitze gut zu machen, mußte ich mich schon entschließen, bis Mitternacht zu Hause zu bleiben, obwohl dieser Aufenthalt mir eine unangenehme Aenderung in meinem Reiseplane machte.

Mein Weibchen gewann nun Zeit, mir ihren Traum ausführlich zu erzählen, der wirklich recht schauderhaft war. Ihr hatte nämlich geträumt, daß ich in einem dunkeln Walde von Räubern angefallen worden sey, sie mich vom Pferde gerissen, und in eine Höhle geschleppt hätten, um mich daselbst zu ermorden. Hier streckten todte Leichname ihre entfleischten Knochenhände nach mir aus, und schienen in der Erwartung zu seyn, mich von den Räubern in Empfang zu nehmen; doch eine in Todtenschleier verhüllte Gestalt habe sich bemühet, mich zu retten. Ob es ihr gelungen sey,

konnte sie nicht sagen, da dieser Traum durch andre Schreckbilder unterbrochen worden wäre.

Ich nahm, da ich nichts auf Träume hielt, diese Gelegenheit wahr, meine Sophie das Richtige und Lächerliche des Glaubens an Träume vorzustellen, und bewies ihr durch mein Beispiel, wie oft dieser Aberglaube auch sogar schädlich werden könne. Denn hätte sie mich nicht durch ihre Angst wegen des Traumes unwillig gemacht, und dadurch Gelegenheit zur Verzögerung meiner Reise gegeben, so würde ich, meiner Absicht gemäß, noch an demselben Tage den Wohnsitz eines alten Freundes erreicht, und bei diesem ein bequemes Nachtlager gefunden haben; statt dessen ich jetzt gezwungen war, in einer elenden Dorfschenke zu übernachten.

Sophie wollte sich noch immer nicht beruhigen; doch das hinderte mich nicht, nach dem Mittagsessen abzureisen, denn meine Geschäfte liessen keinen Aufschub. Diese bestanden darin, verschiedne Landstädte zu bereisen, um mehrere Krämer, die dort wohnten, und meine

Schuldner waren, wegen längst fälliger Zahlungen zu mahnen; bei Andern mich nach ihrer Sicherheit zu erkundigen; und endlich, gelegentlich neue Geschäfte zu machen. Ich hätte allerdings mich zu dieser Reise meines bequemen Wagens bedienen können; allein, mein Arzt hatte mir schon längst das Reiten, als meiner Gesundheit besonders zuträglich, empfohlen; weshalb ich diese Gelegenheit dazu gern ergriff, da ich bei meinen ausgebreiteten Geschäften selten an einen Spazierritt denken konnte.

Ohnmöglich konnte ich es mir versagen, meinen alten Freund Nelling, bei dem ich hatte übernachten wollen, auf einige Augenblicke zu besuchen, da mein Weg mich seinem Aufenthaltsorte vorbei führte. Wir waren als Schul- und Spielkameraden zusammen aufgewachsen, hatten beide in einer Stadt die Handlung erlernt, und auch an einem Orte unsern Geschäftskreis eröffnet. Seine Handlung schien nicht einen so guten Fortgang zu haben, wie die meinige, er gab sie endlich ganz auf,

zog sich auf ein kleines Landgut zurück, das er gekauft hatte. Da er nie nach der Stadt kam, so hatten wir uns in vielen Jahren nicht gesehen; denn obgleich ich mir oft vornahm, ihn einmal zu besuchen, so kamen doch so viel traurige Vorfälle dazwischen, worunter der Tod meiner ersten Frauen und mehrerer geliebten Kinder zu rechnen sind, daß ich meinen Vorsatz nie ausführen konnte. Die Zeit hatte endlich sein Andenken bei mir beinahe verlöscht; doch jetzt erwachte es mit neuer Stärke, daher ich entschlossen war, ihn unter allen Umständen aufzusuchen.

Nelling empfing mich freundlich, ließ auftragen, was das Haus vermochte, und wollte durchaus nicht zugeben, daß ich denselben Tag noch weiter reisen sollte. Doch konnte ich seiner Bitte, bei ihm zu nächtigen, wodurch mein Reiseplan abermals verändert worden wäre, nicht erfüllen; dagegen versprach ich ihm, auf meinem Rückwege zur Nacht bei ihm einzusprechen.

Mir machte dieser Besuch eine unangenehme Stunde. Ich hatte mich auf das Wiedersehen so sehr gefreut, hatte mich ganz in die alten Zeiten hineingedacht, wo wir noch als muntere Knaben mit einem Herzen voll Frohsinn, mit Riesenplänen in der Brust, uns die Zukunft mit schimmernden Farben malten, und wollte noch einmal mit meinem Freunde mich in jene glücklichen Zeiten hineinschwärmen: doch daran war nicht zu denken. Mein Jugendfreund brach jedesmal, wenn ich davon anfing, schnell ab, erkundigte sich dagegen sehr gelegentlich nach meinen Geschäften, und ließ dabei, durch alle erkünstelte Herzlichkeit, eine Kälte blicken, die zwar mir nicht gelten konnte, da ich ihm in keiner Hinsicht beschwerlich war, die aber bewies, daß ihn während der Zeit, in der wir uns nicht gesehen hatten, viele unangenehme Vorfälle betroffen haben mußten, die eine Eisrinde um das sonst so warme Herz gelegt hatten, welche aufzuthauen selbst dem so lange nicht gesehenen Freunde nicht gelang. Auch in seinem Gesicht war eine Verän-

rung vorgegangen, die ohnmöglich dem eingetretenen Alter allein zuzuschreiben war. Die Falten seiner Stirn und neben seinen Augenwinkeln waren so wunderlich gekreuzt; in den Augen brannte ein so dunkles, unheimliches Feuer, und seine Blicke waren so scheu und unstät, daß es mir gar nicht wohlthat, ihn anzusehen. Seine Gattin, die gegen funfzig Jahr alt seyn mochte, hatte, bei ihrer gutmüthigen Freundlichkeit, das Ansehen einer Hexe. Seine beiden Söhne, von denen der jüngere mein Pate war, konnte man, in Hinsicht ihrer Gestalt, schön nennen, doch fehlte, trotz ihrer Jugend — sie waren nur zwei und zwanzig und zwanzig Jahr alt — ihren Blicken alle Heiterkeit und Unschuld.

Auf meine Frage, nach ihrer künftigen Bestimmung, erhielt ich zur Antwort: daß sie beide Landwirthe werden sollten. Mir wollte dieses nicht gefallen, denn ich sahe offenbar, daß Helling nicht glücklich bei dem Landleben war, da sein ganzes Aussehen schwere Sorgen vermuthen ließ; wiewohl das Innere seines Hau-

ses einen Anstrich von Wohlstand hatte. Ich äußerte meine Meinung, daß bei dem Kaufmannsstande sie leichter etwas vor sich bringen könnten, und machte den Vorschlag, den jungen Sohn als Lehrling in meine Handlung zu nehmen. Der Jüngling schien sehr bereitwillig dazu, doch der Vater konnte kaum seinen Unwillen über meinen Antrag verbergen, und erklärte: er sey nicht glücklich bei der Handlung gewesen, daher er auch nie darein willigen werde, daß seine Kinder sich diesem Gewerbe widmeten. Da das Gespräch über diesen Gegenstand meinem Freunde unangenehm zu werden schien, so brach ich es ab und begab mich, meiner beschränkten Zeit gedenkend, auf den Weg, nachdem ich Nelling nochmals das Versprechen hatte leisten müssen, auf der Heimreise unter jeden Umständen bei ihm einzukehren, und zu nächtigen.

Ich hatte mir während dieses kurzen Besuchs reichlichen Stoff zum Nachdenken gesammlet, den ich auf dem Wege zum nächsten

Nachtquartier mit Muße verarbeitete. Unsre Schriftsteller schildern die Reize des Landlebens mit so glänzenden Farben, und rühmen die glückliche Lage und die daraus folgende Zufriedenheit des Landmannes so sehr, daß es zu verwundern ist, wie noch jemand in den dunkeln, schmutzigen und ungesunden Städten ausdauret. Gesundheit, Heiterkeit, Ruhe, alles das findet man, wenn man ihnen glaubet, im Ueberfluß auf dem Lande; der Städter dagegen ist der erbärmlichste, unglücklichste Mensch von der Welt. Wie ganz anders zeigt es die Wirklichkeit. Hier nur das Beispiel von meinem Freunde. Er war in der Stadt munter, thätig, lebte in einer zufriednen Ehe, und aus allen Umständen konnte man schließen, daß er glücklich war. Jetzt dagegen zeigte der erste Anblick, daß er Ursache haben mußte, mit seiner gegenwärtigen Lage unzufrieden zu seyn. Sein ehemaliger Frohsinn war ganz von ihm gewichen; keine Herzlichkeit fand zwischen ihm und seiner Gattin Statt. Seinen Söhnen fehlte, bei ihrer blühenden Jugend, alle Unbefangen-

heit und Heiterkeit der Unschuld; woraus sich entnehmen ließ, daß sie, die doch noch nicht von Sorgen gequält werden konnten, ihre Sinnlichkeit zur Ungebühr fröhnen müssten, und dadurch ihre Kräfte, wie ihr sittliches Gefühl zerstörten. Wie es um die Thätigkeit dieser Familie stehen mochte, konnte man aus dem vollständig verwilderten Garten, und aus dem höchst elend bestellten Felde beurtheilen, auf dem die dünne stehenden, kümmerlichen Getraideähren von dem Mangel aller guten Bearbeitung zeigten. Die Gebäude waren verfallen, die Wege zum Halsbrechen. Ueberdem mangelte der Gegend, in der der Wohnsitz Nellings lag, aller Reiz. Um das flache, sandige Feld zog sich ein dichter Fichtenwald, der jede weitere Aussicht hemmte. Keine grünen Matten erquickten das Auge, kein durchströmendes Gewässer belebte die Landschaft; nur ohnfern dem Wohngebäude lag ein Teich voll trüben Wassers, der, statt Mannigfaltigkeit in die Gegend zu bringen, nur das Traurige derselben erhöhte. Hieher, dachte ich, müßte

die begeisterten Lobpreiser des Landlebens kennen, und sie würden die vollständigste Satire auf ihre idyllischen Gemälde finden.

Ich war froh, als ich in den Wald kam, der mir wenigstens Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gab; wiewohl mir am Ende der Weg auch unbeschreiblich langweilig wurde, da mir das ewige Einerlei der Fichtenbäume und die dumpfe Stille, die nur von dem Gekrächz der Raubvögel unterbrochen wurde, eine tödtliche Langeweile machten.

Mir wurde wohl, als sich das Gehölz endlich öffnete. Zwar war die Gegend, in der ich mich jetzt befand, keinesweges reizend, doch aber herrschte einige Mannigfaltigkeit darin. Als ich aber mit meinem Rappen einen sandigen Berg erklommt hatte, und nun im Glanz der Abendsonne eine paradiesische Landschaft zu meinen Füßen lag, die sich mit tausend Abwechselungen vor mir ausbreitete; als ich das rege Leben der arbeitenden Landleute, die sattin, heimkehrenden Heerden, die weißen fließenden

genden Segel auf dem blauen Strom, bei die grünen Fluren durchschnitt, und im Hintergrunde die Thurmspitzen eines freundlichen Städtchens erblickte, in dessen Mauern ich heute rasten wollte; da war ich sehr bereit, mein Urtheil über die Idyllendichter zurückzunehmen; ja ich hätte im Gegentheil selbst einer werden können.

In der Stadt, die ich ziemlich früh erreichte, fingen meine Geschäfte an, die bald meinen guten Humor, den ich hinein brachte, verstimmten. Die Geschäfte eines Großstädters mit einem Kleinstädter sind gewöhnlich verwickelt, und machen sich schwierig: dies erfuhr ich auch hier. Diese Leute verkrüppeln und verschrumpfen so sehr in ihrem beengten Kreise, daß man einen ganz besondern Maaßstab für ihre Denk- und Handlungsart haben muß, um sich mit ihnen zu verständigen. Ihr kleiner Wirkungskreis ist die Ursache, daß sie in allen ihren Geschäften mit einer Umständlichkeit und Weitschweifigkeit zu Werke gehen, über die man verzweifeln möchte. Ueberdem ist Pünkt-

lichkeit und Ordnung nie ihre Sache, denn die häuslichen Angelegenheiten eines jeden, die in einer kleinen Stadt dem ganzen Publiko angehören, geben stets allen zu thun; und da bei der geringen Ausdehnung ihrer Geschäfte jeder mehrere von verschiedner Gattung übernimmt, so fehlt ihrer Thätigkeit Einheit, daher auch Ordnung.

Mir war es um so lieber, daß ich die Reise selbst angetreten hatte, da ich mich überzeugte, daß nur meine Gegenwart allein Weitläuftigkeiten und Verluste hatte verhindern können. Ich war so glücklich, viele bedeutende Forderungen ausgezahlt zu erhalten, die ich, um sie desto besser fortbringen zu können, mir in Golde ausbezahlen ließ, und dann meinen Weg weiter fortsetzte.

So, wie in dieser, ging es mir in mehreren kleinen Städten; doch war ich allenthalben glücklich genug, die mir in den Weg gelegten Schwierigkeiten so schnell beseitigen zu können, daß ich mich nirgends länger aufhalten durfte, als ich es mir vorgenommen hatte.

Nicht ohne Schrecken traf ich in einem Orte, wohin mein Beruf mich führte, meinen Hausknecht an, der mich erwartete. Ich ahnete Unglück in meinem Hause, und erbrach in fürchtender Hast den Brief, den er mir übergab. Ich hatte mich geirrt. Meine Gattin schrieb mir: sie sey seit meiner Abreise von einer fürchterlichen Angst gequält, die sie nur dadurch sich habe erleichtern können, daß sie mir den Boten nachgesendet habe, den sie mich bitte, als Begleiter auf meinem Wege zu behalten. Sie sey überdem auf's Neue von einem schreckbaren Traum geängstigt worden, der ihr die deutliche Anzeige gegeben habe, daß mir irgend ein Unglück bevorstehe. Verdrießlich durch einige Mißhelligkeiten gemacht, die mir mit einem Schuldner begegnet waren; erschrocken durch den unvermutheten Anblick meines Dienstboten, und geärgert durch den beharrlichen Glauben meiner Sophie an Träume und Ahnungen, war ich nicht in der Stimmung, die zärtliche Besorgniß meiner Gattin würdigen zu können; vielmehr wurde ich höchst miß-

verzagt darüber, daß sie den, bei einem grossen Waarenlager unentbehrlichen Hausknecht, davon entfernt hatte, und sandte ihn zurück, nachdem ich in einem Briefe sie gebeten hatte, mich mit dergleichen Ausbrüchen krankhafter Laune zu verschonen, da überdies keine Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, daß ich, in einem, durch seine vortreffliche Polizey bekannten Lande, etwas für meine persönliche Sicherheit zu befürchten haben könne. Da ich an diesem Tage und den zwei nächst darauf folgenden durch stark bevölkerte Gegenden reisete, in denen die Dörfer und Flecken so nahe bei einander lagen, daß ich sie nie aus dem Gesichte verlor; auch überdem ein heitres Wetter meine Reise begünstigte, so fand ich keine Ursache, das Zurücksenden des Boten zu bereuen.

Nach Beendigung meiner Geschäfte begab ich mich auf die Rückreise, die ich auf einem näheren Wege in drei Tagen zurückzulegen gedachte. Nun sahe ich ein, daß ich besser gethan haben würde, meinen Hausknecht bei mir

zu behalten; denn eine starke Summe Geldes, die ich bei mir führte, die durch ihr Gewicht sehr merkbar wurde, machte jetzt doch meine Lage einigermaaßen gefährlich, da bei dem Abschnallen und Abtragen des Mantelsackes, welches ich in den Wirthshäusern den Dienern überlassen mußte, leicht bei einem der Gedanke entstehen konnte, mich zu berauben. Mein Rückweg führte überdem durch einige Wälder, und das Wetter fing an, sich zu ändern; daher ich es nicht wohl vermeiden konnte, zuweilen eine Strecke im Dunkeln zu machen. Ich tröstete mich indessen damit, daß ich gut beritten, und mit einem Paar vortrefflicher, doppelläufiger Pistolen versehen war, wodurch ich hoffen durfte, mich im Nothfall meiner Haut wehren zu können.

Den ersten Tag blieb ich auf der großen Heerstraße, hatte aber bis zu dem Gasthofe, in dem ich zu übernachten gedachte, einen starken Ritt zu machen, weshalb ich mich unter Weges nirgends lange aufhielt. Mein Rappe theilte daher mit mir die Empfindung der

Müdigkeit und des Hungers, als ich endlich; bei völlig hereingebrochner Nacht, mein vorgesetztes Ziel erreichte.

Der Gasthof lag mitten im Walde und hatte keineswegs ein freundliches Aussehen; was mich aber wenig kümmerte, da er hart an der Landstraße lag, und also wohl sicher seyn mußte. Aber welche ausgezeichnet abstoßende Physionomien hatten der Wirth und die Wirthin! Unmöglich kann mehr Finsteres, Verbrecherisches, Wildes in eine Gesichtsbildung gelegt werden, als sich bei diesen Leuten ausgedrückt fand. Zwar wollten sie höflich und freundlich scheinen, aber der Zwang, den sie sich dabei anthaten, blickte so sehr durch, daß sie dadurch noch widerlicher wurden. Gern hätte ich mich sogleich zur Ruhe begeben, wenn mein Hunger mich nicht gezwungen hätte, die Bereitung des Essens abzuwarten, welches sich gewaltig lange verzog. Man hatte mir unterdessen mein Zimmer angewiesen; doch die Einsamkeit war mir zuwider, ich verließ es also, nachdem ich es vorher gehörig untersucht hatte,

ob es auch sicher und ohne verborgnem Eingang war, und begab mich in die Wirthsstube, wo ich mit der reizenden Tochter des Hauses ein Gespräch anknüpfte. Ich wurde überrascht von den Spuren einer sorgfältigen Erziehung, die ich bei diesem Mädchen fand; indessen bemerkte ich bei dem Fortgange der Unterhaltung an ihr einen Gram, der sich tief in ihr jugendliches Leben hineingezogen zu haben schien.

Der Wunsch, etwas, ihren Kummer betreffendes, von ihr zu erfahren, und die Scheu, durch ein vorwitziges Fragen, eine empfindliche Seite ihres Herzens unsanft zu berühren, machten, daß ich das Gespräch in die Länge zog, und es so lange, meiner Absicht mich durch Umwege nähernd, fortspann, bis die Mutter mich zu der fertigen Mahlzeit abrief. So wie hier, mit unbefriedigter Neugier, mußte ich von dem Nachtessen mit ungestilltem Hunger fortgehen, da es vollkommen ungenießbar war.

Das Bedürfniß der Ruhe führte mich bald in mein Schlafzimmer, welches im zweiten

Stockwerk war. Das schauerliche Rauschen im nahen Walde, der an die Fenster schlagende Regen und das Unwirthbare des ganzen Gasthofes versetzten mich in eine ganz eigne Stimmung, die, wenn ich sie auch nicht gerade zu zaghaft nennen möchte, doch auch nicht etwas viel anderes war. Daß die Wirthsleute wenigstens nicht zu den guten Menschen gehörten, davon war ich vollkommen überzeugt; ob ihre Schlechtheit aber auf die einkehrenden Fremden einen vielleicht blutigen Bezug habe, das ließ ich unentschieden. Je länger ich darüber nachdachte, je mehr gab ich dem Gedanken, daß sie doch wohl ein dem Leben der Reisenden gefährliches Gewerbe treiben könnten, Raum, da mir nun viele Beispiele von Mordthaten einfielen, die auch selbst in den bestcivilisirten Ländern von Gastwirthen begangen worden waren.

Endlich hörte ich die Thürflügel des Hauses dröhnend zuschlagen. Mir war, als sey ich jetzt von der ganzen Welt getrennt, in einer Mörderhöhle, und wirklich ging ich an's Fen-

ster, um zu sehen, ob ich mich erforderlichen Falls durch einen Sprung hinaus retten könnte; was ich aber wegen der beträchtlichen Höhe ganz unmöglich fand. Jetzt fielen mir die Ahnungen und Träume meiner Frau ein, und vermehrten meine Furcht. Ich verschloß sorgfältig die Thür, schob einige Stühle vor, damit ich durch das Geräusch erweckt werden möchte, wenn man sie vielleicht mit einem Nachschlüssel sollte öffnen wollen, legte meine Pistolen neben mein Bett, und begab mich zur Ruhe.

Die Müdigkeit hatte meine Angst bald überwunden; ich schlief ein, nachdem alle meine Besorgnisse durch den Drang nach der Befriedigung dieses nothwendigen Bedürfnisses verscheucht worden waren. Eine Stunde mochte ich geschlafen haben, als mich ein Geräusch weckte, das in meinem Zimmer zu seyn schien. Um es besser vernehmen zu können, richtete ich mich auf; aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich bei dem Schimmerlicht der Sterne eine blasse Gestalt, wie es schien, in

Leichentücher eingehüllt, meinem Bette gegenüber stehen sah! Die Haare sträubten sich mir empor, meine Zähne klappten zusammen, und alle Besinnung hatte mich verlassen. Endlich ermannte ich mich, und griff nach meinen Pistolen; doch die Gestalt drohte mir mit aufgehobnem Arm und rief mit dumpfer Stimme: „Fürchte dich nicht, ich komme, dich zu warnen. Kehre nicht bei Nelling ein, so lieb dir dein Leben ist; du kommst nicht lebendig aus seinem Hause.“ — Noch einen Augenblick stand das Gespenst, dann fragte es: hast du mich verstanden? kaum hatte ich mein zitterndes Ja herausgeseufzet, als es verschwand.

Lange saß ich unbeweglich, und starrte auf den Fleck hin, wo der Geist gestanden hatte, ohne im Stande zu seyn, meine Haltung zu verändern. Doch endlich packte ich mich an die Arme, fuhr mir mit der Hand über das Gesicht, trocknete mir den Angstschweiß von der Stirne, und überzeugte mich, daß ich nicht geträumt hatte. Nie hatte ich an Gespenster

geglaubt, doch ohne mir gerade über ihr Seyn oder Nichtseyn den Kopf zu zerbrechen; ruhig bei dem Gedanken, daß, da mir nie welche erschienen waren, es mir gleichgiltig seyn könne, ob sie nur in den Köpfen einiger Schwärmer, oder auch außer denselben beständen. Doch nun wurde ich auf einmal so unvermuthet von ihrem Daseyn überzeugt; und noch dazu auf eine Art, die mir ihren freundschaftlichen Antheil an meinem Leben bewies. Gegen eine mögliche Betrügerei sprachen nicht nur das unbegreifliche Erscheinen und Verschwinden, sondern auch alle übrigen Umstände. Der Wirth konnte unmöglich durch künstliche Vorbereitungen diese Erscheinung veranlaßt haben, denn er hatte mir selbst dringend angerathen, den Weg über Rellings Gut zu nehmen, und darf zu nächtigen; und wer sonst konnte etwas von der Richtung meines Weges wissen, und sie verändern wollen?

Was mich aber bei meinem Freunde betreffen konnte, war mir ein neues Räthsel. Das Nachdenken darüber verhinderte mich, auch

Nachdem der Schreck über die gehabte Erscheinung längst verschwunden war, einzuschlafen, und fruchtlos zermarterte ich mein Gehirn mit der Untersuchung dieses Umstandes, den ich unaufgelöset lassen mußte. Fest aber beschloß ich bei mir, der Warnung des Geistes, die offenbar mit den Träumen und Ahnungen meiner Sophie in Zusammenhang stand, Folge zu leisten.

Erst gegen den Morgen schlief ich ein und erwachte nicht früher, bis ein starkes Klopfen an der Thüre meinen Schlaf verscheuchte. Es war der Wirth, der, besorgt durch mein langes Außenbleiben, sich erkundigte: ob mir etwas zugestoßen sey. Ich kleidete mich schnell an, berichtigte meine, mit doppelter Kreide angeschriebne Zeche, ließ den ungenießbaren Kaffee im Stiche, und machte mich auf den Weg, um die Zeit, die ich durch mein langes Schlafen versäumt hatte, durch größere Eile wieder einzubringen.

Um Mittag mahnte mich der Magen mit doppeltem Ungestüm an sein ihm entzognes

Recht, welches ich ihm in einem freundlichen Wirthshause in vollem Maaße wiederfahren ließ. Da ich, durch die Erscheinung bestimmt, einen andern Weg, als den anfangs beschlossenen, nehmen wollte, so mußte ich mich hier darnach erkundigen, und erhielt von dem Wirth die nöthige Auskunft. Er war ein gutmüthiger, gesprächiger Mann, dem das Herz auf der Zunge saß, und der mich so lange, bis das Mittagsmahl bereitet war, recht angenehm unterhielt. Mir kam die Warnung des Gespenstes nicht aus dem Sinne, deshalb brachte ich das Gespräch auf meinen Freund, und fragte den Wirth: ob er ihn kenne? Das heitre Gesicht des Mannes verfinsterte sich augenblicklich bei dieser Frage, er sah mich scharf an, schwieg einige Augenblicke, und sagte dann, daß er ihm bekannt sey. Ich wollte mehr von ihm erfahren, bat ihn daher, mir zu sagen, was er von Nelling halte, in welchem Ruf er in der Gegend stehe, und was es mit seiner Wirthschaft für eine Beschaffenheit habe? doch er schütttelte den Kopf, versicherte, daß er wes

der Gutes noch Böses von ihm wisse, und war lange zu keiner weiteren Erklärung zu bringen. Bei weiterem Dringen von meiner Seite wiederholte er seine Behauptung: daß er keine Thatsachen über meines Freundes Charakter und Wandel beibringen könne, äußerte aber: daß ihm die dortige Wirthschaft unerklärbar sey. Denn was auf dem Acker des Guts erbauet würde, sey für nichts zu rechnen; demohngeachtet ernähre der Mann eine zahlreiche Hausgenossenschaft, und, wie die Sage gehe, sehr gut. Uebrigens habe er keinen Umgang mit seiner Nachbarschaft, zeigte sich mit seiner Familie in keiner Kirche, und alle seine Hausgenossen wären so lichtscheu, daß kein Mensch sich rühmen könnte, mit ihnen in einigen Verkehr zu stehen.

Diese Nachricht war mir höchst auffallend, und widersprach ganz dem sonst so muntern Charakter meines Freundes, der früher nie genug in Gesellschaft seyn konnte. So wenig sich dies auch zusammenreimen ließ, so wurde ich doch durch diese Auskunft in meinem Vorsa-

ze bestärkt, seinen Wohnsitz zu vermeiden. Der Wirth, dem ich es nicht verhehlte, daß ich anfangs gesonnen gewesen sey, bei Nelling einzukehren, gab meiner Sinnesänderung Beifall, und bat mich recht dringend, ja bei meinem gegenwärtigen Entschlusse zu bleiben, wobei er äußerte: „man spricht von dem dortigen Walde mancherlei.“ Was es sey? konnte ich von ihm nicht erfahren.

Ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht unterweges überfallen sollte, denn mein für heute bestimmtes Reiseziel war nicht kurz. Ueberdem zogen sich Wolken am Saum des Horizonts zusammen, die noch vor Nacht ein starkes Ungewitter erwarten ließen, daher ritt ich so stark, als es mein Pferd, ohne übersetzt zu werden, ertragen konnte.

Die nächtliche Erscheinung, die Ahnungen meiner Frauen, die zweideutige Aeußerung des Wirths über Nelling, das alles ging mir im Kopf herum, und kürzte mir den Weg, obwohl nicht auf die angenehmste Weise. Unter-

dessen brach die Nacht herein, welche durch die am Horizont stehenden Gewitterwolken ungewöhnlich dunkel werden zu wollen schien. Ein ferner Donner rollte dumpf durch den stillen Wald, fahle Blitze zuckten aus den schwarzen Wolken; die Dunkelheit nahm zu. Der Wald wollte kein Ende nehmen. Ich strengte die letzten Kräfte meines Pferdes an, um eine Herberge zu erreichen; doch sehr bald wurde ich gezwungen, seinem Laufe Einhalt zu thun, da der Pfad immer schmäler wurde, und die hervorstehenden Zweige mir solche eindringliche Ermahnungen zum Langsamreiten gaben, daß ich nicht umhin konnte, ihnen, zu Gunsten meines verletzten Gesichts, nachzugeben. Meine Lage war in der That höchst unangenehm, und wurde mir dadurch noch peinlicher, daß ich durchaus nicht wußte, ob ich noch auf dem rechten Wege sey. Jetzt bedauerte ich herzlich, die liebevolle Sorgfalt meiner Gattin, die sie mir durch Nachsendung des Hausknechts gezeigt hatte, so unzart von mir gewiesen zu haben, und sah in meiner gegenwärtigen Verlegenheit

meine

meine wohlverdiente Strafe. Die Dunkelheit, die jetzt vollends hereingebrochen war, nöthigte mich, abzusteigen, und mein Pferd am Zaume zu führen, da ich reitend nicht mehr den, in den Weg hineinragenden Zweigen, ausweichen konnte, die mir schon mehrere empfindliche Beweise von der Thorheit, bei Nacht auf unbekannten Wegen durch einen Wald zu reiten, gegeben hatten. Ich kam auf diese Weise natürlich nur sehr langsam weiter, und meine Hoffnung, eine menschliche Wohnung zu erreichen, wurde immer kleiner. Endlich befand ich mich im Freien. Mir war, als hätte ich so eben ein Gefängniß verlassen; denn ich konnte jetzt wieder mein Roß besteigen, und reitend meinen Weg verfolgen, ohne jeden Augenblick fürchten zu müssen, mit dem Kopf gegen einen Baum zu stoßen.

Der Donner war mittlerweile immer näher gekommen, die Blitze blendeten mir die Augen, und der Sturmwind heulte stoßweise durch den nahen Wald, worauf dann wieder eine

schauerliche Stille erfolgte, die das Schrecken der Nacht vermehrte. Jetzt wurde meine Hoffnung durch ein Licht belebt, das ich in der Ferne glänzen sah; doch konnte ich, um mich ihm zu nähern, nur Schritt vor Schritt reiten, da die jetzt leuchtenden Blitze meinen Rappen scheu machten; weshalb ich alle Vorsicht anwenden mußte, um nicht Bügel und Zügel zu verlieren.

Ich war endlich dem Lichte so nahe gekommen, daß ich das Gebäude, aus dem es kam, erkennen konnte; aber zu meinem größten Schrecken wurde ich gewahr, daß ich fehl geritten sey, und mich auf dem Gute Nellingk befinde. Jetzt war guter Rath theuer! Sollte ich einkehren oder nicht? Mein Pferd war müde, das Ungewitter näherte sich immer mehr und mehr, und ich selbst bedurfte der Ruhe sehr dringend, wozu mich das gastliche Dach eines Freundes einlud; dagegen riethen mir die bedenklichsten Warnungen, hier kein Obdach zu suchen. Vielleicht würde doch das Bedürfniß der Ruhe bei mir für die Einkehr entschieden ha-

ben, wenn nicht in diesem Augenblicke mein Roß scheu geworden wäre, und sich umgedrehet hätte. Dieser Umstand machte meiner Unentschlossenheit ein Ende, und bestimmte mich, lieber im Walde zu nächtigen, als mit Vernachläßigung der Warnungen, von denen einige noch dazu das Gepräge des Uebernatürlichen trugen, bei einem Manne einzukehren, dessen Charakter und Erwerbquelle nur zu verdächtig war.

Ich schlug den Weg nach dem Walde, doch nach dem entgegengesetzten Ende ein, und überließ es dem Zufall, mich auf einen Heerweg, oder an ein Haus, oder auch nur an ein Plätzchen zu führen, wo ich Schutz gegen den Regen finden könnte, der schon in großen Tropfen herabzufallen begann.

Ein frohes Gefühl belebte mich, als ich den Wald erreicht hatte, der mir wenigstens gegen die Anfälle böser Menschen Sicherheit zu gewähren schien; doch bald traten wieder neue Sorgen ein, denn am Eingange des Gehölzes

war ich nicht gegen mögliche Nachstellungen geschützt genug, und tiefer hinein wurde der Wald so dicht und verworren, daß es schwer hielt, weiter fortzukommen. Mein Pferd am Zügel führend, bahnte ich mir, so gut es gehen wollte, einen Weg durch die verwachsnen Zweige, doch diese wurden immer dichter, der Boden immer unebner, und bei jedem Schritt sahe ich mich in meinem Fortschreiten gehemmt. Ein paar Mal war ich schon über Baumwurzeln gefallen; Hände und Gesicht bluteten von Schrammen, die ich bei dieser Gelegenheit erhalten hatte, und meine Kräfte wollten mich verlassen: da hörte ich ein Rauschen, wie von einem Mühlbach, woraus ich schloß, daß ich einer bewohnten Gegend nahe sey, und meine Anstrengungen verdoppelte, um sie, wo möglich, zu erreichen. Da es mir unmöglich wurde, mit meinem Pferde weiter fortzukommen, so band ich es an einen Baum, schnallte den Mantelsack ab, den ich mir über die Schultern hing, und ging dann dem Rauschen nach.

Der Pfad wurde immer unwegsamer und gefährlicher. Ich mußte über umgestürzte Baumstämme, über Felsenstücke und durch Vertiefungen klettern; sah mich oft in Gebüschen so verstrickt, daß ich weder vorwärts noch rückwärts konnte, und hatte mit so viel Hindernissen zu kämpfen, daß ich allen Muth verlor. Dazu kam noch das furchtbare Ungewitter und die Angst, daß die bedeutende Masse Gold den Blitz anziehen möchte. Meine Lage war unbeschreiblich widerwärtig. Nach langem Kriechen und Klimmen kam ich endlich an den Abhang des Berges, an dessen Fuß der Bach hinrauschte, den ich nun, nicht ohne Gefahr hinein zu stürzen, verfolgte. Ich erreichte den Ort, von dem das Rauschen herkam, und fand meine Vermuthung, auf eine Mühle zu treffen, bestätiget; denn wirklich stand hier ein großes, massives Mühlengebäude, doch zeigte die verfallene Schleuse, über die das Wasser hinrauschte, daß es nicht benutzt werde, und daher wahrscheinlich auch nicht bewohnt sey. Nach langem Suchen entdeckte ich eine alte,

morsche Brücke, die über den Bach führte, über welche ich der Mühle zu ging, um daselbst Schutz gegen den in Strömen herabstürzenden Regen zu suchen.

Mir fiel es jetzt zwar ein, daß diese Mühle wohl gar ein Aufenthalt von Räubern seyn könnte; und war dieses der Fall, so lief ich ihnen geradezu in die Hände; doch meine Erschöpfung war so groß, daß sie meine Furcht besiegte, und mich vermochte, der Mühle zuzueilen, um ein Obdach gegen das böse Wetter zu haben.

Ich fand die Thür unverschlossen; ein Beweis, daß hier Niemand wohnte. In der gänzlichen Dunkelheit tappte ich vorsichtig umher, um nicht irgendwo hinabzustürzen, und so kam ich endlich in die Nähe des Kammrades. Ermüdet, voll Besorgniß, in irgend ein Loch zu fallen, und von der Furcht ergriffen, vielleicht auf etwas Unheimliches zu stoßen, setzte ich mich in einen Winkel hin, und beschloß, daselbst den Tag abzuwarten.

Kaum war ich in Ruhe, als sich meiner ein ungeheures Grauen bemächtigte. Was mußte es mit dieser Mühle für eine Beschaffenheit haben, die hier so verlassen stand? Würde ich nicht entdeckt werden, wenn Räuber hier ihre Ablage hielten? Wie, wenn hier wieder der Geist erschien? Diese und ähnliche Gedanken drängten sich mir auf, und steigerten meine Furcht unbeschreiblich. Nachdem ich ein wenig ruhiger geworden war, spürte ich einen widerlichen Leichengeruch, der so unausstehlich wurde, daß ich meinen Schlupfwinkel verlassen haben würde, wenn die Angst, die mich befangen hatte, es mir erlaubt hätte.

Nachdem ich vielleicht eine Stunde in dieser peinlichen Lage gesessen hatte, hörte ich vor der Mühle Menschenstimmen, und war, da dieses wohl nur Räuber seyn konnten, auf meinen Tod gefaßt. „Du hast doch die Thüre des Abends geöffnet?“ fragte eine Stimme; eine andre antwortete: „ja wohl, sie ist offen. Es kamen nun vier Menschen, die eine Laterne

und etwas Schweres trugen, in die Mühle, brachten ihre Bürde bis in meine Nähe, öffneten ein paar Bretter am Boden, und stürzten einen blutigen Leichnam — das war es, was sie trugen — hinab, worauf sie die Oeffnung wieder schlossen.

Mein Haar sträubte sich empor, ein Fieberfrost schüttelte mich; ich war dem Umsinken nahe. Deutlich erkannte ich Nellings ältesten Sohn unter den Mördern. „Der hat seinen Theil, — sagte er — wenn wir nur erst mit B* — hier nannte er meinen Namen — so weit wären; bei dem wird die Beute größer seyn." Ein Andrer sagte: ich fürchte, er kommt heute nicht. „Nun — erwiederte jener — kommt er nicht heute, so kommt er morgen; entgehen wird er uns nicht." Einer wollte nun Untersuchungen anstellen, ob vielleicht Jemand in der Mühle verborgen sey, doch die Andern riethen zum Weggehen, da es, wie sie sagten, hier unheimlich wäre, und sie um keinen Preis länger verweilen wollten. Diese Furcht der Bösewichter rettete mir das

Leben; denn suchten sie, nach dem Vorschlage des Einen von ihnen, das Gebäude durch, so fanden sie mich, und mein Tod war gewiß. Endlich verließen sie die Mördergrube, und verschlossen sie sorgfältig.

Meine Empfindungen kann nur der beurtheilen, der sich in einer ähnlichen Lage befand. Wie nahe war ich dem Tode! Eben hatte ich einen Gemordeten zu meinen Füßen versenken sehen, und gehört, daß mir ein gleiches Schicksal zugedacht war. Und noch war ich nicht sicher davor; denn wenn ihnen der Zufall mein Pferd entdeckte, so kamen sie ohnfehlbar zurück, um mich aufzusuchen, und fanden und ermordeten mich. Ob ich bei Tage entkommen würde, war auch noch zweifelhaft. Die qualvollste Furcht marterte mich, wurde aber bis zu einem namenlosen Entsetzen gesteigert, als ich den Erschlagnen unter mir röcheln und winseln hörte. Der Angstschweiß floß mir von der Stirne, das Herz klopfte mir hörbar: ich war dem Sterben nahe. Die Nacht schien kein

Ende nehmen zu wollen; sie dünkte mir eine Ewigkeit: ich fing an zu zweifeln, ob ich noch lebe.

Endlich schimmerte der anbrechende Morgen durch das Dach der Mühle, und nun fing ich an, auf meine Rettung zu hoffen. Sobald es ein wenig hell geworden war, eilte ich nach der Thüre; doch diese fand ich so wohl verschlossen, daß meine Bemühungen, sie zu öffnen, vergebens waren. Bei dem Durchsuchen des Gebäudes nach einem andern Ausgange, gerieth ich auf die Grube, in die man die Erschlagenen herabgeworfen hatte, und wurde mit Schaudern eilf menschliche Leichname gewahr, von denen schon mehrere sich im Zustande der ekelhaftesten Verwesung befanden. Da also hatte auch ich modern sollen? mußte es vielleicht noch, wenn meine Flucht nicht gelang. Nach vielem Suchen fand ich eine Thür, die zu erbrechen mir nur nach einer großen Anstrengung glückte. Sie führte zu einer Kammer, in der mehrere blutige Gewänder an den Wänden umher hingen. Diese Kammer wurde

durch ein kleines Fenster erleuchtet, welches ich einschlug, und mir dadurch, nicht ohne Gefahr den Hals zu brechen, einen Ausweg verschaffte.

Nun war ich im Freien, aber noch hatte ich mein Pferd nicht, auch war mir der Weg unbekannt, den ich einschlagen mußte, um aus dem Bezirk dieser Mörder zu kommen. Nach einigen Umherirren fand ich mein treues Thier wieder, das ich, nachdem ich einen gebahnten Weg entdeckt hatte, bestieg, und in der größten Eile davon ritt.

Obgleich ich durchaus unbekannt in der Gegend war, und noch nicht wußte, wohin mich der Weg führen würde, so hatte doch für dieses Mal der Zufall für mich gesorgt; denn nachdem ich ohngefähr zwei Stunden zurück gelegt hatte, erreichte ich eine Poststation. Ich nahm hier, nachdem ich meine Lebensgeister durch einige Erfrischungen gestärkt hatte, Extrapost und eilte nach meinem Wohnort, den ich noch bei guter Tageszeit erreichte. Bei meiner Ankunft fuhr ich gleich bei dem Polizey-Direktor vor, und machte ihm eine Anzeige von dem,

was ich erfahren hatte, worauf er sogleich eine Untersuchung anordnete, und noch an demselben Abend einen Polizeibeamten, in Begleitung einer hinreichenden Anzahl Soldaten, nach dem Gute Nellings, um die Mörder aufzuheben, sandte.

Meine Nachhausekunft machte meiner Gattin, die um mich in großer Angst gewesen war, eine unbeschreibliche Freude, die aber bald in die äußerste Besorgniß verwandelt wurde, da mich ein Fieber befiel, das in eine bedenkliche Krankheit ausartete. Durch den gehabten Schrecken waren meine Lebensgeister so angegriffen, daß eine Abspannung erfolgte, die mich dem Tode nahe brachte. Nur meiner äußerst kräftigen Natur hatte ich, nebst der Kunst sehr geschickter Aerzte, mein Leben zu danken, und nach einem sechswöchentlichen Krankenlager war ich im Stande, Bett und Zimmer zu verlassen.

Sobald es meine Kräfte erlaubten, ging ich nach dem Kriminalgefängnisse, und ließ mich zu dem Kerker führen, worin Nelling saß.

Ich fühlte, trotz seinen Greuelthaten und seines mörderischen Anschlages auf mein Leben, dennoch einiges Mitleid für ihn, und wollte seine Lage in so fern erleichtern, als dieses die Gesetze erlaubten; indessen er stieß bei meinem Anblick die gräßlichsten Verwünschungen aus, tobte, fluchte, betrug sich wie ein Rasender und bewies durch sein Betragen, wie wenig er meiner Theilnahme werth sey. Ich verließ ihn mit Abscheu, und bat den Gefangnenwärter, mich zu Nellings jüngrem Sohne zu führen, von dem ich etwas Näheres über die Geschichte der Verbrechen seines Vaters zu erfahren hoffte. Mein Ansehen und einige klingende Bewegungsgründe verschafften meiner Bitte Eingang. Der junge Mensch wurde, da er mich erblickte, bis zu Thränen gerührt, und befriedigte, auf mein Ansuchen, meine Neugierde so vollständig, daß ich in den Stand gesetzt wurde, folgendes zu Papier zu bringen, was ich nachmals, bei einer Vergleichung mit den Kriminal-Akten, vollkommen als Wahrheit bestätiget fand.

Melling führte anfangs in der Stadt einen sehr rechtlichen Handel, war thätig, und das Glück belohnte seinen Fleiß. Er hatte ein hinreichendes Auskommen, sein Vermögen vermehrte sich, wenn gleich langsam, doch sicher, und sein Kredit wuchs mit jedem Jahre. Durch einige außerordentliche Glücksfälle hatte mein Vermögen so ansehnlich zugenommen, daß ich im Stande war, meinem Handel eine größere Ausdehnung zu geben, wobei ich wieder bedeutend gewann. Dies erregte seinen Neid. Bisher hatten wir in allem gleichen Schritt gehalten, sowohl in Hinsicht der Ausbreitung unsers Handels, als auch in unserm Aufwande; wir besaßen an der Börse gleichen Kredit, und keiner hatte etwas Wesentliches vor dem Andern voraus. Jetzt änderte sich dieses durch meinen vermehrten Reichthum und durch meine vergrößerten Geschäfte. Da ich nie geizig war, so versagte ich mir keinen anständigen Genuß, wozu ich unter andern auch ein schönes Angespann und gute Reitpferde rechnete, die ich, da meine Umstände es nun erlaubten, mir an-

schaffte. Meine erste Frau liebte den Putz, vielleicht ein wenig mehr als gut war, jedoch mochte ich ihre Neigung dazu um so weniger einschränken, als ich ohnehin nicht in der zufriedensten Ehe mit ihr lebte, und mir durch Versagen ihrer diesfallsigen Wünsche nur böse Tage gemacht haben würde. Nellings Gattin wollte es der Meinigen gleich thun, und da dies die Kasse ihres Mannes nicht erlaubte, so überhäufte sie ihn mit Vorwürfen wegen einer übeln Wirthschaft. Er, der seinerseits eben so gern sich in seinem Aufwande mir gleichgestellt hätte, aber sich überzeugte, daß er es bei seinen dermaligen Vermögens-Umständen nicht könne, versuchte alles Mögliche, um schnell reich zu werden. Er benutzte seinen Credit, ließ sich in gewagte Speculationen ein, und stürzte sich in ein, seine Kräfte übersteigendes Gewühl von Geschäften; wodurch, da er die nöthige Vorsicht dabei vergaß, sich seine Lage so sehr verschlechterte, daß der Bruch seines Hauses unvermeidlich war.

Der Gedanke, durch seine Schuld ein armer Mann geworden zu seyn, war ihm so unerträglich, daß er den Vorsatz faßte, durch einen Selbstmord sein Leben zu endigen. Er trug sich einige Zeit mit diesem Entschluß herum, und hatte bereits den Tag zur Ausführung seines Vorhabens festgesetzt, als er einst von seinem Landhause aus einen Gang auf's Feld machte, und sich seinem Trübsinne überließ. Hieraus weckte ihn ein muntrer, dem Anscheine nach sechzehnjähriger Knabe, der ihn nach dem Wege zu einem Handlungshause, wohin er gehen wollte, fragte. Der Knabe war der Sohn eines Handlungsfreundes aus einer entfernten Landstadt, der von seinem Vater mit einer bedeutenden Summe in Papieren an Relling selbst gesandt war, und die Bestellung eines wichtigen Einkaufs brachte, zu dem die Summe, die er mit sich führte, angewendet werden sollte. Er war mit der Post gekommen, hatte diese aber auf der letzten Station verlassen, um bei dem heitern Tage die reizende Gegend zu genießen; die Papiere trug er in

einer

einer lebernen Waidtasche bei sich. Nelling wurde von einem abscheulichen Gedanken ergriffen, der um so leichter bei ihm Eingang fand, als seine Seele schon früher mit dem blutigen Vorsatz des Selbstmordes vertraut geworden war. Er führte den Knaben auf Umwegen, unbemerkt von allen Menschen, nach seinem Landhause, auf ein Zimmer im zweiten Stock, verschloß sich mit ihm, und ermordete ihn durch einige Schläge auf das Haupt.

Eben hatte er seine Greuelthat geendigt, als sich eine Nebenthüre, die er außer Acht gelassen hatte, öffnete, und seine Gattin mit ihren beiden Söhnen ins Zimmer trat. Die blutige That erfüllte seine Frau und seine beiden, damals noch sehr jungen Kinder mit Entsetzen; indessen er stellte der Gattin seine Lage und die daraus entstandne Nothwendigkeit des Mordes vor, und brachte es bei ihr und den noch unerwachsnen Knaben dahin, daß sie den Abscheu an seiner gräßlichen Handlung verloren, und

ihm behilflich waren, die Spuren dieses Mordes zu verbergen.

So warf er die blutige Last auf das Gewissen seines Weibes und seiner unschuldigen Kinder, und gewöhnte durch diese Mitwissenschaft ihre Herzen an die ungeheuren Verbrechen, deren sich nachmals diese ganze Familie schuldig machte. Sie mußten ihm helfen den Körper des Erschlagenen vergraben, und um jeden Verdacht von sich abzulenken, erschien er noch an demselben Tage mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen in einer Gesellschaft. Er half sich mit der Summe, die er bei dem Knaben fand, wieder auf, doch die Blutschuld, die ihm im Herzen brannte, ließ ihm keine Ruhe unter Menschen. Er zog sich nach und nach aus dem Handel, und kaufte jenes Landgut, auf dem ich ihn antraf.

Der Landwirthschaft nicht kundig, konnte er aus diesem Gute, dem selbst bei der besten Bewirthschaftung kein verhältnißmäßiger Ertrag abzugewinnen gewesen wäre, sich nicht nähren, und war auf dem Wege ganz arm zu werden.

als eines Abends, bei bösem Wetter, ein Reisender bei ihm einsprach, und um ein Nachtlager bat. Das Aeußere des Fremden ließ auf seine Wohlhabenheit schließen; der schwere Mantelsack verrieth einen reichen Inhalt und weckte Nellings Habsucht, und frevelhafte Gedanken stiegen auf's Neue bei ihm auf. Er wurde bald mit seiner Frau und mit seinem ältesten Sohne darüber einig, den Reisenden zu ermörden und sich seiner Baarschaft zu bemächtigen: dem Vorsatz folgte die That. Um den Leichnam des Ermordeten zu verbergen, grub er in dem Dickicht des nahen Waldes ein Grab, und trug ihn, mit Hilfe seines Sohnes, dahin. Hiebei wurde er entdeckt. Ein Vorübergehender hatte ihn, mit dem Verscharren des Körpers beschäftigt, gesehen, und stellte ihn darüber zur Rede. Er wollte nun, zu Verheimlichung seiner That, auch diesen morden, doch der war darauf gefaßt, schlug ihm die Hacke, mit der er ihn tödten wollte, aus der Hand, versicherte ihm aber, er würde schweigen, wenn er die Beute mit ihm theilen wolle. Der Mörder

mußte sich dazu verstehen, und nun ließ sich der Bestochne merken, daß auch er sich kein Gewissen daraus mache, eine solche Blutarbeit zu vollbringen, wenn der dadurch gemachte Gewinn der Mühe werth sey. Es war der Wirth des Gasthofes, in dem mich die Erscheinung warnte. Bald waren die Bösewichter vertraut, und der Wirth verschaffte dem Nelling nicht nur mehrere Knechte, die ihm bei seinen Greelthaten behülflich waren; sondern er nahm selbst Theil an dem Mordgeschäfte, wenn die Mannschaft seines saubern Genossen nicht hinreichend war. Jedoch machte er seinen Gasthof, aus Furcht, entdeckt zu werden, nie zum Schauplatz eines Todschlages, diente aber hauptsächlich zum Spion, und machte Nelling auf die Reisenden aufmerksam, die große Geldsummen bei sich führten. Sein Weib wußte auch um sein schändliches Gewerbe; nicht aber die Tochter, die bei ihrer Muhme erzogen worden war.

So waren von diesen Bösewichtern, in einer Zeit von zehen Jahren, mehr den funfzig Menschen umgebracht worden.

Die alte Mühle, in der ich das grauenvolle Abentheuer bestand, gehörte einem Müller, von dem vorauszusehen war, daß er an diesen Greueln nie Antheil nehmen werde; er war daher für die Mörderbande ein lästiger Nachbar. Um sich seiner zu entledigen, veranstaltete man Geistererscheinungen, wozu die einsame Gegend ganz geeignet war. Man ängstigte den abergläubigen Mann so sehr, daß er, seines Wohnorts überdrüßig, die Mühle dem Nelling für ein Spottgeld verkaufte, der bald die Sage von den Spukereien dergestalt in der Gegend ausbreitete, daß sich Niemand wunderte, da er unter diesem Vorwande die Mühle unbenutzt stehen ließ, die ihm jetzt zum Verbergen der Erschlagnen diente.

Daß ich dem mir zugedachten blutigen Schicksal entging, hatte ich der Gutherzigkeit von Nellings jüngerm Sohne zu danken. Dieser hatte nämlich an den Mordthaten seines Vaters nie Antheil genommen, es aber für seine Pflicht gehalten, sie zu verschweigen. Als

mich, seinen Taufzeugen, fühlte er eine Anhänglichkeit, die sich noch vergrößerte, als ich den Antrag machte, ihn als Lehrling in meine Handlung aufzunehmen. Er wußte um den Anschlag auf mein Leben; konnte mich aber geradezu nicht warnen, weil er dadurch seinen Vater verrathen haben würde. Er war der Liebhaber von des Wirths Tochter, in dessen Hause ich nächtigte, und kam oft zu seiner Geliebten, daher er die Gelegenheit des Hauses kannte, die er benutzte, um mir als Geist zu erscheinen, und mir als solcher abzurathen, bei seinem Vater einzukehren. Eine verborgne Tapetenthür, die ich nicht gewahr worden war, erleichterte ihm sein Vorhaben, und diente ihm schon da, als ich mich in der Wirthsstube befand, unbemerkt in mein Zimmer zu kommen, wo er mir das Blei aus den Pistolen zog, um bei seinem Erscheinen gegen mein etwaniges Schießen gesichert zu seyn. So wurde er mein Rekter, und veranlaßte dadurch zugleich die Entdeckung der Verbrechen seiner Familie.

Da bei den vielen, am Tage liegenden Beweisen kein Leugnen der Verbrecher möglich war, so kamen nach und nach Schandthaten zum Vorschein, vor denen die Menschheit schauderte. Die Untersuchung verzögerte sich, der vielen, greuelvollen Thatsachen wegen, lange; nur erst nach Verlauf eines Jahres wurden die Acten geschlossen, und die Urtheile gefällt, die der Landesherr sämmtlich bestätigte. Nelling wurde von unten auf gerädert; so auch der Wirth; ihre beiden Weiber, Nellings ältester Sohn, die Knechte und die übrigen Mordgehilfen wurden mit dem Schwerte hingerichtet und ihre Körper auf das Rad geflochten. Die Tochter des Wirths wurde frei gesprochen; der jüngere Sohn Nellings aber, der durch Verschweigung straffällig geworden war, sollte auf zehen Jahre ins Zuchthaus kommen; welche Strafe jedoch, in Betracht dessen, daß er mir das Leben gerettet hatte, auf zwei Jahr gemildert wurde. So weit die Erzählung des Kaufmann B.

Vorstehende Erzählung ist buchstäblich wahr und kann mit den darüber verhandelten Kriminal-Akten belegt werden. Daß Nellings jüngster Sohn und des Wirths Tochter sich mitten unter diesem höllischen Frevel von allen Verbrechen rein hielten, erweckt vielleicht einige Theilnahme der Leser für sie, daher wir uns bewogen finden, die fernern traurigen Schicksale dieser Unglücklichen in nachfolgender Geschichte mitzutheilen; obgleich sie nicht ganz der Tendenz dieses Buches angemessen ist.

IV.

Heinrich und Röschen.

Seine Eltern und seinen Bruder hatte Heinrich auf dem Blutgericht enden sehen. Die streng gerechten Richter ersparten dem Armen diesen gräßlichen Anblick nicht, weil er, da er nicht der Ankläger seiner nächsten Blutsverwandten geworden war, als wissentlicher Verhehler einer Menge von Greuelthaten, verdammet werden mußte. Er hatte nie Antheil genommen an den Verbrechen, deren Ausübung seine Eltern und seinen Bruder auf das Rad brachten; im Gegentheil hatte er dem Kaufmann B* durch die Warnung, die er ihm als Gespenst verkleidet gab, das Leben gerettet,

Leider wurde er auch nur zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt; doch gern hätte er eine härtere Strafe erlitten, wenn er dadurch des schauderhaften Anblicks, die Seinigen unter des Nachrichters Händen sterben sehen zu müssen, hätte überhoben seyn können.

Neun Jahr war er alt, als er mit seiner Mutter und mit seinem ältern Bruder einst unvermuthet in das Zimmer seines Vaters trat und gewahr wurde, daß dieser einen blutenden Jüngling, der in Todeszuckungen zu seinen Füßen lag, durch einen Schlag auf das Haupt vollends tödtete.

Der Vater erzählte: dieser Jüngling habe ihn ermorden wollen, deshalb sey er, um sein Leben zu retten, ihm zuvor gekommen. Er ließ sich von dem Knaben das Versprechen geben, daß er nie etwas von dieser Mordthat entdecken wolle, und, um der Verschwiegenheit des Kindes gewiß zu seyn, versicherte er, daß sie alle sterben müßten, wenn je etwas davon an den Tag käme. Liebe zu seinen Eltern

und eigne Lebensluſt feſſelten den Mund des Knaben, doch das blutige Geheimniß, das auf ſeiner Seele lag, brannte ihm im Herzen und zerſtörte den Frieden ſeines kindlichen Alters, wodurch die Jugend ſonſt gewöhnlich die glücklichſte Lebenszeit wird. Er wurde nie mehr froh, ſeine kindliche Unbefangenheit war dahin, und noch im Knabenalter fühlte er die Gewiſſensangſt eines reifen Böſewichts.

Nelling fürchtete, daß ſein Sohn ihn am Ende doch noch verrathen könnte, und ſuchte ihn deshalb von allem Umgange mit Kindern ſeines Alters zu entfernen; doch hiedurch noch nicht beruhigt, kaufte er ſich ein Landgut, welches er mit ſeiner Familie bezog, und hier beinahe von aller menſchlichen Geſellſchaft getrennt lebte.

Hatte die Noth ihn zum erſten Mord verleitet, ſo führte ihn das Bedürfniß, bequem zu leben, zum zweiten und zu den folgenden, an denen auch Heinrichs Bruder Antheil nahm. Heinrichs natürlich guter Charakter ſiegte über

die Zumuthungen seiner unnatürlichen Eltern, auch Theil an diesen Greuelthaten zu nehmen. Er konnte zu nichts, als zu dem Versprechen der Verschwiegenheit bewogen werden; er selbst hielt sich von jeder Blutschuld rein, und war auch nie mehr Zeuge eines Mordes.

Weniger standhaft war er gegen die Lockungen der Wollust, wozu er durch einen der Knechte seines Vaters verleitet wurde, der ihn zum Vertrauten seiner Liebes-Angelegenheiten machte, und ihm auch Gelegenheit gab, den Schierlingstrank der Sinnlichkeit zu kosten, da er die Schwester seiner Buhlerin vermochte, den unerfahrnen Jüngling zu verführen, wozu Diese kaum noch einer Aufmunterung bedurfte.

Geschäftslose Einsamkeit und Mangel an sittlicher Bildung machten den Jüngling, nachdem er einmal mit dem sinnlichen Genusse bekannt geworden war, zum vollendeten Wüstling, der, bei seinem wohlgebauten Körper, den unerfahrnen Landmädchen gefährlich wurde, und dessen letztes Ziel allein die Befriedi-

gung seiner Begierden war. Vergebens hatte er seinen Vater gebeten, ihn irgend etwas zu seinem künftigen Fortkommen Dienliches erlernen zu lassen; umsonst hatte er sich sogar erboten, ohne alle Ausstattung in die Welt zu gehen, um sein Glück zu versuchen; am Ende wollte er Soldat werden, allein seine unnatürlichen Eltern blieben unerbittlich; sie ließen ihn nicht vom Hause, und er hatte keine andre Beschäftigung, als die Jagd. Wenn er dabei tagelang herumstrich, versank er oft in düstre Träumereien; ein schmerzliches, namenloses Sehnen ergriff ihn, er wünschte sich hinaus in die Welt, und seine unthätige Lebensweise wurde ihm im höchsten Grade widerlich.

Ein Auftrag seines Vaters, den er an einen Gastwirth zu bestellen hatte, gab ihm die Gelegenheit, Röschen, dessen schöne Tochter, kennen zu lernen, für die er eine unwiderstehliche Neigung faßte. Auch Röschen blieb gegen den blühenden Jüngling, den ein Zug von Schwermuth, der in seinem Gesichte lag, auf

noch schöner machte, nicht unempfindlich. Er lernte hier die bessre Liebe kennen, entsagte seinen unwürdigen Liebschaften, und wurde durch die Hoffnung glücklich, das reizende Mädchen einst sein nennen zu können. Der Umgang mit Röschen schliff die rauhen Seiten seines Charakters nach und nach ab, die natürliche Güte seines Herzens siegte über die schändlichen Beispiele seiner Angehörigen, und er wurde so gut, als es ein Mensch ohne Erziehung und ohne festen Lebensplan werden kann.

Er fing, nachdem er Röschen kannte und liebte, an seine Zukunft ernstlicher als früher zu denken an, er sann auf Mittel und Wege, seine Geliebte auf eine rechtmäßige Weise zu besitzen, und wurde darüber mit sich selbst einig, daß er aus dem Kreise heraustreten müsse, in dem er sich jetzt befinde. Er hatte nichts von alle dem gelernt, was ihm in der Welt forthelfen und ihm einen anständigen Unterhalt gewähren konnte; von seinem Vater, der ihn durchaus nicht von sich lassen wollte, durfte er

auf keine Unterstützung rechnen; auch hatte er fest bei sich beschlossen, nichts von dem Blutgelde zu nehmen, dessen Erwerbung ihm ein Greuel war. Ihm blieb nichts übrig, als Soldat zu werden und zu versuchen, ob er, in diesem Stande, vielleicht durch Tapferkeit und Pünktlichkeit im Dienst, sein Glück machen könne. Röschen, der er seinen Versatz entdeckte, war ganz und gar dagegen, rieth ihm aber, sich an ihren Vater zu wenden, der ihn wohl, da sie sein einziges Kind sey, und er gegen ihre Liebe zu Heinrich nichts eingewendet habe, eine Erwerbquelle verschaffen werde. Nun sahe er sich genöthigt, seinem Mädchen das ganze schaudervolle Verhältniß zu entdecken, in dem ihre beiderseitigen Eltern gegen einander ständen, wodurch er das Herz des guten Röschens mit einem unbeschreiblichen Jammer füllte. Wer erkennt nicht den Schmerz eines Kindes, das in seinen Eltern furchtbare Verbrecher erblickt, die durch ihre Handlungen Gott und die Menschheit beleidigen; das überdem dazu schweigen und in ihrer Nähe bleiben muß! Sie durfte

ihren Kummer nicht einmal laut werden lassen, da sie ihm keinen Namen geben konnte; sie sah ihren Geliebten in einem gleichen unseeligen Verhältnisse zu seinen Eltern stehen, und überall keine Rettung, keine Erlösung aus diesem jammervollen Zustande. Ihr blieb nichts übrig, als Heinrichen ihre Beistimmung zu seinem Vorsatz zu geben. Eben war dieser im Begriff, ihn auszuführen, als die Verbrechen Rillings und seiner Genossen entdeckt, und Heinrich sowohl als Röschen, mit jenen Böswichtern zugleich in Verhaft genommen wurden.

Der Kaufmann B*, der Heinrichen seine Rettung verdankte, war nicht ungerührt von dem Schicksal des Jünglings geblieben. Er besuchte ihn oft im Gefängnisse, veranlaßte einen Prediger, den unglücklichen jungen Menschen zu trösten und zu beruhigen, und gab ihm die Hoffnung, daß er für sein Unterkommen sorgen wolle, sobald er seiner Haft entlassen sey.

Heinrichs

Heinrichs Strafzeit war verflossen und er wurde in Freiheit gesetzt. Er war ganz arm, denn das Vermögen seiner Eltern wurde darauf verwendet, den Hinterbliebenen der Ermordeten eine Entschädigung für ihre Verluste zu geben. Gelernt hatte er nichts, und übedem fehlte ihm auch selbst die nöthige Unbefangenheit, um ein Geschäft zu ergreifen. B* wollte, daß das verwundete Herz des Jünglinges unter seinen Augen genesen sollte, und war daher entschlossen, ihn in seiner Handlung in die Lehre zu nehmen; allein der Zunftzwang verhinderte ihn daran, und die die Handlung erlernenden Jünglinge wollten keinen Menschen unter sich dulden, dessen Eltern auf dem Rabensteine geendet hatten. An einem anderen Ort war er eben so wenig in dieser Eigenschaft unterzubringen, da der üble Ruf seiner Familie ihm überall voran ging, und jedes Menschenherz ihm entfremdete. B* besaß ein kleines Landgut, zu dessen Aufseher er Heinrich machte. Er nahm sich der Wirthschaft mit vielem Fleiß an, und sein Beschützer hätte alle

Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu seyn, wenn nicht ein unbesiegbarer Trübsinn sich der Seele des Jünglinges bemächtigt hätte, der alles für ihn fürchten ließ. Noch hoffte B^s das Beste von Heinrichs Jugend, als er eines Tages folgenden Brief von ihm erhielt.

„Mein Wohlthäter! halten Sie mich nicht für undankbar, wenn mein grenzenlos-trauriges Geschick mich zwingt, die Freistätte zu verlassen, die Sie so gütig mir gewährt hatten. Ich kann nicht da, ich kann nirgends bleiben, wo glückliche Menschen wohnen; die Natur stößt mich aus, und hat mir das furchtbare Kainszeichen auf die Stirn gedrückt: darum muß ich rastlos auf der Erde herumirren. Die Blutschuld meiner Eltern ist durch ihren Tod nicht versöhnt; sie lastet noch auf dem letzten übrig gebliebnen Zweig ihres Stammes und wird nur mit meinem Untergange getilgt werden. Mein unseliges Verhängniß drückt mich zu Boden. Ich habe keine ruhige Stunde, denn Tag und Nacht stehen mir die blutigen

Gestalten der Meinigen vor Augen. Vergebens suche ich in der Arbeit Zerstreuung, umsonst Trost im Gebet: die qualvolle Vergangenheit hat sich meinem Gedächtniß so unauslöschlich eingepräget, daß nichts in der Welt im Stande ist, sie daraus zu vertilgen. Nützen kann ich Ihnen nicht, denn selbst Ihre Leute hegen einen Abscheu gegen den Sohn eines Mörders, und versagen mir den Gehorsam. Noch gestern, als ich einen nachlässigen Arbeiter zur Rede stellte, frug dieser: ob ich etwa auch Lust habe, an ihm das Handwerk meines Vaters zu üben? Kann ich unter diesen Umständen noch länger bei Ihnen bleiben? Ueberdem habe ich die Verpflichtung, ein mir sehr theures Mädchen, die gleich mir, ohne ihre Schuld, in ein grausames Schicksal verwickelt ist, aufzusuchen: denn vielleicht ist sie in Gefahr, ihrem traurigen Verhängniß zu erliegen, und mein Beispiel, meine Gegenwart erhält ihre Geduld. Dieser Gedanke bindet mich noch an das Leben, welches ich sonst als eine unerträgliche Bürde abzuwerfen eilen würde.

ich unter meinen Umständen nicht strafbar seyn kann, wenn ich die Ruhe im Grabe suche, die mir das Leben so unerbittlich versagt. Nehmen Sie meinen Dank für Ihr mir bewiesenes Mitgefühl. Sie waren der Einzige, der gegen einen Fluchbeladnen Menschlichkeit zeigte: Gott lohne es Ihnen!

M.

B* wandte alles an, um den Weg, den der Unglückliche genommen hatte, zu entdecken, damit er ihn zur Rückkehr bewegen könne; denn er fürchtete das Schrecklichste von seiner traurigen Gemüthsstimmung; doch es gelang ihm nicht mehr, ihn aufzufinden, und er mußte ihn seinem Schicksale überlassen.

Röschen hatte gleich Heinrich ihre Eltern verloren, und auch ihr war keine andre Erbschaft übrig geblieben, als der Fluch, der auf den Schandthaten ihrer Erzeuger ruhte. Sie wurde zugleich mit ihren Eltern eingezogen, aber bald frei gelassen, da aus den Verhören sich ihre Unschuld ermittelte. In ihrer Eltern

Hause fand sie bei ihrer Rückkehr schon einen andern Bewohner, daher sie zu ihrer Muhme ging, bei der sie erzogen worden war. Sie fand diese im Sarge, und die harten Erben, die vielleicht von ihr einen Anspruch an die Verlassenschaft fürchteten, trieben sie unter heftigen Schmähungen fort. Halb bewußtlos wankte sie zum Thor hinaus, und verfolgte den Weg, ohne zu wissen wohin. Am Abend zwang sie die Müdigkeit, in einer Herberge einzukehren. Man nahm sie freundlich auf, und bot ihr Speise und Trank an; doch kaum hatte sie sich niedergelassen, als Jemand kam, der sie in den Verhören gesehen hatte, und sie erkannte. Er sagte es dem Wirth, und dieser stieß sie nun unbarmherzig in die dunkle Nacht hinaus. In dumpfer Betäubung wanderte sie nun weiter, bis sie aus Erschöpfung niedersank, und des Morgens ohnmächtig von einem Bettler gefunden wurde, der sie mitleidig in seine Hütte trug und ermunterte. Mehrere Tage hindurch ging sie, nachdem sie getröstet und gestärkt die Hütte des menschenfreundlichen

Armen verlassen hatte, ohne einen eigentlichen Zweck zu haben, fort, sprach nur in menschlichen Wohnungen ein, wenn das Uebermaaß des Hungers sie dazu zwang, und gelangte endlich an ein ansehnliches Schloß, dessen Herrin sie, auf ihr Bitten, als Spinnerin bei sich annahm.

Ihr Fleiß und ihr bescheidnes Betragen erwarben ihr den Beifall ihrer neuen Herrschaft in dem Maaße, daß sie aus der Spinnstube und als Kammermädchen in Dienst genommen wurde. Röschens Lage wurde dadurch wohl noch keinesweges glücklich; denn das konnte sie bei dem Andenken an ihre Eltern, und bei der Ungewißheit über das Schicksal ihres Geliebten nicht seyn, aber doch erträglich, und sie suchte bei den schmerzlichen Gefühlen, von denen ihr Herz zerrissen wurde, Trost in der genauen Erfüllung ihrer Pflichten.

Ihre Gebieterin war eine ernsthafte, strenge, aber keinesweges harte Frau, sie behandelte daher das traurende Mädchen menschlich,

wiewohl sie ihr, da Röschen über die eigentliche Ursache ihres Kummers schwieg, kein ausgezeichnetes Zutrauen schenkte. Das gequälte Herz der Jungfrau verblutete sich langsam, da es keine Brust fand, in der es seinen unendlichen Gram ausschütten konnte. Ihre Thränen flossen ungesehen; ihr Schmerz blieb stets lebendig, denn kein freundlicher Zuspruch milderte ihn. So verlebte sie zwei Jahre in dem Hause ihrer Beschützerin, mit ihrem Gram allein, der schon milder zu werden begann, als das unerbittliche Geschick ihr auch diese Freistatt raubte.

Der Sohn ihrer Frau, ein junger Edelmann, kehrte von einer mehrjährigen Reise, deren Ziel Paris gewesen war, zurück. Er war in diesem Mittelpunkte alles Genusses einheimisch geworden, und hatte die dort üblichen Sitten, Gewohnheiten und Grundsätze so sehr zu den seinigen gemacht, daß Niemand in ihm den Deutschen wieder erkannte. Sein eignes Ich galt ihm allein alles, seiner Genussliebe opferte er alle Verhältnisse und Rücksich-

ten auf; seine Begierden kannten keine andre Grenzen, als die bestimmte physische Unmöglichkeit der Befriedigung.

Er sah Röschen und bestimmte sie zum Opfer seiner Sinnlichkeit. Da er als ein geübter Weiberkenner bei dem ersten Blick bemerkte, daß er hier nicht so ganz geradezu zu Werke gehen durfte, so suchte er durch seine Auszeichnungen dem Mädchen eine Leidenschaft für sich einzuflößen, und verfolgte auf diese Weise seinen Plan lange mit großer Beharrlichkeit. Doch seine Absicht scheiterte bei Röschen, da ihr Gram und ihre Liebe zu Heinrich die sichersten Schutzwehren gegen seine Nachstellungen waren. Seine Geschenke wurden zurückgewiesen, seine Schmeicheleien hörte sie nicht an, seinen Vertraulichkeiten wußte sie sich zu entziehen; mit einem Wort, alle seine Künste waren bei der festen Tugend des Mädchens vergebens angewandt. Da beschloß er, Gewalt anzuwenden.

Er schlich sich zu dem Ende eines Abends in ihre Schlafkammer, verbarg sich in einem

Winkel, bis sie sich ausgezogen und das Licht ausgelöscht hatte, und brach, da er glaubte, daß sie eingeschlafen sey, hervor. Röschen wollte um Hilfe rufen, doch er hielt ihr den Mund zu, und suchte mit empörender Gewalt über sie zu siegen. Das arme Mädchen sträubte sich aus allen Kräften gegen den Bösewicht, doch würde sie endlich seiner Rohheit unterlegen seyn, wenn nicht zu ihrem Glück der Schändliche ausgeglitten wäre, und sich bei dem Fall den Kopf an den Bettpfosten so bedeutend verletzt hätte, daß er alle fernere Versuche aufgeben mußte. Er verließ fluchend die Kammer, die Röschen verriegelte, und sich heftig weinend auf's Bett warf.

Was sollte sie nun beginnen? In dem Schlosse konnte sie unmöglich bleiben, denn daselbst war sie stets den Anfällen des Wüstlings ausgesetzt. Auch wenn sie ihrer Frauen ihre Noth klagte, stand wenig Hilfe davon zu erwarten; denn da der Schändliche die volle Liebe seiner Mutter besaß, so würde sie nur

kommer als eine Friedenstörerin angesehen worden seyn. Dieses überlegend beschloß sie, ihren Dienst zu verlassen, und auf gut Glück weiter zu gehen, da hier ihres Bleibens nicht seyn konnte.

Sie packte also einige unentbehrliche Kleidungsstücke zusammen und machte sich damit, ehe noch der Tag anbrach, auf den Weg. Da sie sich keiner Verbrechen bewußt war, so schlug sie die nächste Landstraße ein, die sie verfolgte, bis gegen Mittag ihre Müdigkeit sie zwang, unter dem Schatten eines Baumes auszuruhen. Ihre Gebieterin, die bei dem Aufstehen ihre Dienerin vermißte, und bei weiterem Nachsuchen Röschens Schlafkammer leer fand, glaubte sich bestohlen, und ließ der Entflohnen durch ihre Leute nachsetzen, denen sie befahl, sie unter allen Umständen gebunden zurückzubringen. Die Nachsetzenden fanden Röschen, und befolgten im ganzen Umfange den harten Befehl, den ihnen ihre Herrin im ersten Zorn gegeben hatte. Das arme, schuldlose Mädchen wurde gleich einer Verbrecherin mit auf den Rücken

gebundnen Händen zurück gebracht, und so gleich es sich fand, daß sie ihrer Herrschaft nicht das Mindeste entwendet hatte, so ließ doch die erbitterte Frau, die sich ihr Unrecht nicht eingestehen wollte, das unglückliche Mädchen drei Tage lang bei Wasser und Brod in's Gefängniß setzen, und dann durch einen Häscher über die Gutsgrenze bringen; welches der fühllose Wüstling, ohne ein Wort darüber zu verlieren, geschehen ließ, und froh war, daß sie von seinen schändlichen Absichten auf ihre Ehre schwieg.

Gedanken einer furchtbaren Verzweiflung stiegen in der Seele der Gemißhandelten auf. Sie war entehrt; in der ganzen Gegend galt sie für eine Verbrecherin: und wohin sollte sie sich jetzt wenden? wo bot sich der Verlaßnen ein Zufluchtsort dar? Nur mit Mühe bekämpfte sie die finstern Vorsätze der Selbstvernichtung; nur ein tiefes, religiöses Gefühl half ihr eine Schmach ertragen, die ihr Herz zerriß. Sie wanderte mit der höchsten Anstrengung mehrere Tage hinter einander, um recht weit

von der Gegend wegzukommen, wo ihr guter Ruf durch die harte Behandlung, die sie hatte erdulden müssen, zu Grunde gerichtet war, und sprach nur dann in einer Hütte ein, wenn die höchste Noth sie dazu zwang.

Eines Tages vermochten sie Müdigkeit und Hunger, in einem wohlgebauten Bauernhaus einzukehren, und um etwas Essen zu bitten, da ihre Kräfte ganz und gar erschöpft waren. Eine alte Bäuerin, die Besitzerin dieses Hofes, in deren gutmüthigem Gesicht Spuren eines tiefen Grams lagen, gewährte ihr ihre Bitte mit vieler Bereitwilligkeit. Röschen faßte sich ein Herz, die alte Frau um die Ursache ihres Kummers zu befragen, und erfuhr, daß sie den Tag vorher eine Tochter habe begraben lassen, die die Stütze ihres Alters gewesen sey; da sie außer ihr nur noch einen Sohn habe, der ihr die Wirthschaft führe. Röschen suchte sie zu trösten; dem Mütterchen thaten ihre Beruhigungsgründe wohl; Ein Wort gab das Andre, und bald machte sie dem verlaßnen Mädchen

den Antrag, bei ihr zu bleiben, und ihr die Wirthschaft führen zu helfen, welches diese, als ein unerwartetes Glück, mit innigem Danke annahm.

Sie nahm sich der Wirthschaft mit vielem Eifer an; die Beschäftigung beschwichtigte ihren Kummer, und die Bemühung, die traurende Mutter über ihren Verlust zu trösten, gewährte ihr selbst Beruhigung. Ihr Gram verlor durch ihre anhaltende Thätigkeit seine Schärfe, und das Wohlwollen der Bäuerin für sie, das sich bei jeder Gelegenheit auf die herzlichste Weise zeigte, fing an, ihr das Leben zu erheitern. Auch der Sohn der Alten, ein blühender, gutmüthiger Jüngling, zeigte viel Anhänglichkeit für sie, welches ihr, so lange es eine Folge der gewöhnlichen Empfindung eines guten Herzens war, Freude machte, da sie so lange alle menschliche Theilnahme hatte entbehren müssen. Doch bald ging diese Anhänglichkeit in Liebe über, die der junge Mensch bei jeder Gelegenheit gegen sie äußerte; und nun wurde sie sehr bekümmert, denn sie war überzeugt, diese

Neigung nie erwiedern zu können, da Heinrich ihr Herz besaß.

Der Jüngling wurde zudringlicher, ließ seine Leidenschaft täglich mehr blicken, und endlich hielt auf sein Bitten die Mutter förmlich für ihn um Röschens Hand an. Sie entschuldigte sich damit, daß sie schon mit einem Andern förmlich versprochen sey, dem sie ihre Treue nicht brechen könne, und die Alte beruhigte sich dabei; doch der Sohn ließ den Kopf hängen, gerieth in eine tiefe Traurigkeit, und zeigte nur zu sehr, daß seine Liebe unüberwindlich sey.

Die Neigung des jungen Menschen machte Röschen unbeschreiblich traurig; ihr Glaube an ein unabwendbares böses Schicksal nahm zu, denn wohin sie auch ging, kam das Unglück stets mit ihr. Die hoffnungslose Liebe des Jünglinges artete in Verzweiflung aus, und verwundete ihr Herz um so tiefer, als er schweigend litt, und ihr den Anblick seines Schmerzes zu entziehen strebte. Die Mutter, die ihre letzte Hoffnung in das Grab sinken sah,

wurde gegen Röschen, als der Ursache von dem Gram ihres Sohnes, unfreundlich, und so sahe sich die Schuldlose ohne ihre Veranlassung die Friedenstörerin einer harmlosen Familie werden. Sie war überzeugt, daß sie hier nicht länger bleiben könne, und machte der Mutter selbst den Vorschlag, sich zu entfernen, womit diese, da sie hoffte, des Mädchens Abwesenheit würde den Liebeskummer ihres Sohnes heilen, zufrieden war. So verlor die Arme auch diesen Zufluchtsort, und mußte auf's Neue hinaus in die Welt, ohne sich eines Verbrechens bewußt zu seyn.

Die Bäuerin, die sich doch gestehen mußte, daß es Röschens Wille nie gewesen sey, ihr Kummer zu machen, bedauerte ihre Hilflosigkeit, und wünschte, ihr ein andres Unterkommen zu verschaffen. Sie empfahl sie daher der Frau eines Handwerkers einer benachbarten Stadt, die ihre Bekannte war, und sie gebeten hatte, ihr ein Landmädchen nachzuweisen, das mit der Nadel umzugehen wisse. Rös-

Hen meldete sich hier, gestet und wurde angenommen.

Die junge und recht artige Frau des Handwerkers hatte, wegen der ausgebreiteten Geschäfte ihres Mannes, eine große Wirthschaft auf sich, und war sehr erfreut, in Röschen eine Gehilfin zu finden, die ihr durch ihre gefälligen Sitten doppelt angenehm wurde, da die Strenge ihres Mannes ihr beinahe gar keinen Umgang erlaubte. Anfangs ging es Röschen hier auch recht gut; vorzüglich da das stille, demüthige Betragen des Mädchens ihr das Wohlwollen aller Hausgenossen erwarb, aber bald verbitterten ihre Reize ihr auch den Aufenthalt in diesem Hause.

Der Mann ihrer Brodtfrau nämlich fing an sie schön zu finden, und ließ ihr nicht undeutlich seine Leidenschaft merken. Sie vermied, so bald sie dies gewahr würde, so viel es sich thun ließ, alle Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, schien seine Andeutungen nicht zu verstehen, und benahm ihm durch ihr Betragen alle Hoffnung, seine Wünsche zu erreichen;

aber

aber er war zu sehr von seiner Sinnlichkeit be-
fangen, als daß er nicht auch das Unmögliche
hätte versuchen sollen. Er wurde zudringlich,
nahm sich ungeziemende Freiheiten heraus,
und brachte es dahin, daß sie ihm drohen mus-
te, seiner Gattin die bösen Absichten, die er
im Sinne führte, zu entdecken. Dieses half
zwar für einige Zeit, aber nicht auf lange; er
setzte bald seine Versuche, sie zu verführen,
fort, und nöthigte dadurch Röschen, der
Frau ihre Noth zu klagen. Diese, die un-
ter dem ungerechten Drucke ihres Mannes seufz-
te, ergriff diese Gelegenheit mit Begierde, ihm
ein Vergehen vorwerfen zu können, um ein ge-
wisses Uebergewicht über ihn zu erhalten; al-
der Schändliche läugnete mit frecher Stirn
ne Absichten, und versicherte, diese Landstrei-
cherin — so nannte er Röschen — habe gewiß
einen besondern Zweck bei dieser Anschuldigung,
der wohl noch an den Tag kommen werde. Er
sann auf Rache gegen den schuldlosen Gegen-
stand seiner Begierde, und verübte diese auf
eine teuflische Art.

Er erbrach selbst einen Wandschrank, in welchem er das Patengeld seiner Kinder und einige andre Denkmünzen aufbewahret hatte, nahm diese heraus, schlich sich damit in Röschens Schlafkammer, und verbarg sie in das Bettstroh. Den Morgen darauf ging er zum Polizeybeamten, klagte ihm den Diebstahl, äußerte seinen Verdacht auf Röschen, und bat um schleunige Untersuchung. Röschen lag noch im Bett, als er mit einem Polizeydiener in ihre Kammer drang, und die Untersuchung anfing, so daß das erschrockne Mädchen kaum einige Kleidungsstücke umwerfen konnte. Man durchsuchte das Bett, fand, wie natürlich, die von ihm versteckten Münzen, und brachte die schändlich Verrathene nach dem Gefängnisse.

Hätte es jetzt in ihrer Macht gestanden, so würde sie ihrem unglücklichen Leben ein Ende gemacht haben. Ihr Zustand war unbeschreiblich. Auf eine so teuflische Weise eines entehrenden Verbrechens beschuldigt zu werden, war mehr, als sie ertragen konnte. Sie wüthete

mit den Händen in ihren Haaren, zerschlug sich den Busen, und konnte nur mit Gewalt abgehalten werden, sich ein Leides zu thun. So trieb sie es mehrere Tage, bis endlich die erschöpfte Natur dem Schmerze unterlag, und ein hitziges Fieber ihr die Besinnung raubte. Mehrere Wochen lag sie ohne Bewußtseyn; doch siegten ihre Jugendkraft und die Kunst des Arztes über die Krankheit, und sie unterließ nun, durch das Zureden guter Menschen beruhigt, ihrer Verzweiflung nachzuhängen.

Man brachte sie nach ihrer Herstellung in einen Saal des Gefängnisses, wo alle Verhafteten gemeinschaftlich arbeiteten: wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie hier ihren Heinrich fand! Sobald die ersten Empfindungen der Verwunderung, des Schreckens und der Freude vorüber waren, kamen die beiden Unglücklichen darin überein, sich für Schwester und Bruder auszugeben, wodurch sie ihr Beisammenseyn erleichterten. Sie hatten sich bald darüber verständigt, daß sie ohne ihr Verschulden hier saßen;

denn auch den bedaurungswürdigen Jüngling hätte ein sonderbar unglücklicher Zufall, ohne daß er sich eines Vergehens bewußt war, unter diese Verbrecher geworfen; und dieses war ihnen ein großer Trost, denn der Gedanke wäre jedem von ihnen fürchterlich gewesen, in dem Gegenstande seiner Liebe einen Verbrecher sehen zu müssen.

Heinrich hatte, aus Unruhe und Sehnsucht nach Röschen, B*s Gut verlassen, und sie lange vergeblich gesucht. Der Hunger nöthigte ihn endlich, Leute anzusprechen, doch beinahe allenthalben wies man ihn mit der schnödesten Härte fort. Er suchte darauf, weil er es aufgeben mußte, seine Geliebte zu finden, in einer entfernten Landschaft ein Unterkommen, allein man hielt ihn, bey Ermanglung aller Zeugnisse, für einen Landstreicher, wies ihn ab, brachte ihn an manchen Orten über die Grenze, und unterwarf ihn mehrmalen sogar einer Untersuchung. Endlich kam er auf Röschens Spur und nahm den Weg nach der Stadt, worin sie sich aufhielt, mußte aber,

einer Ermüdung wegen, in einem Walde ausruhen. In seiner Nähe weidete ein Pferd, welches er aber nur erst gewahr wurde, als einige Männer auf ihn zukamen, ihn einen Pferdedieb nannten, mißhandelten, und dann gebunden in's Gefängniß brachten, wo er nun wegen eines Pferdediebstahls, an den er nie gedacht hatte, in Untersuchung stand.

Den beiden Unglücklichen kam anfangs ihre Lage weniger hart vor, da ihnen die Freude des Wiedersehens das Gefühl für ihre Widerwärtigkeiten nahm; am Ende fühlten sie die Grausamkeit ihres Geschickes doppelt, da sie durchaus keine Beweise für ihre Unschuld hatten, und daher auch keine Befreiung hoffen konnten. Das eigne Unglück eines jeden wurde überdem durch das des Gegenstandes seiner Liebe unendlich vermehrt. Röschens Lage insbesondre verschlimmerte sich noch dadurch, daß sie von den Zudringlichkeiten des Gefangenwärters zu leiden hatte, der an der wieder aufblühenden Schönheit des genesenen Mädchens Gefallen fand.

Ein Strahl von Hoffnung ging den Liebenden auf, als sie entdeckten, daß ihre Schlafkammern nur durch eine Wand von einander getrennt waren. Heinrich baute darauf einen Plan zur Flucht. Er arbeitete in jeder Nacht einige Stunden, um das Eisengitter von seinem Fenster los zu machen, welches ihm nach unsäglicher Anstrengung auch gelang. Dann versuchte er vermittelst eines Nagels, den er zufälliger Weise in seinem Kerker gefunden hatte, unter seinem Bette ein Loch in die Mauer zu machen, womit er in einigen Tagen auch zu Stande kam. Röschen konnte nun zu ihm durchkriechen. Er zerschnitt seinen Rock in schmale, aber haltbare Streifen, so auch einen von den ihrigen; nahm noch einen alten Strohsack, der ihm zum Lager diente, dazu, und verfertigte ein Seil, woran beide sich herab ließen, und auf diese Art aus dem Gefängniß entkamen.

Sie mußten, da sie unten waren, einen tiefen, schlammigen Graben durchwaten, doch

nun sahen sie sich auf einem freien Platz, der an ein Feld grenzte, welches schon außerhalb Stadtmauern lag. Ihre Flucht ging gleich nach Anfang der Nacht vor sich; der Mond schien hell, sie durften daher keinen gebahnten Weg einschlagen, sondern eilten nach einem nahen Walde, um durch die Bäume, vor Späheraugen gedeckt, weiter fortkommen zu können.

Noch hatten sie den Wald nicht erreicht, als sie von der Stadt her die Sturmglocken und Trommeln tönen hörten, und bei dem Umsehen gewahr wurden, daß das Gefängniß, dem sie entflohen waren, in vollen Flammen stand. Heinrich rief gerührt: „Nun glaube ich, daß uns Gott nicht verlassen hat, denn entflohen wir nicht, so wären wir jetzt vielleicht zu Asche verbrannt; nun aber bleibt unsre Flucht unentdeckt.“ Röschen bedauerte die Unglücklichen, die bei dem schnell um sich greifenden Feuer wahrscheinlich ein Opfer der Flammen werden würden.

Sie setzten ihre Wanderung fort, bis der Tag anbrach, und der Wald anfing licht zu werden. Schon glaubten sie sich der Landesgrenze nahe, und um sich davon zu überzeugen, ging Heinrich nach einer Seite zu, wo das Gehölz sich öffnete, aber was kam seinem Schrecken gleich, in den er gerieth, als er sahe, daß er sich nahe an der Stadt befand, aus der er entflohen war! Er hatte mit Röschen eine falsche Richtung genommen, und war, statt sich der Grenze zu nähern, im Kreise herum gegangen. Beide Flüchtlinge waren über diese neue Widerwärtigkeit höchst bekümmert, und klagten über ihr unerbittliches Schicksal, welches nicht aufhörte, sie mit seinen Tücken zu verfolgen. Sie strengten nun alle ihre Kräfte an, um schnell weiter zu kommen; doch kaum hatten sie ein paar Stunden zurück gelegt, als Röschen erschöpft niedersank. Heinrich versuchte es, sie fortzutragen, doch lange hielten seine Kräfte nicht vor; auch er mußte stehen bleiben, mit seiner theuren Bürde die Flucht fortzusetzen, obgleich die Gegend, in

der sie jetzt sich befanden, ihnen keinen Versteck gegen eine mögliche Entdeckung gewährte.

In dem Gefängnisse, aus dem die beiden Unglücklichen entflohen waren, hatten gerade in der Nacht ihrer Flucht einige Böswichter Feuer angelegt, um bei dem Brande in der dadurch entstehenden Verwirrung zu entkommen. Ihre Absicht war ihnen gelungen; sie entsprangen, aber der größte Theil des weitläuftigen Stockhauses wurde ein Raub der Flammen, und mehrere Menschen kamen dabei um's Leben. Ein kleiner Theil des ansehnlichen Gebäudes war durch die schnell angewandte Hilfe gerettet worden, und gerade hierin befanden sich die Kerker Heinrichs und Röschens, deren zu ihrer Flucht getroffne Anstalten man bemerkte, und sie für die Brandstifter hielt. Es wurden ihnen daher auf allen Wegen Häscher nachgeschickt; vorzüglich eilte man, die Landesgrenze zu besetzen, da es wahrscheinlich war, daß sie ihren Weg dahin genommen hatten. Da die Häscher beritten waren, so erreichten sie die Grenze früher, wie die Flüchtlinge, die, um

[illegible] eben am Ziel zu seyn glaubten, entdeckt und ergriffen wurden. Man brachte sie unter Verspottungen und Mißhandlungen nach der Stadt zurück, und kaum konnten sie von der Wache gegen die Wuth des Volkes geschützt werden, daß sie wegen der Gefahr, in die die Stadt gerathen war, und wegen des Todes mehrerer Menschen, wovon man ihnen die Schuld beimaß, zu ermorden drohte.

Sie wurden sogleich in enge Haft gebracht, in Ketten gelegt, und einem strengen Verhör unterworfen. Mit Entsetzen erfuhren sie, daß man sie für die Brandstifter hielt. Sie betheuerten ihre Unschuld; doch man glaubte ihnen nicht, sondern drohte ihnen mit der peinlichen Frage, die damals noch im Gebrauche war. Vergebens waren ihre Thränen, ihr Bitten; der Schein war gegen sie, daher schritt man, bei läugnetem Beharren auf ihre Unschuld, zur Folter. Zuerst wurde Heinrich zur Marterbank gebracht. Er hielt standhaft nach und [illegible] die Grade der Tortur aus; sein Körper wurde ganz und gar verrenkt; er litt

die unsäglichsten Schmerzen, aber er konnte nichts gestehen, weil er unschuldig war. Nun unterwarf man Röschen derselben Qual, die man so lange fortsetzte, bis sie unter den Händen der Henker zu bleiben drohte.

Mehrere Wochen waren während dieses unmenschlichen Verhörs verflossen, da erschien ein Schreiben von einem auswärtigen Gerichte, das die Anzeige enthielt: zwei eingefangne Landstreicher hätten sich der Brandstiftung in dem dortigen Gefängnisse schuldig bekannt. Die mitgeschickte Verhandlung gab alle Umstände so genau an, daß kein Zweifel an der Wahrheit Statt finden konnte, daher wurden die beiden Schlachtopfer eines ungegründeten Verdachts sogleich ihrer Ketten entledigt, in Betracht ihrer ausgestandnen Qualen, von jeder fernern Strafe, der übrigen ihnen angeschuldigten Verbrechen, für frei erklärt, und ihrer Haft entlassen.

Die holde, reizende Gestalt Röschen war ein Jammerbild geworden, das auch den Fühllosesten zum Mitleid bewegen mußte. Hein-

sich konnte mit seinen verrenkten Gliedern sich nicht mehr ohne Stab aufrecht erhalten; er fühlte an allen Gliedmaaßen Höllenschmerzen; in seinem Innern wüthete die Qual der vollendeten Verzweiflung. Er schleppte sich mit der bejammernswürdigen Genossin seiner Leiden bis zu einer nahen Kirche, von mehreren mitleidigen Menschen gefolgt. An der Kirchthüre stand er still, blickte wüthend zum Himmel, und rief mit furchtbarer Stimme:

Was that ich, was that Diese Dir, daß Du alle Qualen der Hölle auf unsre schuldlosen Häupter häufest?

Er hielt inne, als ob er Antwort erwartete; dann zog er ein Messer hervor, und stieß es Röschen bis an's Heft in die Brust, und ehe es Jemand verhindern konnte, senkte er den blutigen Stahl sich selbst in's Herz.

V.

Der unheimliche Wald.

„Dummer Schnack und kein Ende!" rief Herr N*, als ihm sein Verwalter eben einen weitläuftigen Bericht von einer ohnlängst im nahen Walde vorgefallenen Geistererscheinung abstattete. „Nichts weiter, wie heller, baarer Aberglaube, der in den Köpfen der dummen Bauern spukt!

Der Verwalter nahm sich die Freiheit, andrer Meinung zu seyn, und berief sich auf das Zeugniß vieler glaubwürdigen Personen aus der Gegend, die, zum Theil mit eigner Augen, in diesem Walde Sputereien gesehen,

zum Theil aber aus dem Munde ihrer Eltern, denen hier gespenstische Erscheinungen begegnet waren, erfahren hatten.

„Nichts als Träumereien!“ — entgegnete Herr N*. — Ich versichre Sie, es gibt keine Gespenster; und einen vernünftigen Mann macht es lächerlich, auch nur die Möglichkeit ihres Daseyns annehmen zu wollen.“

Nun entspann sich ein langer Streit zwischen dem Gutsbesitzer und seinem Wirthschafter, denn es war des erstern Steckenpferd, gegen die Existenz der Geister zu Felde zu ziehen; und über diesen Gegenstand hatte er schon so manche Lanze seiner Beredtsamkeit siegreich gebrochen. Doch hier hatte er es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun; der Verwalter berief sich auf Thatsachen, widerlegte jeden seiner Beweise mit einer neuen Geistergeschichte, und blieb, zu N*s grosem Verdrusse, ohnbekehrt.

N* hatte bei herannahendem Alter die Hauptstadt, in der er eine bedeutende Handlung besaß, verlassen, und sich mit seinen bei-

den Kinder[illegible] Sohn von zwanzig und einer Toch[illegible] zehn Jahren, auf das Land zurückgezogen[illegible] den Herbst seines Lebens, fern von dem Gewühl der Geschäfte, in ländlicher Ruhe zu genießen. Er kaufte sich zu dem Ende in einer der reiz[illegible] Gegenden des Landes ein angenehm gelegenes [illegible]gut, gab seine Handlung auf, und verließ mit seinen Kindern die Stadt.

Die Umgebungen seines Landsitzes waren höchst anmuthig, und würden ein belohnender Gegenstand für den Pinsel eines Landschaftsmalers gewesen seyn. Auf einer, ohngefähr zwei Quadratmeilen großen Fläche übersahe man mehr als dreißig Dörfer, Landhöfe und Adelsitze, die mitten in den fruchtbarsten Gefilden und grünenden, von Bächen durchschnittenen Wiesen lagen. Das blendende Weiß der ansehnlichen Landhöfe stach angenehm mit den rothen Ziegeldächern und mit dem dunkeln Grün weitschichtiger Obstgärten ab; auf den fetten Triften weideten zahlreiche Heerden; auf

den fruchtbaren Feldern [illegible] das Gold der fruchtschweren Aehren, [illegible] Kirchen, Schlösser und Windmühlen [illegible] die sich auf der herrlichen [illegible] Hügel, und den [illegible] dieses bunten Landschaftgemäldes [illegible] weites Gewässer aus, dessen [illegible] unermeßliche Fläche von zahlreichen darauf segelnden Fahrzeugen unterbrochen, und in weiter Ferne von glänzend weißen Sandbergen begrenzt wurde.

Mitten in dieser paradiesischen Gegend liegt ein mäßig großer Laubwald, der durch seinen ausgezeichnet schönen Baumwuchs und durch den tiefen, ewigen Schatten, den das Blättergewölbe seiner dichtverschlungnen Zweige hervorbringt, einen anziehenden Kontrast mit der hellen, freundlichen Gegend macht. Doch fühlt man sich in diesem schwermüthigen Schatten von einem sonderbaren Grauen ergriffen. Die tiefe, ununterbrochne Stille, die hier herrscht, das dunkle Laubdach der himmelhohen Bäume, deren mächtige Stamme mit ihren weißgrauen Rinden, wie die Riesenpfeiler

pfeiler eines gothischen Domes dastehn, und der kühle Luftzug, der, durch dieses Gehölze strömend, den einsamen Wandrer anhauchet, erwecken in ihm die Empfindung, als wenn er eine andre Welt betritt, in der jeder Keim des Lebens schlummert, und nur noch eine dumpfe Stimme aus den Gräbern der Vorwelt ihn anspricht. Erhöhet wird dieses Gefühl noch, wenn man den Wald durchwandert, und an dem Ausgange desselben, auf einer nicht unbeträchtlichen Halde, die romantischen Trümmer einer einst ansehnlichen Burg erblickt. Die große, längst im Zeitenstrudel versunkene Vorwelt tritt klagend, wie der Schatten eines erschlagenen Freundes, in Leichenschleier gehüllt, vor die Seele des Schauenden, und die freundliche, lachende Gegenwart, mit ihren bunten, stets wechselnden Bildern voll hohen Lebens, weicht zurück vor den wehmüthigen Empfindungen, von denen das Gemüth hier wunderbar angesprochen, und mit sanftem Zwange in das dämmernde, schaurige Reich der Vergangenheit geführet wird.

Eine auffallende Eigenheit dieses Waldes ist es, daß sich kein Singvogel in seinen Zweigen hören läßt. Es ist, als wären alle gefiederte Sänger der ganzen Gegend ausgestorben; denn auch nicht eine Kehle unterbricht das ewige, melancholische Schweigen, das in diesen Schatten ruht.

Mancherlei schauerliche Sagen von Geistererscheinungen, die sich in diesem Walde zugetragen haben sollten, machten ihn berüchtigt und von den benachbarten Landleuten gefürchtet, die es stets vermieden, nach Sonnenuntergang ihn zu betreten; ja selbst bei Tage gingen sie nicht ohne dringende Veranlassung hinein. Eine gespenstische Gestalt, die ein junger Bauer neuerdings gesehen haben wollte, gab Gelegenheit zu der Unterredung zwischen Herrn N* und seinem Wirthschafter, von der wir ein Bruchstück zu Anfange dieser Geschichte mit angehöret haben. Der allen Aberglauben hassende Gutsbesitzer hielt es für seine Pflicht, den Gespensterglauben mit allen ihm zu Gebot stehenden Gründen zu bekämpfen, und jedes

Mittel anzuwenden, ihn auszurotten. Er faßte daher den Vorsatz, mit dem nahe an dem Walde wohnenden Pfarrer die Art und Weise zu verabreden, wie man am sichersten den Landleuten ihren diesfalsigen Wahn benehmen könnte.

Noch kannte er den Geistlichen nicht, da er nur erst wenige Tage auf seinem Landsitze anwesend, und während dieser Zeit mit häuslichen Anordnungen beschäftigt gewesen war; er eilte aber jetzt, dessen Bekanntschaft zu machen, und wandte den ersten geschäftsfreien Nachmittag dazu an, dem Prediger einen Besuch abzustatten. Der Pfarrer, ein Landgeistlicher gewöhnlichen Schlages, der seine Stelle schon über dreißig Jahr bekleidete, wünschte sich Glück zu der guten Nachbarschaft, versprach dem neuen Landmann in ökonomischen Angelegenheiten, als ein alter Practikus, mit Rath und That an die Hand zu gehen, und verwickelte ihn so tief in ein Gespräch über landwirthschaftliche Gegenstände, daß N* lange nicht auf sein Lieblingskapitel kommen konn-

te. Er nahm daher die gastfreie Einladung des Pfarrers, bei ihm mit einem Abendbrod fürlieb zu nehmen, obgleich es gegen die hergebrachte Sitte verstieß, um so bereitwilliger an, und freute sich darauf, hier einmal so recht mit beliebter Breite auf den Aberglauben losziehen zu können.

Wie sehr wurde er aber in seiner Erwartung getäuschet, als der Pfarrer, statt seinen Behauptungen beizutreten, nur wenig Theilnahme an dem von N* über diesen Gegenstand angefangenen Gespräch merken ließ, nur mit kurzen Gemeinsprüchen darauf antwortete, und sichtlich bemühet war, der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben. Unserm Gespensterfeinde war es nicht möglich, ein Steckenpferd, mit dem er sich so viel wußte, so schnell zu verlassen; er fing immer von neuem an, auf diese ihm wichtige Angelegenheit zurück zu kommen, und forderte endlich den Geistlichen geradezu auf, ihm seine Gedanken über den in der Gegend herschenden Gespensterwahn, im Betreff des Waldes, zu eröffnen.

Der Pfarrer erklärte zu R*s großem Aerger, daß er über die Möglichkeit der Geistererscheinungen durchaus nicht abzusprechen wage; denn alles, was sich dagegen sagen ließe, wäre, da es nur auf Voraussetzungen und Schlüsse beruhe, so unumstößlich nicht, daß man durch Thatsachen nicht von dem Gegentheil überzeugt werden könnte. Dagegen aber er auch nicht in Abrede seyn könne, daß ein Beweis für die Existenz der Geister nur auf Wahrnehmungen durch die Sinne beruhe, daher, bei der Unvollkommenheit der menschlichen Organe, eine Täuschung leicht denkbar sey. Uebrigens versicherte er, das Schädliche des Gespensterglaubens, was diese Gegend treffe, nicht im mindesten einzusehen; denn erstlich würde durch die Furcht vor nächtlichen Erscheinungen das schöne Stammholz des Waldes geschonet, das ohne diese Furcht längst eine Beute der Holzdiebe geworden wäre, da die Gegend an Brennmaterialien Mangel leide; ferner treibe die Angst vor Gespenstern die Bauern früher aus den Wirthshäusern, und endlich

würde der Wald, seiner dazu bequemen Lage wegen, ein Schauplatz von unsittlichen, verübten Abenteuern seyn, wenn nicht sein Ruf die jungen Wüstlinge abhielte, sich hier Stelldicheine zu geben.

Der Herr N* hatte nun Veranlassung, seine Gründe auszukramen; und da der Pfarrer augenscheinlich die Möglichkeit des Daseyns der Gespenster gelten ließ, so vertieften sich beide so sehr in den Streit, daß sie die hereinbrechende Nacht nicht bemerkten, und ihre Unterhaltung so lange fortsetzten, bis der Klang der Thurmuhr die eilfte Stunde anzeigte, und den Besuchenden zum schnellen Aufbruch mahnete. Bei dem Abschiede versicherte N* den Pfarrer, daß er auf seinem Rückwege mitten durch den Wald fahren wolle, um die Richtigkeit der in Ansehung seiner herrschenden Furcht zu widerlegen. Jener erklärte dieses aber für einen tadelnswerthen Vorwitz, der selten ohnbestraft bliebe. Die beiden neuen Bekannten schieden ziemlich kühl von einander, und jeder blieb bei seiner Meinung.

M* hatte sich zu seiner Besuchreise eines offnen Wagens bedient, den ein Kutscher lenkte, der nicht lange in der Gegend, und also auch noch nicht von der Gespensterfurcht angesteckt war, daher er keine Schwierigkeit machte, mitten durch den verrufenen Wald zu fahren. Ohngeachtet seiner Starkgeisterei überlief es doch den Gespensterleugner eiskalt, als er sich in dem tiefen Dunkel des Waldes befand, in dem die Fußtritte der schnaubenden Rosse schaurig wiederhallten. Vergebens rief er sich alle Gründe, mit denen er so eben bei dem Pfarrer groß gethan hatte, in's Gedächtniß; er konnte ein unerklärliches Grauen, von dem er befallen wurde, nicht los werden, und empfand zum erstenmal die Unwirksamkeit seiner Vernunftschlüsse gegen Empfindungen, die so tief in der menschlichen Natur begründet sind. Allmälig begann er über diesen unwillkürlichen Schauder zu siegen, seine Furcht wich der Scham, und schon öffnete er den Mund, um eine Unterredung mit dem Kutscher anzuknüpfen, als dieser ihm mit der halbleise, im zitternden Ton aus-

gesprochnen Aeußerung: „Herr, ich glaube, es gehet hier nicht mit rechten Dingen zu!“ zuvorkam.

In diesem Augenblick wurde N* einige Nebelgestalten gewahr, die, in einer kleinen Entfernung von dem Wagen, sich neben diesem fortzubewegen schienen. Die Dunkelheit verschmolz ihre Umrisse, die, je nachdem sie sich dem Wagen näherten, oder davon entfernten, bald als weiße Punkte, bald thierähnlich, bald in menschlicher Form sich zeigten. N* wollte die Gestalten anreden, doch die Stimme versagte ihm den Dienst. Die Pferde fingen an zu schnauben und zu stampfen, und standen endlich trotz dem wiederholten Antreiben des Kutschers still. Die Luftgebilde waren unterdessen verschwunden, aber es ließ sich ein Heulen, Winseln, Rufen und ein Pferdegetrappel hören; der ganze Wald schien lebendig zu werden; lichtgelbe Blitze erhellten von Zeit zu Zeit das Dunkel, Schauergestalten rauschten vorbei und alle Schrecken der Geisterwelt stellten sich den Sinnen der Erschrocknen dar, Herr und

Kutscher waren halb entseelt vor Angst, und selbst die Pferde theilten ihre Empfindung. Sie zitterten, schnaubten, scharrten mit den Füßen, bäumten sich, zerstampften die Erde und nahmen endlich mit solcher Heftigkeit Reißaus, daß Herr und Kutscher in einem Nu abgeworfen waren, und sie aus dem Gesicht verloren.

Noch dauerte der Höllenlärm eine geraume Weile fort; gräßliche Klagetöne, herzzerreißendes Wehegeschrei tönte in N*s Ohr; da hörte er aus einem nahe liegenden Dorfe den Hahn krähen, und plötzlich verwandelte sich das laute Getöse in die tiefste Todtenstille.

Nur nach einer langen, ohnmachtähnlichen Ruhe sammlete N* seine Lebensgeister in so weit, daß er, auf den Arm seines Wagenlenkers gestützt, einen Ausweg aus dem Walde suchen konnte, den er nur mit anbrechendem Tage in der Nähe der Burg-Ruine fand. Hier standen auch die Pferde, die sich schaumbedeckt und blutend in ein Gebüsch verwickelt hatten; der Wagen aber war in tausend Stücken zertrümmert.

N* war durch die Begebenheit dieser Nacht beinahe von seinem Unglauben geheilt, doch unmöglich konnte er sich entschließen, dieses so geradezu zu gestehen. Er gebot demnach dem Kutscher das strengste Stillschweigen, über das, was er gesehen habe, zu beobachten, und entschuldigte sein langes Ausbleiben und das Zerbrechen des Wagens bei seiner Nachhausekunft mit einer Erdichtung, die aber wenig Glauben fand, da das geheimnißvolle Schweigen des Pferdebändigers ihr widersprach. Dieser schwieg denn auch nur so lange, als es seine Sicherheit erforderte: nämlich neun Tage lang. — Denn wer von etwas Unheimlichem, das ihm begegnet ist, vor dem neunten Tage erzählt, der muß, der Sage zufolge, binnen kurzer Zeit sterben, — und so wurde denn N*s Unfall allmählig bekannt, und er damit, trotz seines Leugnens, überwiesen, wenn er es sich einfallen ließ, Gespenstererscheinungen zu bestreiten.

Niemand war aber, selbst durch diesen Vorfall, weniger von den spukhaften Erscheinungen

des Waldes überzeugt, als Ludwig, der Sohn des alten N*. Er war von seinem Vater von aller Gespensterfurcht frei erzogen, und wirklich war er auch so furchtlos, daß er schon mehrmals sehr unzweideutige Proben deshalb bestanden hatte. So hatte er mitten in der Nacht auf Kirchhöfen und an andern verrufenen Oertern verweilet; bei den Leichen abgeschiedner Freunde allein Wache gehalten, und mehrere ähnliche Beweise gegeben, daß dergleichen schauerliche Gegenstände durchaus keinen Eindruck auf ihn machten. Dieser setzte seinen Vater, dadurch, daß er in ihn drang, ihm das Wahre von seinem ihm im Walde betroffnen Unfall zu gestehen, in eine nicht geringe Verlegenheit. Eine neue Erdichtung mochte er nicht ersinnen, da die Glaubwürdigkeit der ersten so bald bezweifelt worden war, und seinem Sohne die Wahrheit zu gestehen, scheuete er sich, da er nicht ohne Grund befürchtete, von diesem für einen furchtsamen Geisterseher gehalten zu werden.

Endlich entschloß er sich zur Offenherzigkeit, doch was er befürchtet hatte, geschah; Ludwig erklärte alles für Einbildungen einer durch das Schauerliche des Waldes erhitzten Phantasie, fand das Scheuwerden der Pferde sehr natürlich, und zeigte sich entschlossen, nächstens selbst eine Nacht in dem Walde zuzubringen, um dadurch unwiderleglich darzuthun, daß nur eine übereilte Furcht jene Gespenster geschaffen habe. Nur die ernstliche Erinnerung seines Vaters, daß er ihn dadurch dem Gespötte der ganzen Nachbarschaft aussetzen würde, konnte den dreusten Jüngling von seinem Vorsatze abbringen.

Jenes Ereigniß schien vergessen, N*. begann bereits der Behauptung seines Sohnes, daß seine Einbildungskraft ihm einen Possen gespielt habe, Glauben beizumessen, und fing allmälig mit seiner Bestreitung des Gespensterglaubens an, laut zu werden, als ein Besuch, den Ludwig von seinen Universitätsfreunden aus der Stadt erhielt, die Sache in neue Anregung brachte.

Jagd, Fischerei und andre ländliche Vergnügungen beschäftigten die jungen Leute den Tag über, aber da die Abende bereits anfingen lang zu werden, und man in N*s Hause nicht Karten spielte, so wußte man die Zeit nicht besser, als mit Erzählungen auszufüllen, und die Geistergeschichten kamen auch an die Reihe. Da Ludwig den Verwalter als ein lebendiges Gesvensterbuch kannte, so wurde dieser vermocht, aus dem reichen Schatz seines Gedächtnisses einige zum Besten zu geben, und unter mehreren erzählte er auch diejenigen, die sich zu verschiedenen Zeiten in dem Walde zugetragen haben sollten.

N*, der durch einige Gläser guten Punsch in eine ungewöhnlich gute Laune gesetzt worden war, erzählte mit vieler Offenherzigkeit, was er in diesem Walde gesehen und erfahren hatte; und nun entspann sich ein sehr ernstlicher Streit über diese Erscheinungen, der sich mit dem festen Vornehmen sämmtlicher Anwesender endete, die nächste Nacht in dem Walde zuzubringen.

Ein heitrer Abend begünstigte diesen Vorsatz. Nach einem ländlichen Abendbrod begaben sich die sechs Städter, N*, Ludwig und der Verwalter in den Wald, den sie mit hereinbrechender Nacht erreichten. Sie suchten sich hier einen bequemen Platz aus, auf dem sie sich lagerten, setzten dann ihre Pfeifen in Brand, und unterhielten sich mit Erzählungen von ihren gegenseitig verübten Burschenstreichen, an denen besonders der alte N*, der kein Kopfhänger war, großes Behagen fand.

Lange hatten sie sich so die Zeit vertrieben; schon fing der Stoff zur Erzählung an auszugehen, und mehreren fielen schon die Augen zu, als ein durchdringender Schrei, dem ein jämmerliches Winseln folgte, auf einmal alle munter machte. Sie sprangen auf, sahen sich nach allen Seiten um, doch nirgends war etwas zu sehen, und auf das Gewimmer folgte eine Todtenstille.

Schon wollten sie sich überreden, daß ihre Phantasie ein Spiel mit ihnen getrieben habe,

als ein neuer Ruf sie erschreckte, dem ein Hundegeblaff, Hustritte, Jagdgeschrei, Heulen und Winseln folgten, und zwar ging dieses an ihnen so dicht vorbei, daß sie in jedem Fall etwas hätten sehen müssen, wenn Menschen die Urheber dieses Tumults gewesen wären. Bald kam der Lärm ganz nahe, bald entfernte er sich, und verlor sich auf einige Augenblicke ganz, um plötzlich mit verdoppelter Stärke zurück zu kehren. Der Muth der Gesellschaft fing jetzt mächtig an zu sinken; auch die hartnäckigsten Gespensterleugner wurden von Furcht ergriffen, und selbst der muthige Ludwig schien alle Lust verloren zu haben, eine natürliche Erklärung dieses sonderbaren Getöses vorzubringen.

Eine Stille, die jetzt eintrat, beruhigte die Erschrocknen in etwas; man fing an, auf eine natürliche Erklärung zu denken, und einige der Beherzteren, unter denen auch Ludwig, thaten den Vorschlag, sobald sich das Geräusch erneuern würde, gerade darauf loszugehen. Die Mühe war überflüßig; denn

Kaum war dieses Vornehmen nach einigen Gegenreden allgemein angenommen worden, als das Getöse auf's Neue laut wurde, und die Richtung auf die Gesellschaft nahm. Stärker, als zuvor, tobte es jetzt; ängstlicher tönte das Gewimmer, gräßlicher das Geheul, und lauter das Hundegebell. Da erhellete sich der Wald, und sie wurden einen Reiter gewahr, an dessen Roß eine menschliche Gestalt gebunden war, die auf der Erde nachschleifte. Eine weiß verschleierte, weibliche Figur folgte händeringend dem Geschleiften, und schien ihn zu beklagen. Nachdem dieses Gesicht vorüber war, erschien ein alter Mann in ungewöhnlicher Tracht, von fürchterlichem Ansehen, der von großen Hunden, aus deren Gebisse Flammen sprüheten, verfolgt wurde. Nur einige Augenblicke waren diese Luftgebilde sichtbar; da kündigte der Glockenschlag der Thurmuhr eines nahen Dorfes die zwölfte Stunde an, und plötzlich war alles verschwunden.

Lange noch, stand die Gesellschaft in stummen Schrecken versunken; Sprache und Besinnung

nung schien allen geraubt, und keines Entschlusses fähig, starreten sie sämmtlich unverwandt nach der Richtung hin, wo sie die gräßliche Erscheinung gesehen hatten. Nur nach und nach erholten sie sich von ihrem Schrecken, und traten schweigend den Heimweg an, den sie erst nach angebrochnem Morgen, durch die Angst entkräftet, in stummen Nachsinnen über das seltsame nächtliche Abenteuer versunken, zurücklegten.

Daß nun alle fest an das Daseyn der Gespenster glaubten, bedarf kaum einer Erwähnung. Neun Personen hatten mit gesunden Sinnen gehört und gesehen, was sich auf keine Weise natürlich erklären ließ; mehrere davon waren bestimmte Geisterleugner, alle aber entschlossen gewesen, kaltblütig zu prüfen; und alle hatten sich überzeugt, daß Gespenster in dem Walde ihr unheimliches Spiel trieben.

Nunmehr wurde es weder dem alten N* noch Ludwigen schwer, sich ganz unumwunden für den Gespensterglauben zu erklären;

da sie bisher ihrer Ueberzeugung folgten, und um so weniger fürchten durften, für abergläubige Schwärmer gehalten zu werden, als sie sich wegen dessen, was sie erfahren hatten, auf zahlreiche Augenzeugen berufen konnten. Sie erzählten daher allenthalben ihr nächtliches Abenteuer ohne Hehl, und bestärkten dadurch den Ruf des unheimlichen Waldes, der bald in der ganzen Landschaft berühmt, und selbst ein Gegenstand der Unterhaltung in der nahen Hauptstadt wurde. Dieses gab Gelegenheit, daß mehrere Liebhaber von Schauergeschichten in alten Chroniken nachschlugen, um einen Aufschluß über die Erscheinungen im Walde zu erhalten. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, doch endlich fand ein benachbarter Beamter in dem Archiv des Schlosses eine alte, kaum leserliche Handschrift, die außer mehreren, die Gegend betreffenden Nachrichten, auch folgende Geschichte enthielt.

In der Burg, deren Trümmer neben dem Walde zu P* befindlich sind, wohnte zu der Zeit, als Preußen von den deutschen Rittern

erobert wurde, ein mächtiger Sczupan *), der wegen seiner Tapferkeit berühmt, und dem Ordensheere furchtbar war. Da seine Burg die einzige, nach deutscher Art gemauerte im Lande war, so wurde sie ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit der deutschen Ritter, die einen Angriff darauf zu machen beschlossen, so bald sie mit ihrem Heere bis dahin vorgedrungen seyn würden. Unterdessen nahm sich der Landmeister Herrman Balke **) vor, die Stärke dieses mächtigen Gegners, und die Beschaffenheit seiner Burg auszuforschen, und wählte hiezu den Ritter Rüdiger aus Pommern, der, ohne das Ordensgelübde abgelegt zu haben, freiwillig mit dem

*) Sczupanen waren bei den alten Preußen Fürsten und Heerführer. Ihre Würde scheint erblich gewesen zu seyn.

**) Die Landmeister waren die Stellvertreter der Hochmeister in Preußen, ehe diese selbst ihre Hoflager dahin verlegten. Mit dem Jahr 1309 hörte diese bedeutende Würde auf.

Heere der Kreuzherren zum Kampfe gegen die Ungläubigen ausgezogen, und der preußischen Sprache mächtig war.

Rüdiger, ein junger, kühner Mann, übernahm diesen Auftrag, bei dem er sich Ehre zu erwerben hoffte, mit Freuden, und machte sich, wie ein Preuße gekleidet, auf den Weg, überzeugt, daß er, mit der preußischen Sitte und Sprache vertraut, nicht als ein christlicher Kämpe erkannt werden würde.

Ohne aufgehalten zu werden, gelangte er bis zur Burg des Sczupans, der gerade abwesend, und in Lithauen bei seinem Vetter, der auch zu den Sczupanen gehörte, bemühet war, ein Heer zu sammeln, mit dem er den Rittern entgegen ziehen wollte.

Die Tugend der Gastfreundschaft, die noch den jetzigen Bewohnern jenes Landes nicht fremd ist, wurde von den alten Preußen allgemein in dem größten Umfange geübet. Rüdiger durfte also geradezu auf die Burg gehen, und ein Nachtlager begehren, da er wußte,

daß dieses keinem Reisenden von einem Prinzen abgeschlagen wurde. Ein Knecht ließ ihn, wie es die Sitte gebot, ohne weitere Frage, woher oder wohin? ein, führte ihn in die geräumige Halle, und hieß ihn verweilen, bis er der Tochter seines Herrn des Fremden Ankunft gemeldet habe, damit sie für seine Erquickung Sorge trage.

Nicht lange durft' er harren, da kam Gonda, die holde Sczupanentochter, angethan mit einem köstlichen Marderpelz, dem Zeichen ihres Standes, und brachte ihm einen Becher alten Meths, indem sie ihn freundlich willkommen hieß, und ihn fragte, ob er noch sonst etwas zu seiner Erfrischung bedürfe.

Rüdiger wurde von der wundervollen Anmuth der zarten Jungfrau befangen. Sprachlos blickte er ihr in die, von einem sanften Feuer belebten, schwarzen Augen, deren Strahl einen Himmel voll süßer Gefühle in seiner Brust entzündete, und kaum blieb er seiner Empfindung in so weit mächtig, daß er

mit zitternder Hand den ihm dargebotenen Becher ergreifen konnte.

Gonda bemerkte seine Bewegung, blickte mitleidig auf ihn, und fragte ihn, ob er vielleicht krank sey, und sie ihm einen Kräutertrank bereiten solle. Er verneinte es, versicherte nur müde und der Ruhe bedürftig zu seyn, und bat sie, sich keine weitere Sorge um ihn zu machen. Da rief sie mit sanfter Silberstimme: „Komm Fremdling, ich führe Dich zum Lager, und singe mit meinen Gespielinnen, bis Du einschläfst.“ Sie zeigte ihm ein weiches Mooslager an, breitete ein Bärenfell darüber, hieß ihn, sich zur Ruhe begeben, und rief dann ihre Dirnen, mit denen sie Dainos *) anstimmte, um den Schlaf des

*) Die Dainos der Altpreußen waren Lieder, die aus dem Stegreif gemacht, nach beliebten, oft ebenfalls in dem Augenblick erfundenen Melodien, abgesungen wurden. Bei den Bewohnern des preußischen Litthauens sind sie noch gebräuchlich.

Fremden zu befördern. Doch der floh ihn. Der Eindruck, den Gondas reizende Gestalt auf ihn gemacht hatte, wurde durch den Zauber ihrer Stimme noch erhöht, und er vergaß den Zweck seines Hierseyns über die Gefühle, die mit einer unwiderstehlichen Allgewalt sich seiner bemächtigten.

Auch die holde Gonda war von der Gestalt und dem Betragen des wohlgebildeten, bescheidnen Jünglinges gerühret worden. Ohne daß sie es wollte, fingen ihre Dainos an, traurig zu klingen, und wurden von Seufzern unterbrochen. Sie ließ das Köpfchen sinken, hörte endlich zu singen auf, und dachte nur an den schönen Fremdling, der ihr gar nicht mehr aus dem Sinne wollte.

Der Ritter blieb unter dem Vorwande, seinen Bruder aus Pomesanien *) etwas

*) Pomesanien war eine zunächst der Weichsel gelegene Provinz im alten Preußen. Der Schauplatz dieser Geschichte liegt jenseits Königsberg

ten zu wollen, mehrere Tage auf der Burg, und wurde in dieser Zeit innig vertraut mit Gonda, die ihm endlich gestand, daß sie ihn liebe, und ihn bat, ja recht tapfer gegen das Ordensheer zu seyn, damit er sie von ihrem Vater zur Gattin fordern könne. Denn die Töchter der Sczupanen wurden nur ausgezeichnet tapfern Kriegern zu Weibern gegeben.

Da Rüdiger sich überzeugt hatte, daß ihre Liebe zu ihm unüberwindlich sey, nahm er keinen Anstand, ihr zu entdecken, wer er wäre, und bat sie, sich zu seinem Glauben zu bekennen. Gonda schauderte vor dieser Zumuthung zurück; doch die Liebe half dem Ritter ihren Abscheu gegen das Christenthum überwinden. Es gelang ihm, sie von dem Irrthum ihrer Religion zu überzeugen, sie seinem Glauben geneigt zu machen, und in ihr das Verlangen, eine Christin zu werden, zu erwecken. Nun unterwies er sie in den Lehren seiner Kirche, lehrte sie einige Gebete, und taufte sie selbst in einem nahen Bache; da es unmöglich

war, mitten in einem heidnischen Lande einen christlichen Priester zur Vollbringung dieser heiligen Handlung zu finden.

Stunden des höchsten, seligsten Entzückens verlebten nun die Liebenden, die, nicht mehr durch verschiedne Glaubensmeinungen einander fremd, sich ihrer Neigung ohne alle Zurückhaltung überließen. Schwärmerische Pläne zu einem künftigen Wonneleben wurden von ihnen entworfen; ihre Einbildungskraft malte ihnen ein Gemälde von dem häuslichen Glück, was sie künftig mit einander, durch priesterlichen Segen verbunden, in des Ritters Heimath genießen wollten, mit so hellen anmuthigen Farben aus, daß sie kaum noch an die Gegenwart und die nahe unvermeidliche Trennung dachten.

Diese konnte endlich nicht länger verschoben werden, denn den Ritter rief seine Pflicht zum Heere, und Gonda erwartete ihren Vater zurück, der den Christen getödtet haben würde, wenn er ihn in seiner Burg angetroffen und erkannt hätte. Nicht ohne großen Schmerz

schied Rüdiger von der betrübten Jungfrau; doch wurden beide durch die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens und einer festeren Vereinigung getröstet. Gonda schmeichelte sich nämlich damit, ihren Vater, der sie, da sie seine einzige Tochter war, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebte, dem Christenthum geneigt zu machen; und in diesem Fall wollte Rüdiger es bei dem Landmeister dahin bringen, daß der Sezupan, wenn er sich dem Orden unterworfen hätte, im Besitz seiner Burg blieb. Beide hofften dann auf die Einwilligung des Alten zu einer Heirath, die das Ziel ihrer Wünsche war.

Gonda war, wie alle Töchter von Weidewuths Stamme *), ein unverdorbenes Kind der Natur, der Lügen und Verstellung durchaus fremd waren. Sie hatte zwar, von

*) Weidewuth, ein alter, fabelhafter König der Preußen, der ihnen zuerst Religion und Gesetze gegeben haben soll.

Liebe dazu verleitet, doch aus Ueberzeugung, die Religion ihrer Väter verlassen; sie glaubte daran recht gethan zu haben, daher machte sie ihrem Vater bei seiner Heimkehr kein Geheimniß daraus, sondern rieth ihm im Gegentheil an, dasselbe zu thun.

Der Alte gerieth bei dieser Entdeckung, ausser sich vor Wuth. Er stieß die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen gegen die Christen und ihre Götter aus, schwur dem Fremden eine ewige Rache, zerriß seine Kleider, raufte sich die Haare aus, und würde seine Tochter in dem ersten Anfall des Zornes ermordet haben, wenn ihre Dirnen sie nicht seiner Wuth entzogen hätten.

Nach und nach erhielt bei ihm das Vatergefühl die Oberhand über seinen Zorn. Er ließ Gonda vor sich kommen, und versuchte es durch Ueberredungen und Bitten, sie zu dem Glauben ihrer Väter zurück zu bringen. Er brachte ihr die Wohlthaten in Erinnerung, die

Potrimpos *) über sein Volk, zu dem sie ja auch gehöre, in so überschwenglicher Fülle ausgegossen habe; er drohete ihr mit Perkunnas Rache **), und stellte ihr vor, daß um ihrer Abtrünnigkeit Willen die Puschnaiten ***) seinen Heerd auf immer verlassen würden, und sparte weder Drohungen noch Schmeicheleien, sie dem Christenthum abwendig zu machen, doch Gonda, durch die Liebe in ihrem Glauben gestärkt, blieb unerschüttert.

Da der Sczupan sahe, daß nichts vermögend war, die Gesinnungen seiner Tochter zu ändern; und da er erwog, daß er es nicht

---

*) Potrimpos, der Gott der Fruchtbarkeit, der Erndte und alles Segens, den die Menschen aus der Hand der Natur empfangen. Er wurde als ein schöner, gelbgelockter Jüngling, mit einem Kranze von Kornähren geschmückt, abgebildet.

**) Der Donnergott.

***) Hausgötter und Beschützer des Familien- und häuslichen Glückes.

einmal wagen durfte, sie ihrer Abtrünnigkeit wegen zu strafen, aus Furcht, die Waidelo ten *) möchten dadurch Kunde von dem Glaubenswechsel seines Kindes erhalten, und auf ihren Tod bestehen, so verschloß er seinen Groll in sich, stellte sich, als ob sein Haß gegen die Christen schwinde, und befahl Gonda, es vor Jedermann geheim zu halten, daß sie eine Christin geworden sey. Bei sich aber schwur er ihrem Verführer eine unversöhnliche Rache, und dachte auf Mittel, sie zu befriedigen.

Unterdessen war das Ordensheer, dem König Ottocar von Böhmen eine große Heeresmacht zur Hilfe zugeführet hatte, bis zum Pregel vorgedrungen, und überschritt, nach Befestigung des daran gelegenen Berges Twangste **) diesen Fluß. Alle Sezu-

---

*) Priester.

**) Der Berg, auf dem das Schloß zu Königsberg lieget.

jenen Samlands rüsteten sich zur Gegenwehr, warfen sich den Christen entgegen, und machten ihnen jeden Fußbreit Landes streitig; doch mußten sie ihnen am Ende das Feld überlassen, da sie zu schwach waren, der vereinten Heeresmacht des Ordens zu widerstehen, und die Völker aus Lithauen noch nicht zu ihrem Beistande eingetroffen waren.

Das christliche Heer rückte nun der Burg, in der Gonda wohnte, immer näher, und Rüdiger, seines Wortes eingedenk, und in der Hoffnung, daß der Vater seiner Geliebten, in Betracht seiner gefahrvollen Lage, sich dem Orden unterwerfen würde, ließ ihm seinen Schutz anbieten. Darauf hatte der Heide, durch Gonda von Rüdigers Vorsatz unterrichtet, gerechnet, und den Plan seiner Rache gebaut. Er ließ dem Ritter seinen Gruß entbieten, und bitten, er möchte selbst auf die Burg kommen, er wolle sich seinem Schutze anvertrauen. Rüdiger war aller Vorstellungen seiner Gefährten ohngeachtet bereitwillig,

dieser Einladung zu folgen. Umsonst stellte man ihm die Gefahr vor, der er sich bloß stelle; vergebens rieth man ihm zur Vorsicht, da der Vorschlag des Sezupans leicht eine Hinterlist zum Grunde haben könne; selbst das Anerbieten König Ditzears, ihm eine starke Bedeckung mitzugeben, schlug er aus: ihn zog die Liebe hin, wo Gonda weilte; er liebte wahr und innig, und der Liebende kennt keinen Argwohn.

Gonda, gleichfalls durch die Verstellung des Sezupans getäuscht, war der Meinung, ihr Vater sey den Christen geneigt geworden, und empfing an dem Burgthor den Ritter mit vieler Freude. Die Liebenden genossen so ganz die Wonne des Wiedersehens, und dann führte die Jungfrau den Ritter zur Halle, um für seine Bequemlichkeit zu sorgen, und dem Vater die Ankunft des Fremden zu melden.

Mit verbißnem Grimm hatte dieser von fern den freundlichen Empfang, der Ritt-

ihren von seiner Tochter wiederfuhr, gesehen; sein Zorn hatte dadurch neue Nahrung erhalten, und sein Vorsatz, sich an dem Christen zu rächen, gewann neue Stärke. Dennoch wußte er seine Absicht vor seiner Tochter zu verbergen; er gebot ihr, den Fremden zu pflegen, und seine Abwesenheit mit einem dringenden Geschäft zu entschuldigen; und dann eilte er unbemerkt aus der Burg, um die zu seiner Rache nöthigen Maaßregeln zu nehmen.

Er rief seine Knechte von der Arbeit ab, versammlete sie und die Bewohner eines benachbarten Fischerdorfs, und ließ diese durch eine heimliche Pforte in die Burg. Dann drang er plötzlich in das Gemach, wo Rüdiger mit Gonda in zärtlichem Kosen vertieft saßen, überfiel mit seinen Genossen den Ritter und ließ ihn, ehe dieser noch Zeit gewann, sein Schwerd zu ziehen, entwaffnen und fesseln. Gonda warf sich zu den Füßen ihres Vaters und flehte um Schonung für ihren Geliebten, doch er stieß sie von sich, schalt sie eine liederli-

che Dirne, und befahl ihr, das Gemach zu verlassen. Der Ritter nannte ihn einen hinterlistigen Buben, der gegen Sitte und Völkerrecht das heilige Gastrecht verletzte, und drohete mit der Rache des nahen Ordensheeres. Da entgegnete ihm der Sezupan:

„Höre Christ! die Rache des deutschen Heeres fürchte ich nicht, denn Lithauens, Nadraus und Gallindens mächtige Völker nahen heran, sie von dem Boden unsres Vaterlandes zu vertreiben. Nur unsre Uneinigkeit war Euch bis jetzt günstig: vereinigt werden wir Euch stets unüberwindlich seyn. Doch des Gastrechts heilige Sitte verletze ich ungern. Zwar Du hast es schändlich missbraucht, da Du mein einziges geliebtes Kind zur Verleugnung seines Glaubens beredet hast, und kommst als Feind, nicht als Gast in mein Haus; dennoch will ich vergessen, daß Du ein Feind meiner Götter und meines Volkes bist; Deine Fesseln sollen gelöset werden, Du sollst mit mir aus einem Becher trinken, aus einer

Schüssel essen, und ohngefährdet von dannen ziehen: nur mache gut, was Du an mir verschuldet hast; überrede meine Tochter, daß sie zu den Altären ihrer Götter zurückkehre."

Das kann ich nicht! — rief Rüdiger — Wie kann sie von dem Licht zur Finsterniß, von dem wahren Glauben zur Abgötterei zurückkehren? Fluch Deinen Göttern! Nur der Wahn Eurer Priester dichtet ihnen eine Macht an, die sie nicht besitzen. Ohnmächtige Götzen sind's, und schon sind ihre Altäre zu Romove umgestürzt. *)

Schweig Lästerer! — schrie der Heide — Wähle: augenblickliche Befolgung meines Willens, oder martervollen Tod!

Thu' was Dir gut deucht — erwiederte der Ritter — Nie werde ich Deiner Tochter rathen, ihr Seelenheil zu verscherzen, um mich zu retten. Mein Blut komme über Dir!

---

*) Romove, wahrscheinlich bei Schippenbeil gelegen; Hauptort des Götzendienstes.

Nun wohl — zürnte der Sezupan — sie selbst mag entscheiden.

Er rief Gonda, stellte ihr vor, daß des Ritters Leben von ihrem Entschlusse abhänge, forderte sie auf, das Christenthum zu verleugnen, und schwur bei allen Schrecken Pinollos *), daß nur unter diesem Beding Röhegern das Leben geschenkt seyn solle.

Gonda verschwendete Bitten und Thränen, um das Herz ihres Vaters zu erweichen, und ihn zu einem milderen Entschlusse zu bewegen; er blieb ungerührt. Die Jungfrau litt unaussprechlich. Ihr Herz rang zwischen Liebe und Pflicht; der Kampf ihrer Gefühle war grausam, und sie vermochte nicht zu entscheiden. Sie war von der Wahrheit des Christenthums überzeugt; ihr Geliebter hatte ihr die

*) Der Todtengott und Beherrscher des Schattenreiches. Er wurde als ein bleicher, finsterer Greis, oft mit einer Schlange in den Händen, abgebildet.

beseligenden Lehren des Glaubens so tief eingepräget, ihre Seele zur Anbetung des wahren Gottes so kräftig erhoben, in ihr die Freuden der Christen in einem andern Leben mit so schönen Farben geschildert, daß es ihr unmöglich war, zum Irrwahn des Götzendienstes zurück zu kehren; und doch war auf der andern Seite ihr das Leben des Geliebten so unendlich theuer. Sie konnte nichts thun, als wehklagend die Hände ringen, und um Hilfe für ihren Geliebten von dem Gott der Christen flehen.

Rüdiger aber ermahnte sie, fest am wahren Glauben zu halten, und seines Lebens nicht zu achten, denn als Heidin könne sie ja ohnehin nie die Seinige werden. Da ergrimmte der Sczupan, rief seine Knechte herein, befahl ihnen, den Ritter zu ergreifen, ihn mit den Füßen an den Schweif eines Pferdes zu binden, und ihn um die Burg und durch den nahen Wald zu schleifen. Die Knechte thaten, wie er befahl.

Gondas Blut gerann in ihren Adern, da sie hörte, was ihr Vater gebot, und gewahr wurde, wie die Knechte mit teuflischer Schadenfreude sich anschickten, den unmenschlichen Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Sie umfaßte noch einmal die Knie ihres Vaters, und bat ihn um das Leben ihres Geliebten; doch der Grausame stieß sie mit den Füßen von sich, gab ihr seinen Fluch, und trieb die Knechte an, mit ihrer Henkerarbeit zu eilen. Diese warfen nun den Ritter zur Erde nieder, legten ihm Schlingen um die Füße, und schleiften ihn längs dem Estrich bis zum Hofe, wo sie ihn an den Schweif eines Pferdes banden, und mit diesem dann um die Burg ritten.

Der Angstruf des Unglücklichen, dessen Kopf schon auf dem Burghofe fürchterlich an einem Stein zerschellet wurde, weckte Gonda aus der Erstarrung, in die sie versunken war, als der Sczupan sie unerhört von sich stieß. Sie raffte sich auf und eilte Rüdigern nach, dem der Schmerz Klagetöne auspreßte,

als das Herz der Jungfrau zerrissen. Sie lief hinter dem Geschleiften her, bemühete sich, sein Haupt von der Erde zu erheben, und erfüllte, da die Knechte, um dieses zu verhindern, das Pferd stärker antrieben, die Luft mit ihrem Angstgeschrei. Schon floß Blut und Gehirn des Ritters auf der Erde, schon waren alle seine Glieder zerschellt und zerbrochen, und längst hatte er zu leben aufgehört, da endeten endlich die Henker ihre gräßliche Arbeit, und kehrten mit dem zerstückten Leichnam nach der Burg zurück.

Gonda wollte sich nicht von der geliebten Leiche trennen; sie warf sich neben ihr zur Erde hin, umfaßte sie, und jammerte in unartikulirten Tönen um den ermordeten Bräutigam. Der Vater ließ sie hinwegreißen, und in ein Gemach der Burg versperren; der Körper des Ritters wurde aber den Hunden vorgeworfen.

Der Schmerz der Jungfrau hatte sich in Wahnsinn verwandelt. Sie raufte sich die Haare aus, zerrang die Hände, wühlte mit

ihren Nägeln in Busen und Gesicht, und warf sich zur Erde. Der Vater fing an Mitleid mit der Unglücklichen zu fühlen; er kam herbei, um sie zu beruhigen: da nahm sie den Augenblick wahr, eilte aus der offnen Thür, bestieg die Zinne des Thurms, und stürzte sich in den Burggraben hinab.

Während diese Greuelscenen hier vorgingen, hatte sich das Ordensheer der Burg genähert. König Ottocar und der Landmeister, die um das Leben des Ritter Rüdiger, den sie beide sehr hoch schätzten, besorgt waren, sandten einen Herold, und ließen ihn von dem Sczupan zurück fordern, von dem sie zugleich verlangten, daß er die Burg übergeben sollte. Der Sczupan, den der Tod seiner Tochter auf's Heftigste erschüttert, und gegen das Leben gleichgiltig gemacht hatte, verhehlte nicht die an dem Ritter genommene Rache; machte aber auch keine Anstalten zur Gegenwehr, sondern überließ es seinen Knechten, die Burg zu vertheidigen.

Rüdigers schreckliches Ende machte auf den König von Böhmen einen tiefen Eindruck. Er schwur, sein Schwerdt nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er des Ritters Tod blutig gerächet hätte, und that ein Gelübde, alle Burgbewohner bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Auf seinen Befehl brach das Heer sogleich auf, rückte vor die Burg, und schickte sich zum Sturm an. Man umzingelte sie von allen Seiten, blies zum Angriff, legte die Sturmleitern an, und nach einer kurzen aber blutigen Gegenwehr der Heiden war sie in den Händen des christlichen Heeres.

Ottocar ließ nun die gefangnen Heiden Mann für Mann an den Bäumen des nahen Waldes aufhängen; der Sczupan aber wurde von den Jagdhunden des Königes zerrissen.

Um das Andenken Rüdigers und Gondas zu ehren, ließ der Böhmen-König in dem Thal, ohnfern der Burg, eine stattliche

Kirche erbauen, und begabte sie mit reichlichen Einkünften. Doch die Burg blieb unbesetzt; denn Gespenster trieben darin, und im nahen Walde, ihr unheimliches Wesen, und ängstigten jeden, der hier zur Nachtzeit verweilte.

VI.

Der Rachegeist.

Die Seele aller gesellschaftlichen Zirkel des Adels in der Residenz war Graf Franz von Rothenfels, von den Frauen nur der Schöne, von den Männern der Glückliche genannt. Den ersteren Beinamen verdiente er mit Recht, denn die Natur hatte seinen Körper mit verschwenderischer Milde ausgestattet; glücklich war er nur, in so fern dieses ein junger, unermeßlich reicher, unabhängiger Mann mit heftigen Leidenschaften und verderbten Grundsätzen seyn kann. Er war nicht ohne gute Anlagen des Herzens geboren, doch sein Vater, der ihn zum Hofdienste bildete, weihete ihn

frühe in den schlüpfrigen Künsten der Verstellung, der Heuchelei und des Egoismus ein, und verdarb dadurch sein Herz, indem er einen feinen, klugen, geschmeidigen Weltmann aus seinem Sohne erzog, bei dem Anstand für Tugend und guter Ton für Rechtschaffenheit galt. Mehrjährige Reisen vollendeten bei dem Grafen Franz das, was der väterliche Unterricht begonnen hatte; denn nicht Natur und Kunst, nicht Menschen und Staatsverfassungen, sondern nur Fürstenhöfe und Hofintriguen lernte er kennen; und ein langer Aufenthalt in Paris raubte ihm den letzten Rest seines Gefühls, da er sich dort zum vollkommnen Wüstling bildete.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er durch den Tod seines Vaters Erbe großer Reichthümer, und wählte die Residenz zu seinem Aufenthalt, in der er durch seinen geschmackvollen Aufwand, wie durch die feine Geschliffenheit seiner Sitten, Aufsehen erregte. Er wünschte ein Hofamt anzunehmen, doch war jedes, das ihm angeboten wurde, seinem Stolze zu gerin-

über zog er sich endlich, unwillig seinen Zweck nicht erreichen zu können, auf seine Güter zurück, und beschloß, nicht früher an den Hof zurückzukehren, bis ihn der Fürst durch Erfüllung seines Wunsches zufrieden gestellt haben würde.

Man vermißte ihn bald allenthalben bei Hofe und in den Kreisen des Adels, denn in der That, er war der geistvollste, liebenswürdigste Gesellschafter, der sich den feinsten Ton angeeignet hatte, und eine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe besaß. Vor allem war er dem schönen Geschlechte unentbehrlich, da jede Dame, die Reize besaß, oder zu besitzen glaubte, ihn zu erobern sich bemühte. Sehr natürlich war es daher, daß man ihn zurückwünschte, und kein Mittel unversucht ließ, wodurch man hoffte, ihn wieder nach der Residenz zu locken; indessen der Fürst, durch des Grafen Anmaaßungen beleidigt, ließ sich nicht dahin bestimmen, sein Verlangen zu gewähren, und alle andre Versuche, ihn wieder an den Hof zu ziehen, waren lange vergebens.

Unerwartet war es daher jedem, als man, ohngefähr nach einem Jahre, den Grafen wieder in der Residenz und bei Hofe sah; noch unerwarteter aber, daß er ein wichtiges Hofamt, welches ihm der Fürst jetzt übertragen wollte, und welches früher das Ziel seiner Wünsche gewesen war, ausschlug. Er schien überhaupt jetzt so verändert in seinem Betragen, daß man Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen, und vergebens zerbrachen sich die klügsten Hofleute, über die Ursache seiner so auffallenden Verwandlung, die Köpfe. In die Stelle seiner ehemaligen Selbstgenügsamkeit und des ewig heitern Humors war eine unverkennbare Schwermuth eingetreten, die ihn nur verließ, um einer wilden Lustigkeit Platz zu machen, die doch so wenig eigentlicher Frohsinn war, daß man auf eine große Verstimmung seines Gemüths schließen mußte. Etwas Unstätes in seinem Benehmen, das früher sonst nie an ihm bemerkt worden war, machte seine Gesellschaft oft wirklich unangenehm, und die geschmeidige Huldigung der Damen, die ihm

einst zu ihrem Lieblinge erhoben hatte, vermißte man jetzt ganz an ihm. Sehr oft verstieß er gegen die feinen Rücksichten der Gesellschaft, in deren Beobachtung er sonst Meister war, und zuweilen streiften seine Sitten, die, wie erwähnt, ehemals im hohen Grade geschliffen waren, an den Grenzen der Rohheit. Mit einem Wort, er war ein ganz andrer Mensch geworden. Das Bemühen der erfahrensten Menschenkenner, den Grund seines veränderten Betragens zu erforschen, scheiterte; denn er war tief verschlossen, und wählte zu seinen Gesellschaftern nur wilde, junge Menschen, mit denen er sich zwar in allen möglichen rauschenden Vergnügungen herumtummelte, denen er aber demohngeachtet sein Vertrauen nicht schenkte.

Man rieth hin und her, und konnte nichts herausbringen. Schulden konnten es nicht seyn, die ihn beunruhigten, denn dazu war sein Reichthum zu groß. Fehlgeschlagne Plänne des Ehrgeizes waren auch kein denkbarer Grund seiner verstimmten Laune, denn der

Fürst hatte ihm ja vergebens die Hand dazu geboten, sie zu befriedigen. Auch fehlgeschlagne Liebe konnte seinen Mißmuth nicht bewirken, denn welches Fräulein hatte seine Hand wohl ausgeschlagen? da es bei seiner schönen Gestalt, seinem uralten Adel und seinen großen Glücksgütern nur von ihm abhing, die glänzendste Parthie zu machen. Auch erfuhr man bald, daß er der erklärte Bräutigam der jungen Gräfin Sydonie von Hohenwehr, des reichsten und liebenswürdigsten Mädchens im Lande, sey. Vergebens erschöpfte man sich in Muthmaßungen; man stieß überall auf Dunkelheiten, und selbst seine Bedienten, von denen man durch Bestechungen etwas zu erfahren hoffte, wußten nichts zu sagen, was über das räthselhafte Benehmen ihres Herrn hätte Aufschluß geben können.

Sonderbar war es, daß Graf Rothenfeld, der seit einiger Zeit Tonangeber aller wilden, rauschenden Vergnügungen geworden war, nie bis über eilf Uhr des Nachts in einer Gesell-

schaft verweilte. Anfangs nahm man seine Entschuldigung, daß dieses auf Verordnung des Arztes geschehe, für gegründet an; doch da man keine weitern Zeichen einer Krankheit an ihm bemerkte, und er so strenge darauf hielt, stets vor der eilften Stunde zu Hause zu seyn, daß auch die angenehmste Gesellschaft ihn davon nicht zurück halten konnte; ja selbst seine Braut vergebens ihn zu verweilen bat, so wurde jedem dieser Umstand unerklärlich, und beschäftigte auf's Neue die müßigen Hofleute.

Noch ehe diese Aufgabe gelöset worden war, verschwand der Graf plötzlich, und nur mehrere Tage, nachdem man ihn vermisset hatte, wurden Abschiedskarten für ihn abgegeben. Selbst die schöne Gräfin Sydonie und ihre Familie wußte wenig mehr von seiner schleunigen Entfernung zu sagen, als daß ein dringendes Geschäft ihn zu einer Reise gezwungen; doch das Reiseziel, wie die Zeit der Rückkehr, blieb jedem unbekannt. Nicht wenig steigerte dieser Umstand die Verwundrung aller Bekannten des

Grafen

Grafen über seine Sonderbarkeiten, und man fing an zu muthmaßen, daß sein Verstand gelitten habe. Wir lassen sie dabei, und erzählen den Beweggrund, der den Grafen zwang, aus seinem Charakter herauszutreten.

Graf Rothenfels zog sich, wie schon früher erwähnt, nachdem er vergebens eine bedeutende Hofstelle zu erhalten gewünscht hatte, auf seine Güter zurück, und war, an das geräuschvolle Leben der Hauptstadt gewöhnt, hier sich selbst und seinen Unterthanen zur Last, denen er mit aller Härte eines herzlosen Tyrannen begegnete. Auch seine Bedienten mußten oft zu Ableitern seiner finstern Laune dienen, und nur Emilien, seiner jüngern Schwester, begegnete er mit der zarten Achtung, die ihr vortrefflicher Charakter verdiente.

Gräfin Emilie war nach dem frühen Tode ihrer Mutter in dem Hause ihres Oheims erzogen worden, und hatte eine Bildung des Geistes und Herzens erhalten, die der ihres Bru-

ders ganz entgegen gesetzt war. Sie war weniger für den Hof und die Welt, als für das häusliche Leben gebildet worden, obwohl ihren Sitten nichts fehlte, was in dem Umgange mit der feinen Welt gefallen macht. Gut seyn galt ihr mehr wie Glänzen; Pflichterfüllung mehr wie Vergnügen, und Herzensgüte mehr wie Klugheit. Der Adelstolz war ihr lächerlich; nicht gefürchtet und verehrt, nur geliebet wollte sie von Niedrigern seyn; Wohlthätigkeit war ihre höchste Freude. Sie wurde in den Gütern ihres Bruders wie eine segnende Gottheit betrachtet, die durch ihre Milde die Bedrückungen gut zu machen bemühet war, mit denen der fühllose Gebieter die seufzenden Unterthanen belastete. Dennoch würde die junge Gräfin schwerlich das Schloß ihres Bruders zum Aufenthaltsorte gewählt haben, wenn nicht folgender Umstand es nothwendig gemacht hätte.

Graf Ernst, ihr Oheim von väterlicher Seite, in dessen Hause sie erzogen war, hatte seine Hauptbesitzungen in dem Lande eines

Fürsten, der mit dem Regenten, dessen gebeugter Vasall er war, nicht in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Er war daher gewissermaßen mit seinem gegenwärtigen Landesherrn gespannt, und mußte alle Klugheit anwenden, um nicht in Fälle zu gerathen, die ihm hätten Unannehmlichkeiten zuziehen können. Zufälliger Weise war der Erbprinz in der Nähe von Graf Ernsts Gütern auf der Jagd, und besuchte den Grafen. Er sah bei dieser Gelegenheit die reizende Emilie, und wurde so von ihrer Schönheit gefesselt, daß seine Absicht, sie zum Ziel seiner Leidenschaft zu machen, bemerkbar wurde. Er wiederholte seine Besuche; und Graf Ernst, der ihn nicht zurückweisen konnte, aber einsah, daß der Ruf seiner Nichte darunter leiden würde, mußte darauf denken, sie aus seinem Hause zu entfernen, und veranlaßte deßhalb selbst seinen Neffen, die Schwester von ihm zurück zu fordern.

Emilie trennte sich ungern von ihrem Oheim, den sie mit kindlicher Ehrfurcht liebte, doch sie sah die Nothwendigkeit ein, und

verwarf sich ihr. Ohnmöglich konnte sie sich in dem einsamen Schloß des unverehelichten Bruders wohlbefinden, dessen Grundsätze so wenig mit den ihrigen übereinstimmten, und der ihre schwesterliche Liebe nur mit kalter Höflichkeit erwiederte; indessen die Gewohnheit machte ihr endlich ihren Aufenthalt erträglich.

Der Graf belustigte sich auf seinen Gütern, aus Mangel an andern Zerstreuungen, beinahe ausschließlich mit der Jagd. Er sprach, durch diese Beschäftigung dazu veranlaßt, deshalb oft bei seinem Förster ein, und sah daselbst einen Jägerburschen, der ihm so sehr gefiel, daß er ihn in seine Dienste nahm. Friedrich — so hieß er — war ohngefähr neunzehn Jahr alt, und der schönste Jüngling in der ganzen Gegend. Ein schlanker, sehr wohlgebauter Körper, eine gesunde, dabei zarte Gesichtsfarbe, und seelenvolle schwarze Augen zeichneten ihn besonders aus; aber das stille, kindliche Gemüth, der edle Anstand und die anspruchlose Bescheidenheit des jungen Jägers nahmen jeden für ihn ein, der ihn kannte.

Er wurde bald der Liebling seines Herrn, um den er beinahe beständig seyn mußte, und der ihn mit einer so ausgezeichneten Güte behandelte, daß er mehr dessen Freund als sein Diener schien. Der Graf wußte sich selbst keine Rechenschaft von der Vorliebe abzulegen, die er für den guten Friedrich hatte; doch ging diese so weit, daß er ihn von der Aufwartung entband, wenn er Besuch hatte, und überhaupt erlaubte er gegen ihn sich nie die Härte, über die sich die übrige Dienerschaft so oft zu beklagen hatte.

Oft, wenn ihn Friedrich auf der Jagd begleitete, ließ er sich mit ihm in Unterredungen ein, was er sonst nie mit einem Jäger that. Er erfuhr auf diese Weise, daß Friedrich, der nicht zu seinen Unterthanen gehörte, noch eine Schwester habe, die mit einer alten Muhme, ohnfern den Gütern des Grafen, in einem einsamen Hause wohne. Seine Einbildungskraft war sogleich damit beschäftigt, ihm diese als sehr schön darzustellen, und bald faßte er den

Vorsatz, sie zu sehen, und wenn sie seiner Vorstellung gleich käme, zum Opfer seiner Sinnlichkeit zu machen.

Er ließ sich zu dem Ende eine genaue Beschreibung von der Lage der Wohnung von Friedrichs Schwester machen, trug seinem Jäger ein Geschäft auf, das ihn zu Hause hielt, kleidete sich in einfache Jagdkleidung, und nahm seinen Weg nach der Hütte. Einen Vorwand, einzusprechen, hatte er bald gefunden; er gab sich für einen Bekannten Friedrichs aus, fragte, ob er nicht etwa da sey, und bat um Erlaubniß, ausruhen zu dürfen, die man ihm bereitwillig gewährte. Ein Mädchen von bezaubernder Schönheit, deren auffallende Aehnlichkeit mit seinem Jäger sie ihm als dessen Schwester kenntlich machte, riß ihn durch ihre große Anmuth, durch ihre hohe, rührende Unschuld, und durch das edle tiefe Gemüth, das sie im Laufe eines mit ihr angeknüpften Gesprächs entwickelte, so hin, daß er sich von glühender Liebe zu ihr beseelt fühlte, und nahe daran

war, ihr seine Leidenschaft zu entdecken. Die Dazwischenkunft der Muhme, die dem Mädchen ein Geschäft außerhalb des Zimmers auftrug, verhinderte seine Erklärung, und gab ihm die nöthige Fassung, um sich nicht zu verrathen. Er fragte, mit der Geradheit der niedrigen Stände bekannt, und sie glücklich nachahmend, ob die Jungfrau schon einen Bräutigam habe? worauf die Muhme erwiederte: „Ach lieber Gott, nein! Wir leben hier so eingezogen, daß Niemand das gute Kind sieht; wiewohl ich ihr von Herzen eine baldige Versorgung wünsche; denn ich bin alt, und sie ist eine verlassene Waise, die keinen hat, der sich ihrer annimmt, wenn ich einmal todt bin." Er erzählte nun, daß er einen gütigen Herrn habe, dessen Gunst ihm einen guten Försterdienst hoffen lasse, und erklärte sich geneigt, das Mädchen, das ihm gefallen habe, zu heirathen, wenn sie an ihm Belieben finde. Er bat deshalb, sie öfters besuchen zu dürfen, und gern gestattete es ihm das Mütterchen, die ihm die Versichrung gab, daß, wenn er es ernst

sen meine, und eine Frau ernähren könne, sie nichts gegen seine Bewerbung einzuwenden habe.

Nun wiederholte er seine Besuche öfter, und Marie — so hieß das Mädchen, — fand Gefallen an dem artigen, jungen Mann, der keine Kunst sparte, sich ihre Neigung zu erwerben. Stets wußte der Graf es so einzurichten, daß, wenn er Marie besuchte, Friedrich anderswo beschäftigt war, so daß dieser ihn nie überraschen konnte, und nie gelangte der dazu, den vermeintlichen Bräutigam seiner Schwester kennen zu lernen, so sehnlich er es wünschte.

Marie war unschuldig und tugendhaft, aber ihre Unerfahrenheit und das Vertrauen, das ein liebendes Mädchen so gern in den Geliebten setzt, verriethen sie dem feinen, gewandten Bösewicht, der alle höllischen Künste der Verführung benutzte, um diese einsam blühende Blume zum Opfer seiner Lüste zu brechen. Jeder Besuch gab ihm neue Vortheile über die Harmlose, die fest auf die Rechtschaffenheit des

Lüstlings baute. Schon war mancher Kuß gegeben und genommen worden; schon hatte manche feurige Umarmung den Bund der Liebe und des Verraths besiegelt; und als endlich der Verführer die Nachricht brachte, daß er von seinem Herrn nun die feste Versichrung erhalten habe, binnen drei Monaten versorget zu seyn, da benutzte er die Schwäche des liebenden Mädchens, und mordete mit eiserner Stirne die ihm vertrauende Unschuld.

Gräfin Emilie war jetzt in dem Alter, wo das Herz der Jungfrauen gewöhnlich von Empfindungen der Sehnsucht erfüllt wird, und mehr als vorher oder nachher für Freundschaft und Liebe empfänglich ist. Sie, die keine Freundin besaß, der sie sich hätte mittheilen können; die einsam ihre Gefühle unausgesprochen in ihrer Brust verschließen mußte, wurde von der Schönheit und dem liebenswürdigen Betragen des Jägers Friedrich wunderbar angesprochen. Sie überließ sich, unbekannt mit der Natur ihrer Gefühle, unbefangen dem

Wohlwollen, das sie für den schönen Jüngling empfand. Sie erkundigte sich nach seinem Herkommen, nach seiner Beschäftigung, und hatte stets ihm Aufträge zu geben, die er, denn die theilnehmende Vertraulichkeit der holden Gräfin unendlich wohl that, mit dem größten Eifer ausrichtete. Er war gern in ihrer Nähe, und sie gab ihm, so oft es sich thun ließ, Gelegenheit dazu.

Einst belustigte sie sich in Gesellschaft ihres Kammermädchens mit dem Spatzierenfahren auf einem See, der an den Park grenzte, und Friedrich ruderte den Nachen. Sie waren noch nicht weit vom Lande, als es dem Mädchen einfiel, daß sie vergessen habe, die Zimmer der Gräfin zu verschließen, weshalb sie auf ihr Bitten an's Land gesetzt wurde, um dieses Geschäft zu thun. Emilie befahl dem Jäger, unterdessen ohnfern dem Gestade fortzurudern, und vertrieb sich die Zeit mit Fütterung einiger zahmen Schwäne, die um den Kahn herumschwammen. Die Gräfin griff nach einem, der sich langsam zurückzog, verlor dabei das

Gleichgewicht, und stürzte in den See, der gerade an der Stelle sehr tief war. Friedrich bedachte sich keinen Augenblick, nachzuspringen, und war auch so glücklich, sie zu ergreifen, und mit ihr, wiewohl nicht ohne große Anstrengung, da ihm die engen Kleider das Schwimmen erschwerten, das Ufer zu erreichen. Er nahm die schöne Last in seine Arme, und trug sie in ein nahes Gartenhaus. Aber was nun anfangen? Sollte er sie hier allein lassen und gehen, um Hilfe herbei zu holen? Dies ging nicht an, denn die Gräfin lag leblos da, und es waren schleunige Versuche zu ihrer Wiederbelebung nöthig; er mußte daher suchen, so viel er davon verstand, sogleich anzuwenden. Er erhob die schöne Leblose in halb sitzender Stellung, und kniete vor ihr, indem er sie mit dem linken Arm umschloß, während er mit der rechten Hand ihr das Halstuch abnahm, und die Schnürbrust öffnete. Der schönste Busen quoll ihm entgegen; doch ließ seine Angst ihn wenig darauf achten. Er strich ihr mit der flachen Hand das Wasser aus den Haaren, rieb

ihr die Schläfe, bewegte ihre Arme, und drehete ihr den Kopf sanft hin und her. Dies war alles, was er in der Eil, bei dem Mangel andrer Hilfsmittel, thun konnte.

Das Mädchen war unterdessen zurückgekommen, sahe den leeren Kahn und neben ihm die Ruder schwimmen, und glaubte daher ihre Gebieterin und den Jäger ertrunken. Sie lief wehklagend zurück, um Leute zur Rettung herbei zu rufen, und entfernte sich auf diese Weise abermals von ihrer Herrschaft.

Friedrich war während dem in Verzweiflung. Er sahe die Unzulänglichkeit seiner Maaßregeln ein, und konnte die Gräfin doch nicht verlassen. Das schmerzlichste Mitleid erfüllte seine Brust; die Furcht, daß die theure Herrin nicht wieder in's Leben zurückkehren werde, raubte ihm die Besinnung. Doch da er eben rathlos, über die schöne Leblose hingebogen, Thränen der Angst vergoß, kündigte ein starker Athemzug ihr Erwachen an, und sie schlug die Augen auf.

Mehr der Schreck, als das verschluckte Wasser, hatte Emilien die Ohnmacht zugezogen; denn beinahe in demselben Augenblick, als sie versank, war es dem Jäger gelungen, sie zu ergreifen und zu retten. Sie war daher bald im Stande, sich, von ihm unterstützt, empor zurichten, doch aber befand sie sich noch sehr matt. Des guten Friedrichs Freude, da die Gräfin Zeichen des Lebens von sich gab, war unaussprechlich; er bedeckte ihre Hände mit Küssen, und es fehlte wenig, so hatte er sie umarmt. Doch als sie das schöne Haupt auf seinem Busen ruhen ließ, und er sie, um sie zu halten, umfassen mußte, da durchbebte ihn ein so seltsames Gefühl, daß er wirklich einer Ohnmacht eben so nahe war, als die, der aus Erwachte.

Die Gräfin versuchte jetzt nach dem Schlosse zu gehen, sie fand sich aber noch zu schwach dazu. Friedrich hob sie auf seinen Armen empor, und trug sie hinauf, doch wankte er unter seiner schönen Bürde, und war dem Sinken nahe, denn seine Wange berührte ihren

Busen, und mit seinen Armen hielt er ihren Körper umfaßt. Ihm war, als sollte er in diesem Augenblick sterben; doch süß wäre ihm jetzt der Tod gewesen. Bei dem Heimwege begegnete er dem weinenden Kammermädchen und den Leuten, die zur Hilfe herbeigeeilt waren. Ein allgemeines Frohlocken erhob sich über die Rettung der Gräfin, denn sie wurde von allen Unterthanen ihres Bruders, denen sie so oft ein guter Engel gewesen war, wenn ihnen seine Härte schwer fiel, herzlich geliebt, daher war die Freude aller aufrichtig. Friedrich konnte nicht dazu bewogen werden, die durchnäßten Kleider mit andern zu verwechseln; sie waren ihm, da die Gräfin sie berühret hatte, unendlich werth geworden. Er ergriff den Vorwand, auf die Jagd zu gehen, ging bis zum nächsten Walde, warf sich dort unter einen Baum, und überließ sich den unnennbaren Gefühlen, die jetzt seine Brust durchströmten.

Dies war der Tag, an dem die Unschuld seiner Schwester den Verführungen des Grafen unterlag.

Emiliens Wohlwollen für den schönen Jäger war durch diese Begebenheit zu einer gefährlichen Höhe gestiegen, denn die Dankbarkeit lieh nun einen Vorwand dazu. Ihm dankte sie die Erhaltung ihres Lebens; er hatte, um sie zu retten, das Seinige gewagt; und welche Theilnahme hatte er gezeigt! Seine Thränen waren um sie geflossen, an ihrer Wange hatte sein Herz geklopft; sie hatte den schönen Johanneskopf mit ihren Händen umfaßt, als er sie nach dem Schlosse trug! Es war ihr eine Wonne, daran zu denken. Sie schickte ihr Mädchen fort, unter dem Vorwande, ein wenig zu ruhen; in der That aber, um ihren Gedanken nachzuhängen, denen sie sich ungestört überlassen wollte. Armes Mädchen!

Der Graf liebte seine Schwester so sehr, als es sein selbstsüchtiges kaltes Herz vermochte. Er kam jetzt mit dem Triumph der gestillten Begierde nach Hause; in seinen Armen war so eben die Unschuld des Mädchens geopfert, deren Bruder, vielleicht in demselben

Augenblick, seine Schwester vom Tode rettete: das erschütterte ihn doch. Er mußte dem wackern Burschen danken, deshalb ließ er ihn zu sich rufen; aber wie der Jüngling mit dem unschuldigen, harmlosen Gesicht, das seiner Schwester so ähnlich sah, vor ihm hintrat; schön, daß er durch seinen Muth sich um seinen Herrn verdient gemacht hatte, da mußte er sich von ihm abwenden, denn wie schändlich hatte er gegen ihn gehandelt? Ihm fehlte das Herz, dem Retter seiner Schwester Geld anzubieten; denn sein Gewissen sagte ihm, daß er das nie gut machen könne, was er an ihm durch Befriedigung seiner unedeln Leidenschaft verschuldet habe.

Emilie dachte auch darauf, dem Jäger ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Ihn zu beschenken, fiel ihr nicht ein, denn dadurch hätte sie das edle Herz des Jünglinges, das ihr eine so innige Theilnahme gezeigt hatte, zu beleidigen gefürchtet; aber danken mußte sie ihm; ihr Leben war ja sein Geschenk. Sie ließ ihn,

da sie ihren Bruder abwesend wußte, zu sich kommen, ging ihm freundlich entgegen, und sagte: „Friedrich, Du hast mir das Leben gerettet. Lohnen kann ich Dir nicht dafür, denn das Leben ist ein theures Gut, und Du wagtest das Deinige, um das meinige zu erhalten. Vergelten möchte ich; doch ich bin dazu zu arm. Nimm meinen herzlichen Dank dafür, und gib mir Gelegenheit, Dir nützlich zu seyn, damit ich Dir beweisen kann, daß ich Dein Verdienst um mich erkenne."

Gnädige Gräfin! — erwiederte der Jäger — ich that nur meine Pflicht, und bin hoch belohnt durch das Glück, ein so schönes Leben erhalten zu haben. Soll ich aber um etwas bitten, so bitte ich um die Fortdauer Ihrer Gnade.

„Die blieb Dir — antwortete sie — auch ohne jene edelmüthige That, doch sey überzeugt, ich werde nie, daß Du mein Retter warst, vergessen."

Sie reichte ihm hierauf gütig die Hand zum Küssen, die Friedrich feurig ergriff, einen langen Kuß darauf drückte, und eine glühende Thräne darauf fallen ließ. Mit einem Liebesdruck, und seine Wange streichelnd, entließ sie ihn, und eilte dann schnell in ihr Cabinet, um die Thräne aufzuküssen, die, nur durch die Augen, aus dem schönen Herzen des Jünglings geflossen war.

Nun nahm eine unnennbare Sehnsucht den Busen des guten Friedrich ein. Die holde, freundliche, vom Dankgefühl verklärte Gestalt der schönen Herrin stand stets vor ihm; er wünschte tausend Leben zu haben, um sie alle für sie aufopfern zu können. Er traumte sich Gefahren, in die sie gerathen könnte, und aus denen er sie erretten wollte: sie war sein einziger Gedanke. Auch in Emiliens Herzen war des edeln Jünglings Bild unvertilgbar eingegraben. Seine schlanke, herrliche Gestalt, der fromme, liebliche Engelskopf, dem die Dankbarkeit den Strahlenschein verlieh,

vor allem aber der Blick voll rührender Theilnahme, mit dem er einst bei ihrem Erwachen aus der Ohnmacht sie ansah, alles dieses war ihr stets im Gedächtniß, und stand mit lebendigen Farben vor ihr. O, daß ich es ihm doch belohnen könnte! rief sie oft aus, wenn sie aus ihren Träumereien erwachte, deren Gegenstand stets Friedrich war. Sie sann hin und her nach einer Gelegenheit, sich ihm erkenntlich zu beweisen, und fiel endlich darauf, zu fragen, ob er keine Anverwandten habe, die vielleicht einer Unterstützung bedürften? Friedrich gestand, daß er eine Schwester habe, die bald durch eine Heirath versorgt zu werden hoffe. Nun drang sie darauf, daß er sie hinführen mußte; nahm eine volle Goldbörse, und besuchte die arme Marie. Sie bewunderte das einfache, holde Mädchen, schüttete die goldne Gabe in ihren Schooß, umarmte sie herzlich, und versprach, für ihre Ausstattung zu sorgen.

Der Graf erfuhr bald, daß seine Schwester bei dem von ihm betrognen Mädchen gewe-

sen war, und fürchtete eine mögliche Entdeckung. Er bat daher Emilien, ihm die Belohnung seines Jägers allein zu überlassen, und äußerte seine Empfindlichkeit darüber, daß sie glauben könne, er werde vergessen dankbar zu seyn. „Ich folgte nur meinem Gefühle — sagte sie — und wenn Du, lieber Bruder, mich meiner Pflicht überheben wolltest, so hast Du wenigstens damit nicht geeilt.“ Er nahm den Vorwurf still hin, und war froh, daß er hoffen durfte, sie werde ihren Besuch in der Hütte nicht wiederholen.

Auch seinem Herrn selbst sollte sich der wackre Friedrich verpflichten. Dieser mußte einst eine Reise machen, bei der er den Jäger zur Begleitung mitnahm, und auf der er unterweges in einem Wirthshause nächtigen mußte. In der Nacht kam in dem Gasthofe, zunächst dem Schlafzimmer des Grafen, Feuer aus, und griff so schnell um sich, daß alles in vollen Flammen stand, als die erschrocknen Bewohner erwachten. Jeder suchte nur sich

selbst zu retten; und an Löschen war wenig zu denken, da die Flamme schon überhand genommen hatte. Auch Friedrich behielt kaum Zeit übrig, unbekleidet seine Lagerstätte zu verlassen; doch war der Graf, den er nirgends sah, sein erster Gedanke. Er warf schnell eine naßgemachte Decke um sich, stürzte durch die Glut, und gelangte, nicht ohne bedeutende Beschädigung, bis zu dem Schlafzimmer seines Herrn, den er ohne Bewußtseyn, vom stickenden Dampf betäubt, fand, ihn ergriff, und muthig durch die Flammen trug. In der frischen Luft ermunterte sich bald der Bewußtlose, und nun sahe er erst die schauderhafte Gefahr, in der er geschwebt hatte. Friedrich hatte bedeutende Verletzungen an Händen und Füßen davon getragen, und mußte nach Hause gefahren werden; der Graf aber war ohne Beschädigung davon gekommen, und im Stande, seine Reise fortzusetzen.

Dieser Vorfall gab Emiliens Liebe neue Nahrung. Auch ihren Bruder hatte er erhalt

ten, und seine Wunden zeigten, mit welcher eignen Gefahr. Wo war ein Dank, der seine Treue belohnte? Sie hielt es für ihre Pflicht, selbst für seine Pflege zu sorgen; sie reichte ihm zuweilen mit eigner Hand die Arznei, und ließ sich einmal, da der Arzt wegen unvermutheter Hinderungen ausgeblieben war, sogar herab, ihm selbst die Wunden zu verbinden. Dieses war allerdings zu weit gegangen, und lief den Regeln des Anständigen und Schicklichen so sehr entgegen, daß es nicht entschuldigt werden könnte, wenn man nicht bedächte, daß edle Seelen gewöhnlich, von der Dankbarkeit hingerissen, weiter geführet werden, als die Gesetze des Anstandes es erlauben.

Dem Kranken that es unendlich wohl, da die holde Gräfin ihm selbst die Wunden verband; seine Schmerzen verwandelten sich in Wollust, und er hätte ewig krank seyn mögen, um von ihr bemitleidet werden zu können, oder aus ihren schönen Händen Arznei zu empfangen. Seine gesunde Natur, verbunden,

mit der sorgsamen Wartung, beschleunigte seine Herstellung, die kaum vollendet war, als er eilte, seiner liebevollen Pflegerin persönlich zu danken. Sie lehnte mit zarter Rührung seinen Dank ab, versicherte, wegen seines Verdienstes um das Leben ihres Bruders, seine ewige Schuldnerin bleiben zu müssen, und drückte ihm, vom Dankgefühl überrascht, einen glühenden Kuß auf den Mund.

Dieser Kuß machte eine unbeschreiblich mächtige Wirkung auf beide, und entflammte ihre Gefühle auf eine Weise, die dem Verstande alle Gewalt über ihre Neigung benahm. Die Gräfin eilte voll brennender Schamröthe hinweg; wiewohl sie es nicht bereute, auf diese Art ihre — Dankbarkeit ausgedrückt zu haben; Friedrich aber stand noch lange bewegungslos und in Entzücken aufgelöset; in beider Herzen aber flammte jetzt die Liebe mit verzehrender Glut empor.

Dem Grafen war der Anblick seines Jägers ein stummer Vorwurf seines Vergehens,

und bei aller seiner Verderbtheit peinigte ihn doch der Gedanke, die Schwester des Jünglinges so schändlich verrathen zu haben, dem seine Schwester und er sein Leben zu verdanken hatten. Er sah die Gefahr, in der er geschwebet hatte, sehr wohl ein, und war überzeugt, daß nur die beispiellose Treue seines Dieners ihn daraus hatte retten können. Er fühlte, daß ein großes Herz in dem Busen dieses Jünglinges schlug: und was konnte er diesem bieten, um ihm die Schande seiner Schwester vergessen zu machen? was ihm antworten, wenn er einst deren Entehrung erfuhr, und ihn fragte: ob das der Lohn für seine Treue, für seine rücksichtlose Aufopferung sey? O, das hat die Tugend doch vor dem Laster voraus, daß sie, selbst wehrlos, auch den mächtigsten Verbrecher zittern macht, und daß sie, während er im Gefühl seiner Schande vergeht, das schuldlose Haupt frei zum Himmel hebt!

Um des lästigen Gefühls, daß er bei dem Anblick Friedrichs empfand, los zu werden,

entfernte ihn der Graf, so viel es sich thun ließ, aus seiner Nähe; und da er dieses, ohne auffallend undankbar zu scheinen, auf keine andre Weise konnte, so gab er ihn, unter dem Schein, ihn dadurch zu ehren, seiner Schwester zur Bedienung. Dieses hieß Oel in die Flammen der Liebenden gießen. Unbeobachtet waren sie einander nun immer nahe; ja der Jüngling durch den Dienst verpflichtet, stets um die Geliebte zu seyn: was konnte daraus entstehen? Schon hatte der unselige Kuß, den Emilie, sich selbst vergessend, dem Jäger gab, alle seine Nerven erschüttert, sein Blut in Flammen gesetzt, und die Schranken gebrochen, die die Gräfin von ihm entfernt hielten, und nun ward er noch überdem ihr beständiger Begleiter! Zwar waren der Gräfin ihre Gefühle deutlich geworden; sie mußte sich ihre Liebe zu dem schönen jungen Manne eingestehen; auch faßte sie den Vorsatz, auf ihrer Hut zu seyn, da sie nie hoffen durfte, die Seinige zu werden; allein des Grafen Anordnung machte alle ihre Vorsätze unnütz. Konnte sie

Friedrichs Bedienung verbitten, ohne höchst undankbar zu erscheinen? war es möglich, den in scheuer Entfernung von sich zu halten, dem sie hatte gestehen müssen, seine Verdienste um sie wären zu groß, als daß sie sie vergelten könne? Und überdem, that nicht ihrem Herzen seine Nähe so wohl? machte er nicht den ganzen Inbegriff ihrer Wünsche aus, die sie selbst zu gestehen sich nicht erlaubte?

Friedrich dachte nicht so viel über seine Liebe nach: denn die Sehnsucht, stets in der Nähe Emiliens zu seyn, ward durch des Grafen Befehl, der ihn zu ihrem Diener bestimmte, befriediget, und daß es außerdem noch andre Wünsche, noch nähere Verhältnisse geben könne, fiel ihm nicht ein. Er war dadurch, daß er ausschließlich nur den Gegenstand seiner geheimen Neigung bedienen durfte, vollkommen glücklich.

Emilie machte zuweilen Spatzierritte in Friedrichs Begleitung, denn dabei konnte sie

ungestört mit ihm allein seyn; er ritt dann gewöhnlich neben ihr, und beide schwatzten ununterbrochen mit einander. Wenn er dann das schöne Mädchen in oder aus dem Sattel hob; wenn er die reizenden Biegungen des schlanken Körpers, den schöngeformten Fuß, die wohlgerundete Wade sah, dann strömte ihm eine Feuerglut durch die Adern, und es regte sich in ihm, wiewohl dunkel, und ihm selbst unbewust, die Begierde. Von Tage zu Tage sanken nun die Schranken des Ranges, die zwischen den Liebenden standen, mehr und mehr zurück; schon wechselten sie Händedrücke und Blicke; Seufzer und Thränen sprachen ihre gegenseitigen Gefühle aus, und innig regte sich in ihnen das Verlangen, einander Alles zu seyn.

Gräfin Emilie, die sich bald den Gedanken, daß ihre Liebe unziemlich sey, wegvernünftelt hatte, wünschte zwar anfangs noch oft, daß Friedrich ihres Standes seyn möchte, damit sie durch ihre Hand ihm vergelten, ihn

beglücken könnte, endlich aber warf sie sich die Frage auf: was ist denn der Stand, der mich von ihm trennen soll? Die Antwort fiel natürlich so aus, daß allen Vorzügen des Adels geradezu der Werth abgesprochen wurde, und sie, nach ihrer Ansicht, nichts, als die lächerlichsten Vorurtheile waren. Sie war entschlossen, sich ihres Standes zu entäußern, und dem Geliebten ihre Hand zu geben, sobald ihre erlangte Mündigkeit sie in den Stand gesetzt haben würde, über ihre Person und über ihr bedeutendes Vermögen zu bestimmen. Dieser Zeitpunkt war zwar noch ziemlich fern, allein das hinderte ja nicht, dem Theuren sein Glück zu verkündigen, und bis die Wirklichkeit eintreten würde, durch die Hoffnung glücklich zu seyn! Sie machte den Plan, nach erlangter Volljährigkeit ihr Vermögen in ausländischen, öffentlichen Fonds anzulegen, und in ein entferntes Land zu ziehen, wo sie, sicher vor der Rache ihrer Familie, mit dem Manne ihres Herzens sich vereinigen könnte. Sobald sie diesen Gedanken ausge-

bildet hatte, begegnete sie ihrem Jäger mit einer größeren Vertraulichkeit, und entdeckte ihm, was sie zu thun gesonnen sey. Vom Uebermaaß der Empfindung überwältigt sank er zu ihren Füßen, doch sie hob ihn auf, zog ihn an ihre Brust, und eine lange Umarmung besiegelte den Bund der Liebe.

Die Gräfin machte ihr Kammermädchen zur Vertrauten ihrer Liebe und ihres Planes. Sie hatte mehrere sprechende Beweise von der Anhänglichkeit und Verschwiegenheit ihrer Zofe, daher sie durch diese Entdeckung nichts wagte, wohl aber um so ungestörter sich ihrer Liebe überlassen konnte. Die Treue wollte sie zur Aufgebung ihrer Liebe bereden, doch da die Gräfin davon nichts hören wollte, so erfüllte sie ihre Pflicht, und verheimlichte die Verhältnisse ihrer Gebieterin mit dem Jäger.

Jetzt, da die Liebenden sich so ungehindert sehen und sprechen konnten, überließen sie sich ganz ihrer Leidenschaft; es kam zu Küssen, Al-

Umarmungen, und endlich wurde auch die Unschuld der Sinnlichkeit zum Opfer gebracht. Sie fielen ohne Reue, denn sie betrachteten sich als Mann und Weib, die nur durch Verhältnisse verhindert wurden, ihre Verbindung bekannt werden zu lassen.

Unterdessen hatte der Graf seine Besuche ununterbrochen bei Marie fortgesetzt, und sie durch eine Reihe von Lügen über die Verzögerung seiner Heirath beruhigt. Das harmlose Mädchen glaubte dem Betrüger, denn die vertrauende Liebe glaubt ja so gern und leicht! Ihr war der geliebte Verführer unendlich theuer geworden; sie war zu schwach, seiner Begierde ein Ziel zu stecken, und ihn fesselte noch immer das schöne Mädchen, und das Anziehende des Geheimnisses. Marie fing jetzt an, die Folgen seiner Umarmungen zu spüren, und bat ihn, ja zu eilen, damit eine Verbindung durch Priesters Hand ihre Schande bedecke. Er versprach auf's Neue; vermaaß sich durch fürchterliche Schwüre, sie bald als sein,

Weib heimzuführen, und stillte ihre Thränen durch neue Lügen.

Da trat einst unvermuthet, gerade als er die Hintergangne in seinen Armen hielt, Friedrich ein, und zerriß durch sein Erscheinen auf einmal den Schleier des Geheimnisses, mit dem der Graf sein Verbrechen bedeckte. Beide starrten einander lange sprachlos an, und der Graf sahe aus wie die überwiesene Schuld; denn er war um einen Vorwand verlegen, sich hier mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Friedrich fand die Sprache zuerst wieder; nannte seinen Herrn bei seinem Titel, und vernichtete dadurch für immer die Täuschung, wodurch seine arme Schwester um ihre Unschuld betrogen worden war. Sie sank, da sie den Stand ihres Geliebten erfuhr, in Ohnmacht, und während ihr Bruder die Sinkende in seinen Armen auffing, verließ der beschämte Verbrecher das Zimmer.

Marie war von dem Gefühl ihrer Schande vernichtet. Sie hatte ihr Alles, das Höchste

das Theuerste, was ein Mädchen geben kann, hatte sie einem Wollüstling geopfert, der mit kalter Ueberlegung ihre Verführung beschloß und ausführte. Ihr Schmerz war unaussprechlich. Den, den sie über alles geliebt hatte; den, dem sie so rücksichtlos vertrauet hatte, war sie gezwungen zu verachten! Auch Friedrich wurde von unbeschreiblichen Gefühlen bestürmt. Er sah jene fromme, ihm über alles theure Schwester der rohen unbändigen Begierde eines herzlosen Wollüstlings geopfert; sah die zarte, unbeschützte Unschuld, die stets sein Ideal gewesen war, zerknickt, in den Staub getreten, vernichtet: und der, der diesen Frevel begangen hatte, der, durch den seine holde Schwester so grenzenlos unglücklich geworden war, war sein Herr. Noch mehr, er hatte dem das Leben gerettet, der einen so unsäglichen Jammer über das Leben des Mädchens brachte; es auf ewig mit namenlosen Qualen erfüllte! Und er durfte ihn nicht zur Rechenschaft ziehen; durfte nicht einmal sein Haus verlassen, denn ach! ihn hielt ja seine

Liebe

Liebe zurück; ja er war selbst strafbar, denn er büßte ja seine Sinnlichkeit in den Armen der Gräfin!

Der Graf war wegen seines Benehmens gegen Friedrich in Verlegenheit. Es war ihm peinlich, sich gegen seinen Diener zu entschuldigen; und was konnte er im Grunde auch zu seiner Rechtfertigung sagen? dennoch aber ließ sich die Sache nicht mit Stillschweigen übergehen. Er mußte sich zu dem sauren Schritt entschließen. Er ließ ihn vor sich kommen, überreichte ihm eine Börse mit tausend Thalern in Gold, und sagte: „Ich habe deine Schwester gekränkt; ich will es suchen gut zu machen. Nimm dies vor der Hand, und bringe es ihr!" — Friedrich legte das Geld zurück, verneigte sich tief, und äußerte: „Gnädiger Herr, meine Schwester ist keine feile Dirne!" „Nun beim Teufel! heirathen kann ich sie doch nicht!" — rief zornig der Graf. — „Nie wird sie darauf Anspruch machen" — der Jäger — „Was kann ich denn für sie thun?"

fragte jener. Friedrich antwortete: „Haben Sie die Gnade, die Unglückliche ihrem Schicksal zu überlassen. Was sie verlor, ist unersetzlich.“ Mit fallenden Thränen setzte er hinzu: „gut machen wird ihr früher Tod!“ und dann verließ er das Zimmer.

Einen Bösewicht bringt nichts mehr auf, als eine verdiente Beschämung, und das Gefühl seines begangnen Unrechts. Statt dem Beleidigten wenigstens durch sein Benehmen zu zeigen, daß es ihm leid sey, sich gegen ihn vergangen zu haben, hasset ein schlechter Mensch stets den, der ihm eine Beleidigung zu verzeihen hat. Auch der Graf war gegen Friedrich aufgebracht, und hätte ihm gern die ganze Schwere seines Zornes fühlen lassen, wenn ihn die Scham, seinen Lebensretter zu quälen, nicht davon abgehalten hätte. Je mehr er aber seinen Haß in sich verschließen mußte, je glühender wurde er, und er hätte viel darum gegeben, ihn ganz ungezügelt an dem armen Jäger auslassen zu können.

Um seine üble Laune zu zerstreuen suchte er häufiger, als es sonst geschehen war, Gesellschaften auf, die ihm nun um so mehr zum Bedürfniß wurden, als ihm die Zeit unausgefüllt blieb, die er sonst bei Maria zubrachte. Er besuchte den benachbarten Adel, und lernte bei dieser Gelegenheit die schöne Gräfin Sydonie von Hohenwehr kennen. Von ihren Vorzügen gefesselt, warb er um ihre Hand, die ihm auch unter der Bedingung zugesagt wurde, daß die feierliche Verlobung noch einige Zeit ausgesetzt, und nur dann vollzogen werden sollte, wenn bei Hofe dieses Familienbündniß zuvor bekannt gemacht wäre.

Sydoniens Bruder, Graf Siegfried, besuchte den Grafen Franz oft, sahe bei seinen Besuchen die Gräfin Emilie, und liebte sie. Er entdeckte ihrem Bruder seine Neigung, und dieser fand sie zu übereinstimmend mit seinen Wünschen, als daß er sie nicht genehmigt haben sollte. Die beiden Freunde waren bald über die Bedingungen, unter welchen diese

Verbindung geschlossen werden sollte, einverstanden, gaben einander das Wort darüber; und Graf Franz übernahm es, seine Schwester darauf vorzubereiten. Er forschte Emilien über diesen Plan aus, hatte aber das Mißvergnügen, ihn ganz und gar verworfen zu sehen. Er wurde dringender, setzte ihr die großen Vortheile ihrer Verbindung mit dem Grafen Siegfried auseinander, und wandte alle Künste der Ueberredung an, sie dazu zu vermögen; doch sie erklärte gerade zu: sie wolle nicht. Diese Erklärung erzürnte ihn; er berief sich auf sein Recht als älterer Bruder, und kündigte ihr an, er habe ihre Hand bereits dem Grafen Siegfried versprochen, daher er sie zwingen werde, seinen Willen zu befolgen. Emilie setzte seinen Drohungen kalten Spott entgegen, verlachte seine Wuth; und als er fortfuhr, sie zu quälen, schrieb sie an ihren Oheim, und bat diesen um Schutz. Der nahm sein Recht als Vormund Emiliens in Anspruch, und bat den Grafen Franz, seine Schwester in Ruhe zu lassen,

da er es nie zugeben werde, daß man sie zu einer Heirath, die ihren Wünschen nicht entspreche, zwinge. Durch diese Maaßregel sahe sich Emilie gegen die Zudringlichkeiten ihres Bruders gesichert; doch dieser war wüthend, einen seiner Lieblingspläne zerstört zu sehen, und die Bosheit, die seit Friedrichs Erscheinen in der Hütte in seinem Busen gohre, wurde dadurch auf eine furchtbare Weise vermehrt.

Da es ihm unerklärlich war, daß Emilie einen so vortheilhaften Heirathsantrag von der Hand wies, so sann er über die Ursache ihrer Weigerung nach. War ihr Herz noch frei, so ließ sich kein Grund denken, der sie bestimmen konnte, einen der liebenswürdigsten und reichsten jungen Männer des Landes so bestimmt abzuweisen; und doch hatte er keinen bemerkt, von dem er hätte muthmaßen können, daß er der Gegenstand ihrer Neigung sey. Er beschloß, sie zu beobachten, und nicht lange hatte er dies gethan,

als er sie einmal, da sie sich unbemerkt glaubte, auf Blicken betraf, die ihn auf die Spur zur Entdeckung ihres unglücklichen Geheimnisses brachten.

Das hatte er sich nie träumen lassen, daß eine Gräfin, aus dem ältesten Hause des Landes, ihre Neigung zu einem gemeinen Jäger wenden könne. Er hatte freilich ein Mädchen niedern Standes verführt; indessen das hielt er nur für eine, einem Kavalier wohlanständige Galanterie, die weiter nichts auf sich habe; aber Emiliens Neigung! — er kannte ihre Grundsätze viel zu gut, um zu glauben, daß sie ihr Herz von ihrer Hand trennen werde, darum mußte er von ihr das Aeußerste fürchten. Er wendete jetzt alle seine Aufmerksamkeit auf das Benehmen seiner Schwester, und wurde immer gewisser, daß er recht gesehen hätte. Er gerieth in einen fürchterlichen Zorn, den er indessen verbarg, da er noch nicht wußte, wie weit es mit dieser Neigung gediehen sey, und er auch noch nicht darüber mit sich einig war,

wie er diese Neigung trennen, und sich an dem Jäger, der es gewagt hatte, seine Wünsche bis zu einer Gräfin zu erheben, rächen sollte. Sein Ahnenstolz war auf's Höchste beleidigt; dieses allein wäre hinreichend gewesen, ihn unversöhnlich gegen den guten Friedrich zu machen; aber überdies mußte er fürchten, daß die Gräfin Sydonie ihr Versprechen, die Seinige zu werden, zurück nehmen möchte, wenn sie je etwas von Emiliens Liebschaft erfuhr. Ein Zufall entdeckte es ihm endlich, wie weit es schon zwischen seiner Schwester und dem Jäger gekommen sey.

Einst erhielt er, da er sich auf der Jagd befand, einen Brief, worin sich einer seiner Freunde bei ihm zu Mittage anmeldete. Er mußte daher nach Hause zurückkehren, und nahm den kürzern Weg durch den Park. Da der Pfad, den er einschlug, selten von jemand betreten wurde, so hatte Emilie, die sich mit Friedrich in einer nahe dabei gelegenen Laube befand, die Vorsicht unterlassen, das Mädchen

als Wache auszustellen, damit sie nicht überrascht würden. Der Graf kam die Laube vorbei, und fand seine Schwester in Friedrichs Armen. Er entfernte sich schnell, doch ward ihn die Gräfin gewahr, hatte aber nicht bemerkt, ob auch er sie gesehen habe. Graf Franz, der befürchtete, Friedrich möchte sich durch die Flucht seiner Rache entziehen, stellte sich trotz der Wuth, die in ihm tobte, ganz unbefangen, und kündigte seiner Schwester mit einer heitern Miene den Gast an. Er scherzte sogar mit ihr, und spielte den Unwissenden so gut, daß er sie vollkommen täuschte und sie dadurch veranlaßt wurde, Friedrich aus seinem Versteck, wohin er sich auf ihr Anrathen verborgen hatte, zurück rufen zu lassen. Auch gegen diesen betrug sich der Graf so gütig, daß er ihm alle Furcht, als habe er etwas von dem Verhältniß der Liebenden entdeckt, benahm.

Auch an dem folgenden Tage blieb er sich in seinem Benehmen ganz gleich; doch nach

Tische, da er sich mit Friedrich allein im Zimmer befand, gab er diesem einen Wink, ihm in den Park zu folgen, und hier befahl er ihm, sich ohnbemerkt mit einem Spaten versehen in den Wald an einen Ort, den er ihm bezeichnete, zu schleichen, und ihn dort zu erwarten. Er selbst begab sich auf einem andern Wege dahin, wo er ihn schon seiner harrend antraf. Nun ging er mit ihm in das Dickicht des Waldes, wohin sich beinahe nie ein menschlicher Fuß verirrte, und befahl ihm an einer Stelle, die er ihm anwies, eine Grube zu graben; gebot ihm dabei zu eilen, und entfernte sich dann. Da er glaubte, daß die Arbeit der Beendigung nahe sey, suchte er sich einen starken abgebrochnen Ast, und kehrte mit diesem versehen zurück. Er traf den Jäger noch mit dem Auswerfen der Erde beschäftigt, näherte sich ihm von hinten, und versetzte ihm einen tödtlichen Hieb auf den Kopf. Der Jüngling suchte zu entfliehen, doch der Hieb hatte ihn so betäubt, daß er zu schwach war, aus der Grube zu steigen. Er flehte um sein Leben,

doch der Mörder schlug unerbittlich auf ihn zu, und ließ sich durch das Wimmern des Armen in seiner Blutarbeit nicht hindern. Endlich sank der Unglückliche unter den Hieben des Grausamen zusammen, der nun den Spaten ergriff, und den Erschlagnen, obgleich er noch athmete, mit Erde bedeckte, das Grabscheit dann in den nahen Sumpf stieß, und sich entfernte.

Während sich der beklagenswerthe Jüngling sein eignes Grab grub, und von dem Schändlichen, den er von dem Flammentode errettet hatte, ermordet ward, wurde Emilie von einer bangen Ahnung geängstigt, die sie unaussprechlich quälte. Sie hatte nirgends Ruhe, die Angst trieb sie von einem Orte zum andern, und endlich auch in den Park, den sie, der glühenden Sonnenhitze ohngeachtet, so lange durchstrich, bis sie gänzlich erschöpft sich in eine Laube setzen mußte, wo sie ermattet vom Schlaf überwältiget wurde. Ein Traum führte ihr die blutige That, die so eben began-

gen wurde, vor die Seele. Mit einem Angstruf erwachte sie, und die Ahnung, daß das, was ihr so eben der Traum gezeigt hatte, in der Wirklichkeit vorgehe, bemeisterte sich ihrer. Sie fragte nach dem Jäger; er war nicht da; sie erkundigte sich nach ihrem Bruder; auch ihn hatte niemand gesehen. Nun wurde ihre Furcht immer größer. Doch als gegen Abend der Graf bleich und verstört nach Hause kam, und auf die Frage: wo er gewesen sey? eine mürrische, zweideutige Antwort gab, o, da ward es ihr gewiß, daß der Geliebte durch die Hand ihres Bruders das Leben verloren habe, und sie überließ sich in ihrem einsamen Gemach ihrem unendlichen Schmerze.

Den Mörder überfiel, gleich nachdem er die Greuelthat vollbracht hatte, eine furchtbare Angst; die Furien der Reue packten ihn, und das belastete Gewissen marterte ihn mit Höllenqualen. Der Abend kam, und mit ihm vermehrte sich des Bösewichts Grausen. Er ließ sich Wein geben, und wollte durch den Rausch

seine Angst betäuben, doch vergeblich: der Wein schien bei ihm alle Wirkung verloren zu haben. Trinkend erwartete er die Mitternacht, da erschien ihm des Erschlagnen blutige Gestalt, und zürnte ihm mit dumpfer Stimme zu: „Meine Qual hat jetzt geendet; die Deinige fängt an!“ Bewußtlos fand am Morgen der Kammerdiener seinen Herrn neben dem Tische liegen.

Er hatte nun keine Ruhe mehr auf seinen Gütern, denn überall mahnete es ihn an den unglücklichen Jüngling; in jeder Nacht trat seine blasse Gestalt vor sein Bett, und wies mit drohender Miene auf die klaffende Hauptwunde. Nun reisete er nach der Residenz, und versuchte dort in dem Strudel der wildesten Vergnügungen sein Gewissen zu betäuben, doch dies gelang ihm nicht, und daher wurde er allen seinen Bekannten ein Räthsel. Daß er unerläßlich jede Nacht um eilf Uhr sich zu Hause befand, kam daher, weil um diese Zeit der Geist des Ermordeten erschien, und er es nicht

wagen durfte, ihn in einer Gesellschaft zu erwarten. Endlich glaubte er, durch eine Reise seinem Peiniger zu entgehen; und da er die wahre Ursache davon nicht angeben konnte, entfernte er sich so plötzlich und ohne Abschied.

Maria, die Betrogne, welkte in unheilbarem Grame dahin. So sehr sie auch den gräflichen Verführer verachten mußte, so liebte sie ihn doch; aber diese hoffnungslose Liebe drückte nebst dem Gefühle ihrer Schande sie zu Boden. Umsonst versuchte die Muhme, sie zu beruhigen; ihr Trost fand keinen Eingang in dem freudenleeren Herzen, dem mit der Unschuld alles geraubet war. Vertrauen, Liebe, Ehre, Selbstgefühl, alles, alles war dahin. Die zerknickte Blume welkte langsam dem Grabe zu; das gebrochne Herz sehnte sich nach der ewigen Ruhe. Wenn nicht Trost, doch Linderung ihres brennenden Schmerzes, gewährte ihr des geliebten Bruders Anwesenheit. Aber als auch ihn das Grab gefangen hielt, und er nicht mehr kommen konnte, die Thränen

unglücklichen Schwester zu trocknen, da versank sie in starre Verzweiflung. Lange ging sie noch immer auf dem Wege, den er zu kommen pflegte, und wenn sie vergebens bis zum Abend auf ihn gewartet hatte, dann rang sie trostlos die Hände. Die Zeit der Entbindung nahte heran. Ein holdes Mädchen entwand sich ihrem Schooße, doch der Engel ging schon in der Stunde nach der Geburt zu seinen Brüdern zurück: am Abend schloß die wehklagende Muhme die Augen der Dulderin zum ewigen Schlaf.

Die unglückliche Emilie, die den Gram üppig in ihrem Herzen wuchern ließ, entsann sich der Schwester ihres Geliebten, und wollte bei ihr Trost suchen; wollte wenigstens am Busen der nächsten Verwandten ihres Theuren weinen, und fuhr deshalb nach der einsamen Hütte. Sie trat ein, und sah die schöne Leiche mit dem Kinde auf dem Arm. „Das hat Ihr Bruder gethan — sprach die weinende Muhme — Gott wird ihn richten!" — Die

erschütterte Gräfin warf sich auf den Leichnam des Mädchens, bedeckte den verblichnen Mund mit Küssen, und kam, um einen Trost ärmer, und mit Abscheu gegen den Bruder erfüllt, zurück.

Dieser hatte vergebens gehofft, dem rächenden Gespenste durch eine Reise zu entfliehen; wo er sich auch befinden mochte, es erschien ihm, sobald die eilfte Stunde schlug. Der Zeitpunkt nahete heran, wo er sich mit der Gräfin Sydonie feierlich verloben sollte. Er kehrte daher zurück, und gab einer leisen Hoffnung Raum, die jetzt in seiner Seele aufdämmerte. Vielleicht, so dachte er, würde ihn die Heirath von dem Besuche des Gespenstes befreien, da die schuldlose Braut an seiner Seite doch gewiß von der Erscheinung verschont bleiben würde; und so hoffte er in ihrer Nähe auch davor sicher zu seyn. Die Zurüstungen zu dem Verlobungsfeste wurden auf dem Schlosse des alten Grafen von Hohenwehe mit großer Pracht veranstaltet. Die Gäste er-

schienen; der Tag verfloß fröhlig, unter geselligen Vergnügungen und unter den Genüssen der Tafel, und der Abend begann mit Scherzen und Lust. Der Vater der Braut wollte jetzt die feierliche Verlobung vollziehen. Er erbat sich von den Gästen Gehör, und ergriff die Hand seiner Tochter, um sie in die Hand des Bräutigams zu legen; da erschien plötzlich, allen sichtbar, die blutige Gestalt des Jägers, und neben ihm der Schatten Marias mit dem Kinde im Arm. Bewußtlos sank Graf Franz zu Boden; auch die Braut mußte ohnmächtig weggetragen werden, und die Gäste verließen voll Schrecken das Schloß.

In dumpfer Betäubung wurde Graf Rothenfels von seinen Bedienten nach seinem Schlosse zurückgebracht; seine letzte Hoffnung war zerstört; der Lebensmuth war von ihm gewichen. Er ließ den Pfarrer und den Gerichtshalter kommen, bekannte ihnen sein Verbrechen mit allen Umständen, und erklärte, daß er sich nach der Residenz begeben, und dort den Gerichten

richten als Mörder ausliefern würde. Es kam nicht dazu. Er hatte befohlen, daß seine Dienerschaft in dem Vorzimmer wachen sollte. Um die zwölfte Stunde hörten die Leute einen Angstruf, sie eilten in das Schlafzimmer ihres Herrn: der Graf war todt. . —

Emilie, die durch das Bekenntniß ihres Bruders erfahren hatte, wo ihr Geliebter erschlagen worden war, ließ seine Ueberreste ausgraben und feierlich bestatten. Bald deckte das Grab auch ihren Schmerz.

VII.

Die Heimholung.

„Höre, Julchen, laß das Weinen! — sagte die Mutter — Deine Liebe artet in Abgötterei aus, und die straft Gott.“

Liebe Mutter, — entgegnete Julchen — Du hast ja meine Neigung zu August selbst gebilliget; wie kann also was Unrechtes daran seyn?

„Allerdings! das Uebermaaß ist überall unrecht. Du willst dich todt weinen, wenn er ein paar Tage ausbleibt, vernachlässigest die Arbeit, und versaumst sogar Deinen Gott über

ihn. Wer sein Herz zu sehr an etwas hängt, dem wird es entzogen, und der Himmel strafet den, der ihn über das Irrdische vergißt."

Aber kann ich denn anders? ich mag wollen oder nicht, ich muß stets an August denken, und könnte er mir untreu werden, ich thäte mir ein Leides!

„Herr meines Lebens! was sind das für gottlose Gedanken! Was Leides thun! von wem hast Du das gotteslasterliche Wort?"

Leben könnte ich doch nicht ohne ihn; auch ohne meinen Vorsatz müßte ich mich zu Tode grämen, wenn er mich vergessen könnte.

„Kein Wort weiter! Gott mag Dir die Sünde verzeihen! Nie muß der Mensch verzweifeln; wofür hätten wir denn Gottes Wort? und bin ich verzweifelt, als des Herrn Hand so schwer auf mir lag? Glaubst Du, ich habe nicht auch ein Herz? und wie mein Gatte und mein Karl unter den brennenden Balken zusammensanken — —"

letzten Worte wurden von Thränen erstickt, und die Dulderin vermochte nicht ihre Rede zu beendigen, denn ihr Herz blutete noch immer von einer Wunde, die ihr das Schicksal schlug, das sie in einer Nacht von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund des größten Jammers warf.

Mutter Müllerin war einst ein frommes, sittsames Mädchen, die aus reiner Neigung einem jungen Manne ihre Hand gab, und mehrere Jahre hindurch unaussprechlich glücklich mit ihm lebte. Müller, ein junger thätiger Kaufmann, rühmte sich nur mittelmäßiger Glücksumstände, aber sein Fleiß und eine Menge gründlicher, zu seinem Fache gehörender Kenntnisse, die er besaß, ließen hoffen, daß er einst ein großes Vermögen erwerben würde; wiewohl seine Rechtschaffenheit ihm nie erlaubte, seinen Gewinn auf eine unerlaubte Art zu erhöhen. Seine Gattin, die aus einer angesehenen Familie stammte, brachte ihm, außer ihrer Liebe und vielen häuslichen

Tugenden, nur eine ärmliche Mitgift zu, doch der bescheidne Mann hatte auch nie auf eine reiche Aussteuer gerechnet; im Gegentheil war es ihm lieb, daß er alles allein seinem Fleiß zu verdanken hatte; und da sich seine Handlung von Jahr zu Jahr vergrößerte, so konnte er froh in die Zukunft blicken, von der er sich viele Freuden versprach, da ihn die Gattin durch ihre Liebe beglückte, und durch einen Sohn, den sie ihm im zweiten Jahr ihrer Ehe gebahr.

Mehrere Jahre hindurch blieb dieser Sohn der einzige Sprößling ihrer Ehe, deren Glück endlich noch durch eine Tochter erhöhet wurde, welches Julchen war, deren Gespräch mit der Mutter wir so eben gehöret haben. Müller war nun schon sehr wohlhabend geworden, da seine wohlberechneten Unternehmungen alle gelangen, und er sich durch seine unwandelbare Rechtlichkeit einen ausgebreiteten Kredit erworben hatte, den er auf eine kluge Weise benutzte. Nichts fehlte zu seiner Zufriedenheit, da

Liebe, Wohlstand, Gesundheit, Vaterfreuden ihm das Leben versüßten, und die Zukunft ihm ein frohes, sorgenloses Alter versprach; doch ein Augenblick sollte alles umgestalten.

An dem Abende eines Tages, wo Müller durch den Andrang der Geschäfte mehr als gewöhnlich ermüdet war, ging er früher, wie sonst, zu Bette, und nahm sein Söhnchen, das mit ihm in demselben Zimmer schlief, mit sich. Seine Gattin wurde durch ein häusliches Geschäft abgehalten, ihm zu folgen. Ihre Arbeit hielt sie lange wach, und war noch nicht beendigt, als ein fürchterlicher Feuerlärm sie unterbrach. Die erschrockne Frau ergriff ihre kleine Tochter, und wollte zur Thür hinaus entfliehen, doch ein dicker Rauch, der ihr entgegen dampfte, zwang sie umzukehren. Das Zimmer, in dem sie sich befand, war im Erdgeschoß, daher entkam sie glücklich der Gefahr aus dem Fenster; aber kaum war sie gerettet, so dachte sie an ihren Gatten und den Sohn, die in dem zweiten Stock des Hauses schliefen.

Sie flehte die zum Löschen herbeieilenden Leute um Hilfe für sie an, diese zeigten sich auch bereitwillig, Versuche zu ihrer Rettung zu machen, doch leider gelangen sie nicht. Der unglückliche Mann erschien mit seinem Sohn am Fenster, und wollte sich hinabstürzen, doch in dem Augenblicke brach die Decke über ihm zusammen, und versenkte Vater und Sohn vor den Augen der bedaurenswürdigen Frau in einen Flammenberg.

Bewußtlos wurde die Arme mit ihrem Töchterchen weggebracht; nur nach langer Zeit erhielt sie ihre Besinnung wieder, und konnte den ganzen Umfang ihrer schrecklichen Lage einsehen.

Aller Hausrath, alles Brauchbare war verbrannt; aber auch das ganze gefüllte Waarenlager. Die Handlungsbücher, Schriften, Documente, alles war hin; selbst von den bedeutenden Summen Geldes, die im Hause gewesen waren, hatte man nichts gerettet. Es

verlor die Unglückliche zugleich mit den beiden theuren Häuptern auch ihr ganzes Vermögen und gerieth in die drückendste Armuth.

Ihre Frömmigkeit schützte sie vor Verzweiflung; sie litt an einem unbegrenzten Schmerz, doch ihr Gottergebnes Herz blickte nach oben. Der Glaube an eine Vorsehung hielt sie aufrecht. Sie erfuhr manche Mißhandlung hartherziger Menschen, aber auch mancher Trost, manche Unterstützung wurde ihr. Sie faßte Muth, drückte den Schmerz gewaltsam in ihre Brust zurück, und fing an, auf Mittel zu denken, wie sie sich und ihre Tochter ernähren könne. Sie war geschickt in weiblichen Putzarbeiten, bemühte sich um Aufträge, und war glücklich genug, einige zu erhalten. Ihre Arbeiten erhielten Beifall, und sie konnte durch ihren Verdienst nicht nur ihr Leben fristen, sondern war selbst im Stande, nach und nach eine kleine Summe als Nothpfennig zurück zu legen.

Einst mußte sie eine Reise auf einen Landsitz machen, um die Tochter eines reichen Guts-

besitzers, die verheirathet werden sollte, mit Putzsachen zu versehen. Ihre geschmackvollen Arbeiten, so wie ihr angenehmes Betragen, nahmen die dortige weibliche Gesellschaft für sie ein, und man bedauerte herzlich, sie nicht immer in der Nähe haben zu können. Endlich kam man auf den Einfall, daß die dasige, von mehreren wohlhabenden Gutsbesitzern und Beamten bewohnte Gegend, ihr wohl hinreichende Beschäftigung und genugsamen Unterhalt darbieten könnte, und machte ihr den Vorschlag, ihren Wohnsitz dahin zu verlegen. Frau Müller, die selbst Neigung für das Landleben hatte, auch in Erwägung zog, daß man auf dem Lande wohlfeiler, als in der Stadt lebe, ließ sich leicht dazu bereden, und kaufte mit ihrem Spaarpfennig, der gerade dazu ausreichte, ein kleines angenehm gelegnes Haus, welches sie recht artig einrichtete und bezog.

Hier lebte sie, wo nicht glücklich — denn das konnte sie, bei der Erinnerung an das unglückliche Ende ihres Gatten und Kindes, nicht

seits des Grabes wohl nicht mehr werden — aber doch ruhig und ohne drückende Sorgen. Ihre Zeit war zwischen ihren Arbeiten und der Erziehung ihres Julchens getheilt, deren Bildung ihr über alle Erwartung gelang. Das Mädchen war so schön als gut, und berechtigte ihre Mutter durch ihre Talente, wie durch ihre Gestalt, zu großen Hoffnungen, die sich aber doch in Besorgnisse verwandelten, als August, ein muntrer, wohlgebildeter Jäger, Julchen sah, und für sie eine Neigung faßte, die sie mit aller Stärke ihres jugendlichen Herzens erwiederte.

August war der Sohn eines einst wohlhabenden Gutsbesitzers aus der Gegend, und ein bescheidner, gutmüthiger Jüngling, der nur durch ein widriges Geschick dazu bestimmt, sich hatte entschließen müssen, die Jägerei zu erlernen.

Sein Vater, ein gerader, rechtlicher Mann, der keine Laster, wenig Fehler, aber sehr viele gute Eigenschaften besaß, hatte Augusten, sei-

nen einzigen Sohn, den er mit einer unbegrenzten Zärtlichkeit liebte, für die Landwirthschaft bestimmt, und ihn, da er einmal der Erbe seines Guts werden sollte, wenig mehr lernen lassen, als er, ohne für roh und unwissend gehalten zu werden, bedurfte, um in seinem Fache fortzukommen. Er war glücklich im Besitz weniger Kenntnisse, bei einem unverdorbnen Herzen, gewesen, und das sollte sein Sohn auch werden, von dem er sich nicht trennen wollte, um über seine Sitten und Neigungen wachen zu können. Ein schuldenfreies Gut sicherte ihm ein bequemes Leben; die Landwirthschaft gab ihm die nöthige Beschäftigung: was bedurfte es mehr, um glücklich zu seyn? Menschenkenntniß konnte er freilich in seinen Feldmarken nur wenig erwerben, doch das schien ihm auch überflüssig; denn ihm war kein Fall denkbar, in dem sein Sohn sollte aus seinem Wirkungskreise gedrängt werden können, daher war er über dessen Zukunft ganz ruhig. So urtheilt der Glückliche gewöhnlich, und alle Beispiele im menschlichen Leben, die

ihn eines Andern belehren könnten, sind für ihn vergebens da! —

Der alte Neubert — so hieß August's Vater — war ein sehr gutherziger Mann, der keinen Nothleidenden ohne Hilfe ließ, dem es im Gegentheil eine Freude machte, Unglücklichen, so weit seine Kräfte es erlaubten, zu dienen, daher auch selten jemand vergebens ihn um etwas bat. Seine Gutherzigkeit wurde daher oft gemißbraucht, und kostete ihm endlich einen großen Theil seines Vermögens.

Ein Kaufmann einer benachbarten Handelsstadt, an den er sein Getreide abzusetzen pflegte, und der ihn dabei immer mit großer Billigkeit behandelte, war durch vieljährigen Verkehr sein Freund geworden. Er war allgemein als ein sehr rechtlicher Mann bekannt, drückte niemanden beim Einkauf, war bei dem Verkauf mit einem mäßigen Gewinn zufrieden, und führte außerdem als ein glücklicher Familienvater ein musterhaftes Leben. Giltige Gründe genug, ihm Zutrauen zu erwerben.

Zu diesem kam einst Neubert, und fand ihn in der tiefsten Betrübniß. Als Ursache seiner Traurigkeit erzählte er, daß ein mit seinen Waaren beladnes Schiff gestrandet sey, wodurch er, da er bedeutende Zahlungen durch den Verkauf der erwarteten Güter habe decken wollen, in die äußerste Verlegenheit gerathe. Zwar habe er die Waare versichert, allein es könne ein Jahr lang wahren, bis er die Assecuranz ausgezahlt erhalte, und unter der Zeit verliere er, da er nicht zahlen könne, seinen Kredit, und sey auf immer zu Grunde gerichtet.

Neubert, der aufrichtigen Antheil an dem Unglück seines Freundes nahm, der auch die Rechtlichkeit des Mannes kannte, war leicht überredet, sich für die Summe von zehen tausend Thaler für ihn zu verbürgen, und den Kaufmann auf diese Weise aus der Verlegenheit zu ziehen. Er freute sich seiner guten That, und kam sehr zufrieden mit sich selbst nach Hause, denn sein gutes Herz verkummer-

te ihm durch keine Besorgnisse das schöne Gefühl, der Retter einer zahlreichen Familie geworden zu seyn.

Doch ihm war eine traurige Erfahrung vorbehalten. Das Jahr, binnen dem diese Schuld abgezahlt werden sollte, verlief, den Kaufmann hatten neue, unabwendbare Unglücksfälle betroffen, die ihn verhinderten, die Zahlung zu leisten, daher Reubert als Bürge angegriffen und zu Einlösung seiner Bürgschaft angehalten wurde.

Dieser Verlust schmerzte ihn außerordentlich, wenn er gleich in die Rechtschaffenheit seines Freundes keinen Zweifel setzte; denn der Verlust blieb doch immer sehr ansehnlich, und seine schöne Besitzung war nicht mehr schuldenfrei. Um seiner Neigung zur Wohlthätigkeit folgen zu können, hatte er zwar sein Gut rein von Schulden erhalten, aber den Ueberfluß gesegneter Jahre nicht zurück gelegt, sondern ihn an Arme und Hilflose verwendet, da er glaub-

te, daß sein einziger Sohn durch das ihm nach seinem Tode zufallende Gut reich genug werde. Jetzt mußte er für Zinsen Sorge tragen, mußte sich einschränken, und konnte sich nicht, wie früher, seinem Hange zum Wohlthun überlassen. Zwar blieb er immer noch ein wohlhabender Mann, doch raubte ihm, der des Unglücks nicht gewohnt war, dieser Verlust für lange Zeit seine Fassung. Er sollte aber noch unglücklicher werden.

Ein benachbarter Adliger strengte einen Proceß gegen ihn an, durch welchen er Anspruch auf seine ganze Besitzung unter dem Vorwande machte, daß diese von einem seiner Vorfahren nicht verkauft, sondern nur verpfändet, und dabei das Verjährungsrecht ausgeschlossen sey. Neubert hatte dieses Gut vor vielen Jahren gekauft, der Verkäufer war längst gestorben; er konnte daher nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden, und da der Kläger seine Forderung begründete, so wurde diesem das Gut gegen Zurückzahlung des

Pfandschillings, der gerade nur zehen tausend Thaler betrug, zugesprochen.

Neubert, der diesen Ausfall des Prozesses nicht vermuthet hatte, wurde davon so überrascht, daß er, vom Schlage gerührt, zu Boden sank, und nach einigen Stunden starb. Nicht einmal der Trost blieb ihm, von seinem Sohne Abschied nehmen zu können, denn der Schlag hatte ihm die Zunge gelähmt. So ging ein edles Gemüth aus bloßem zu großen Zutrauen gegen die Menschen unter, und so wurde ein reicher Erbe innerhalb Jahresfrist blutarm.

August war trostlos über den Tod seines Vaters, den er so innig geliebt hatte; sein Schmerz machte ihn unfähig, an seine Zukunft zu denken, und nur erst da dachte er mit Schrecken an ein Unterkommen, als ihn der neue Gutsherr erinnerte, das Gut, an dem er nun keinen Anspruch mehr hatte, zu verlassen. Zwar hinterblieb von Neubert noch ein reiches Mobiliare, allein es wurde von den Gerichten ver-

verkauft, und das Geld dafür für Kosten und unter mancherlei Vorwänden in Beschlag genommen; und so blieb dem guten August außer seinen Kleidern und einem treuen Hunde nichts übrig: denn selbst sein Reitpferd hatte man ihm genommen.

Der siebenzehnjährige Jüngling war in einer traurigen Lage. Er hatte keine Brodtwissenschaft erlernt, war mit der Welt und ihrem Treiben unbekannt, und selbst ein verständiger Freund fehlte ihm, dessen Rath ihn zu einem Entschlusse hätte lenken können. In dieser Rathlosigkeit ging er zu einem Oberförster, der ein Freund seines Vaters gewesen war. Dieser nahm ihn freundlich auf, und machte ihm den Vorschlag, die Jägerei bei ihm zu erlernen, welches der kummervolle Jüngling mit Dank annahm, und sogleich seine Lehrjahre antrat.

August erwarb sich durch seinen Fleiß, durch eine strenge Sittlichkeit und durch genaue Befolgung der Befehle seines Lehrherrn bald

sen Beifall; die Liebe seiner Kameraden erhielt er durch seine Gutmüthigkeit, und da er, weil jeder in ihm einen Unglücklichen sah, von allen mit Schonung behandelt wurde, so vergaß er endlich sein trauriges Schicksal, lernte sich in seine Lage schicken, und lebte am Ende, da er dem muntern Jägerleben Geschmack abgewonnen hatte, ziemlich zufrieden mit seiner Lage.

Der Oberförster gewann den beschuldnen Jüngling sehr lieb, vertraute ihm, da seine Kenntnisse im Forstwesen sich vermehrt hatten, oft wichtige Geschäfte an, ließ ihm sogar die Forstkasse führen, und bedauerte nur, daß er sich bald würde von ihm trennen müssen, da die Zeit herannahete, in der er sich verpflichtet hielt, auf eine bleibende Versorgung für ihn zu denken.

August hatte während seiner Lehrjahre alle seine Bekanntschaften vermieden, da es ihm noch schmerzte, sich denen jetzt als Jägerlehrling zu zeigen, die ihn früher als den Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers gekannt hatte

ten. Er lebte daher einsam, und las ein Buch, oder nahm sonst einen unschuldigen Zeitvertreib vor, wenn er an Sonntagen nicht im Walde oder mit der Jagd beschäftiget war.

Einst, da er sich von einem benachbarten Prediger ein Buch geliehen hatte, und damit nach Hause ging, führte ihn sein Weg bey Wohnung der Frau Müller vorbei. Diese, die gerade etwas Putzarbeit für die Oberförsterin zu liefern hatte, wurde ihn gewahr, und da sie wegen seiner grünen Kleidung vermuthete, daß er aus dem Forstamte sey, so bat sie ihn, bei ihr einzutreten, und die Sachen mitzunehmen. Frau Müller hatte eine große Vorliebe für alle Jünglinge, denn bei jedem von ihnen dachte sie an ihren in den Flammen umgekommnen Sohn, und machte sich das schmerzhafte Vergnügen, dem Gedanken nachzuhängen, daß ihr Karl, wenn er lebte, nun auch so groß und so blühend seyn würde. Sie ließ sich mit Auguſten in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm das seinen Vater betroffne Un-

glück, wodurch ihre Theilnahme für den jungen Menschen in so weit erregt ward, daß sie ihn bat, sie zuweilen zu besuchen. Da Frau Müller schon eine Matrone, August aber noch im jugendlichen Alter war, so konnte hier kein unwürdiger Verdacht auf die gutmüthige Frau fallen, als ob Leidenschaft der Bewegungsgrund ihrer Bitte sey; ihre Tochter aber war noch mehr Kind, wie Jungfrau. August benutzte ihre Einladung gern, da er doch auch zuweilen den Wunsch hegte, sich jemanden mittheilen, wozu er in der Försterei selten Gelegenheit fand.

Frau Müller liebte den Jüngling, nachdem sie sein sanftes, gutes Gemüth hatte kennen lernen, wie einen Sohn, und er ehrte sie wie seine Mutter, da sie wahrhaft mütterlich an seinem Schicksale Theil nahm, und auch für seine Leibwäsche und andre kleine Bedürfnisse, so viel in ihren Kräften stand, großmüthig sorgte. Er lernte bei seinen Besuchen Julchen kennen, und sah das holde Kind allmählig zur

reizenden Jungfrau empor blühn. Die beiden jungen Leute gingen mit einander wie Schwester und Bruder um, und faßten eine herzliche Zuneigung für einander, die jedoch mehrere Jahre in den Schranken des ruhigen Wohlwollens blieb. Endlich schlug auch ihre Stunde; aus dem Wohlwollen ward Liebe, die um so inniger wurde, da beider Gemüth und Gesinnungen mit einander übereinstimmten. Sie machten der Mutter kein Geheimniß aus ihrer Neigung, und diese hatte auch nichts dagegen, bedang es sich aber aus, daß sie sich nur in ihrer Gegenwart sprechen sollten, womit das Pärchen auch zufrieden war, ohnehin da die Mutter ihnen nicht verwehrte, anständige Liebkosungen gegen einander auszutauschen.

Lange hatten beide keine Wünsche mehr; sie waren vollkommen glücklich, und es fiel ihnen nicht ein, daß es noch andre Genüsse geben könne. Endlich schien es ihnen doch, als ob die Gegenwart der Mutter ihnen einigermaaßen im Wege sey: die kluge Frau hatte

aber an diesen Fall gedacht, und ihnen jede Gelegenheit, allein zu seyn, so ganz und gar unmöglich gemacht, daß sie daran gar nicht denken durften. Nun fingen sie sich an, die Zukunft auszumalen, es fiel ihnen ein; daß sie doch einmal Mann und Frau werden müßten, und mancher Plan für ihr künftiges häusliches Leben wurde entworfen. Mutter Müllerin, die ihre Luftschlösser bauen sah, belächelte diese ihnen so geläufige Arbeit, stürzte sie oft plötzlich durch eine Frage ein, half aber ein andermal dafür auch gutmüthig fortbauen, da auch ihr es ein angenehmer Gedanke war, ihre Tochter einst als Hausfrau eines wackern Mannes gut versorgt zu sehen.

So weit war es zwischen Julchen und August gekommen, als das Ausbleiben des lieben Jägers, den sie schon seit drei Tagen vergeblich erwartete, das liebende Mädchen schmerzlich beunruhigte. Wie sie ihrer Angst Worte gab, und wie die Mutter sie darüber strafte, haben wir zu Anfange dieser Erzählung gehört;

doch als bald darauf August selbst in's Zimmer trat, da war alle Trauer verschwunden, und fröhlich sank sie dem Geliebten in die Arme.

August hatte eine gegründete Entschuldigung über sein Ausbleiben, und zwar gab seine diesfallsige Rechtfertigung noch eine Ursache zur Freude. Er war nämlich von seinem Lehrherrn dem Oberforstmeister zur Versorgung in einem Posten empfohlen worden, und dieser, der seinen Vater gekannt hatte, dachte darauf, dem jungen Mann ein Amt zu verschaffen. Jetzt war ein Försterdienst offen, und der menschenfreundliche Gönner hatte ihn zu sich berufen, um mit ihm wegen seiner Anstellung Rücksprache zu nehmen. Da diese Reise keinen Aufschub litt, so konnte er von Julchen nicht Abschied nehmen; und weil er gern die Gewißheit seines Glückes mitbringen wollte, so mußte er sich so lange in der Stadt verweilen, bis seine Bestallung ausgefertiget war.

Der Dienst, den er erhalten sollte, gab ihm ein hinreichendes Einkommen, daß er eine

Familie ernähren konnte; natürlich dachte er jetzt daran, sich mit Julchen zu verbinden. Beide Liebenden waren entzückt über die nahe Erfüllung ihrer Hoffnungen, und auch die Mutter nahm vielen Antheil an der Freude ihrer Kinder. Sie unterhielten sich lange von ihrer künftigen Einrichtung, bestimmten schon die Zeit, wenn sie in August's Dienstwohnung einziehen wollten, und setzten sogar den Tag ihrer Verbindung fest.

„Aber — rief Julchen — Du mußt mich nicht wieder vergebens warten lassen, sonst weine ich mich zu Tode." August gab ihr das Versprechen seines pünktlichen Erscheinens, und nahm Abschied, da er am kommenden Morgen schon auf seinen neuen Posten abgehen mußte, um ihn zu übernehmen. Mit einer auffallenden Aengstlichkeit warf sich ihm Julchen um den Hals, bat ihn, nicht untreu zu werden, sondern in den bestimmten vier Wochen sie abzuholen, und drang in ihn, ihr zu schwören, daß er Wort halten wolle. Frau

Mutter verwies ihr zwar ihr Verlangen als unschicklich, und ein ungerechtes Mißtrauen verrathend, allein sie ließ sich nicht abweisen, sondern bestand darauf, daß er noch zu dem Schwur hinzufügen mußte: „er wolle einst keine Ruhe im Grabe haben, wenn er binnen der festgesetzten Zeit nicht, um sie abzuholen, da seyn würde. Er schwur dieses ohne Weigerung, doch die Mutter schalt Julchen wegen ihres Begehrens, und stellte ihr vor, daß sie den Zorn des Himmels durch ihre freventlichen Aeußerungen, die stets die Endpunkte berührten, auf sich herabziehen würde. Julchen konnte auf diese Ermahnungen nichts weiter entgegnen, als daß eine gewisse Angst, deren sie nicht Herr werden könne, sie dazu zwinge.

Traurige Tage verlebte nun das harrende Mädchen, denn sie konnte den Gedanken nicht los werden, sie habe August zum letztenmal gesehen; er kehre nie wieder zurück. Die Mutter wurde am Ende selbst von Julchens Angst angesteckt, und fing an, an Ahnungen zu

glauben, da ihr sonst so folgsames Kind jetzt weder zu trösten noch zu beruhigen war.

August trat unterdessen sein neues Amt an, und war sehr froh, da er so manche Vortheile seines Postens entdeckte, die ihm seinen künftigen Haushalt erleichtern, und das Leben angenehmer machen konnten. Zu diesen gehörte besonders ein bequemes Wohnhaus, und eine angenehme Gegend, die, da sie zugleich eine der gesegnetesten des Landes war, ein wohlfeiles Leben versprach. Er verlor keine Zeit, sich von seinen Amtsgeschäften zu unterrichten, und in den Stunden, die ihm davon übrig blieben, für die Verschönerung seiner Wohnung zu sorgen. Ihn freute der Gedanke, wie er seine Braut durch so manche Einrichtung überraschen würde, und er verdoppelte, um es ihr alles recht bequem zu machen, seine Thätigkeit. Schon war er damit am Ende, und machte Anstalten zur Heimholung seines Julchens, als ein Brief von dem Kaufmann, an den sein Vater die bedeutende

Summe verloren hatte, ihn dringend einlud, auf's Schleunigste zu ihm zu kommen.

Lag gleich der Wohnort des Kaufmanns etwas aus dem Wege August's, so beschloß er doch, der Einladung Folge zu leisten, da er noch Zeit genug übrig behielt, am bestimmten Tage bei Julchen einzutreffen. Ueberdem erspaarte er sich dadurch eine abermalige Trennung von seiner Braut.

Der Kaufmann, erfreut, daß der junge Mann seine Bitte erfüllte, nahm ihn mit vieler Auszeichnung auf, und bat ihn, ihm in sein Comptoirzimmer zu folgen. Hier verschloß er sich mit ihm, langte dann aus seiner Geldkiste einen Beutel hervor, und übergab ihn August mit dem Bedeuten: daß dieses sein Eigenthum sey. August staunte, denn er dachte in diesem Augenblick nicht mehr an jene Schuld, doch der redliche Kaufmann, dessen Glücksumstände sich jetzt gebessert hatten, war darauf bedacht, sich seiner Verbindlichkeit zu entledigen; hatte die zehn tausend Thaler

nebst den Zinsen in Gold gewechselt, und übergab sie dem Förster mit der Bitte, es doch zu vergessen, daß er seinem Vater habe kummervolle Augenblicke machen müssen.

Die Ehrlichkeit dieses Biedermanns überraschte den Jüngling in dem Maaße, als ihn dieses unerwartete Glück freute, welches ihm bei seinen bescheidnen Wünschen eine frohe Zukunft versprach. Dankbar umarmte er den redlichen Schuldner, und gelobte sich, von diesem Segen den besten Gebrauch zu machen.

So vorsichtig der Kaufmann auch bei Uebergebung dieses Geldes zu Werke ging, so war es doch nicht unbemerkt geblieben, denn das Verschließen der Thür des Comptoirzimmers machte die Neugierde des Hausknechts rege, der vermittelst des Schlüssellochs es mit ansah, wie August die Summe in Empfang nahm. Die Gier nach diesem Gelde wurde unwiderstehlich in ihm, und bald stieg in ihm der Gedanke auf, den Förster zu berauben.

Da sich dieses in dem Hause nicht thun ließ, so forschte er von dem arglosen August leicht den Weg aus, den er nehmen würde, und bildete den Plan zu einem teuflischen Bubenstück weiter aus.

August, der bei dem Kaufmann genächtigt hatte, ging am frühen Morgen weiter, um noch bei guter Tageszeit bei Julchen einzutreffen; doch früher, als er, war der bübische Hausknecht schon auf demselben Wege vorausgeeilt, und harrte seiner im Walde hinter einem Busch. In dem Augenblick, da August vorbei kam, gab er ihm einen Schlag auf das Haupt, schleifte den Betäubten tiefer in's Dickicht, tödtete ihn vollends, und vergrub den Leichnam, nachdem er ihn des Geldes beraubt hatte, in eine dazu bereits fertig gehaltne Grube. Nach Vollendung dieses Mordes kehrte er nach Hause zurück, wo man ihn, da es noch früh am Tage war, gar nicht vermisset hatte, und barg das Geld im Keller unter einer Reihe leerer Fässer.

Julchen harrte an diesem Tage mit schmerzlicher Sehnsucht der Ankunft ihres Geliebten. Sie ging auf dem Wege, den er kommen mußte, ihm entgegen; sie bestieg einen nahe gelegnen Berg, von wo aus sie weit sehen konnte, und als sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht nirgends erblickte, da kehrte sie trostlos zurück, und rang weinend die Hände. Ihre Angst nahm mit dem Tage zu, und wurde Verzweiflung, da der Abend hereinbrach, und August noch immer nicht kommen wollte. Die Mutter, selbst von Zaghaftigkeit befangen, wagte es kaum, noch etwas zu ihrer Beruhigung vorzubringen; doch die Leidenschaftlichkeit des Mädchens verwarf jeden Trostgrund.

„O, Du hast mich schändlich verlassen — rief sie — dafür wirst Du keine Ruhe im Grabe haben!“ Da ließ sich ein tiefes, ängstliches Seufzen hören; ein seltsames Wimmern drang in das Ohr der Erschrocknen, und verhallte langsam, wie die Töne einer Harmonika.

Das Blut gerann den beiden Frauenzimmern in den Adern, sie saßen lange sprachlos gegen einander über; dann sahe die Mutter ihre Tochter bedeutend mit einem gramvollen Blicke an, und bohrte ihr schweigend mit dem Finger. Juschen hatte heute nicht mehr das Herz, ihrem August Vorwürfe zu machen, und legte sich weinend zu Bette. Schwere verworrne Träume beunruhigten ihren Schlaf; die Morgensonne spiegelte sich in ihren Thränen, und der dämmernde Abend fand sie in Schmerz versunken. Sie fuhr fort, auf ihr Schicksal und auf ihren Geliebten zu schmähen, wies jeden Trost von sich, versagte sich Speise und Trank, und trieb es so bis zum Abend des dritten Tages.

Schon war auch dieser verstrichen; schon hatten sich Mutter und Tochter zu Bette gelegt, als sich die Thür des Schlafgemachs öffnete, und die Gestalt August's sich sehen ließ. Juschen verließ schleunig das Bette, warf einige Kleidungsstücke um, und eilte

in's Vorzimmer, den Kommenden zu empfangen. Die Mutter, herzlich froh, daß der sehnlichst Erwartete endlich eingetroffen war, stand endlich auch auf, um ihn zu begrüßen. Sie fand ihre Tochter und den Bräutigam nirgends. Vergebens wartete sie in tödtlicher Unruhe die ganze Nacht hindurch; umsonst durchsuchte sie nach angebrochnem Tage die ganze Gegend: auch nicht die mindeste Spur ihres Bleibens konnte sie entdecken. Erst am Abende des andern Tages erhielt sie die fürchterliche Nachricht, daß man ihre Tochter todt in einem acht Stunden von ihrem Wohnorte belegnen Walde gefunden habe. Einige Jäger, die hier jagten, wurden durch das Anschlagen ihrer Hunde aufmerksam gemacht, und entdeckten auf diese Weise die Leiche des Mädchens in einem Dickicht. Man trug sie in ein benachbartes, Dorf; doch da die Hunde die Stelle, auf der sie lag, die sich durch frisch gegrabne Erde bemerklich machte, nicht verlassen wollten, sondern fortfuhren zu blaf-

fen und zu heulen, so grub man nach, und fand den Körper des erschlagnen August. Er hatte sie also wirklich heimgeholet.

Der Mörder bekannte, von Gewissensbissen gequält, seine That freiwillig.

VIII.

Der Versucher.

Der Mutter Freude, des Vaters Stolz war Fräulein Adelheit von Hartenfels, die einzige Tochter eines reichen Freiherrn. Unter allen adligen Jungfrauen des ganzen Frankenlandes kam ihr keine an Schönheit gleich; ihrer Tugend und Sittsamkeit wegen galt sie für ein Muster ihres Geschlechts.

Da sie überdem einst von ihrem Vater viele Burgen und Ländereien erbte, so wurde der Besitz ihrer Hand das Ziel der Wünsche aller unverheiratheten Ritter des Gaues; doch gelang es keinem, ihre Neigung zu gewinnen;

und der stolze Vater, dem es bei seinem Reichthum nicht unmöglich dünkte, einen Fürsten, oder wenigstens einen regierenden Reichsgrafen zum Eidam zu erhalten, gab keinem von allen, die um seine Tochter warben, Gehör, weil keiner ihm reich und vornehm genug schien.

Ohnfern dem Schlosse Hartenfels lebte auf einer kleinen Burg der Ritter Ulrich von Kuba, ein junger Mann von großem persönlichen Werthe, und von der Natur mit vieler männlichen Schönheit ausgestattet; doch vom Glück so kärglich bedacht, daß er gewöhnlich nur der arme Ritter genannt wurde. Er hatte dem Freiherrn in dessen Fehden um Sold gedienet; dadurch war er diesem bekannt geworden, und wurde von ihm als ein wackrer Kämpe, von unbezweifelter Tapferkeit, geachtet. Als Nachbar von Hartenfels leistete er dem alten Baron oft auf der Jagd und beim Becher Gesellschaft, und lernte bei dieser Gelegenheit die schöne Adelheit kennen, da diese stets um ihren Vater, der sie zärtlich liebte, war. Die beide

Jungfrau sehen und lieben, war bei jedem Manne, dem ein fühlendes Herz im Busen schlug, eins. Auch Ritter Ulrich wurde bald von einer mächtigen Neigung zu ihr beseelt, die um so unwiderstehlicher ihn durchdrang, da sie seines geringen Standes und Vermögens wegen hoffnungslos bleiben mußte. Er gestand sich die Unmöglichkeit, die schöne Adelheit je die Seinige zu nennen; dennoch aber war sie Tag und Nacht sein einziger Gedanke.

Um seine Liebe nicht zu verrathen, mied er die Zechgelage des Freiherrn, bei denen das Fräulein gewöhnlich erschien, um ihrem Vater den Wein zu kredenzen, oder ein Lied zur Harfe zu singen; aber ruhiger wurde er dadurch nicht, denn auch abwesend stand ihr Bild stets gegenwärtig vor seiner Seele. Ein Umstand, der eintrat, als er sich vergebens bemühete, seine Neigung zu bekämpfen, gab seiner Liebe neue Nahrung, und erwarb ihm auch die Gewogenheit des Fräuleins.

Adelheit besuchte oft in Begleitung ihrer Zofe und eines Knappen ein nahegelegnes Nonnenkloster, um daselbst ihre Andacht zu verrichten, und Ritter Kuba, der dieses wußte, lenkte bei seinen einsamen Streifereien, die er zuweilen in der Gegend machte, vielleicht ohne es eigentlich selbst zu wollen, stets seinen Weg so, daß er ihr begegnen mußte. Einst da er dieses auch that, wurde er gewahr, daß an der Ecke eines Waldes, bei dem das Fräulein vorbei mußte, einige verkappte Reisige lauschten. Er muthmaaßte, daß es auf einen Ueberfall abgesehen wäre, und beschloß, sie zu beobachten. Er hatte sich nicht in seiner Meinung betrogen; denn bald darauf kam Adelheit auf diesem Wege geritten, und kaum hatte sie sich dem Walde genähert, als die Reisigen hervorbrachen, das Fräulein von ihrem Zelter warfen, ihr den Mund mit einem Tuche verbanden, und sie mit sich fortführen wollten. Ulrich eilte herbei, kämpfte mit den Räubern um ihre Beute, die er ihnen entriß, als er einen von ihnen getödtet, einen zweiten schwer

verwundet, und zwei andre in die Flucht geschlagen hatte. Der Verwundete sagte aus, daß er in Diensten des Ritters von Rüdenberg, ihres Todfeindes des Freiherrn sey, der, als er um Fräulein Adelheit geworben hatte, durch eine abschlägige Antwort unversöhnlich beleidigt worden war.

Ritter Kuba geleitete nun die schöne Adelheit zur Burg ihres Vaters zurück, der ihn mit vielen Danksagungen überhäufte, ihn versicherte, daß er ihm diesen wichtigen Dienst nie vergessen wolle, und ihn bat, ihm Gelegenheit zu geben, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Auch das Fräulein dankte dem Ritter herzlich, drückte ihm innig die Hand, und hatte nichts dagegen, als der Vater befahl, daß sie dem Ritter durch einen Kuß ihre Dankbarkeit bezeigen sollte. Erröthend bot sie ihrem Beschützer den rosigen Mund dar, auf den er einen langen, innigen Kuß drückte. Durch diese gefährliche Annäherung wurde in ihr eine Neigung zu dem schönen Manne entzündet, die,

da sie sich unter dem Gefühle der Dankbarkeit verhüllte, zu einer unbesiegbaren Größe gedieh.

Der Freiherr dachte darauf, den Ueberfall seiner Tochter an dem Herrn von Rüdenberg zu rächen, und rüstete sich zur Fehde. Da er seinen Gegner mit einem Male vernichten wollte, so versammlete er alle seine Vasallen, setzte seine Burgen in den Vertheidigungsstand, und bereitete alles zu einem entscheidenden Kriege vor. Dieses konnte aber so unbemerkt nicht geschehen; es gelangte zur Kunde des Ritter Rüdenbergs, der, da er seinem Gegner im Felde nicht gewachsen war, darauf sann, ihn durch List zu überwältigen.

Hartenfels liebte die Jagd so sehr, daß selbst seine Kampfübungen ihn nicht abhalten konnten, sich diesem Vergnügen zu überlassen. Täglich brachte er einige Stunden auf der Wildbahn zu. Rüdenberg nahm sich vor, ihn dabei zu überfallen, und durch seine Gefangennehmung einer langwierigen Fehde vorzubeu-

gen. Er kundschaftete zu dem Ende den Ort aus, wo der Freiherr gewöhnlich zu jagen pflegte, legte sich daselbst, an einer dazu schicklichen Stelle, mit einigen Knechten in Hinterhalt, und als Hartenfels nach Beendigung der Jagd nach Hause zog, warf er ihn nieder, und führte ihn mit sich fort.

Ritter Kuba erfuhr diese Hinterlist durch einen Knappen, dessen Bruder auf Rübenbergs Burg Dienste that, und eilte, den Freiherrn dagegen zu schützen, da es schon außer der Zeit war, ihn zu warnen. Er nahm eine Anzahl Reisiger, und zog nach dem Walde, in dem der Freiherr jagte. Zwar kam er schon zu spät, um den Ueberfall zu verhindern, aber noch früh genug, um den Gefangnen zu befreien, und Rübenberg, der selbst seine Bande anführte, fest zu nehmen. Eben hatte dieser mit bitterm Spott den Freiherrn verhöhnt, und geschworen, daß er ihn nicht frei lassen wolle, bis er ihm seine Tochter zur Gemahlin gegeben, und die Hälfte seiner Besitzungen ab-

getreten habe, als Kuba mit seiner Schaar auf ihn eindrang, und ihn selbst zum Gefangnen machte. Die Freude des Barons war, wie leicht zu erachten, unbegrenzt, da er sich frei, und den Todfeind in seiner Gewalt sah. Der Wechsel von einem unabsehbaren Unglück zu einem nie gehofften Glück war zu groß, als daß der davon Betroffne in den Schranken des Gleichmuths hätte bleiben können. Er nannte den Ritter Kuba tausendmal seinen edelmüthigen Retter, schwur ihm eine ewige Dankbarkeit, und ließ, da er in seiner Burg angelangt war, sogleich alle seine benachbarten Freunde zu sich einladen, um nach alter deutscher Sitte den Abend dieses für ihn so wichtigen Tages durch ein Zechgelag zu feiern.

Schon war der Inhalt manches mächtigen Humpens die Kehle der Zecher herunter geglitten; schon glüheten die Wangen der Trinker, und der Firnewein begann der Gesellschaft zu Kopf zu steigen, als sich noch immer das Gespräch um die wackre That drehete, durch die

sich Ritter Ulrich um den Freiherrn von Hartenfels verdient gemacht hatte. Hartenfels schwur wiederholt bei seinem Ritterwort, sein Befreier möge von ihm bitten, was er wolle, er werde es ihm gewähren. Da erhob sich Kuba von der Tafel, und sprach: „Ihr habt vor diesen Rittern und Herren bei Eurem Rittereid betheuret, Ihr wollet, was ich auch von Euch bitten möge, mir gewähren; so bitte ich Euch denn um die Hand Eurer schönen Tochter Adelheid!“

Der Freiherr stand wie vom Blitz getroffen, denn daran hatte er nicht gedacht; und nimmer war es ihm eingefallen, daß des armen Ritters Wünsche sich bis dahin versteigen könnten. Daß er ihn um einen Meierhof, oder wohl um eine Burg bitten könne, war ihm glaublich; und ohne Widerrede hätte er ihm seine Bitte gewährt; ohnehin, da er sich durch das Lösegeld, das ihm Rüdenberg zahlen mußte, entschädigen konnte; aber seine einzige Tochter, für die ihm nur ein regieren-

der Herr gut genug deuchte, das war zu viel! Die anwesenden Ritter, die alle schon mehr oder weniger durch seinen Hochmuth beleidigt waren, bemerkten mit vieler Schadenfreude die Verlegenheit des Freiherrn, und kitzelten sich mit dem Gedanken, ihn mit einem Eidam dunkeln Stammes gedemüthiget zu sehen. Auch waren sie dem wackern Ulrich gewogen, und gönnten ihm sein Glück; sie riefen daher einmüthig: „Euer Wort dürft Ihr nicht brechen, Ihr müßt die Bitte des Ritters Kuba ihm gewähren!“ Noch fand der Ueberraschte keine Antwort, da bat der Pater Cyprian, der Burgkapellan, um Gehör, und erklärte: „Es könne doch nur bei diesem Versprechen gemeinet seyn, daß der Freiherr von Hartenfels das gebe, was ihm wirklich gehöre. Nun sey aber des Fräuleins Hand ihr eigen, daher könne nur sie selbst diese weggeben.“ Er glaubte durch diese listige Distinction seinen Herrn aus der Verlegenheit zu ziehen, doch die Ritter wollten sie nicht gelten lassen, bis Ulrich, voll Hoffnung, daß er von Adelheit geliebt sey,

versicherte, die Entscheidung dem Fräulein allein überlassen zu wollen. Hartenfels glaubte nun noch einen Ausweg ersinnen zu können, und genehmigte diesen Vorschlag. Doch bat er sich, im Namen seiner Tochter, eine dreitägige Frist zur Bedenkzeit aus. Er wandte diese Zeit dazu an, mit dem Ritter von Kuba eine Unterhandlung anzuknüpfen, bei der er den Pater Cyprian zur Mittelsperson brauchte, und durch ihn dem Ritter große Summen bieten ließ, wenn er ihn freiwillig seines Worts entbinden wolle; er verstand sich sogar dazu, ihm unter diesem Beding ein Drittel aller seiner Besitzungen abzutreten, doch Ulrich wollte die ihm so unvermuthet gewordne Aussicht auf Adelheits Besitz um keinen Preis abtreten, und bestand auf die Entscheidung des Fräuleins. Nun wandte sich der Freiherr an seine Tochter; gebot ihr, dem Ritter ihre Hand zu verweigern, und drohete ihr, im Fall sie seinem Willen entgegen handeln würde, mit seinem Fluch. Adelheit liebte den Ritter zu sehr, als daß sie nicht hätte wünschen sollen,

die Seinige zu werden; die Neigung zu ihm brachte die kindliche Pflicht zum Schweigen, und als sie am dritten Tage in die Versammlung der Ritter gerufen wurde, über Kubas Bitte zu entscheiden, reichte sie ihm die Hand, und rief: „ich bin die Eurige!“

Der Vater, den sie mit der Hoffnung, sie würde ihm gehorsam seyn, getäuschet hatte, gerieth außer sich vor Wuth. Er schwur, daß sie nicht einen Heller zur Aussteuer von ihm erhalten solle, hieß kann dem Kapellan das Paar gleich zusammen geben, und gebot dem Ritter, mit seinem jungen Weibe die Burg zu verlassen. Das Herz der Tochter brach bei dieser väterlichen Härte; sie kniete vor dem Vater hin, und bat um seinen Segen. Aber der erzürnte Freiherr rief: „Verflucht seyst Du, und die Frucht Deines Leibes! Gebiehr Deinem Manne Kinder, die ihm, so wie Du mir, Herzeleid machen, und die Dich und ihn, wenn ihr an ihnen Freude zu erleben hoffet, durch Ungehorsam zur Verzweiflung bringen.

Jetzt fort aus meinen Augen, und lasset euch nie wieder auf meinem Gebiet betreten!“ *)

Die Arme wankte trostlos von dannen, und ging, um von ihrer frommen Mutter, der Frau Libussa, Abschied zu nehmen. Diese empfing sie weinend, legte die Hände auf ihr Haupt, und sprach: „Du erfüllst mein Leben mit großem Kummer; denn mit Dir zieht meines Herzens Freude von hinnen, und nimmer werde ich Dich glücklich sehen. Doch das Mutterherz kann nur segnen, wo der Vater flucht. Nimm hin meinen Segen, er sey Dein Trost auf der rauhen Bahn, die Du künftig wandeln wirst, und hier dieser Schleier, den einst meine Freundin, die heilige Hedwig trug, sey Dein Schutz in Unglücksfällen, und mache Deines Vaters Fluch unwirksam. *)

---

*) Die heilige Hedwig, Königin von Polen, und Gemahlin Wladislav Jagellos, starb im Jahr 1399. Mehr wie die mehresten Kalenderheiligen verdiente sie die Seligsprechung, die sie

Sie bedeckte das Haupt ihrer Tochter bei diesen Worten mit dem Schleier, küßte und entließ sie, begleitet von ihren frommen Wünschen.

Adelheit zog nun mit ihrem Gatten in seine ärmliche Burg, und fühlte sich anfangs, im Besitz des geliebten Mannes, sehr glücklich, so wie er es auch nicht weniger war. Die Honigmonate der Ehe verflossen dem jungen Paare unter vielfachen Beweisen gegenseitiger Zärtlichkeit, und nichts schien zu ihrer Zufriedenheit zu fehlen. Doch nach und nach begann sich die Stirne des Ritter Ulrich zu furchen, wenn er an die Zukunft dachte, und daran, daß er nicht im Stande sey, seinem jungen Weibe die Bequemlichkeiten zu schaffen, auf die die Hausfrau eines Ritters Anspruch machen durfte: denn er war sehr arm. Auch

---

auch erhielt; denn sie war eine der musterhaftesten Frauen, die je auf dem Throne gelebt haben, und so groß an Tugend, als an Charakterstärke.

Adelheit dachte doch zuweilen mit schmerzlichem Gefühl an den Ueberfluß zurück, der sie einst in ihrem väterlichen Hause umgab, und vermißte so manches, was sie zu ihren Bedürfnissen zu rechnen gewohnt war. Als Jungfrau hatte sie sich in ihrem Kloset mit der Harfe, oder mit dem Stickrahmen beschäftiget, und eine zahlreiche Dienerschaft war auf ihren Wink zu ihrer Aufwartung bereit; jetzt mußte sie selbst für die Küche sorgen, und eine plumpe Magd machte ihre ganze Bedienung aus. Dort schwellten sich weiche Polster zu ihrem Sitze, und nur auf Teppichen trat ihr Fuß; hier mußte sie auf rauhem Estrich gehen, und eine Bank von Holz diente zu ihrem Ruhesitz. Bei ihrem Vater bog sich die Tafel unter der Last der Schüsseln; dagegen reichte nun der Vorrath ihrer Speisekammer oft kaum zum kärglichen Mahle aus. Bei aller Liebe für ihren Ulrich fiel es der jungen Frau doch schwer, diesen Mangel zu ertragen, und manche bange Thräne glitt ihr deshalb von der blassen Wange; doch verbarg sie ihren Kummer sorgfaltig

vor ihrem Gemahl, um ihn, dem es ohnehin wehe that, sie einer so unverdienten Noth blos gegeben zu sehen, nicht noch mehr zu betrüben.

Die Zeit ihrer Entbindung nahete heran, und erfüllte das Ehepaar mit neuen Sorgen; denn nun vermehrten sich die Bedürfnisse, und doch gebrach es durchaus an Mitteln, sie zu bestreiten. Jetzt fühlten sie, daß der Fluch des erzürnten Vaters hart auf ihnen lastete, und waren oft nahe daran, ihre Verbindung zu bereuen.

Frau Adelheit genas eines muntern Knaben, und erfreute dadurch ihren Gatten so sehr, daß er im Gefühl der Vaterwonne seine Sorgen vergaß. Die Mutter selbst fühlte sich bei dem Anblick des holden Kindes von Muth beseelt, ihre Dürftigkeit zu ertragen; auch wurde bald die Verlegenheit wegen der dringendsten Bedürfnisse gestillt, denn ein Mönch, der die Wöchnerin besuchte, brachte ihr einen Beutel mit Gelde zur Bestreitung nothwendi-

ger Ausgaben, und äußerte auf ihre Frage, um den Namen des Wohlthäters, daß es ihm verboten sey, diesen zu entdecken. Wahrscheinlich hatte Frau Libussa ihrer Tochter diese Hilfe zukommen lassen, und mußte, ihres harten Gemahls wegen, auf Verschwiegenheit dringen.

In der Nacht nach ihrer Entbindung war Frau Adelheit, nach einem Gebet für das künftige Wohl ihres Kindes, eingeschlafen, da träumte ihr: ein Gespenst nahe sich der Wiege des Knaben, und wolle ihn mit sich fortnehmen. Vergebens bemühte sie sich, ihm zu Hilfe zu kommen; sie konnte ihr Lager nicht verlassen. Schon hatte das Ungethüm das Kind ergriffen; da erschien eine glänzende Lichtgestalt, verscheuchte das Gespenst, und setzte eine Inful auf die Wiege. Sie erwachte, und sahe wirklich ein gespenstisches Wesen neben der Wiege stehen; da ergriff sie den Schleier der heiligen Hedwig, den sie auf ihrer Brust liegen hatte, und warf ihn auf das Kind, worauf das Gespenst verschwand.

Die Wöchnerin war durch dieses Gesicht sehr beunruhiget worden, und ließ deshalb den Abt eines nahen Kloster, der in dem Rufe einer großen Frömmigkeit stand, zu sich kommen, und bat ihn um seinen Rath, und um Hilfe gegen die gespenstischen Anfechtungen. Nach einigem Bedenken äußerte er: wie er dafür halte, daß das Kind durch den Fluch des Großvaters den Einflüssen böser Geister unterworfen sey, und daß die gespenstische Erscheinung wahrscheinlich es habe rauben, und einen Wechselbalg in die Stelle legen wollen, und nur durch die Reliquie der heiligen Hedwig daran verhindert worden sey. Er rieth daher, den Knaben, sobald er die Taufe empfangen habe, nach einer Kapelle des heiligen Cyriacus tragen, und dort ihn segnen zu lassen, da er dann während seiner Kindheit unter dem unmittelbaren Schutze dieses Heiligen stehen, und keine Nachstellungen böser Geister zu fürchten haben würde. Doch, da es wahrscheinlich sey, daß er in reiferen Jahren, zu Folge des Fluches seines Ahnherren, nicht von den An-

fechtungen des Satans frei bleiben würde; auch die an der Wiege erschienene Lichtgestalt einen deutlichen Wink wegen seiner künftigen Laufbahn gegeben habe: so müßte er, seiner Meinung nach, für den geistlichen Stand bestimmt, und der Kirche gelobet werden. So gern Kuba seinen Sohn auch für den Ritterstand bestimmt hätte, so mußte er doch den Vorstellungen des Abts und den Bitten seiner Hausfrau nachgeben, und der junge Diedrich — so ward er in der Taufe genannt — wurde an dem Altar Sankt Cyriak's der Kirche verlobt.

Diedrich blieb die einzige Frucht dieser Ehe, die nach einigen Jahren durch Ritter Ulrichs Tod getrennt wurde, der in einer Fehde blieb. Hartenfels bereuete nun die gegen seine Tochter bewiesene Härte, und wollte sie zu sich nehmen, doch sie schlug sein Anerbieten aus, lebte nur allein für die Erziehung ihres Sohnes, und nahm, als dieser das zehnte Jahr erreicht hatte, den Schleier in einem Nonnen-

Kloster. Der Freiherr drang jetzt darauf, daß sie ihm den kleinen Diedrich überlassen sollte, und sie mußte dem Bitten des Vaters nachgeben; doch machte sie ihm bekannt, daß sie ihren Sohn der Kirche geweihet habe, und bat, ihm eine Erziehung geben zu lassen, die seiner Bestimmung entspreche. Dieses war dem Alten unlieb, denn er hatte an dem muntern Knaben Wohlgefallen gefunden, und wünschte, in ihm den Erben seiner Güter zu sehen. Er ließ aber, da er den festen Willen seiner Tochter kannte, diese bei dem Glauben, als sey es ihm ganz recht, daß sein Enkel zum geistlichen Stande erzogen werde; beschloß indessen, heimlich das Gelübde lösen, und den Knaben in ritterlichen Uebungen unterweisen zu lassen.

Nach dem Tode seines Vaters hatte Diedrich bei seiner Mutter eine beinahe klösterliche Lebensweise geführt; ihm war daher alles neu auf der Burg seines Großvaters, und er fand nicht wenig Gefallen an dem regen, lauten Le-

hen, das hier herrschte. Er besaß ein munteres, lebhaftes Temperament, daher befand er sich hier mehr, wie in dem stillen Zimmer seiner Mutter in seinem Elemente, und war es sehr gern zufrieden, als der Freiherr ihm die Lösung seines Gelübdes in Vorschlag brachte. Er träumte schon von künftigen Ritterthaten, die er einst vollbringen würde; seine jugendliche Phantasie malte ihm ein künftiges thatenvolles Leben mit so anmuthigen glänzenden Farben aus, daß er nur mit Ekel an den geistlichen Stand dachte, daher verschwieg er auf des Freiherrn Befehl sehr gern seiner Mutter, was dieser mit ihm im Sinne hatte. Diese, die demohngeachtet etwas davon ahnen mochte, band ihrer Mutter und dem Burgpfaffen den Knaben, in Hinsicht seiner künftigen Bestimmung, auf die Seele, und beide thaten ihr möglichstes; erstere durch Ermahnungen und gute Aufsicht, der andre durch Unterricht in wissenschaftlichen Kenntnissen, ihn zum Vernunftverstande vorzubereiten. Unter diesen Umständen konnte Diedrichs Erziehung nur gewinnen,

denn sie wurde vielseitig. Frau Libussa war bemühet, sein Herz, Pater Cyprian seinen Verstand und der Freiherr seinen Körper auszubilden, und da eines dem andern die Waage hielt, und er ungewöhnliche Fähigkeiten besaß, so nahm er von seinen Erziehern das Gute an, ohne in die Fehler zu verfallen, die bei einer einseitigen Erziehungsmethode unvermeidlich sind. Er wurde weder ein kopfhängender Frömmling, noch ein gelehrter Pedant, noch ein roher Kämpe; dagegen aber erhielt er ein richtiges Gefühl, eine Liebe zu allem Guten; sammlete wissenschaftliche Kenntnisse, und wurde in allen ritterlichen Uebungen gewandt. In seinem sechszehnten Jahr übertraf er alle Erwartungen seiner Lehrer und Erzieher, und wurde für das Muster eines klugen, fleißigen und gesitteten Jünglinges gehalten. Der Freiherr sahe in ihm den künftigen mannhaften Ritter, dagegen Libussa den einstigen Heiligen; und Pater Cyprian weissagte ihm die Inful und den Kurhut. Sein Großvater ließ jetzt heimlich, mit schwerem Herze

in Rom sein Gelübde lösen, und machte ihm dieses bekannt, indem er ihm zugleich versprach, ihn nächstens an einen Fürstenhof zum Knappendienst zu geben, damit er sich den Ritterspurn verdienen könne.

Von dieser Zeit an schien Diedrichs Charakter ganz verändert zu seyn, und er wurde jedem ein Räthsel. Alle Lust zum Lernen war von ihm gewichen, und sein Fleiß ließ so nach, daß er nicht nur keine Fortschritte in den Wissenschaften machte, sondern selbst das vergaß, was er früher begriffen hatte. Seinem Lehrer war es nicht möglich, ihn aufmerksam bei dem Unterricht zu erhalten, und vergebens plagte sich der gute Pater mit seinem Schüler, der alles Fassungsvermögen verloren zu haben schien. Zugleich äußerte sich ein Muthwille bei ihm, der auf einen boshaften Zug in seinem Charakter schließen ließ. Oft wenn Cyprian ihm die tiefsinnigsten philosophischen Sätze demonstrirte, und seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt glaubte, unterbrach er ihn

plötzlich durch irgend eine läppische, nicht zur Sache gehörige Frage, die gemeinhin so sehr in's Lächerliche fiel, daß er den ernsthaften Mann damit außer aller Fassung brachte. Oder statt der bunten Anfangsbuchstaben, die er in das Psalmbuch malen sollte, kritzelte er abgeschmackte Figuren hinein. Selbst so weit trieb er es, daß er seinen Lehrer durch manchen argen Possen, den er ihm spielte, zum Gelächter der Dienerschaft und der, den Freiherrn besuchenden Fremden machte. So heftete er ihm einst einen Fuchsschweif auf die Kapuze, als er zum Zechgelag in den Trinksaal ging, wodurch er zum Gespötte der anwesenden Ritter ward. Ein andermal setzte er junge Sperlinge in die Kappe, die, als er sich in den Speisesaal zur Tafel gesetzt hatte, davon flogen; und wiederum liefen sogar einmal durch Diedrichs Veranstalten Mäuse heraus. Ja einst fand der Mönch, als er sein Brevier zur Hand nahm, um zu beten, ein Blatt aus Ovids Kunst zu lieben, die er sorgfältig vor den Augen seines Schülers verborgen zu haben

glaubte, geklebt. Ueberhaupt, Diedrich spielte seinem Lehrer so viele lose Streiche, daß dieser in einem steten Zorn über seinen Schüler erhalten wurde.

Mit Frau Libussen machte er es nicht besser. Wenn diese ihm gute Lehren gab, ihn zur Sittsamkeit ermahnte, und an seine künftige Bestimmung erinnerte, hörte er mit großer Andacht zu, und schien innig gerührt; glaubte sie nun ganz ihn von ihren Lehren überzeugt, und forderte von ihm das Versprechen, darnach zu leben, so schlug er ein helles Gelächter auf, und verließ sie, indem er ein muthwilliges Trinklied, oder einen Jagdgesang anstimmte.

Dieses Betragen hätte sich noch einigermaaßen entschuldigen lassen, wenn es die Folge von seines Großvaters Maaßregeln, ihn für den Ritterstand zu bestimmen, gewesen wäre, und auf den jugendlichen Wahn, daß Wissenschaft und Sittsamkeit einem Ritter

überflüssig, oder wohl gar unanständig sey, sich gegründet hätte; doch solches war keinesweges der Fall; vielmehr hatte der Freiherr auch alle Ursache, über ihn zu klagen. Die Waffenübungen vernachlässigte er ganz, übte Possen und Muthwilligkeiten, jagte die herrlichsten Rosse zu Schanden, trieb Narrentheidungen mit den Knappen und Knechten, und betrug sich so, daß auch der alte Herr die Hoffnung verlor, je in ihm einen wackern Ritter zu sehen.

Gern hätten von diesen drei Personen, die sich mit seiner Bildung beschäftigten, die eine die Schuld von des Jünglings Verkehrtheit auf die andre geschoben; doch fanden sie sich durch seinen überhand nehmenden Muthwillen bewogen, einander ihr Leid zu klagen, und da erfuhren sie denn, daß es keinem von ihnen besser ging; sondern im Gegentheil überzeugten sie sich, daß Diedrich zu nichts Lust habe, und für alles Gute verdorben sey. Sie versuchten sowohl Güte als

Strenge umsonst, und vergewisserten sich, daß in ihrer Macht kein Mittel stehe, den jetzt so ganz ausgearteten Jüngling auf den rechten Weg zurück zu führen.

Frau Libussa konnte nicht umhin, ihr Herz gegen ihre Tochter über die zunehmende Verderbtheit ihres Enkels auszuschütten, und diese nahm ihre Zuflucht zu einem Einsiedler, der in einem zum Nonnenkloster gehörigen Walde wohnte, und in dem Rufe war, daß ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote ständen. Sie klagte diesem ihren Kummer, und bat ihn, sich ihres Sohnes anzunehmen, und ihn zur Bahn des Guten zu lenken. Der fromme Mann ließ sich von ihr die Veranlassung, warum sie den Knaben der Kirche geweihet habe, erzählen, forderte dann ihren Schleier der heiligen Hedwig von ihr, und begab sich damit zur Burg Hartenfels. Auf sein Verlangen wurde der Jüngling vor ihn gebracht. Er stellte ihm das Unziemliche seines Betragens vor, vermahnte ihn, von sei-

nem tadelhaften Wesen zu lassen, und drang vor allen in ihn, ihm den Beweggrund seines Muthwillens zu sagen. Diedrich gab ihm nur höhnische Antworten, und hatte nicht übel Lust, Kurzweil mit dem ehrwürdigen Manne zu treiben. Da zog dieser den Schleier aus der Kapuze hervor, spreitete ihn über des Jünglinges Haupt, worauf ihn sogleich sein Muthwille verließ, und er den Ermahnungen des Klausners Gehör gab. Der Einsiedler erfuhr nun von ihm, daß ein Reiterbube, der von dem Freiherrn in Dienst genommen, und ihm zur Aufwartung beigegeben sey, ihn zu allen losen Streichen die Anleitung gegeben habe, und ihm stets anrathe, seinen Erziehern ungehorsam zu seyn. Er bestand darauf, diesen zu sehen, doch der war nirgends zu finden. Der Waldbruder schloß sich hierauf mehrere Stunden lang zum Gebet ein, und dann gab er folgendes zu vernehmen:

Der Knabe sey dadurch, daß er schon vor seinem Entstehen von seinem Großvater

verfluchet worden, mehr wie andre Kinder den Einflüssen der Höllengeister unterworfen. Zwar wäre ihre Einwirkung, dadurch, daß man ihn der Kirche gelobet habe, gehemmt, aber keinesweges ganz aufgehoben, und durch die Lösung des Gelübdes sey augenscheinlich Satans Macht auf's Neue über ihn herrschend geworden; wie er denn auch nicht zweifle, daß der Reiterbube einer seiner Diener gewesen sey. Er gebot demnach, den Jüngling seiner anfänglichen Bestimmung folgen zu lassen, und versprach, selbst die Anleitung zu geben, wie er sich auf seine künftige Laufbahn vorbereiten solle. Er bedang sich hiezu eine Frist von acht Tagen aus, während welcher Zeit er durch Gebet und Fasten Erleuchtung vom Himmel erflehen wolle, beschenkte dann den Jüngling mit einem Amulet, und verließ die Burg.

Der Freiherr, durch das Alter und die geäußerten Wirkungen seines Fluches furchtsam gemacht, gab die Hoffnung, in seinem

Enkel sich einen Stammfolger zu erziehen, auf, und widersetzte sich nicht länger seiner Bestimmung für den geistlichen Stand. Liebussa bemerkte mit inniger Freude, daß Diedrich wieder folgsam und sittsam war, und ermangelte nicht, durch Ermahnungen auf das jetzt von Reue zerknirschte Herz des Jünglinges zu wirken, welches den Erfolg hatte, daß er sich entschloß, der Welt ganz zu entsagen, und ein Einsiedler zu werden. Der Klausner, der nach verlaufner Frist wieder zur Burg kam, hinderte die Ausführung dieses Vorsatzes. Er sagte zu Diedrich: „zum Klausnerleben gehöret ein kindliches, einfältiges Herz, und dieses, mein Sohn, fehlet Dir. Gott gab Dir mehr Gaben, als zur stillen Selbstbeschauung erforderlich sind. Der Welt und dem Leben sollst Du durch Deine Talente nützen; und zu großen Dingen bist Du vielleicht bestimmt. Wirst Du Dich von allen Fehlern rein halten, die der Sterbliche vermeiden kann, so ziert einst eine geistliche Fürstenkrone Dein Haupt, und

in Dir gehet der Kirche ein neuer Stern im Osten auf. Doch schwer wird es Dir werden; denn wisse, der Höllengeist hat Macht erhalten, Dich unter mancherlei Gestalten zur Verführung zu verlocken; nur bis zum zwanzigsten Jahr bist Du von seiner Einwirkung frei. Unterliegst Du einmal der Verführung, so bist Du auf ewig verloren; doch fehlst Du menschlich, so beginnet und endet Deine Strafe hier. Dir ist ein guter Engel beigegeben, doch kann er, wenn Verführung Dich umstricken will, Dir nur zu Hilfe kommen, wenn Du ihn rufst. Will einst die Leidenschaft in Dir zu mächtig werden, so rufe laut den Namen Adolar. Er wird nie aus Deinem Gedächtniß weichen, doch nur viermal ist es ihm vergönnt, Dir auf Deinen Ruf zu helfen." Er segnete nun den Jüngling, gab ihm eine schriftliche Unterweisung zu seinem Lehr- und Lebensplan, und ging heim nach seiner Klause.

Zufolge des Raths, den ihm der Waldbruder gegeben hatte, bezog nun Diedrich,

von seinem Großvater reichlich mit Gelde unterstützt, die hohe Schule zu Erfurt. Hier legte er sich mit vielem Eifer auf die Wissenschaften, und machte große Fortschritte darin. Alle seine Lehrer gestanden, daß sie noch nie einen Schüler von solchen Fähigkeiten und von so bewundrungswürdigem Fleiße gehabt hätten, und verbreiteten sein Lob so sehr, daß es bis zu den Ohren des Kurfürsten von Mainz gelangte, der dem jungen Manne den Vorschlag machen ließ, in seiner Geheimschreiberei Dienste zu nehmen. Doch Diedrich wollte einheimischer im Reich des Wissens werden, als er es jetzt nicht zu seyn glaubte; er lehnte daher diesen ehrenvollen Antrag ab, blieb bei dem Studiren, und nahm, nachdem er beinahe vier Jahr in Erfurt gewesen, der freien Künste Meisterwürde an. Er hatte jetzt sein zwanzigstes Jahr zurück gelegt, und da er sich noch zu Annahme einer geistlichen Würde zu jung hielt, so nahm er sich vor, noch auf einige Zeit nach Bologna zu gehen, um dort sich in dem

Wissen zu vervollkommnen. Sodann wollte er Rom besuchen, um dort den Mittelpunkt der geistlichen Macht in der Nähe zu sehen, und sich, seiner Beförderung wegen, Bekanntschaften unter den Obern der Kirche zu machen.

Der alte Freiherr, den er jetzt besuchte, ertheilte ihm gern die Erlaubniß zur Reise nach Bononien, und unterstützte ihn mit Gelde. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er, gesegnet von Frau Libussen und seiner Mutter, Hartenfels, und begab sich auf den Weg. Noch hatte er wenig von der Welt gesehen; die Eindrücke der vielen merkwürdigen Gegenstände, die wie die Bilder einer Zauberlaterne sich seinem Aug' erschlossen, wirkten also um so tiefer auf ihn, und machten ihn innig froh. Er machte die Reise zu Fuß; um so größer war sein Genuß, denn seine Wanderung begann in der schönsten Jahreszeit. Der kalte Ernst seines Gemüths, die Folge von dem jahrelangen ununterbroch-

nen Studiren, schmolz bei dem Anblick des bunten mannigfaltigen Lebens der Welt an den Höfen und in den Handelsstädten; seine Brust erweiterte sich; mit vollem Herzen genoß er rein menschlich alle erlaubte Vergnügungen, und freute sich des Glückes, ein Mensch zu seyn. Am längsten hielt er sich an dem glänzenden Hofe des Herzogs von Baiern zu Landshut und in Augsburg bei dem berühmten Handelsmann Fugger auf, der damals nur noch erst den Grund zu dem unermeßlichen Reichthum legte, der seiner Familie nachmals die Reichsgrafen-Würde erwarb. Dort staunete er die nie gesehene Pracht bei den Hoffesten an; hier bewunderte er deutschen Fleiß und Thätigkeit; bereichert an Menschenkenntniß, gestärkt zu neuer Lebenslust zog er von dannen.

In Augsburg lernte er einen Mann kennen, der durch seinen angenehmen Umgang und mehr als gewöhnliche Erfahrungen sich seine Werthschätzung erwarb. Benno, so hieß

er, schien ohngefähr dreißig Jahr alt zu seyn; sein Aeußeres ließ auf Vermögen und einen vornehmen Stand schließen, und die weiten Reisen, die er durch beinahe alle Länder von Europa gemacht hatte, hatten ihm einen Schatz von Welt und Menschenkenntniß erworben, mit dem er in Gesellschaften auf eine zwar anspruchlose, aber so anziehende Art wucherte, daß er überall gern gesehen ward, und jeder sich um seinen nähern Umgang bewarb. Er schien vorzüglich an Diedrichs Gesellschaft Behagen zu finden, und bald waren beide erklärte Freunde. Eins schien Diedrich an seinem Freunde tadelnswerth zu finden, nämlich seine lockern Sitten, vorzüglich in Bezug auf das zweite Geschlecht; doch Benno gab gern seinem Freunde Gehör, da dieser ihn zu einer größern Sittsamkeit ermahnte, und versprach, obgleich er der ältere war, sich in diesem Punkt ganz Diedrichs Leitung zu überlassen. Nicht wenig erfreut war Diedrich, als sein Freund sich entschloß, mit ihm die Reise nach Bosnien zu machen, denn

er hatte an ihm einen unterhaltenden Reisegefährten; auch war Benno der Sprache und der Wege kundig.

Da der Weg durch Graubünden von Räubern unsicher gemacht ward, so wählten unsre Reisenden die St. Gotthardsstraße, und traten ihre Wandrung an. Bei Gestenen verließ Benno seinen Freund unter dem Vorwande, daß er ein Gelübde in einem Thal, das zur rechten Hand sich in's Gebirge zieht, abzulösen habe, und versprach, ihn im Urslerthale wieder einzuholen. Diedrich wollte ihn begleiten, oder seine Rückkunft in Gestenen erwarten, doch er schlug beides ab. Am Fuße des Gotthard trafen sie sich wieder, und nächtigten im Hospital. *)

*) Nicht im Hospital auf dem Gotthard. Solches wurde erst 1684 von dem Kardinal Baromäus gestiftet. Dieses Hospital liegt noch im Urslerthal, wo sich die Gotthardsstraße von dem Pfad, der über den Furka führet, trennet.

Sie hatten des andern Tages den rauhen Paß über den Gotthard zurück gelegt, und schon einen Blick in den reizenden Garten von Europa gethan, als sie beim hereinbrechenden Abend bemerkten, daß sie sich nicht mehr an dem Ufer des rauschenden Tizino befanden, sondern zu weit links gegangen, und so von dem rechten Wege abgekommen waren. Der Abend schien finster werden zu wollen; weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen, und den Reisenden begann bange zu werden, denn leicht konnten sie hier unter die Räuber gerathen, oder von wilden Thieren angefallen werden. Sie irrten lange umher, ohne den Weg finden zu können; die Gegend wurde immer öder, die Dunkelheit nahm zu, und sie waren bis zur Erschöpfung ermüdet. Schon machte Diedrich den Vorschlag, sich auf der Erde zu lagern, und den Tag im Freien zu erwarten, da es unmöglich schien, eine bewohnte Gegend zu erreichen, als sie in der Ferne ein Licht erblickten, und nun ihre letzten Kräf-

te anstrengten, um sich ihm zu nähern. Je näher sie kamen, je heller wurde die Gegend, die, wie sie gewahr wurden, von einer Menge von Lichtern erhellet ward, die aus den Fenstern eines Pallastes strahlten, der an Größe und Pracht einer Kaiserpfalz glich. Schlanke jonische Säulen, bis an die Kapitäler mit Blumenketten umwunden, trugen das zierliche, mit vergoldeten Widderköpfen geschmückte Gebälke, auf dem ein flaches, mit Bildsäulen besetztes Dach ruhte. Ein prunkvoller, mit Vasen, Standbildern und mancherlei kunstvollen Schnörkeln geschmückter Peristil deutete den Eingang an, durch den eine zahlreiche Dienerschaft aus und einströmte, und sehr geschäftig schien, die Pallastbewohner zu bedienen. Rings um den Pallast flammten viele Pechkessel, die einen Garten sichtbar machten, der von Feenhänden angelegt zu seyn schien. Aus der Pfalz tönte den Wandrern eine muntre Tanzmusik entgegen, und bestach ihr Ohr so sehr, daß sie darüber Hunger und Müdigkeit vergaßen. Zweifelnd,

ob sie es wagen dürften, einzutreten, nahe-ten sie sich dem Prunkgebäude mit zögernden Schritten; da trat ein stattlich gekleideter Mann, der zu den Gästen zu gehören schien, zu ihnen, und nöthigte sie, hineinzukommen, da, wie er äußerte, dem gastfreien Besitzer jeder willkommen sey, der Hunger und Durst und eine gute Laune mitbringe. Willig folgten die Reisenden dieser Einladung, und wurden von ihrem Führer durch mehrere mit Gästen angefüllte Zimmer geleitet, die mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt waren. Hier trugen korinthische Säulen von gelbem Marmor einen prächtigen Dom, der wie der gestirnte Himmel mit der höchsten Täuschung gemalet war; dort glänzten die Wände von schimmernden Vergoldungen wieder, oder waren mit reichen Stoffen bekleidet; in andern zogen Gemälde von dem höchsten Kunstwerth ihre Aufmerksamkeit auf sich. Jetzt betrat ihr Fuß kostbare persische Teppiche, dann wieder eine Täfelei von der kunstvollsten Mosaik. Alle Künste schienen

gewetteifert zu haben, mit ihren gelungenſten Schöpfungen dieſe Pfalz zu ſchmücken. Marmor, Porphyr, Jaspis, Silber, Gold, Sammet, die wundervollſten Arbeiten des Pinſels, des Meiſels und des Richtmaaßes waren hier bis zum Uebermaaß, doch nach den Regeln des feinſten Geſchmackes verwendet, und zeigten von dem mehr als fürſtlichen Reichthum des Beſitzers. In ſilbernen Lampen brannten wohriechende Oele; in goldnen Vaſen glimmte köſtliches Rauchwerk, und alle Balſamdüfte Arabiens dufteten hier. Die muntre, laute Freude ſchien ihren Sitz in dieſem Pallaſt aufgeſchlagen zu haben. In einem Saale dreheten ſich, nach einer lieblich tönenden Tanzmuſik, holde Frauen und ſtattliche Ritter im raſchen Walzer herum; in einem andern war eine Geſellſchaft um einen Schalksnarren verſammlet, der ſie durch ſeine witzigen Poſſen unterhielt. Hier ließen ſich einige an einer reichbeſetzten Tafel wohl ſeyn, dort ging der goldne Pokal mit duftendem Nectar in die Runde, und

weiterhin vergnügten sich andre beim Würfelspiel. Ueberall war Freude die Losung. Durch eine Menge Säle und Zimmer waren sie schon gekommen, als sie ein Gemach betraten, das an Pracht alle schon gesehenen übertraf, und in diesem fanden sie den Besitzer des Pallastes auf einem Thronsitze, unter einem Baldachin ruhend, und wurden ihm von ihrem Führer vorgestellt. Er war ein ansehnlicher Mann von königlichem Anstand, mit einem Purpurmantel bekleidet, und mit allen Zeichen des höchsten Ranges geschmückt. Er hieß die Wandrer freundlich willkommen, bat sie, sich bei ihm wohl seyn zu lassen, und gab sogleich Befehl, für sie eine Tafel zu bereiten. Nach einigen gegenseitigen Höflichkeiten wurden auf seinen Wink die Reisenden in ein anderes Gemach geführt, und genöthiget, an einer Tafel Platz zu nehmen, die mit allem besetzt war, was den Gaumen eines Feinzünglers zu reizen vermag. Da dampfte der Fasan von fetten Ortholanen umgeben; schwamm die köstliche Marä-

ne in rother Brühe, und schimmerte ein leckres Zuckergebäcke. Die Traube von Schiras, die afrikanische Feige, die goldne Ananas und die genetzte Melone lagen hier in Schüsseln von seltnem glänzenden Ton, und waren mit den Blumen aller Jahreszeiten umkränzt; balsamisch duftete der Wein aus goldnem Pokale, und nichts fehlte, was auch selbst eine ausschweifende Phantasie von einer ausgesuchten Tafel fordern kann. Die beiden Freunde nahmen auf weichen mit Damast bezogenen Polstersitzen an der Tafel Platz, und wurden von zwei schönen, in Silberstoff gekleideten Knaben bedienet. Es bedarf keiner Erwähnung, daß sie es sich hier recht wohl schmecken ließen; und eben so natürlich war es, daß, nachdem ihre Sinne der so mannigfaltigen Genüsse einigermaaßen gewohnt geworden waren, sie sich in die heiterste Laune versetzt fühlten, die ihnen alles doppelt schmackhaft machte. Als sie dem Magen sein Recht gethan hatten, und nur noch bei den Näschereien des Nachtisches verweil-

len, trat ein Fräulein zu ihnen ein, deren große Schönheit die Freunde mächtig ergriff. Sie war reich geschmückt; doch ihr unaussprechlicher Liebreiz verdunkelte die Pracht ihres Anzuges. Die Perlen, die sich durch ihr Haar wanden, schienen gelb gegen die zarte Haut ihres Busens und ihrer Arme; ihre Wangen schimmerten von einer feineren Röthe, als die Rose, die an ihrem Busen prangte, und die Diamanten ihres Halsschmucks schienen weniger zu strahlen, als ihr feuriges Auge. Sie nahm an der Tafel Platz, und bat um das Vergnügen, die Freunde unterhalten zu dürfen. Sie führte das Gespräch so geistvoll, und zeigte einen so glänzenden Witz, daß es zweifelhaft wurde, was mehr Bewundrung verdiene: ob der bezaubernd schöne Körper, oder der reiche Geist, den sie im Laufe der Unterhaltung entfaltete. Benno, der in seinem Benehmen gegen die Dame zeigte, daß er in der großen Welt und unter Personen vornehmen Standes zu leben gewohnt war, flößte durch

sein Beispiel seinem Freunde Muth ein, die zurückhaltende Blödigkeit abzulegen, und sich ungezwungen dem Vergnügen der Geselligkeit zu überlassen. Die gegenseitige Mittheilung gewann nicht wenig dadurch; der Gedankentausch wurde lebhafter, der Witz treffender, und der feurige Sirakuser glitt noch eins so wohlschmeckend bei dieser Unterhaltung herunter; vorzüglich da die Dame ihn kredenzte. Diedrich, noch ein Neuling in jeder Art des Genusses, war ganz außer sich selbst gesetzt, und glaubte in einer andern Welt zu seyn. Sein Entzücken wurde aber bis zum höchsten Gipfel gesteigert, als auf den Wink des Fräuleins ein Knabe ihr die Laute brachte, sie mit ihren zarten Fingern in die Silbersaiten griff, und ihre Nachtigallenstimme mit den Zaubertönen vereinte, die, als hätte sie Orpheus selbst dem Instrumente entlockt, mit hinreißendem Wohlklang in das Ohr des lauschenden Diedrich tönten. Er war in Entzücken aufgelöset; seine Seele schwamm in einem Meer von Wonne, und seine Brust

wurde von unnennbaren Gefühlen bewegt. Die anmuthige Gestalt des Fräuleins, und ihr Zauberreiz, der sie umstrahlte; die Wonnetöne der Musik, der feurige Wein, den er genossen, alles dieses setzte sein Blut in Flammen. Sein Freund hatte sich unter einem Vorwande entfernt. Das Fräulein schien dieses nicht zu bemerken. Ihr Gesang wurde immer schmelzender; die Lautentöne immer säuselnder und sanfter, und aus den feuchten Augen der lieblichen Sängerin sprach der Empfindung höchstes Maaß. Leis', wie ein Zephyrhauch, verklangen nun die Töne; die Stimme brach von dem Gefühl, das den Schwanenbusen des holden Mädchens stürmisch bewegte, und ein Blick, nur mit dem zu vergleichen, den einst die Schaumgeborne auf Adonis warf, fiel auf unsern Kuba. Jeder Nerv bebte ihm vor Lust; ihn schwindelte vor nie gefühltem Entzücken, und seiner nicht mehr mächtig, breitete er seine Arme aus, sie zu umschließen. Da fiel ein Apfel, den er unversehens mit seinem Gewande be-

rührt hatte, ihm auf den Fuß; dies gab ihm einen Theil seiner Besinnung wieder, und er rief den Namen: Adolar! Plötzlich war das Fräulein und die Tafel und alle Pracht um ihn verschwunden; er sahe bei dem dämmernden Tageslicht, daß er unter einem Hochgericht sich befand, und neben ihm lag ein ekelhaftes, mit Schwären bedecktes Bettelweib, die ihn fürchterlich angrinzte. Sobald sich dieses widerliche Geschöpf aus seiner Nähe entfernt, und er sich von seinem Schrecken erholet hatte, sank er auf seine Knie, und dankte Gott in einem herzlichen Gebet, daß er ihn aus des Satans Stricken erlöset hatte: denn es blieb ihm nicht zweifelhaft, daß das, was er gesehen hatte, ein höllisches Gaukelspiel, und Benno ein böser Geist gewesen war. Darum hatte Benno sich also in Gestenen von ihm entfernt, um nicht die Teufelsbrücke und das Urslerloch passiren zu dürfen, da beides Werke des Teufels selbst sind, die er auf Befehl des Heiligen machen mußte. Und nun wurde es ihm auch erklärt

har, wie er sich hatte von dem Tizino entfernen können, der doch ein so sichrer Wegweiser für jeden ist, der auf dieser Straße nach Italien gehet.

Nun setzte er seinen Weg weiter fort und gelangte ohne weitere Abentheuer nach Bologna, wo er seine Empfehlungsbriefe abgab, und sich den vorzüglichsten Lehrern der berühmten hohen Schule vorstellte. Er fand hier mehrere Deutsche, die mit ihm den gleichen Zweck hatten, sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen, und die ihn als einen Landsmann mit vieler Herzlichkeit empfingen. Das Vaterland ist ein theures Band, und alles ist uns lieb und werth, was uns an die Heimath erinnert, daher ist uns in der Fremde der Landsmann doppelt willkommen. Gleiche Sprache, gleiche Sitten vereinigen in dem Auslande, wo alles so fremd und unheimlich ist, die Landsleute; deshalb werden so viele Freundschaften auf Reisen geschlossen. Auch Diedrich wurde bald der Freund

seiner

seiner deutschen Kammeraden, und schloß sich an sie an. Sie wurden ihm, da sie schon länger hier waren, dadurch nützlich, daß sie ihn mit des Landes Sitten und Gewohnheiten bekannt machten, und ihm aus manchen Verlegenheiten halfen, in die sonst der gerade Deutsche unter den falschen, hinterlistigen Italiern unvermeidlich geräth. Er wandte hier seine Zeit so wohl an, daß die gelehrtesten Männer gestanden, sie hätten seines Gleichen noch nicht gefunden; doch wurde sein unausgesetztes Studiren seinem Körper so nachtheilig, daß er die Aerzte seines Gesundheitszustandes wegen um Rath fragen mußte; und diese riethen ihm einmüthig an, seinen Fleiß zu beschränken, und dem Körper mehr Pflege zu gönnen, wenn er nicht ein Kandidat des Todes werden wolle: doch lange konnte er sich nicht entschließen, ihrem Rath Folge zu leisten.

Ein deutscher Graf, der auch nach Bologna gekommen war, um die dortigen Hörsäle zu besuchen, machte jetzt mit Diedrich

Bekanntschaft, und zog durch seine vorzüglichen Eigenschaften seine Aufmerksamkeit auf sich. Er war, ohne gerade ein tiefer Gelehrter zu seyn, in allen Fächern der Wissenschaften wohl bewandert, besaß einen sehr richtigen, ausgebildeten Verstand, war von sehr angenehmen Betragen, und schien sehr richtige Ansichten von der Welt und dem Leben zu haben. Unwiderstehlich bemächtigte er sich des Zutrauens Diedrichs, und noch nicht lange waren sie mit einander bekannt, als sie eine innige Freundschaft geschlossen hatten. Der Graf bestand fest darauf, daß Diedrich dem Rath der Aerzte folgen sollte, und dieser ließ sich nun gern dazu bereden, da der Freund es so wollte. Vor allem rieth jener ihm zum Trinken an, und hielt dem Wein manche Lobrede. Er pflegte zu sagen: „Der Leib wird durch guten Wein gestärkt; die Nerven erhalten neue Spannkraft, und das Blut wird durch ihn auf eine gelinde Weise in Bewegung gesetzt und erwärmt. Bei dem Trinken fliehen die Sorgen; die Seele

wird aus dem engen Kreise ihres alltäglichen Wirkens gehoben, und die entfesselte Phantasie wandelt in fernen Räumen, aus denen sie neue Gedanken, neue Begriffe vor das geistige Auge bringt. Die heitre Stimmung; das Vergessen der gemeinen, trocknen Wirklichkeit; die Steigerung des Gefühls sind dem Geiste, was dem Körper eine stärkende Arznei, und machen ihn zu Anstrengungen und ermüdenden Arbeiten geschickt." Diese Lobrede, die der Graf dem Trinken hielt, hatte für Diedrich viel Einleuchtendes, und gern ließ er sich von seinem Freunde überreden, auch außer der Mahlzeit, wo er sonst gewöhnlich nicht trank, ein paar Becher voll guten Weines hinunter zu schlürfen. Schon war es bei ihm zur Gewohnheit geworden, des Abends die Ruhestunden bei seinem Freunde in traulichen Mittheilungen beim Pokale zuzubringen, und er gewann dem Trinken einen solchen Geschmack ab, daß er oft in der Hitze der Unterredung sein gewöhnliches Maaß um etwas weniges überschritt. Da lud ihn

einst der Graf zur Feier seines Geburtstages zu sich, und mit ihm mehrere seiner deutschen Landsleute, um bei einem freundschaftlichen Mahle den Abend froh zu verleben. Man war bei der Tafel sehr fröhlich, sang deutsche Lieder, und brachte Gesundheiten aus; doch wurde heute nur feuriger spanischer Wein kredenzt. Je länger die Gesellschaft beisammen war, je muntrer wurde man, und je mehr Gesundheiten wurden ausgebracht. Diedrich fing an, den Geist des Weines zu fühlen, und wollte sich heimlich entfernen, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, noch mehr trinken zu müssen, doch der Graf, der seine Anstalten zum Aufbruch wahrnahm, bat ihn so dringend, noch zu verweilen, daß er nachgab. Nun brachten, auf den Wink des muntern Wirths dessen Bedienten mächtige Rummler hinein, und er forderte seine Gäste auf, ihm daraus auf das Wohl seiner Geliebten Bescheid zu thun. Schon hatte Diedrich einen mächtigen Humpen gefaßt, und wollte ihn leeren, als ihm die Trunkenheit

eines der Gäste auffiel, und ihn auf den Gedanken brachte, daß er, wenn er den Wein hinunter stürzte, eben so betrunken seyn würde. Da setzte er den Becher, den er schon zum Munde gebracht hatte, ab, und als der Graf dringend wurde, und drohete, eine längere Weigerung zu trinken für eine Beleidigung zu nehmen, da rief er: Adolar! In dem Augenblicke warf ihm der Graf in der höchsten Wuth den Becher nach dem Kopf, der ihn aber nicht traf, und wollte sich thätlich an ihm vergreifen; doch er entwich, und begab sich nach Hause. Hier überlegte er, ob er recht gehandelt habe, und sein Gewissen gab ihm vollkommenen Beifall. Den Morgen darauf war der Graf verschwunden, und niemand wußte, wo er geblieben war. Dieser Umstand, und der, daß den Tag vorher, am angeblichen Geburtstage des Grafen, der erste August gewesen war, an dem bekanntlich Lucifer vom Himmel gestürzt wurde, bewies deutlich, daß ihm der höllische Verführer nahe gewesen sey.

Er ging bald darauf nach Rom, wo ihn eine Welt voll Wunder erwartete und in Erstaunen setzte. Hier erst lernte er unter den Trümmern einer großen Vorwelt die unsterblichen Werke der Alten verstehen, von denen er bis dahin nur den todten Buchstaben gekennt hatte. Hier, wo ihn die große verloschne Heldenzeit aus den Ruinen des Pantheons und des Kolosseums ansprach, begriff er, was jene Römer einst gewesen waren, deren unerreichbare Größe in jeder menschlichen Tugend, so wie ihre bodenlose Tiefe des Lasters, ihm bis dahin gleich unglaublich geschienen hatten. Hier, auf diesem heiligen Boden, wurde es ihm erst klar, daß die beiden Brutus keine Schwärmer, sondern von der reinsten Tugend beseelt gewesen waren; doch sahe er auch an den Trümmern des goldnen Hauses die Möglichkeit ein, daß bei einem so unendlichen Umfange von Macht und Reichthum, wie den Imperatoren zu Gebote stand, der Mensch bis zu Neros Verworfenheit herab zu sinken vermag.

Gesättiget von diesen Beschauungen erbaute er sich an dem wundervollen Pomp des Gottesdienstes, der auf sein Herz eine unbeschreibliche Wirkung machte. Die Pracht des Kultus in Rom, gegen den alles, was er in dieser Art in Bamberg, Salzburg und Mainz gesehen hatte, nur eine schwache Nachbildung war, machte einen solchen Eindruck auf seine Sinne, daß er sich glücklich pries, auch einst der Kirche angehören zu sollen, deren göttlichen Abglanz er hier zu sehen glaubte. Mit großem Unwillen aber und Verachtung erfüllte ihn die kalte Gefühllosigkeit des Volks, das so empfindungslos den heiligen Ceremonien beiwohnte, und sie mit einer Gleichgiltigkeit behandelte, die ihm unbegreiflich war. Wehmüthig rief er aus: „Was ist aus den Römern geworden, die einst der Welt Gesetze gaben, und deren Mitbürger genannt zu werden, Könige stolz waren!“

Durch eine nähere Bekanntschaft mit der hohen Geistlichkeit und mit dem päpstlichen

Hofe, wozu er durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und seine Empfehlungen bald gelangte, hatte er Gelegenheit, die Unthätigkeit und das ärgerliche Leben zu beobachten, in dem hier die Fürsten der Kirche ihre Zeit verbrachten. Laster, zu denen dem Deutschen selbst die Namen fehlen, waren hier an der Tagesordnung, und wurden so schamlos zur Schau getragen, daß es schien, als suche man eine Ehre in der Verworfenheit. Wie wurde seine Vorstellung herab gestimmt, die er sich von der Frömmigkeit der Kirchenhäupter gemacht hatte; wie schwand die Verehrung, die er einst für den Oberhirten der Christenheit hegte. Ihn reuete es jetzt beinahe, ein Geistlicher werden zu sollen. Er war durch gleiche Liebe für Kunst und Wissenschaft mit einigen Gelehrten bekannt und vertraut geworden, und gegen diese gab er seinem Unwillen über den Verfall der Kirche und über die Lasterhaftigkeit der Geistlichen Worte. Einige gaben seiner Meinung, jedoch nur auf eine sehr schüchterne Weise,

Beifall, andre beantworteten seine Klagen nur mit einem stummen Achselzucken; doch stand ihm keiner über diesen Gegenstand lange Rede. Nur ein einziger kräftiger Graukopf, der kein Römer zu seyn schien, von dessen Herkommen, Beschäftigung und Lebensweise niemand Auskunft zu geben wusste, der ihm aber durch große archäologische Kenntnisse sehr werth geworden war, hörte ihn geduldig an, und sagte dann: „Junger Mann, Ihr werdet Euch um Freiheit und Leben reden, wenn Ihr so unvorsichtig Eure Gedanken über die äußert, in deren Händen die Macht ist.“ Diedrich antwortete: „Der Deutsche kann seine Zunge nicht fesseln; er redet laut gegen das Unrecht, wo er es auch entdeckt.“ Der Alte. „Wohl, doch es ist auch deutsche Sitte, vor dem Reden zu denken, und ich glaube, mit Eurem Wohlnehmen, Ihr habet solches für diesmal unterlassen.“ Diedrich. „Wie, lieget das, worüber ich mich beschwere, nicht klar zu Tage?“ Der Alte. „Nicht so ganz. Ihr beklaget Euch

über den Lebenswandel der hohen Geistlichkeit, doch was gehet ihr häusliches Leben, was gehet ihre Individualität der Kirche an? nicht der Mensch, sondern der Geistliche dienet der Kirche, und nützet oder schadet ihr, nach Maaßgabe seiner Fähigkeiten. Silvester der Zweite und Gregor der Siebente waren anerkannt lasterhafte Menschen; der Erste ein Zauberer, der Andre ein Wollüstling, stolz und rachsüchtig: und doch sind sie der Kirche von unendlichem Nutzen gewesen; dagegen Lucius der Dritte und Cölestin der Dritte, unbezweifelt tugendhafte Männer, nichts Gutes stifteten, und noch oben drein zum Gespötte wurden. Und was ist überdem diese gerühmte Tugend, wenn man sie genau beleuchtet, die Ihr von den Kirchenfürsten verlangt? Nichts anders, als die Klugheit, menschliche Leidenschaften zu verbergen; doch der Blick des Prüfers durchschaut die künstliche Hülle. Jener Aeneas Silvius, Euer Idol, und in der That ein der Kirche nützlicher Papst, warum nahm er nach Bestei-

gung des päpstlichen Stuhles den Namen Pius an? Schwerlich ist Euch die Ursache bekannt, aber ich hatte Gelegenheit, sie zu erfahren: Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß man auf ihn den Vers Virgils: Sum Pius Aeneas, fama super aethera notus, anwenden würde. Kommt Euch jetzt der große Mann nicht sehr klein, und seine Tugend zweifelhaft vor? Daher denkt stets, daß jeder große Mann nur in der Ferne groß ist, und daß vielleicht keiner frei von menschlichen Gebrechen sey; auf das Mehr oder Minder kommt es hier nicht an." Diedrich: „Aber das Beispiel, wie sehr kann dies von der erhabenen Stelle nützen oder schaden? und sehen wir nicht, wie die Verderbtheit dieses Sixtus, der sich nicht scheuet, selbst Bordelle anlegen zu lassen, um Einkünfte daraus zu ziehen; und der seinen unsinnigen Verschwendungen kein Ziel zu setzen weiß, auf das Volk zurück wirkt?" Der Alte: „Falsch mein Lieber! Die Römer waren zu Pius Zeit so verderbt, wie sie jetzt sind; sie

wird kein Beispiel bessern, und in der Ferne weiß man von dem Privatleben des Papstes und seiner Kardinäle nichts: da kennt man sie nur aus ihren Bullen, und die sehen fromm genug aus. Folgt meinem Rath, er ist durch die Geschichte aller Zeiten bewährt: verwechselt nie den Menschen mit seinem Amt, und wollt Ihr Nutzen stiften, so übertraget nie Eure Persönlichkeit auf Eure Pflicht, als Weltbürger. So könnet Ihr als Lasterhafter auch Gutes stiften; im andern Fall aber werdet Ihr auch mit der reinsten Tugend nichts Wesentliches wirken; denn in den Angelegenheiten der Menschheit kommt die Persönlichkeit des Einzelnen nie in Betracht."

In einer andern Unterredung bemühete sich der Alte zu beweisen, daß der Zweck die Mittel heilige. Diedrichs Gefühl und Grundsätze sträubten sich gleich stark gegen diese Behauptung, die der Alte gegen alle seine Einwürfe standhaft vertheidigte. Die Natur — so sagte er — ist hierin, wie in jedem Be-

tracht, unsre unfehlbare Lehrmeisterin. Zerstört sie nicht, um zu bauen? schafft sie nicht aus der ekelhaftesten Verwesung Blumen, Saaten und Früchte? waltet nicht ein Gewitter mit allen seinen Schrecken verwüstend über die Erde, damit die Flur üppiger grüne? Wirft sie nicht den Greis in's Grab, damit der Jüngling seine Stelle einnehme, und mit seiner jugendlichen Kraft da Grosses wirken könne, wo jener unthätig zauderte? Die Geschichte lehrt uns dasselbe, und macht die Sache noch anschaulicher. Durch Täuschung, Lügen, Verrath, Gift und Dolch schwangen sich die besten Monarchen auf ihre Throne, und beglückten ihre Völker, die sie nur durch ein Verbrechen von dem Unglück, von schlechten Regenten beherrscht zu werden, befreien konnten. Kam hier das Leben eines Einzelnen gegen das Glück von Millionen in Anschlag? Nie darf man, will man ein großes Ziel erreichen, bei der Wahl der Mittel ängstlich seyn; denn man kann das etwannig verübte Böse

tausendfach durch gute Thaten ersetzen, wenn man einen großen Wirkungskreis errungen hat.“ Lange wollten Diedrich diese Grundsätze nicht einleuchten, doch der Alte bewies seine Meinung mit so auffallenden Thatsachen aus der Geschichte, und verfocht den von ihm aufgestellten Satz mit so siegender Beredsamkeit, daß jener wenigstens zweifelhaft wurde, und sich nicht so gerade zu alles zu bestreiten wagte.

Der Alte hatte mächtige Freunde unter den Kardinälen, und war selbst dem Papste bekannt. Er verschaffte Diedrich Zutritt am päpstlichen Hofe, gab ihm Unterricht, wie er sich gegen die bedeutendsten Männer betragen sollte, machte ihm Aufschlüsse über ihren Charakter, und empfahl ihn seinen Gönnern. Diedrich benutzte die Lehren seines Freundes mit vieler Klugheit, und wurde unter dessen Anleitung bald ein so gewandter Hofmann, daß er sich in den Sälen der Großen wie zu Hause befand. Die

Empfehlungen seines Freundes verschafften überall die günstigste Aufnahme; man zeichnete ihn aus, überhäufte ihn mit Gefälligkeiten; noch mehr aber mit Versprechungen, und er hatte die Hoffnung, recht bald empor zu kommen. Bei der näheren Bekanntschaft mit den vornehmen Geistlichen hatte Diedrich Gelegenheit, die Mittel und Wege kennen zu lernen, durch die viele dieser Großen gestiegen waren, und sich bei Macht und Ansehen erhielten. Diesem hatten Bestechungen, jenem Frauenzimmer; einem, der durch Verläumdung bewirkte Sturz seines Vorfahren, dem andern, Kriecherei und Scheinheiligkeit; einem andern noch schändlichere Mittel zu seiner Würde verholfen: kurz, die Schleifwege, auf denen man empor stieg, waren so mannigfaltig und so höchst tadelnswerth, daß er nicht umhin konnte, seinen Abscheu darüber gegen seinen Freund laut werden zu lassen. Doch dieser schalt ihn einen Schwärmer, und bewies, daß manche dieser Emporkömmlinge das reichlich durch

ihre Verdienste wieder gut machten, was sie sich durch die Anwendung verbotner Mittel, um zu ihren erhabnen Stellen zu gelangen, hatten zu Schulden kommen lassen; und daß es wenigstens in eines jeden Macht stehe, dieses zu thun.

Diedrich hatte in Rom die Weihe empfangen, und bewarb sich um ein geistliches Amt. Sein Freund versprach, in dieser Hinsicht thätig zu seyn, und versicherte ihn, daß es nicht schwer seyn würde, ihm eine gute Pfründe zu verschaffen, und ihm sehr glänzende Aussichten zu eröffnen, wenn er sich seiner Leitung überlassen wo[illegible]; wozu sich jener, der in seines Freundes Rechtlichkeit kein Mißtrauen setzte, sehr gern verstand. Vor allen Dingen rieth der Alte seinem Schützling, ein wenig freier in seinen Sitten, wenn auch nur dem Scheine nach, zu seyn. Der schwache Mensch — so sagte er — fürchtet und hasset den Tadellosen, denn er siehet in ihm einen strengen Richter seinen

seiner Handlungen; und wen man Ursache zu hassen und zu fürchten hat, den befördert man nicht. - Diedrich befolgte diese Weisung, und fand, daß sein Mentor Recht habe; denn sobald man anfing zu muthmaßen, daß er auch menschliche Schwächen habe, und ihnen zuweilen unterliege, wurde man zutraulicher gegen ihn, und je nachdem er fehlerhaft und ein gewöhnlicher Mensch schien, stieg er in der Meinung seiner Gönner. „Lasset Euch herab, — rieth ferner der Alte — Euren Gönnern zuweilen eine Schmeichelei über ihre Gelehrsamkeit, Klugheit, oder über diejenige Eigenschaft zu sagen, in der sie gerade am wenigsten stark sind. Ihr thut dadurch nichts, als das bestätigen, was sie ohnehin von sich glauben, und machet sie Euch verbindlich.“ Kuba machte Einwendungen dagegen, doch der Alte schlug sie mit seinem Waidspruch zu Boden, daß der Zweck die Mittel heilige, und behauptete, er könne, wenn er einst zu einer hohen kirchlichen Würde gelanget sey, diesen

durch Lehre und Beispiel tausendfach gut machen; jetzt sey seine heiligste Pflicht, sich einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, den er bei einer übelangewandten Gewissenhaftigkeit nie erhalten werde. Auch dieser Lehre des erfahrnen Rathgebers wurde befolgt, und das Wohlwollen der Beschützer Diedrichs nahm zu; die nur auf eine Gelegenheit zu warten schienen, ihm Beweise ihrer Gunst zu geben. Endlich wurde ein Kanonikat am Stift St. Johann zu Lateran erledigt, und der Alte schlug seinem Freunde vor, sich darum zu bewerben. Diese Prälatur war nicht nur mit dem Titel eines Bischofes in Partibus verbunden, und hatte also wirklich Bischofsrang, sondern sie war auch der nächste Weg zu einem Erzstift und zu einem Kardinalshute. Zwar mußte der päpstliche Kämmerling bestochen, und dem Papste selbst ein Geschenk von fünftausend Goldgulden gegeben werden, allein die Pfründe trug dies reichlich wieder ein, und für den Vorschuß versprach der Alte zu sorgen.

So lockend dieser Vorschlag auch war, so konnte Kuba sich doch nicht so geradezu dazu entschließen, ihn in Anwendung zu bringen, weil er sich dadurch des Lasters der Simonie schuldig gemacht hätte. Zwar die Aussicht war glänzend und er konnte seine Laufbahn nicht glücklicher eröffnen, doch der Weg, den er dazu einschlagen sollte, schien ihm verwerflich. Sein Freund wandte seine ganze Ueberredungsgabe an, ihn dazu zu vermögen, und beinahe war seine Bedenklichkeit überwunden, da fiel ihm das Angelegentliche desselben auf, und der Gedanke ein: Wie, wenn dieses ein Fallstrick deines Feindes wäre? Da er in sich eine beinahe unwiderstehliche Lust zu Annahme der Pfründe fühlte, und doch eine innre Stimme ihm sagte, daß er nicht wohl daran thue, so rief er den Namen Adolar! und sein Freund verließ ihn, indem er ihn einen aberwitzigen Narren schalt. Er sah ihn nicht wieder, und alle seine Gönner schienen ihn nicht mehr zu kennen; daher blieb er nicht zweifelhaft, wer

der Alte gewesen sey, und wozu er ihn habe verführen wollen. Er erstaunete über seine Verblendung, und fühlte nun erst das Gefährliche der Grundsätze, die ihm der Verführer hatte eigen machen wollen. Da er einsah, daß es ihm nimmer gelingen würde, in Rom auf dem geraden Wege eine geistliche Würde zu erlangen, so verließ er diese lasterhafte Stadt, und kehrte nach seiner Heimath zurück.

Er fand in Hartenfels seine Angehörigen nicht mehr; denn alle deckte schon das Grab, und auch der Einsiedler war zur langen Ruhe eingeschlummert. Die mehresten Besitzungen seines Großvaters waren als Reichslehn an den Kaiser zurück gefallen; den Rest, dessen Erbe er war, verkaufte er, nahm dann Abschied von den Gräbern seiner geliebten Anverwandten, und zog nach Preußen, um sich dort bei irgend einem Domkapitel um ein geistliches Amt zu bewerben.

Er hatte eine glückliche Zeit zur Reise gewählt, denn er traf eben in Frauenburg ein, als sich der Bischof mit dem Kapitel wegen der Wahl eines Domherren entzweit hatte, und da keiner dem andern nachgeben wollte, so traf man endlich von beiden Theilen den Ausweg, unserm Kuba die Domherrenwürde zu übertragen, der dadurch seinen Wunsch, seine Laufbahn hier zu eröffnen, erfüllt sah. Seine Gelehrsamkeit erwarb ihm eine allgemeine Achtung; selbst der Bischof hielt ihn sehr werth, und er hatte alle Ursache, mit seinem Schicksal zufrieden zu seyn, da er in seinem noch nicht weit vorgerückten Alter Ehre, Ansehen und bedeutende Einkünfte genoß. Unter den übrigen Domherren waren viele unterrichtete Männer, die gleich ihm die Wissenschaften liebten, und in rühmlichem Wetteifer den Umfang ihrer Kenntnisse zu erweitern strebten, daher war sein Leben hier auf eine edle Art genußvoll, und er würde vollkommen glücklich gewesen seyn, wenn nicht eine Lei-

benſchaft, die ohnvermerkt in ſeinem Herzen Wurzel faßte, ihm manche bittre Stunde gemacht hätte. Ihn fing nämlich der Neid zu quälen an, und dieſes ging auf folgende Weiſe zu. Alle ſeine geiſtlichen Mitbrüder beim Domkapitel geſtanden ihm einmüthig den Preis der größeren Gelehrſamkeit zu, und dieſes verdiente er, denn er war wirklich einer der gelehrteſten Deutſchen ſeiner Zeit; aber wenn davon die Rede war, ſo nahmen ſie eben ſo einmüthig davon den Domherren Nickel Kopernick aus, von dem ſie behaupteten, daß, in Hinſicht der Kenntniſſe, ſeines Gleichen nicht gefunden würden. *) So tief, wie er, hieß es einſtimmig, ſey noch niemand in das Reich des

*) Wer den groſen Mann Kopernikus nennt, begehet ein Unrecht an Preußen. Er war ein Preuße von Geburt, und ſchrieb ſich Kopernick. Dieſes c vor dem k wäre entſcheidend für ſeine deutſche Abkunft, wenn man auch ſeinen Geburtsort Thorn nicht wüßte.

Wissens eingedrungen, und die Anwendung, die er von seinen Kenntnissen mache, sey so wohlthätig für die Menschheit, daß er die größte Verehrung verdiene. Er hatte vermittelst seiner großen mathematischen Kenntnisse unglaublich scheinende Sachen zum Besten seines Vaterlandes ausgeführt. Durch große Berge, über tiefe Abgründe hatte er Wasserleitungen geführt, und die Städte Königsberg, Frauenburg und Graudenz mit Wasser versorgt. *); künstliche Druckwerke von seiner Erfindung trieben das Wasser auf ansehnliche Berge, um hochgelegene Ortschaften damit zu versorgen; durch Kanäle und meilenlange Dämme entwässerte er Sümpfe und Moräste, und schaffte sie in

*) Durch Königsberg fließt zwar der Pregel, aber der hochgelegne Theil der Stadt und sämmtliche Mühlen werden aus dem Oberteich bespeiset, der sein Wasser durch den Landgraben erhält, und dieses ist ein Kanal, den Kopernick graben ließ.

fruchtbare Aecker und Wiesen um: mit einem Worte: das Leben dieses Mannes war eine Wohlthat für sein Vaterland. Jedermann glaubte, daß er auch in den geheimen Wissenschaften erfahren sey, denn unerklärbar war es, woher er die unermeßlichen Summen nahm, die seine Werke kosteten; auch sahe man ihn oft den gestirnten Himmel beobachten und magische Kreise ziehen; woraus sich schließen ließ, daß er die Astrologie und Magie trieb. Kuba hatte die nähere Bekanntschaft dieses Mannes noch nicht gemacht, denn der Zutritt zu ihm war nicht leicht, da er stets in seinem Studierzimmer eingeschlossen war, und selbst in die Versammlung des Kapitels nur selten kam. Er war nach dem, was er von ihm gehört und von seinen Werken gesehen hatte, begierig, ihn genauer kennen zu lernen, und nach mehrmaligem vergeblichen Bemühen gelang es ihm endlich, bei dem großen Manne vorgelassen zu werden. Mit tiefer Bewun-

drung wurde er von den unermeßlichen Kenntnissen dieses Mannes, erfüllt, dessen großer Geist sich zu nie erstiegnen Höhen geschwungen hatte; er mußte sich gestehen, daß sein Wissen gegen das dieses Weisen zur Unbedeutenheit herab sank, und daß das Gerücht noch zu wenig von ihm gesagt habe.

Nicht weniger wie sein Wissen, war die Bescheidenheit des erhabnen Greises bewundrungswürdig. Von seinen kühnsten Werken sprach er, wenn er aufgefordert wurde, darüber zu reden, wie von Sachen, die keiner besondern Aufmerksamkeit werth waren, und rechnete es sich als kein Verdienst an, seinem Vaterlande so ausgezeichnet nützlich gewesen zu seyn. Aber demohngeachtet lag in seinem Betragen eine Würde, die unwiderstehlich zur Verehrung hinriß. Man glaubte ein höheres Wesen vor sich zu sehen; und auch der geistvollste fühlte sich tief unter diesem Riesengeiste, dessen große Gedanken ganz

zu fassen, noch keinem gelungen war. So freundschaftlich aber Kopernick unsern Diedrich auch aufnahm, und so zuvorkommend er ihm seine Freundschaft antrug, so fühlte sich dieser doch gedemüthiget; denn zum erstenmal war er einem Geiste begegnet, vor dem der seinige sich tief neigen mußte, und zum erstenmal traf er auf einen Gelehrten, der ihm in allen Fächern der Wissenschaft so unendlich überlegen war. In seine Bewunderung der grenzenlosen Verdienste dieses Mannes mischte sich eine Regung des Neides, die zu bekämpfen er vergebens bemühet war. Dieses hielt ihn aber nicht ab, ihn oft zu besuchen, denn er sahe ein, wie viel er von ihm lernen konnte, und Kopernick ertheilte ihm auf sein Bitten Unterricht in der Mechanik und in der Chemie, worin er vorzüglich stark, Diedrich aber unerfahren war.

Diedrichs Umgang mit Kopernick dauerte mehrere Jahre fort, und je näher er mit

ihm bekannt wurde; je mehr sich das große Talent dieses Mannes vor ihm aufschloß, je inniger wurde er überzeugt, daß er dem erhabnen Fluge seines Genius nie folgen könne; und je fester wurzelte in seinem Gemüthe der Neid darüber. Vielleicht zufällig, vielleicht aber auch aus einer Wirkung der Eifersucht, um Schwächen an einem Manne zu entdecken, die bis jetzt aufzuspüren ihm noch nicht gelungen war, machte er die Bekanntschaft mit einem jungen Menschen, der früher Famulus bei Kopernick gewesen war, und forschte ihn über das Privatleben seines gewesnen Meisters aus. Dieser bestätigte, was das Gerücht sagte: nämlich, daß Kopernick die Magie triebe, und nur mit ihrer Hilfe sich so große Kenntnisse erworben habe, und so unglaublich scheinende Dinge ausrichten könne. Er berichtete von Zeit zu Zeit noch manches, was dem Charakter des Domherrn eben nicht zur Ehre gereichte, und was Diedrich, für dessen Neid

dieses eine erwünschte Nahrung war, mit Vergnügen anhörte. Unter andern erzählte er, daß jener sich auch mit Verfertigung der Stickluft beschäftige, und stets davon ein Fläschchen auf seinem Schreibtische stehend vorräthig habe. Er äußerte, daß, seiner Meinung nach, der Gebrauch, den er von dieser tödtlichen Luft mache, wohl in keinem Falle rühmlich seyn könne, und ließ nicht undeutlich merken, daß dem Kopernick ein Menschenleben wenig gelte, wenn es darauf ankomme, seinen Ruf zu behaupten oder zu vergrößern. Obgleich der Fankulus keine Thatsachen anführte, so war doch Diedrich sehr geneigt, ihm Glauben beizumessen, da es seinem Ehrgeiz wohlthat, in dem Charakter eines Mannes Flecken zu finden, der so weit den Seinigen überglänzte. Sein Neid gegen Kopernick ging in wirklichen Haß über, da er ihn bat, ihm Unterricht in der Magie, von der er voraussetzte, daß es die weise sey, zu geben, und jener ihm seine

Bitte bestimmt und für immer, doch auf eine Art abschlug, die es zweifelhaft ließ, ob er seine Kenntniß in jener geheimen Wissenschaft eingestehe oder nicht. Diedrich wurde jetzt in allem Betracht durch Neid, Eifersucht und Haß unglücklich, und war auf dem Wege, ein schlechter Mensch zu werden.

Einst, als er gerade seinem Unmuth nachgehangen hatte, besuchte er den Kopernick, und fand diesen in seinem Studierzimmer auf seinem Bette fest schlafend. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ihm umging, so durfte er, ohne unbescheiden zu seyn, an seinem Schreibtische Platz nehmen, und in den Arbeiten des Schlafenden herumstören. Ein dickes, mit einem Schlosse versehenes Buch fiel ihm zuerst in die Augen, und bei näherer Betrachtung fand er die Aufschrift „Lehren der weisen Magie." Er versuchte es zu öffnen, doch umsonst; das Schloß war wohl befestigt, und der Schlüssel dazu

nicht zu stehen. O, wer dies öffnen und darin lesen könnte, dachte er, welche Schätze von Weisheit müssen darin enthalten seyn! Welchen Umfang von Glück und Ehre könnte ich erlangen, wenn es mein Eigenthum wäre. Mit einem Seufzer legte er das Buch zurück, und nahm eine Schrift zur Hand, die, wie aus der kaum noch trocknen Dinte sichtlich, so eben erst beendigt zu seyn schien. Er las mit steigender Verwunderung, und wollte seinen Augen nicht trauen, als er das nie Gedachte, nie Geahnete hier, mit einer jeden Zweifel niederschlagenden Klarheit, entwickelt fand. Neue Welten lagen vor seinen Augen aufgeschlossen da. Die Erde war aus ihren Angeln gehoben, sie drehte sich um die Sonne, und den Planeten war eine neue Laufbahn angewiesen. Eine neue Welt hatte Kopernick gleichsam geschaffen; mit kühnem Blick war er bis zur Werkstatte der Schöpfung gedrungen; hatte des großen Meisters weisen

Plan belauscht, und konnte der staunenden Welt Auskunft über die Bahn der Himmelskörper geben. Welchen unendlichen Ruhm, welche unermeßliche Ehre wird er sich dadurch bei seinen Zeitgenossen und bei der Nachwelt erwerben! Mehr wie der Name der glücklichsten Feldherren, der mächtigsten Könige wird der seinige von kommenden Zeiten geehrt werden; hellstrahlend zeichnet ihn diese Entdeckung in's Buch der Unsterblichkeit ein! Der Neid flammte stärker in ihm empor. Der Wunsch stieg in ihm auf, daß ihm dieser Ruf zu Theil werden, daß er es seyn möchte, der der Welt den Lauf des Planetensystems bekannt machte. Der Ehrgeiz brachte die Stimme der Pflicht zum Schweigen, und immer stärker wurde in ihm die Begierde nach dem Ruhm. Auch die Habsucht gab ihre Stimme dazu, und brachte ihm die Schätze in Erwägung, die sein werden könnten, wenn er im Besitz jenes magischen Buches sey. Keine Menschen

waren in der Nähe; die Flasche mit Gift stand auf dem Tische, und der Gedanke flog in ihm auf, den Schlafenden zu ersticken, und sich des magischen Buches und der Schrift über das Planetensystem zu bemächtigen. Einen Augenblick wankte er noch, doch der böse Wille ward in ihm mächtig. Schon griff er mit der Hand nach der Flasche, da blickte er auf den [illegible] und sahe die stille Ruhe in dem Antlitz des Weisen, und seine bessere Empfindung siegte, und er konnte den Namen Adolurt rufen. Jetzt öffnete Kovernick die Augen; ein Lächeln, wie das eines Verklärten, strahlte aus seinem Blicke, und er rief: „Heil Dir, Dein guter Engel hat gesiegt! Du hast den Versuchungen widerstanden, denen Dein Verhängniß Dich unterwarf: Dir schadet nicht förder Satans List! Ich sah Deinen Kampf; ich sah Deinen Sieg: der Fluch Deines Ahnherrn ist gelöset.“ Diedrich war hochverwundert über

diese

diese Rede, und bat um Auskunft über die Art, wie Kopernick mit seinem Wesen und mit seinem Innern bekannt geworden sey? „Forsche nicht weiter — entgegnete dieser — Dir genüge, daß ich es weiß. Ich weiß und kann mehr, als ich Dir zu sagen vermag; doch dem Menschen ist geheime Kunst gefährlich, darum soll er nicht darnach streben.“ — Bei diesen Worten zündete er ein Feuer im Kamine an, und warf das magische Buch in die Flammen. „Dieses aber — rief er, indem er mit der Hand auf das Planetensystem wies — will ich zur Ehre Gottes verkündigen, und wenn Du, mein Bruder, in stiller, sternenheller Nacht den Lauf der Planeten betrachtest, dann leuchte, wie der hellste Stern des Firmaments, die Erinnerung an diese Stunde in Dein Herz, in der Du, groß wie der Unsterblichen einer, Dich selbst besiegtest. Jetzt gehe heim, denn Wichtiges erwartet Deiner! Diedrich ging tief erschüttert

Beyer

1906.10770

Gespenstersagen

herausgegeben

von

Rauschnick.

Zweites Bändchen.

Marburg und Cassel,
bei Johann Christian Krieger.
1820.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Inhalt.

	Seite
I. Die Vorschau	1
II. Der Fluch der Ahnfrau . . .	26
III. Die Saat des Verderbens . . .	90
IV. Das Zaubergelübde	177
V. Die Grabesbraut	230

Bayer

I.

Die Vorschau.

„Mit übernatürlichen Dingen muß man keinen Scherz treiben“ sagte Tante Klaudia im verweisenden Tone, als einst Mademoiselle Duvernon, Fräulein Jukundens redselige Gouvernante, einen Besuch bei der weisen Frau in Vorschlag brachte, um ihrer Pflegebefohlenen den künftigen Gemahl sehen zu lassen.

Sie glauben doch nicht, Gnädige, es sey Zauberei dabei im Spiel? entgegnete die Bonne.

„Ich glaube was ich will!“ rief empfindlich die Tante, „genug eine solche Vorschau ist ein Frevel, wovor fromme Christen einen Abscheu haben müssen. Ich hoffe sie werden diese Idee nicht weiter verfolgen.“

Ey behüte! es war ein bloßer Einfall, und nie meine Meinung ihn zu verwirklichen.

Fräulein Jukunde, die bei diesem Wortwechsel, den sie mit anhörte, eine stumme Rolle spielte, war die einzige Tochter des steinreichen Herren von Schwarzensee, der sich nach einer wild verlebten Jugend einst ziemlich spät zur Ehe entschlossen hatte, daher nicht Liebe, sondern nur sein fürstliches Vermögen, ein armes aber schönes Fräulein bestimmte, ihm ihre Hand zu geben. Jukunde, die Frucht dieser Verbindung, erhielt eine vornehme Erziehung; das heißt ihre lebenslustige Eltern überließen die Sorge für ihre Bildung einer wohl bezahlten Gouvernante, die keine Mühe sparte aus ihrem Zöglinge eine ächt französische Dame vom guten Ton zu machen. Das Fräulein war ein munteres, leichtfertiges Mädchen, stets den augenblicklichen Einfällen ihrer Laune folgend, und weder gut noch böse zu nennen. Sie wußte, daß sie schön und einst eine reiche Erbin sey, deßhalb behandelte sie, als sie das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, die Männer ziemlich stolz, wozu die Lehren ihrer Erzieherin nicht wenig beitrugen. Diese schwatzte

ihr nämlich stets von dem Glück eines hohen Ranges vor und versicherte, es könne ihr bei ihrer Liebenswürdigkeit und bei dem einst zu hoffenden Vermögen nicht fehlen, die Gemahlin eines Mannes von dem höchsten Stande zu werden, wenn sie sich nur recht kostbar mache und die jungen Herren, die Absichten auf ihre Hand verriethen, in einer ehrfurchtsvollen Entfernung hielte. Der Befolgung dieser Anleitung hatte Julinde es vielleicht zu danken, daß ihr Herz noch im siebenzehnten Jahre frei von Liebe war.

Mademoiselle Duvernon war eine Gouvernante, wie es die mehresten sind; ein gewöhnliches Weib ohne alle Bildung des Geistes und Herzens, voller Vorurtheile und Dünkel, die sich außer einer ziemlichen Geläufigkeit mit den Manieren der feinen Welt und ihrer Genfer Mundart keiner sonderlichen Fähigkeit als Erzieherin rühmen konnte. Sie trug herzlich schwer an der Bürde ihres jungfräulichen Standes, daher war sie stets mit Heirathsgedanken beschäftiget und hätte gar zu gern von der weisen Frau, einer in der Vorstadt wohnenden Bettel, die ein Gewerbe mit Chartens

schlagen, Kaffeegießen und Kristallsehen trieb, erfahren, ob ihr vom Schicksale noch ein Mann bestimmt sey. So wenig sie es auch Wort haben mochte, so glaubte sie doch fest an dergleichen Künste. Aber sie fürchtete für ihren Ruf, wenn sie allein hinginge sich die Zukunft entschleiern zu lassen, deshalb brachte sie wie zufällig das Gespräch auf eine Vorschau, in der guten Hoffnung, Fräulein Kundchen würde den Gedanken auffassen und auf dessen Ausführung bestehen. Diese wurde in der That neugierig, und da sie als verhätscheltes Schooßkind ihrer Eltern gewohnt war ihre Wünsche gleich im Augenblicke des Entstehens erfüllt zu sehen, so drang sie auch jetzt, nachdem sich die Tante entfernt hatte, mit Ungestüm auf einen Besuch bei der weisen Frau. Die Gouvernante hatte dieß erwartet, stellte sich aber, als ob sie nur ungern dem Verlangen des Fräuleins nachgebe, und ließ sich von ihr das Versprechen eines unverbrüchlichen Stillschweigens leisten, ehe sie einwilligte.

Sie wählten zur Ausführung ihres Vorsatzes einen dunkeln Abend, hüllten sich in lange Schleier ein und traten in Begleitung

der ehemaligen Amme des Fräuleins, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnten, den Weg nach der Hütte der Wahrsagerin an. Die Amme, von den beiden Neugierigen mit dem Zwecke ihres Besuches bekannt gemacht, unterließ nicht, sie von ihrem Vorhaben abzumahnen und stellte ihnen das Sündliche ihres Unternehmens vor. Sie ließen sich aber dadurch nicht abhalten und verlachten sie, da sie ihnen Beispiele von den übeln Folgen eines solchen Vorwitzes erzählte. Doch als sie dringender wurde, hieß man sie schweigen und ihr blieb nichts übrig als mit weinenden Augen ihrem Fräulein zu folgen.

Nicht ohne Zagen betrat Jukunde die Wohnung der weisen Frau, in der ihr eine düster brennende Lampe eine Menge seltsamer, zum Theil schauderhafter Geräthschaften sichtbar machte, die zu dem unheimlichen Gewerbe der Besitzerin zu dienen schienen. Phiolen und Retorten von sonderbarer Form standen auf Brettern an den Wänden umher, Schlangenhäute und Thiergerippe wechselten damit ab und auf einem schwarzbehangenen Tische lag ein Todtenschädel, der mit einem Dolche durch-

stochen war. Wirkte der Anblick dieser Gegenstände schon schreckhaft auf die beiden Frauenzimmer, so that es die Gestalt der Wahrsagerin noch mehr, die ganz dem Bilde entsprach, das sich eine gereizte Einbildungskraft gewöhnlich von einer Hexe macht. Die zahlreichen Furchen in dem Gesicht der Alten deuteten auf ein hohes Alter, doch widersprachen die feurigen, scharfgeschlitzten Augen, die raschen Bewegungen und die unstäte Lebhaftigkeit des Weibes ihrem verlebten Antlitze. Ihre brennend rothe Nase krümmte sich gleich einem Habichtsschnabel abwärts, der breite, lippenlose Mund war nicht sparsam mit Haaren umgeben und unter dem hervorragenden Kinn, das beinahe die Nasenspitze berührte, wölbte sich ein ungeheurer Kropf. Mit rauher krächzender Stimme fragte sie die Kommenden um ihr Begehren. Als sie es vernommen hatte schien sie über das Verlangen verwundert, wackelte mit dem Kopfe hin und her und sagte dann: so etwas gehe so gerade zu nicht an, denn die Vorschau eines künftigen Gemahls könne in der Regel nur am Andreasabende, in der Neujahrsnacht oder am Ostermorgen statt finden;

jedoch wolle sie überlegen, ob sie ihrer Bitte entsprechen könne. Sie hieß die beiden Damen verweilen und entfernte sich, um sich, wie sie sagte, mit ihrem Meister darüber zu besprechen.

Dem Fräulein wurde bange unter den schauerlichen Umgebungen und die Gouvernante mußte ihre ganze Beredsamkeit anwenden, um ihr Muth einzusprechen. Jukunde wollte die Hütte der Wahrsagerin verlassen, doch beruhigte sie sich allmählig, weil die Neugierde das Grauen besiegte.

Die Alte, die sich in eine neben anstossende Kammer begeben hatte, ließ lange auf sich warten; endlich erschien sie und gab folgenden Bescheid: Das Fräulein könne ihren künftigen Gemahl nur unter dem Bedinge sehen, wenn sie dem Leichname eines in ihrer Familie verstorbenen Mannes einen Ring abziehe und den ihrigen, den sie gewöhnlich trage, dafür anstecke. — „Dir Schätzchen kann ich denn auch ohne dieß deinen künftigen Mann zeigen“ setzte sie, zur Gouvernante sich wendend hinzu.

Jukunde erschrack vor der Zumuthung, doch die Französin meinte: das würde sich ja

wohl machen lassen und gab den Rath, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Man wollte die Wahrsagerin für ihre Mühe belohnen, sie nahm aber nichts an, sondern hieß die Bezahlung bis nach vollendeter Sache versparen.

Die Amme, die auf der Straße die Rückkunft des Fräuleins von der weisen Frau erwartet hatte, wollte nun wissen wie der Besuch ausgefallen sey, allein Mademoiselle Duvernon, nicht ohne Grund fürchtend, jene würde Jukunden abrathen, weiter in ihrem Vorwitze zu gehen, speisete sie mit Erdichtungen ab, und bat ihren Zögling in französischer Sprache, ein Stillschweigen über die Aeusserungen der Alten zu beobachten.

Jukunde fand es trotz ihres Leichtsinnes bedenklich das Verlangen der Wahrsagerin zu erfüllen. Aus bloßem Vorwitz in die schauerlichen Grüfte hinab zu steigen und die Asche ihrer Vorfahren zu beunruhigen schien ihr frevelhaft; eine innere Stimme nannte jetzt ihre Frage an die Zukunft etwas höchst sträfliches und ihre Scheu ein Unrecht zu begehen bekämpfte die gereizte Neugierde. Aber die Erzieherin war unerschöpflich in Gründen, [illegible]

durch die Sache in ein unschuldiges Licht gesetzt wurde, unterließ nichts um bei Jukunden den von der Furcht unterdrückten Wunsch in die Zukunft zu blicken wieder anzufachen, und wußte ihr die Vorschau des künftigen Gemahls so lockend darzustellen, daß sie endlich jedes Mittel dazu sich gefallen ließ. Darüber einigschritt man auf folgende Weise zur Ausführung.

Wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, in der Herr von Schwarzensee wohnte, lagen dessen Stammgüter, auf denen sich die Familiengruft befand, in der alle Vorfahren der Schwarzenseeischen Familie seit mehreren hundert Jahren bestattet worden waren. In jener Gruft durfte man hoffen den erforderlichen Ring zu finden. Das Fräulein wußte sehr leicht von ihren Eltern die Erlaubniß zu einer Lustreise nach den Gütern zu erhalten und reisete nur allein in Gesellschaft ihrer Erzieherin dahin ab.

Als sie auf dem Schlosse zu Schwarzensee angelangt waren, stellte sich ihrem Vorhaben ein unerwartetes Hinderniß in den Weg. Es wollte nämlich niemand etwas von dem Schlüssel zum Grabgewölbe wissen, welches seit läng-

ger als vierzig Jahren nicht geöffnet worden war, und alles Suchen darnach war vergebens. Schon ergab man sich darin unverrichteter Sache nach der Stadt zurück zu kehren, als es dem alten Küster einfiel, daß aus einer Kapelle ein halb verfallner Gang zur Gruft hinabführe, dessen morsche Thüre sich vielleicht auch ohne Schlüssel öffnen lasse. Man machte den Versuch und er gelang. Das Fräulein und Duvernon stiegen nun in Begleitung des Küsters in das Gewölbe hinab, ließen sich mehrere Särge öffnen und fanden in einem, dessen Form ein ziemlich hohes Alter verrieth, einen männlichen Leichnam an dessen entfleischten Fingerknochen ein Ring mit einem rothen Steine stack. Jukunde nahm diesen unbemerkt zu sich und schob der Leiche dafür ihren Ring, in welchen ein Saphyr gefasset war, in die Stelle. Nur mit Zittern vollbrachte sie diesen Tausch, eine namenlose Angst bemächtigte sich ihrer, und sie mußte, um nicht hinzusinken, sich an ihre Begleiterin halten. Dieser wurde jetzt selbst nicht wohl zu Muthe, es reute sie das Fräulein zu dieser Beraubung eines Todten verleitet zu haben, und sie hätte Jukunden ge-

rathen den geraubten Ring wieder an seine Stelle zu legen, wäre der Sarg nicht bereits verschlossen gewesen. Sie entfernten sich aus der Gruft, doch noch lange, nachdem sie den schauerlichen Ort verlassen hatten, konnte das Fräulein ihre Angst nicht los werden, über die endlich doch ihr Leichtsinn und die Beredsamkeit der Bonne siegten.

Gern wären sie gleich am ersten Abende nach ihrer Zurückkunft in die Stadt zur alten Prophetin gegangen, aber Tante Klaudia, die Schwester des Herren von Schwarzensee, die gewöhnlich auf dem Lande lebte, jetzt aber seit mehreren Wochen bei ihrem Bruder zum Besuche war, befand sich unpäßlich und verlangte die Gesellschaft ihrer Nichte. Man mußte daher die Neugierde unbefriedigt lassen, bis die alte Dame genesen und abgereiset war, worauf man denn nicht säumte sich zur Wahrsagerin zu begeben.

Diese schien sie erwartet, und sich auf ihren Besuch vorbereitet zu haben. Das abentheuerliche Geräthe des Zimmers war verschwunden und hatte einer bunten Tapete Platz gemacht, mit der die Wände behängt waren;

statt des schwarz bedeckten Tisches stand ein kleiner Altar und hinter diesem hieng ein Spiegel, den ein weisser Schleier bedeckte. Sie selbst war in schwarzer Seide gekleidet und hieß die Erscheinenden mit einem freundlichen Grinzen willkommen.

Sie fragte das Fräulein: ob sie auch überzeugt sey, daß der Ring einem aus ihrer Familie angehöret habe? und gestand im andern Falle nicht für ein etwaiges Unglück gut seyn zu können. Jukunde versicherte den Ring selbst einer Leiche in der Gruft ihrer Ahnen abgezogen zu haben, worauf dann die Wahrsagerin sich bereitwillig zeigte, ihr den künftigen Gemahl sehen zu lassen.

Die Alte nahm den Ring dem Fräulein ab und legte ihn auf den auf dem Altare befindlichen Todtenschädel, dann brachte sie eine Kohlenpfanne herbei, warf Rauchwerk in die Kohlen, wovon das Zimmer mit einem angenehmen Duft erfüllt wurde. Nun las sie aus einem großen Buche eine Beschwörungsformel her, zog dann den Schleier vom Spiegel und hieß Jukunden hineinschauen. Sanfte lieblische Töne wurden hörbar, der früher dunkle

Spiegel erhellete sich und ein schöner, reichgekleideter junger Mann wurde darin sichtbar, der sich tief gegen das Fräulein neigte und darauf langsam verschwand. Diese wurde angenehm überrascht von der Schönheit der Gestalt, beschenkte die Alte reichlich und gestand: ihr habe schon längst ein dunkles Bild von dieser Erscheinung vor der Seele geschwebt. Mademoiselle Duvernon wünschte nun auch ihren künftigen Gatten zu sehen und ging die Alte darum an. Lange wollte diese sich dazu nicht verstehen, und bediente sich mancherlei Vorwände, um der Gewährung dieses Wunsches überhoben zu seyn; doch umsonst; die Gouvernante mahnte sie an ihr Versprechen und sie mußte es erfüllen. Sie verdeckte den Spiegel wieder, machte die Zerimonie des Räucherns und Beschwörens noch einmal und dann gebot sie der Erzieherin den Spiegel selbst zu entschleiern und hinein zu schauen. Voll sehnsüchtiger Neugierde blickte die Bonne hin und wurde eine Affenähnliche Gestalt gewahr, die sie höhnisch angrinzte. Mit einem lauten Schrei wandte sich die in ihrer Erwartung Getäuschte ab und überhäufte die Wahrsagerin mit

Schmähungen. Aber die Alte fragte spöttisch: ob sie ihr denn die Macht zutraue ihr künftiges Loos bestimmen zu können? und bat sie mit dem, was ihr das Schicksal zugedacht habe, zufrieden zu seyn.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen gingen Jukunde und ihre Führerin nach Hause. Duvernon, die sich durch das, was sie gesehen nicht geschmeichelt fühlte, bemühete sich die Erscheinungen für Spiegelfechtereien der Alten auszugeben; dagegen Jukunde, die an der schönen Gestalt des ihr verhießenen Bräutigams Gefallen fand, sich den Glauben daran nicht nehmen liess. Jene fing an zu schmollen, was dem Fräulein lieb war; denn um so weniger wurde sie von dem Geschwätz der Erzieherin belästiget und konnte desto ungestörter den süßen Träumen nachhängen, in die ihre Phantasie sie einwiegte, die ihr das Glück an der Seite eines so holden Jünglinges zu leben mit schimmernden Farben ausmahlte. Ueberraschend war ihr aber die Aehnlichkeit der im Spiegel erblickten Gestalt mit einem Bilde; das schon längst vor ihrer Seele gestanden hatte, ohne daß sie sich entsinnen konnte je

mals ein Urbild davon in der Wirklichkeit gesehen zu haben.

Herr von Schwarzensee, der bei seinem hohen Alter nicht mehr hoffen durfte einen männlichen Erben zu erhalten, hegte längst den Wunsch Jukunden verheirathet zu sehen. Des Fräuleins Liebreiz und ihr einstiger Reichthum lockten eine Menge junger heirathslustiger Männer herbei, unter denen allerdings mehrere einer Beachtung werth waren. Das stolze Mädchen wußte sie aber sämmtlich in einer scheuen Entfernung von sich zu halten, keiner hatte sich noch erkühnt mit ihr von Liebe zu sprechen, und keiner es gewagt um ihre Hand zu werben. Der Vater liebte sie zu sehr, um ihr gegen ihre Neigung einen Gatten aufzubringen; er hoffte alles von der Zeit und ihrem Herzen und beschloß es abzuwarten, bis ihre eigene Wahl sie für Einen bestimmen würde. Er hatte vergebens gehofft. War früher Jukundens Herz noch zu unbefangen, um von einem Mann gefesselt zu werden, so wurde es jetzt dagegen von einem Blicke erfüllt, das den Inbegriff ihrer Wünsche ausmachte, und ihr bei weitem reizender

dünkte wie alle Männer, die sich ihr nä-
heten.

Dem Vater wurde endlich doch die Zeit zu lang; er fürchtete es nicht zu erleben sein Herzblatt vermählt zu sehen und dachte auf Mittel seine Tochter auf eine gute Art zu einer Verbindung zu bewegen. Er glaubte seinen Zweck durch eine vertraulichere Annäherung junger Männer an Jukunden am sichersten zu erreichen, und da die Lebensweise in der Residenz solches nicht wohl erlaubte, so verlegte er seinen Wohnsitz während des Sommers auf das Land.

Sowohl der überwiegende Hang zur Geselligkeit, als auch die eben erwähnte Absicht im Betreff seiner Tochter, veranlaßten den Herrn von Schwarzensee große Gesellschaften bei sich zu versammeln. Es wurde nie leer bei ihm an Gästen, Feste reiheten sich an Feste und die munterste Freude schien ihren Sitz in seinem Schlosse aufgeschlagen zu haben. Jukunde gefiel sich in diesem Taumel, alle junge Männer machten ihr den Hof und sie nahm die Huldigungen derselben als den ihrer Schönheit gebührenden Zoll auf, ohne durch Zuvorkommenheit einen von ihnen aufzumuntern.

Hier löſete ſich das Räthſel mit der Aehnlichkeit, die ſie zwiſchen der Erſcheinung bei der Wahrſagerin und einem ihr dunkel in Gedanken ſchwebenden Gegenſtande gefunden hatte. Es hing nämlich in dem großen Saale des Schloſſes unter den Ahnenbildern ihres Stammes auch eines, das jener Geſtalt zum Sprechen glich. Selbſt die Farbe des Kleides und das Ordensband ſtimmten überein. Sie verweilte nun gern im Saale und verlor ſich oft in dem Anſchauen des Gemäldes, deſſen Züge ſie ſo innig anſprachen. Der Vater bemerkte dieß und äußerte ſein Befremden darüber, da ihm gerade dieſes Bild ſeiner Verſicherung nach höchſt widerlich war. Er erklärte das Urbild dieſes Gemäldes habe einſt unſägliches Unglück über ſeine Familie gebracht und ſey die Urſache, daß ſein Stamm nicht auf der deutſchen Reichsgrafenbank Sitz und Stimme habe. Das Fräulein bat um näheren Aufſchluß, und er erzählte folgendes:

„Die Grafen von Tiefenberg waren Erbfeinde unſeres Hauſes und benutzten jede Gelegenheit ihm zu ſchaden. Alle Mittel die von andern adlichen Häuſern und ſelbſt von

dem Landesherren versucht wurden, die beiden Familien zu versöhnen blieben fruchtlos; ja ihre Feindschaft schien mit den Jahren zu wachsen und unheilbar zu seyn. Endlich zeigte sich eine Hoffnung zur Ausgleichung des alten Zwistes, denn Graf Reinwerk, der älteste Sohn des Grafen Tiefenberg, liebte ein Fräulein aus dem Hause Schwarzensee. Der alte stolze Graf versagte seine Einwilligung zu der Heirath seines Sohnes. Doch Reinwerk liebte viel zu innig, um seine Neigung aufzugeben. Er achtete nicht das Bitten seiner Mutter, er fürchtete nicht den Fluch des erzürnten Vaters, sondern begab sich nach Schwarzensee, um daselbst seine Vermählung zu feiern. Alle Anstalten dazu waren getroffen, der Hochzeitstag brach an, da fand man den Bräutigam und die Braut todt im Bette. Die Ursache ihres Todes blieb in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man nahm davon Veranlassung den Vater der Braut als einen Mörder anzuklagen und ihm unter diesem Vorwande soviel Ungemach auf den Hals zu wälzen, daß er, obgleich kein gegründeter Verdacht gegen ihn obwalten konnte, nicht nur Aemter und

Würden, sondern auch zwei seiner bedeutendsten Lehnsherrschaften verlor. Die Familie Tiefenberg starb bald darauf, vielleicht in Folge eines rächenden Geschickes, aus. Graf Reinwerk wurde in unserer Familiengruft beigesetzt, wo er nun seit neunzig Jahren ruhet. Ein schwarzbeschlagener Sarg umschließet seine Asche."

Jukunde wurde von dieser Erzählung furchtbar ergriffen; denn gerade aus dem Sarge, den der Vater als den des Grafen Reinwerk bezeichnete, hatte sie den Ring genommen. Ihr wurde unheimlich zu Muthe und sie fing an einen Zusammenhang zwischen der Erscheinung und dem Bilde zu ahnen. Sie hatte Mühe ihre Fassung zu behalten und mußte sich entfernen, um den Zustand ihres Gemüths nicht zu verrathen. Von nun an konnte sie das Bild nicht ohne geheimes Grauen ansehen. Zwar mischte sich noch immer eine Art von Wohlgefallen darin, aber sie beschloß, durch die Erzählung des Vaters gewarnt, den Gedanken an jene Erscheinung zu unterdrücken.

Diese Geschichte ließ einen bleibenden Eindruck in dem Gemüthe des Fräuleins zurück

und brachte eine gänzliche Veränderung in ihrem Charakter hervor. Sie ließ von ihrem Leichtsinne ab, wurde ernsthafter in ihrem Betragen, und in die Stelle ihres sonst gewöhnlichen rücksichtslosen Muthwillens trat eine ruhige Würde. Ungern vermißten zwar ihre Gespielinnen Jukundens Munterkeit, da sie die Seele ihrer Zirkel gewesen war, dafür gewann aber ihr Benehmen in den Augen der jungen Männer, weil sie diesen nicht mehr wie sonst mit übermüthigem Stolze begegnete, sondern mit der zarten Achtung behandelte, die gebildete Personen unseres Geschlechts von den Frauen zu fordern berechtigt sind. Doch gab sie keinem von ihnen ein Zeichen der besondern Werthschätzung. Dem Vater blieb ihre Verwandlung nicht unbemerkt; er schrieb sie dem Entstehen einer Neigung für irgend einen ihrer Bewerber zu und verdoppelte nun die Lustparthien, um die Annäherung des erwalgen Geliebten an seine Tochter zu erleichtern.

Der eintretende Geburtstag Jukundens gab Veranlassung zu einem glänzenden Feste, an welchem Herr von Schwarzensee durch eine seinem Reichthume angemessene Pracht die Größe

seiner Vaterliebe ausdrücken wollte. Alles was von der feinen Welt der Residenz mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen stand, so wie der sämmtliche in der Nachbarschaft wohnende Adel war zu einem Gastmahl eingeladen, dem ein Ball folgen sollte. Außerdem waren noch eine Gartenerleuchtung, ein Feuerwerk und andere Lustbarkeiten veranstaltet, um das Wiegenfest der geliebten Tochter zu verherrlichen.

Schon der Morgen begann mit Feierlichkeiten. Eine sanfte Flötenmusik, von einigen Gästen veranstaltet, weckte das Fräulein aus dem Schlummer. Doch klangen ihr die Töne so wunderbar traurig und sie beklagte sich gegen ihre Kammerfrau über die schwermüthige Musik, die sie für die Melodie eines Sterbeliedes hielt. Als sie angekleidet war, nahte sich ihr alles, um ihr Glückwünsche und Geschenke darzubringen; zuerst die Familienglieder; dann die Fremden, und endlich die Hausoffizianten. Selbst die Dienerschaft wollte nicht zurückbleiben und überreichte ein Gedicht, von einem Kranze umwunden, und einen Blumenstraus. Sonderbar genug hatten die guten Leute zum Kranze Zypressen gewählt,

und um das Fräulein, die eine Blumenfreundin war, mit etwas recht Seltenem zu erfreuen, hatte man eine schwarze Nelke genommen und sie des Kontrastes wegen zwischen zwei weissen Rosen gesteckt. So gerührt Jukunde auch von der Aufmerksamkeit der Dienerschaft war, so wurde sie doch unangenehm von diesem Geschenke ergriffen, und mußte sich zwingen ihren Schrecken zu verbergen, als sie an den Blumen einen Leichengeruch zu entdecken glaubte. Ihre gute Laune war für den ganzen Vormittag dahin, und nur als das Schloß sich mit Gästen füllte, erhielt sie in der geräuschvollen Unterhaltung ihre frohe Stimmung wieder.

Der Tag verfloß unter rauschenden Freuden und der Abend brachte neue Vergnügungen mit. Der Garten war erleuchtet und allgemein bewunderte man die geschmackvolle Anordnung und die reiche Ausführung daran. Nicht weniger gefiel das prächtige Feuerwerk, nach dessen Beendigung die Gesellschaft in die glänzend erleuchteten Säle zurückkehrte, wo der Ball eröffnet wurde.

Herr von Schwarzensee hatte den Ruf ei-

nes gastfreien Mannes, dem jeder gesittete Gast willkommen war. Daher hatten mehrere der Eingeladenen Fremde mitgebracht, die ihm gänzlich unbekannt waren, und die er wegen der großen Anzahl der Gäste auch nicht näher kennen lernen konnte.

Unter diesen Fremden fiel Jukunden vorzüglich einer auf, der, nach seinem Anzuge und Betragen zu urtheilen, von hohem Range seyn mußte. Er schien wenig Antheil an der Fröhlichkeit der Gesellschaft zu nehmen, und verschiedene Gäste, die sie um den Stand und Namen des Fremden befragte, versicherten ihn nicht zu kennen. Getrieben von weiblicher Neugierde näherte sie sich ihm, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er spann mit Leichtigkeit die Unterhaltung fort, zeigte im Laufe derselben den feinen Ton des vollendeten Hofmanns, und wurde ihr durch manche tiefgedachte Bemerkungen, die aber einen Anstrich von Schwermuth hatten, anziehend. Er forderte sie endlich zum Tanze auf. Sie stellte sich mit ihm in die Reihen und nun bemerkte sie erst, daß er sprechend der Erscheinung bei der Wahrsagerin und dem Bilde, von dem ihr

der Vater erzählt hatte, glich. Widersprechende Gefühle durchströmten ihre Brust. Sie fühlte sich angezogen von der Gestalt, mit der ihre Phantasie sich so lange beschäftiget hatte, und doch bemeisterten sich ihrer ein unaussprechliches Grauen und ein Schauder durchbebte sie. Die Musik begann. Wer schildert ihre Angst, als sie eine Todtenhände in den Händen ihres Tänzers spürte und ihren Ring an seinem Finger sah. Leichenblässe überzog ihr Gesicht, Fieberfrost durchschüttelte ihre Glieder, die Füße versagten ihr den Dienst. Da blickte sie den schreckbaren Unbekannten an und sahe statt des schönen männlichen Gesichts einen Todtenschädel, der sie fürchterlich angrinzte.

Sie sank leblos zu Boden und der Fremde war verschwunden.

Alles gerieth in Aufruhr über die Ohnmacht des Fräuleins, der Ball wurde sogleich beendigt und man trug die Leblose auf ihr Zimmer. Mehrere Stunden waren alle Bemühungen sie ins Leben zurückzurufen vergebens. Endlich erhielt sie ihr Bewußtseyn wieder; doch ihr Erwachen zeigte deutlich, daß sie nicht

lange mehr der Erde angehören werde: es war das letzte Auflodern einer verglimmenden Kerze. Sie entdeckte den trostlosen Eltern ihren Besuch bei der Wahrsagerin, den Ringtausch und die Erscheinung auf dem Balle. Sie nahm Abschied von ihrer Familie in der festen Ueberzeugung, daß sie ein frühes Eigenthum des Grabes sey, dem sie sich frevenlich verlobt hatte. Die Eltern boten alle Mittel auf um das Leben der geliebten Tochter zu erhalten; Aerzte und Geistliche umgaben das Bett, um ihr beizustehen und die fliehende Psyche zurück zu halten. Es war umsonst. Der Tod machte seine Rechte geltend, das jugendliche Leben schwand und am dritten Tage weinten ihre verzweifelnden Erzeuger über Jukundens Leiche.

II.

Der Fluch der Ahnfrau.

Nach einer mündlichen Erzählung.

Der traurige Winter war mir unter anstrengenden Arbeiten verstrichen, deren Zweck die Erlangung des Doctorhuts war, wodurch ich mir den Weg zu Amt und Würden bahnen wollte. Die schweißtreibende Disputation war gehalten, der fette Schmaus verzehrt und ich athmete freier, denn jetzt konnte ich mich von dem angreifenden Studieren erholen, welches mich so lange an mein Schreibpult gefesselt hatte.

Aber nun forderte mein Körper, der bis jetzt der geduldige Diener des Geistes gewesen war, um so ungestümer die ihm gebührenden Rechte, als ich ihn nur zu lange wegen mei-

ner Kopfarbeit vernachläßiget hatte. Von Jugend auf war ich nämlich an Leibesübungen gewöhnt, die ich täglich unter allen Umständen und bei jeder Witterung trieb. Ich ging, ritt, fuhr, tanzte, je nachdem meine Laune es wollte oder meine Casse es erlaubte, und jeden Tag, mit Ausnahme des letztverflossenen Jahres, war ich wenigstens ein Paar Stunden auf den Beinen. Doch nun hatte ich mir vorgenommen, bis zu Ablauf meines vier und zwanzigsten Jahres den Doctorhut zu gewinnen, was mir, da ich mit Ruhm bestehen und im eigenen Bewußtseyn dieses Ehrengrades nicht unwerth seyn wollte, Anstrengung kostete. Ich widmete meine Zeit ohne alle Unterbrechung den Studien, entzog mir jedes Vergnügen, hielt jede Zerstreuung von mir fern und erreichte meinen Zweck. Aber meine Gesundheit fing darüber zu leiden an, die blühende Wange wurde blässer, das Auge trüber und mancherlei Uebel, die Folgen des Nachtwachens und eines überspannten Fleißes, erinnerten mich daran, in Zeiten Hülfe bei einem Arzt zu suchen.

Der Priester Aeskulaps, dem ich meine Leiden klagte, setzte mich durch seine bedenkliche

Miene nicht wenig in Furcht, und ich glaubte mein Todesurtheil in seinen Augen zu lesen. Er wiegte das weise Haupt hin und her, zuckte die Achseln, und versicherte mit feierlichem Ernst: daß mir eine fürchterliche Krankheit drohe. Ein einziges Mittel, sagte er, kann sie davon retten; dieses ist: eine schnelle Flucht davor. Eilen sie, machen sie Anstalten zur Abreise, begeben sie sich auf den Weg und kehren sie innerhalb Jahresfrist nicht zurück, sonst sind sie die gewisse Beute des Todes. Ich verstand den guten Doctor, die Hypochondrie war im Anzuge, und wen dieses Ungeheuer erst in seinen Krallen hält, der entringt sich ihm nicht so leicht. Und gut hatte mir der Ehrenmann gerathen; denn in der That, das bewährteste Mittel dieses Höllenkind, das, wo es einmal sich eingenistet hat, zerstörend an dem Lebenskeim naget, zu verbannen, ist eine Reise. Von jeher hatte ich große Lust zum Reisen gehabt; das gütige Schicksal gewährte mir jetzt Unabhängigkeit, Zeit und eine gefüllte Börse; daher hinderte mich nichts den Rath des Arztes, der so sehr mit meinen Wünschen übereinstimmte, zu befolgen. Ich war gleich

bereit dazu, bald waren meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und schneller als ich es selbst für möglich gehalten hätte, war ich auf dem Wege.

Der Frühling fing so eben an sein grünes Prachtgewand mit dem Farbenschmelz der Blumen zu schmücken; er hob das jugendliche Blütenhaupt zum wolkenlosen Himmel und hauchte seinen Balsamathem über die erwachende Erde. Alles lebte wieder auf, alles wogte, regte und bewegte sich und die aus dem starren Winterschlaf erwachte Natur freute sich ihrer Auferstehung. Mir war dieses Keimen, Grünen und Wachsen, dieses Freudenfest des rückkehrenden Lenzes zu anziehend, um mit Extrapost im verschloßnen Wagen schnell vorüber zu eilen; schon auf der nächsten Station kaufte ich mir ein Paar tüchtige Pferde, mein Johann machte den Kutscher und ich ging, so lange das Wetter und meine Füße es erlaubten, während der Wagen mit meinem Gepäcke vorausfuhr, um mit vollen, langsamen Zügen den Freudenbecher zu schlürfen, den der jugendliche Lenz mir, dem für seine Wonnen Empfänglichen, so milde bot.

Zwanzig Meilen mochte ich auf diese Weise zurückgelegt haben, als ich an einem Morgen, da ich schon ein Paar Stunden gewandert hatte, eine stattliche Burg erblickte, die über einer Waldecke hervorragte. Ritterschlösser haben für mich, wie beinahe für jeden Reisenden, ungemein viel Anziehendes; bei ihrem Anblick stellt sich die alte, längst verloschene Zeit, wo der Mann noch in seiner ganzen Kraft handeln durfte, wo ein schöner frommer Glaube das Herz mit seinem Frieden beseligte, wo die sittige Hausfrau noch den treuen Gatten mit allen Tugenden einer zarten Weiblichkeit und einer gemüthlichen Häuslichkeit beglückte; diese goldene Zeit stellt sich uns lebendig dar, und die noch erhaltenen Burgen stehen als rührende Denkmähler eines besseren Geschlechts, eines schöneren Zeitalters da. Je mehr ich mich der Burg näherte, je größer wurde mein Verlangen sie zu besehen, welches zu befriedigen ich um so eher hoffen durfte, da mehrere an ihrem Aeussern sichtbare Ausbesserungen mir verriethen, daß sie bewohnt sey.

Sie lag von der Waldecke nur durch ei-

nen ungewöhnlich breiten Graben getrennt, auf einem sanften Hügel, der wie der Graben selbst, über den eine gewölbte Brücke von mehreren Bogen führte, einen geschmackvollen Garten bildete, der durch seine einzig sonderbare Lage sich wie ein Pröbchen von Armidas Zauberkünsten ausnahm. Ich überschritt die Brücke und ging durch das hochgewölbte Thor, in dessen innerer Seite neben einer unbedeutenden Mönchsschrift die Jahrzahl 1410 in Stein ausgehauen war.

Das Innere der Burg bestand aus einem großen regelmäßigen Viereck, noch ganz im alten Style erbaut, doch hie und da mit neuen Fenstern versehen. Ich öffnete eine Thür und trat in eine weite Bogenhalle. Da ich hier niemanden antraf, so ging ich durch eine zweite Thüre in einen großen mit alten Gemälden verzierten Saal, in welchem ich gleichfalls kein menschliches Wesen fand. Mir wurde es beinahe unheimlich in dem weiten leeren Gemache, doch hielt ich es für unschicklich weiter zu gehen und beschloß hier das Erscheinen eines Menschen, dem ich meinen Wunsch das Schloß zu besehen eröffnen könnte, abzu-

warten. Mit diesem Vorsatze verweilte ich mich im Beschauen der alten kräftigen Ritterbilder, die in groser Menge an den Wänden umher hingen. Nicht lange hatte ich mich mit diesem Zeitvertreibe beschäftiget, als eine Thüre sich öffnete und eine bekannte Stimme mir zurief: Philip, um Gottes-Willen! Du hier? Ich wandte mich um und lag in den Armen meines Freundes, des Grafen von Tangenstein.

Mein Erstaunen war ohne Gleichen, und war der Graf überrascht mich, den er in Arbeiten vergraben dachte, hier zu sehen, so war ich geneigt unser Zusammentreffen für einen Traum zu halten; denn so viele ungewöhnliche Gegenstände hatten meine Einbildungskraft schon erregt und hier, wo mich die alterthümlichen Gegenstände so ganz der Gegenwart entrückt hatten, einen Freund zu finden, den ich funfzig Meilen von mir entfernt glaubte, das war mir höchst unerwartet.

Es ging natürlich zu. Mein Freund hatte einen alten kinderlosen Oheim, den bisherigen Herren dieser Burg, beerbt, und durch die Annahme der Erbschaft, so wie durch mancherlei Anordnungen in seinem neuen Besitz be-

schäftiget, es unterlassen, mir die Veränderung seines Wohnsitzes zu melden. Mich hingegen hatten meine Arbeiten und meine angeborene Trägheit im Briefwechseln abgehalten, ihn von meiner Reise zu benachrichtigen, von der ich ihm unterweges Kunde geben wollte, es aber aus Nachlässigkeit von einem Tage zum andern aufschob.

Der Graf und ich waren Spielkameraden gewesen, unsern Unterricht empfingen wir gemeinschaftlich von gleichen Lehrern und auf der Universität schlossen wir, von der Aehnlichkeit unserer Denkungsart und Neigungen dazu bestimmt, eine Freundschaft für die Dauer des Lebens. Er ging auf Reisen, und ich war der Einzige, mit dem er briefwechselte. Ich wußte seine Reisegeschichte auswendig; ich kannte alle seine Gedanken und Empfindungen und sein Herz lag vor mir offen, wie ein aufgeschlagnes Buch. Ich lohnte sein Vertrauen mit gleicher Offenheit; er kannte alle meine Geheimnisse.

Unsere Freude einander so unvermuthet wiederzusehen, war grenzenlos. Wir hatten beide schon längst das Bedürfniß gefühlt uns

zu sprechen, um so willkommner war uns also unser zufälliges Zusammentreffen, und gern willigte ich in das Verlangen meines Freundes einige Tage bei ihm zu verweilen.

War der alterthümliche Wohnsitz meines Freundes schon bei dem ersten Anblick anziehend für mich gewesen, so wurde er es bei näherer Besichtigung noch mehr. In der ganzen Einrichtung des weitläuftigen Schlosses sprach sich der Geschmack des Mittelalters deutlich aus. Die weiten gewölbten Hallen und Säle waren mit einfacher, altmodiger Pracht verzieret, alle Geräthe gediegen, schwer, von ungewöhnlichen Formen und kein neuer Putz, kein neues Gebrauchsstück mischte sich störend in den altväterlichen Hausrath. Doch war diese Anordnung nicht etwa eine Nachahmung der Vorzeit, sondern, wie mein Freund versicherte, wirklich alles so erhalten, wie es bei der ersten Einrichtung des Schlosses gewesen war.

Aus den Fenstern der oberen Stockwerke genoß man eine herrliche Aussicht in eine Gegend, die durch ihren Reichthum und durch die mannigfaltigen Abwechselungen zu den vorzüg-

lichsten des Landes gehörte. Besonders amuthig nahm sich darin der Vorgrund aus, den der klare Spiegel eines Sees schmückte dessen Silberwelle an dem jenseitigen Ufer einen Wald bespühlte, aus dem sich die ansehnlichen Trümmer eines gothischen Gebäudes hoben. Ah, rief ich, von der Schönheit des Prospekts überrascht, jene Trümmerparthie verräth Geschmack: gewiß eine Anlage des letzten Besitzers?

Mit Nichten! antwortete der Graf — es sind wirkliche Trümmer, unter denen sich noch eine wohlerhaltene Begräbnißkapelle befindet, die in der Geschichte meiner Familie eine Rolle spielt. Der Sage nach liegt eine Ahnfrau meines Stammes darin begraben und wie ich glaube die, deren finsteres, grauenhaftes Gesicht die schöne Reihe meiner Ahnen im großen Saale verunziert. Es gehen so manche Fabeln von dem Bilde und jener Gruft unter den Bewohnern dieser Gegend um, doch sind sie zu verworren und haben zu wenig Zusammenhang, um zu einem Gespenstermährchen, das sich angenehm lesen ließe, benutzt werden zu können. Noch zur Zeit habe ich keine Familienpapiere, die eine Nachricht über jenes

Gewölbe enthalten, aufgefunden, so gewiß ich sie auch anzutreffen erwartete. Die abentheuerlichen Märchen, die über jene Gegenstände noch in den Köpfen einiger alten Mütterchen und Greise spukken, werden also wohl mit diesen Greisen zu Grabe gehen, welches mir im Grunde recht lieb ist; denn höre ich zwar ein gut erfundenes Geistergeschichtchen recht gern erzählen, so mag ich doch nicht den Schauplatz davon auf meinen Grund und Boden verlegt sehen.

Die Aeußerung des Grafen hätte mir zwar ein Wink seyn sollen, das Gespräch über diesen Gegenstand zu endigen; allein ich liebte dergleichen Sagen viel zu sehr, um der Begierde widerstehen zu können, etwas Näheres davon zu erfahren, und bat deshalb meinen Freund, alles, was von jener Gruft erzählt würde, doch ja zu sammeln. Der Gütige versprach es, doch äußerte er, er habe mir einen Vorschlag zu thun, durch dessen Annahme ich selbst im Stande seyn würde, meine Begierde nach diesen Sagen zu befriedigen. Er bestand in folgendem: Ich sollte nach Beendigung meiner Reise meinen Wohnsitz für immer bei ihm

aufschlagen, ihm seine Rechtshändel führen helfen, und den Posten seines Amtmanns, dessen Inhaber hochbejahrt sey und wahrscheinlich nicht mehr lange leben würde, übernehmen. Unsere Freundschaft war zu innig, als daß ein solches Verhältniß ihr hätte Eintrag thun können. Ueberdem aber war mit diesem Posten ein besonderer, von dem Grafen unabhängiger Gerichtskreis verbunden, und mein eigenes nicht geringes Vermögen sicherte mir in jedem Fall eine ehrenvolle Selbständigkeit. Gern sagte ich daher meinem Freunde die Erfüllung seines Wunsches zu, der uns beiden, vermöge unserer gegenseitigen Anhänglichkeit eine angenehme Zukunft versprach.

Nicht ohne Wehmuth riß ich mich nach verflossenen acht glücklichen Tagen aus den Armen meines edeln Freundes los, der mir aufs Neue so viele Beweise seines schönen Herzens gegeben hatte. Wir verabredeten keinen Briefwechsel, denn was wir einander waren, wußten wir auch ohne wiederholte schriftliche Versicherungen. Ausser dem wollte ich die Länder durchreisen, die er gesehen hatte, daher konnte ich ihm keine Merkwürdigkeiten beschreiben,

die er nicht schon kannte und denn wußte er, wie ungern ich Briefe schrieb. Dagegen mußte ich ihm versprechen meine Abwesenheit nicht über den Zeitraum eines Jahres auszudehnen und bei meiner Zurückkunft geradezu bei ihm anzukehren.

Meine Reise, die gleich anfangs vortheilhaft auf meine Gesundheit wirkte, war von mehreren glücklichen Zufällen begleitet, die dazu beitrugen sie mir höchst angenehm zu machen. Ich traf größtentheils schön Wetter an, hatte zuweilen muntre Reisegesellschafter, machte die Bekanntschaft vieler geistreichen Männer und blieb von allen unglücklichen Ereignissen, denen Reisende zuweilen unterworfen sind befreiet. Die Bäder am Rhein gaben mir, außer manchen frohen Stunde, auch meinen verlornen Appetit wieder, auf den Schweizerbergen erhielten meine Nerven, die bei der Studierlampe eingebüßte Spannkraft zurück und in Neapels lauen Lüften war auch der letzte Rest des krankhaften Gefühls verschwunden, das mich früher gequält hatte. Keine schuldbewußte Vergangenheit ward eine Störerin meiner einfachen menschlichen Freuden, keine

Sorge trübte mir die Gegenwart, und die Zukunft versprach mir in der Nähe meines Freundes ein beneidenswerthes Loos. Gern riß ich mich, da meine Zeit verflossen war, von den hesperischen Gefilden los; mit Dankgefühl trennte ich mich von dem schönen südlichen Himmel, von den bezaubernden Sternennächten Italiens und eilte auf den Fittigen der Sehnsucht an das Herz meines Augenstein zurück.

Meine Eile hatte mich nicht verhindern können, ein Paar Wochen später, als ich versprochen hatte, zurückzukehren. Mein Freund erwartete mich mit Ungeduld; täglich war er den Weg gegangen, auf dem ich kommen mußte, und schon fürchtete er, mir sey ein Unglück begegnet, als ich ihn, da er gerade im Garten in tiefem Nachdenken verloren saß, durch meine Ankunft überraschte.

Seine lebhafte Freude über mein Erscheinen war mir nicht unerwartet, denn ich kannte ja seine treue Anhänglichkeit an mich. Aber ein Zug von Schwermuth, der durch seine Freude schimmerte und eine gewisse, ihm sonst nicht eigene Heftigkeit fielen mir auf. Ihm schien etwas auf dem Herzen zu liegen, was er strebte,

der verschlossenen Brust des Freundes anzuvertrauen, und was sich gleichwohl unwillkürlich in die Tiefe der Seele zurückdrängte. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich dieses an ihm bemerkte und bat ihn mir sein Herz zu öffnen. O, nur heute nicht! rief er, heute wollen wir uns der Freude des Wiedersehens überlassen und alle Thorheiten vergessen, die den befangnen Geist des Menschen verwirren; morgen bei weniger regem Gefühl, können wir einander beichten. Wir wurden bald ganz heiter und feierten beim vollen Glase, wie es ächten Deutschen ziemt, das Fest meiner Rückkehr.

Mit Sehnsucht erwartete ich am andern Tage die Stunde, in welcher der Graf mir sein Geheimniß mittheilen wollte, die sich durch Dazwischenkunft einiger Besuche bis zum Abend verzog. Wir waren endlich nach dem Abendessen bei einer traulichen Pfeife allein, da erinnerte ich ihn an sein Versprechen. Nur ungern, sagte er, erfülle ich jetzt deinen Wunsch; denn eine schauerliche Abendstunde eignet sich nicht wohl zu dem, was ich dir zu entdecken habe. Indessen fürchte ich dir eine schlaflose Nacht zu machen, wenn ich länger damit zu

rückhalte, auch ist es mir wirklich Bedürfniß, mich dir mitzutheilen, daher will ich nicht länger schweigen.

Meine Erwartung wurde durch diese Aeusserung aufs höchste gespannt, und meine Gedanken schweiften mit Blitzeseile umher, um, noch ehe seine Entdeckung begann, das Geheimniß zu erraten. Ich versetzte mich in die Vergangenheit und durchlief, indem mein Freund durch ein kleines Geschäft aufgehalten wurde, alle unsere gemeinschaftlich durchlebten Begebenheiten, um zu ermitteln, ob ein mir bekannter Vorfall Stoff zur Beunruhigung für den Guten geben könne. Doch vergebens! Unsere Jugend glich einem unbeschriebenen Bogen Papier in Kindeshand; dieses malt Striche und Figuren darauf, aber sie sind ohne Bedeutung.

Du kennest, hob Langenstein an, meine Gedanken über Gespenster und über das alles, von dem man sagt: es geht nicht mit rechten Dingen zu. Du weißt, ich war von jeher ein erklärter Feind des Aberglaubens; um so mehr wird es dich wundern, wenn ich dir bekenne in meiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit

der Geistererscheinungen wankend geworden zu seyn. Höre also was mir begegnet ist und hilf mir, wo möglich, mich aus einem Dunkel zurecht finden, worin ich mich je länger je mehr verwirre.

Mein alter Kammerdiener, ein Erbstück von meinem Oheim, kam eines Abends, als ich gerade Besuch aus der Nachbarschaft hatte, blaß und zitternd ins Zimmer, und bat mich heimlich in den Saal zu treten und einen seltsamen Lichtschein wahrzunehmen, der von einem Bilde ausströme. Ich folgte ihm, unwillig in einer anziehenden Unterhaltung unterbrochen worden zu seyn, und bemerkte in der That an einem alten Gemälde, das unter dem Namen der Ahnfrau von der Dienerschaft gekannt und gefürchtet wird, einen Schimmer, dessen Ursache ich nicht zu erklären vermochte. Er war hell genug, daß ich in der ziemlich vorgerückten Dämmerung die finstern, trüben Züge des alten Bildes erkennen konnte, welches zu leben und drohend auf mich herab zu blicken schien. Gern hätte ich das Leuchten des Gemäldes für einen optischen Betrug erklärt, allein es blieb sich gleich, aus welcher

Richtung ich es auch betrachtete. Da mein Besuch mich verhinderte genauere Untersuchungen über die räthselhafte Erscheinung anzustellen, so mußte ich vor der Hand die Sache auf sich beruhen lassen und mich damit begnügen, den Saal zu verschließen und den Schlüssel zu mir zu stecken, damit, wenn irgend ein Gaukelspiel Statt gehabt haben sollte, die Entdeckung davon nicht unmöglich gemacht werden möchte.

Ich brachte die nächste Nacht darauf schlaflos zu, da mich das Bemühen, das wunderbare Leuchten natürlich zu erklären, wach erhielt. Sollte sich jemand von der Dienerschaft unterstanden haben, sein Spiel mit mir treiben zu wollen? Sollte man mich durch eine Zauberlaterne, durch Phosphorus oder dergleichen getäuscht haben? oder sollte vielleicht eine erhitzte Einbildungskraft mich wie den Kammerdiener betrogen haben? Diese und ähnliche Fragen legte ich mir vor und wünschte mit Sehnsucht den Morgen herbei, um eine Untersuchung darüber veranlassen zu können.

Sobald ich angekleidet war schloß ich selbst den Saal auf, ließ mir eine Leiter bringen

und stieg zu dem Bilde hinauf. Der dicke Staub, den ich auf dem Gemälde liegen fand, überzeugte mich, daß man wenigstens zur Stelle keine Täuschung angewandt habe. Ich fragte nun den Kammerdiener um seine Meinung und dieser erklärte: das Leuchten des Bildes sey eine altbekannte, durch viele Beispiele bewährte übernatürliche Eigenschaft des Bildes, welches sich jedesmal ereigne, wenn der Jangensteinschen Familie irgend eine grosse Veränderung bevorstehe. Das war eine zu starke Aufgabe für meinen schwachen Glauben. Ich versicherte, ich würde das verrufene Bild in Stücken schlagen lassen, allein er sagte mir, er habe von meinem verstorbenen Oheim den Auftrag erhalten, mich abzumahnen das Bild, oder die im Walde gelegene Todtengruft zerstören zu lassen, und wies sich darüber mit einem an mich gerichteten Schreiben von meinem Oheime aus. Auch rechtfertigte er sich über den Vorwurf: daß er mir früher davon nichts gesagt habe, mit einem Befehle des Verstorbenen.

Eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu, die ich vor allem Alten habe, und Achtung gegen

den Willen eines Sterbenden bestimmten mich das Bild in Ruhe zu lassen. Meine Neugierde wurde aber auf das Todtengewölbe, welches ich noch gar nicht kannte, gerichtet, ich nahm mir vor es zu untersuchen und begab mich in Begleitung des Kammerdieners und einiger Bedienten dahin. Nicht ohne Mühe ließ sich die Gruft eröffnen, da die Schlösser seit langen Jahren nicht gebraucht worden waren. Ich stieg hinab in das nicht dunkle, aber dumpfe Gewölbe und fand darin außer mehreren zerfallenen Särgen, von denen der neueste wenigstens hundert Jahr alt seyn mußte, auch ein steinernes Denkmahl von plumper Arbeit, mit einer Bildsäule, die dem berüchtigten Bilde der Ahnfrau im Saale glich, zu deren Füßen der Name Jutta von Hanzenstein mit Mönchsschrift eingegraben war. Hier also lagen die Ueberreste des unruhigen Wesens, das noch so lange nach seinem Hinscheiden, zufolge der Versicherung des Kammerdieners, einen Einfluß auf das Schicksal meiner Familie äußern sollte! Der Gedanke kam mir höchst sonderbar vor, und war nicht geeignet Eingang bei mir zu finden, wiewohl die

ernste Stille in der Todtenhalle und der fürchterbar drohende Blick des alten Standbildes einen Schauer in mir erregte, der mich zwang den unheimlichen Wohnsitz der Verwesung bald zu verlassen.

An dem nächsten Abende wiederholte sich das Leuchten des Bildes, welches ich jetzt mit dem Kammerdiener allein lange und anhaltend beobachtete, bis mir der Anblick des Bildes durch seine grauenhafte Züge widerlich wurde. Kaum hatte ich den Saal verlassen, als mein Jäger blaß und zitternd ins Zimmer trat und mir meldete: ihm sey bey der Rückkehr von der Jagd das Gespenst der Ahnfrau begegnet.

Meine Empfindung bei diesem Berichte war höchst unangenehm. Betrügen konnte mich der treue, harmlose Bursche nicht wollen, der wie du weißt mein Liebling ist; sein Anblick gab mir den Beweis wie sehr er im Innersten seiner Seele von der Wirklichkeit der gehabten Erscheinung überzeugt sey; und doch konnte ich, der Aufgeklärte, dem stets dergleichen Geschichten ein Greuel waren, ihm Glauben beimessen? Ich suchte ihn in unbestimm-

ten Ausdrücken zu beruhigen, gebot ihm über die gehabte Erscheinung zu schweigen und überließ mich dem Nachdenken über diese räthselhafte Sache, welches mich freilich zu keinem Ergebniß führte.

Am Nachmittage des folgenden Tages jagte ich in Begleitung des Jägers in dem Forste und nahm, als mich die Dämmerung an die Heimkehr mahnte, den Rückweg längst dem See, an der Todtengruft vorbei. Der Zufall hatte mich ziemlich weit vom Schlosse entfernt, längst war der Abendstern sichtbar und die Dunkelheit rang schon mit der Dämmerung, als ich in die Nähe des Gewölbes kam. Gerade jetzt hatte ich, an etwas Anders denkend, die Sage von der Erscheinung vergessen, als der Jäger mich am Rock zupfte und nach der Gruft hinwies. Da stand eine bleiche Luftgestalt vor mir, den finstern Blick auf mich gerichtet und schien mit der aufgehobenen Hand mir zu drohen. Das Blut gerann mir in den Adern, eine Todeskälte durchbebte mich und mein Haar sträubte sich empor. Dennoch suchte ich mich zu fassen; ich schritt auf die Gestalt zu, obgleich der Jäger mich beim Arm ergreifend zurück-

halten wollte, aber das Schreckbild lösete sich vor meinen Augen in Nebel auf.

Du findest also deinen Freund durch eine unbestreitbare Erfahrung in einen Geisterseher verwandelt, und dieses ist ein Theil meines Kummers, da ich durch das, was ich gesehen habe mit meinen Grundsätzen uneins geworden bin. Deine Zurückkunft ist mir daher doppelt angenehm, denn du sollst mein Führer durch dieses Labyrinth seyn, damit ich mich nicht selbst verliere und in meinen Zweifeln unterg ehe. Ein anderes Bekümmerniß hat mit dem ersteren Zusammenhang. Ich liebe. Das schönste, herrlichste Mädchen das die Erde aufzuweisen hat, lebt seit kurzem in dieser Gegend und ihr Besitz ist der Inbegriff aller meiner Wünsche geworden. Ich darf mir schmeicheln ihr nicht gleichgültig zu seyn; keine Verhältnisse sind unserer Verbindung im Wege und doch werde ich meiner Neigung wegen von bangen Ahnungen gequält, denen mich zu entringen ich nicht vermag; denn irgend ein Unheil bringender Zusammenhang scheint zwischen meiner Liebe und der Erscheinung statt zu finden, weil gerade von der Zeit an, wo ich den Ge-

genstand meiner Neigung zum erstenmal sah, sich die gespenstische Abnfrau sehen läßt und ihr Bild leuchtet. Dieses Zusammentreffen läßet mich ein meiner Liebe drohendes Hinderniß fürchten, welches mich unglücklich machen wird, da ohne den Besitz jener Vortrefflichen das Leben für mich keinen Werth haben und mir unerträglich werden würde.

Hier schloß mein Freund seine Erzählung, die mich so überrascht als unruhig gemacht hatte. Er, der helle, vorurtheilfreie Kopf, der den Gesetzen der Vernunft sonst nicht ein Haarbreit vergab, war ein Geisterseher geworden? er, der junge, gesunde, blühende Mann, den sonst nie eine Schwäche, eine krankhafte Empfindung überraschte, dessen Kopf und Herz stets im schönsten Einklange standen, wollte durch seine Sinne überzeugt seyn, daß Gespenster dem Grabe entstiegen, um gewaltsam in das Leben der Menschen eingreifend zu wirken? Wie konnte ich hoffen etwas zu enträtheln und natürlich zu erklären, wo mein Freund, der stets weniger Schwärmer als ich war, schon eine feste Ueberzeugung erhalten hatte? Hier zweifeln hieß an dem Verstande meines Freun-

des zweifeln; daran glauben hieß allen Naturgesetzen Hohn sprechen. Ich war nicht überzeugt und doch verlor ich allen Muth zu Einwürfen. Fangenstein war durch seine Erzählung etwas ermüdet; ich durch meine innere Unruhigkeit verstimmt; wir sehnten uns daher beide nach dem Bette; wenn nicht aus Bedürfniß des Schlafs, doch um unseren Gedanken ungestört Gehör zu geben, da der eben abgehandelte Gegenstand uns überreichen Stoff dazu gab.

Am folgenden Morgen fassen wir noch bei dem Frühstück, als der Kammerdiener meldete: der schon seit einiger Zeit kranke Amtmann fühle sich ungewöhnlich schwach und wünsche den Grafen wegen einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Fangenstein bat mich ihn zum Kranken zu begleiten und wir gingen hin.

Der Amtmann, dessen zunehmende Schwäche mehr seinem hohen Alter wie der Krankheit zuzuschreiben war, erklärte: er habe von dem Oheime des Grafen ein Pack Familienpapiere mit der Weisung übergeben erhalten, sie dem Neffen nur dann einzuhändigen, wenn

derselbe heirathen wolle, oder wenn er selbst sich dem Tode nahe fühle. Da dieser letztere Fall nun eintrete, so halte er es für Pflicht dem Befehle nachzukommen. Er übergab nach dieser Eröffnung an Fangenstein ein ziemlich dickes versiegeltes Bündel Papiere, und versicherte, daß er mit dem Inhalt desselben bekannt sey, dem er vollen Glauben beimesse.

Es wäre grausam gewesen den Kranken, der Ruhe bedurfte, durch Fragen zu quälen; wir eilten daher zurück und eröffneten die vielversprechenden Papiere, nachdem der Graf die nöthigen Anstalten getroffen hatte, daß wir bei dem Lesen nicht unterbrochen würden. Wir fanden zuerst folgendes an Fangenstein gerichtetes Schreiben des Oheims.

Die Furcht von Dir, geliebter Neffe, verlacht, oder für einen thörichten Schwärmer gehalten zu werden, hat mich abgehalten, Dich noch bei meinem Leben und mündlich mit einem Umstande bekannt zu machen, der Deine Familie betrifft und die Besitzungen, die ich Dir hinterlasse. Jetzt, da durch diese Schrift meine Stimme nur noch aus dem Grabe zu Dir ertönt, finden vielleicht meine Worte mehr

Glauben bei Dir, als es wohl in meinem Leben der Fall gewesen wäre, da sie Dir ein Beweis sind, daß ich noch sterbend von der Wahrheit dessen überzeugt war, was ich Dir gegenwärtig mittheilte. Solltest Du etwaige Zweifel dagegen nicht überwinden können, so ehre wenigstens mein Andenken in so weit, daß Du der Vermuthung, ich habe Dich absichtlich täuschen wollen nicht Raum giebst, und erfülle wenn nicht aus Ueberzeugung, doch aus Achtung für den Wunsch eines Sterbenden meine weiter unten ausgesprochene Bitte. Um Dir deutlich zu werden muß ich Dich mit einem Theile meiner Lebensgeschichte bekannt machen, die selbst meinen vertrauten Freunden ein Räthsel blieb. Ich entschließe mich nur ungern dazu, doch macht meine Liebe zu Dir es mir zur Pflicht. Höre mich.

Noch im jugendlichen Alter, mit einer Brust voll kühner Hoffnungen, mit großen Ansprüchen auf Lebensglück, wurde ich Herr der Güter, die du von mir geerbet hast. Reich, unabhängig, an Seele und Körper gesund, machte ich mir Pläne zu einer glücklichen, freudenvollen Zukunft, und das Schicksal schien guten

Willen genug zu haben, meine stolzen Erwartungen in Erfüllung gehen zu lassen.

Zur Vollständigkeit meines Glückes gehörte, nach der Behauptung meiner Freunde, eine Gattin, um durch ihre Liebe meine Lebensfreuden zu verdoppeln, meine Genüsse durch ihre Theilnahme zu verschönern und meiner Thätigkeit Zweck und Bedeutung zu geben. Ich fand daß sie Recht hatten; mein Herz war frei aber auch leer, und um diese Leere zu füllen, mußte ich mir eine Lebensgefährtin suchen. Ich sahe mich unter den Töchtern des Landes um und bald hatte ich die gefunden, an deren Seite ich das Glück der Häuslichkeit zu genießen wünschte. Fräulein Amalie von Domberg, der Gegenstand meiner Neigung, war in jeder Hinsicht ein vollkommenes Frauenzimmer; keiner von den Vorzügen, die ein Mann an seiner Gattin wünschenswerth finden, fehlte ihr, und auch in Nebensachen, die gerade nicht durchaus zu einer glücklichen Ehe erforderlich sind, aber sind sie einmal da, gern gesehen werden, übertraf sie jede Erwartung. Sie war eine der ersten Schönheiten des Landes, besaß ein großes Vermögen, war von

maltem reinen Adel und kein Glied der Familie, aus welcher sie entsprossen war, machte dem alten berühmten Hause Schande.

Ich suchte die Gelegenheit auf mich zu nähern, fand den Ruf ihrer Vortrefflichkeit bestätiget, liebte sie und wurde wieder geliebt. Mit jedem Tage wuchs unsere gegenseitige Neigung; ich hielt um ihre Hand an und sie wurde mir zugesagt.

Dieß war die glücklichste Zeit meines Lebens. Mit einer unbegrenzten Zärtlichkeit liebte ich Amalien; sie fand in mir den Inbegriff ihrer Wünsche. Täglich sahe ich meine Braut in dem Hause ihrer Eltern, jede Stunde, die ich entfernt von ihr zubrachte schien mir meinem Glücke geraubt; mit Sehnsucht harrte sie stets auf meine Ankunft, und gewöhnlich fand ich sie schon auf dem Wege, mir entgegen kommend, wenn mein schäumendes Roß mich mit Windeseile zu ihr trug.

Ein alter Gerichtshalter, der seit vielen Jahren der Rechtspflege in den Gütern bei meinem Vater vorgestanden hatte, und in gleicher Eigenschaft von mir beibehalten wurde, kam einst in mein Zimmer und fragte mich:

ob ich mich mit einem Fräulein aus dem Hause Domberg vermählen wolle? und als ich seine Frage bejahend beantwortet hatte, äußerte er, es sey in diesem Falle seine Pflicht mir eine Schrift vorzulegen, die auf meine beabsichtigte Heirath Bezug habe. Verwundert nahm ich ihm die alte halbvermoderte Handschrift ab, deren Schriftzüge ein hohes Alter verriethen, und blätterte darin. Lange konnte ich zwischen dieser Schrift, die die Geschichte einer unserer Ahnfrauen enthielt, und meiner Vermählung den Zusammenhang nicht entdecken, und ich würde sie ohne Bedenken an die Seite gelegt haben, wenn mich ihr märchenhafter Inhalt nicht angezogen hätte. Beim weiteren Durchlesen fand ich endlich einen fürchterlichen Fluch von einer Stammfrau unseres Hauses über jedes Mitglied meiner Familie ausgesprochen, welches ein Fräulein aus dem Hause Domberg als Gattin heimführen würde. Dieser Fluch erschütterte und empörte mich zugleich und ich wäre nicht angestanden, die Handschrift in das brennende Kaminfeuer zu werfen, wenn nicht viele geschichtliche Notizen und ein höchst seltener Unterricht in ei-

ner geheimen Wissenschaft, von der Du im Verfolg meiner Erzählung Nachricht erhältst, mich zu ihrer Aufbewahrung bestimmt hätten. Daß der feurige Liebhaber sich von diesem Fluche nicht abhalten ließ durch die Hand seiner Geliebten glücklich werden zu wollen, wirst Du mir, wenn Du einst die Liebe kennen lernst, ohne weitere Versicherung glauben. Ich suchte das meiner Neigung entgegenstehende Verbot zu vergessen, besuchte nach wie vor meine Braut und war in der Hoffnung, bald am Ziele meiner Wünsche zu seyn, sehr glücklich.

Schon hatten wir die Zeit unserer Vereinigung bestimmt, der Verlobungstag war festgesetzt, dem in vier Wochen die Vermählung folgen sollte; ich machte bereits häusliche Einrichtungen für meine künftige Gattin, als ich eines Tages meine Amalie traurig und in Thränen fand. Lange wollte sie mir die Ursache ihres Kummers nicht entdecken, doch da ich einige Empfindlichkeit über ihre Zurückhaltung äußerte, gestand sie mir endlich: ihr werde durch fürchterliche Träume die Hoffnung geraubt an meiner Seite glücklich zu seyn. Sie

erzählte mir: zwei Nächte hindurch habe ihr der Traum eine bleiche, hohe Lichtgestalt vorgebildet, die mit rührender Stimme sie gebeten habe, von einer Vermählung mit mir abzustehen. Ihre Mutter, der sie jedesmal den Traum erzählt habe, sey zwar der Meinung gewesen, daß es nur bedeutungslose Spiele einer durch den Schlaf entfesselten Phantasie wären, und gern habe sie diesem Beruhigungsgrunde Glauben geschenkt; doch in der vergangenen Nacht sey aufs Neue eine Gestalt, aber nicht sanft und blickend wie die erstere, sondern fürchterlich und schreckbar erschienen, und habe gedrohet sie zu tödten, wenn sie es wagen würde mir ihre Hand zu reichen.

Meine Gründe, womit ich die mögliche Bedeutung des Traumes als einen lächerlichen Aberglauben zu bekämpfen suchte, waren kaum vermögend Amalien zu beruhigen; doch endlich gelang es mir, und sie wurde wieder heiter. Aber in meiner Seele blieb eine bange Ahnung zurück. Ich konnte mir den Zusammenhang zwischen dem Traume meiner Geliebten und dem Fluche der Ahnfrau nicht verhehlen und fing an für mein Lebensglück, welches ob-

ne eine Verbindung mit Amalien nicht denkbar war, zu zittern.

Eine kleine Reise, die meine Braut einst in Gesellschaft ihrer Eltern machte, und bei der sie meine Begleitung des Wohlstands wegen nicht annehmen durfte, hielt mich für ein Paar Tage zu Hause und der Unmuth über die Trennung von meiner Geliebten trieb mich auf die Jagd. Mir ging es wie jeden Verliebten, ich vergaß warum ich eigentlich ausgegangen war, dachte an kein Wild, sondern überließ mich meinen Träumereien und schlenderte, ohne auf den Weg zu achten, auf dem Felde und im Walde herum. Schon war die Sonne im Untergehen, als ich meine weite Entfernung vom Schlosse gewahr wurde, was mich bewog umzukehren und auf dem nächsten Wege nach Hause zu eilen. Ich kam auf meinem Rückwege dem alten Familienbegräbniß vorbei, und sahe dicht an der Thüre desselben eine Figur stehen, die ich aus der Ferne für den Förster hielt. Ich eilte darauf zu und wurde mit Schrecken gewahr, daß diese Gestalt nicht den Menschen, sondern der Geisterwelt angehöre und mit der Farbe des Grabes

angethan sey. Umsonst versuchte ich sie anzureden, die Zunge versagte mir den Dienst. Die Züge dieses Schreckbildes glichen genau dem Gemälde der Ahnfrau im großen Saale des Schlosses. Der starre, zürnende Blick des Gespenstes durchbohrte mich. Drohend hob es endlich die fleischlose Hand, da entwichen meine Sinne, ich sank zu Boden und sah mich, als ich wieder zu mir selbst kam, auf meinem Bette liegend, wohin meine Leute, die erst spät mich, den Ohnmächtigen aufgefunden, gebracht hatten.

Daß diese Erscheinung zum Zweck hatte, mich von der Verbindung mit Amalien abzuhalten, unterlag bei mir nun keinem Zweifel. Ich mußte mir dieß selbst gestehen, doch meiner Liebe deshalb entsagen konnte ich nicht, denn alle meine Ansprüche auf künftiges Lebensglück beruheten darauf. Der Gedanke an die Zukunft erfüllte mich mit banger Sorge. Das Grab öffnete seine dunkle Pforten, eine Bewohnerin der Geisterwelt stieg herauf, um mich von der Heißgeliebten zu trennen, und das Schicksal selbst schien gegen mein zu hoffendes Glück zu seyn, denn auch die Geister befolgen ja nur seinen Willen.

Ein Gefühl des schmerzlichsten Unmuths bemächtigte sich meiner. Was hat, so fragte ich, der wilde Haß eines grausamen Weibes, was hat ihr unsinniger Fluch mit der Liebe ihres späten Urenkels zu thun? Wie kann das Schicksal so ungerecht seyn, den bösen Willen einer Furie noch nach Jahrhunderten gelten zu lassen? Kann es sich wohl mit dem Wahnsinn eines rasenden Weibes gegen die entfernten Geschlechter ihres Stammes verbinden? Diese Fragen, die ich mir aufwarf, gaben mir meinen Muth wieder; mir schien eine nachtheilige Wirkung des Fluches auf mein Leben undenkbar, und allen Träumen und Erscheinungen zum Trotz beschloß ich an der Hand der geliebten Gattin glücklich zu seyn.

Amalie kannte noch nicht den Wohnsitz, dessen Gebieterin sie künftig werden sollte, ich veranstaltete daher, um sie mit meiner häuslichen Einrichtung bekannt zu machen, ein Gastmahl zu dem ich sie und ihre Eltern einlud. Der Tag war schön, die Gesellschaft gewählt und wir waren unendlich froh. Nach aufgehobener Tafel äußerte der Vater meiner

Braut den Wunsch, die innere Bauart des Schlosses zu besichtigen, ihm stimmten mehrere der Gäste bei, und ich führte die Gesellschaft in die vorzüglichsten Parthien des weitläuftigen Gebäudes, die wegen des vollständig erhaltenen Charakters ihrer Alterthümlichkeit allgemein bewundert wurden. Wir hatten unsere Wanderung beinahe vollendet, und kamen jetzt in den großen, wenig von mir gebrauchten Saal, in welchem die Bildnisse unserer Ahnen hängen. Die alten Bilder zogen die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich, ihre seltsame Tracht gab zu mancherlei Bemerkungen Anlaß, man lachte oder spottete über das starrliche, ehrenfeste Ansehen der bärtigen Ritter und über die steife Haltung der Frauen, und vorzüglich theilte Amaliens munterer Witz, mit dem sie Vergleichungen zwischen den Sitten der Vor- und Jetztwelt anstellte, allen meinen Gästen eine frohe Laune mit. Um vielleicht Stoff zu einem neuen Scherz aufzusuchen, wandte sie sich nach dem von den andern Gemälden entfernt hängenden Bilde der Ahnfrau, doch kaum hatte sie den Blick darauf geworfen, als sie mit einem Schrei leblos zu

Boden sank. Ich eilte zu ihr hin, erhob sie und brachte sie in ein anderes Zimmer, wo sie durch den Beistand der Damen ermuntert wurde; aber über die Ursache ihres Schreckens, das sichtlich noch nach der Rückkehr ihres Bewußtseyns in ihrer Seele fortwirkte, beobachtete sie ein tiefes Schweigen. Mir sowohl wie einigen Gästen war es indessen nicht unbemerkt geblieben, daß der Anblick des Gemäldes einen so grauenhaften Eindruck auf sie gemacht habe, auch kam es mir wie jenen vor, als wenn die verbliebenen Farben des alten Bildes, da Amalie darauf den Blick warf, plötzlich hell und lebhaft wurden.

Dieser Vorfall hatte das Vergnügen der Gesellschaft gestöret, meine Gäste entfernten sich bald und auch Amaliens Eltern machten Anstalt zum Aufbruch. Amalie gestand mir als ich einen einsamen Augenblick benutzte, sie um die Ursache ihres Schreckens zu befragen, das Bild sey der Gestalt ähnlich, die sie das letztemal im Traume gesehen habe, und ihr sey es vorgekommen, als wenn es sich bewege und sie drohend anblicke.

Als ich mich den Abend dieses Tages al-

lein in meinem Zimmer befand und über das Ereigniß mit Amalien nachdachte, wurde mir gemeldet, daß das Bild im Saale einen Schimmer ausstrahle. Ich ging hin und überzeugte mich von dieser seltsamen Erscheinung. Den nächsten Morgen befahl ich einem Bedienten, das mir jetzt doppelt widrige Bild abzunehmen und zu vernichten. Der Bursche wollte meinen Befehl vollziehen, doch die nächste wenige als schadhafte Leiter krachte unter ihm zusammen und er brach beide Arme. Um weiteres Unglück zu verhüten, gab ich meinen Vorsatz, das Gemälde zu zerstören, auf.

Eben wollte ich mich zu Amalien begeben, als ich von ihrem Vater folgenden Brief erhielt:

„In meiner Familie herrscht seit langen Zeiten die Sage, daß der Fluch einer Ahnfrau Ihres Geschlechts der Verbindung Ihrer Familie mit der meinigen für immer entgegen stehe. Ich habe diese Gerücht stets für ein albernes Märchen gehalten, das seinen Ursprung in der Spinnstube genommen hat; der gestrige Tag hat mich eines Andern belehrt. Die besorgungsvollen Träume meiner Tochter,

verbunden mit der auch von mir bemerkten Erscheinung an dem Bilde, in Ihrem Schlosse, beweisen mir die Wahrheit jener Sage und legen mir die Pflicht auf, den Willen der Vorfahren zu achten. Dieß ist der Grund, warum ich die Ehre mit Ihnen in nähere Verhältnisse zu treten nicht genießen kann, und Sie bitten muß, jeden Gedanken an eine Verbindung mit Amalien aufzugeben. Nur zu sehr fühle ich, was mein Kind und ich dabei verlieren, doch kann selbst die Berücksichtigung dieses Verlustes keine Aenderung in meinem Entschlusse hervorbringen, denn ich bin nicht vermessen genug, mich dem durch so sichtliche Zeichen ausgedrückten Willen des Schicksals zu widersetzen. Meine Tochter kennt ihre kindliche Pflichten viel zu gut und achtet sie zu sehr, um nicht meinem Befehl Ihnen zu entsagen, wie schwer es ihr auch werden mag, zu erfüllen. Ihr mir bekannter Edelmuth dagegen ist mir Bürge, Sie werden durch ein Beispiel ruhiger Ergebung den Kampf meines armen Kindes zwischen Liebe und Pflicht erleichtern und mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu glauben, daß ich nur mit schwerem Herzen der eisernen

Nothwendigkeit nachgebe, die mich um meine schönste Hoffnung bringt.“

Ich war vernichtet. Alle mein Streben gegen das unerbittliche Schicksal war vergebens; gebieterisch griff es in mein Leben ein und zerriß mit eiserner Hand das zarte Gewebe meines Glücks. Lange konnte ich zu keinem Entschlusse kommen, bald ergriff ich einen Vorsatz mit Heftigkeit, bald verwarf ich ihn wieder; jetzt wollte ich die Geliebte aufgeben, da es das Schicksal so laut und deutlich forderte, dann wollte ich sie wieder entführen und in einem fernen Lande unter einem Strohdache mit ihr leben. In meiner Brust wogten die widersprechendsten Gefühle, die mich zum Handeln unfähig machten und mich an den Rand des Abgrundes führten, der sich schauderhaft vor meinen Blicken aufschloß.

Endlich legte sich der Sturm meiner Empfindungen, die Vernunft behauptete ihre Rechte wieder, und ich konnte mich, wiewohl nicht ohne Trauer und Bangen vor der Zukunft, dahin bestimmen, die Entscheidung meines Geschickes Amalien zu überlassen. Ich gelobte mich ihrem Ausspruche unbedingt zu unter-

werfen; sie sollte die Schöpferin meines Glücks oder Unglücks werden; aus ihren Händen wollte ich Leben oder Tod empfangen.

Ich eilte hin zu ihr und wurde von den Eltern mit Kälte empfangen. Sie äußerten mir unverhohlen, sie hätten von mir die Schonung erwartet, ihrer Tochter eine peinliche Unterhaltung zu ersparen, die doch in keinem Fall in der Hauptsache etwas ändern könne. Sie nahmen mein Gefühl und selbst meine Liebe zu Amalien in Anspruch und gaben mir zu bedenken: ob ich wohl den Wunsch hegen könne, ein schuldloses Mädchen, das die Freude ihrer Eltern sey, dem feindlichen Einflusse einer dunkeln unbegreiflichen Macht bloß zu stellen und sie einem gewissen Verderben zu opfern? und versicherten, daß nichts in der Welt im Stande sey sie zur Einwilligung der Verbindung ihrer Tochter mit mir zu bewegen.

Gegen diese Gründe, denen meine eigene Ueberzeugung beistimmte, konnte ich durchaus nichts einwenden, doch bestand ich auf meiner Forderung Amalien noch einmal zu sehen. Die Eltern schienen durch meine Bitte in Verlegenheit zu gerathen, dennoch gewährten sie sie

mir. Der Schmerz sprach mich aus Amaliens Zügen so rührend an, daß ich kaum das Herz hatte ihr meinen Entschluß vorzutragen. Ich sah mich mit dem höchsten Feuer der Leidenschaft geliebt, bemerkte den bittern Kampf, den ihr die Trennung von mir kostete und gewahrte den tiefen Gram, der das schöne Herz um mich erfüllte. Aber dieser Schmerz, diese Trauer verkündigten mir im Voraus, wie sie entscheiden würde. Die Holde sagte mir: gern würde sie ihr Leben meinen Wünschen zum Opfer bringen, da ihr der Tod an meiner Seite nicht schreckbar sey; doch ihre Eltern, die sie mit unbegrenzter Zärtlichkeit liebten, verlangten die Vermeidung, der von der Erscheinung gedrohten Gefahr, und sie sey ihnen Gehorsam schuldig; wiewohl sie fühle, mein Verlust würde zerstörend an ihrem Lebenskeime nagen. Ich wagte nicht mehr dieß zarte Herz zu bestürmen, das über seine Kräfte zwischen Liebe und Pflicht rang. Diesen harten Kampf zu erleichtern willigte ich in ihr Verlangen sie nie mehr sprechen zu wollen: wir nahmen Abschied auf ewig, und nimmer sahen wir uns wieder.

Ein tiefer Gram nistete nun in meinem Busen, dumpfe Verzweiflung nagte mir am blutenden Herzen und das Leben war mir eine unerträgliche Last. So lebte ich mehrere Jahre einsam in meinem Schlosse, floh jede menschliche Gesellschaft und hätte vielleicht als ein entschiedener Menschenfeind geendet, wäre ich nicht durch die gutmüthige Zudringlichkeit eines bewährten Freundes meinem Trübsinne entzogen worden. Dieser suchte mich auf, wandte alle Mittel an, mich meinen Verlust vergessen zu machen und da alles andere fruchtlos blieb, überredete er mich zu einer Reise. Ganz Europa bin ich durchreiset, viele Jahre war ich von meiner Heimat entfernt, und als ich zurückkehrte, hatte sich mein Gram in eine sanfte Wehmuth verwandelt, die mich bis zum Grabe begleitet. Amaliens Schmerz deckte, als ich heimkehrte, schon längst die stille Gruft.

Jetzt komme ich, auf meine Bitte an Dich. Laß' das Bild der Ahnfrau, die Todtengruft am See und den unzugänglichen Thurm, der an der Südseite des Schlosses stehet, unberührt und wage es nicht eines oder das Andere davon zerstören, oder auch nur verändern

zu wollen, denn das Wohl und die Dauer unseres Hauses, dessen letzter Sprosse Du bist, stehet damit im Zusammenhange und Du würdest Menschenglück und Menschenleben aufs Spiel setzen, wenn Du frevelnd die Hand an diese Dinge legtest, an die das Schicksal das Loos unseres Stammes geknüpft zu haben scheinet. Nur die Sorge für Dein Glück heißt mich diese Bitte thun, die ich in die Hände meines Amtmanns und meines Kammerdieners gelegt habe, um sie Dir, wenn es Zeit ist, zu übergeben. Was den Fluch der Ahnfrau anbetrifft, so hoffe ich, wirst Du nie in den Fall kommen, ihn auf Dich zu laden; denn soviel mir wissend ist, lebt der letzte Sprößling des Hauses Domberg kinderlos in einem fernen Lande. Doch soll eine Erscheinung Dir ihren Willen kund thun, so widersprehe nicht, sondern sieh darin einen Befehl des Schicksals.

Noch bleibt mir übrig, Dir Auskunft von der Handschrift zu geben, aus der ich Aufschluß über die räthselhafte Ahnfrau erhielt. Ich gestehe Dir, daß ich sie vervollständiget habe, denn sie enthielt außer der Geschlechtserzählung auch einen Unterricht in der Magie, den ich

mir zwar eigen gemacht, und diese Wissenschaft darnach betrieben, sie aber als höchst gefährlich für den schwachen Menschengeist erkannt habe. Darum mußte ich sie vertilgen, damit sie nicht durch Zufall in die Hände eines Bösewichts, oder eines Schwachen käme: denn die geheimen Lehren höherer Weisheit, sind dem Menschen der noch nicht von Leidenschaften frei ist, was ein scharfes Messer in Kindeshand. Murre nicht, daß ich diese Versuchung von Dir entfernte. Das Geschichtliche jener Handschrift findest Du in der beiliegenden Schrift. Die Beilage enthielt folgendes.

Jutta von Fangenstein war die Hausfrau des Ritters, der von der Familie in dieses Land kam und sich die Burg, deren Trümmer neben dem See liegen, kaufte. Sie gebahr ihrem Gatten vier Söhne, von denen nur einer die Familie fortgepflanzt hat. Jutta war wegen ihres Stolzes, ihrer Habsucht und ihrer Bosheit in der ganzen Gegend verabscheuet, ihr Lebensbeschreiber misset das frühe Lebensende ihres Gemahls ihrer Gottlosigkeit bei und versichert sogar, sie habe Zauberei getrieben. Selbst ihre Kinder hatten von der bösen Ge-

müthsart dieses Weibes zu leiden, und nur Wolf ihr ältester Sohn war ihr Liebling, weil er geizig und grausam war, die Unterthanen schindete und den Nachbaren so viel Schaden und Abbruch that, als er vermochte. Er jagte auf fremden Wildbahnen, ließ das Vieh seiner Meierhofe auf den Wiesen der Nachbaren welden, grub ihre Mühlbäche ab und fischte in ihren Teichen. Die Nachbaren schlugen anfangs den Weg der Güte ein, um ihn von seinem Unrecht abzubringen, als das nicht half versuchten sie ihn durch Drohungen zu schrecken, und da auch dieses Mittel nichts wirkte, überfiel ihn Ritter Gerhard von Dornberg, als er im Begriff war das Wasser von dessen Mühle mit seinen Knechten ableiten zu lassen, nahm ihn gefangen und entließ ihn nicht eher seiner Haft, bis er sich mit sechszig Goldgulden gelöset hatte.

Der geizige Wolf konnte diesen Verlust nicht verschmerzen, er schwur dem Ritter Gerhard blutige Rache und bemühete sich ämsig eine Gelegenheit dazu zu finden. Endlich erfuhr er, daß Gerhard ohne Begleitung zu einem Gelag geritten sey, da beschloß er ihn

auf dem Heimwege zu überfallen und zu ermorden. Er legte sich zu dem Ende in einen Hinterhalt, überfiel den unbesorgt daher ziehenden Dombera und brachte ihm wirklich eine Wunde bei; doch der gewandte Ritter behielt Kraft genug sein Schwerd zu ziehen, und es dem hinterlistigen Buben ins Herz zu stoßen.

Zwei von Wolfs Knechten hatten den bübischen Anfall ihres Herren und dessen Bestrafung mit angesehen, sie zeugten für Gerhards Unschuld, daher blieb dieser von aller Rüge, sowohl des Fürsten als auch der heiligen Vehme frei; Jutta aber, die Mutter des Erschlagenen, wüthete und schwur der ganzen Familie Dornberg ewigen Haß. Vergebens strebte sie indessen ihre Söhne zur Rache zu entflammen, diese, die Gerhards gerechte Sache kannten, schlugen es ab sich zu Werkzeugen einer unvernünftigen Wuth brauchen zu lassen, und lange blieben alle Bemühungen des bösen Weibes der verhaßten Familie zu schaden vergebens.

Da sah Conrad, ihr zweiter Sohn, auf einem Gastmahl das Fräulein Agnes von Dorn-

berg und liebte sie. Er lebte zwar noch in dem Hause der Mutter, doch besaß er schon eigene Güter und war also unabhängig. Er bat das Fräulein um ihre Hand, und diese verwies ihn an ihren Vater. Der alte Domberg verhehlte dem Werbenden nicht, daß er seine Tochter lieber mit einem andern Ritter vermählet hätte, da der so blutig beendigte Zwist seines Sohnes mit Wolf leicht Veranlassung zu Vorwürfen in der Ehe geben konnte; doch wolle er sein Kind, da sie Neigung zu ihm zu haben schien, ihm nicht versagen, wenn er die Einwilligung seiner Mutter zu dieser Verbindung erhalten könne.

Konrad hatte wenige Hoffnung dazu, denn er kannte seine Mutter und wußte wie unversöhnlich sie haßte; doch was er nicht erwartet hatte geschah: sie willigte in seine Verbindung mit Dombergs Tochter ein. Agnes wurde nun bald von Konrad als seine Hausfrau heimgeführt und beglückte ihn durch ihre Liebe.

Schon gestand die junge Gattin errötend ihrem Gemahle die Hoffnung ihn mit einem Erben zu erfreuen, und bat ihn sie auf seine eigene Burg zu führen, da er so lange mit

ihr bei der Mutter gewohnt hatte; schon bestimmte er den Tag, an welchem er diesen Wunsch erfüllen wollte, als die Mutter ihm einen Auftrag von Wichtigkeit an das Hoflager des Fürsten gab, dem der gehorsame Sohn sich willig unterzog.

Darauf hatte die Boshafte ihren Racheplan gebauet, der selbst ihr eigenes Blut nicht schonete. Sie lockte die Gattin ihres Sohnes nach einem einsamen Wartthurme, dem nämlichen, der noch jetzt an der südlichen Seite des Schlosses stehet, stieß sie hinein, verschloß die starke eiserne Thüre und warf den Schlüssel in den See. In diesem Thurme mußte die Arme den Hungertod sterben. Vier Tage lang hörte man ihr Winseln; doch der Gatte war fern und kein Helfer in der Nähe, der die Bejammernswürdige vom qualvollen Tode hätte retten können.

Trotz der Vorsicht des weiblichen Teufels war diese Greuelthat doch nicht ganz ohne Zeugen geblieben, durch die Domberg das Schicksal seiner Tochter erfuhr. Er bot in der Eile seine Mannen auf, zog vor die Burg der Tyrannin, erstürmte und verbrannte sie, doch die

Tochter zu retten kam er zu spät, und die Mörderin entging seiner Rache dadurch, daß sie durch einen unterirdischen nur ihr allein bekannten Gang nach dem Bartthurm floh. Von da aus sahe sie ihre Burg erobern und verbrennen und hier sprach sie im Beiseyn höllischer Geister den fürchterlichen Fluch aus, der jeden Hangenstein trifft, der eine Frau aus dem Hause Domberg heimführet. Konrad wollte, als er zurückkehrte, den Tod der geliebten Gattin an seiner unnatürlichen Mutter rächen, aber ein frommer Priester hielt ihn von dieser Sünde zurück, entwaffnete durch seinen Trost den Unglücklichen und überredete ihn seine Sache einem höheren Richter zu überlassen.

Er heirathete wieder und wurde der Stammvater der Hangensteinschen Familie; auch bauete er das Schloß wie es gegenwärtig noch stehet. Seine zweite Gattin war ihrer Schwiegermutter an Gesinnungen ähnlich. Sie ließ derselben das Denkmahl in der Grabkapelle setzen und wahrscheinlich auch das Bild im Saale malen. Juttas Geist ging der Handschrift zufolge viele Jahre hindurch im

Schlosse um und beunruhigte dessen Bewohner, bis Konrads Enkel, ein Mann, der in geheimen Wissenschaften erfahren war, die er auf einer Reise nach dem heiligen Grabe erworben hatte, den irren Geist in jenen fürstlichen Thurm bannte, von wo aus er nur unter gewissen Umständen erscheinen darf. Dieser Thurm ist jedem unzugänglich, denn der Eingang dazu ist vermauert. Möge jeder Besitzer des Schlosses seine Neugierde bezähmen und nie ihn öffnen, damit nicht das Verderben ihn ergreife, das in seine dunkeln Mauern gebannet ist. — Der menschliche Verstand reicht nicht hin, den Zusammenhang der Geisterwelt mit der Menschheit aufzufinden, darum ist es frevelhaft den Schleier aufheben zu wollen, hinter dem sich das uns Unbegreifliche verbirgt. Der Kluge stellt sich nicht unbekannten Gefahren bloß, und fordert nicht die dunkeln Mächte des Schattenreichs in die Schranken, zu deren Bekämpfung ihm die Natur die Waffen versagte.

Hier endete des Oheims Handschrift, deren Inhalt uns den Glauben an das Daseyn der Gespenster aufdrang und jeden Zweifelmei-

nes Freundes an die Wirklichkeit der Erscheinung, die er selbst gesehen hatte, niederschlug. Unsere Empfindung war höchst unangenehm, denn wir wurden an etwas zu glauben gezwungen, das gegen unsere Vernunft stritt und dessen Daseyn wir stets als eine lächerliche Fabel verworfen hatten. Noch mehr wie ich wurde Fangenstein dadurch gequält, da er, wenn er das Stattfinden gespenstischer Erscheinungen einräumte, wie ihm nun wohl nichts anderes übrig blieb, er auch eine Beziehung des leuchtenden Bildes und der von ihm gesehenen Gestalt auf seine Liebe annehmen mußte, obgleich seine Geliebte nicht den Namen Dombera führte. Dieser Gedanke machte ihn sehr traurig und verdarb uns mehrere Tage hindurch jede Freude.

Endlich lockte uns ein schöner Morgen früher als gewöhnlich ins Freie. der schon etwas vorgerückte Lenz schien alle seine Zauber dem erwachenden Tage mitgetheilt zu haben, die Flur prangte mit tausend Reizen der milden grünenden Natur, die frische Morgenluft und die balsamischen Gerüche, die der Thau aus den Blumen und Blüten entwickelt hatte, ga-

hen unsern Nerven neue Spannkraft und wirkten belebend auf unsere Sinne. Vergessen war das dumpfe Brüten, worin wir die letztverflossenen Tage zugebracht hatten, unsere Psyche schwang die entfesselten Schwingen und wir waren innig froh.

„Sind wir nicht Thoren, rief Fangenstein, uns die schönen Stunden, die uns unsere Jugend und die Jahreszeit so freundlich darbieten, mit der traurigen Arbeit zu verkümmern, etwas enträthseln zu wollen, was uns seiner Natur nach ewig dunkel bleiben muß? Lassen wir doch künftig die böse Ahnfrau ihr Wesen treiben, so lange und so viel sie will, und findet ihr Erscheinen nun einmal Statt, so geben wir es zu und vermeiden die Oerter, die sie sich zum Tummelplatz erkohren hat. Was ihren Fluch anbetrifft, so bin ich der Meinung, der gute Oheim hätte es immer darauf wagen können, seine Braut als Gattin heim zu führen; denn ein ungerechter Fluch fällt stets auf den zurück, der ihn ausspricht. Ich wenigstens werde künftig nach dieser Ueberzeugung handeln.“ Ich pflichtete meinem Freunde bei und wir erhielten durch diese Ansicht

unsern Gleichmuth wieder, den wir durch die Grübeleien über jene unheimlichen Dinge verloren hatten.

Noch kannte ich die Geliebte meines Freundes nicht, denn sie hatte mit ihrer Mutter eine Besuchsreise gemacht, die sie mehrere Tage lang von ihrem Wohnsitze entfernte; jetzt, da sie zurückgekehrt war, lud Langenstein mich ein ihn zu ihr zu begleiten. Ida von Lessingen, dieß war ihr Name, besaß alle Vorzüge, um den Mann ihrer Neigung beneidenswerth zu machen, und ich fand die Schilderung, die mir der Graf von ihr entworfen hatte, nicht übertrieben. Ihr kräftiger, selbstständiger, vielseitig gebildeter Geist stand mit einem reichen, tiefen Gemüth im Einklange und bezauberte jeden, der mit ihm in Berührung kam, durch seine entschiedene Richtung zum Guten und Schönen; der reizende Körper entzückte durch die vollendete Form, durch die edelste Haltung und durch die Fülle des anmuthvollsten Jugendreizes. Jeder ihrer, dem Geliebten zugewandten Blicke forderte und gab eine unendliche Liebe, das seelenvolle Auge schwamm in holder Sehnsucht und ihr liebevolles, doch

von der zartesten Sittsamkeit verschönertes Hingeben bewies, daß sie ihre ganze Seligkeit in ihrer Liebe fand. Fangenstein verlor sich bei dem Wiedersehen des Fräuleins in einem namenlosen Entzücken, sein ganzes Wesen hatte sich in eine Empfindung aufgelöset und diese war eine unaussprechliche Liebe für Ida.

Und diese Seligkeit könnte der Fluch eines längst zu Staub zerfallenen Unholdes trüben? in diesen Himmel des reinsten menschlichen Glückes könnte ein Unheil drohendes Gespenst verderbend eindringen? Nein das ist nicht möglich! Mag die Gaukelei der Hölle immerhin ihr finsteres Spiel, die Sinne verwirrend treiben, sie hat es verloren: diesen Bund der Herzen zu zerstören reicht ihre Macht nicht hin, der Genius der Liebe schützet ihn. Dieß dachte ich bei dem Anblick der gegenseitigen Zärtlichkeit dieser edeln Seelen und äußerte es auch gegen meinen Freund, der jetzt mehr denn je entschlossen war, auf keine Erscheinungen weiter zu achten, sondern dem Schutz der freundlichen Macht vertrauen wollte, die sich so gern der treuen Liebenden annimmt.

Familienangelegenheiten nöthigten mich

jetzt auf einige Zeit Hangenstein zu verlassen und nach meiner Vaterstadt zu eilen, wo man mich längst mit Sehnsucht erwartete. Nur ungern ließ der Graf mich jetzt von sich, dem der Freund jetzt unentbehrlicher als je war, da sein von Wonnegefühlen überströmendes Herz eines Vertrauten bedurfte, dem es die Fülle seines Glückes zeigen könnte. Ich mußte ihm versprechen meine Geschäfte nach Möglichkeit abzukürzen und dann die Rückkehr ohne Säumen anzutreten. Gern gab ich ihm diese Versicherung, da mein Herz ohnedem mich zu ihm zurückzog.

Bei meiner Heimkunft an meinem Aufenthaltsorte fand ich indeß alles viel anders, als ich erwartet hatte. Der Verwalter meines Vermögens war durch eine anhaltende Krankheit gehindert worden, meine Angelegenheiten einem Andern anzuvertrauen, der unbekannt mit meinen Verhältnissen, eine Menge Verwirrungen veranlaßt hatte, die aufzulösen ich in einen Schwall von Geschäften verwickelt wurde, deren Ende sich nicht absehen ließ. Eine Erbschaft, die mir während meiner Abwesenheit zugefallen war, gab mir außerdem

vollauf zu thun, und so verlief ein Vierteljahr, ohne daß ich noch die Zeit bestimmen konnte, wenn ich aus den Händen der Advocaten und der Geschäftsleute kommen würde.

Unterdessen hatte Fangenstein verschiedene mal an mich geschrieben und mich an die Rückkehr gemahnet. Seine Briefe wurden immer dringender und zuletzt beschwor er mich, das Mögliche anzuwenden, um den Aufenthalt in meiner Vaterstadt abzukürzen, da ich ihm nöthiger als je sey. Ich beeilte mich so gut es gehen wollte, ertheilte Vollmachten in meinen Angelegenheiten, warf minder dringende Geschäfte bei Seite und achtete selbst manchen kleinen Verlust nicht, um meines Freundes Wunsch zu erfüllen. Auf diese Weise gelang es mir endlich mich loszureissen, und als der bunte Herbst mit seiner milden Pracht die Fluren schmückte, lag ich an dem Busen meines Freundes.

Ich fand diesen nicht so heiter, als ich es nach seinem mir geäusserten Vorsatze gehofft hatte. Zwar war er mit dem Fräulein von Lessingen bereits verlobt und im vollen Besitz ihrer Liebe, aber das Gespenst der Ahnfrau

hatte sich wieder mehrmals sehen lassen, und ihn mit den bangsten Ahnungen erfüllt. Meine ganze Ueberredungskraft mußte ich aufbieten, um die Furcht und den Mißmuth des Grafen zu verbannen, der, da er seine Ida mit der vollen Kraft seiner schönen Seele liebte, um so besorgter war, sie in ein böses ihm drohendes Schicksal zu verwickeln. Es gelang mir zwar nach und nach, vorzüglich durch die Erinnerung an den Vorfall jenes Frühlingsmorgens, seine Zaghaftigkeit zu verscheuchen, doch so ganz erhielt er die ihm früher eigene heitere Stimmung nicht wieder.

Endlich nahete der feierliche Tag heran, der die Wünsche des Liebenden Paares krönen sollte, doch sein Erscheinen war den Verlobten weniger heiter, als es die Stärke ihrer Liebe erwärten ließ. Schon am Vorabende des Festes war die Braut mit ihrer Mutter auf dem Schlosse des Grafen eingetroffen, und nach herkömmlicher Weise sollte ein Polterabend gefeiert werden. Bereits unter Weges hatte Ida das Unglück gehabt, daß die Pferde an ihrem Wagen wild wurden, wodurch die Kutsche umgeworfen und zerbrochen, der Kutscher aber

geschleift und verwundet ward. So heiter sie auch sich stellte, um den Bräutigam zu beruhigen, so war doch die Wirkung, die der Schreck auf sie gemacht hatte, sichtbar genug, um üble Folgen für ihre Gesundheit fürchten zu lassen. Vergebens bot ich alles auf, um eine fröhliche Stimmung in der Gesellschaft zu erwecken, die unbehaglichste Laune hatte sich eines jeden bemächtigt und alle Scherze kamen lahm und verfehlt hervor. Musik, Tanz, Pfänderspiele wurden nach und nach versucht, doch allen diesen Unterhaltungen konnte man keinen Geschmack abgewinnen. Da schlug ich vor Mährchen zu erzählen, der Vorschlag fand Beifall und die Gesellschaft setzte sich im Kreise herum. Sonderbar war es, daß ungeachtet der Wunsch nach lustigen Mährchen allgemein ausgesprochen wurde, ein junger etwas vorlauter Erzähler, der sich des Worts zu bemächtigen gewußt hatte, eine zwar unterhaltende, aber höchst schauerliche Geschichte vortrug, die das Gefühl der Zuhörer beinahe schmerzlich ergriff. Die Stimmung der Gesellschaft die ohnehin nicht die munterste war, wurde dadurch noch trüber und jedes sehnte sich nach dem einsamen

Schlafzimmer, obgleich es noch nicht spät in der Nacht war. Eben hatte der Erzähler seine Geschichte beendigt, und nur der Wohlstand hielt uns noch beisammen, um ihm über seine Erzählung einige Artigkeiten zu sagen, als eine große Glastrone, die zur Erleuchtung des Zimmers diente, herabstürzte und die Braut bedeutend verletzte. Sie wurde ohnmächtig und mußte nach ihrem Zimmer gebracht werden. Der herbei gerufene Wundarzt erklärte die Beschädigungen am Arme und am Knie zwar nicht für gefährlich, aber für wichtig genug, daß die Verletzte mehrere Tage werde das Bette hüten müssen.

Wider Erwarten war Ida am folgenden Morgen vermögend aufzustehen und den besorgten Bräutigam über die Folgen ihres Unfalls zu beruhigen. Sie befand sich ihrer Aussage nach ziemlich wohl, doch sah sie bloß aus und schien etwas matt zu seyn. Der größte Theil des Tages verlief unter dem Empfange der vielen eingeladenen Gäste unter Glückwünschungskomplimenten und andern Zeremonien, die so lästig und nichtssagend sie auch sind, doch, einmal durch den Gebrauch geheiliget,

zur Wärter aller Vernünftigen beibehalten werden. Der Abend nahete bereits heran als zur Trauung geschritten wurde, die in einem Saale des Schlosses vor sich ging. Schon stand der Pfarrer am Betpult das zu verbindende Paar erwartend, als Idas Mutter den Grafen in ein Nebenzimmer rief und ihm entdeckte, daß Ida keine geborene Lessingen sey, sondern bloß in Folge einer Adoption von ihrem Stiefvater so genannt werde, der Name ihres früh verstorbenen Vaters sey: Domberg, mit dem sie, die Mutter der Braut, in der ersten Ehe gelebt habe.

Wie vom Blitz getroffen stand Fangenstein bei dieser Entdeckung, die ihm mit einemmal den ganzen furchtbaren Zusammenhang zwischen seiner Liebe und dem gespenstischen Umgehen der Ahnfrau zeigte. Er hörte nicht ein Wort von den Entschuldigungen der alten Dame, womit sie das Verschweigen von Idas Familiennamen zu rechtfertigen suchte, er fühlte sich von den marterndsten Ahnungen ergriffen und es währte lange, ehe er so viel Fassung wieder gewann, um Ida zum Betpult zu führen.

Die Trauung ging nicht ohne unheimliche Zeichen vorüber; ein Brausen wie von einem fernen Donner ließ sich hören, die Saalthüre ging von selbst auf, und ein starker Luftzug wehete durch den Saal. Und als das bindende Ja gesprochen war, da überzog Leichenblässe das Gesicht der schönen Braut und sie sank, nachdem sie starr auf einen Fleck hingesehen hatte, in Ohnmacht.

Die Abendtafel verlängerte sich bis gegen Mitternacht, aber alle Fröhlichkeit war davon verbannt, denn der Trübsinn des Brautpaares verscheuchte jeden Scherz und ließ keine muntere Unterhaltung aufkommen. Während des Essens meldete mir ein Diener, daß das Bild der Ahnfrau wiederum und zwar stärker als je leuchte. Ich verbot ihm dem Grafen davon zu melden, doch ich fürchtete nun das Aergste.

Nach aufgehobener Tafel wurde die Braut mit altherkömmlichen Zeremonien in die Brautkammer geführt. Dort angelangt that sie einen lauten Schrei, hielt sich die Hände vor die Augen und fiel in Verzuckungen. Die Schnürbrust wurde ihr aufgerissen, man rief

den Arzt, doch seine Hülfe kam zu spät, denn nach wenig Augenblicken war sie eine Leiche.

Meines Freundes Schmerz war Wort- und Thränenlos, in stummer Verzweiflung versunken saß er mehrere Stunden da, ohne durch irgend eine Aeußerung seinem zerrißnen Herzen Luft zu machen. Ich blieb in seiner Nähe, um ihn zu beobachten, da ich für seinen Verstand fürchtete, denn dieser Verlust mußte auf sein Inneres eine schreckliche Wirkung machen. Am Morgen fielen mir die Augen zu. Als ich erwachte, war er von meiner Seite verschwunden. Ich eilte ihn zu suchen und hörte von der Dienerschaft, er habe Hacke und Brecheisen ergriffen und sey damit nach dem verrufenen Thurme gegangen. Voll banger Besorgniß begab ich mich dahin; ach meine Furcht war nur zu gegründet! Ich fand in der Mauer des Thurmes, da, wo ehemals eine Thüre gewesen seyn mußte, eine Oeffnung gebrochen und innerhalb derselben meinen entseelten Freund neben einem Gerippe — wahrscheinlich das der unglücklichen Agnes von Domberg — liegen. Ein aus der Deckenwölbung herabgefallener Stein hatte ihm den Kopf

zerschmettert. Als wir die Leiche meines armen Freundes durch den Saal nach meinem Gemache trugen, fiel das Bild der Ahnfrau wie mürber Zunder Stückweise von der Wand.

III.

Die Saat des Verderbens.

Der sonnige Lenz lockte Wessenfeld aufs Land. Erbe eines großen Vermögens hatte er längst den Wunsch gehegt, die stillen Freuden des Landlebens zu genießen, doch ohne dabei die Vergnügungen der Stadt gänzlich zu entbehren. Er hatte daher, als er nach beendigten Universitäts-Jahren auf Reisen ging, einem bewährten Freunde seines verstorbenen Vaters, der auch für ihn viel Wohlwollen zeigte, den Auftrag gegeben, ein Landgut für ihn zu kaufen, welches in einer reizenden Gegend liegen, aber doch nicht über eine Tagereise von der Residenz entfernt seyn sollte; letzteres deshalb, damit er keinen langen Weg zu machen habe,

wenn er von Zeit zu Zeit Theil an den städtischen Lustbarkeiten nehmen wollte. Der alte Freund hatte Westenfelds Auftrag über alles Erwarten gut ausgeführt. Er hatte für ihn einen Rittersitz gekauft, der, ausser allen möglichen ökonomischen Vortheilen, auch eine anmuthige, für den Freund von Naturschönheiten höchst anziehende Lage besaß und jedem billigen Wunsche des neuen Besitzers vollkommen entsprach. Dabei war der Kaufpreis im Verhältniß des wirklichen Werths so niedrig, daß Jedermann dem Käufer darüber Glück wünschte. Das Einzige, was hier einer Verbesserung bedurfte, war der große, prächtig gebaute Herrenhof, der ziemlich in Verfall gerathen war, da seit vielen Jahren keine Herrschaft lange darin gewohnt hatte. Längst hätte dieser, während Westenfeld sich auf Reisen befand, ausgebessert seyn können, doch der geschmackvolle Besitzer wollte, daß dieses nur unter seiner persönlichen Anleitung geschehen sollte, damit seine eigenen Ideen dabei pünktlich ausgeführet würden. Auch war das Gebäude noch immer in einem wohnlichen Zustande, wenn gleich alle Einrichtungen und Ver-

gerungen seiner längst vergangenen Zeit angehören.

Westenfeld, der noch im Winter von seinen Reisen zurückgekehrt war, zog mit dem einbrechenden Frühlinge aufs Land, und er beschloß, nachdem er seinen Einzug mit einem recht glänzenden und fröhlichen Feste gefeiert hatte, einige Tage sich allein mit den nöthigen Einrichtungen seiner neuen Besitzung zu beschäftigen.

Ein alter Hausverwalter, der sich durch seine Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit die Gunst Westenfelds erworben hatte, führte diesen allenthalben umher, um ihn mit der Lage seines Gutes bekannt zu machen. In dem großen, weitläuftigen Wohnhause, das nach einer gut gedachten Idee ausgeführt war, die des neuen Besitzers ganzen Beifall erhielt, fand er ein Zimmer, das sich sowohl wegen seiner bequemen Lage, als wegen der ausnehmend schönen Aussicht, die man aus den Fenstern desselben hatte, als das vorzüglichste im ganzen Hause auszeichnete. Gleichwohl war es ganz unbenutzt, und man hatte sogar die Thüre mit Schränken verstellt. Die erst weggen

räumt werden mußten, damit man hinein kommen konnte.

Westenfeld fand dieses sonderbar und äußerte gegen den Verwalter: Es liegt doch in der menschlichen Natur, so manche Vortheile, so manche kleine Annehmlichkeiten, die viel zur Versüßung des Lebens beitragen, ungenutzt zu lassen und wenn sie sich von selbst darbieten, von der Hand zu weisen. Sie hätten Sie in meiner Abwesenheit dieses herrliche Gemach bewohnen und die schöne Aussicht desselben genießen können: statt dessen lassen Sie es leer stehen und verrammeln es noch dazu, damit ja Niemand es benutzen könne.

Es ist nicht gerade alles so schön, erwiderte der Verwalter, wie es für den ersten Anblick scheint, und denn haben wir ja auch Raum genug ohne dieses Zimmer.

Dieses, entgegnete Westenfeld, ist ja aber das freundlichste und wohnlichste; warum nicht das Bessere nehmen, wenn schon man das Gute hat?

Oft trügt der Schein, erwiderte der Verwalter, wie zum Beispiel kommt dies Zimmer keineswegs freundlich, sondern vielmehr öde und unheimlich vor.

Denn müßten Sie doch gar keinen Sinn für die herrliche Aussicht haben, die aus diesem Fenster das Auge so unwiderstehlich anzieht, sagte Westenfeld.

Der Verwalter antwortete nur mit einem verlegenen Achselzucken. Westenfeld, den dieses nicht befriedigte, drang in ihn zu sagen: was er gegen dieses Zimmer habe?

Gnädiger Herr, sagte dieser, ich bin ein alter Mann, dem es wehe thun würde ausgelacht zu werden. Alter wird so gern mit Aberglauben gepaaret. Meine Gründe gegen die Benutzung dieses Gemachs sind von der Art, daß auch Sie mich in die Klasse der Ammenmährchen-Ritter setzen würden, wenn ich sie Ihnen darlegte; dahin gehöre ich wirklich nicht. Doch aber hat mich eine vierzigjährige Erfahrung belehrt, daß nicht alles Aberglauben ist, was man oft ohne alle Untersuchung dafür hält. Erlauben Sie daher, daß ich schweige und nur die Bitte wiederholen darf, dieses Zimmer, so wie es bisher geschehen, auch ferner, als ob es gar nicht da wäre, zu betrachten.

Westenfelds Neugierde wurde durch diese

räthselhaften Aeußerungen des Alten natürlich nur noch höher gespannt; er befahl diesem nun zu reden, welches er versprach, sobald sie das Zimmer verlassen haben würden.

Bei näherer Untersuchung des Guts — hob der Verwalter an, nachdem sie in einen andern Flügel des Hauses gekommen waren — werden Sie finden, daß Ihr Beauftragter die Besitzung um wenigstens funfzehn tausend Thaler zu wohlfeil erstanden hat. Daß solches so leicht nicht möglich ist, wenn nicht Noth zum Verkauf zwingt, ist nicht schwer einzusehen: der Verkäufer dieses Rittersitzes war aber ein reicher Mann. Die Ursache, warum er die herrliche Besitzung so wohlfeil losschlug, ist folgende. Es ist in dem Herrenhause unheimlich, vorzüglich aber in dem rechten Flügel desselben, und darin besonders wieder in dem Zimmer, das Ihren Beifall erhielt.

Alle Gutsbesitzer — es sind deren in den vierzig Jahren, während deren ich hier lebe, achtzehn gewesen — haben über die Sage, daß es hier umgehe, gelacht und dann, nachdem sie von dem Daseyn eines gespenstischen Wesens, oft sehr schmerzhaft überzeugt wur-

den, verkauften sie diesen schönen Rittersitz so schnell als möglich und immer mit Verlust. Jede bedeutende Veränderung, die mit der innern Einrichtung vorgenommen wird, rächt der Poltergeist nachdrücklich. Einem ist er mehr dem Andern weniger schwer gefallen, doch noch jeder Eigenthümer des Guts hat über ihn zu klagen gehabt. Vor allem aber leidet er keinen in jenem verrufenen Zimmer, und ein Gutsbesitzer, der es wagte, die Brautnacht darin feiern zu wollen, wurde des Morgens todt im Bette gefunden; die Braut aber war von dem gehabten Schrecken in einen unheilbaren Wahnsinn gefallen.

Das Erscheinen des, wahrscheinlich unseligen Geistes bleibt nicht nur auf den Herrenhof beschränkt, sondern er läßt sich zuweilen auch auf dem Felde und im Walde auf einem schwarzen Pferde reitend sehen. Im Hause dagegen ist er öfter hör- und fühlbar, als sichtbar.

Der Verwalter führte mehrere Beispiele von der Erscheinung des Gespenstes an, und berief sich auf viele lebendige Augenzeugen davon, wodurch seine Aussage den Anschein der

Wahrheit erhielt. Auch versicherte er Westenfelden: er würde sehr bald durch die eigene Erfahrung von der Wahrheit dessen überzeugt werden, was er jetzt noch für eine Fabel zu halten schien. Endlich bat er ihn diese Erfahrung abzuwarten, nicht aber durch etwaige Versuche herbeizuführen, die der gereizte Kobold nur zu hart bestrafe.

So sehr Westenfelden auch die Lust zu lachen anwandelte, und so geneigt er auch war, die Aussage des Verwalters für die Wirkung eines lange genährten Wahnglaubens zu halten, so machte ihn doch die ernsthafte Erzählung des alten Mannes, der ihm schon mehrere Beweise seines reifen Verstandes und einer vorurtheilsfreien Denkungsart gegeben hatte, wenigstens für einige Augenblicke zweifelhaft. Er gerieth in Verlegenheit. Sein Verstand bestritt die Möglichkeit dieser Geschichten, deren Wirklichkeit ein alter glaubwürdiger Mann mit so vielem Eifer behauptete, und sich so dreist auf die Zukunft berief, die für ihn zeugen sollte. Er beschloß genau und kaltblütig zu prüfen. Er befahl mehreren Knechten die nächste Nacht in dem verrufenen Flügel

zu schlafen, doch diese, sonst gewohnt die Befehle ihrer Herrschaft ehrerbietig zu erfüllen, verweigerten jetzt geradezu die Folgeleistung. Er drohete mit Strafen, allein sie versicherten, sie würden sich lieber jeder Züchtigung unterwerfen, als einem Befehle fügen, der sie unglücklich zu machen drohe.

Der Verwalter bat ihn, nicht weiter zu gehen, da er alle seine Unterthanen gegen sich empören würde, die sämmtlich um das Daseyn des Gespenstes wußten, und sich unter keinen Umständen zwingen lassen würden, an einem Orte zu verweilen, wo sie fürchten mußten mit demselben zusammen zu treffen. Er mußte davon abstehen, doch um dem Gespensterglauben, der noch keineswegs sein Glaube war, Abbruch zu thun, befahl er sein Bett in den verrufenen rechten Flügel zu setzen und darauf bestand er allen Einwendungen ungeachtet, die man dagegen machte.

Obgleich das Zimmer, in welchem sein Bett nun stand, noch weit von dem Gemache entfernt war, worin das Gespenst vorzüglich sein Wesen treiben sollte, so begab er sich doch nicht ohne einen kleinen Anflug von Schauder

zur Ruhe, und machte an sich die Erfahrung, daß es ein Anderes ist bei Tage den Glauben an Gespenster zu verlachen, als bei Nacht eine praktische Untersuchung über ihr Seyn und Nichtseyn anzustellen. Er verschloß sorgfältig die äußere Thüre des Flügels, untersuchte dann alle Zimmer aufs genaueste, damit nicht etwa ein Geist mit Fleisch und Bein es unternehmen könnte, seine Ruhe zu stören, und dann legte er sich zu Bette.

Eine anziehende Reisebeschreibung, die er im Bette las, beschäftigte seine Aufmerksamkeit so sehr, daß die eilfte Stunde da war, ehe er es vermuthete. Schon dachte er nicht im mindesten mehr an das Gespenst, und war im Begriff sich dem Schlafe zu überlassen, als ein greller Schrei in sein Ohr drang, worauf ein Geräusch, wie das harte Auftreten eines schwerfälligen Mannes auf den Fußboden, folgte. Thüren wurden nun geöffnet und wieder hart zugemacht, die Tritte schallten immer lauter und näher und endlich ging und polterte es in Westenfelds Schlafzimmer selbst, ohne daß er Jemanden sah. Nun war der Zweifler zum Gläubigen geworden, ihn ergriff

ein Grausen und er wünschte sich weit von die
sem gefährlichen Orte weg. Endlich knallte e
in dem Nebenzimmer, als ob ein Pistol los
geschossen würde, ein wimmernder, herzzerrei
ßender Ton erscholl und das Gepolter hat
ein Ende.

In Angstschweiß gebadet hüllte Wester
feld sich in seine Decke ein, das Grauen rau
te ihm noch lange den Schlaf und nur gegen
den Morgen fiel er in einen Schlummer, a
dem er dann erst erwachte, als die Son
schon hell und warm ins Zimmer schien.

Der heitere freundliche Tag hatte a
Furcht von ihm verscheucht. Er kleidete s
an, durchsuchte jedes Zimmer, fand aber a
les in gehöriger Ordnung und auch die äuß
Zimmerthüre fest verschlossen.

Sein Unglaube war durch die Begeb
heit dieser Nacht mächtig erschüttert worde
denn seine Sinne hatten ihn von einer W
kung überzeugt, deren Ursache er sich durch
nicht natürlich erklären konnte. Vergeb
rief er sich alle Gründe gegen den Gespens
glauben ins Gedächtniß, umsonst suchte er
ne natürliche Ursache des Polterns auf;

mußte sich immer gestehen, daß er gewacht habe und daß kein lebendiger Mensch im Stande gewesen sey, ungesehen von ihm durch das Zimmer zu gehen.

Nicht ohne innerliche Scham zeigte er sich seinen Leuten. Zwar stellte er sich unbefangen, versicherte während der Nacht auch nichts Unheimliches erfahren zu haben, doch die fragenden Blicke, die der Verwalter von Zeit zu Zeit auf ihn warf, machten es ihm deutlich, daß man ihm weniger glaubte, als der alten Erfahrung, die man über diesen Gegenstand gemacht hatte.

Die Furcht für feige gehalten zu werden überwand sein Grauen in so weit, daß er sich entschloß noch eine Nacht in den verrufenen Gemächern zuzubringen, und er wandte jetzt doppelte Vorsicht an, um nicht etwa durch einen Betrüger getäuscht zu werden. Er versiegelte zu dem Ende Fenster und Thüren, bis auf den Eingang zum Schlafgemach, von dem er aber den Schlüssel zu sich steckte, untersuchte Decken, Wände und Fußböden und ließ um diesen Flügel des Hauses von Außen mehrere Mann Wache stellen, die sich von Zeit zu Zeit

einander zurufen mußten, damit er hören könnte, ob sie auch wachend und auf ihrem Posten wären. Er selbst ging nicht zu Bette, sondern setzte sich in einen Sessel hinter einen Tisch, auf dem mehrere Lichte brannten; auch Kron- und Wandleuchter waren angezündet. Damit ihn der Schlaf nicht etwa überraschte, hatte er sich mit Schreibzeug und Büchern versehen.

So ausgerüstet erwartete er die zwölfte Stunde, die bald mit allen ihren Schauern und Schrecken kam.

Ein entferntes, immer lauter werdendes und näher kommendes Gehen eröffnete den gespenstischen Unfug. Die Thüren wurden, wie in der vergangenen Nacht, geräuschvoll geöffnet und zugeworfen; das Gehen in seinem Zimmer ganz wie gestern. Dabei blieb es aber heute nicht, sondern es polterte und hämmerte so laut, als wenn das Haus eingerissen würde, und da er endlich, wiewohl nicht ohne Beben, sich entschloß die Thüre des Nebengemachs zu öffnen und hinein zu leuchten, so ersparte es ihm die Mühe und rumorte in dem Zimmer, worin er sich befand so arg, trieb mit den Geräthschaften des Zimmers ein so

tolles Spiel, daß Wissenfeld vor Schrecken mehr todt wie lebendig war. Todesangst hielt ihn an seinen Sitz gefesselt, er fürchtete jeden Augenblick selbst angegriffen zu werden, und gelobte bei sich, nie mehr in dieser Geisterwohnung zu schlafen. Ein Schuß, dem ein Wimmern folgte, beendigte auch heute den Lärmen.

Kaum vermochte er des anderen Tages noch sein in der Nacht bestandenes Abenteuer zu verschweigen; nur die Furcht vor der Schadenfreude seiner Dienstleute bestimmte ihn dazu. Nach vielem Hin- und Herdenken, wie er sich wegen der beschwerlichen ungebetenen Gäste zu benehmen habe, entschied er sich dahin, ihnen den einmal in Anspruch genommenen Flügel, den er bei der Größe des Wohngebäudes leicht entbehren konnte, für die Nacht zu überlassen, da er ihn bei Tage doch benutzen zu können glaubte. Er machte nun den Plan zu seiner häuslichen Einrichtung, wobei er den erfahrenen Verwalter zu Rath zog. In diesen Plan hatte er auch das Zimmer, welches die eigentliche Residenz der Geister war, hineingezogen, doch der Verwalter machte, aus

den schon bekannten Gründen, einen feierlichen Einspruch dagegen. Westenfeld erklärte, er wolle es für die Nacht ungenützt lassen, und es nur im Tage gebrauchen. Aber der Alte blieb dabei, dieses Zimmer sey durchaus zu keinem menschlichen Gebrauche anwendbar, denn die Geister schienen sich den Besitz desselben ein für allemal ausschließlich vorbehalten zu haben, und jeder Aufenthalt eines Menschen darin sey für denselben mit Unannehmlichkeiten verbunden.

Westenfeld wollte sich selbst davon überzeugen und lud den Verwalter ein mit ihm den Kaffee des Nachmittags in dem Gespensterzimmer zu trinken. Der Alte folgte ihm dahin mit sichtlichem Widerwillen, hatte aber die Genugthuung seinen Herrn vollständig von seinem Unglauben bekehrt zu sehen. Gleich bei ihrem Eintritt fingen die spukhaften Neckereien an. Westenfeld wollte sich setzen; der Stuhl wurde in dem Augenblick fortgeschoben und er saß auf der Erde. Er wollte Kaffee einschenken und die Tasse, die er fest zu halten geglaubt hatte, kugelte auf der Erde herum; er wollte sie aufheben, da fielen ihm die anderen

Gerähe nach, und als er darnach griff, stürzte ihm die Kanne mit dem brühenden Naß über den Leib. Unwillig rief er ihn an: Verdammtes Gespenst, soll ich denn durchaus an deine Gegenwart glauben? da bekam er von unsichtbarer Hand eine derbe Maulschelle.

Nun verließ Westenfeld das Gemach und gestand dem Alten, er müsse, nachdem was er so eben selbst erfahren habe, an das Daseyn feindseliger Geister glauben und versprach ihre Tummelplätze künftig unberührt zu lassen.

Der Pfarrer der Kirche, die zu Westenfelds Gute gehörte, war auf einer Geschäftsreise abwesend gewesen und dadurch verhindert worden, dem neuen Gutsherrn zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Nach seiner Rückkunft eilte er diese Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, und wurde von Westenfeld zu Tische gebeten. Der Geistliche war ein gebildeter, gut unterrichteter Mann, dessen weltkluges Benehmen ihm bald die Gunst seines Kirchenpatrons gewann, der bei der Tafel, als der Wein die Herzen geöffnet hatte, kein Bedenken trug ihm seine so eben in Rücksicht der Gespenster

gemachte Erfahrungen zu entdecken und sich seine Meinung darüber auszubitten.

Der Pastor gestand, er habe früher die Sage von dem Gespenste, das in dem Gute sein Wesen treiben solle, höchst lächerlich gefunden und nach Kräften zu bestreiten gesucht; auch könne er sich weder die Existenz der Gespenster noch ihren Zweck erklären. Indessen sey er in seinem Glauben wankend geworden, da so viele lebende Menschen behaupten, den gespenstischen Bewohner des Hauses gesehen und gehört zu haben, da achtzehn Gutsbesitzer das Gut lediglich aus dem Grunde verkauft hätten, und da bei jeder bedeutenden Begebenheit im Gute sich das Gespenst jedesmal auf dem Felde oder im Walde, nach Aussage der Dorfbewohner, zeige und zwar stets, ehe noch jemand von dem Vorfalle, den es scheine anzeigen zu wollen, wissen könne.

Man sprach noch lange über diesen Gegenstand und Wellenfeld fragte endlich: ob der Pfarrer nichts Geschichtliches über das unruhige Mitglied der Geisterwelt in seiner Kirchen-Registratur aufgezeichnet gefunden habe? Dieser versicherte etwas diesen Gegenstand Betref-

fendes von der Hand eines seiner früheren Vorfahren abgefaßt gefunden zu haben, doch wegen anderer dringenden Arbeiten sey es ihm bisher unmöglich gewesen seine Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Man beschloß nun die Schrift aufzusuchen und sich daraus die nöthige Auskunft zu verschaffen.

Nach langem vergeblichen Suchen in der durch einen Kirchenbau in Unordnung gerathenen Registratur fand man die Handschrift, die folgenden Titel hatte:

„Wahrhaftige Historie von dem gottlosen Lebenslauf des hiesigen Gutsbesitzers Wilhelm von Z**, der durch mancherlei hölische-Praktiken getrachtet reich und angesehen zu werden, welches ihm, obwohl zum Schaden seiner Seelen, gelungen.

Zum Frommen seiner Nachfolger aufgezeichnet von M. Theophilo Waltero
Op. L. Past. a D. 1721."

Das Wesentliche der, in einem weitschweifigen Style abgefaßten, reichlich mit erbaulichen Betrachtungen versehenen Handschrift war nachstehende Geschichte.

Wilhelm Z* war der Sohn einer armen Wittwe, die sich und ihn durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußte. Sein Vater, der einen kleinen Posten bekleidet hatte, starb ehe noch der Knabe ein Jahr alt war. Er hinterließ ihm kein Vermögen, wohl aber die unbegränzte Zärtlichkeit seiner Gattin, die in ihrem Sohn das theure Angedenken ihres Gatten sah und liebte.

Der heranwachsende Knabe, gegen den die Natur weniger stiefmütterlich als das Glück gewesen war, begleitete seine Mutter zuweilen, wenn diese in die Häuser einiger Reichen ging, um daselbst Näherei-Arbeiten zu fertigen. Das schöne Kind, welches mit seinem freundlichen, seelenvollen Blicke die Herzen Aller für sich einnahm, erregte die Theilnahme mehrerer wohlhabenden Personen an sein Schicksal; sie frugen die Mutter, wozu sie den Knaben für die Zukunft bestimmt habe? und da diese nur mit Thränen antworten konnte — denn ihre große Armuth beschränkte alle Pläne, die sie in Hinsicht seiner entworfen hatte — so waren sie großmüthig genug, sich zu einer kleinen Beisteuer zu verstehen, vermittelst welcher der

Knabe gekleidet und zur Schule gehalten werden konnte.

Wilhelm, den nicht Näschereien und Spielzeug verdorben hatten, der gewohnt war seine Mutter in unausgesetzter Thätigkeit zu sehen, fand in dem Lernen eine Unterhaltung, der er sich mit dem ganzen Feuer seines Charakters hingab, daher er ungewöhnliche Fortschritte darin machte. Die Lehrer, durch den Fleiß des Knaben für ihn eingenommen, gaben sich viele Mühe mit ihm, die er durch seine leichte Fassungsgabe und durch das eifrige Bestreben seine Kenntnisse zu vermehren schön belohnte. Bei einer öffentlichen Prüfung wurde er seinen Mitschülern als Muster aufgestellt, wobei der Oberlehrer gegen die Vorsteher der Schule äußerte: es sey zu bedauern, daß der Knabe aus Mangel an Mitteln verhindert werden würde zu studiren, da er ein großes Talent dazu entwickele, und zu großen Hoffnungen berechtige.

Ein begüterter Edelmann, der der Prüfung beigewohnt hatte, wurde durch das Wilhelmen ertheilte Lob aufmerksam auf ihn gemacht. Er war selbst Vater eines Sohnes,

der ihm diese Freude nicht gewährte, daher kam er auf den Gedanken, den belobten Knaben zu sich, ins Haus zu nehmen und für dessen Unterhalt und Erziehung zu sorgen, weil er hoffte, dadurch seinem Sohne einen Sporn zum größeren Fleiße zu geben.

Alexander, der Sohn dieses Adlichen, war nicht ohne Fähigkeit, aber durch eine vernachläßigte Erziehung eigenwillig und träge gemacht worden. Eine adelstolze Mutter hatte es ihm beinahe von der Wiege an in den Kopf gesetzt, daß die bürgerlichen Menschen nur um seinetwillen da wären; er konnte daher bereits in seinem zehnten Jahre die Bedienten hudeln, daß es eine Art hatte. Um ihren Willen gegen den nicht stets gefälligen Gemahl durchzusetzen, mußte seine gnädige Mutter oft zur Verstellung und zur Lüge ihre Zuflucht nehmen, welches edle Beispiel an ihrem Söhnlein nicht verloren ging.

Auf einem Balle hatte sie, ohne ihn zu kennen, mit einem Bürgerlichen getanzt und von einer dienstfertigen Freundin bald darauf die schreckliche Auskunft erhalten, daß ihr Tänzer nicht von Familie sey. Der Aerger

darüber empörte ihr adliches Blut, und trieb sie sogleich vom Balle. Sie kam außer sich nach Hause, befand sich unwohl und starb nach drei Tagen recht eigentlich am zurückgetretenen Adelstolz.

Wilhelm, der in dieses Haus kam, wurde von seinem Wohlthäter Alexandern zum Muster aufgestellt, welches hinreichte, den tollen Haß des Junkers gegen ihn zu erregen. Er hatte aber bereits zu viel von dem Beispiele seiner Mutter gevortheilt, um seinen Haß offen zu Tage zu legen; er war vielmehr sehr freundlich gegen seinen neuen Gespielen und erwies ihm im Gegentheil des Vaters sogar kleine Gefälligkeiten. Aber hinterrücks spielte er ihm dafür manchen hämischen Streich, machte ihm, wo er nur konnte, Verdruß und ließ es ihm bei jeder Gelegenheit fühlen, welcher Unterschied zwischen dem Sohn eines Edelmanns und dem eines geringen Bürgers sey.

Wilhelm wurde durch dieses Betragen empört. In dem Herzen des bis dahin unbefangenen Knaben sammelte sich eine Bitterkeit, die desto tiefer in sein Wesen drang, je mehr er sie unterdrücken mußte, die, weil beleidigs

ter Stolz die Ursache war, in Groll und Neid ausartete und den ersten Flecken auf seinen Charakter warf.

Er verdoppelte seinen Fleiß, allein der Beweggrund, der ihn dazu antrieb, war nicht mehr ganz tadellos; denn er wollte dadurch Alexandern beschämen, was ihm nur zu oft gelang, und so durch sich der Keim der Rachsucht in seiner Seele entwickelte. Er mußte jenem öfter bei schweren Ausarbeitungen helfen, oder wohl gar allein für ihn machen; dies that er ohne Widerrede; aber wenn die Aufgaben den Lehrern überreicht werden sollten, waren sie verschwunden und Wilhelm kitzelte seine Schadenfreude an der Verlegenheit Alexanders.

Wilhelm war ein schöner Jüngling geworden, als er aus der Schule entlassen und bei der Universität eingeschrieben wurde. Sein Gönner fuhr fort ihn zu unterstützen, behielt ihn noch immer in seinem Hause und erlaubte ihm Theil zu nehmen an den Gesellschaften, die sich zuweilen bei ihm einfanden. Jedermann fand Wohlgefallen an dem klugen und bescheidenen Jüngling und unterhielt sich gern

mit ihm. Dieß verdroß Alexandern, er ließ den Unwillen darüber gegen seine Tante laut werden, die nach dem Tode seiner Mutter sich der weiblichen Wirthschaftsführung in seines Vaters Hause annahm, und diese gab sich gern dazu her Wilhelmen eine recht auffallende Beschämung zu bereiten. Die Gelegenheit dazu fand sich bald.

Einst als bei Alexanders Vater eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, ließ die Tante Wilhelms Mutter wegen einiger Nadelarbeiten zu sich rufen und veranstaltete es, daß diese durch das Gastzimmer gehen mußte, als Wilhelm gerade anwesend und mit einem vornehmen Manne im Gespräch begriffen war. Wilhelm erröthete, als er die ärmlich gekleidete Mutter gewahr wurde, doch seine Beschämung stieg aufs Höchste, als Alexander ihm laut zurief: „Wilhelm grüßest Du nicht Deine Mutter.“

Thränen traten ihm in die Augen, er erröthete einmal über das andere und das Gefühl des gekränkten Stolzes drückte ihn zu Boden. Er wollte, von der peinlichsten Verlegenheit gemartert, das Zimmer verlassen,

als die Tante, die da glaubte die Befriedigung der Schadenfreude ihres Neffen nicht weit genug treiben zu können, ihn durch ein Gespräch, das seine Mutter betraf, aufhielt. Er antwortete unwillig und fertigte sie endlich mit einer derben Bitterkeit ab, die gegen den adlichen Stand gerichtet war. Er hatte zwar dabei einige vorurtheilsfreie Männer als Lacher auf seiner Seite, allein die Mehrzahl der Gesellschaft fand sich durch die Aeußerung des unüberlegten Jünglings beleidigt und Alexanders Vater, darüber aufgebracht, befahl ihm sogleich das Haus zu verlassen.

Der Vorfall, wegen dessen Wilhelm das Wohlwollen und die Unterstützung seines Gönners verlor, wurde bald bekannt und kam auch zu den Ohren eines angesehenen Mannes, der ein Feind von Wilhelms Wohlthäter war. Dieser Mann hatte eben ein sehr beträchtliches Stipendium zu vergeben und ergriff die Gelegenheit mit Freuden, seinen Feind durch Unterstützung des ehemaligen Schützlings desselben zu kränken. Er ließ Wilhelm zu sich rufen, machte ihn unverholen zum Vertrauten seines Hasses und sicherte ihm das Stipendium

zu, welches der überraschte Jüngling hocherfreut annahm.

Mit erneuerter Lust widmete er sich nun den Wissenschaften, in denen er die glänzendsten Fortschritte machte, doch in seinem Herzen hatten Neid, Rachsucht, Schadenfreude und Undankbarkeit Wurzel geschlagen und wucherten auf dem fruchtbaren Boden eines ausgewöhnlichen Verstandes und eines heftigen Temperaments üppig fort.

Keine Gelegenheit ließ er jetzt vorbei, Alexandern die von ihm einst erlittene Kränkungen zu vergelten. Die Unwissenheit des jungen Edelmanns gab ihm dazu oft genug Veranlassung, die er begierig ergriff. Er brachte diesen so weit, daß er sich nicht nur für ihn fürchten, sondern, um nur Ruhe zu haben, sogar demüthigen mußte, welches seinen Stolz bis zum Uebermuth kitzelte.

Durch seinen Fleiß gelangte er dahin, daß er sich zur Doctor-Promotion melden konnte. Von dem reichen Stipendium, welches er genoß, hatte er die Kosten dazu erspart; die Disputation fiel zu seiner Ehre aus und die anwesenden Professoren gestanden, daß selten

ein so würdiges Haupt mit dem Doctorhut bekleidet worden sey, wodurch sein Stolz nicht wenig Nahrung erhielt.

In den öffentlichen Gesellschaften, die Wilhelm, nachdem er die Doctorwürde erlangt hatte, zuweilen besuchte, traf er auf einen Mann, der ihn ganz vorzüglich anzog. Ueber seine Herkunft, Geschäfte, Vermögen und Lebensweise war ein geheimnißvolles Dunkel verbreitet, welches zu enthüllen noch Keinem hatte gelingen wollen. Er schien noch in den ersten Mannsjahren zu seyn, hatte ein charaktervolles Gesicht, auf dem stets ein feierlicher Ernst ruhte, war von einer ansehnlichen Größe, besaß einen Ehrfurcht erweckenden Anstand und verband mit dem gewandten Benehmen eines Hofmanns die kalte Ruhe eines Philosophen. Er lehrte anständig, sogar prächtig, doch ohne alle Prahlerei. Keine seiner Handlungen gab Gelegenheit ihn einer Schwäche zu zeihen; strenge hielt er sich in den Gränzen des feinsten Anstandes und des Folgerechten; doch schien er verschlossen und hatte keinen Freund.

Baron Selten — so nannte er sich — ge-

fiel dem Doctor Z* durch den überlegten Ernst seines Betragens und durch die gediegene Reife seiner Urtheile. Er wünschte ihn näher kennen zu lernen und der Baron entzog sich ihm nicht, wiewohl er ihm auch nicht entgegen kam. Sie schienen bei näherer Bekanntschaft viel Uebereinstimmung in ihrer Denkungsart zu haben, ihr gegenseitiges Wohlwollen für einander vermehrte sich und bald waren sie sich unentbehrlich.

Der Doctor wollte, um die Achtung seines neuen Freundes zu gewinnen, mit seiner Gelehrsamkeit glänzen, doch dabei kam er schlecht weg, denn der Baron war ihm in allen Fächern des Wissens überlegen. Sprach man über philosophische Gegenstände, so zeigte der Baron, daß er alle Systeme bis in ihre innersten Tiefen ergründet habe und brachte seinen Gegner durch die spitzfindigsten Einwürfe zum Schweigen. Handelte man philologische Gegenstände ab, so entwickelte der Baron eine Sprachkenntniß, die den Doctor in Erstaunen setzte; unterhielt man sich von den Ländermerkwürdigkeiten oder über Völkerkunde, so hatte der Baron alles das mit eigenen Augen ge-

sehen, was der Doctor nur aus Beschreibungen kannte.

Mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtete dieser nun seinen neuen Freund; er sah in ihm das „Ideal männlicher Vollkommenheit, dem ähnlich zu werden er zum höchsten Ziel seines Strebens machte.

Schon oft hatte er den von ihm so hoch Verehrten um seine Lebensgeschichte bitten wollen, doch der strenge Ernst des scharfgeschlitzten Auges, die starre Kälte, die ewig auf seiner Stirne thronte, hielt ihn davon zurück. Ueberhaupt war etwas in des Barons Wesen, was jede hingebende Vertraulichkeit von sich wies und seine innige Annäherung abhielt, ohne daß er diese selbst zu wollen schien.

Der Doctor war wegen seines künftigen Lebensplanes noch nicht mit sich einig, denn bei allen seinen Entwürfen stand ihm immer ein Hinderniß im Wege, welches ihn zwang sie aufzugeben. Sein Verlangen, einen großen Wirkungskreis zu gewinnen, zu steigen, berühmt zu werden, ließ ihn alle seine Pläne ins Große ausdehnen; dadurch wurden sie aber alle unpassend für ihn, denn ihm mangelte

das nothwendigste zu ihrer Ausführung, nämlich Geld.

Einst kam er in einem Gespräch mit dem Baron auf seine künftige Bestimmung; er träumte sich wie gewöhnlich ein grosses Ziel, dann aber brach er seufzend mit der Aeußerung ab: Es geht nicht!

Warum sollte es nicht gehen? — fragte der Baron — der Mensch kann alles, was er will.

Bei mir — erw'derte der Doctor — beweist sich das Gegentheil. Gern möchte ich durch Reisen meine Kenntnisse erweitern, gern auf neuen Bahnen die Tiefen der Wissenschaften ergründen und einen weiten Wirkungskreis für meine Thätigkeit haben, und doch kann ich mit dem besten Willen nichts von allem dem, denn ich bin arm.

Armuth kann dem festen Willen kein Hinderniß seyn — antwortete der Baron — denn Geld erwerben ist eine so armselige leichte Mühe, daß nur bloß das Wollen dazu gehört, um es zu haben. Doch ich habe über das Wirken und Treiben der Menschen im Allgemeinen und auch insbesondere über das Ihrige

meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen, weil doch einmal die Rede davon ist, nicht verhehlen will. Ihr Menschen begehret stets das Große, Vielumfassende, doch seyd Ihr zu träge und zu furchtsam, um die Mittel, die dazu führen, anzuwenden, und verzehret euch in vergebenen Wünschen. Entweder entsagt dem kühnen Verlangen, das Ungewöhnliche zu erreichen, und lebt in dunkler Ruhe fort, wozu ja die Erde groß genug ist und der Erwerbsquellen viel genug sind; oder wollt ihr dieses nicht, so bedienet euch der rechten Mittel zu eurem Zwecke zu gelangen, und zaget nicht gleich vorwitzigen Knaben davor, wenn sie vielleicht euren Empfindungen widerstreben.

Wenn aber — erwiderte der Doctor — die Mittel mit den Grundsätzen eines tugendhaften Mannes unvereinbar sind?

Was nennen Sie tugendhaft? — fragte der Baron — verschonen Sie mich — rief er, als der Doctor diese Frage beantworten wollte — mit Ihrer Erklärung! ich habe deren schon so manche gehört; aber noch jede schmeckte entweder nach dem Kompendium des Professors, oder nach dem ist sehr beschränkten Bedürfniß

des Erklärenden. Ich will Ihnen dafür meine Definition davon geben und diese ist: tugendhaft seyn heißt die Bestimmung des Daseyns erfüllen. Diese Bestimmung des Menschen ist aber wirken und genießen. Daß der Mensch zur Wirksamkeit geschaffen ist, beweist jede Handlung seines Lebens. Ohne Thätigkeit ist er nichts und hat nichts. Er ist ohne Wirksamkeit, selbst wenn das Schicksal überflüßig für sein Futter gesorgt hat, eine Null, die sich aus der Zahl vernünftiger Geschöpfe wegstreichen läßt, ohne daß das Ganze im Geringsten darunter verlieret. Warum legte die Natur diesen unzerstörbaren Thätigkeitstrieb in die Brust des Menschen, der sich noch selbst bei dem zahnlosen alten Weibe durch Verläumden und Kuppeln äußert, wenn Wirken nicht unsere Bestimmung wäre? Daher ist Wirksamkeit — versteht sich eine solche, die nicht mit den Vernunftgesetzen im Widerspruch steht — als ein wesentlicher Theil unserer Bestimmung auch mit der Tugend ein und dasselbe.

Der zweite Theil unserer Bestimmung ist der physische Genuß. So paradox diese Behauptung auch klingen mag, so wahr ist sie

dennoch. Die Natur thut nichts vergebens; sie selbst hat uns zum Genießen ganz besonders organisiret und alles weiset uns darauf hin. Warum hat sie unsere Kehle so klein gebildet, daß wir nur einzelne kleine Bissen als Nahrung zu uns nehmen können? Nur allein des Genusses wegen, damit unser Gaumen desto länger gekitzelt werde. Wir könnten ja so organisiret seyn, daß wir wie der Haifisch oder die Boa Constrictor unsere Nahrungsmittel mit einem oder zwei Bissen hinunter zu schlucken im Stande wären, wodurch wir überdem bedeutend an Zeit gewinnen würden. Ferner, der Mensch zeugt nach der einmal eingeführten Ordnung in der Regel nicht über zwölf Kinder, im Durchschnitt aber kaum sechs: was soll ihm das Vermögen Hunderten das Leben zu geben, wäre es nicht da, um es zu seinem Vergnügen anzuwenden? Wie kann die Natur deutlicher sprechen?

Freilich werden Sie mir einwenden: daß der schrankenlose Genuß mit dem Bestehen der menschlichen Gesellschaft unvereinbar sey. Dieses gebe ich zu; ja noch mehr, ich räume Ihnen ein, daß die Natur den zu häufigen Ge-

nuß durch Zerstörung des Organismus selbst bestraft; aber wohlverstanden, nur den zu häufigen. Dieses unersättliche Genießen ist aber auch eigentlich kein Genuß zu nennen; es ist das Zusammenscharren eines Geizigen, der seiner Schätze nimmer froh wird. Doch dieser behält noch wenigstens die Begierde; der Schwelger aber, der sich übersättiget hat, bekommt einen Ekel vor dem, was ihm Genuß seyn sollte. Aber der Genuß, der mit den physischen Kräften des Menschen in Verhältniß steht, ist eine Bestimmung, dieser zu seiner Entwickelung, und seiner Bestimmung zu folgen, seine Vollendung zu befördern kann kein Unrecht seyn.

Erlauben Sie mir — rief der Doctor — eine Einwendung gegen Ihr System. Unrecht ist es doch, wenn ich durch Befriedigung meines Thätigkeitstriebes die Rechte anderer kränke: hier wird also die Beschränkung meiner Wirksamkeit Pflicht, und sonach kann wenigstens nicht so ganz unbedingt das Handeln meine einzige Bestimmung seyn?

Wo fangen denn — beschied ihn der Baron — Ihre Rechte und die Rechte Anderer an und wo hören sie auf? Wer bestimmte die

Gränzen des Rechts? Schwache, irrende Menschen, vom Wahn verführt, von Vorurtheilen leere geleitet, von Umständen und dem Augenblicke bestimmt. Kann ein von solchen Menschen gegebenes Gesetz, die Handlungen eines freien, selbstständigen Mannes bestimmen, der durch seinen Geist, durch seine moralische Kraft, über diese Menschen erhaben ist?

Schon in den ältesten Zeiten verboten die Gesetze den Raub und Diebstahl. Thaten aber wohl die Römer, die weisesten aller Gesetzgeber, deren Orakelsprüche noch in unsern Gerichtshöfen gelten, anderes als stehlen und rauben, wenn sie sich ganze Provinzen und Reiche aneigneten, ohne das geringste Recht darauf zu haben?

Könige sind entweder Gesetzgeber, oder Beschützer und Vollzieher der Gesetze. In allen Gesetzbüchern zivilisirter Staaten ist der Todeschlag verboten, und doch führen Könige Eroberungs-Kriege, die Hunderttausenden das Leben kosten. Verdammt sie auch wohl nur die allgemeine Stimme deswegen? Heinrich der Vierte wird als das Muster eines guten Fürsten gepriesen, und doch kostet seine Besitz-

nahme des französischen Thrones mehr als hunderttausend Menschen das Leben. Tadelt ihn Jemand deshalb? Nein, er war zur Thätigkeit auf dem Throne bestimmt, und wer seiner Bestimmung im Wege stand, den trat er nieder, und mit Recht. Wenn dieser berühmte Fürst sich ein Bedenken gemacht hätte, auf Kosten Anderer, sein Ziel zu erreichen, würde es besser um Frankreich gestanden haben? Keineswegens, das unter ihm glückliche Reich dankte es ihm, daß er durch Feuer und Schwerd sich den Thron errang; es würde ihn verflucht haben, hätte er aus unzeitiger Gewissenhaftigkeit seinen Thron den Gegnern überlassen.

Ueberhaupt aber wollen denn die Menschen diese Schonung ihrer Rechte und Gerechtigkeit? Sind sie nicht dem ungerechten, unmenschlichen Könige so gehorsam, wie dem gerechten und milden? Er ist ja ein einzelner kraftloser Mensch und durch den Willen des Volkes allein mit seiner ungeheuern Macht begabt. Hätten die Menschen Sinn und Willen für Gerechtigkeit: wie wäre es möglich, daß ein Tyrann, ein Bösewicht, ein Schwächling regieren konnte? Ein solcher bleibet nur

im Besitz der Macht, weil jeder durch ihn seine eigene Pläne durchführen, seine Neigung zur Wirksamkeit befriedigen will. Daher binden sich kräftige Menschen nur dann an die Gesetze, wenn deren Verletzung unmöglich, oder mit augenscheinlichem Nachtheile für sie verbunden seyn würde.

Aber — warf der Doctor ein — wenn mein Gefühl mir verbietet, das, was ich für die Rechte Anderer anerkenne, zu verletzen?

Wie kann — rief der Baron aus — ein Philosoph, ein Gelehrter, ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben seyn sollte, dem Gefühl eine Stimme einräumen? Was ist das Gefühl mehr als ein krankhafter Reiz der Seele, der von äußeren Einflüssen auf den Körper geschaffen und zerstöret wird. Selbsterhaltung und Erfüllung der Bestimmung sind allein Pflichten, die der Mensch beobachten muß; alles Uebrige sind Erfindungen von Leuten, die täuschen wollten oder selbst getäuscht wurden. Freilich nur der kluge, kräftige, vorurtheilsfreie Mann erkennet seine Bestimmung und führt sie aus. Allerdings aber ist es ein Verbrechen, wenn der Schwächling

sich in den großen Wirkungskreis eines Mächtigen drängen will, wenn ein Furchtsamer den Feldherrnstock, ein träger Dummkopf das Zepter ergreifen will. Doch wenn ein Mann von Muth und Talenten dahin strebet, wohin die Summe von Kraft und Geist, deren er sich Herr fühlet, ihn hindränget, denn ist es ihm Pflicht alle Hindernisse wegzuräumen, alle Gegenstände zu zertrümmern, die ihn auf seinem Wege aufhalten: der Erfolg krönt sein Werk.

Nach einer Pause, die er gemacht zu haben schien, um dem Doctor Zeit zu lassen, die ihm aufgestellten Ansichten zu fassen, fuhr er fort. Was den Genuß betrifft, von dem ich gesagt habe, er gehört zu unserer Bestimmung, so verstehe ich darunter alle Gattungen desselben, ohne Ausnahme; denn die Empfänglichkeit dazu wäre sonst uns ja unnütz. Je feiner, je mehr geläutert unser Genuß ist, je mehr erheben wir uns über das vernunftlose Thier. Den höhern Genuß gewähret die Liebe; er ist aber darum auch der gefährlichste. Er greift die Seele wie den Körper an und zerstöret mehr wie jeder andere den Orga-

nismus; daher bei ihm Mäßigkeit vorzüglich nöthig ist.

Sie scheinen — sagte der Doctor — nur die sinnliche Liebe im Auge zu haben, doch die edlere geistige Liebe kann unmöglich zerstörend auf uns wirken.

Hier lachte der Baron laut auf. Giebts denn — rief er — eine andere als die sinnliche Liebe? O, lieber Doctor! ich verzweifle beinahe, Sie zu der geistigen Mündigkeit gelangen zu sehen, zu der die Natur und ihre Talente Sie bestimmt haben. Werfen Sie doch einmal die Vorurtheile von sich und den leeren nichts sagenden Wortschall, wodurch sich nur die blinde Menge gängeln läßt, worüber aber der Weise lacht. Giebt es denn eine geistige Liebe? Ich behaupte nein! Was ist die sogenannte geistige Liebe anders, als eine feinere mehr geläuterte Sinnlichkeit, die mit mehr Geschmack, als es der große Haufe gewöhnlich thut, genießen will. Beobachten Sie die häßlichen Personen, in der Regel sind sie bei all' ihren Talenten, bei aller ihrer geistigen Liebenswürdigkeit vor der sogenannten geistigen Liebe ziemlich sicher, in so fern sie nämlich der

Gegenstand derselben seyn sollen, und verirrt sich ja in seltenen Fällen ein sonderbarer Geschmack bis zu ihnen, so ist doch irgend etwas Körperliches die Ursache davon.

Warum aber — fragte der Doctor — werden dumme, geistlose Personen bei der größten körperlichen Schönheit dennoch nie geliebt.

Weil Dummheit — antwortete der Baron — auch stets ein Fehler des Organismus ist; weil der Geist auf den Körper wirkt und ihm die Beweglichkeit giebt, die er haben muß, um reizend zu seyn. Wir können uns den menschlichen Körper durchaus nicht anders als in der Bewegung schön denken, so wie denn schon die Wellenlinie, als Beding des Körperlich-Schönen, der gerade Gegensatz von Ruhe ist. Nun verflachen aber Dummheit und Geistlosigkeit die Wellenlinie weil ihnen die Kraft mangelt, den Muskeln und Nerven die nöthige Spannung zu geben. Daher reizen die Dummen nicht. Nehmen sie nun aber die geistvollen Schönheiten; untersuchen sie die Liebesgeschichten, die sie aus Erfahrung, oder auch aus Erzählungen kennen und sie werden finden, daß unter allen Umständen immer Sinn

lichkeit dabei im Spiele ist. Der Liebende seufzet, trauert und verzweifelt um die von ihm geliebte Geliebte, endlich wird sie sein und was ist das Ende davon? — Kinder und eine höchst langweilige Ehe. Setzen Sie den Fall, die Geliebte wird gezwungen einen Andern, als ihren Liebhaber, zu heirathen, dieser bleibt aber in ihrer Nähe, genießet ihren Umgang: was fehlt ihm nun? Ist seine Liebe rein geistiger Natur, so kann er auch jetzt vollkommen glücklich seyn, denn der Genuß ihrer geistigen Vorzüge bleibt ihm ja. Er ist es aber nicht, er wird von allen Qualen der Eifersucht gefoltert; er verzweifelt. Warum? Die Liebe verlangt ausschließlichen Besitz. Was heißt dieß anders, als er will den Körper.

Z* war durch diese Sophistereien zwar nicht geradezu der Meinung des Barons geworden, aber seine Maximen über Pflicht, Tugend, menschliche Bestimmung waren erschüttert. Der Baron, dessen scharfen Blicke der Kampf nicht entging, der sich in dem Innern des Doctors durch diese Aufstellungen entsponnen hatte, unterließ nicht, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbot, mit den feinsten

Trugschlüssen und mit hinreissender Beredsamkeit das System, das dieser sich zu seiner Handlungsweise entworfen hatte, zu untergraben und das seinige ihm dafür annehmbar zu machen, welches ihm nur zu sehr gelang, da er auf einen guten Grund, auf den Ehrgeiz und die Sinnlichkeit des Doctors baute. Nach und nach hatte es der Verderber dahin gebracht, daß Z*, dessen Lebensplane, diese frivolen Grundsätze zusagten, ihnen anfing Beifall zu schenken, doch hatte es ihm noch zur Zeit an Gelegenheit gefehlt durch Handlungen zu beweisen, daß er sie auch auszuüben gesonnen sey; aber auch dahin sollte es kommen.

In Gesellschaft des Barons besuchte er ein Kaffehaus, wohin mehrere Adliche kamen. Den hochmüthigen Z* empörte der Aufwand einiger von ihnen und die Prahlerei, mit der Andere von ihren gemachten Reisen sprachen, daher er jeden Anlaß ergriff, sie durch seine Gelehrsamkeit zu beschämen. Dieses gelang ihm so wohl, daß er einigemal die Lacher auf seiner Seite hatte. Die dadurch angegriffenen Adlichen suchten sich durch Anspielungen auf die niedrige Herkunft des Doctors und auf

seine Armuth zu rächen, und nun hatten sie, da er sein kaltes Blut verlor, gewonnenes Spiel. In seiner Hitze gab er Blößen, die bemerkt, und schonungslos aufgedeckt wurden. Sein Zorn verleitete ihn zu Unanständigkeiten, denen man eine besonnene Kälte entgegen setzte und ihn dadurch zu Handlungen verleitete, die bei der Mäßigung seiner Gegner zu seiner größten Beschämung ausschlugen. Er war in Verzweiflung als er bei kaltem Blute sein Benehmen überdachte. Er suchte Rath bei dem Baron, doch dieser versicherte keinen zu wissen, da Z** durch seine übereilte Hitze sich in eine Lage gebracht habe, die nur zu bedenklich sey. Am Ende versprach er ihm, sich die Sache zu überlegen und ihm dann zu sagen, was er unter den Umständen für das Zuträglichste für ihn halte.

Z** hatte seit kurzem auch die Liebe kennen lernen. In seiner Nachbarschaft wohnte eine alte Frau mit ihrer schönen achtzehnjährigen Nichte. Längst vielleicht wäre Elisabeth Müllerin, so hieß das Mädchen, von einer Schaar von Anbetern belagert gewesen, wenn ihre Armuth ihr nicht Arbeit, und deshalb eine strenge

Eingezogenheit nothwendig gemacht hätte. Ausserdem war die Muhme eine alte strenge Frau, die jeden männlichen Besuch, der auf unlautere Absichten hatte gedeutet werden können, ohne alle Umstände, und zwar nicht auf die sanftmüthigste Art, zurückwies. Da ein naher Nachbar dieser beiden Frauenzimmer, sah die schöne Elisabeth und fasste eine Neigung für sie. Allein er hatte von der rücksichtlosen Strenge der Alten gehört, und wagte daher lange nicht mehr als Blicke mit der reizenden Nachbarin zu wechseln. Er glaubte bemerkt zu haben, daß das Mädchen ihm nicht abgeneigt sey und nun sann er auf Mittel und Wege, sich ihr zu nähern. Da alle andern Versuche mißlangen, stattete er der Alten geradezu einen Besuch ab, und erklärte ihr: er wünsche ihre Rechte kennen zu lernen, da er entschlossen sey, sich um ihre Hand zu bewerben, und, wenn er dem Mädchen gefalle, sie zu heirathen, sobald er ein Amt erhalten habe, welches ihm ein hinreichendes Auskommen gewähre, wozu er gegründete und nahe Hoffnung habe. Hiewider konnte die Muhme nichts haben. Des Mädchens Versorgung mußte ihr

am Herzen liegen, sein Rang als graduirter Gelehrter flößte ihr Zutrauen gegen ihn ein und er wußte durch ein angemessenes Betragen sich die Achtung der alten Frauen in dem Grade zu erwerben, daß sie ihm die unbedingte Erlaubniß ertheilte, so oft er wollte ihre Nichte zu besuchen.

Das unerfahrene Mädchen wurde bald von der angenehmen Persönlichkeit des Doctors gefesselt, ihre Neigung zu ihm wuchs schnell zur Riesengröße und wie ihre Liebe, war ihr Vertrauen gegen ihn gränzenlos.

Der Doctor hatte keinesweges die Absicht Elisabeth zu verführen, im Gegentheil war er fest entschlossen sich mit ihr zu vermählen, sobald er im Stande seyn würde sie anständig zu ernähren; denn er fühlte wirklich Liebe für sie. Aber nach dem Gespräche mit dem Baron, worin derselbe die Liebe für eine ausschließlich sinnliche Empfindung erklärte, fing seine Leidenschaft an ungestümer zu werden und er maß der Behauptung seines Freundes von Tage zu Tage mehr Glauben bei.

Das liebende Mädchen, die ihm keine böse Absicht zutraute, gab sich ihm so ganz hin,

war in seiner Gesellschaft so ganz glücklich, daß ihre Tugend ohne Wache blieb, daher es ihm bei einer zufälligen Abwesenheit leicht gelang, sie zu überlisten und um ihre Unschuld zu bringen.

Die Furien der Reue marterten das Herz der Gefallenen, aber er wußte sie durch Betheuerungen seiner Treue zu beruhigen, und versprach den Zeitpunkt seiner Verbindung mit ihr so schnell als möglich herbei zu führen. Die Liebe war leichtgläubig; auch Elisabeth war es. Die Hoffnung bald die Seinige zu werden, trocknete schnell ihre Thränen und verleitete sie zu neuen Fehltritten, die sie nun ohne Reue beging, da sie den Geliebten schon als ihren Gatten betrachtete.

Dieß war bereits geschehen, als Z* durch den Streit mit den Adlichen in Verlegenheit gerieth. Der Baron ertheilte ihm endlich den längst erbetenen Rath, der darin bestand: daß er eine Reise unternehmen müsse, um seinen Feinden aus dem Gesichte zu kommen. Er entdeckte seinem Freunde, daß zwei Hindernisse sich der Ausführung dieses Planes entgegen stellten: nämlich, Mangel an Geld und das

seiner Geliebten geleistete Eheversprechen. Der Baron wußte beide zu beseitigen.

In Ansehung des Geldes versicherte er, würde es ihm bei der allgemeinen Achtung, der er genösse, nicht schwer werden, eine zu seiner Reise hinreichende Summe geliehen zu erhalten, die er zurückzahlen könne, wenn er einst im Besitz eines einträglichen Amtes wäre. Ueber das Eheversprechen ließ er sich nur mißbilligend aus und legte ihm die Frage vor: auf welche Art er die Erfüllung desselben wohl möglich machen wollte, wenn er ohne Amt und Einkommen in seiner Vaterstadt verharrte? Darauf konnte der Doctor nun allerdings nichts Befriedigendes antworten. Als ihm aber der Baron vorstellte, wie eine solche Heirath ihm stets bei der Ausführung seiner großen Pläne ein Hinderniß seyn würde, dagegen er leicht durch eine andere, vortheilhafte Verbindung sehr schnell sein Glück machen könne, so war er bald überredet, Elisabeth ihrem Schicksale zu überlassen, und bat seinen Freund, ihm zur Aufbringung des nöthigen Geldes zur Reise behülflich zu seyn.

Baron Seltens Kasse war gerade zu der

Zeit zu erschöpft, um für den Doctor hinreichenden Vorschuß zu enthalten, auch hinderte den ersteren eine nahe dringende Geschäftsreise sich mit den Geldangelegenheiten seines Freundes unmittelbar zu befassen. Aber er verhieß diesem einen Menschen zum Bedienten nachzuweisen, der eine besondere Gewandtheit in dergleichen Geschäfte besitze und dessen Rath ihm überhaupt gute Dienste leisten würde.

Der Mensch, der sich Wolf nannte, erschien und kaum konnte der Doctor sich entschließen, ihn in seine Dienste zu nehmen; denn ein widerwärtiges Aeußere, eine abschreckendere Physiognomie, als Wolf besaß, hatte er noch nimmer gesehen. Die rothen Haare, die gleich einem Feuer glühten, zogen sich tief auf die niedrige Stirn, unter der ein Paar grüne Augen tückisch blinzelten, deren Schielen ihnen den widerwärtigsten Ausdruck gab. Die spitze, gekrümmte Nase glich dem Schnabel eines Raubvogels und schien begierig das ansehnliche Kinn zu küssen, welches dieser Neigung gefällig entgegen kam. Der beinahe lippenlose Mund zog sich dagegen bescheiden zurück, war aber fast breit genug, um den an-

fehulichen Ohren seine Geheimnisse unmittelbar zu vertrauen, da der geringe Zwischenraum, der beide trennte, für nichts zu achten war. Die ganze Gestalt schien überhaupt unter der Hand des Bildners verunglückt, und war nicht dazu geeignet den Ruhm ihres Meisters zu verkünden. Dem ungeachtet hatte Wolf sich in kurzer Zeit bei seinem Herrn in Gunst gesetzt. Er wußte seine Bedürfnisse zu errathen, war behende, unverdrossen und mit gutem Rath nicht rückhaltig, den der Doctor immer sehr anwendbar fand.

Wegen des Anlehns machte Wolf seinen Herrn auf eine Wittwe aufmerksam, die ein Kapital von tausend Thalern, ihr ganzes Vermögen, so eben ausgezahlt erhalten hatte. Er wußte den Doctor zu überreden, diese Summe zum Anlehn zu begehren, welches Z*, obwohl sein Gewissen sich anfangs dagegen sträubte, that. Er leistete der Wittwe das Versprechen der Rückzahlung nach Jahresfrist, sicherte ihr gute Zinsen zu, und die Frau ließ sich, im Vertrauen auf des Doctors guten Ruf, zur Ertheilung des Darlehns überreden. Nun machte sich Z* reisefertig. Er nahm von Elis-

sabeth Abschied, nannte ihr einen Ort, wohin sie ihre Briefe senden sollte, versicherte bald zurückzukehren und warf sich froh in den Reisewagen, da einer seiner sehnlichsten Wünsche in Erfüllung ging.

Fröhlich, wie der Gefangne, dem seine Kerkerthür zur Entlassung geöffnet wurde, verließ er seine Heimath. Er war nie über ein Paar Meilen von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, ihm waren daher alle Gegenstände, die er auf seinem Wege antraf, neu. Die herrlichen Fluren, die Berge und Flüsse des gesegneten Deutschlands gingen in raschem Wechsel vor seinen trunkenen Blicken vorüber, die reichen, durch ihren Kunstfleiß blühenden Städte gaben seiner Wißbegierde neue Nahrung; die Gelehrten, die er besuchte, gewährten ihm eine genußvolle Unterhaltung und begegneten ihm, seiner Kenntnisse wegen, mit großer Achtung. Er fühlte sich in ein neues schönes Leben versetzt, das ihn mit Zauberbanden an die Gegenwart fesselte, indem es durch die mannichfaltigsten Abwechselungen die Vergangenheit seinem Gedächtniß entrückte: an die Zukunft dachte er, wie jeder Glückliche, nie.

Die größere Hälfte seines Geldes war endlich bei diesem Wonneleben darauf gegangen, und noch dachte er nicht daran, daß er das Eigenthum einer Wittwe aufzehrte, welches dieser in ihren alten Tagen zum Unterhalte dienen sollte; noch erinnerte er sich an sein, der armen Elisabeth geleistetes Versprechen. Da erweckte ihn ein Brief des betrogenen Mädchens aus seinem Taumel und erinnerte ihn an seine Vergehungen.

Die verlaßene Geliebte schrieb ihm, daß die unbewachten Augenblicke, in denen es ihm gelungen war, ihre Unschuld zu überlisten, nicht ohne Folgen geblieben wären, und sie ihrer Entbindung nahe sey. Sie klagte, daß sie deshalb viel von ihrer Muhme leiden müsse, daß sie Mühe habe sich der Verzweiflung zu erwehren und bat ihn um Gottes Willen, daß er kommen möchte, um sein Versprechen zu erfüllen, da sonst nur der Tod ihr Leiden endigen könne. In einer Nachschrift meldete sie, daß die Wittwe, von der er das Geld geliehen habe, krank sey, und ihn bitten lasse, ihr wenigstens die Hälfte ihres Kapitals zu schicken, da die langwierige Krankheit alle ihre Erwerbquellen verstopft habe.

Das waren zwei sengende Blitze, die plötzlich durch den Himmel seines Freudenlebens fuhren. Daß wirkliche Schlechtheit sich schon seines Herzens bemeistert hatte, beweiset das Anlehen, welches er von einer hilflosen Witwe nahm und verzehrte, ohne zu wissen, wie er es ihr erstatten könne, und die Ruhe, mit der er Elisabeth verließ, ohne daran zu denken, den an ihrer Unschuld begangenen Verrath wieder gut zu machen.

Schlecht, wie gesagt, war er, aber noch nicht in dem Grade, daß nicht das Niedrige seiner Handlungsweise von dem innern Richter in seiner Brust ihm mißbilligend vorgehalten worden wäre. Sein Bewußtseyn stellte ihm die begangenen Verbrechen in ihrem wahren Lichte dar, es verfolgte ihn mit Vorwürfen bei Tage und bei Nacht und vereitelte ihm jedes Vergnügen. Gern hätte er gut gemacht, was er gegen Elisabeth verbrochen hatte, gern hätte er der Witwe das Geld, um welches sie bat, geschickt, aber auf welche Weise sollte er gut machen? wo Geld hernehmen? beides war unmöglich.

Er entdeckte sich seinem gewandten Diener

Wolf, der schon längst sein inniger Vertrauter geworden war, und der auch jetzt nicht anstand, ein schmerzstillendes Pflaster auf das verletzte Gewissen seines Herrn zu legen. Was nicht zu ändern ist, sagte er — das muß man dem Schicksal überlassen. Sie können bei allem guten Willen das Mädchen jetzt nicht heirathen, sie mag daher warten, bis dieses Ihnen einst möglich wird. Unterdem weiß ja die Muhme das Vorgefallene schon, und wird sich beruhigen, da ihr nichts anderes übrig bleibt. Sollte sie indessen das Mädchen wegen ihres Fehltritts quälen, so sind sie ja nicht für die Tollheit einer alten Frau verantwortlich, die ihre Liebe gegen eine Anverwandte verläugnet. Was das Geld der Wittwe betrifft, so haben Sie dieses auf ein Jahr geliehen, und kein Billiger darf verlangen, daß Sie es früher zurück zahlen sollen. Bis dahin kann sich vieles ändern und Sie sind vielleicht im Stande Ihre Schuld abzutragen. — Wie wäre es, wenn Sie es mit dem Spiel versuchten?

Des Doctors Gewissen war durch seines Dieners Gründe zwar betäubt, aber nicht be-

ruhigt; es wurde von Zeit zu Zeit laut und Wolfs Unterredungen wollten nicht hinreichen, es zum Schweigen zu bringen. Er warf sich daher mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth in den Strudel des Vergnügens, er schwelgte ohne zu genießen, er berauschte sich ohne Auswahl in allen Genüssen, die um so weniger schuldlos blieben, als der wilde Taumel, in welchem er lebte, ihn zu keiner Besinnung und Ueberlegung kommen ließ.

Auch dem Spiel ergab er sich mit Leidenschaft. Als einem Anfänger ließ man ihn zuerst gewinnen, um ihn nicht abzuschrecken. Aber bald wandte sich, nicht ohne Zuthun seiner Lehrmeister, das Glück, und in kurzer Zeit hatte er nicht nur seinen Gewinnst, sondern auch den größten Theil seiner sämmtlichen Baarschaft verloren. Er war in Verzweiflung, denn was sollte er anfangen, wenn der winzige Rest seines Geldes aufgezehrt war. Wolf, dem er seine Noth klagte, rieth ihm, es zu machen, wie man es mit ihm gemacht habe, nämlich das Spielglück eigenmächtig zu verbessern. Er bewies dem Doctor, daß er es mit falschen Spielern zu thun ge-

habt habe, lehrte ihn die Handgriffe, wodurch er das Spiel beherrschen könnte, und ermahnte ihn, Versuche damit zu machen. Ein Rest von Ehrgefühl, welches den Doctor noch nicht ganz verlassen hatte, sträubte sich dagegen, doch die Noth überwand es. Er machte einige Versuche mit dem Volteschlagen und sie gelangen ihm.

Gegen die Spieler, die ihn um seine Baarschaft gebracht hatten, konnte er mit allen seinen Künsten doch nur wenig gewinnen, denn ihre Gaunereien standen den seinigen entgegen. Er mußte daher seine Aufmerksamkeit auf junge, unerfahrene Leute richten, und der Zufall führte ihm, unter mehreren jungen Wüstlingen, auch einen Jüngling zu, der eine große Leidenschaft für das Spiel faßte und mit überflüssigen Mitteln versehen schien seiner Neigung zu fröhnen. Bei näherer Erkundigung erfuhr Z*, daß der junge Mensch von seinem Oheime, einem wohlhabenden Kaufmanne, beauftragt worden sey, ein Kapital von fünf hundert Karolin einzufordern, und dieses war ihm ein Beweggrund, sich an ihn desto fester anzuschließen, ihm das Spiel immer anlockender

zu machen, damit er ihn um so gewisser plündern könnte. Der leichtsinnige unterlag nur zu bald J**s Verschmitztheit; ein anfänglicher kleiner Gewinn reizte ihn, der darauf folgende Verlust spornte seinen Eifer zum Spiele noch mehr an, ein feuriger Königspunsch that das Uebrige, und in einer Nacht gelangte das ganze Kapital, welches er für seinen Oheim eingezogen hatte, in die Hände des Doctors.

Des Jünglings Verzweiflung war gränzenlos. Er hatte mit diesem Gelde auch sein Glück verspielt, welches ganz und gar von dem Verwandten abhing, dem die von ihm verlorne Summe zugehörte. Er ging, als er sein Nachdenken vergebens erschöpft hatte, um einen Ausweg in seiner Verlegenheit zu finden, zum Doctor und bat ihn um die Zurückgabe der gewonnenen Summe. Dieser, des Geldes selbst bedürftig, und schon verderbt genug, von dem Unglücke eines Andern Vortheil zu ziehen, schlug ihm seine Bitte mit kaltem Bedauern ab, und bot ihm endlich zehn Karolin an, damit er nach Hause reisen könnte. Der Unglückliche warf dem Hartherzigen dieses Almosen empört vor die Füße und verließ

ihn, indem er rief: „Schändlicher, Du hast meine Seele auf deinem Gewissen!“

Da erwachte doch einige Reue in ihm, und er nahm sich vor, dem von ihm Geplünderten wenigstens einen Theil der gewonnenen Summe zurück zu geben. Aber Wolf rieth ihm davon ab und äußerte: der junge Mensch würde bei seiner Leidenschaft für das Spiel das ihm zurückgegebene Geld doch unfehlbar an einen andern verlieren, worauf er seinen Vorsatz änderte. An dem Abende desselben Tages erfuhr er, daß der Jüngling durch einen Pistolenschuß sein Leben geendet habe.

Diese Nachricht erschütterte ihn tief, denn er konnte sich nicht verhehlen die Ursache dieses Selbstmordes gewesen zu seyn. Er machte seinem Diener die bittersten Vorwürfe, daß er durch seine teuflische Ueberredungen ihn zu der Hartherzigkeit verleitet habe, und befahl ihm, ihn sogleich zu verlassen. Doch dieser setzte seinem Zorne kalten Spott entgegen, frug, wer ihn den geheissen habe seinen Rath zu verlangen und zu befolgen? und führte ihm zu Gemüth, daß es besser seyn würde, der Polizey, die diesen Vorfall nicht ungerügt lassen

dürfte, sich durch eine schleunige Abreise zu entziehen, als mit unnützen Vorwürfen, die nichts vorgeschehen machen konnten, die Zeit zu verderben. Seiner Sicherheit wegen gab er dieser Erinnerung Gehör, und bald bezahlte er mit dem Blutgelde die Extrapost, die ihn in ein entferntes Land führte.

Diese blutige Makel seines Gewissens vermehrte seine Schlechtheit. Er war an ein wildes, geräuschvolles Leben gewöhnt und alle Arten von Sinnengenüssen waren ihm zum Bedürfniß geworden, daher führte ihm der Wille und die Kraft nur zu machen, was er verbrochen hatte. Um das durchbohrende Gefühl seiner Nichtswürdigkeit zu betäuben, leerte er den Becher des Vergnügens mit vollen Zügen und sein treuer Wolf suchte durch verleitende Verführungen zum Genusse dafür, daß er nicht zur Besinnung kam. Ihm kam es jetzt nicht in den Sinn, der Witwe das ihr schuldige Geld abzutragen, obwohl seine Kasse es erlaubte; Elisabeth hatte er ganz vergessen.

Noch einmal gab ihm das Schicksal eine harte Erinnerung, sein verworfenes Leben zu ändern. Einer seiner Freunde schrieb ihm,

daß seine verlassene Geliebte mit ihrem Kinde ihr Leben freiwillig in den Wellen geendigt habe, und daß die Wittwe, deren Vermögen er auf seiner Reise verschwendet hatte, in Elend und Verzweiflung gestorben sey. Furchtbar ergriffen diese Nachrichten seine schuldige Seele. Doch er war schon zu tief in Verderbtheit versunken, war schon zu sehr gewohnt, sich über seine Verbrechen zu beruhigen, oder durch seinen Diener beruhigen zu lassen, als daß auch jetzt die Reue bei ihm hätte Wurzel fassen können. Ein Paar Tage hindurch wollte ihm freilich das Vergnügen nicht munden; dann aber veränderte er seinen Aufenthalt, zerstreute sich durch den Anblick neuer Gegenstände und alle Reue war vergessen.

So hatte er endlich die merkwürdigsten deutschen Länder durchzogen, hatte sich an Welt- und Menschenkenntniß bereichert, sich den Umgangston der großen Welt eigen gemacht, aber in dem Grade, wie er an Geschliffenheit gewonnen hatte, an Rechtschaffenheit und moralischem Werthe eingebüßt. Seine Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange hatte ihm überall, wo er hinkam, Freunde er-

worden. Der Zutritt in den besten Gesellschaften, ja selbst an einigen Höfen, wo man es mit der Courfähigkeit so strenge nicht nahm, hatte ihm offen gestanden und überall, wo er hinzureisen gedachte, war man ihm mit guten Empfehlungsbriefen beirathig gewesen.

Jetzt entschloß er sich auch die Schweiz zu besuchen, deren Merkwürdigkeiten seine Wißbegierde gereizt hatten. In Zürich traf er mit dem Erbprinzen eines deutschen Staates zusammen, der auch, wie er, die Alpenwelt kennen lernen wollte. Er machte Bekanntschaft mit dem Begleiter des Prinzen, der ein alter, sehr gelehrter, aber etwas pedantischer Mann war. Dieser fand an den Kenntnissen des Doctors ein großes Wohlgefallen und wurde bald sein Freund. Z** wurde von diesem dem Erbprinzen, einem jungen jovialischen Manne, vorgestellt, den die artigen Manieren des Doctors so wie seine Lebenslust einnahmen, weshalb er ihn häufig zu seinen Gesellschaften zog und ihm endlich den Vorschlag that, gemeinschaftlich mit ihm die Reise durch die Schweiz zu machen.

Z** nahm dieses Anerbieten, welches das

durch noch vortheilhafter wurde, daß der Erbprinz sich erbot seine Reisekosten zu bestreiten, ohne Bedenken an und wurde seinem neuen Gönner bald durch seinen Witz und durch seine muntere Laune unentbehrlich.

Bald entdeckte er, daß der alte Begleiter des Prinzen, der noch gar zu gern den Hofmeister machte, obgleich er diesen Beruf nicht mehr hatte, dem jungen Fürsten zuweilen lästig wurde, da derselbe sich mitunter Vergnügungen überließ, die nicht den Beifall des alten strengen Mannes hatten. Er fand dadurch den Weg, sich in die Gunst des Prinzen immer fester zu setzen: denn er wurde der thätigste Beförderer seiner Wünsche. Dabei wußte er sich aber so klug zu benehmen, daß der Alte nichts davon merkte, sondern im Gegentheil glaubte, der Prinz gewinne durch den Umgang des Doctors und dieser halte ihn von Unregelmäßigkeiten zurück.

Wolf bot nicht nur in allen diesen Bemühungen seinem Herrn treulich die Hand, sondern machte ihm auch bemerklich, daß der Erbprinz bei dem hohen Alter seines Vaters, den sie auf ihrer Reise durch Deutschland ken-

nen gelernt hatten, bald regierender Herr werden würde, und daß, wenn der Doctor an der Stelle des alten Pedanten stände, er gewiß eine große Rolle spielen könnte, da ihm der Prinz schon jetzt sehr gewogen sey. Er sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, gab seinem Diener Recht, daß diese gute Aussicht wohl des Versuches werth sey, den lästigen Aufseher von dem Prinzen zu entfernen, gestand aber, daß er seinen Verstand umsonst anstrenge, um ein Mittel zu erfinnen, dieses zu bewerkstelligen, da der Alte das Zutrauen des regierenden Fürsten besitze, und von diesem selbst dem Prinzen zum Begleiter gegeben worden sey.

Wolf versicherte das Mittel zu kennen, wodurch sein Herr seine Absicht erreichen könne; aber — setzte er hinzu — ich sehe voraus, sie werden durch unnütze Bedenklichkeiten den vielleicht einzigen Zeitpunkt versäumen, der sich ihnen darbietet, aus der Unbedeutendheit sich empor zu schwingen, die Ihnen doch selbst so sehr zur Last wird. „Nein — rief jener — ich thue alles, auch das Schwerste, um meinen Zweck zu erreichen, denn ich sehe ein glänzendes Ziel vor mir!“

Nun wohlan! Sie reisen mit dem Prinzen in die Hochgebirge, wo sie manches Stück Weges auf dem steilen Felsenbergen, längst tiefen Abgründen, zu Fuß machen müssen. Wie leicht gleitet da der Fuß des alten, schwachen Mannes aus, er sinkt in die Tiefe und sieht ihnen nie mehr im Wege.

„Ha, Bösewicht! ich verstehe dich, ich soll den alten Mann, der noch dazu mein Freund ist, morden. Nein, dazu wirst Du mich nie überreden; ich bin kein Teufel, ich will keine Blutschuld auf mein Gewissen laden.“

Ist Ihr Gewissen denn so rein? Wirft es Ihnen denn nie den Tod der guten Elisabeth und ihres Kindes, oder den der armen Wittwe, oder des jungen Menschen vor, den Sie im Spiel zu Grunde richteten und von dessen Gelde wir noch leben? „Ja leider macht mich die Erinnerung daran unglücklich; doch Du Schurke hast mich dazu verleitet!“

Ey Herr Doctor, Sie machen Ihrem Character ein schlechtes Compliment, wenn Sie gestehen, durch die einfältigen Meinungen eines dummen Bedienten zu Ihren Handlungen bestimmt worden zu seyn. Ich an Ihrer Stelle

würde das, was ich gethan hätte, die Ausführung meiner wohl überdachten Beschlüsse nennen.

„Wohlüberdachte Beschlüsse wären es gewesen, daß ich einen unerfahrnen Jüngling um sein Glück, um sein Leben betrog, und Elisabeth und die Wittwe gleichfalls? Weh mir! was habe ich gethan!“

Wenn Sie doch bey Ihren sonstigen grossen Talenten einmal Festigkeit und kaltes Blut genug haben wollten, jede Sache aus dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen; Sie würden sich manche trübe Stunde ersparen und nicht so oft von dem Wege zu Ihrem vorgesteckten Ziele entfernen! Was konnten Sie denn dafür, daß ein leichtsinniger Mensch fremdes Geld verspielte? Hätte er das Geld an Ihnen nicht verspielt, so hätten es ihm Andere abgenommen. Und daß er sich über seinen Verlust das Leben nahm, gab den besten Beweis, daß er ein Schwächling war, der in kein menschliches Verhältniß paßte, und also die Welt an ihm nichts verlor. Der Kluge schätzt den Menschen nach seinem Werth, nach dem Nutzen, den er der menschlichen Gesellschaft

leisten kann. Was konnte aber jener thörichte Jüngling der Welt bei seiner Schwäche und Characterlosigkeit nutzen? Er war eine Null und verdient des Aufhebens nicht, das Sie um ihn machen.

„Aber die Wittwe und Elisabeth.“

Waren denn diese mehr? Ein abgelebtes Weib, das hinter ihrem Spinnrocken klatscht und verläumdet: was ist sie den Menschen! Und Elisabeth? Nun ja, sie würde wohl einem Manne niedern Standes die Haushaltung haben führen, vielleicht aber ihm auch das Leben wacker sauer machen können; doch daß sie sich an Sie anschloß, daß sie sich Ihnen als ein Bleigewicht anhängen wollte, welches den kraftvollen, thätigen Mann in den engen Kreis der Spinnstube hinabgezogen hätte, das war gegen ihre Bestimmung, und was gegen seine Bestimmung wirkt, muß untergehen.

„Ach sie hat mich so treu geliebt!“

So treu, wie jedes Mädchen einen schönen Mann, der es zur vornehmen Frau machen will. Eigennutz und Sinnlichkeit sind jederzeit die Bewegungsgründe von der Liebe

des Weibes; warum soll der Mann andere haben?

„Sage was Du willst, Du wirst mich dennoch nie über mein verübtes Unrecht beruhigen.“

Nun gut! quälen Sie sich selbst darüber so lange Sie wollen, ich sage Ihnen nur meine einfältige Meinung davon. Aber wenn Ihnen denn Ihr Unrecht, wie Sie es nennen, so sehr auf dem Herzen liegt, so müssen Sie ja jede Gelegenheit ergreifen es gut zu machen; schwerlich würden Sie es aber dadurch, wenn Sie sich von der Welt zurückziehen. Ein Einsiedlergewand und die Kost des Waldbruders dürften schwerlich hinreichen, eine begangene Schuld auszulöschen, wohl aber ein thätiges nützliches Leben, wodurch Menschenwohl gefördert wird. Dieses könnten Sie als Freund des Prinzen. Welch ein Wirkungskreis bietet sich Ihnen dar! Sie können einst ein ganzes Land beherrschen und glücklich machen, indeß Sie Ihren fürstlichen Freund, den Ihre Klugheit zu lenken wissen wird, mit Krone und Zepter spielen lassen. Gewiß, die Stufe, auf die das Schicksal Sie stellen will, ist so eh-

renvoll, daß es wohl einiger Anstrengung verlohnt, um dahin zu gelangen.

„Könnte ich denn aber nicht ohne den Tod des alten Mannes dahin kommen?“

Schwerlich! Fürsten haben ein schwaches Gedächtniß; wer sie beherrschen will, muß ihnen nie von der Seite weichen, muß sich ihnen unentbehrlich machen. Gesetzt der alte Fürst stirbt, während der Prinz noch auf der Reise ist, so eilet dieser die Regierung zu übernehmen. Sie werden mit einem Danke für die geleistete Gesellschaft, vielleicht mit einem ansländigen Geschenke, entlassen und sind, da den Herrn Regierungssorgen beschäftigen, in Kurzen vergessen. Sie können dann nach Ihrer Heimath eilen und sich um ein Aemtchen bewerben, das, wenn sie noch so glücklich sind, es zu erhalten, gerade so viel einträgt, als erfordert wird, um Sie vor dem Hunger zu schützen. Doch treten Sie in die Stelle des alten Begleiters; ja denn ist es eine andere Sache. Sie führen die Reisekasse des Prinzen und müssen ihn also nach seiner Residenz begleiten. Er muß Ihnen für die ihm geleisteten Dienste ein ehrenvolles Amt anbieten,

und gern wird er es thun, um den Freund, den angenehmen Gesellschafter zu fesseln; Ihre Klugheit leitet denn das Uebrige ein und in Kurzem sind Sie sein Minister, oder ich müßte mich in Ihren Fähigkeiten irren.

„Sage was Du willst, Du wirst mich nie zu einer That verleiten, die mein Gefühl empört.“

Wolf schwieg, denn er wußte, seine Rede würde nicht ohne Wirkung bleiben. Er hatte den glimmenden Funken des Ehrgeizes in J**s Seele zur Flamme angeblasen und war ihres Fortbrennens gewiß.

Stillstand ist bei dem Laster wie bei der Tugend unmöglich, in beiden schreitet man entweder fort, oder man geht zurück. Von seiner Schlechtheit zu lassen, sich den Fesseln der Sinnlichkeit zu entreissen, dazu war J* zu schwach. Er hätte seinen Plänen und Wünschen entsagen, seinen Ehrgeiz, seine Sinnlichkeit bekämpfen und die rauhe dornenvolle Bahn der Reue und des Entbehrens gehen müssen, um das gut zu machen, was er verbrach: das war ihm aber zu schwer. Welcher Lehrstuhl, welches Amt in seinem Vaterlande hätte ihm

genug gethan? Welcher Wirkungskreis seinem hochfahrenden Sinne gegnügte? Darum verschloß er seine Brust allen Anregungen der Reue und wandelte fort auf der Bahn des Verbrechens.

So wenig er es sich auch gestehen wollte, war er doch nach der Unterredung mit seinem Bedienten beinahe schon entschlossen, dessen blutigen Rath auszuführen, denn der Gewinn, den er dadurch erhalten konnte, war zu lockend. Er befreundete sich immer mehr mit dem ihm anfangs schauderhaften Mordgedanken, der sich am Ende so bei ihm ausgebildet hatte, daß zur Ausführung desselben nichts als die Gelegenheit fehlte.

Die Reisenden verließen nun Zürich und begaben sich nach den Bergkantonen, um die klassischen Oerter, in denen der Schweizer Freiheit ihren Ursprung nahm zu besuchen und die ausgezeichneten Naturschönheiten zu genießen, die daselbst auf einem Bezirk von wenigen Quadratmeilen zusammengedrängt sind. Der enge Raum, auf den sie in den Wirthshäusern dieser Gegend beschränkt waren, brachte Z** mit dem Prinzen in eine noch nähere Be-

rührung, die den letzteren zutraulicher machte, indem sie die Hoffnungen und Wünsche des ersteren verstärkte. Zugleich bemerkte dieser, daß der Prinz jetzt mehr als je seinen alten Begleiter für eine Last ansah, die ihm das Vergnügen der Reise verkümmerte. Dieses alles gab dem schwarzen Gedanken, über dem er brütete, neue Nahrung und ohne Schaudern konnte er nun schon an den Mordanschlag denken, den er bei dem ersten Anlaß auszuführen gesonnen war.

Man bestieg den Rigiberg, als den höchsten und besten Standpunkt der Gegend des Vierwaldstättersees. Z. verwickelte den Prinzen und dessen Begleiter in ein Gespräch über die sonderbare Lage der Stein- und Erdschichten dieses Berges, welches sie veranlaßte von Zeit zu Zeit stille zu stehen, um die Bergschichten näher zu untersuchen. Das Gefolge des Prinzen, welches vorausging, entfernte sich immer weiter und kam ihnen am Ende ganz aus den Augen. Sie setzten endlich ihren Weg auch auf dem schmalen Felsensteige fort. Beinahe auf der Hälfte des Wegs von Lowerz aus gibt es eine Stelle, wo der Pfad

sich dicht an einem senkrechten Abgrunde von unermeßlicher Tiefe hinziehet, und von der andern Seite durch eine schroffe Felsenmauer beschränkt wird. Zugleich wird gerade hier das Auge durch die Aussicht des Zugersees und des wunderschönen Thales gefesselt, in welchem der freundliche Flecken Arth lieget. Der Prinz und sein Begleiter hatten den Blick auf die schöne Aussicht gerichtet, der Doctor sah nur auf das Opfer seiner Bosheit. Jetzt oder nie dachte er; der Gedanke wurde zur That; ein rascher Stoß und der Unglückliche lag zerschmettert zwischen den spitzen Felsenzacken, die unten im Abgrunde empor starrten.

Auf einen Schrei des Doctors wandte sich der Prinz um, und sahe seinen Begleiter verschwunden. Das starre Entsetzen des Mörders über seine begangene Freveltat hätte dem Prinzen das Bubenstück verrathen, wenn dieser weniger erschrocken und weniger von Vorurtheil für seinen Freund befangen gewesen wäre. Er nahm das, was Gewissensmarter war, für Theilnahme an den Verunglückten und gab sich selbst Mühe den, seiner Meinung nach, fein und tief empfindenden Freund

zu beruhigen, dem das Bewußtseyn seiner Schuld beinahe die Besinnung raubte.

Seinen Endzweck hatte Z^r nun erreicht. Der Prinz bat ihn die R— zu führen und setzte ihm als Reisemarschall einen ansehnlichen Gehalt aus. Doch der Wurm des Vorwurfs nagte an des Verbrechers schuldigem Herzen und vergällte ihm jeden Genuß. In jedem Abgrunde sahe er den zerschellten Leichnam des alten Mannes, jede Felsenzacke schien ihm blutig und vor seinem schlaflosen Lager stand der Schatten des Ermordeten Rache drohend da.

Die Ansicht der erhabnen wundervollen Natur, die nur dem Schuldlosen lächelt, war nicht geeignet den Sturm seiner Seele zu beschwichtigen. Die Reize der gütigen Mutter schienen ihm ein steter Vorwurf seiner fluchwürdigen That zu seyn und jeder Blick, den er in eine anmuthige Gegend that, kam ihm wie ein Raub an einem Heiligthume vor, der seine Schuld noch vergrößerte. Noch peinlicher wurde sein Zustand dadurch, daß er die Qual seines Busens vor jedem menschlichen Wesen verbergen und heiter scheinen mußte,

wann das strafende Gewissen mit Höllenmarter die schuldbefleckte Seele plagte.

Er wandte daher alles an, um den Prinzen zu vermögen, die Schweiz zu verlassen, welches dieser, da die schon weit vorgerückte Jahreszeit einen wichtigen Grund dazu lieh, auch that und sich nach Italien begab.

Hier lebte Z* wieder auf. Er stürzte sich in den Strudel des Vergnügens, um darin das Andenken an seine Blutschuld zu vergessen und gern folgte ihm der Prinz, dessen Begierde nach Sinnengenuß jetzt kein lästiger Mentor zügelte.

Der Prinz gehörte nicht zu den entschiedenen ausgelassenen Wüstlingen, denen der rohe Genuß der einzige Zweck des Lebens ist; er besaß vielmehr gute Anlagen, denen nur ein fester Charakter fehlte, um ihnen die nöthige Richtung zu geben. Er wäre unter guter Anleitung ein vortrefflicher Regent, ein guter Mensch geworden; doch leider fehlte ihm ein Freund, der ihn von Verirrungen zurückhielt.

Z* war klug genug ihn seinem Charakter gemäß zu behandeln. Er verleitete ihn nicht

geradezu zu Ausschweifungen, nur unvermerkt führte er die Gelegenheit dazu herbei, und dann mischte er dem groben sinnlichen Genusse stets etwas bey, das ihn verfeinerte, was das Herz rührte und beschäftigte, indem die Sinne gekitzelt wurden. Die schönen Künste mußten ihm dazu dienen. Er schien nur sie zu lieben, wenn sie der Vorwand seyn mußten, unter welchem er den Prinzen zum Genusse aufforderte und selbst genoß. Auf diese Weise stahl er sich ganz in das Herz seines Beschützers, dem er unentbehrlich wurde, da keiner so wie er dem Vergnügen durch Geschmack und Auswahl die Würze zu geben verstand.

So verlebte Z^r mit seinem Gönner drey Jahre in Italien mit einem Aufwande, der ungeheure Summen verschlang, mit einem Luxus, der an die üppigen Zeiten der entarteten Römer erinnerte, mit einem Wechsel des Genusses, der alles erschöpfte, was die feinste überlegteste Sinnlichkeit erfinden konnte. Eben gab der Prinz in Neapel ein schwelgerisches Fest, als ein Kourier die Nachricht von dem Tode seines Vaters brachte. Man traf nun in größter Eile die Anstalten zur Abreise und

beschleunigte den Rückweg so sehr, daß man in wenigen Tagen die Tyroler Alpen hinter sich hatte, und bald die Residenz des neuen Landesherren erreichte, wo schon alles zu dessen Huldigung in Bereitschaft war.

Der dreijährige Aufenthalt in dem üppigen Italien hatte dem jungen Fürsten eine Genußliebe beigebracht, die ihm das Leben in seinem Vaterlande verleidete. Er dachte darauf eine abermalige Reise zu machen, doch das war gegen den Plan des Doctors. Dieser wollte hier eine große Rolle spielen, wollte wichtig werden; das alles konnte er auf einer Reise nicht. Er suchte daher den Fürsten in seiner Residenz zu fesseln, nahm Theil an dessen Arbeiten und verwickelte ihn unvermerkt mit den Landständen in Geschäfte, die jede Reise unmöglich machten.

Der Fürst, den jede ernsthafte Beschäftigung aneckelte, machte den Doctor zu seinem Kabinetsrath und warf die größte Last der Staatsgeschäfte auf ihn, welche dieser, von seinem vorzüglichen Talente unterstützt, leicht und gut bearbeitete. Des neuen Kabinetsrath Brauchbarkeit war bald allgemein anerkannt.

Der Fürst überhäufte ihn mit Belohnungen, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und überließ sich je länger je mehr seiner Leitung.

Jetzt hätte Z Gelegenheit gehabt viel Gutes zu thun, und auf diese Weise sich wegen der begangenen Verbrechen mit seinem Gewissen zu versöhnen. Aber leider waren alle Vorsätze dazu vergessen; er sorgte vielmehr nur sich in seinem wichtigen Posten zu befestigen, wo möglich noch höher zu steigen, und seiner Habsucht, die nun unersättlich wurde, täglich neue Opfer zu bringen; das Wohl des Landes aber, in welchem er einen so ausgedehnten Wirkungskreis gefunden hatte, kam bei ihm nicht in Betracht.

Der Fürst war durch des Kabinetsraths Thätigkeit beinahe ganz geschäftslos, daher von der Langeweile gequält; ihm Unterhaltung zu verschaffen war des Günstlings Sorge. Mit ungeheuern Kosten ward die italiänische Oper eingerichtet, alle Gattungen von Künstlern, die für den Lebensgenuß arbeiteten, wurden ins Land gezogen, und Feste über Feste gegeben, die den bedeutenden Schatz, den der alte Fürst hinterlassen hatte, in kurzer Zeit

aufzehrten. Der Minister, ein alter gerader Mann, dem das Wohl des Landes mehr als die Gunst des Fürsten am Herzen lag, machte Vorstellungen gegen diesen verschwenderischen Aufwand, seine Entlassung war die Folge davon. Der Kabinetsrath erhielt seine Stelle zugleich mit dem Adelsdiplom. Nun hatte er keinen Aufseher seiner Handlungen mehr; er konnte, von des Fürsten Gunst beschützt, ganz seinem Willen folgen und sein Wille war nicht gut. Er erregte in seinem Herren eine Begierde nach Vergnügungen und Zerstreuungen, die immer stärker wurde und zuletzt in Unersättlichkeit ausartete. Diese Gier nach Genuß zu befriedigen war des neuen Ministers größte Sorge, die ihn mehr wie das Wohl des Landes beschäftigte. Alles was die Sinne reizen und schmeicheln konnte; alles was die Ueppigkeit erfand, dem geschäftslosen Erdengott die Zeit zu verkürzen, das wurde angewandt, damit der Fürst nie aus seinem Taumel erwachte.

Noch mehr wie die Blutschuld legte die so schnell errungene und zu so niedrigen Zwecken gemißbrauchte Gewalt eine Eisrinde um das

Herz des neuen Günstlings. Ihn kümmerte es nicht, wenn der Schweiß von Tausenden in einem Abende verschwelgt wurde, setzte er nur seine Absichten durch, vermehrte er nur seinen Reichthum.

Der Fürst lohnte ihm die Mühe den Schatz und die Landes-Einkünfte recht schnell verschwenden zu helfen, königlich, und bald hatte er den treuen Diener seiner Lüste zum reichsten Manne in seinem Lande gemacht. Aber das Land seufzte unter dem blutigen Druck des despotischen Günstlinges und seiner Helfershelfer, die es planmäßig aussogen und sich von seinem Marke mästeten. Jeder Redliche, dem die Verschwendung des Hofes ein Gräuel war, wurde gehaßt; jeder Rechtschaffene, der Vorstellungen gegen die unermeßliche Bedrückungen machte, die den Staat zu Grunde richteten, wurde angefeindet, verfolgt oder verwiesen; das sonst so reiche gesegnete Land verwilderte und ward öde bei dieser heillosen Wirthschaft.

Da traten die Landstände auf, deren Bitten und Vorstellungen gegen diesen Unfug nie etwas ausgerichtet hatten, und erklärten, daß

sie den Kaiser um eine Sequestration des Landes bitten müßten, wenn er sich nicht entschließen wollte, den schändlichen Minister auf der Stelle zu entlassen und des Landes zu verweisen. Der Fürst wurde über diese kühne Sprache der Stände ergrimmt, drohte, wüthete und wollte sogar die Stände verhaften lassen; doch diese blieben unerschütterlich bei ihrer Erklärung, bewiesen dem verführten Landesherrn, daß er gegen alle beschworene Verträge gehandelt habe, daß das Land allein durch die schlechte Verwaltung unglücklich geworden sey, und daß jeder Schritt, den er sich gegen die gesetzlich bestehenden Stände erlaube, diese nur näher zum Ziele bringe. Alle Versuche, die der Fürst machte, den unermüdeten Beförderer seines Vergnügens zu erhalten, waren umsonst; er mußte ihn seines Dienstes entlassen und mit schwerem Herzen sogar dessen Landesverweisung eigenhändig unterzeichnen.

Damals, als Z* Minister wurde, hatte Wolf ihm gemeldet, daß er ihn verlassen würde. Sein Herr, darüber erstaunet, daß er gerade in dem Zeitpunkte von ihm scheiden wolle, wo er auf eine gute Belohnung seiner

Dienste rechnen könne, hatte ihn zurückhalten wollen, aber von ihm die Antwort erhalten: Meine Rathschläge haben gute Früchte getragen, jetzt macht sich das Uebrige von selbst. Ich diene nur, wo ich nöthig bin; hier bin ich überflüßig. Mein folgsamer Schüler wird nun wohl allein so handeln, daß der Meister mit ihm zufrieden ist. Mit einem höhnischen Gelächter war er darauf verschwunden und hatte in dem Minister eine Ahnung seines Wesens zurückgelassen.

Der fromme Pfarrer macht hier die Anmerkung: Der Diener des Fürstengünstlinges war ohne Zweifel mit dem Baron Selten eine und dieselbe Person, und kein Anderer, als der höllische Urian selbst, der auf dem fruchtbaren Acker des Hochmuths und des Ehrgeizes in dem Herzen Z*s die Saat aller Laster ausstreuete und pflegte, und ihn da sichtbarer Weise verließ, als sie fröhlich wucherte.

Der abgesetzte Minister, in dessen Herzen die Wuth einer ohnmächtigen Rache kochte, kam nur dann erst zur Besinnung, als er die Gränze des durch ihn unglücklich gewordenen Landes hinter sich hatte. Er mußte sich ge-

stehen, alle seine Wünsche erfüllt, ja sogar von der Wirklichkeit noch übertroffen gesehen zu haben und dennoch der Menschheit nichts gewesen zu seyn. Er hatte auf einer Stufe gestanden, auf der er der Beglücker und Schutzengel eines ganzen Landes hatte seyn können, und nichts als ein niederer Diener der Lüste eines schwachen Fürsten, nichts als der habsüchtige Quäler eines bidern Volkes war er gewesen. Tausende hatte er gedrückt, tausende arm und unglücklich gemacht, um sich kindisch mit seiner Gewalt brüsten und einen Haufen Goldes zusammen scharren zu können, mit dem er sich doch nicht einmal die ihm mangelnde Gemüthsruhe erkaufen konnte. Er mußte sich bekennen, daß er um eines kleinlichen erbärmlichen Zweckes willen ungeheure Mittel aufgeboten habe, und jetzt, nach allen begangenen Verbrechen, und trotz seines grossen Reichthums arm und freudenleer dastehe.

Er zog in sein Vaterland zurück, kaufte sich einen Rittersitz und beschloß darauf sein Leben hinzubringen, entfernt von der großen Welt, die ihn jetzt anekelte, da er nicht mehr

eine glänzende Rolle darin spielen konnte. Hier beschäftigte er sich mit der Landwirthschaft, machte neue Anlagen, baute und gewann endlich seine Besitzung, die er ganz eigentlich als seine Schöpfung betrachtete, ungemein lieb. Er hatte bald sein Gut zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen, allein es fehlten die Bewohner darin, denn er war nicht glücklich und konnte deshalb auch keine Glückliche im Bereiche seines Wirkungskreises dulden. Er quälte seine Unterthanen; seinen Dienern war er ein harter, unfreundlicher Herr. Was er baute und anlegte schien auf eine ewige Dauer berechnet. Aber jeden Schaden, der ihm an seinen Anlagen zufällig gemacht wurde, strafte er mit unerbittlicher Strenge, so wie er denn in allen seinen Handlungen sich als einen finstern, lichtscheuen Tyrannen zeigte, vor dem jeder zitterte.

So lebte er viele Jahre hindurch sich und andern zur Last, ungeliebt und freudenlos. Da fuhr noch einmal ein Strahl der Reue durch sein Herz, der Wunsch mit Menschen glücklich zu seyn, wurde bei ihm wieder lebendig, mit Wehmuth blickte er auf sein langes verlornes

Leben: noch einmal mahnte ihn seine Menschheit an ihre Rechte.

Er ließ den Pfarrer seines Gutes, der sich bis jetzt ihm nicht hatte nahen dürfen, zu sich bitten, behandelte ihn gütig und entdeckte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen ganzen Lebenslauf. Er bat ihn um Rath und Trost und wünschte durch ihn mit der Menschheit ausgesöhnet zu seyn.

Der Pfarrer — der nämliche, der diese Geschichte aufgezeichnet hat, da er sie aus seinem Munde erfahren — bat sich eine Frist aus: um zu überlegen, wie er ihm den Frieden schaffen könne, der seiner Seele fehlte. Gern gestattete ihm der Verzweifelnde den Aufschub, da Hoffnung wieder das öde Herz belebte, da er anfing zu glauben, daß er wieder dem Vereine der Menschheit angehören könne, der er einst im wilden Streben seines Ehrgeizes entsagte.

Der Pfarrer schloß sich mehrere Tage lang in sein Studierzimmer ein, erwog und überlegte den ihm vorgetragenen Fall, schlug alle Casuisten und Kirchenväter nach und glaubte endlich den einzig möglichen Weg gefunden zu

haben, auf welchem der ergraute Sünder seine Blutschuld tilgen, sich mit Gott und der Welt versöhnen und wieder Mensch seyn könne. Er begab sich zum Herrn von B**, der ihn mit froher Erwartung empfing, in dessen Auge seit langer Zeit zum erstenmal das Lächeln der Hoffnung glänzte.

Des Geistlichen Ausspruch war folgender: Da er sein ganzes Vermögen durch Unrecht und Verbrechen erworben, aus dem blutigen Schweiß eines unglücklichen Landes erpreßt habe, so müsse er sich dessen bis auf den letzten Heller entäußern, und es dazu anwenden Unglückliche glücklich zu machen; denn so lange er im Besitz seines Raubes sey, so lange er die Frucht des Verbrechens genieße, könne er nicht von der Last seiner Schuld befreyet seyn. Ferner, habe er Menschenleben auf seinem Gewissen, und das Gesetz verlange Blut für Blut und Leben um Leben. Doch da Gott barmherzig sey, so würde eine aufrichtige Reue ihn versöhnen, wenn er den Rest seines Lebens dazu anwenden wolle, der unbewachten Jugend ein Warner und Schützer, den irrenden Brüdern ein Leiter und Ermahner zu seyn.

Der Unglückliche versank in ein tiefes Nachdenken, er entließ den Pfarrer ohne bestimmte Antwort und verschloß sich dann in sein innerstes Gemach, aus welchem er erst am Abende blaß und verstört zurückkehrte.

Am andern Tage ließ er seinen Gerichtshalter kommen und sagte ihm ein Testament in die Feder. Er vermachte darin einem unbemittelten jungen Manne sein ganzes Vermögen, mit dem Bedinge, nichts von seinen gemachten Anlagen und Bauten zu zerstören oder zu verändern. Er setzte einen schweren Fluch darauf. Dieses Testament ließ er von den nöthigen Zeugen unterschreiben, schickte einen Boten mit der Abschrift desselben an den Erben und entfernte dann seine Umgebung von sich. Noch einmal umritt er seine Besitzungen, kehrte dann am Abende zurück, begab sich in sein Lieblingszimmer und endete sein Leben durch einen Pistolenschuß.

Der Erbe nahm von der reichen Verlassenschaft Besitz, veranstaltete seinem Wohlthäter ein prunkvolles Begräbniß und ließ die Leiche desselben in der Kirche vor dem Altare zur Ruhe bestatten.

So weit ging die Geschichte, die Westenfeld und den Pfarrer mit Schauder erfüllte und in ein langes Nachdenken versenkte. Bei dem Weglegen der Handschrift entdeckten sie noch auf der Rückseite des letzten Blattes etwas Geschriebenes; sie fanden folgende Anmerkung.

Der irre Geist des Selbstmörders hat keine Ruhe gefunden. Er zeigt sich im Hause, auf dem Felde und im Walde. Ohne Zweifel darum, weil der Leichnam vor dem Altare, also an einer Stelle lieget, die nicht dem in Sünden dahin Gefahrenen, sondern nur der Asche eines frommen mit Gott versöhnten Christen zur Ruhestätte ziemt. Ich habe meine Vorstellungen dagegen gemacht, aber bei Patrono ecclesiae nichts ausrichten können, welches ich zur Verwahrung meines Gewissens hiemit angezeigt haben will. T. W.

Westenfeld kam mit dem Pfarrer darin überein, die bezeichnete Stelle am Altare untersuchen zu lassen. Man hob einen grossen Leichenstein auf und fand in der gemauerten Gruft, die er verdeckt hatte, einen zinnernen Sarg mit dem eingegrabenen Namen Wilhelm

von Z°. Westenfeld ließ diesen Sarg heraus-heben und an der Kirchhofsmauer eingraben. Von dieser Zeit an hat sich nichts Unheimli-ches mehr in dem Herrenhofe spüren lassen und auch das verrufene Zimmer wird seitdem von dem Gutsbesitzer benutzt, ohne daß der ehe-malige gespenstische Bewohner desselben einen Anspruch auf dessen Besitz macht.

IV.

Das Zaubergelübde.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in einer deutschen Hauptstadt Herr Jakob von Leuenstein, der letzte Zweig einer alten, hochberühmten Familie, der von den Männern allgemein beneidet, von den unverheiratheten Damen aber für den würdigsten Gegenstand ihrer Wünsche gehalten wurde. Die freigebige Natur hatte ihn sowohl mit körperlichen als geistigen Vorzügen überflüssig ausgestattet, und er wurde mit Recht der schönste und geistvollste Mann seiner Vaterstadt genannt. Aber auch die launenhafte Fortuna, die sonst in der Regel die Günstlinge der Natur nicht für die ihrigen erklärt, hatte diesmal bei ihm eine Aus-

nahme gemacht und ihn so reichlich mit ihren Gaben überschüttet, daß der junge elternlose Leuenstein zuweilen wirklich nicht wußte, was er mit allem Seegen anfangen sollte. Seine Vorfahren waren nämlich seit undenklichen Zeiten alle gute Wirthe, einige sogar Geizhälse gewesen, und da man seinen Vater und dessen beide Brüder allgemein zu den letzteren zahlte, er aber der einzige Erbe dieses sparenden Kleeblatts war, so fand er sich, als bei seiner eingetretenen Volljährigkeit ein redlicher Vormund ihm Rechnung ablegte, im Besitze eines Reichthums, über dessen Größe er selbst erstaunete.

Es konnte nicht fehlen, daß Leuenstein bei seinem Reichthume, bei seiner Jugend, Schönheit und männlichen Anmuth dem schönen Geschlechte bemerkenswerth seyn mußte, und manches holde Fräulein, die seit zehn Jahren ihren fünf und zwanzigsten Geburtstag feierte, fühlte einen recht dringenden Beruf ihn den Himmel des ehelichen Glücks in ihren Armen genießen zu lassen. Es fehlte dieserhalb auch nicht an Winken und Andeutungen, doch Leuenstein schien, ob man ihn im übrigen nicht für ein-

fältig halten konnte, in Hinsicht besagter Winke ein erbärmlich schwaches Fassungsvermögen zu haben, denn er begriff durchaus nicht, was man haben wollte, obgleich man es ihm so nahe legte, daß er es mit Händen hätte fassen können. Leicht einzusehen ist es, daß ein so einfältiges Benehmen die Gunst der andeutenden Schönen für ihn nicht erhöhte. Als er aber gar die Thorheit beging, ein armes in den Damenzirkeln der Hauptstadt gar nicht bekanntes Fräulein als seine Gattin heimzuführen, o, da wurde er von hundert Schönen für einen ausgemachten Dummkopf erklärt.

Fräulein Helene von Tetten, auf die seine Wahl fiel, war die Tochter eines Generals, dem durchaus der Zahlensinn mangelte, und der deshalb weder die Feinde, gegen die er focht, noch die Thaler in seiner Kasse zu zählen verstand. Den ersteren Fehler hielt ihm zwar der große Eugen, unter dem er in einem Hülfskorps focht, zu gut und äußerte, es sey ihm dieses sogar lieb; denn die Herren Offiziere, die stets mit pünktlicher Sorgfalt die Anzahl der Feinde berechneten, pflegten sich nicht gar zu herzhaft beim Angriff zu ge-

gen; unser General dagegen ging recht tapfer auf den Feind los. Daß er aber nie das Geld in seiner Kasse zählte, wurde von manchen Leuten nicht so nachsichtig beurtheilt. Freilich behaupteten die armen Offiziere, denen er einst das Geld zur Equipage geschenkt hatte; er sey ein vortrefflicher Mann, und seine Soldaten, denen er das Ihrige redlich zukommen ließ, auch aus seinem Beutel wohl noch manche Erleichterung verschaffte: er sey ein wahrer Vater des Regiments; aber seine Gläubiger nannten ihn nach seinem Tode ungescheut einen schlechten Wirth und hörten nicht auf ihm diese Benennung zu geben, bis ihnen der König Stillschweigen gebot, und zum Beweise, wie sehr es ihm mit diesem Befehle Ernst sey, die Schulden des verstorbenen Generals bezahlte. Die Söhne des Generals waren alle noch bei ihres Vaters Leben in einer Schlacht gegen die Franzosen gefallen; seine Gemahlin und die einzige Tochter ließ er bei seinem Sterben arm und tiefbekümmert um ihr künftiges Schicksal, doch mit dem Troste zurück, daß der Landesherr, seiner treuen Dienste eingedenk, sie nicht verhungern lassen würde.

Gattin und Tochter des alten Helden lebten nach seinem Tode von einem Gnadengehalt, den der König ihnen auszahlen ließ, zwar anständig aber sehr eingezogen, bis Herr von Leuenstein die schöne Helene sah und liebenswürdig fand. Da Vermögen bei seinem Reichthume nicht in Anschlag kam, die reizende Helene aber außer der körperlichen und geistigen Anmuth auch einen Stammbaum von ansehnlicher Größe aufzuweisen hatte, und Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Manne fand, so geschah, was in dergleichen Fällen in der Regel ist, nämlich aus dem Gefallen wurde — eine Heirath.

Nicht leicht ist ein Ehepaar mehr und mit größerem Recht beneidet worden als Leuenstein und seine Gemahlin, denn sie besaßen alles, was zu einem glücklichen Leben erforderlich ist, in dem reichlichsten Uebermaaße. Selbst bedeutende Ehrenstellen wurden dem jungen Ehemanne angetragen, und da er diese, um seine Freiheit zu genießen, von der Hand wies, so gab ihm der gütige Monarch, der noch die Dienste des alten Generals an dessen Schwiegersohne vergelten wollte, den Kammerherrn-

Schlüssel, ohne ihm die Verpflichtung aufzulegen, Dienste zu thun.

Die ersten beiden Jahre nach der Vermählung verlebte das junge Ehepaar auf den Gütern Leuensteins in einer beneidenswerthen Zufriedenheit. Ihr unermeßliches Vermögen erlaubte ihnen einen großen Aufwand und sie ließen es nicht daran fehlen; aber er war nur was der vergoldete Rahmen einem schönen Gemälde ist. Die Glücklichen waren sich selbst genug, und jedes Fest, das sie ihren Nachbarn gaben, oder dem sie bei Andern beiwohnten, war nur eine Unterbrechung des Hochgenusses, welchen eines in der Gesellschaft des Andern empfand. Die Zeit schien ihre Gewalt über die Liebe dieses Paares verloren zu haben; und zum erstenmal fing man an eine vollkommen glückliche Ehe, zu glauben an. Doch zu Anfange des dritten Jahres verfinsterte sich zuweilen der sonst stets heitere Blick der reizenden Helene und ein halberstickter Seufzer verrieth, daß es doch noch einen Wunsch gebe, den ihr das gütige Schicksal nicht erfüllen wolle. Auch auf Leuensteins Gesichte wollte man einen leichten Anflug von Schwermuth bemerkt

haben, der zwar nur selten sichtbar wurde, aber deutlich genug war, um einer scharfsichtigen historischen Societät, die sich mit der Specialgeschichte der einzelnen Familien ihrer Bekanntschaft beschäftigte, Anlaß zu Forschungen zu geben: was es wohl mit dieser Schwermuth, die offenbar mit den Seufzern der jungen Frau zusammenhing, für eine Bewandtniß habe? Den fortgesetzten Bemühungen dieser achtungswerthen Gesellschaft gelang es denn auch endlich, der Sache auf den Grund zu kommen, und die Welt erfuhr, daß der fehlende Ehesegen es sey, der den heitern Glückshimmel dieses Paares zuweilen umwölke. Nun ging es an ein Theilnehmen, Beklagen und Bemitleiden, daß es wirklich rührend anzusehen war, wie eifrig die gutmüthige Seelen sich bestrebten, die kleinen Wölkchen, die den Leuenstreinschen Ehestand trübten, in ein förmliches Gewitter zu verwandeln. Doch hatten diese edeln Herzen den Aerger erfahren zu müssen, daß alle ihre desfallsigen gutgemeinten Bemühungen vergebens waren, und die jungen Eheleute sich als wahre Stockfische benahmen, die weder Sinn noch Gefühl für das Un-

terhaltende eines häuslichen Zwistes hatten. Sie überließen sie daher mit Achselzucken ihrem Schicksale.

Der Wunsch nach einem Erben wurde unterdessen bei dem Herrn von Leuenstein und seiner Gemahlin immer dringender und sie gestanden es sich gegenseitig, daß dessen Erfüllung zur Vollendung ihres Glückes nothwendig sey. Beichtvater und Arzt wurden nun um Rathschläge zur Erlangung dieses heissen Begehrens bestürmt. Ersterer versprach fleißige Fürbitten zu thun, letzterer schlug eine weite Reise, als das einzige Mittel vor, welches vielleicht noch helfen könne, und da man nichts unversucht lassen wollte, was die Hoffnung gab zum Zwecke zu führen, eine Reise aber überdem noch das Gute hat, daß sie den Gram zerstreuet; so war man schnell dazu entschlossen und beeilte sich damit so sehr, daß die weisen Richtenden am Kaffeetisch kaum Zeit übrig behielten, die nöthigen Glossen über diesen Entschluß zu machen, ehe er ausgeführt war.

Die Reisenden besuchten die vornehmsten Höfe von Deutschland, durchreiseten Frankreich,

die Schweiz und endlich auch Italien. Die Aerzte in Wien und Paris wurden um Rath gefragt, die Bäder von Plombiers, Barrege und Pisa gebraucht; doch alles für den gehofften Zweck vergebens. Diesen einzigen Wunsch verweigerte das Schicksal hartnäckig den Liebenden, und nach einer dreijährigen Abwesenheit kehrten sie um ein großes Theil mißvergnügter in ihre Heimath zurück, als sie diese verlassen hatten.

Die Einsamkeit, die nun auf die Zerstreuungen der Reise folgte, schärfte um vieles den Gram, der an den Herzen dieses Paares nagte, und der nur durch den Tod der alten lebensatten Mutter der Frau von Leuenstein für einige Zeit eine andere Richtung erhielt. Die unglückliche Gattin glaubte endlich eine Verminderung der Liebe ihres Gemahls zu spüren, und sein wirklicher oder eingebildeter Kaltsinn machte auf sie einen so nachtheiligen Eindruck, daß ihre Gesundheit sichtlich darunter zu leiden anfing, weshalb sie denn, um das lästige Fragen und Bemitleiden der Bekannten zu vermeiden, sich beinahe jeder Gesellschaft entzog und es ihrem Gemahle über-

ließ, an den gesellschaftlichen Vergnügungen der Nachbarn Theil zu nehmen und ihr Nichterscheinen dort zu entschuldigen. Ihre einzige Zerstreuung, wenn ihr Gemahl abwesend war, bestand in einem Spaziergange in ein dem Schlosse nahe gelegenes Wäldchen. Hier hing sie ihrer Schwermuth nach und ließ ihren Thränen freien Lauf, die sie sonst vor jedem verbarg, da sie wie jeder Unglückliche kaltes Bedauern haßte, und Spott fürchtete, der nur zu gern die unschuldigen Gegenstände des Mitleids trifft.

Auf einem solchen Spaziergange begegnete sie einem alten Weibe, die ihr sowohl dadurch, daß sie sich an einem Orte, wo so leicht niemand hinkam, treffen ließ, als auch durch eine auszunehmende Häßlichkeit auffiel. Sie wollte dieser Mißgestalt, bei deren Anblick sie sich eines Grauens nicht erwehren konnte, ausweichen, aber die Alte trat ihr in den Weg und sprach: „Fliehen Euer Gnaden nicht vor mir, ich bin zwar nur ein geringes Weib, allein wer weiß, wo ich Ihnen noch dienen kann.“ Frau von Leuenstein wollte ihr ein Almosen geben, aber sie schlug es mit den Wor-

ten aus: „Des Almosens wegen bin ich nicht hier. Ich hätte von Ihrem Herren wohl mehr verdient wie ein Almosen, denn ich war seine Amme; aber Undank ist der Welt Lohn: Nun ich verhungre deshalb noch nicht. Ich bin gekommen Ihnen mit meinem guten Rathe beizustehen, denn ich kenne die Ursache ihrer Betrübniß.“

Natürlich verlor nun die Alte in den Augen der Frau von Lenenstein alle Häßlichkeit; sie hätte sie lieber für eine Botin des Himmels angesehen, und stand keinen Augenblick an ihren Rath zu vernehmen. Dieser bestand darin: daß sie eine alte kluge Frau, die eine Meile von ihres Gemahls Gütern in einer einsamen Hütte wohne, besuchen und sie um ihren Beistand bitten solle; denn diese wisse Hülfe für alles. Die Gramerfüllte war anfangs unentschlossen, doch die Aussicht, ihren innigsten Wunsch erfüllt zu sehen, verleitete sie bald dazu, dem Antrage der alten Sybille Gehör zu geben. Zu dem Ende traf sie mit dem Weibe die Verabredung, daß sie an einem bestimmten Tage in die Gegend des Wohnorts der hülfreichen Frau fahren, dann aber

ohne alle Begleitung in einen nahen Wald gehen, und die Alte erwarten wolle, damit diese sie nach der Hütte der Helferin führen könne. Noch bedung sich die Alte eine tiefe Verschwiegenheit über diese Reise aus.

Frau von Leuenstein wurde, nachdem die Alte sie verlassen hatte, von Furcht und Hoffnung gequält, und es schien ihr Unrecht, daß sie ihrem Gemahle ihr Vorhaben verheimlichen sollte. Aber der Umstand, daß er seine Amme ohne Unterstützung gelassen hatte, erregte ein gewisses Mistrauen gegen das gute Herz ihres Mannes in ihr, welches ihr die Verheimlichung ihres Vornehmens erleichterte und dem wankenden Entschlusse Festigkeit gab.

Endlich erschien der zur Reise bestimmte Tag. Herr von Leuenstein hatte einiger Geschäfte wegen nach der Residenz reisen müssen, und ihrer Wallfahrt zur hülfreichen Alten stellte sich also kein Hinderniß in den Weg. Sie fuhr nach dem bezeichneten Ort hin, und fand dort die Alte in einem Gebüsche auf sich wartend, die sie auf einem wenig betretenen Fußsteige durch einen schaurigen Wald zu der Hütte führte, in der ihre Helferin wohnen sollte.

Die Hütte lag zwischen einem verödeten Trümmerhaufen, an einem halb eingestürzten Thurme gelehnt und schien von Aussen mehr einem verfallenen Stalle, als einer menschlichen Wohnung ähnlich. Das Innere entsprach dem Aeußern und war über alle Vorstellung grauenhaft. Ein kleines unscheinbares Fenster ließ gerade so viel Licht hinein, daß die Dunkelheit sichtbar wurde, die in dieser elenden Höhle herrschte, deren Wände schwarz und mit mancherlei wunderlichen Geräthschaften behängt waren. Ein blaues Feuer, das auf dem Kamine unter einem siedenden Kessel brannte, machte, wenn es von Zeit zu Zeit aufflackerte, die Gegenstände in der Hütte ein wenig sichtbarer, vermehrte aber das Schauerliche des Ganzen um ein Großes, welches der Anblick der Bewohnerin bis zum Gräßlichen erhob. Ein hohlaugiges, leichenfarbiges altes Weib, in deren starren Zügen keine Spur von Menschlichkeit zu sehen war, saß in Lumpen von dunkler Farbe gehüllt, hinter einem mit Kräutern und todten Insekten bedeckten Tische und hatte ein großes mit bunten Charaktern bemaltes Buch vor sich aufgeschlagen

liegen. Diese abschreckende Figur schien kaum der Menschheit anzugehören, so verzerrt, widerlich und unheimlich war ihr ganzes Wesen.

Frau von Leuenstein, von einem fürchterlichen Grauen ergriffen, fand keine Worte ihr Anliegen vorzutragen und mußte dazu mehrmals von ihrer Führerin aufgemuntert werden, ehe sie Fassung genug erhielt es zu thun.

Die Zauberin, als sie vernommen, was man von ihr verlangte, sagte: Es ist eine schwere Aufgabe, mit der ich mich ungern befasse. Lieber machte ich wohl einen Kranken gesund, oder einen Gesunden krank, oder einen Mann verliebt, wenn es darum zu thun wäre; oder liest Dich in den Erdspiegel Vergangenes oder Zukünftiges schauen. Doch Dir ist Hülfe nöthig; denn wenn Dein Wunsch nicht in Erfüllung geht, so wird Dir dein Mann untreu und Dir steht ein großes Unglück bevor. Darum will ich Dir wohl helfen, doch nur wenn Du unbedingt das thust, was ich Dir heißen werde.

Sie gab nun der zitternden Dame einen Zettel, auf dem einige Worte, zwar mit deutschen Buchstaben, aber in fremden Worten ge-

schrieben standen, und befahl ihr diese Worte fünf Tage hindurch des Mittags um zwölf Uhr einmal laut abzulesen. Während dieser Zeit sollte sie in keine Kirche gehen und auch nicht beten. Den sechsten Tag sollte sie wieder kommen und einige Haare von ihrem Gemahl, auch ein Paar Tropfen Blut von ihm, die sie in Baumwolle auffassen könne, mitbringen. Würde sie dieses alles pünktlich thun, so könne sie auf die Erfüllung ihres Wunsches rechnen.

Voll großer Angst verließ Frau von Leuenstein die Hütte der Hexe, und äußerte gegen die sie begleitende Alte, daß sie sich nicht entschließen würde das ihr Befohlene zu thun, da wohl gar eine sündliche Zauberei zum Grunde liegen könne. Aber ihre Begleiterin wußte ihr dieses so aus dem Sinne zu reden, daß sie wieder geneigt wurde die erhaltene Vorschrift zu befolgen. Als nun überdem ihr Gemahl wider Erwarten noch spät des Abends nach Hause kam, und im Tone des Vorwurfs erzählte, welches Glück er unterweges bei einem Freunde gesehen habe, der von einem Häufchen blühender Kinder umringt gewesen sey,

da stand ihr Entschluß fest, es koste auch, was es wolle, der Anleitung jenes Weibes zu folgen.

Furchtbar klang der Ton der geheimnißvollen Worte in der Seele der geängstigten Frau wieder, als sie solche zum ersten Male in einem einsamen Saale ablas. Es war als ob eine unsichtbare Macht sie packte; Welten schienen auf ihrer Brust zu lasten und eine Todeskälte schauerte ihr durch die Glieder. Halbohnmächtig verließ sie den Saal, und eine innere Stimme warf ihr das, was sie so eben gethan, als ein großes Unrecht vor. Was ihre Qual vermehrte, war, daß sie nicht beten konnte, welches sie doch so gern gethan hätte, da ihr volles Herz Erleichterung bedurfte; doch die alte Unke hatte ihr es ja verboten. Zurücktreten konnte sie nicht mehr von der Anwendung des unheimlichen Mittels, so gern sie es auch jetzt gethan hätte; denn einmal die Ablesung der räthselhaften Worte begonnen, mußte auch die ganze mystische Handlung vollendet werden, da sie im Unterlassungsfall, nach der Aussage des alten Weibes, das härteste Unglück zu erwarten hatte. Sie that also,

obgleich mit banger Seele, was sie nicht mehr unterlassen konnte und suchte am Ende Trost in dem Gedanken: daß sie doch wissentlich kein Verbrechen begehe, auch ihrem Beginnen keine sträfliche Absicht zum Grunde liege. Sie benutzte eine Gelegenheit ihrem Gatten, wie aus Versehen mit einer Nadel in den Finger zu ritzen und das Blut mit Baumwolle aufzufangen; einen Büschel Haare entwandte sie ihm aber im Schlafe.

Die bezeichnete Stunde des sechsten Tages nahete heran und Frau von Leuenstein begab sich an den bekannten Ort, wo, wie das erste Mal, die alte Amme sie erwartete und in die Zauberhütte führte.

Dieses Mal fanden sie die Wahrsagerin am Kamine stehen und den Kessel rühren. „Ich habe,“ krächzte diese der Kommenden entgegen, viele Arbeit deinetwegen; hätte ich Dir nicht schon das Versprechen geleistet, so würde ich nimmermehr Deinen Wunsch erfüllen.“ Frau von Leuenstein versprach ihr eine gute Belohnung für ihre Mühe. Was belohnen! rief sie, ich verlange von Dir nichts, mich bezahlt ein Anderer dafür. Sie ließ sich nun

die Haare und das Blut geben, nahm von der Frau ebenfalls einige Haare und etwas Blut, auch mußte diese die geheimnißvollen Worte mit ihrem Blute auf einen Zettel schreiben und dann warf sie alles dieses in den Kessel, den sie jetzt unter einem gräßlich heulenden Gesange umrührte. Endlich ergriff sie einen Hammer und schlug damit dreimal an einen metallenen Kessel, worauf sich ein furchtbares Brausen, gleich einem Orkane, hören ließ. Es schien aus der Tiefe einer am Boden befindlichen Oeffnung herauf zu kommen und verhallte endlich in ein gellendes Pfeifen. Die Zauberin hob ihren Gesang von Neuem an, schlug wiederum an den Kessel und rief dann: „Dreizehn hab' ich dir gebracht.“ Aus der Oeffnung antwortete eine schrillende Stimme: Dreizehn sind's, es ist vollbracht. Ein unaussprechliches Grausen befiel nun die erschrockene Dame, ihre Sinne verwirrten sich, sie sank in eine Ohnmacht, aus der sie nur wieder erwachte, als die alte Amme sie an die freie Luft gebracht hatte.

Die Erinnerung an die grauenhafte Zauberhütte und an das, was darin vorgegangen

war, verdunkelte wie eine drohende Gewitterwolke das Leben der Frau von Leuenstein und quälte sie mit banger Furcht. Sie hatte ihren Seelenfrieden eingebüßt und selbst die Ueberzeugung, daß sie guter Hoffnung sey, die sie bald nach jener Begebenheit erhielt, konnte die Schauer nicht verbannen, die, seit sie die Zauberin besucht hatte, ihr bewegtes Gemüth durchbebten.

Ihr Zustand gab ihrer Empfindung eine große Weichheit, die sie mehr als je zu ihrem Gatten hinzog, der gleichfalls seine Zärtlichkeit für die geliebte Gattin verdoppelte, da er von ihr nunmehr der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches entgegen sah. Dadurch zur Offenherzigkeit gestimmt wollte Frau von Leuenstein ihrem Gemahl ihre Begebenheit in der Waldhütte entdecken, als ihr noch zu rechter Zeit die von ihm an seiner Amme bewiesene, ihr unerklärliche Hartherzigkeit einfiel, welches sie bestimmte vor der Hand wenigstens darüber zu schweigen und ihn dagegen unvermerkt an die Amme zu erinnern. Durch mancherlei Umwege suchte sie das Gespräch auf diese Person zu lenken, und da ihr Gemahl nicht dar-

auf eingehen zu wollen schien, so erzählte sie endlich: sie hätte gehört, seine Amme lebe noch. Ich will nicht fürchten, rief er, daß dieses schändliche Weib Dir genahet wäre! vermeide es um Gottes Willen sie zu sprechen, und laß es mich wissen, wenn sie Versuche machen sollte, sich bei Dir eindrängen zu wollen, damit ich sie ein für allemal abfertigen könne. Dieses Ungeheuer wollte den Ehefrieden meiner Eltern stören, und da ihr dieses nicht gelang, machte sie den Versuch meine Mutter zu vergiften. Sie hat sogar gegründeten Anlaß zu dem Verdachte gegeben, daß sie Zauberei treibe. Diese Aeußerung erfüllte das Herz der bestürzten Frau mit Todesangst, und hätte nicht gerade die Dämmerung es verhindert, so würde ihre Erblassen von ihrem Gemahle bemerkt worden seyn. Sie war nun überzeugt, daß sie es mit gottlosen Geschöpfen zu thun gehabt hätte, deren Anschläge dahin gingen, sie um ihr Seelenheil zu bringen.

Sie vertraute ihre Gewissenszweifel einem Prediger an, und dieser war der Meinung, daß das, was das Weib in der verrufenen Hütte zur Erfüllung ihres Wunsches getrieben

habe, allerdings zu den Künsten des Satans gehöre und es darauf abgesehen sey, eine Seele zu verderben. Er zerknirschte auch das Herz der geängstigten Frau wacker mit dem Hammer des Gesetzes, versicherte aber darauf, daß sie durch anhaltendes Gebet die Gefahr von sich abwenden, und die List des Lügengeistes zu Schanden machen könne, und beruhigte sie endlich mit dem Versprechen einer kräftigen Fürbitte.

Frau von Leuenstein wurde nun eine halbe Heilige. Sie büßte hart und lange ihr Vergehen, betete ohne Unterlaß um Vergebung ihrer Sünde, und erlangte dadurch endlich die Wiederkehr einer Gemüthsruhe, die es ihr möglich machte, dem Leben wieder heitere Stunden abzugewinnen.

Unaussprechlich war die Freude der beiden Gatten, als endlich ihre glühendste Hoffnung in Erfüllung ging und ein holder Knabe ihre Wünsche krönte. Der hocherfreute Vater kniete vor der geliebten Gattin, als ob er sie anbeten wollte, er spendete mit volley Händen reiche Geschenke, an seine Diener und Unterthanen, er begabte die Kirchen, speisete und kleis

dete die Armen und hätte die ganze Welt glücklich machen mögen, da er es in einem so hohen Grade selbst war. Die Wöchnerin war nicht weniger froh, der lange fressende Gram über ein unwillkührlich Vergehen war gestillt, die Thränen der Reue hatten zu fließen aufgehört, mit einem von der Freude verklärten Gesicht blickte sie dankend zum Himmel und wiegte sich dann in den Träumen einer schönen Zukunft.

Die ersten Lebensjahre des kleinen Christoph — so war der Knabe nach dem ausdrücklichen Willen der Mutter genannt worden — gingen ohne alle merkwürdige Vorfälle vorüber. Er wurde unter den Augen seiner Eltern mit vieler Sorgfalt erzogen und diese hatten die Freude zu bemerken, daß ihr Herzblatt ein sehr frommes Kind sey. Keine Spur von Eigensinn, Ungehorsam oder Bosheit, zeigte sich an dem Knaben, dessen gute Eigenschaften ihn mit jedem Tage seinen Eltern theurer machten.

Als der Knabe das sechste Jahr erreicht hatte, zogen seine Eltern mit ihm nach der Residenz, da sie glaubten hier besser, wie es

auf dem Lande geschehen konnte, für die Erziehung und den Unterricht desselben Sorge tragen zu können. Sie nahmen einen Gelehrten zum Erzieher ihres Sohnes an, der in dem Rufe stand ausgebreitete Kenntnisse, und ganz vorzügliche Fähigkeiten für das Erziehungsfach zu besitzen und übergaben ihm voll Zutrauen ihr Kind.

Anfangs ging es vortrefflich, der Knabe zeigte viele Zuneigung für seinen Lehrer, begriff alles, was dieser ihn lehrte, sehr schnell, war fleißig und sittsam und berechtigte zu den erfreulichsten Hoffnungen. Doch die Freude war von kurzer Dauer. Kaum war ein Jahr verflossen, so wurde der stille fromme Knabe nach und nach wild, ungehorsam eigenwillig und wollte nichts mehr lernen. Man hielt dieß anfangs für Uebermaaß der Lebhaftigkeit und hoffte von Zeit zu Zeit auf eine Aenderung, allein vergebens; denn täglich nahm die Unart des Kleinen zu und artete zuletzt in eine so vorsätzliche, aller Ermahnungen und Strafen spottende Bosheit aus, daß man am Ende verzweifelte ihn zu einem guten Menschen bilden zu können.

Tausend tolle Streiche wurden täglich von ihm an Eltern, Lehrer und Gesinde verübt, von denen einer immer ärger wie der andere war, und weder Drohen noch Bitten, weder Züchtigungen noch eine gütige Behandlung konnten eine Aenderung bei ihm bewirken. Bald goß er Oel in das Tintenfaß des Hofmeisters, bald zierte er die Bücher in seines Vaters Bibliothek mit Eselsköpfen; jetzt bestrich er die Stühle im Gesellschaftszimmer mit Harz, wodurch eine ganze Gesellschaft sich die Kleider verdarb, ein andermal sägte er die Füße der Speisetafel durch, und wenn sich die Familie zu Tische setzte, so stürzte die Tafel mit den Speisen den Umsitzenden über den Leib. Bald bestrich er den Fußboden mit Seife, oder streute Erbsen auf die Treppe und äusserte eine gottlose Schadenfreude, wenn jemand ausglitt und fiel. Gaben die Eltern ein Gastmahl, so konnten sie sicher darauf rechnen, daß irgend eine Teufelei ihres Söhnleins das Vergnügen der Gesellschaft störte, und ging es noch bis zur Tafel gut, so fand gewiß doch daran etwas Statt, was den Gästen die Freude verdarb und die Bewirtenden in die unan-

genehmste Verlegenheiten setzte. Was die bekümmerten Eltern bei diesen Gaukelstreichen am mehrsten kränkte, war der Umstand, daß sich dabei der reine Wille Böses zu thun und eine höllische Schadenfreude an dem Knaben zeigte, weshalb sich das Aergste von seinem bösen Herzen furchten ließ. Der Hofmeister war in Verzweiflung und mehrmals entschlossen sein Geschäft als Erzieher dieses kleinen Teufels aufzugeben. Nur die dringenden Bitten der Eltern, die seinen Werth zu schätzen wußten, konnten ihn vermögen in einem Hause zu bleiben, wo er aller angewandten Mühe ungeachtet keinen Nutzen stiften konnte.

Bald nachdem die Familie von Leuenstein der besseren Erziehung ihres Sohnes wegen nach der Residenz gezogen war, hatte sich ein ungewöhnlich kleiner, aber sehr gewandter Zwerg eingefunden, der dem Herrn von Leuenstein seine Dienste anbot. Diese kleine Figur wurde von jedem, der sie sah, bewundert, und keiner konnte sie ohne Beifall betrachten. Obwohl das Männlein, seiner Angabe nach, gegen dreißig Jahr alt war, so hatte es doch höchstens die Größe eines zehnjährigen Kindes,

war vollkommen wohlgestaltet und besaß die artigsten Manieren. Damals herrschte unter den Vornehmen noch die Gewohnheit Zwerge zu halten, und Herr von Leuenstein nahm daher, von einer Anwandelung von Eitelkeit gestochen, den Zwerg in seinen Dienst. Man war aber mit hinreichender Bedienung versehen, und wirklich in Verlegenheit, das kleine Wesen zu beschäftigen, daher gab man ihn dem Junker Christoph, der ein besonderes Wohlgefallen an ihm fand zur Aufwartung und Gesellschaft.

Auf diesen Zwerg fiel auch endlich der Verdacht, als ob er den Junker durch seine Gesellschaft verderbe, weshalb man beschloß ihn genau zu beobachten. Doch was man von ihm sah, bestätigte die gute Meinung, die er sich erworben hatte und es zeigte sich, daß er den Knaben von manchen wilden Streichen zurückhielt. Nur ein Umstand war dem Hofmeister auffallend, nämlich der, daß er den Zwerg zuweilen, wenn Christoph im tiefen Schlafe lag, noch wachend an dessen Bette fand, wiewohl er auch da nichts Zweideutiges von sich bemerken ließ, sondern auf Befragen

äußerte: er habe nur das feste Einschlafen seines jungen Herrn abwarten wollen.

Mit Christophen wurde es unterdessen immer ärger; er machte durch seine Ungezogenheiten und Eulenspiegeleien jedem im Hause ohne Unterschied das Leben zur Last und steigerte den Kummer seiner Eltern über seine Gottlosigkeit bis zum Unerträglichen. Die arme Mutter fing endlich zu ahnen an, sie könne durch ihren vorwitzigen Besuch in der Zauberhütte wohl die Veranlassung zu ihres Sohnes Verderbtheit gegeben haben. Sie wurde darüber mit sich einig, den General-Superintendenten des Landes, der zu den Freunden ihres Hauses gehörte und ein frommer und tiefgelehrter Mann war, ihre Besorgnisse zu entdecken. Sie wählte dazu eine Zeit, wo ihr Gemahl von Hause abwesend war, ließ den Geistlichen zu sich bitten, und eröffnete ihm ihre Noth. Dieser ließ sich die Sache weitläuftig auseinander setzen, schüttelte mehrmals bedenklich das Haupt, erklärte das in der Hütte Vorgefallene für sündliches Zauberwerk und verhehlte nicht, daß ihm das Ganze als ein Anschlag des höllischen Störenfried

vorkomme. Nach einigem Bedenken frug er, ob Frau von Leuenstein sich etwa noch der Worte erinnere, die sie fünf Tage hindurch hatte sprechen und darauf mit ihrem Blute schreiben müssen. Sie besaß den Zettel noch, den ihr einst die Hexe gegeben habe, und überreichte ihn dem Superintendenten. Sobald er einen Blick darauf gethan hatte, fuhr er mit Entsetzen zurück und konnte lange nicht von der geängstigten Frau bewogen werden, ihr den gräßlichen Inhalt desselben zu erklären. Endlich, nachdem er viele Beruhigungsgründe vorausgeschickt, auch der weinenden Mutter versichert hatte: er hoffe noch alles zum Guten wenden zu können, eröffnete er ihr: daß der Zettel eine förmliche Uebergabe der Seele ihres Kindes an den Teufel in Chaldäischer Sprache enthalte.

Die unglückliche Mutter versank nach dieser Entdeckung in eine namenlose Angst, die kalte Hand des Todes schien an ihr Herz zu greifen, und eine unaussprechliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele. So ohne allen bösen Willen, ohne alle eigentliche Schuld, ein Verbrechen begangen zu haben, das zu den

furchtbarsten gehört, deren sich ein Mensch schuldig machen kann, das war ein Gedanke, der das troſtloſe Mutterherz brach und aller Troſt des frommen Mannes gehörte dazu, um der armen Leidenden nur einige Faſſung wiederzugeben. Nun frug der Superintendent nach dem Zwerge, der ihm verdächtig geworden war; er wünſchte denſelben zu ſehen, doch der war verſchwunden und ließ ſich nicht wieder blicken. Der Geiſtliche wartete die Nachhauſekunft des Herrn von Leuenſtein ab, entdeckte ihm die Sache, und erbot ſich, den Knaben, falls man denſelben ihm anvertrauen wolle, von des Satans Macht zu befreien. Chriſtoph mußte ſogleich mit ihm gehen und ſollte ſo lange bei ihm bleiben, bis er die erforderlichen Mittel, den Knaben aus der Hölle Stricke zu befreien, entdeckt und angewandt haben würde.

Durch den Knaben, den nun alle Bosheit und Widerſpänſtigkeit verlaſſen hatte, erfuhr der Superintendent, daß das, was er ſeinen Eltern und den übrigen Hausgenoſſen zum Widerſpiel gethan habe, ihm ſtets vorher des Nachts im Traume vorgekommen ſey, worauf er dann eine unwiderſtehliche Neigung, es zu

begehen, erhalten habe. Hiedurch wurde die Wahrscheinlichkeit von der teuflischen Natur des Zwerges, der so oft des Nachts an des Knaben Lager gesessen hatte, vergrößert. Der ehrwürdige Oberpriester berathschlagte nun mit vielen gelehrten und gottseeligen Männern über diesen wichtigen Fall, und nach vielen Erörterungen vereinigte man sich über die Mittel, den Knaben gegen die Einwirkungen des Fürsten der Finsterniß zu schützen. Sie bestanden in folgenden.

Die Eltern des Knaben mußten durch langes und anhaltendes Beten Vergebung von dem Himmel für ihre unwillkürliche Schuld erflehen, dann mußten sie das heilige Mahl einnehmen, und den Knaben mit in die Kirche bringen, der so gestellt wurde, daß der geweihte Kelch über seinem Haupte gerichtet wurde *). Denn wurde dieser von dem Priester

*) Wäre diese Beschreibung der Zeremonie eine bloße Erfindung des Verfassers: dann verdiente er mit Recht den Vorwurf: mit dem Ehrwürdigen ein ärgerliches Spiel zu treiben. So kann er bei dem Worte eines ehrlichen Mannes versichern,

eingesegnet und entlassen. Noch erhielt Frau von Lenenstein eine Weisung im Betreff der Zukunft des Knaben, die sie aber ihrem Gemahle nicht entdecken durfte, und darauf versicherte der Superintendent, unter dem Beding eines frommen Lebens von Seiten der Eltern für allen Seelen-Schaden einstehen zu wollen.

Von dieser Zeit an ging eine gänzliche Veränderung mit dem Junker Christoph vor; er war sanft, still, gehorsam, fleißig und machte den Eltern und dem Lehrer durch sein Betragen viel Freude. Seine Kenntnisse vermehrten sich schnell, sein Verstand zeigte eine ungewöhnliche Reife und die körperliche Schönheit des Knaben stand mit den Fähigkeiten und Eigenschaften seines Kopfs und Herzens im schönsten Einklange. Der erfreute Vater sparte nichts an seiner Vervollkommnung, er ließ

---

daß der in Rede stehende Zug in der Erzählung wörtlich wahr ist, und er glaubte ihn deshalb nicht übergehen zu dürfen, weil er bei Herausgabe der gegenwärtigen Sagen außer der Unterhaltung auch Beiträge zum Wahnglauben früherer Zeiten zu liefern zum Zweck hatte.

ihm von den berühmtesten Lehrern in allen Wissenschaften Unterricht ertheilen; auch die körperlichen Geschicklichkeiten wurden ihm mit ungewöhnlichem Erfolge beigebracht und in Allem berechtigte er zu den glänzendsten Hoffnungen.

Doch die bekümmerte Mutter konnte ihre Ruhe nie ganz wieder erhalten; sie betrachtete den heißgeliebten Sohn nur mit stiller Wehmuth, und wenn jeder Mund von seinem Lobe überfloß, wenn seine außergewöhnlichen Talente auch ernsten Männern ein Lächeln des Beifalls entlockten, dann wandte sie sich ab, um eine Kummerthräne zu verbergen, die brennend über die vom Gram gebleichte Wange floß.

Als er sein fünfzehntes Jahr vollendet hatte, entdeckte ihm endlich seine Mutter, das, was ihr der Superintendent im Betreff seiner Zukunft eröffnet hatte. Es bestand in folgendem. Das Schicksal schien es gewollt zu haben, daß die Familie von Leuenstein aussterben solle. Da er demungeachtet durch unnatürliche Mittel sein Daseyn erhalten habe, so müsse er der letzte seines Stammes bleiben.

Sie nahm von ihm einen Eid ab, daß er nie heirathen, nie ein Frauenzimmer berühren wolle und der erschütterte Jüngling leistete ihn um so freiwilliger, als er noch die Gefühle der Liebe, denen er entsagen sollte, nicht kannte, und es darauf ankam eine geliebte Mutter durch diese Entsagung zu beruhigen. Die Mutter bat ihn ja stets seines geleisteten Eides eingedenk zu seyn, da sie, wenn er ihn breche, einst keine Ruhe im Grabe haben würde, und gebot ihm gegen Jedermann über sein Gelübde ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Nach vollendetem Unterricht bei seinen Lehrern ging Christoph auf die Universität und dann auf Reisen. Er machte die Reise durch die merkwürdigsten europäischen Länder mit einem Aufwande, der dem großen Vermögen seiner Eltern angemessen war. Vorzüglich lange hielt er sich in Paris auf, welches, damals besonders, für die einzige Schule feiner adlicher Sitten gehalten wurde, doch hielt er sich frei von Liederlichkeit, die an dem Hofe des vierzehnten Ludwig herrschte. Als er nach einer mehrjährigen Abwesenheit in sein Va-

terland zurückkehrte, hatte er sich zum vollendeten Manne ausgebildet, und wurde hoffnungsvollen Jünglingen von ihren Eltern und Erziehern zum Muster aufgestellt.

Nach seiner Heimkehr fing er an einzusehen, daß eine geregelte Thätigkeit ihm die Haltung seines Eides erleichtern würde, deshalb bewarb er sich um einen Posten im Finanzfache, der ihm in Rücksicht seiner Fähigkeiten dazu zu Theil wurde. Er erhielt dadurch Gelegenheit, seine mannichfaltigen auf Reisen erworbenen Kenntnisse anzuwenden, indem er zugleich seinem Vaterlande nützlich wurde. Die Freude, ihn in einem bedeutendem Amte von seinen Vorgesetzten geachtet, von seinen Mitarbeitern und Untergebenen geliebt zu sehen, erlebten seine Eltern noch, dann aber neigte sich das kummerbeladene Haupt seiner Mutter zur stillen Gruft, und bald folgte auch sein Vater der heißgeliebten Gattin, die ihm mit ihrem Willen nie eine trübe Stunde gemacht hatte.

Bei dem Finanzrath von Leuenstein erwachte, nachdem die Zeit den Gram über den Verlust seiner Eltern getilgt hatte, die Lebens-

lust mit einer gefährlichen Stärke. Er war seinem Stande und Vermögen nach ein bedeutender Mann, Reisen und ein sorgfältig gewählter Umgang hatten ihn gebildet, daher war seine Gesellschaft angenehm. Kein Wunder also, daß sich ein jeder um seinen Umgang bemühte, dessen Verhältnisse es erlaubten ein Haus zu machen, natürlich daß töchterreiche Mütter ihn an sich zu locken strebten und heirathslustige Fräuleins dem schönen Manne Netze stellten, dessen Besitz ihnen das höchste Glück dünkte. Leuenstein schlug keine Einladung aus, wenn er irgend erwarten konnte Unterhaltung zu finden, machte selbst ein glänzendes Haus und wollte wenigstens die Freuden der Geselligkeit genießen, da ihm die schöneren häuslichen versagt waren.

Wie sehr der Finanzrath Leuenstein auch den genaueren Umgang mit Damen vermied, so erlaubte es der Anstand ihm doch nicht, sich ganz und gar von ihnen zu entfernen, und so geschahe es denn, daß er ein Fräulein von Ohberg genauer kennen lernte, deren große Schönheit und ausgezeichnete geistige Vorzüge ihn zur Bewunderung hinrissen. Aus dieser

Bewunderung wurde Wohlwollen, und aus dem Wohlwollen Liebe. Lange sträubte er sich gegen die Ueberzeugung davon, doch seine Neigung wuchs zur Riesengröße und setzte ihn, da er sich ihr nicht überlassen durfte, in Verzweiflung. Was seine Qual vermehrte war die Entdeckung, daß er auch dem Fräulein nicht gleichgültig sey. Er kämpfte mit aller Anstrengung eines gewissenhaften Mannes gegen seine Neigung, aber seine Leidenschaft machte ihm den Sieg täglich schwerer und er fühlte endlich seine Kräfte erschöpft. Doch wollte er seinen Eid nicht brechen, sondern sein Leben, das ihm ohne den Besitz der liebenswürdigen Ohberg unerträglich wurde, durch einen Selbstmord enden. Er bestärkte sich täglich mehr in diesem Vorsatz, der ihm nicht mehr sträflich schien, da er vermittelst desselben allein seine Pflicht erfüllen zu können glaubte.

Der Zufall fügte es, daß in einer Gesellschaft, wo der Finanzrath zugegen war, über das Erlaubte oder Strafbare des Selbstmords gestritten wurde, und einer der Streitenden das Unmoralische desselben mit wichtigen

Gründen erwies. Unter andern behauptete er: es gäbe im menschlichen Leben durchaus keinen schlechterdings hoffnungslosen Zustand; denn auch der denkbar Unglücklichste müsse sich bei einer vernünftigen Ueberlegung davon überzeugen, daß der menschliche Verstand unzureichend sey, alle Fälle zu übersehen, wo in einer verzweiflungsvollen Lage noch Hülfe möglich sey. Daher lasse sich auch nicht einmal gänzliche Hoffnungslosigkeit als Entschuldigungsgrund dafür anführen.

Leuenstein war aufmerksam auf dieses Gespräch geworden und machte nun den Einwand: Aber wenn ein Eid den Unglücklichen verhindert sich seiner verzweiflungsvollen Lage zu entreissen?

Das kann kein Eid, behauptete der Gegner des Selbstmordes: entweder der Eid ist nur bedingungsweise geleistet und denn können Umstände eintreten, die ihn lösen, oder er wurde ohne alle Beding gethan, und denn ist er gegen die Natur und also an und für sich ungültig. Kein Mensch ist befugt einen Eid zu leisten, der ihn zwingt sein Schicksal durch Andere bestimmen zu lassen. In diesem

Falle ist das Halten des Eides strafbarer als dessen Brechen. Kann nur allein das Brechen eines Eides vom Selbstmorde retten, so ist der Eidbruch Pflicht; denn keine Lage in der Welt rechtfertiget eine Vernachläßigung des Naturgesetzes, welches von uns die Selbsterhaltung befiehlt. Man sprach lange über diesen Gegenstand hin und her, und der Widersacher des Selbstmordes wußte seine Behauptungen mit so siegreichen Gründen zu unterstützen, daß er entweder überzeugte oder doch wenigstens zum Schweigen brachte.

Leuensteins Vorsatz wurde durch diesen Streit erschüttert. Es entstanden in ihm Zweifel über die Nothwendigkeit der Forderung seiner Mutter an ihn, unverehelicht zu bleiben. Er fragte sich: wer wohl seiner Mutter die Gewißheit habe geben können, daß der Himmel das Aussterben seines Stammes beschlossen habe? Er fand es unnatürlich, daß ein Mensch mit allen Fähigkeiten ein Weib glücklich zu machen und die Freuden der Ehe zu genießen, dazu bestimmt seyn solle, seinem höchsten Glücke, dem wichtigsten Zwecke seines Daseyns zu entsagen, um die unwillkührliche

Schuld eines Anderen zu versöhnen. Er war geneigt zu glauben, nur eine Grille, etwa der böse Traum einer unruhigen Nacht habe seine Mutter bewogen von ihm den Schwur zu nehmen, der gegen alle Rechte der Natur streite. Ueberhaupt, er war auf dem Wege seinem Eide ungetreu zu werden, und die ihn beherrschende Leidenschaft schmeichelte seinem Willen.

Er näherte sich dem Fräulein Ohberg, die ihm von gleicher Neigung getrieben auf halbem Wege entgegen kam und durch ihre Zuvorkommenheit das Geständniß seiner Liebe entlockte. Sie erwiederte dasselbe und machte ihn dadurch sehr glücklich. Zwar regte sich wohl anfangs in ihm das Gewissen, machte in einsamen Stunden ihm Vorwürfe und nannte ihn einen Meineidigen. Doch schnell betäubte seine Leidenschaft diesen strengen innern Richter, der bald ganz schweigen mußte, da die Aussicht auf ein unaussprechliches Glück, die kalten Verheißungen des Bewußtseyns für erfüllte Pflicht überbot.

Der Zeitpunkt, der die Liebenden vereinigen sollte, wurde festgesetzt. Man traf auf dem Schlosse des Vaters der Braut Anstalten

zu einem glänzenden Hochzeitsfeste und mit glühendem Verlangen sahen die Liebenden der Stunde entgegen, in der des Priesters Hand die letzte Scheidewand wegnehmen sollte, die ihrem Glücke entgegen stand. Dieser Tag nahete heran und der glückliche Bräutigam fuhr nach dem Wohnsitze des Fräuleins, wo am folgenden Tage die Vermählung geschehen sollte.

Seinem Wunsche, bald bei der Geliebten einzutreffen, fuhr der Kutscher, so sehr er auch die Pferde anstrengte, nicht rasch genug. Um ihm größere Eile anzubefehlen bog er sich aus dem Schlage, da traf ihn der Ast eines Baumes, der ihm bei der schnellen Bewegung des Wagens durchs Auge getrieben wurde. Mit einem Schrei sank er zurück, und die erschrockenen Bedienten, die sogleich halten ließen und den Wagen öffneten, fanden ihren Herrn blutend und in Ohnmacht gesunken am Boden der Kutsche liegen. Zum Glück war das Schloß des Herrn von Ohberg nicht mehr fern, man brachte den Verwundeten dahin und statt des Predigers mußte man den Arzt holen, um ihm Hülfe zu leisten. Die Hochzeit mußte nun na-

türlich aufgeschoben werden und eine schmerzhafte Kur schob den Zeitpunkt der Vermählung auf lange hinaus.

Seine Krankheit gab dem so lange eingeschläferten Gewissen Raum, ihm wegen seines Meineides Vorwürfe zu machen. Er sahe sein Unglück für eine gerechte Strafe wegen des von ihm gebrochnen Schwures an; und jetzt wäre er von seinem Vorhaben abgestanden, wenn er nicht gefürchtet hätte, seine Braut durch sein Zurücktreten unglücklich zu machen. Dieser Gedanke und die so mächtige Liebe beruhigten ihn endlich, und seine Genesung, die bei seiner kräftigen Natur ziemlich schnell erfolgte, ließ ihn hoffen, bald am Ziele seiner Wünsche zu seyn.

Endlich konnte er wieder das Zimmer verlassen, die Kur war beendet und ihm fehlte nichts mehr als das Auge, auf dessen leerer Höhle er ein schwarzes Pflaster trug. Sein erster Gang führte ihn zu seiner Braut. Mit der vollen Sehnsucht eines innig Liebenden war er zu ihr geeilt, aber der Erfolg entsprach nicht seiner Erwartung. Von ihrer einst so glühenden Leidenschaft war nur kaum noch

eine Spur zu bemerken. Sie empfing ihn mit gezwungener Freundlichkeit, setzte seinem dringenden Verlangen, nunmehr die Vermählung zu beschleunigen, nur unzusammenhängende, zweideutige Aeußerungen entgegen, und gerieth sichtbar in Verlegenheit, als er auf eine bestimmte Erklärung drang. So sehr er sich auch zu überreden strebte, daß ihre Kälte nichts als eine gewöhnliche Weiberlaune sey, so konnte er sich doch den übeln Eindruck nicht verhehlen, den dieses Betragen auf ihn gemacht hatte. Seine Unruhe hierüber vergrößert sich, und er entschloß sich seine Braut schriftlich zu bitten, seiner Besorgniß über ihr kaltes Benehmen durch einer Erklärung ein Ende zu machen. Die gebetene Erklärung erfolgte, aber auf eine für ihn sehr schmerzhafte Weise. Sie schrieb: Sie habe ihn zwar geliebt, aber er möge es ihr nicht verdenken, daß sie ihn nach dem Verlust seines Auges nicht mehr liebenswürdig finden könne. Da nun eine Ehe ohne Liebe kein Glück sey, so hoffe sie von seiner Großmuth, er werde gegen die Zurücknahme seines Worts keine Einwendungen machen.

Tief schmerzte den armen Leuenstein diese Aeußerung, denn er hatte das Fräulein von Ohberg mit der vollen Neigung eines stark empfindenden Herzens geliebt. Ihm war es unaussprechlich bitter, die so innig von ihm Geliebte nun nicht mehr achten zu sollen; und achten konnte er sie nach einem so auffallend unedelmüthigen Betragen nicht. Doch mußte er sich Glück wünschen, von einem so herzlosen Geschöpfe noch zu rechter Zeit getrennt worden zu seyn; denn wie namenlos unglücklich wäre er geworden, wenn der Verlust des Auges ihn betroffen hätte, nachdem er schon durch unauflößliche Bande mit ihr vereinigt gewesen wäre? Der Gedanke half ihm seinen Schmerz ertragen, er vergrub sich nun, um seinen Kummer zu vergessen, unter eine Menge von Arbeiten und die alles lindernde Zeit stellte auch seine Ruhe wieder her.

Nur der erste Schritt über die Schranken der Pflicht hält schwer, die folgenden werden bei der einmal gebrochenen Bahn, sehr leicht gethan. Dieses ist eine alte Erfahrung, die sich auch bei Leuenstein bestätigte. Es hatte ihm einen langen und schweren Kampf gekostet,

bis er es wagte dem Fräulein von Ohberg seine Liebe zu gestehen, einer zweiten Neigung gab er sich desto unbefangener hin.

Die junge Baronne Sydonie von Thalen, die ohnlängst mit ihren Eltern von einer Reise nach Italien in die Heimath zurückgekehrt war, bezauberte durch ihren Geist wie durch ihre Gestalt alle Männerherzen, und selbst die Weiber vergaßen ihren Neid bei den großen Vorzügen dieses liebenswürdigen Mädchens. Das niedliche Oval ihres regelmäßig schönen Gesichts wurde von dem blassen Golde der natürlich gekräuselten Locken umflossen, der zarte Schmelz ihrer Wangen schien so eben den Lilien und Rosen entnommen, und hinter dem hellen Purpur des kleinen Mundes bargen sich zwei Reihen Zähne, die an Weisse die orientalische Perlen übertrafen. Aber das tiefblaue seelenvolle Aug' ließ, durch die langen seidnen Wimper hervorstrahlend, selbst den kalten lebensatten Greis nicht ungerührt. Ihr Geist war des schönen Körpers nicht unwürdig und durch eine vielseitige Bildung angebaut. Aber die edeln Züge ihres Herzens machten sie der höchsten Verehrung werth und erwarben ihr

die Bewunderung eines jeden, der Gelegenheit hatte ihre Handlungen zu beobachten.

Der Finanzrath von Leuenstein machte als ein entfernter Verwandter ihres Vaters sehr bald die Bekanntschaft der liebenswürdigen Sydonie, die ihn als einen in jedem Betracht achtungswürdigen jungen Mann mit vieler Auszeichnung behandelte. Sie erfuhr das unedle Benehmen des Fräuleins von Ohberg gegen ihn, und dadurch ward ihre Theilnahme für ihn [illegible]. Leuenstein empfand mit Rührung die [illegible]ne Achtung, womit sie ihm begegnete und bald fühlte er für sie eine unaussprechliche Liebe. Auch das Wohlwollen Sydoniens für ihn verwandelte sich bald in eine ernsthafte Neigung, und beide überließen sich den Neigungen einer Leidenschaft, die kein Hinderniß zu bedrohen schien, da die Eltern der Baronne sie billigten. Leuenstein hielt um die Hand der holden Sydonie an und sie wurde ihm zugesagt. Die Liebenden fühlten sich unendlich seelig, denn jedes von ihnen entdeckte täglich neue Vorzüge an dem Gegenstande seiner Liebe und ihr sehnlichster Wunsch, bald durch den priesterlichen Segen verei-

nigt zu seyn, schien seiner Erfüllung nahe zu seyn.

Der Tag der Verlobung erschien, doch sah er Thränen in den Augen der schönen Braut. Froh, und nur mit dem Gedanken an ihr künftiges Glück beschäftiget, hatte sie sich am Abende vorher zu Bette gelegt und bald hatte der Schlummergott ihre Augen geschlossen. Da wurde sie von einem schreckhaften Traume gequält. Eine blasse Grabesgestalt, in Leichentüchern eingehüllt, deutete drohend auf das Bild ihres Bräutigams und reichte ihr dann eine Zypressenkrone. Sie erwachte und überzeugte sich zwar, daß es nur ein Traum gewesen sey, was sie in Furcht gesetzt habe, doch wollte das Schreckbild nicht aus ihrer Seele weichen. Noch zweimal wiederholte sich dieses Gesicht, und stets erschien die Grabesbewohnerin drohender. Sie erzählte diesen ängstigenden Traum ihrer Mutter, die ihn aber für ein bedeutungsloses Spiel der Phantasie erklärte und ihr verbot, dem Bräutigam etwas davon zu entdecken. Aller Mühe ungeachtet, die sich Sydonie gab, den sonderbaren Traum zu vergessen, wollte dieses doch nicht

gelingen; er ließ eine düstere Ahnung in ihrer Seele zurück, die sie mit einer Schwermuth erfüllte, welche sie nur unvollständig ihrem Geliebten verbergen konnte. Dieser, der die trübe Stimmung der Braut den Gefühlen zuschrieb, die sich an einem so wichtigen Tage jedes zartfühlenden Herzens gewöhnlich bemächtigen, hatte nichts Arges daran und versuchte nicht einmal durch eine Aufforderung zum Frohsinn die wehmüthigen Gefühle der holden Braut zu unterbrechen. Er selbst war mehr ernst als heiter, daher fand er die wehmüthige Haltung seiner Geliebten natürlich.

Nach dem Wunsche des Bräutigams, dem die Eltern der Braut beistimmten, sollte die Hochzeit mit ausgezeichnetem Glanze gefeyert werden; man machte daher große Anstalten dazu, wodurch die Familie bis zum Tage vor der Vermählung anhaltend beschäftigt wurde. Nun war man endlich fertig. Man hatte bis zum Abend, der nach alter Sitte ein Polterabend seyn sollte, noch mehrere Stunden Zeit, und vielleicht war es die, auf eine geräuschvolle Thätigkeit der Bedienten, an der die Herrschaft durch Anordnungen Theil nahm, fol-

gende Stille, wodurch sowohl bei Sydonien als bei ihren Eltern ganz eigene wehmuthige Empfindungen erregt wurde, von deren Entstehen sie sich keine Rechenschaft abzulegen wußten. Endlich erschien auch Leuenstein, doch weit entfernt, daß es ihm hätte gelingen sollen, die schon in der Familie herrschende Schwermuth zu zerstreuen, so theilte sie sich ihm vielmehr auch mit und man war daher herzlich froh, als einige Gäste erschienen, die diese düstre Stimmung unterbrachen.

Es waren zum Polterabende nur wenige, aber fröhliche junge Leute gebeten, da man die Erfahrung beherzigt hatte, daß eine große Gesellschaft selten wahren Frohsinn aufkommen läßt. Diese Gebetenen, die sämmtlich mit dem festen Vorsatz gekommen waren, recht ausgelassen lustig zu seyn, um dem Polterabende sein Recht zu thun, zerstreuten bald durch ihre Munterkeit die trüben Wolken auf den Gesichtern der Familie und alles nahm Antheil an den Scherzen und Einfällen, die im Uebermaaß den Choriphäen dieses muthwilligen Völkchens entströmten. Auch über Tafel fuhr man fort, dem physischen Genuß mit den Einfällen

einer muntern Laune zu würzen. Endlich schien man vom Scherzen und Lachen erschöpft und es trat eine augenblickliche Stille ein, die gegen die frühere laute Unterhaltung sonderbar abstach und je länger sie währte, der Gesellschaft um so auffallender und drückender wurde. Da verlöschte plötzlich, und ohne daß man einen Luftzug im Zimmer bemerkte, eine Kerze, die vor der Braut stand. Dieses fiel auf; aber als die Mutter ängstlich umherblickte und dann klagend ausrief: o mein Gott! es sind gerade dreizehn an der Tafel, da wurde jedem unheimlich zu Muthe. In jenen Zeiten hielt man nämlich noch gar sehr auf Vorzeichen, und hatte unter andern den festen Glauben, daß wenn gerade dreizehn an einer Tafel beisammen säßen, einer davon binnen Jahresfrist eines gewaltsamen Todes sterben müßte. Daß nun auch der letzte Rest von Freude aus der Gesellschaft verschwand, war sehr natürlich. Die Gründe, wodurch man einander beruhigen wollte, kamen verfehlt hervor; man merkte es ihnen an, daß sie denen, die damit die mißmuthige Stimmung verbannen wollten, selbst nicht genug thaten, die Scherze verunglückten,

die vor kurzem noch so fröhliche Gesellschaft glich den Theilnehmern eines Leichenmahls und man trennte sich so schnell, als es der Anstand erlaubte.

Mit schwerem Herzen und fließenden Thränen begab sich Sydonie zur Ruhe. Lange hielten bange Ahnungen sie wach, und als sie endlich gegen Morgen entschlummerte, hatte sie den nämlichen schreckhaften Traum, der sie in der Nacht vor ihrer Verlobung ängstigte. Er gab ihr die Ueberzeugung, daß sie im kurzen sterben werde, aber durch diese Gewißheit hatte sich alle Angst bei ihr verloren und mit ruhiger Fassung sahe sie dem nahen Tode entgegen.

Die Hochzeitsgäste waren erschienen und die Trauung ging vor sich. Der Bräutigam fühlte sich unaussprechlich glücklich; denn er war am Ziele: Sydonie war sein. Sie schien ihm heute reizender als je; sie war so weich, so liebend und eine rührende Wehmuth verklärte das liebliche Gesicht der holden Braut zum Antlitze eines Engels. Wie sehr wünschte er jetzt die große glänzende Gesellschaft fort, um sich seinen Empfindungen ungestört über-

lassen zu können; mit welcher Sehnsucht wünschte er das Ende des Festes.

Nach der Tafel war Ball. Die rauschende Tanzmusik riß alles zur Freude hin; Sydonien klang sie wie Todtengesang. Sie entzog sich so viel als möglich dem Tanzen, um in der Gesellschaft des Geliebten zu seyn, und er benutzte jede Gelegenheit zum traulichen Kosen mit seiner Braut.

Endlich kündigte die zwölfte Stunde das Ende des Festes an. Der Ball war geendet, und man reihete sich zum Kerzentanze, nach dessen Ende die Braut nach dem Brautgemache geführt werden sollte. Seltsam traurig klangen jedem Anwesenden die Töne der Musik, eine unbeschreibliche Beklommenheit bemächtigte sich aller Tänzer und nur zögernd machten sie die Tanzritte, gleich als ob sie einem Leichenzuge folgten. Ein widerlicher Leichenduft, der jetzt von allen bemerkt wurde, brachte mehrere Damen dem Umsinken nahe. Da sahe man plötzlich den Bräutigam, der die Augen starr auf die Braut gerichtet hatte, erblassen und in dem Augenblick sank diese mit einem ängstlichen Schrei todt zur Erde.

Man ließ sogleich Aerzte herbeiholen, doch alle Versuche Sydonien ins Leben zurückzurufen blieben vergebens. Ihr plötzlicher Tod war durchaus unerklärlich, doch fand man auf der linken Brust, in der Gegend des Herzens, einen blauen Flecken.

Leuenstein war in eine tiefe Ohnmacht gesunken und als er daraus ermuntert wurde, umdunkelten die Phantasien eines hitzigen Fieberts seine Sinne. Es währte lange, ehe seine jugendliche Natur über die gefährliche Krankheit, von der er befallen war, siegte, und als er genaß, erfüllte eine tiefe Schwermuth seine Seele, denn er hielt sich für die Ursache von Sydoniens Tode. Er erzählte, daß er bei dem verhängnißvollen Kerzentanze die Gestalt seiner Mutter erblickt und gesehen habe, wie sie seiner Braut nach dem Herzen griff.

Von nun an lebte von Leuenstein einsam und freudenlos. Das launische Schicksal drang ihm alle mögliche Glücksfälle auf, die sonst den Menschen wünschenswerth scheinen; seine Reichthümer vermehrten sich durch Erbschaften; er stieg von Stufe zu Stufe bis zum Minister; das Vertrauen seines Landesherren erhielt er

im vorzüglichen Grade, das Land, welches er durch eine kluge Verwaltung beglückte, liebte ihn wie einen Vater, doch ihm machte das alles keine Freude. Er entfernte sich, so viel es anging, von aller menschlichen Gesellschaft, hing in den geschäftsfreien Augenblicken einer düstern Schwermuth nach und sehnte sich nach der stillen Gruft. Endlich spannte der Tod den Lebensmüden aus. Sein Vermögen hat er zu wohlthätigen Zwecken vermacht, und sein prächtiger Pallast ist jetzt ein Frauenstift.

V.

Die Grabesbraut.

Das treibt heute wieder einmal ein Wesen, als ob die ganze Hölle losgelassen wäre! scheint es doch, als wollten die Unheimlichen das alte Schloß zusammenbrechen, so tobt und poltert es mit dem Sturm draußen um die Wette. — Dieß klagte die Försterin Wildmann, indem sie ihrem Gatten, der so eben von der Jagd heimgekehrt war, das Abendbrod auftrug.

Still von den Dingen — entgegnete er — Du weißt, ich mag davon nicht sprechen hören.

Wohl weiß ich das; aber ich mag auch nicht länger vergebens reden, daß Du endlich einmal dieses verwünschte Nest, in welchem ich mich noch zu Tode grauen werde, verlassen

sollst. Wir sind alt und haben zu leben, warum wollen wir uns länger unter diesen Spukereien ängstigen? Entsage Deinem Posten und kaufe oder pachte ein Vorwerk, das uns hinreichend nährt: ich will nicht länger hier in dieser Wildniß gleich dem Käutzlein im hohlen Baum hausen, schon oft hab' ich es Dir gesagt.

Und eben so oft hast Du von mir den Bescheid erhalten, daß ich Dein Verlangen nicht erfüllen kann. Ich habe einmal die Zusage geleistet, so lange ich lebe hier zu verharren und ein Deutscher hält sein Wort.

Uebel genug, daß Du so unbesonnen Dein Wort gegeben und nicht daran gedacht hast, ob es Deinem Weibe auch hier gefallen könnte.

Sey vernünftig Margarethe, und mache mir nicht so lächerliche Vorwürfe. Kannte ich Dich denn damals schon, als ich mich verbindlich machte nie diesen Dienst zu verlassen? Und was fehlt uns denn hier? leben wir nicht ruhig und im Ueberfluß?

Eine schöne Ruhe, mitten unter Spukereien unter Poltergeistern!

Höre Margarethe, Du bist ein seelengutes

Weib, nur gleich allen Deines Geschlechts hast auch Du die Unart an Dir gern zu widersprechen und das am liebsten zu thun, was man nicht von Dir gethan haben möchte. Du weißt, mir ist es unangenehm, von den unheimlichen Dingen im Schlosse zu sprechen, und dennoch belästigst Du mich so oft damit. Doch da nun einmal davon die Rede ist, so magst Du mir sagen, was Du für Beschwerden über unsere körperlosen Nachbarn zu führen hast, wodurch Dir die Wohnung in diesem Schlosse so lästig wird.

Ist es denn etwas Angenehmes, das ewige Poltern und Rumoren anhören zu müssen und bald durch Pfeifen, Heulen, Schreien, bald gar durch Schattengestalten erschreckt zu werden?

Das alles hast Du ja fünf und zwanzig Jahre lang ohne Murren ertragen und Dich überzeugt, daß es Dir bei Deinem schuldlosen Leben nichts schadet. Ein vorwurfsfreies Gewissen kann dreist den irrenden Geistern entgegen treten, und ich hoffe, diese gute Wasse fehlt Dir nicht.

Nicht einmal meinen Sohn darf ich bei

mir haben und von allen Meinigen bin ich getrennt.

O, hör' auf Weib, Deine üble Laune macht Dich ungerecht. Warst Du es nicht, die zuerst darauf bestand, den Wilhelm bei Deinem Vetter zur Erziehung und in die Lehre zu geben? und darfst Du Deine Anverwandten nicht so oft besuchen als Du willst? Schäme Dich, mich durch solche kindische Klagen zu ärgern.

Frau Margarethe that nun nach der Weiber Weise, das heißt, sie setzte sich in ein Schmollwinkelchen und sprach kein Wort; auch der Förster genoß schweigend sein Nachtessen. Es war schon spät, dem schmollenden Ehepaare fielen die Augen zu und erschrocken fuhren beide auf, als sie ein lautes Klopfen an der äußeren Thüre vernahmen. Der Förster stand auf, um zu sehen, wer da sey. Du wirst doch jetzt nicht hinausgehen, sagte seine Gattin, bleib doch, Du kennst ja das Klopfen wohl. Laß' mich, erwiderte er, es ist mein Beruf und davon, das weißt Du, hält mich keine Furcht zurück.

Ein Reisender war der Klopfende; er hatte

sich im Walde verirrt und bat um ein Nachtlager. Es war ein ältlicher, gut gekleideter Mann, der noch mehr vom Kummer als von dem weiten beschwerlichen Wege, über den er sich beklagte, angegriffen zu seyn schien. Während die Hausfrau hinausging, eine Speise für den Fremden zu bereiten, betrachtete dieser der Förster sehr aufmerksam und rief dann: Du bist ja Ludwig Grüner; kennst Du denn Deinen Friedrich Wildmann nicht mehr? Er schloß den überraschten Fremden in seine Arme, ihn versichernd, daß er längst alles, was jener einst gegen ihn begangen, vergeben und vergessen habe und dadurch richtete er den Beschämten wieder auf, der anfangs nicht den Muth hatte, dem durch ihn schwer beleidigten Freund ins Auge zu schauen.

Ludwig Grüner und Friedrich Wildmann waren einst, als ersterer auf der Universität, der Andere unter dem fürstlichen Jägerkorps sich befand, innige Freunde. Sie hatten sich ewige Treue gelobt, aber die Liebe entzweite sie. Wildmann lernte ein Mädchen kennen, die ihm eine Neigung für sie einflößte und sie erwiderte. Er entdeckte Grünern seine Liebe

und machte ihn mit seiner Geliebten bekannt. Der aber fühlte bald für die Braut des Freundes eine Leidenschaft, die er nicht vorsichtig genug bekämpfte und die endlich so heftig wurde, daß er unfähig war ihr Widerstand zu leisten. Er machte Wildmannen die Braut abtrünnig und verursachte demselben, dadurch, daß er ihn um Freund und Geliebte betrog, einen unaussprechlichen Gram. Wildmann schlug im Gefühl seines Verlustes eine ihm angebotene einträgliche Forstbedienung aus, er floh alle Menschen und würde dem Kummer unterlegen sey, wenn ihn nicht Fürst Benno, der Großoheim des regierenden Fürsten in seine Dienste genommen hätte. Dieser Greis, der mehr der Vater als der Herr seiner Dienerschaft war, wurde den Schmerz seines Leibjägers gewahr, wußte das Selbstgefühl des jungen Mannes zu wecken und ermunterte ihn zur Bekämpfung seiner Trauer. Das gelang zwar in so weit, daß er einigen Antheil an dem Leben nahm, aber die Blüthe seiner Freuden war für immer zerknickt und eine gewisse stille Schwermuth verließ ihn nie.

Seit länger als dreißig Jahren hatten

die ehemaligen Freunde sich nicht gesehn und noch jetzt, da der Zufall sie zusammen führte, konnte Grüner seine Beschämung über den Verrath am Freunde nicht bemeistern. Wildmann bemerkte dieß, und beruhigte den Verlegnen. Laß es gut seyn Ludwig, sagte er, was der Jüngling an mir fehlte, soll der Mann nicht büßen; alles sey vergeben und vergessen. Fasse Zutrauen zu mir, wir wollen wieder Freunde seyn und der unglücklichen Stunde nicht mehr gedenken, die uns einst trennte.

O, Du Großmüthiger, rief Grüner, nun erscheint mir der an Dir begangene Verrath doppelt groß; nimmer werde ich mir meine Untreue vergeben.

Schweigen wir davon; Du warst ein Mensch und zu schwach Deiner Leidenschaft zu widerstehen. — Doch Du scheinst nicht glücklich, und willst Du die Theilnahme Deines alten Freundes nicht verschmähen, so mache mich mit Deinen Schicksalen bekannt.

Grüner wollte dem Verlangen seines Freundes genügen, da trat die Försterin mit dem Essen herein, und Wildmann winkte seinem Gast zu schweigen. Als dieser sich gesättiget

und die Förſterin ſich in ihre Schlafkammer begeben hatte, berichtete er folgendes.

Die glänzenden Ausſichten, die ich auf die reiche Verlaſſenſchaft meines betagten Vaters und auf einen Rang und Einkommen gewährenden Poſten hatte, trugen wahrſcheinlich mehr als meine Perſönlichkeit dazu bei, Dir das Herz Deiner Braut abwendig zu machen, ſo wenig ich dieſes auch anfangs glauben wollte. Mein Vater ſtarb, ich erhielt ein ehrenvolles Amt und Sophie wurde die Meine. Ich glaubte mich am Ziele meiner Wünſche; denn reich, geehrt, angenehm, doch nicht übermäßig, beſchäftigt, im Beſitz eines ſchönen, liebenswürdigen Weibes, was blieb mir noch zu verlangen übrig? Aber nur zu bald mußte ich die traurige Erfahrung machen, daß mein Glück ein Traum geweſen ſey. Sophiens Eitelkeit war es, die zuerſt meine Zufriedenheit zerſtörte. Sie wollte überall glänzen, überall die Erſte ſeyn und dieſe Sucht, es Andern zuvorzuthun, verleitete ſie zu einer ſinnloſen Verſchwendung. Meine oft wiederholten Bitten, nicht über Stand und Vermögen in ihren Ausgaben hinauszugehen, blieben unbeachtet,

meine Vorstellungen, daß unser großes Vermögen unter diesen Umständen bald sehr klein werden, und zu unserm wirklichen Bedarf nicht hinreichen würde, wurden anfangs mit muthwilligem Scherz, dann aber, als ich mich dadurch nicht abfertigen ließ, mit Hohn und Spott erwiedert, und wollte ich Ruhe im Hause haben, wollte ich eines freundlichen Blickes von ihr gewürdiget seyn, so mußte ich zu ihrer liederlichen Wirthschaft stille schweigen. Was ich vorher gesehen hatte, geschah; ein Kapital nach dem andern mußte gekündiget werden, und in wenigen Jahren war der größte Theil meines Vermögens vergeudet. Um den Rest zu retten, traf ich nun ernsthafte Maßregeln, doch ein ewiger Zank war die Folge davon, und als ich mich dadurch nicht zur Nachgiebigkeit bewegen ließ, machte das leichtsinnige Weib heimlich Schulden, die zu bezahlen wiederum ein ansehnliches Kapital verwendet werden mußte. Ich sahe mich endlich, um nicht ganz zu Grunde zu gehen, zu dem traurigen Mittel genöthiget, in den öffentlichen Blättern anzuzeigen, daß ich nichts mehr für meine Gattin bezahlen würde. Vor der

Zeit an hatte ich keine ruhige Stunde mehr im Hause, mein Weib wurde eine Furie und ich, der unglückseligste aller Ehemänner. Alles, wodurch sie mich kränken zu können glaubte, that sie, mir das Leben zu verbittern war ihr angelegentliches Geschäft, und durch ihre Untreue setzte sie ihrer Bosheit und Verworfenheit die Krone auf.

Ich drang jetzt auf die Scheidung, die zwar schnell genug erfolgte, mir aber, da der Liebhaber meines untreuen Weibes ein vornehmer Mann war, und Einfluß auf die Landesgerichte besaß, mein Vermögen und bald darauf auch meinen Posten kostete. Sophie richtete ihren Liebhaber, wie früher mich zu Grunde, und wurde, nachdem sie den Gipfel der Liederlichkeit erreicht hatte, eine Betschwester.

Ich war nun ganz arm und mein Zustand um so trauriger, da mein Gewissen mir den gerechten Vorwurf machte, daß ich mein Schicksal um Dich verdienet habe. Um mich zu ernähren mußte ich, einst Fürstlicher Rath und einer der reichsten meines Standes, jetzt eine armselige Schreiberstelle bei einem geizigen Advokaten annehmen. Als solcher lebte ich meh-

rere Jahre unter den drückendsten Verhältnissen, bis es mir einst gelang, einem Mädchen ihr Erbgut zu retten, das der gewissenlose Advokat an sich ziehen wollte. Aus Dankbarkeit gab sie mir ihre Hand und ich lebte nun ziemlich zufrieden mit ihr auf einem Bauerngütchen, welches sie mit der Verlassenschaft ihrer Eltern geerbt hatte. Leider währte auch dieses beneidne Glück nicht lange, denn sie starb und hinterließ mir eine Tochter, die zu erziehen nun mein liebstes und einziges Geschäft wurde.

Meine Marie belohnte meine Sorgfalt durch eine musterhafte Folgsamkeit, und durch eine Entwickelung von Talenten, die jede Erwartung übertraf: Ich dagegen sparte weder Mühe noch Kosten, um sie zu einem vollkommnen Frauenzimmer auszubilden. Meine Absicht schien gelungen, das Mädchen war meine Freude, aber da sie jetzt erwachsen war, und ich sie an einen reichen und angesehenen Mann verheirathen wollte, verweigerte sie mir den Gehorsam, und als ich sie zwingen wollte, meinem Befehle zu gehorchen, entfloh sie mit einem jungen Menschen, der sich ihre Liebe zu

erwerben gewußt hatte. Jetzt bin ich auf dem Wege ihr nachzusetzen, und schon war ich ihr ziemlich nahe auf der Spur, aber heute habe ich sie verloren und Gott weiß! ob ich sie jemals wiederfinde.

O, Thor, rief der Förster Wildmann, der Du durch Vorurtheil verblendet selbst Deines Lebens Frieden vernichtest! Wie mochtest Du es über Dein Herz bringen, das einzige geliebte Kind zu einer Heirath zu zwingen? macht denn Reichthum allein glücklich?

Ich sehe meinen Irrthum ein, aber leider kommt meine Reue zu spät und ich muß fürchten, mein Kind nimmer oder entehrt wieder zu finden.

Fürchte nicht stets das Aergste! War Deine Tochter wirklich so tugendhaft und wohlgezogen, wie Du versichertst, so mochte sie wohl, um einer gezwungenen Heirath zu entgehen, mit ihrem Geliebten entfliehen, aber schlecht werden konnte sie nicht. Ich will Dir sie aufsuchen helfen und hoffe sie zu entdecken, da ich diese Gegend mit allen ihren Schlupfwinkeln genau kenne. Jetzt ruhe Dich vorläufig ein Paar Tage bei mir aus, und dann

ziehen wir gemeinschaftlich, um das Gefährte der Entflohenen zu entdecken.

Wohl, ich nehme Deinen Vorschlag an. — Nun sage mir aber, wie es Dir so lange gegangen ist, und wie Du hier in dieses alte Schloß gekommen bist.

Der Förster befriedigte die Neugierde des Freundes mit folgender Auskunft.

Beinahe so lange ich unter dem Jägerkorps stand, gehörte ich zu den Lieblingen des alten Fürsten Benno, der ein großer Liebhaber der Jagd war. Der alte Herr liebte aber nicht die Parforces Jagden, die er eine ekelhafte Schlächterei nannte, sondern er suchte das Wild selbst mit seinen Hunden auf und nahm zur Begleitung stets einige von den Jägern mit, die er wohl leiden mochte. Es war ein gar menschenfreundlicher Prinz, der an der Munterkeit und Rüstigkeit der jungen Jäger ein großes Wohlgefallen hatte, obwohl er mehr ernsthaft als fröhlich war. Auch ich hatte, vielleicht mehr meiner heitern Laune als meines sichern Schusses wegen, sein Wohlwollen erhalten, und es verging selten eine Woche, in der ich nicht sein Begleiter auf der

Jagd seyn mußte. Gerade da, als ich durch die Trennung von Dir und Sophien so tief gebeugt wurde, nahm mich Fürst Benno aus dem Jägerkorps in seinen Dienst und da ich nun täglich um ihn seyn mußte, so konnte ihm mein Gram nicht verborgen bleiben, und er befahl mir, ihm die Ursache davon zu entdecken. Nachdem er sie erfahren hatte, sagte er zu mir: Höre mein Sohn, ich weiß die Größe Deines Verlustes wohl zu würdigen; er wird einen entschiedenen Einfluß auf Dein Leben äußern, und je nachdem Dein Herz rein oder verdorben ist, wird er wohlthätig oder nachtheilig auf Dich wirken. Haben Dich die Schlingen des Lasters schon umfangen, war Sinnentrieb der Beweggrund Deiner Liebe, so wird Dein Schmerz Dich zur Liederlichkeit hinziehen und willst Du nicht in der Verderbtheit untergehen, so wird dazu eine große Wachsamkeit auf Deine Handlungen und eine nicht geringe Anstrengung der Sucht, im Sinnentaumel Deinen Verlust zu vergessen, zu widerstehen erfordert. Warst Du aber fromm, blieb Dein Wandel bis jetzt tadellos; so kann der Gram Dein Gemüth nur veredeln. Freis

lich sind die schönsten Blüthen Deiner Lebensfreuden vielleicht für immer abgefallen, aber es wird Dir künftig, wenn Deine Trauer sich in Wehmuth verwandelt hat, nicht an Zufriedenheit fehlen. Darum, sey eines oder das Andere der Fall, ermanne Dich, biete dem Schicksal die Stirne, und zeige, daß du es verdientest glücklich zu seyn. Er reichte mir darauf die Hand zum Kusse, und ich gelobte, von der Theilnahme des edeln Fürsten gerührt, standhaft meinen Kummer zu bekämpfen.

Ein Jahr lang war ich in des Fürsten Benno Dienst gewesen, als dieser einst, wie ich ihn auf die Jagd begleitete, sich mit mir in ein Gespräch über meinen Verlust einließ und nachdem das, was ich darüber äusserte, seinen Beifall zu erhalten schien, zu mir sagte: Ich habe Dich bis jetzt genau beobachtet und glaube Dich hinreichend zu kennen, um behaupten zu können, daß Du für das Leben in der großen Welt nicht taugest. Darum habe ich Dir ein Amt zugedacht, welches Dir ein abgeschiedenes, einsames Leben bei einem reichlichen Auskommen gewähret. Nur sind zwei Bedingungen dabei, die zu erfüllen Du mir

versprechen mußt: nämlich Deinen Posten nie, so lange Du lebest, zu verlassen und zu heirathen, sobald es irgend Dein Gemüthszustand erlaubt. Ich bat ihn mir wissen zu lassen, wo er mich anzustellen gedenke, und er sagte mir, daß es die mit der Kastellanei dieses Schlosses verbundene Försterstelle sey, worauf ich, da Einsamkeit mein größtes Bedürfniß war, ihm die von mir geforderte Zusage bereitwillig leistete.

Schon am folgenden Morgen reisete ich mit dem Fürsten, der mich selbst in meinen neuen Posten einführen wollte, hieher. Dieses Schloß liegt an der Gränze des Landes, und gehörte damals, nebst dem umliegenden großen Forste, dem Fürsten Benno. Es war das Stammschloß der Regenten-Familie und einst auch ihre Sommer-Residenz gewesen; aber schon seit länger als hundert Jahren stand es unbewohnt und gehörte stets einer apanagirten Linie. In einer Grabkapelle waren früher die fürstlichen Leichen beigesetzt worden, und diese Gruft, so wie das Schloß und den Forst unter Aufsicht zu halten, wohnte ein Förster in dem Schlosse. Der gegenwärtige war

bereits über neunzig Jahre alt; ihm sollte ich ein Gehülfe seyn und nach seinem Tode seine Stelle erhalten. Der Fürst Benno hatte eine besondere Vorliebe für das Schloß und wünschte darin einst seine Ruhestätte zu finden. Ausser einem nicht weit von hier gelegenen Vorwerk, das zur Försterei gehört, ist jede menschliche Wohnung meilenweit von dem Schlosse entfernt.

Mein Leben glich hier dem eines Einsiedlers, denn außer dem greisen Förster und seinen zwei alten Dienstboten bekam ich, da weder Holz noch Wild aus dem Forste verkauft wurde, beinahe keinen Menschen zu sehen, wenn ich nicht der Wirthschaft wegen nach dem Vorwerke, oder des Sonntags nach der Kirche ging. Der dunkle Eichenforst mit seinen tausendjährigen Stämmen, die weiten schaurigen Hallen des halb verfallenen Schlosses, der Anblick des silberhaarigen, weit über sein Zeitalter hinauslebenden Greises waren Gegenstände, die, verbunden mit dem stillen Einerlei meiner Beschäftigung, meinem Gemüthe jene friedliche Ruhe mittheilten, die jeden Gedanken an den bunten Wechsel des gesellschaftlichen Lebens ausschließt.

Der alte Förster gewann mich lieb, und freute sich, daß ich, dessen Betragen ihm so wohl gefiel, sein Nachfolger werden sollte. Er forschte mich öfter über meine Grundsätze aus und gab ihnen seinen Beifall. Einst, als ich von der Jagd zurückkehrte, fand ich ihn schwächer als sonst und er äußerte: Ich habe Dich lieber Wildmann mit Schmerzen erwartet, weil ich mein Ende herannahen fühle und Dir eine Entdeckung machen muß, die Dir zu wissen nöthig ist.

Der Prinz hat Dich zu meinem Nachfolger gewählt, weil er ein frommes Herz in Dir erkannt hat; denn nur wer ein solches besitzt, kann hier wohnen und die Aufsicht über dieses Schloß führen. Wisse nämlich, dieses Schloß wird seit langen Jahren von der Herrschaft nicht mehr bewohnt, weil es nicht geheuer darin ist, und Gespenster ihr unheimliches Wesen in demselben treiben. Nur Fürst Benno hat oft darin übernachtet, ohne sonderlich von den Spukereien geplagt worden zu seyn. Aber er ist auch ein sehr gottesfürchtiger Herr, und über die Frommen haben die irrenden Geister wenig Macht. Merke Dir

alſo, ſo lange Du Dich rein von Verbrechen hälſt, haſt Du nichts von den Geſpenſtern zu fürchten, was Du auch immer ſehen oder hören magſt. Auch ich bin ſechszig Jahre lang von ihnen unangefochten geblieben, wiewohl ich zuweilen Fürchterliches genug geſehen habe. Wenn Du in Deinem Berufe biſt, und es ſtellt ſich Dir eine Spukgeſtalt entgegen, ſo darfſt Du ihr kühnlich im Namen Gottes befehlen zu weichen; denn die Geiſter müſſen den Beruf des Menſchen ehren. Aber hüte dich wohl vorwitzig zu ſeyn und Spott, oder ſträfliche Neugierde zu äußern. In dieſem Fall haben ſie die Gewalt ſich an Dir zu rächen und ihre Rache iſt fürchterlich.

Ich war geneigt die Rede des Greiſes für die Folge ſeines ſchwach gewordenen Verſtandes zu halten, doch bald genug überzeugten mich mancherlei ſchauervolle Erſcheinungen, daß er die Wahrheit geſprochen habe und ich mußte es ihm Dank wiſſen, daß er mich darauf vorbereitet und mir die Furcht davor benommen hatte.

Er ſtarb kurz darauf und ihm folgte nach wenigen Monaten Fürſt Benno, der, wie er

es verlangt hatte, in der Schloßkapelle beigesetzt wurde. Ich war nun alleiniger Bewohner des Schlosses und so sehr ich auch die Einsamkeit liebte, so wurde mir doch das beständige Alleinseyn in dieser Wildniß und in den öden Gemächern des Schlosses zur Last. Ich erinnerte mich an das dem Fürst Benno gegebene Versprechen zu heirathen; ihm zu genügen sahe ich mich unter den Jungfrauen des Landes um, und das Glück wollte mir so wohl ein gutes Weib finden zu lassen, die ohne großes Murren mit mir in dieser schauerlichen Einsamkeit aushält. Sie hat mir einen Sohn geboren, der, wie ich hoffe, meine Stütze im Alter seyn wird. Ich habe ihn bei einem Anverwandten meiner Frauen, einem unfern der Residenz eines benachbarten Landes wohnenden Förster erziehen lassen, da ich nicht will, daß er auf dieser Stelle mein Nachfolger wird; denn der Mensch gehört unter Menschen, wenn ihn das Unglück nicht antreibt ihre Gesellschaft zu fliehen.

Du hast also, fragte Grüner, eine feste Ueberzeugung von dem Daseyn der Gespenster in diesem Schlosse?

Die vollkommenste.

Theile mir doch einige Beispiele davon mit.

Erlaß mir, mindestens für heute, diese Verbindlichkeit. Ich rede überhaupt nicht gern davon, am wenigsten aber in der schauerlichen Zeit der Mitternacht. Begnüge Dich für jetzt damit, meiner Versicherung zu glauben, daß ich manches furchtbare Schreckbild während meines Hierseyns gesehen habe; doch bin ich dergleichen jetzt schon gewohnt und spüre keine große Furcht dabei. Ueberhaupt aber werde ich innerhalb meiner Wohnung nur selten von Erscheinungen beläſtiget, die ich auch durch ein Mittel, welches mein alter Vorfahr mich lehrte, schnell zu verbannen weiß.

Unter diesen Mittheilungen war die Mitternacht vorüber gegangen und der Förster Wildmann leuchtete seinem müden Freund zur gastlichen Schlafkammer, worauf er sich denn selbst zu Ruhe begab. Lange floh der Schlaf die beiden Freunde, da sie ihre gegenseitigen Schicksale überdachten. Erst gegen den Morgen schloß der Schlummer ihre Augen und als sie sich ziemlich spät vom Lager erhoben, gingen sie einer nicht geringen Ueberraschung entgegen.

Wilhelm, des Förſters Sohn, hatte ſich unvermuthet eingefunden und ſeine Braut mitgebracht, die keine Andere war, als Grüners entflohene Tochter Marie. Beide Eltern zürnten nicht wenig über dieſe unbefugte Handlung des Sohnes, und auch Grüner ließ der Tochter ſeinen ganzen Unwillen fühlen. Doch die Bitten der Liebenden und ihre Verſicherung, daß ſie ohne einander nicht leben, nie glücklich werden könnten, entwaffnete den Zorn der Alten, die ſich bewegen ließen ihre Einwilligung zur Vereinigung des Paares zu geben, und die Anſtalten zur Hochzeit verabredeten.

Grüner wünſchte, die jungen Eheleute ſollten bei ihm wohnen, aber Wilhelm verweigerte dieſes, wenigſtens für die nächſte Zeit, und zwar aus folgender Urſache. Er hatte nämlich mit einem fürſtlichen Hofjägermeiſter, der ein Liebling des dortigen Landesherrn war, Streit gehabt, da dieſer unanſtändige Dienſte von ihm verlangte. Wilhelm war in der Hitze dem Höflinge nicht gar zu fein begegnet, und da deſſen Rachſucht allgemein gefürchtet wurde, ſo war es in der That nicht rathſam, für den jungen Hitzkopf, in den Bereich des be-

leidigten Hofmanns zu kommen. Wildmann mußte seinem Sohne wenigstens vorläufig einen Aufenthalt im Schlosse gestatten, welches er nur ungern that, da er nicht umhin konnte, die Entführung Mariens für eine leichtsinnige Handlung zu halten und deshalb fürchtete, die Schloßgeister würden seinem Sohne gefährlich werden. Grüner dagegen meinte, der begangene Fehltritt könne, da er einmal vergeben sey, den feindseligen Wesen keine Gewalt über den sonst tadellosen Jüngling geben, da man keinen besseren Rath wußte, so beruhigte man sich damit.

Wilhelm lebte nun in dem Vaterhause das gewöhnliche Wonneleben der Flitterwochen einer glücklichen Ehe. Marie war ein liebes lammherziges, zartsinniges Geschöpf, die ganz allein ihr Glück in der Liebe ihres Gatten fand. Sie hatte keine anderen Wünsche als die seinigen, wußte nichts von Launen und nie machte sie durch Eigenwillen ihrem Manne eine trübe Minute. Gegen die Eltern ihres Gatten betrug sie sich mit einer Ehrerbietung, die ihr deren Wohlwollen im hohen Grade gewann. Sie nahm sich der häuslichen Wirth-

schaft mit vielem Fleiße an, wußte der Mutter die mühevollsten Arbeiten zu entnehmen, den Vater durch liebevolle Pflege zu erfreuen und streute dem alten Paare manche Blumen auf seinen Lebensweg.

Wilhelm übte die Jagd theils aus Liebhaberei, theils aus Pflicht, da jetzt zuweilen von dem Hofjägeramt starke Wildpretslieferungen ausgeschrieben wurden, und der Vater, sonst auch ein sehr fertiger Jäger, bereits etwas schwerfällig zu werden begann. Bei diesem Geschäft durchstrich er oft tagelang den Forst und beging nicht selten die abgelegensten Reviere. Bei einem solchen Jagdzuge verfolgte er die Fährte eines Hirsches und kam dabei in einen tiefen, mit himmelhohen Felsen und Waldbergen umstandenen Grund, den er noch nie zuvor gesehen hatte. Er wußte nicht, ob er sich noch in dem Schloßforste oder schon außerhalb der Landesgränze befand und war unentschlossen, ob er die Fährte weiter verfolgen oder umkehren sollte, als sein Rathschlagen darüber durch ein Rauschen im nahen Gebüsch unterbrochen wurde. Er machte sich schußfertig, aber statt des erwarteten Wildes kam

eine junge Dame von wunderbarer Schönheit auf einem mausfahlen Jagdklepper reitend aus dem Busche. Wilhelm setzte schnell den Hahn in Ruh und grüßte die schöne Jägerin ehrerbietig. Sie erwiederte mit freundlicher Güte seinen Gruß, fragte ihn um sein heutiges Jagdglück und bat ihn endlich ihr vom Pferde zu helfen, da sie ermüdet sey und ein wenig auf dem weichen Rasen ruhen wolle. Der Anstand der Dame und ihre reiche Jagdkleidung ließ auf ihren hohen Stand schließen, doch war sie im mindesten nicht stolz, sondern nöthigte den jungen Weidmann sich neben sie niederzulassen und fing eine Unterhaltung mit ihm an, wodurch er erfuhr, daß sie die Jagd leidenschaftlich liebe, und oft in diese Gegend komme.

Die Schönheit der Dame machte einen tiefen Eindruck auf Wilhelm und nur ungern trennte er sich von ihr, als sie mit seiner Hülfe ihr Pferd bestiegen hatte. Sie schwang sich leicht wie eine Feder in den Sattel, nickte ihm mit zauberischem Lächeln den Abschiedsgruß zu und rief mit einer Silberstimme „auf Wiedersehen.“

Von nun an war Wilhelm wie an diese

Gegend gebannt. Täglich jagte er in dem Grunde, gewöhnlich aber kam er ohne Wildpret nach Hause; denn seine Gedanken waren mit etwas ganz Anderem als mit dem Wilde beschäftiget. Nur noch einmal wollte er die schöne Unbekannte sehen, um von ihr zu erfahren, was sie mit dem Wiedersehen gemeinet hätte. Er wünschte zu wissen wer sie sey, und ob sie schon vermählet sey, oder nicht; kurz er hatte der Ursachen, warum er ihr wieder zu begegnen strebte, gar mancherlei. Daß er durch die Aufsuchung der Gelegenheit sich an den Reizen eines fremden Frauenzimmers zu weiden, muthwillig seinen inneren Frieden selbst zerstöre und eine Untreue an seiner Gattin begehe, daran dachte er in seiner Befangenheit nicht.

Seine Hoffnung, die Unbekannte zu treffen, blieb nicht unerfüllt. Sie erschien wieder an einem Nachmittage, unterhielt sich mit ihm auf die nämliche zutrauliche Weise, wie bei dem ersten Male, und die Unterhaltung war für beide Theile so anziehend, daß sie den herannahenden Abend und ein heraufziehendes Gewitter nicht bemerkten. Die schlängelnden Blitze und der krachende, in dem Felsenthale

furchtbar wiederhallende Donner mahnten sie endlich an den Aufbruch; aber nun fing es auch zu regnen an und ihnen blieb nichts übrig, als in einer nahen Höhle Schutz gegen das Wetter zu suchen. Die Höhle war trocken und bot auch durch einen an der Wand befindlichen Absatz einen bequemen Ruhesitz dar. Die Dame war ängstlich, sie drängte sich näher an Wilhelm, der durch die Berührung des schlanken Körpers sein Blut in Flammen aufwallen fühlte. Er umschlang sie mit seinem Arm, er wagte einen Kuß, der glühend erwiedert wurde und — die Untreue an der Gattin ward begangen.

Er erwachte aus einem tiefen Schlafe als es schon Tag war und sahe sich in der Höhle allein; die Dame mußte schon den Rückweg angetreten haben. Auf dem Heimwege fühlte er zwar die Vorwürfe über seine begangene Untreue, aber die Erinnerung an die genossenen Freuden war lebhaft genug, um sein Gewissen zu betäuben. Er fand zu Hause Marien seinetwegen in der größten Bekümmerniß. Sie kam ihm mit offenen Armen und einem Freudenruf entgegen, als sie ihn aber umarmte,

erblaßte sie plötzlich und schauderte unwillkührlich zurück. Er wurde dadurch heiteren, denn er fürchtete, sie habe seine Schuld auf seiner Stirne gelesen. Aber sie blieb freundlich und, seine Entschuldigung, daß ein Ungewitter ihn verhindert habe, früher nach Hause zu kommen, fand bei dem harmlosen Weibe vollen Glauben.

Von nun an hatte er öftere Zusammenkünfte mit der Unbekannten und wurde immer fester in ihre Netze verstrickt. Noch war es ihm nicht gelungen über Namen, Stand und Verhältnisse seiner geheimnißvollen Geliebten Aufschluß zu erhalten, und sein Bitten, ihn damit bekannt zu machen, wurde nur mit einem zweideutigen Lächeln beantwortet. Jedesmal, wenn er von seinen sträflichen Zusammenkünften nach Hause zurückkehrte und Marie ihn mit einem Kuß und Händedruck bewillkommte, erbleichte sie und wurde von einem Schauder ergriffen, den zu verbergen sie vergebens bemüht war. Er fürchtete anfangs, sie sey seiner geheimen Liebe auf der Spur, doch bei kaltblütiger Ueberlegung überzeugte er sich, daß dieses nicht möglich sey.

Wilhelms Leidenschaft für die Unbekannte

wurde von Tage zu Tage stärker und stieg zu einer Höhe, die ihn alle Rücksichten gegen sein gutes Weib verabsäumen ließ; er hatte für sie nur kalte Grüße und heuchelte ihr eine Liebe, die er nicht mehr empfand. Marie fühlte nur zu gut die Veränderung, die in dem Herzen ihres Gatten vorgegangen war, sie litt unaussprechlich durch seine schlecht verhehlte Kälte und der Gedanke, seine Liebe verloren zu haben, war ihr bitterer als der Tod. Aber sie trug ihren Gram nicht zur Schau, sondern verbarg ihn still in ihre Brust und entschuldigte ihr kummervolles Aussehen bei ihren Schwiegereltern mit einer Unpäßlichkeit.

Der Treulose befand sich nun nie mehr wohl zu Hause. Die Gesellschaft seiner Gattin war ihm höchst zuwider, da ihre gramvolle Miene, ihr wehmüthiger Blick ihm ein stummer, doch um so tiefer sein Gefühl ergreifender Vorwurf war. Der Vater machte bittere Bemerkungen über seine öfteren Abwesenheiten, die sich mit der Jagd nicht wohl entschuldigen ließen, da er selten ein Stück Wildpret nach Hause brachte. Die Mutter endlich, die den Kummer Mariens wenigstens zum Theil errieth,

hielt ihm Strafpredigten wegen Vernachläßigung seiner Gattin. Unter diesen Umständen wurde es der Unbekannten, die sich Schwanhilde nennen ließ, nicht schwer, ihn mit dem Gedanken an eine gänzliche Trennung von Marien vertraut zu machen, den auszuführen ihm nur die strenge Rechtlichkeit seines Vaters entgegen stand. Doch sagte er es Schwanhilden zu, sich nach und nach von dem ihm nun lästigen Ehebande loszumachen, und dagegen mit ihr sich zu verbinden, zu welchem Ende er sich mit ihr durch den Ringwechsel feierlich verlobte. Er gab Schwanhilden den von Marien erhaltenen Ring, und erhielt dagegen von ihr einen kost[illegible]en Solitair, der ihm ein sprechender Beweis ihres großen Reichthums und vornehmen Standes war, worüber er von ihr noch keine weitere Auskunft hatte erhalten können.

Marie hatte bis jetzt außer ihren und ihrer Schwiegereltern Wohnzimmer noch nichts von dem Innern des Schlosses gesehen, da Vater Wildmann, aus Besorgniß, sie könne auf irgend etwas Unheimliches treffen, ihr die Besichtigung der leerstehenden Gemächer gutmüthig untersagte. Die Sage, das es nicht

gehöret darin sey, kannte sie nur im Allgemeinen; auch hatte sie manchen unerklärbaren Rumor, ein Poltern, Pfeifen, Lachen u. dgl. gehört und daher war sie nie in die Versuchung gerathen, den verrufenen Schauplatz der Geisterwelt zu betreten. Eines Tages bat sie aber den alten Förster dringend, sie in jene Gemächer zu führen, und ließ nicht nach, bis er, zwar kopfschüttelnd und mit bedenklicher Miene, sich bereit zeigte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Der Förster war selbst lange nicht in den Gemächern gewesen, die er gewöhnlich nur ein bis zwei Mal im Jahre betrat, um nachzusehen, ob nichts an den Mauern und Fenstern wandelbar geworden sey. Es war ihm heute beinahe so schauerlich darin, wie Marien, die an seinem Arm die lange Reihe von Sälen, Gallerien und Gemächern durchwanderte und von der verblichenen Pracht der verödeten Hallen auf eine beinahe schmerzhafte Weise ergriffen wurde. Schon waren sie das ganze Schloß durchgangen und wollten wieder umkehren, da fiel Marien noch eine Thür ins Auge und sie fragte: wohin sie führe?

Hier ist die Fürstengruft, sagte Wildmann,

wo vor alten Zeiten die fürstlichen Leichen bestattet und ihre Bilder aufgehängt wurden. Sie wird seit vielen Jahren zu diesem Zwecke nicht mehr benutzt; nur allein Fürst Benno hat sich in neuerer Zeit hier beisetzen lassen.

Oeffnen Sie mir diese Gruft, lieber Vater, bat Marie.

Kind, was willst Du in dem schauerlichen Aufenthalte der Todten? Ich selbst betrete ihn nie ohne Grauen und Du könntest unter den Särgen und alten Bildern einen Schrecken davon tragen, der Dich um Deine Gesundheit brächte.

O! Sie sind ja bei mir, darum fürchte ich nichts; öffnen Sie immer!

Ich thue es ungern; doch wer könnte Dir Schmeichlerin etwas abschlagen. Aber meße mir die Schuld nicht bei, wenn du eine schreckhafte oder widerliche Empfindung mit hinaus bringst.

Er schloß nun die Thüre auf und sie traten in die weite, hochgewölbte Grabkapelle ein. Ein falbes Dämmerlicht, das durch die bunten, mit Malereien überdeckten Fenster einströmte, beleuchtete diese fürstliche Ruhestätte auf eine seltsame Weise und gab allen Gegen-

ſtänden ein grauenvolles zweideutiges Anſehen. Längs den Wänden ſtand die große Menge alter Särge und über jedem Sarge hing das Bild des darin Beigeſetzten. Durch beinahe vierhundert Jahren waren hier die fürſtlichen Leichname geſammelt, ein ganzes verloſchenes Geſchlecht fand hier ſeine Ruheſtätte; in dieſem Raume moderte der Staub einer Familie, deren Thaten und Begebenheiten mehrere Jahrhunderte lang die Geſchichte von ſich reden machten. Schauerlich und geſpenſterhaft ſahen die verblichenen Bilder der hier Begrabenen auf ihre Sarkophage herab, alſo trauerten ſie über ihren Untergang und in ihren ſtarren Blicken ſchien ſich der Schmerz über die Vergänglichkeit alles Geſchaffenen auszuſprechen.

Marie umfaßte zitternd und beinahe krampfhaft den Arm des Förſters. Sieheſt Du, ſagte er im ſtrafenden Tone, ich wußte es wohl, daß der Anblick dieſer Todten Dich erſchrecken würde. O, kein Schrecken, rief ſie, ſondern nur der Gedanke an das traurige Verblühen alles menſchlichen Lebens iſt es, der mich ergreift.

Dieſes war mein alter, ſehr gnädiger Herr,

sagte Wildmann, indem er auf einen noch neuen Sarg und auf ein darüber hängendes Gemählde zeigte. Marie wurde, als sie darauf sah, sichtlich erschüttert und legte weinend ihr Haupt auf des Försters Brust. Als er aber zu einem andern Sarge trat, dessen Deckel auf eine unerklärbare Weise zusammen gebrochen war, und als Marie einen Blick auf das darüber hängende Bild that, da schrie sie laut auf und zog den Alten mit einer seltsamen Heftigkeit mit sich fort aus der Kapelle.

Er forschte vergeblich, was ihr widerfahren sey; sie antwortete nur mit Weinen und winkte ihm, mit ihr zurück nach den Wohnzimmern zu gehen. Als sie dahin gekommen waren, und er aufs neue in sie drang, ihm die Ursache ihrer grossen Gemüthsbewegung zu entdecken, liess sie sich nur unter dem Beding dazu willig finden, daß er ihr das Versprechen leistete, weder seiner Gattin, noch seinem Sohne etwas von dem wissen zu lassen, was sie ihm eröffnen wolle. Während die Försterin in der Küche beschäftigt war, erzählte Marie dem Förster unter Vergiessung vieler Thränen folgendes.

Schon seit lange bemerke ich, daß ich die Liebe meines Gatten verloren habe, der sich zwar noch stets so stellet, als ob seine Neigung zu mir unverändert sey, aber wider seinen Willen nur zu deutlich merken läßt, wie sehr ihn das mit mir geschlossene Eheband drücke. So unermeßlich mein Schmerz bei dieser Entdeckung war, so nahm ich mir doch vor, ihn mit stillem Dulden zu tragen, Niemanden ihn bekannt werden zu lassen, und habe dieses auch bis jetzt gehalten. Aber da mein Leben schon seit einiger Zeit einem immerwährenden Todesschauer gleicht, so wird es mir ein Bedürfniß, meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, wenn ich nicht unter der Last meines Grames zu Grunde gehen soll, und um so eher gebe ich Ihrem Andringen nach, Ihnen die Ursache meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung zu entdecken, da sie mit meinem Schmerz über die Kälte meines Gatten im Zusammenhange steht.

Schon damals, als Wilhelm des Gewitters wegen über Nacht ausgeblieben war, und von der Zeit an, jedes Mal wenn er aus dem Walde zurückkehrte, spürte ich an ihm, wenn ich ihn bei der Rückkunft mit einer Umarmung

bewillkommte, einen höchst widerlichen Leichengeruch. Ich deutete dieses seltsame Ereigniß bald auf seinen bald auf meinen Tod, und bin auch jetzt überzeugt, es kündigt mir irgend eine Unheil schwangere Begebenheit an; denn gerade von der Zeit an, als ich es zuerst bemerkte, fing die Kälte meines Mannes gegen mich an. Außerdem aber werde ich von jener Nacht an, wo ich seines Ausbleibens wegen in Todesangst war, häufig von Gesichtern geängstiget, von denen ich nicht sagen kann, ob sie mir im Schlaf oder im Wachen erscheinen. Stets sehe ich meinen Mann in Gesellschaft einer jungen, wunderschönen Dame, gegen die er sich wie gegen eine Geliebte beträgt. Auch in der letztvergangenen Nacht war es der Fall. Ich sahe ihn an der Hand des Frauenzimmers in den öden Gemächern verschwinden, und nachmals erschien mir ein Greis in fürstlicher Kleidung, der mir winkte auch dahin zu folgen. Dieses Traumgesicht stand noch am Tage mit seiner ganzen Lebhaftigkeit vor meinen Sinnen und war die Ursache, daß ich sie bat, mich nach jenen Gemächern zu führen, weil ich eine Aufklärung darüber zu finden hoffte. Ach,

ich traf nur neue und furchtbare Räthsel an,
denn die Traumdame gleicht zum Sprechen
dem alten Bilde in der Kapelle, das über den
zerfallenen Sarge hängt, und der Greis, de
mir erschien, dem Bilde des Fürsten Benno
Den alten Förster machte Marieus Erzäh
lung höchstlich bestürzt, da sie so wunderba
mit einem Traume zusammentraf, den er i
der letztvergangnen Nacht gehabt hatte. Auc
ihm war Fürst Benno erschienen, hatte ih
nach der Todtengruft geführt und auf den Sar
gezeigt, den er am Tage eingefallen gefunde
hatte. Er fing einen Zusammenhang zwische
Wilhelms Kälte gegen Marien und den Traum
bildern zu ahnen an, doch konnte er die B
deutung nicht enträthseln. Er muthmaßte, de
Wilhelm auf Abwege gerathen seyn müßte
und dieser Gedanke machte ihn sehr betrüb
denn er hatte auf dessen gute Führung fest ve
traut und darauf die Hoffnung eines glückl
chen Alters gegründet. Die Erscheinung d
Fürsten Benno tröstete ihn einigermaßen, den
der war in seinem Leben ein frommer He
und ihm sehr gewogen gewesen, weshalb d
Traumbild ihm den Schutz desselben anzude

ten. schien. Er war mit Marien einverstanden, sich gegen niemanden etwas über die Visionen und über die Kälte ihres Mannes merken zu lassen, und bat sie sich zu beruhigen, bis er der Ursache von dessen Kaltsinn auf die Spur gekommen wäre.

Förster Wildmann hatte bemerkt, daß Wilhelm beinahe immer zu einer und derselben Stunde abwesend war und besonders zur Zeit des Vollmondes häufiger als sonst ausging. Freilich war dieß auch gerade die Zeit, in welcher ein Jäger dem Wilde auf dem Anstande am bequemsten beikommen kann, allein Wilhelm brachte beinahe nie Wild nach Hause, so reich der Wildstand des Forstes auch war. Ihm bei seinen Ausgängen nachzuspüren, schien das zweckdienlichste Mittel, um zu erfahren, was es damit für ein Bewandniß habe. Der Förster durfte dieses aber nicht so geradezu, und am wenigsten selbst thun, um seine Absicht nicht zu verrathen. Er nahm daher einen treuen Jägerburschen vom Vorwerk, stellte diesen hinter einen Busch und befahl ihm Achtung zu geben, welche Richtung Wilhelm einschlug. Da er auf diese Weise erfahren hatte, daß sein Sohn den Weg nach dem Gebirge nahm, so mußte am nächsten Abende der Jägerbursche ihm in der Ferne nachschleichen, um zu sehen, wo er blieb, und wurde gewahr,

daß er in einer Höhle verschwand. Nun ging der Förster das nächste Mal, da Wilhelm sich wieder des Abends von Hause entfernte, nach der Höhle, die ihm sehr wohl, und zwar als übel berüchtigt, bekannt war, und nahm ein Kruzifix, auch eine geweihte Kerze mit. Aus der Ferne wurde er gewahr, wie Wilhelm in der dunkeln Höhle sich verlor und dem bekümmerten Vater wurde zu Muth, als sey sein Sohn zur Hölle hinabgestiegen. Daß er auf unrechtem Wege war, daß in jener schauerlichen Kluft ein Verbrechen begangen wurde, war ihm klar, und Verzweiflung packte sein Vaterherz. Er blickte mit thränenvollem Blick zu den Sternen, als wollte er den Himmel anklagen, der so Schweres über sein schuldloses Leben verhängte. Aber er ermannte sich, beugte sein Knie und betete um Rath und Kraft von Oben. Getröstet erhob er sich, zündete die Kerze an und ging in die Höhle.

Er sahe Wilhelmen in den Armen einer Frauenzimmers, sah wie beide Lippe an Lippe gedrückt ganz in einander versunken schienen und dann vom Kerzenschein aufgeschreckt empor sprangen. Das Frauenzimmer wollte die Höhle verlassen, aber er vertrat ihr den Weg und donnerte ihr ein Halt zu. Jetzt verwandelte sich Wilhelms Beschämung in Trotz und er rief: Vater, es ist nicht fein, mich so zu

beschleichen. „Bube entgegnete der Förster, Du bist frech genug mir Vorwürfe zu machen, daß ich die Spur Deines Lasters verfolge? Weh Dir! durch Deinen Frevel bringst Du Vater und Gattin zur Grube. Und Du, schamloses Geschöpf — zur Buhlerin gewendet — wer bist Du, die Du Dich ehrvergessen einem Ehemann Preis giebst?“ Sie blieb stumm. Er starrte sie darauf mit durchbohrendem Blicke an und rief: Barmherziger Gott, welch eine Ahnung! Er trat dicht vor sie hin und sagte: Du bist nicht, die Du scheinest, und indem er das Kruzifix hervor zog und ihr entgegen hielt rief er: Im furchtbaren Namen dessen, dem alle Geister unterthan sind, befehle ich Dir die Täuschung zu lassen, womit Du Menschen die Sinne verwirrst und Dich in Deiner wahren Gestalt zu zeigen. Da verloren ihre Augen den Glanz, die liebreizenden Formen verschwanden, die prächtigen Gewänder fielen in mürbe Stücke verzettelt ab und ein Todtengerippe sank zu seinen Füßen. Wilhelm taumelte bei diesem gräßlichen Anblick leblos auf den Felsensitz zurück. Auch der alte Wildmann erbebte in tiefster Seele, doch verlor er bei dieser grauenvollen Scene nicht den Muth, da ein reines Gewissen und das Vertrauen auf eine schützende Macht ihn stärkte. Er trug seinen Sohn ins Freie und legte ihn unter eine Eiche nieder.

Der Unglückliche schien todt zu seyn und die Bemühungen des bekümmerten Vaters, ihn ins Leben zu rufen, wollten nichts fruchten. Endlich gewahrte er einen Ring an Wilhelms Hand, der funkelnd im blassen Mondlichte strahlte. Diesen zog er ihm ab und warf ihn weit von sich, da schlug der Ohnmächtige die Augen auf.

Er war so vernichtet, daß er nur von dem Vater unterstützt den Rückweg antreten konnte. Beide schwiegen während des Gehens und nur, als sie sich dem Schlosse näherten sagte der Alte: Entschuldige gegen Mutter und Gattin Dein verstörtes Ansehen mit einer Dir plötzlich zugestoßenen Krankheit. — Der Vorwand wurde Wahrheit; schon am andern Tage lag Wilhelm bewußtlos auf dem Lager und eines Fiebers Hitze glühete ihm in den Adern. Die Mittel eines geschickten, schnell herbei gerufenen Arztes und die liebevolle Pflege Mariens kämpften lange vergebens mit der Heftigkeit der Krankheit, und als diese endlich wich, da machte man die traurige Entdeckung, daß der Genesende die Sprache verloren habe und von den fürchterlichsten Gewissensbissen gepeinigt werde.

Er klagte seinem Vater schriftlich, daß er allnächtlich von der gespenstischen Geliebten beunruhigt werde; diese komme nämlich vor

sein Bett, zeige ihm den Ring, den sie von ihm erhalten habe und mahne ihn an sein Versprechen seine Verbindung mit Marien zu trennen und der ihrige zu werden. Der Förster wachte in der nächsten Nacht an dem Bette seines Sohnes und glaubte diesem durch seine Gegenwart Ruhe zu verschaffen. Aber in der zwölften Stunde wurde Wilhelm unruhig, ächzte und brach in ein Aechzen und Weinen aus und nur ein kräftiges Gebet des Alten schien das Gespenst zu verscheuchen, denn Wilhelm drückte dem Vater dankbar die Hand und wurde ruhig.

Der alte Wildmann ließ sich von Wilhelmen die Geschichte der Verirrung desselben mit allen Umständen schriftlich aufsetzen und ersah daraus, daß dieser sich leichtsinniger Weise mit der gespenstischen Dame verlobt und ihr seinen Ring gegeben habe, und diesem Frevel schrieb er ihre Gewalt über ihn zu. Ihm schien es also nothwendig, den Ring wieder zu erhalten. Er ging in die Fürstengruft, um in dem zerfallenen Sarge nach dem Ringe zu suchen, da das Bild, das darüber hing, offenbar dieselbe Gestalt darstellte, wie das Gespenst. Zu seiner Verwunderung fand er den Sarg leer. Nun begab er sich nach der bekannten Höhle und dort fand er das Todtengerippe und an dessen Fingerknochen den Ring

den er zu sich steckte, und dann das Gerippe vor der Höhle begrub. Von der Zeit an wurde Wilhelms Ruhe durch keine Erscheinung mehr gestört, aber sein Gram über den entsetzlichen Verkehr mit einem modernden Leichnam verminderte sich nicht.

Marie mußte aus Pflicht ihren Schmerz über des Gatten Unglück unterdrücken, denn sie fühlte sich guter Hoffnung und war ihrer Entbindung nahe. Sie genas eines wohlgebildeten Knaben. Als dieser dem Vater überreicht wurde, da flossen demselben Thränen über die blassen Wangen und er erhielt die Sprache wieder. Er legte segnend die Hand auf des Knaben Haupt und sagte mit wehmüthiger Stimme: Du wirst mein Versprechen sühnen, und Deiner Mutter und meinen Eltern den Kummer vergelten, den ich ihnen machte. Darauf bereitete er sich zum Scheiden und nach einigen Tagen schloß er die Augen zum langen Schlaf. Der Knabe aber gedieh zum guten Menschen, und machte seines Vaters Segen wahr.

Beyer

1904 10 17

Königskerzen.

Eine

Sammlung

romantischer und abentheuerlicher Erzählungen

von

Verfasser der Gespensterfagen.

Erster Theil.

Mainz, 1819.

Bei Florian Kupferberg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorerinnerung.

Um meinem Büchlein nach der beliebten Weise einen Blumennamen vorzusetzen, durchirrte ich Florens buntes Reich, fand aber, von der duftenden Rose bis zur geruchlosen Tulpe, alle bekannten Sorten von Gartenblumen zu dem Zwecke bereits verbraucht. Auch die Blumen der Flur sah ich, in so fern ihre Namen ansprechend sind, sämmtlich von den Schriftstellern benutzt, und selbst Blätter, Blüten und Früchte prangen schon in unsern Bücherverzeichnissen. Nur auf ödem Anger, dem der Fleiß des Menschen noch keine Fruchtbarkeit abgewann, schimmerte mir die prachtvolle Königskerze (Verbascum L., Tapsus, Candela regia) entgegen, und ihre Schönheit bestimmte mich von ihr den Namen für meine Erzählungen zu borgen. Dieß die Deutung des Titels. —

Ueber die Erzählungen selbst, sowohl ihrer Form als ihrem Inhalte nach, etwas zu sagen, halte ich für überflüßig.

Frankfurt a. M. im October 1818.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bändchens

Seite.

I. Die Flüchtlinge. 3

II. Geschichte des Baron von Schwanensee. 39

III. Abenteuer des Sir Romney im Böhmer Walde. . 105

IV. Sir Romney's zweites Abenteuer. 133

V. Der Glückliche. 165

VI. Der Unglückliche. 197

VII. Lebensgeschichte eines Findlings. 253

Königskerzen.

Erstes Bändchen.

Beyer

I.

Die Flüchtlinge.

1.

Schon dunkelte der Abend in das matte Leuchten eines trüben Novembertages, als sich die beiden Wanderer Romberg und Braun in einem dichten Walde noch immer ohne Weg und Steg befanden und auf das Gerathewohl umherirrten, um irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken. Sie hatten frühe eine elende Herberge, in der sie über Nacht ein Unterkommen fanden, verlassen, waren, durch die Schönheit einer Landschaft angezogen, von der Heerstraße abgewichen und einem Fußsteige gefolgt, dann, in der Meinung näher zu gehen, in einen Wald gerathen, und in diesem befanden sie sich schon

seit mehreren Stunden, ohne sein Ende erreichen zu können, oder auch nur zu wissen, wohin sie ihre Richtung nehmen sollten.

Verdammter Zufall, der uns jetzt treffen mußte! — zürnte Romberg — Gieb Acht, wir werden diese Nacht im Walde zubringen müssen. Das hämische Schicksal beweiset sich recht sinnreich uns zu quälen!

Sachte Freund, laß' mir das Schicksal in Ruh und wolle ihm nicht die Schuld unserer Unvorsichtigkeit aufbürden! — antwortete der kältere Braun — Ich finde es sonderbar — fuhr er fort — bei jeder Ungemächlichkeit des Lebens das Schicksal deshalb auszuhunzen, gleich als ob wir mit ihm einen Vertrag geschlossen hätten, uns nur frohe Stunden erleben zu lassen. Und daß Du, mein Guter, schon jetzt den Muth verliereſt, der Dir in der nächsten Zukunft wahrscheinlich nöthig genug seyn wird, ist mir in der That höchst unlieb; denn ich hoffte in Dir einen wackern Mitkämpfer zu haben in den Widerwärtigkeiten, die bei unserer einzig sonderbaren Lage nicht ausbleiben können.

Romberg. Aber erwäge doch, kann es uns noch trauriger gehen als jetzt? Auf der Flucht begriffen zu seyn, und dabei von allem entblößt,

hungrig, vom Frost erstarrt, in einer unbekannten Gegend, in einem dichten, endlosen Walde, bei einbrechender Nacht ohne Weg und Steg, die reizende Aussicht vor uns, Räubern in die Hände zu fallen, oder von Wölfen gefressen zu werden: kann unsere Lage sich noch mehr verschlimmern?

Braun. Allerdings, wenn diese Aussichten in Erfüllung gehen! Nimm noch dazu, daß wir bei der immer größer werdenden Dunkelheit mit dem nächsten Schritte den Hals brechen können, oder wenigstens Arm und Bein; und daß wir endlich, entgehen wir auch allem diesem Unheil, höchst wahrscheinlich in Kurzem bis auf die Haut naß werden, denn mich dünkt es fängt zu regnen an.

Romberg. Das fehlte noch! O, es ist zum Verzweifeln!

Braun. Muth gefaßt, mein Freund! so lange wir uns nicht selbst verlieren, ist noch nichts verloren. Besonnenheit ist in unserer Lage nöthig; wir wollen sie uns zu erhalten suchen.

Es gelang dem gleichmüthigern Braun, seinen durch Widerwärtigkeiten leicht niedergeschlagenen Freund zu beruhigen, und beide griffen sich vorsichtig durch die Finsterniß, die während dieser Zwiesprache vollends hereingebrochen war.

Ein kalter Nordwind rasselte durch die dürren Blätter und sauſete schauerlich in den hohen, verschlungenen Baumwipfeln, ein eiſiger Regen fiel herab und die Unannehmlichkeit der Lage unſerer Wanderer wurde durch den Umſtand noch geſteigert, daß der Boden ungleich zu werden anfing, weshalb ſie in beſtändiger Gefahr waren zu fallen. Die Freunde wankten zwiſchen dem Entſchluſſe vorwärts zu gehen, oder unter irgend einem Baume ihr Nachtlager aufzuſchlagen; ihre Müdigkeit rieth zu dem letztern, ihr Hunger, die Kälte, und die Furcht vor den Wolfen beſtimmte ſie zu dem erſtern. Sie ſchritten vorſichtig weiter, da ſich jetzt der Boden ſteil abwärts ſenkte und in der Tiefe das Rauſchen eines Waldſtromes hörbar wurde.

Das Gehen wurde immer beſchwerlicher; der Boden war vom Regen ſchlüpfricht geworden, Baumwurzeln und große Steine lagen überall im Wege, und es bedurfte einer nicht geringen Anſtrengung, um weiter fortzukommen. Auch der muntere Braun fing unter dieſen Umſtänden an den Muth zu verlieren, und war nahe daran ſeinem Freunde, der einen Steinblock zur Lagerſtätte zu machen vorſchlug, beizuſtimmen, als der Wald etwas lichter zu werden begann, und ſie in der Tiefe, obgleich noch

ziemlich fern, ein Licht schimmern sahen. Ihre Freude darüber war unbeschreiblich, die Aussicht ein Obdach zu finden beflügelte ihre Schritte und sie stiegen so eilig, als es die Ungleichheit der Bergwand, auf der sie sich befanden, erlaubte, hinab; aber ach, in dem Thale floß ein breiter Bergstrom, der sie von dem Lichte trennte. Lange suchten sie vergebens nach einer Brücke oder einem Steig, und beinahe gaben sie die Hoffnung auf sich der Hütte nähern zu können, da entdeckten sie einige aus dem Wasser hervorragende Steine, vermittelst deren es ihnen, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, endlich doch gelang auf die andere Seite des Flusses zu kommen.

Gott sey Dank! nun sind wir geborgen — rief Braun, als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten.

Noch nicht — erwiederte Nomberg — wer weiß, wer in jener Hütte wohnet, und ob man uns auch ein Nachtlager gewährt.

„Ewiger Zweifler! es werden doch Menschen darin wohnen; und welcher Mensch könnte hartherzig genug seyn, uns in dieser Nacht ein Obdach zu versagen!“

Und wenn Räuber daselbst ihre Wohnung aufgeschlagen hätten?

„Du machst mich lachen! in diesem zivilisirten Lande Räuber! und gesetzt auch: was, in aller Welt, könnten sie uns nehmen wollen, da unsere winzigen Reisesäcke sattsam kund geben, daß wir nichts bei uns führen, was für einen Räuber des Nehmens werth wäre."

Jetzt hatten sie sich der Hütte genähert, die ganz einsam in einer engen Thalschluft lag, und nicht eben ein gastliches Ansehen hatte. Sie schlichen langsam zum Fenster, um die innere Beschaffenheit des Hauses auszukundschaften und wurden einen Mann gewahr, der bei dem Scheine einer im Kamine lodernden Flamme ein Gewehr putzte. Die Beschäftigung des Menschen in dieser Wildniß kam ihnen zwar etwas unheimlich vor, allein ihnen blieb nichts übrig, als bei ihm ein Unterkommen zu suchen. Sie klopften an und der Mann, der ihnen mit einem brennenden Spahn entgegen kam, schien nicht wenig verwundert über ihre Ankunft und Begehren. Er hieß sie näher treten und sagte ihnen ein Obdach zu, allein weder Speise noch ein Lager versicherte er ihnen geben zu können, da er keine Lebensmittel im Hause habe und auf seiner Lagerstätte, die aus einem mit Laube gefüllten Sack bestand, nicht Raum genug für zwei Personen sey.

Jetzt sahen sie sich im Innern um und bemerkten einen gänzlichen Mangel an Hausrath, was ihnen das Gewerbe dieses Mannes verdächtig machte. Ihr Wirth selbst, der, nachdem er sie genöthigt hatte auf einer Bank neben dem Kamine Platz zu nehmen, sich nicht weiter um sie zu bekümmern schien, und alle ihre Fragen kurz, beinahe unwillig beantwortete, war ein junger Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, den man hätte schon nennen können, wenn sein Blick weniger düster und seine Gesichtsfarbe weniger blaß gewesen wäre; jetzt hatte er ein abschreckendes Ansehen, welches die Reisenden mit Besorgniß erfüllte.

Niedergeschlagen saßen sie da, von Hunger und Müdigkeit gequält und von der Furcht gepeinigt, vielleicht bei einem gewissenlosen Menschen eingekehrt zu seyn, der doch wohl, in der Voraussetzung, Geld bei ihnen zu finden, einen Anschlag auf ihr Leben machen könne. Sie versanken in ein Sinnen über ihre einzig sonderbare Lage. Eben wollte Müdigkeit ihnen die Augen schließen, als sich ein Geräusch vor der Hütte hören ließ, und ein nicht mehr junger, mit einem Jagdmesser und einer Flinte bewaffneter Mann in die Stube trat.

Mit einem nicht geringen Ausdruck des Stau-

nens betrachtete der Angekommene die beiden Freunde, grüßte sie nur mit einem nachläßigen Kopfnicken, sprach dann leise, und wie es schien angelegentlich, mit dem Hüttenbewohner und setzte sich endlich zu ihnen auf die Bank. Auch er sah ziemlich finster aus, betrachtete die beiden Reisenden mit forschenden Blicken, und befragte sie dann über den Zweck und die Richtung ihrer Reise. Sie machten ihn damit bekannt und klagten ihm zugleich ihre Noth, in Hinsicht des Hungers und der Müdigkeit. Er schien nun theilnehmender zu werden, wiegte den Kopf hin und her, und sagte dann nach einigen Hm's und Ha's, womit er ihre Klagen über den heute von ihnen zurückgelegten beschwerlichen Weg beantwortete: Hier ist es durchaus unmöglich Ihren Bedürfnissen abzuhelfen; wollen Sie sich aber entschließen eine halbe Stunde weit mit mir zu gehen, so sollen sie anständig bewirthet werden. Der Vorschlag war nun wohl nicht sehr nach dem Geschmack der Reisenden, denn es war in der That ein Wagniß, sich so unbedingt einem unbekannten Manne von wenig empfehlendem Aeußeren anzuvertrauen; allein sie glaubten zu bemerken, daß ihre Anwesenheit in der Hütte lästig wurde, und hielten es daher für gerathen diesem Winke zu folgen.

Der Alte ließ sich von dem Hüttenbewohner eine Kienfackel geben, zündete sie an und bat die Reisenden ihm zu folgen. Der Weg, den er sie führte, ging wieder durch ein pfadloses Dickicht, anfangs etwas aufwärts, dann aber durch eine tiefe, schauderhafte Bergspalte; nirgends war ein betretener Pfad, nirgends die Spur eines menschlichen Wohnorts sichtbar, und mit jedem Schritte vermehrte sich das Grauenvolle der Wildniß. Das ununterbrochene Schweigen ihres Führers, der blutrothe Schein der Kienfackel, der aus den Sümpfen, an denen sie vorbei kamen, zurückstrahlte, oder sich an den Stämmen uralter Eichen und Buchen brach, und aus ihrer weißgrauen bemoosten Rinde tausend seltsame gespenstierhafte Gestalten bildete, das schaurige Flüstern des Windes in den Zweigen, alles dieses machte einen tiefen Eindruck auf die Wanderer und setzte sie in eine angsthafte Stimmung. Die Fackel verlosch am Ende und der Führer ersuchte sie ihm die Hände zu geben, damit sie nicht Fehltritte machten, oder sich verlören. Jetzt ging es einen ziemlich schroffen Berg hinan, sie schienen auf Schutt und Steingerölle zu treten und endlich sahen sie sich mitten unter den Trümmern eines grossen Gebäudes, das, soviel die Dunkelheit von den

Umrissen der Mauerstücke zu erkennen erlaubte, einst eine Burg gewesen seyn mochte.

Es schien ihnen nunmehr ausgemacht, daß sie sich in der Gewalt eines Räubers befanden, und mehr die Ueberzeugung, daß jeder Versuch ihm zu entfliehen vergeblich sein würde, als noch ein Zweifel an ihrem Verdacht, bewog sie ihrem Führer in einen unterirdischen gewölbten Gang zu folgen, der viele Stufen hinab führte, und dann, wie sie bei dem Fortschreiten merken konnten, zirkelförmig umlief. Nach einer nicht kurzen unterirdischen Wanderung kamen sie an eine Thür, die ihr Führer mit einem Schlüssel öffnete, und nun befanden sie sich im Freien.

Aus einem großen nahen Gebäude glänzte ihnen Licht entgegen, und ihr Begleiter bezeichnete es ihnen als das Ziel des Weges. Man gelangte über eine ansehnliche Brücke dahin. Auf das Klopfen des Jägers öffnete sich die Pforte, und ein Diener mit einem Windlicht erschien, der ihnen durch einige weitläuftige gewölbte Gänge vorleuchtete, bis sie zu einem großen, altväterisch verzierten Zimmer gelangten. Hier hieß ihr erster Begleiter sie als seine Gäste willkommen, bat sie, es sich nun bequem zu machen und entfernte sich dann. Jetzt er-

schienen Diener, die ihnen bequeme Hauskleider brachten, beim Umkleiden Hilfe leisteten, ein Feuer im Kamin machten, die Tafel rusteten und mit Speisen und Getränken besetzten und die beiden Gäste mit der größten Aufmerksamkeit bedienten.

Ihr Führer hatte sich gleich anfangs entschuldigt, daß er ihnen bei der Tafel keine Gesellschaft leisten könne, sie speiseten also allein und hatten um so mehr Gelegenheit, ihren Gedanken über die heute belebten Abentheuer Worte zu geben. Alles, was sie jetzt sahen, mehrte die Räthsel noch, die sich ihnen von ihrem Erscheinen in der Hütte ab aufgedrängt hatten und nach manchem Hin- und Wiederreden mußten sie es sich gestehen, daß ihnen der Stand und das Benehmen ihres Wirths durchaus unerklärlich blieb, und sie bei ihren Vermuthungen sich nur tiefer in Dunkelheiten verwickelten. Ihre Fragen bei wem, und wo sie sich befänden, wurden von den Bedienten zwar bescheiden, aber mit Festigkeit unbeantwortet zurückgewiesen; ein sicheres Zeichen daß ihr Wirth Geheimnisse habe. Seiner Bewaffnung nach, und seiner genauen Kenntniß des Waldes wegen, hätte man ihn für einen Räuberanführer halten können; das Schloß-ähnliche Gebäude, welches sein Wohnsitz war, die Aus-

wahl der Speisen und Getränke, womit sie bewirthet wurden, das prächtige Gedecke, das schwere vierzehnlöthige Silbergeschirr, der gute Anstand der aufwartenden Bedienten, die aber sämmtlich hochbejahrt waren, ließ glauben, daß ihr unbekannter Gastfreund ein vornehmer Mann sey. Zu der prächtigen Bewirthung machte wieder die Verzierung des Zimmers einen seltsamen Abstich. Eine alte verschossene, mit grotesken Figuren durchwirkte Tapete bekleidete die Wände. Die ungeheuren Balken der Decke waren fratzenhaft bunt bemalt, die festen eichenen Thüren und ein unförmlich großer Wandschrank, mit vielem Schnitzwerk verziert. Die kleinen achteckigen Fensterscheiben der hohen Bogenfenster vollendeten das alterthümliche Ansehen des Gemachs. Ein eichener Tisch mit dicken Säulenfüßen nahm die Mitte des Zimmers ein, ihn umstanden mehrere mit altmodiger Bildhauerarbeit verzierte Stühle, zu denen man auf Stufen hinauf stieg, und längs den Wänden dehnten sich riesenhafte Polstersitze. Unsere Reisenden wußten sich dieses alles nicht zusammen zu reimen, und glaubten sie früher unter Räuber gefallen zu seyn, so dünkte es sie jetzt, bei einem Zauberer zu herbergen. Das Schlafgemach, welches ihnen nach der Abendmahlzeit angewiesen

wurde, war bis auf die Decke, die aus einem Kreuzgewölbe bestand, in eben dem Geschmacke eingerichtet, wie das Eßzimmer; alles darin war im Style früherer Jahrhunderte und gab ein Bild von der Lebensweise der Urgroßväter. Aber kein Gebrauchstück war wandelbar oder mangelhaft in seiner Form geworden, sondern alles schien nur eben erst aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu seyn. Bei der Bedienung bemerkten sie eine so große Zuvorkommenheit und eine so feine Aufmerksamkeit auf alle denkbare Bedürfnisse, daß sie überzeugt wurden, die Tugend der Gastfreundschaft müsse hier so oft als gern geübt werden. Beruhigt nunmehr über ihre Sicherheit, ermüdet von der langen Wanderung und von den seltsamen Scenen des verflossenen Abends, entschlugen sie sich aller Gedanken über das Wer und Wo? und was sonst noch ihre Neugierde erregt hatte, beschlossen der Zeit die Aufklärung zu überlassen, und warfen sich in den schwellenden Eiderdunen der ungeheuern alterthümlichen Thronbette in die Arme des Schlafs, der nach der nicht geringen Anstrengung des Tages ihnen schnell die Augen schloß.

2.

Während unsere Reisenden das wohlthätige Heilmittel der Natur gegen Kummer und Sorgen genießen, wollen wir den Leser mit ihrer Persönlichkeit und mit dem Zwecke ihrer Reise bekannt machen.

Beide waren noch in den ersten Mannesjahren, von einer angenehmen körperlichen Bildung und mit den Regeln des guten Tons hinreichend vertraut, um in jeder Gesellschaft mit Anstand auftreten zu können. Außerdem besaßen sie wissenschaftliche Kenntnisse genug, um vor der Verlegenheit sicher zu seyn, sich oder Andern je Langeweile zu machen, und hatten ungeachtet ihres noch jugendlichen Alters manche sonderbare Schicksale erlebt, wodurch die rauhen Seiten ihres Charakters geglättet worden waren und ihr Urtheil eine Reife gewonnen hatte, die ihre Unterhaltung für den Menschenkenner höchst anziehend machte. Im Uebrigen waren sie sowohl körperlich als geistig ganz verschieden ausgestattet, und selten sind wohl zwei von einander so abweichend organisirte Wesen so innige Freunde gewesen, als Braun und Romberg es waren.

Romberg zeichnete sich durch einen hohen, schlanken Wuchs aus, hatte eine zarte Gesichtsfarbe,

sanfte blaue Augen, einnehmende Züge und ein goldgelocktes Haar. Er konnte schön genannt werden, aber seine Gestalt gefiel mehr den Männern wie den Frauen, da letztere die Zartheit seiner Umrisse tadelten und den Ausdruck der Männlichkeit bei ihm vermißten, der ihnen unser Geschlecht besonders anziehend macht. Sein Charakter stand im Einklange mit seinem Körper und war im ganzen höchst liebenswürdig. Wohlwollend, bescheiden, duldsam, gefühlvoll, seinen Freunden mit treuer Anhänglichkeit ergeben, wie er es war, hatte er keinen Feind, sondern wurde von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Aber eine zu große Weichheit und eine Empfindlichkeit, die ihn unfähig machte Widerwärtigkeiten, die ihn unvorbereitet trafen, mit Muth zu ertragen, waren allerdings tadelnswerth an ihm, denn sie machten nicht selten ihm und seinen Freunden trübe Stunden und raubten ihm oft die Unbefangenheit, die der Mensch nie entbehren kann, der Herr seines Schicksals bleiben will.

Braun war mehr klein als groß, eine gedrungene Figur vom vollkommensten Ebenmaaß, und von einer schönen Haltung. Aus dem scharfgeschlitzten schwarzen Auge blitzte das Feuer eines kühnen,

selbstständigen Geistes, und die hohe Stirne hätte auf Stolz deuten können, wenn der spottende Zug um den kleinen, wohlgeformten Mund nicht das Gegentheil hätte vermuthen lassen. Die bräunliche Wange strotzte von Gesundheit, und die ausdrucksvollen Züge des regelmäßigen Gesichts sprachen eine unbesiegbare Heiterkeit des Gemüths aus. Festigkeit und Muth waren Grundzüge von Brauns Charakter, ihnen verdankte er einen Gleichmuth, der ihn auch in den schwierigsten Lagen seines Lebens nicht verließ, und es ihm möglich machte zu seinen Zwecken stets die richtigsten Mittel zu wählen. Nicht minder treu in der Freundschaft wie Romberg, war Braun zwar weniger hingebend, aber dafür theilnehmender und stets seinen Freunden ein ehrner Schild.

Dieser Umriß möge hinreichen zur Kenntniß der beiden Freunde; jetzt noch ein paar Worte über ihre bürgerlichen Verhältnisse und über die Ursache ihrer Reise.

Sie waren beide in einer Südpreussischen Provinzialstadt in Preussischen Diensten angestellt, Romberg als Kreisrath, Braun als Assessor bei einem Justizkollegio und hatten, da sie sich so jung — sie waren in gleichem Alter und kaum sechs und zwanzig

Jahr alt — schon auf so wichtigen Posten befanden, die glänzendsten Aussichten vor sich, als die Polen von Napoleon unterstützt, gegen die Preussische Regierung aufstanden und sich für unabhängig erklärten. Die Vorbereitungen zu dieser Revolution waren so geheim betrieben worden, daß die Preussischen Staatsdiener keine Ahnung davon hatten, und in dem von Truppen entblößten Lande der ganzen rücksichtslosen Wuth eines rohen Volkes bloßgestellt blieben. Die Königlichen Kassen wurden in Beschlag genommen, die Archive zum Theil unter Siegel gelegt, zum Theil vernichtet, das Privatvermögen der Beamten geplündert, und sie selbst auf eine empörende Weise gemißhandelt. Ihr Schicksal war bis zur Ankunft der Franzosen, die ihnen wenigstens persönliche Sicherheit gewährten, höchst traurig, sie waren nicht einen Augenblick ihres Lebens sicher, und wer es nur irgend möglich machen konnte, der floh der Altpreussischen Grenze zu.

Auch Romberg und Braun sahen sich genöthigt diesen Weg einzuschlagen, um den Drangsalen zu entgehen, denen sie täglich von den wilden Sarmaten ausgesetzt waren. Sie mußten ihre sämmtlichen Habseligkeiten im Stiche lassen; selbst nicht einmal mit Reisekleidern konnten sie sich versehen,

da sie gezwungen waren sich heimlich fortzustehlen; und ihre ganze Reisekasse bestand aus wenigen Thalern, die sie aus den Trümmern ihres ehmaligen Wohlstandes geborgen hatten. So lange sie sich in Südpreussen befanden, vermieden sie die Heerstraße, schlichen sich durch die Wälder fort und kehrten nur in irgend eine einsame Hütte ein, wenn der Hunger sie nöthigte Lebensmittel einzukaufen; die Nächte hindurch herbergten sie auf den Heuschobern, die man in Polen allenthalben offen stehend findet. Sie brachten auf diese Weise auf ihrem Wege bis zur Grenze von Altpreussen doppelt so viel Zeit zu, als wenn sie auf der Heerstraße hätten reisen können, und ihre Kräfte waren von den mannigfaltigen Mühseligkeiten beinahe erschöpft, als sie endlich den Deutschen Boden betraten. Sie konnten nun zwar mit mehrerer Bequemlichkeit ihre Wanderung fortsetzen, aber jetzt war die Sorge für die Zukunft ihre treue Begleiterin. In Königsberg, wohin sie ihren Weg nahmen, um eine Anstellung zu finden, hatten sie weder Freunde noch Bekannte, und die tausende von Beamten, die mit ihnen in gleicher Lage, in ähnlicher Absicht dorthin strömten, ließen ihnen wenig Hoffnung zu Erreichung ihres Zwecks übrig.

Es war der Abend des zweiten Tages nach ihrer Ankunft in Altpreussen, als sie sich im Walde verirrten und auf die vorbeschriebene räthselhafte Weise gastfreundlich aufgenommen wurden.

3

Die Sonne schien bereits hell ins Zimmer, als die beiden Freunde aus dem erquickenden Schlummer, den sie sowohl ihrer Müdigkeit von dem langen Wege, als den weichen Betten zu danken hatten, erwachten. Es erschien nun ein Diener, ihnen beim Ankleiden zu helfen, dem bald darauf ein anderer folgte, der Kaffee und Pfeifen in ein nebenanstoßendes Zimmer, in welchem die freundliche Flamme des Kamins loderte, brachte, sie hinein nöthigte und ihnen den Besuch des Hausherren meldete. Dieser erschien bald darauf, und als man nach den gewöhnlichen Begrüßungen an dem Kamin Platz genommen hatte, sagte er zu den Reisenden.

„Es ist nicht zudringliche Neugierde, noch weniger policeyliche Vorsichtsmaaßregel, wenn ich Sie bitte, mich mit Ihren Namen, Stand und dem Zwecke Ihrer Reise bekannt zu machen. Sie wagen dadurch in keinem Falle bei mir etwas, selbst denn nicht, wenn Sie Ursache haben sollten nicht Jedem

Ihre Angelegenheiten bekannt werden zu lassen, und ich werde mich bei Ihnen wegen der Absicht meiner Frage rechtfertigen.“

Die Fremden hatten keinen Beweggrund zurückhaltend zu sein, und entdeckten ihm sowohl das sie betroffene Schicksal, als auch die Absicht ihrer Reise. Als er sie umständlich über ihre Verhältnisse und Aussichten vernommen hatte, äußerte er:

„Die Lage, in der Sie sich gegenwärtig befinden, veranlaßt mich Ihnen einen Antrag zu machen, der zwar in Bezug auf mich etwas eigennützig klingt, aber doch vielleicht annehmbar sein könnte, wenn Sie mir einiges Zutrauen schenken, und sich über einige Bedenklichkeiten, die Ihnen ein zu weit gehendes Zartgefühl erregen könnte, wegsetzen wollen. Haben Sie also die Güte meinem Vorschlage Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.“

„Ich bin der Eigenthümer dieses Schlosses, welches eine solche eigene Lage hat, daß ich mit Anwendung einiger Vorsichtsmaaßregeln, keinen Besuch von den feindlichen Truppen, die leider bereits die Weichsel überschritten sind, und wahrscheinlich bald den größten Theil des Landes inne haben werden, befürchten darf; denn es ist mit bodenlosen Sümpfen, undurchdringlichen Wäldern und steilen

Bergen umgeben, und nur vermittelst eines labyrinthischen unterirdischen Ganges zugänglich, der jedem Unbekannten zu finden unmöglich ist. Um mich nicht der Gefahr und den Drangsalen auszusetzen, die in einem Lande, das der Schauplatz eines Krieges wird, unvermeidlich sind, habe ich mich, als ich das traurige Schicksal meines Vaterlandes entschieden sahe, in dieses Versteck geflüchtet, und bin gesonnen, darin bis zum Frieden zu verweilen. Ich habe hinreichende Vorräthe von allen nur möglichen Bedürfnissen, Gegenstände des feineren Genusses nicht ausgenommen, aufgehäufet, um hier allenfalls Jahrelang ausdauern zu können, und nur bewährte Leute zu meiner Bedienung mitgenommen, bei denen ich sicher bin, daß sie meinen Aufenthalt nicht verrathen werden."

„Ich hoffe Sie werden diese Sicherung gegen das Kriegesungemach nicht tadelnswerth finden, da ich meines ziemlich vorgerückten Alters wegen dem Vaterlande persönlich nicht wohl mehr dienen kann, und es für gerathener halte, mich und mein tragbares Vermogen bei guter Zeit in Sicherheit zu bringen, als beides einem zügellosen Feinde preis zu geben. Für meine Gutsunterthanen sorgt ein entschlossener Amtmann, in so weit sich während des

Krieges für sie sorgen läßt, und so glaube ich mich denn gerechtfertigt, wenn ich die allgemeine Noth, die ich doch nicht vermindern kann, nicht freiwillig theile. Außerdem aber zwingt noch eine andere wichtige Ursache mich hier zu verweilen."

„Um auf meinen Vorschlag zu kommen, so lebe ich hier, wie Sie sehen, vor allem Mangel gesichert, auch fehlt es mir selbst an den feineren Genüssen nicht, die man sonst wohl ohne großes Mißbehagen entbehrt; allein ich fürchte bei der muthmaßlich langen Dauer des Krieges von der Langweile und von der übeln Laune in meiner Freistätte beschlichen zu werden, um so mehr, da es mir oft eine nicht kleine Anstrengung kostet, meinen Blick von der traurigen Zukunft abzuwenden, die unserm Vaterlande bevorsteht. Wollen Sie sich entschließen meine Einsamkeit während der Dauer des Krieges zu theilen, so werden sie mich zum herzlichen Danke verbinden, da Sie mir durch Ihre Gesellschaft jene gefürchteten Feinde verbannen helfen. Auch halte ich es für Sie selbst zuträglicher von hier, wie aus einem sicheren Hafen, den Stürmen der Zeit zuzuschauen, als sich selbst hinein zu wagen, da Sie schwerlich etwas dabei gewinnen können. Was sagen Sie zu meinem Antrage?"

Die beiden Freunde wurden angenehm durch diesen Vorschlag überrascht, der ihre kühnsten Hoffnungen übertraf; denn sie hatten durchaus keine Aussicht irgend ein anständiges Unterkommen zu finden. Der Anstand des Schloßbesitzers und die feine, ihr Ehrgefühl schonende Art, mit der er ihnen das Anerbieten machte, stellten ihn als einen edeln Mann dar, von dem nicht zu befürchten war, er werde es ihnen auf eine unzarte Weise fühlen lassen, daß er ihr Wohlthäter sey; sie trugen daher kein Bedenken den großmüthigen Vorschlag ihres Gastfreundes anzunehmen und baten um seinen Namen.

„Ich stehe sogleich — erwiederte er — mit einer Auskunft über meine Persönlichkeit zu Befehl, nur zuvor muß ich wissen, ob Sie die Bedingungen genehmigen wollen, unter denen allein ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft genießen kann, es sind folgende:"

„Sie leisten darauf Verzicht, während der Dauer des Krieges diesen Aufenthalt zu verlassen. Meine eigene Sicherheit zwingt mich auf diese Bedingung zu bestehen, denn nur allein dadurch kann ich sicher seyn, daß mein Versteck nicht entdeckt wird."

„Ferner. Sie finden hier eine kleine Gesellschaft

von Personen sehr verschiedener Klassen und Meinungen, die mir der Zufall zugewiesen hat, und die gleichfalls bis zum Frieden hieselbst verweilen werden. Um feindselige Reibungen zu vermeiden, die bei den verschiedenen Ansichten der Gesellschaft auf die Länge kaum fehlen konnten, sind wir übereingekommen ein Ehrengericht aus unserer Mitte zu ernennen, das über alle Streitigkeiten, sobald sie die Schranken des Anstandes zu überschreiten drohen und in Bitterkeiten ausarten, entscheidet und den Frieden herstellet. Dem Ausspruche dieses Ehrengerichts versprechen Sie sich erforderlichen Falls zu unterwerfen.''

„Endlich haben wir gewisse Anordnungen getroffen, die nöthig schienen, um uns gegenseitig stets neu zu erhalten, da ein fortwährendes Beieinandersein uns einander leicht langweilig oder wohl gar zuwider machen könnte. Hiezu gehöret das Vermeiden aller Gespräche über Religion und Politik, sobald wir alle in einem Zirkel versammlet sind; denn es sind Personen von verschiedenen Religionspartheien und von verschiedenen politischen Ansichten in unserer Gesellschaft. Eben so ist das Chartenspiel, diese geistlose Zeittödtung, bei uns verbannt. Den Vormittag beschäftigt sich jeder auf seine Weise, mit

der Lecture in meiner nicht kleinen Büchersammlung, mit Lesen politischer Blätter, mit Billard oder Schachspiel, Musik oder Lustwandeln im Garten. Bei der Tafel sind wir alle versammlet, nach Tische bleibt jeder eine Stunde allein, wenn nicht einige eine Zusammenkunft unter sich verabreden, und darauf sind wir bis zum Schlafengehen in einem Saale beieinander versammlet und verkürzen uns die Zeit bei einem Glase Wein oder Punsch, durch Unterhaltungen, zu denen jeder, der Reihe nach, durch Erzählungen von selbst erlebten Begebenheiten beitragen muß. Sind Ihnen die Bedingungen unserer kleinen Republik genehm, so bitte ich um Ihre Zustimmung." Die Freunde fanden nichts dagegen einzuwenden und der Hausherr fuhr fort.

„Mit Vergnügen sehe ich Sie von jetzt ab als meine Hausgenossen an, und es ist nun meine erste Pflicht Sie mit meinen Verhältnissen bekannt zu machen. Ich bin ein Baron von Schwanensee, unverheirathet, der letzte meines Stammes und meine Güter, zu denen auch der einsame Erdwinkel gehört, auf dem wir uns gegenwärtig befinden, liegen sämmtlich in dieser Gegend, doch von meinem jetzigen Aufenthalt durch einen großen Königlichen Forst getrennt, in welchem ich aber das ausschließ-

liche Jagdrecht besitze. Meine Einkünfte übersteigen meine Bedürfnisse so sehr, daß wir uns in unserer kleinen Kolonie jeden bezahlbaren Genuß erlauben können, ohne Sorge meine Kasse zu erschöpfen, und ich bitte Sie daher auch ohne Umstände von allem Gebrauch zu machen, was hier zu haben ist. Was meine Persönlichkeit betrifft, so hoffe ich sollen Sie an mir keine Eigenheiten bemerken, die Ihnen lästig fallen. Meine Leidenschaften, die freilich einst ziemlich heftig waren, sind durch Zeit und Umstände gedämpft und einem Gleichmuth gewichen, der mich duldsam gegen Andere macht, und viel zu meiner Zufriedenheit beiträgt. Ich liebe das Leben und genieße es gern, doch bin ich nicht unmäßig. Mich ihnen umständlicher zu charakterisiren wäre unnütz, da es einmal eine schwierige, wo nicht ganz unmögliche Sache ist, sich ohne Beimischung von Partheilichkeit selbst zu schildern, denn oder auch Sie mich im Laufe unseres Umganges besser kennen lernen werden, wie ich mich Ihnen mit Worten darzustellen vermag."

Braun nahm nun, nachdem man sich gegenseitig einige Artigkeiten gesagt hatte, das Wort und bat den Baron ihm zu erklären, was es mit dem alten Schlosse für eine Bewandniß habe, das hier in die-

ser Einöde auf eine wunderbare Weise so wohl erhalten sey, da es doch den gegenwärtigen Fall abgerechnet, sich kaum denken lasse, daß es jemand zur Wohnung erwählt habe. Der Freiherr befriedigte ihn darüber mit folgendem.

„Meine Vorfahren kamen schon im vierzehnten Jahrhundert nach Preussen, kämpften unter der Deutschen Ordensfahne gegen die heidnischen Lithauer und wurden von den Rittern mit bedeutenden Gütern beliehen. In späterer Zeit erwarb sich ein Schwanensee durch treue Anhänglichkeit die Gunst des ersten Herzoges von Preussen, Albrecht, der ihn mit einer Burg, die früher dem Deutschen Orden zugehöret hatte, und mit einem den Dominikanermönchen abgenommenen Kloster beschenkte. Die Burg, die noch zu Herzog Albrechts Zeiten von den Polen zerstört und nie wieder aufgebauet wurde, stand da, wo Sie die Trümmer bemerkt haben werden, durch die ich Sie zu dem unterirdischen Gange führte; das Kloster macht unsere gegenwärtige Wohnung aus. Es wurde von mehreren Besitzern als Jagdschloß benutzet und würde wahrscheinlich längst in Verfall gerathen seyn, wenn nicht ein Schwanensee, der Erbe dieser Güter wurde, im dreißigjährigen Kriege in Deutschland durch die Sol-

baten ganz unglaublich viel gelitten hätte, und dadurch auf den Gedanken gerathen wäre, durch Anlegung dieses Verstecks seine Nachkommen für immer gegen dergleichen Unfälle zu sichern. Er kam der Natur zur Hilfe, um diesen Sitz ganz unzugänglich zu machen, richtete ihn mit großem Aufwande im Geschmacke der damaligen Zeit ein, und verordnete in seinem Testamente, daß er genau so wie er ihn bei seinem Absterben hinterlassen würde, von seinen Nachkommen unterhalten und zu einem Zufluchtsorte im Kriege benutzt werden sollte. Der jedesmalige Besitzer ist zur möglichsten Geheimhaltung dieses Schlosses verpflichtet, und darf es nur im Fall eines Krieges bewohnen. Schon einmal hat es während des siebenjährigen Krieges meinen Großeltern gute Dienste geleistet, und gegenwärtig finde ich, wie Sie sehen, Schutz darin."

Romberg. Aber auf welche Weise können Sie ihren Gutsunterthanen Ihren hiesigen Aufenthalt verbergen?

Baron. Nichts leichter als das. Dieses Schloß liegt drei Meilen von meinen Gütern entfernt, und ist, wie ich schon erwähnet habe, nur auf einem einzigen nur mir und meinen vertrauten Leuten, die sich nun auch hier befinden, bekannten Wege zu-

gänzlich. Meine Gutseinsaaßen, vermuthen mich in Königsberg, wo ich ein Haus besitze und wohin mich selbst ihr Vorspann gebracht hat, dort aber glaubt man mich auf einer Reise begriffen. Alle nöthigen Vorräthe habe ich durch meine vertrauten Bedienten, deren Schweigen ich mich durch einen Eid versichert habe, bei Nacht nach und nach hieher bringen lassen und von Zeit zu Zeit lasse ich das noch Erforderliche beischaffen. Die Waldhütte, in der ich das Vergnügen hatte Ihre Bekanntschaft zu machen, dienet zur vorläufigen Ablage der Sachen, die ins Schloß geschafft werden sollen, und von dort aus lasse ich sie nach und nach hieher bringen.

Braun. Der Bewohner jener Hütte weiß also auch um Ihr Geheimniß?

Baron. Allerdings, doch natürlich unter dem Siegel einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit. — Ich lese in Ihren Augen noch eine Frage über den Hüttenbewohner, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie diesen Menschen, seines unheimlichen Wesens wegen, anfangs nicht für einen Räuber gehalten haben sollten, und mich wahrscheinlich ebenfalls. Ich kann Ihnen leider nur wenigen Aufschluß über ihn geben. — Wer er eigentlich ist und woher er

stammt, weiß ich nicht, nur soviel ist gewiß, daß er, wie ich aus seinem Benehmen schließen kann, den besseren Ständen angehört, und daß ihn, nach seinem unbesiegbaren Trübsinn zu urtheilen, ein schweres Verbrechen, oder ein großes Unglück, oder auch beides belasten muß. Er rettete mich vom Tode, als ich mich unter den Füßen eines angeschossenen Ebers befand; er wagte dabei sein Leben und mit einer mir unbegreiflichen Stärke und Gewandtheit wurde er des wüthenden Thieres mächtig. Ich wollte ihn dafür belohnen, und meine Dankbarkeit würde Tausende an ihn gewendet haben, wenn er sie hätte annehmen wollen, aber er schlug alles aus, und bat nur um eine von allen Menschen entfernte Wohnung und den nothigen Lebensunterhalt. Ich setzte ihn in jene Waldhütte, die ich ihm anständig einrichten wollte; allein er verbat es, und nimmt auch aus meiner Küche nur höchst einfache Lebensmittel an, die er selbst abholet. Seine Beschäftigung ist die Jagd, und er versorgt mich so überflüßig mit Wildpreett, daß mein Jäger durch ihn beinahe in den Ruhestand versetzt ist."

„Nun noch ein Wort von meiner übrigen Gesellschaft, die Sie bei der Tafel kennen lernen werden. Sie bestehet aus sieben Personen sehr verschiedenen

Standes und Glaubens, die das Schicksal auf eine sonderbare Weise zusammengeworfelt hat. Es sind ein Deutscher Domherr, ein Jude aus Dalmazien, ein ehemaliger Benedictiner aus Baiern, ein Lutherischer Geistlicher aus der Gegend von Jena, dessen Kirche zerstört worden, ein Dichter aus Berlin, ein Franzose, der seit der Revolution sein Vaterland nicht gesehen hat und ein Englischer Gentleman. Alle diese Personen befanden sich zufällig zur Zeit der Schlacht bei Jena in Berlin und flohen vor den Franzosen nach Preussen. Bei dem großen Mangel an Pferden hatten sie alle sieben nur mit Mühe einen vierspännigen Wagen aufbringen können, mit dem sie ihre Reise machten, die wegen der schweren Ladung nur langsam vor sich ging. Bis an die Weichsel waren sie gekommen, als sie in die Hände einer Französischen Streifpartie fielen, die sie aller ihrer Habseligkeiten beraubte, selbst ihre Taschen ausleerte, den Wagen mit fortnahm und sie in einen gänzlich hilflosen Zustand versetzte. Ich befand mich gerade zu der Zeit wegen eines Geschäfts an der Weichsel und war Zeuge von der Verzweiflung dieser Unglücklichen, deren Lage mein Mitleid erregte. Sie nahmen mein Anerbieten meine Einsamkeit mit mir zu theilen, so lange der Krieg wäh-

zet, bereitwillig an, und ich schätze mich glücklich diese Personen ihrer Verlegenheit entzogen zu haben, denn sie vergelten mir die gern erfüllte Pflicht der Menschenliebe durch einen angenehmen Umgang, da sie sämmtlich gebildet und reich an Erfahrungen sind.

4.

Der Baron machte nun die beiden Freunde mit den Einrichtungen des Schlosses bekannt, und dann führte er sie in den Umgebungen seines Wohnsitzes, in so weit diese zugänglich waren, umher, in der Absicht, sie in ihrem nunmehrigen Aufenthaltsorte ganz einheimisch zu machen. In dem Schlosse fanden sie Anlaß so wohl die schön erhaltene Alterthümlichkeit der Bauart und des Hausraths, als auch die sinnreichen, die größtmöglichste Bequemlichkeit bezweckenden Einrichtungen zu bewundern. Weit und hoch war die große Anzahl der Gemächer und Säle, die einen Raum für viele Familien darbot und doch dabei so wohnlich und so jedem möglichen Erforderniß der häuslichen Annehmlichkeit angepaßt, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig blieb. An Hausrath und allen Gattungen von Gebrauchstücken war eine übergroße Fülle vorhanden; auch an Luxussachen fehlte es nicht, deren Anzahl und Werth den

beiden Fremden den Reichthum ihres Gastfreundes bekundete. Die Umgebungen des Schlosses waren mit Kunst und Geschmack verschönert und vorzüglich hatte man bei den Anlagen darauf gesehen, die Beschränktheit des Raumes, die hier allerdings statt fand, so geschickt zu verbergen, daß sie nicht leicht bemerkbar wurde. Von einer breiten Terasse, die unmittelbar an das Schloß grenzte, stieg man zu einem im altfranzösischen Geschmack verzierten Garten hinab, dessen geradlinichte Blumenbeete und Buchenhecken in der Nähe des alten gothischen Gebäudes weniger kleinlich und gezwungen erschienen. Einige gutgearbeitete Bildsäulen verschönerten diesen Garten. Unmittelbar daran grenzte eine Englische Anlage, in welcher die Kunst sich so innig der Natur anschmiegte, so sehr mit ihr zu einem harmonischen Ganzen verschmolz, daß nur ein geübtes Kennerauge ihr zartes Walten zu entdecken vermochte. Der mäßige Platz war auf das einsichtsvollste benutzt, und grenzte an eine durch Gebüsche verdeckte Bergwand, die das enge Thal umschloß. Als man von dieser Beschäftigung zurückkehrte, wurden Braun und Romberg von dem Freiherrn der übrigen Gesellschaft vorgestellt, die erfreut war ihren Zirkel durch zwei Mitglieder vermehrt zu sehen, die

ihre Abendunterhaltungen mannigfaltiger zu machen versprachen, und alle äußerten den Wunsch den Zufall zu erfahren, der sie dem Baron zugeführt hatte. Dieser aber spannte die Neugierde seiner frühern Gäste bis zur Abendversammlung, und nachdem er sie alsdann befriedigt hatte, wurde zur Tagesordnung, das heißt, zur gewöhnlichen Unterhaltung geschritten. Die Reihe traf für diesen Abend den Baron, der heute ein seinen Gästen früher gemachtes Versprechen erfüllte, und seine Lebensgeschichte in folgender Darstellung zum Besten gab.

Erſter Abend.

II.

Geschichte des Baron von Schwanensee.

1.

Die Familie, deren letzter Zweig ich bin, gehört zu dem ältesten Deutschen Adel; denn schon im zwölften Jahrhundert findet man den Namen Schwanensee unter den Rittern genannt, die bei den Kaiserlichen Turnieren eine Lanze brachen. Mein Vater behauptete, daß nie ein Schwanensee sich mesalliiret habe; ist dieses der Fall, so mögen Sie selbst urtheilen, welch ein reines, altadliches Blut in meinen Adern rollt. Ob es übrigens in der langen Reihe von Jahrhunderten nie eine kleine Anfrischung aus dem Stalle oder der Livree erhalten hat, kann ich weder behaupten noch bestreiten.

Ich lese in ihren Blicken die Verwunderung, daß ich über den Stolz auf die adliche Abkunft spotte; der Verfolg meiner Geschichte wird mich darüber rechtfertigen; denn ich verlor durch den Ahnenstolz meiner Vorfahren einen großen Theil der Lebensfreuden, auf die ich so gerechte Ansprüche hatte.

Es war meine unglückliche Bestimmung, schon bei meinem ersten Erscheinen auf der Welt meinen Eltern ein großes Aergerniß zu geben; denn sie besaßen bereits vier Söhne und hatten fest darauf gerechnet eine Tochter zu erhalten, statt deren ich erschien. Es war in der That ein verdrießlicher Fall, daß mich die Natur nicht zum Mädchen geformt hatte, weil dadurch die Hoffnung meiner nicht mehr jungen Eltern scheiterte, ein ziemlich bedeutendes Vermächtniß, welches nur auf Frauenzimmer vererben konnte, in der Familie zu behalten. Aber wenn sie mich, der ich doch weder freiwillig erschienen war, noch etwas zur Bestimmung meines Geschlechts beigetragen hatte, darum, weil ich ein Knabe und kein Mädchen war, haßten, so war dieses gewiß höchst ungerecht. Ihr Widerwille gegen mich war grenzenlos, und kaum konnten sie sich entschließen mich in ihrer Nähe zu behalten: ich weiß daher nicht aus Erfahrung zu sagen, was Elternliebe heißt.

Dieſer unnatürliche Haß, der unter andern Umſtänden ein Unglück geweſen ſeyn würde, ſchlug für mich zum Glück aus; denn meine vier älteren Brüder wurden durch die Nachſicht der Eltern, die eine Folge ihrer Liebe war, verzogen, dagegen mir kein Fehler ungeſtraft hinging. Dieſes würde indeſſen bei mir wenig gefruchtet haben, da die Züchtigung nicht meine Vervollkommenung bezweckte, ſondern nur eine Folge ihrer Abneigung war, wenn nicht ein alter Oheim, empört über die Mißhandlungen die ich unverſchuldet erdulden mußte, mich ihnen zu entziehen zu ſich genommen hätte, und ihm verdanke ich meine Bildung. — Seine eingeſchränkten Vermogensumſtände erlaubten ihm nur einen geringen Aufwand für meine Erziehung zu machen, aber er unterrichtete mich ſelbſt in den Leibesübungen, die den Körper ſtärken und ausbilden, gewöhnte mich zur Mäßigkeit und Ordnungsliebe und lehrte mich durch Wort und Beiſpiel die Menſchen ohne Unterſchied des Standes als Brüder lieben, und Vorurtheile des Adels für das anſehen was ſie ſind. Ich wurde dadurch meinen ahnenſtolzen Eltern, die auf den Himmel Verzicht geleiſtet haben würden, wenn ſie geglaubt hatten, darin keinen höheren Rang einzunehmen wie die Bürgerlichen, um ſo unausſteh-

licher und war ein Fremdling im väterlichen Hause. Aber eine desto größere Anhänglichkeit bewies ich an meinen Oheim, der mich mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit liebte. Er war nicht vermögend genug mir einen Hofmeister zu halten und konnte auch meine Eltern nicht bewegen, das Nöthige an meine Erziehung zu wenden; er empfahl mich daher einem alten würdigen Pfarrer, seinem geprüften Freunde, zum Unterricht und dieser, dem meine Gelehrigkeit gefiel, beschäftigte sich mehr mit der Ausbildung meines Verstandes und Herzens, als es ein theuer bezahlter Erzieher gethan haben würde.

2.

So verflossen mir einige Jahre nicht ohne Nutzen, und ich wäre vielleicht unter der Anleitung des biedern Pastors ein wackerer Gelehrter geworden, wenn mein Schicksal mich nicht in eine andere Laufbahn geworfen hätte. Meine Eltern verloren nämlich kurz nach einander zwei ihrer Söhne und zwar auf folgende Weise.

Mein ältester Bruder, der Liebling der Mutter, und daher noch mehr verzogen, wie die andern Brüder, fand Gefallen an einer Bauerdirne, die eine Braut des Jägers war, und suchte sie zu seinem

Willen zu verführen. Das Mädchen aber blieb ihrem Bräutigam treu und entzog sich den Nachstellungen des Lüstlings, wo sie nur konnte. Dieser, dessen Begierde durch den unerwarteten Widerstand nur noch mehr entflammt wurde, beschloß das mit Gewalt zu nehmen, was er durch Geschenke und Schmeicheleien nicht hatte erhalten können. Er überfiel in dieser Absicht das Mädchen, als sie sich einst allein bei einer Feldarbeit befand, und war nahe daran seinen Zweck zu erreichen, als ein Schuß fiel, der ihm den Kopf zerschmetterte. Das plötzliche Verschwinden des Jägers ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß er diese Blutrache verübt hatte. Vergebens bot man alles auf um seiner habhaft zu werden; er entging der Verfolgung und meine Eltern, die an dem Mädchen eine unwürdige Rache nahmen, machten sich dadurch sowohl bei ihren Unterthanen, als bei dem benachbarten Adel verhaßt.

Der zweite Bruder wollte einen Bauern strafen, der es gewagt hatte, das Wild zu verscheuchen, welches ihm seine Saat verzehrte. Er wollte den armen Unterthanen mit einem Stocke schlagen; dieser floh in den Wald, und wie er ihm nachsetzte traf er auf eine Bache mit Jungen, die ihn wüthend anfiel, niederwarf und mit den Hauern tödtlich

verwundete. Vielleicht wäre er zu retten gewesen, wenn ihm die Bauern, die sich gerade im Walde befanden, hätten zu Hilfe kommen wollen; allein diese sahen des Junkers Unfall für eine gerechte Strafe des Himmels an, und als endlich ein Jäger hinzu eilte und mit Gefahr seines Lebens der Bache den Fang gab, da hatte der Unglückliche bereits geendet.

Beide Todesfälle ereigneten sich kurz nach einander; sie versetzten die Eltern in die tiefste Betrübniß und hatten einen wichtigen Einfluß auf mein Schicksal. Mein Oheim hielt es nämlich nun für seine Pflicht, sie auf ihre verkehrte Kinderzucht aufmerksam zu machen und stellte mich ihnen als das Beispiel eines wohlgezogenen Knaben vor: Doch dadurch schadete er mir; denn der Vater, den diese nur zu gerechten Vorwürfe erzürnten, wollte mich nun nicht länger bey meinem Oheim lassen und erwirkte mir deshalb eine Stelle im Kadettenhause in Kulm. Diese Härte meines Vaters, mich bei seinem großen Vermögen auf öffentliche Kosten erziehen lassen zu wollen, empörte mich um so mehr, da ich bemerkte, daß ich im Kadettenhause nichts wesentliches mehr lernen konnte, da ich sowohl in den körperlichen Geschicklichkeiten durch die

Anleitung meines Oheims, als in den Wissenschaften durch den Unterricht des braven Pfarrers weiter gekommen war, als die Zöglinge jener Lehranstalt. An Ordnung war ich überdem gewöhnt, daher konnte die militärische Pünktlichkeit, die in dem Kadettenhause herrschte, mir auch keinen Nutzen mehr gewähren. So war ich nach einem zweijährigen Aufenthalt daselbst auf dem Wege aus Mangel an geistiger Beschäftigung, und aus Bitterkeit über die Ungerechtigkeit meiner Eltern, ein Taugenichts zu werden, als ich abermals eine Aenderung meiner Lage erfuhr.

Mein dritter Bruder starb an den Folgen früher Ausschweifungen in einem Alter, wo man gewöhnlich sonst das Leben erst zu genießen anfängt. Er war neunzehn Jahr alt, da er, von einer unheilbaren Krankheit niedergeworfen, sein junges Leben endete, und meine Eltern in Verzweiflung über seinen Tod zurück ließ.

Es wird Sie wundern von so vielen Lasterhaften in einer Familie zu hören, aber bei einer Erziehung, wie sie meine Brüder genossen, war es nicht anders möglich, als daß sie mißrathen mußten. Es herrschte in dem Hause meiner Eltern ein großer Aufwand und eine Lebensweise, die man ge-

wöhnlich den feinen Ton nennt, und worin beinahe immer jedes rein menschliche Gefühl untergeht. Anstand wird für Sittlichkeit, geschmeidiges Betragen für Menschenliebe, Beobachtung der Regeln der guten Lebensart für Tugend genommen, und die Laster werden nur dann gemieden, wenn sie mit offenbarer Rohheit oder Lächerlichkeit verbunden sind. Das Haus meiner Eltern stand in dem Rufe das adelstolzeste im ganzen Lande zu seyn, und der Ruf log nicht. Meine Brüder, die stets auf die Vorzüge ihrer adeligen Geburt aufmerksam gemacht wurden, sahen daher die Unterthanen nicht für ihres Gleichen, sondern nur für Geschöpfe an, deren einziger Zweck es sey, ihnen zu dienen und ein Spiel ihrer Launen zu seyn. Menschenrechte und Menschenwerth lernten sie nie kennen; sie kannten nur Adelsrechte und den Werth eines tief in der Vorzeit wurzelnden Stammbaums. Ihren Leidenschaften, die sich bei weniger körperlichen und geistigen Thätigkeit und einer unbeschränkten Willensfreiheit riesengroß entwickelten, wurden durchaus keine andere Schranken gesetzt, als die ihnen die Unzulänglichkeit der physischen Kraft zog. Ihre Lehrer erhielten zwar eine fürstliche Bezahlung, waren aber nur angewiesen ihnen feine Manieren und die Künste, wodurch

man in der großen Welt sein Glück macht, beizubringen, ohne daß von einer Leitung zu einem tugendhaften Leben die Rede gewesen wäre, und das Strafamt wurde ihnen unter keinem Beding eingeräumt. Wie hätten meine Brüder unter diesen Umständen gute Menschen werden können?

3.

Mein Vater, der durch den Tod seines dritten Sohnes tief erschüttert worden war, und um die Fortdauer seines Hauses anfing besorgt zu werden, würdigte mich nun in so weit seiner Aufmerksamkeit, daß er mich aus dem Kadettenhause nahm und an einen deutschen Fürstenhof als Page unterbrachte. Tiefer hätte er mich nicht kränken können, als es hiedurch geschah. Einmal hatten mein Oheim und der Pfarrer in mir eine heiße Liebe für mein Vaterland entflammt, daher war es mir höchst zuwider einem fremden Hofe dienen zu sollen; denn aber verabscheuete ich auch den Pagendienst, den ich mit der Würde eines selbstständigen Menschen für unverträglich ansah. Leider hatte ich aber keine Wahl, ich mußte mich in mein Schicksal fügen und die schlüpfrige Bahn betreten, auf der die bessere Menschheit in der Regel in dem Sturm niedriger Leidenschaften untergeht.

Die Ursache warum die Höfe beinahe ohne Ausnahme der Tummelplatz der schmutzigsten Laster, der denkbarsten Verworfenheit sind, liegt meiner Meinung nach in der Erziehung und Behandlung der Pagen, die ganz dazu geeignet ist, Bösewichter erster Größe zu bilden; und sie sind es ja, die in ihrem reiferen Alter beinahe alle Hofstellen bekleiden. Welche grenzenlose Schlechtheit unter den Pagen herrscht, davon können Sie sich, im Fall Sie nicht Gelegenheit hatten sie in der Nähe mit anzusehen, schlechterdings keine Vorstellung machen; denn man muß in dieser Lasterschule selbst gewesen sein, um die darin herrschende bodenlose Verderbtheit als möglich glauben zu können.

Was ist aber der Grund von der schlechten Erziehung und von der so großen Sittenverderbniß der Pagen? fragte Sir Nommen der Engländer.

Ich will Ihnen darüber Auskunft geben, antwortete der Baron. Die Pagen sind Söhne begüterter Adlichen, die in der Absicht an die Höfe gegeben werden, um daselbst eine glänzende Laufbahn zu machen. Die Erziehung der adlichen Kinder taugt, wie ich schon früher andeutete, in der Regel nichts, weil man beinahe nie Menschen, sondern nur Adliche aus ihnen erziehet; das heißt Personen,

deren hauptsächlichste Kunst darin besteht, auf den Schultern Anderer zu stehen, und die Kräfte Anderer für ihre Zwecke zu benutzen. Auch die besseren meines Standes gehen selten von dieser verderblichen Methode ab. Erwägen Sie selbst, der Junge von fünf, sechs Jahren hat, wenn es die Mittel seiner Eltern erlauben, schon einen eigenen Bedienten, der ihn „gnädiger Junker" nennt, und seinen Winken unbedingt Folge leisten muß. Dieses wäre allein hinreichend ein junges Herz zu verderben; denn ein Knabe, der gut erzogen werden soll, muß nie einem älteren Menschen, muß überhaupt nie befehlen dürfen, weil das Vorrecht des Befehlens billig nur mit einer größeren Einsicht als der Folgeleistende besitzet, verbunden werden darf. Nach jener verkehrten Weise aber hängt der erwachsene Mensch von den Launen eines Kindes ab, das ihn mißhandeln und ihm das Leben so sauer machen kann, als es will. Die Folge davon ist, daß der Bediente, um sich seine Lage zu erleichtern, den Launen und Begierden seines jungen gnädigen Herren so viel als möglich schmeichelt und frohnet und diesem nicht nur einen unerträglichen Eigendünkel beibringt, sondern ihn auch mit allen möglichen Untugenden bekannt macht, um vermittelst derselben

ihm lieb und unentbehrlich zu werden. Einen nicht weniger schädlichen Einfluß auf die jungen Gemüther hat das Beyspiel, das sie täglich in ihrer Eltern Hause sehen. Eine Menge Menschen müssen Frohndienste leisten, Abgaben erlegen und ihre Kräfte bis zum Uebermaaß anstrengen, damit eine Familie, zu der die gnädigen Junker gehören, im Ueberflusse leben kann. Nur von Vorrechten ist überall die Rede. In den Gerichtstagen werden Menschen gestraft, die sich nichts haben zu Schulden kommen lassen, als was dem gnädigen Herren erlaubt ist, dessen Beamter als Richter höchst partheiische Urtheile fället. Gestehen Sie, so etwas muß nachtheilig auf die adlichen Kinder wirken, die dadurch an Ungerechtigkeiten gewöhnt werden und denen dadurch ein verderblicher Kastengeist eingeimpft wird. Nehmen Sie nun noch dazu das Beispiel der vornehmen Tagedieberei, so werden Sie begreiflich finden, wie höchst selten, auch bei den glücklichsten Anlagen, aus den adlichen Sohnen etwas werden kann.

Ist aber die Erziehung der Adlichen im Allgemeinen, wie ich eben bewiesen habe, schon tadelnswerth, so ist es diejenige in einem vorzüglichen Grade, welche bei Knaben angewandt wird, die zu Hofämtern bestimmt sind. Weil es bei Hofe weni-

ger auf Kenntniſſe als auf einnehmende Manieren ankommt, wenn man daſelbſt ſein Glück machen will, ſo beſchränkt ſich das Bildungsgeſchäft bei den jungen Adlichen hauptſächlich auf körperliche Geſchicklichkeiten und auf die groſſe Kunſt des Umganges in der Hofwelt, die man ſelten anders als auf Koſten der Sittlichkeit und Tugend erlernet. Verſtellung, Falſchheit, Hinterliſt und alle dergleichen das Sittlichkeits-Gefühl vergiftende Eigenſchaften ſind unentbehrlich, um an den Höfen Glück zu machen, und die verblendeten Eltern ſind unabläßig bemüht, ihren Kindern jene ſchändlichen Künſte beizubringen.

So ausgerüſtet kommen die Jünglinge an den Hof und unter Aufſicht des Gouverneurs und Pagenhofmeiſters. Dieſe ſind in der Regel keine unrechten Leute, aber theils haben ſie weder Gewalt noch Gelegenheit genug, um auf die verwahrloſten Herzen ihrer Zöglinge zu wirken, theils müſſen ſie die Kinder einflußreicher Familien, die außerdem noch oft der Gunſt hoher Perſonen ſich erfreuen, ſchonen, wenn ſie ſich nicht in die unangenehmſten Verhältniſſe verwickelt, oder wohl gar um ihre Aemter gebracht ſehen wollen. Denken Sie ſich alſo eine Anzahl junger, von Grunde aus verderbter Menſchen, die in der Kunſt ſich zu verſtellen ſyſtema-

tisch unterrichtet werden sind, deren ganzer Zweck es ist, sich durch Schmeichelei und Kriecherei zu Ansehen und Einkünften empor zu schwingen; diese im beständigen Umgange mit einander, mit allem Feuer der Jugend, mit Leidenschaften, die durch keine Grundsätze und überhaupt durch nichts gezügelt werden, als durch den Anstand, und in der Regel hinreichend mit Geld versehen, um allen ihren Lüsten fröhnen zu können: muß da nicht die Saat des Bösen üppig wuchern und emporwachsen?

In eine solche Pflanzschule des Lasters kam auch ich und hatte dieses einer Art von erwachender Liebe meiner Eltern zu verdanken, deren Haß mir stets vortheilhafter war als ihre Liebe. Die guten Grundsätze, die mir von meinen früheren Erziehern waren beigebracht worden, hatten fest genug gewurzelt, um mich gegen gewöhnliche Verführungen zu sichern, und mein Abscheu gegen die grenzenlose Unsittlichkeit meiner Kameraden bewahrte mich vor jeder Theilnahme daran; aber ein anderer gefährlicher Feind drohete mir; doch sonderbar rettete das, was mich in Gefahr brachte, mich auch aus derselben.

Die Natur hatte mich, nämlich mit einer vortheilhaften Gestalt beschenkt, und die unverdorbene

Jugend gab meinem Körper eine Frische und Fülle, die gar sehr gegen die welken verblühenden Gestalten meiner Kameraden, die ihre Gesundheit durch mancherlei Ausschweifungen zerstörten, abstach. Mehrere wichtige Männer vom Hofe bewiesen mir ein Wohlwollen und eine Zutraulichkeit, worauf ich, meinem Alter und meinen Verhältnissen nach, keinen Anspruch machen konnte, und wovon der Grund mir unerklärlich war. So wenig ich mich auch in den Hofton finden konnte, und so viele Verstöße ich auch gegen die Etiquette beging, so fand ich doch allenthalben Entschuldigung und Verzeihung, welches ich augenscheinlich der Gunst jener einflußreichen Männer verdankte. Mir fiel dieses weiter nicht auf, obgleich ich es einigermaßen sonderbar fand, daß Personen von reifem Alter sich um die Gesellschaft eines kaum noch angehenden Jünglinges bewarben und mich mit einer Auszeichnung beehrten, die mich zuweilen in Verlegenheit setzte.

Ich wurde zu dieser Zeit einer Hofdame, die in großem Ansehen stand, zur Bedienung beigegeben, und ich gestehe, ich übernahm mit Vergnügen diese Pflicht; denn die Gräfin Sangerhausen, so hieß sie, war höchst liebenswürdig, und ohne daß gerade ihre Reize meine Sinnlichkeit aufgeregt hätten,

war ich doch recht gern in ihrer Nähe. Auch meine Person machte Eindruck auf die Dame, und bald entspann sich eine Neigung zwischen uns, die uns unglücklich zu machen drohte, da nach unsern beiderseitigen Verhältnissen an eine Vereinigung für die Dauer nicht zu denken war.

Unsere Neigung nahm täglich zu; schon wurde sie von mehreren geahnet und wir waren nahe daran ihr Opfer zu werden. Da ermannte sich die Dame, veranlaßte eine Erklärung zwischen uns, bekannte, frei von aller kleinlichen Ziererei, daß ich ihr unendlich theuer sey, gab mir aber die Unmöglichkeit einer Verbindung bei der Verschiedenheit unseres Alters, — sie war fünf Jahr älter als ich — und bei den bestehenden Verhältnissen zu bedenken, und bat mich deshalb jeden Gedanken an sie aufzugeben, mir aber ihre Freundschaft durch ein streng sittliches Betragen zu erhalten. Nachdem ich das Gelübde, stets gut zu bleiben, in ihre Hand abgelegt hatte, forderte sie mich auf, so schnell als möglich den Hof zu verlassen, da mir von den vorerwähnten angesehnen Hofherrn unter der Maske der Freundschaft Gefahren drohten. Mein Nachdenken brachte mich jetzt auf die Spur, was es damit für eine Bewandtniß habe und ich beschloß ihren Rath zu be-

folgen; nur war ich wegen der Weise, auf welche ich es ausführen sollte, in Verlegenheit. Denn daß ich von meinen Eltern nie die Erlaubniß dazu erhalten würde, war leider nur zu gewiß; und wo sollte ich hin?

Meine Geliebte schaffte Rath. Sie gab mir eine gefüllte Börse und ein Empfehlungsschreiben an ihren Oheim, der General in Preußischen Diensten war, wußte mir einen Auftrag zu verschaffen, der mir den Vorwand lieh, mich ungehindert vom Hofe zu entfernen, und so unterstützt führte ich denn meinen Vorsatz aus. Mit einem Kusse nahm ich von diesem edelmüthigen Mädchen Abschied; nie habe ich die Herrliche wieder gesehen! Es hat den wichtigsten Einfluß auf mein Leben gehabt, daß das erste Frauenzimmer, mit dem ich in Berührung kam, tugendhaft war; wäre sie es nicht gewesen, so würde ich vielleicht frühe verführt und ein unheilbarer Wüstling geworden seyn; denn meine Grundsätze lagen stets mit meinem äußerst lebhaften und reizbaren Temperamente im Streit. Aber das Bild jener engelreinen Freundin hatte sich meinem Gemüthe fest eingeprägt; das Andenken an sie begleitete mich überall und hielt mich von so manchen Verirrungen zurück.

4.

Der General nahm mich wohlwollend auf und stellte mich bei seinem Regimente an. Ich suchte mir durch Ordnung und Pünktlichkeit im Dienst seinen und der andern Oberofficiere Beifall zu erwerben, und da ich mich von der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten mit meinem Betragen überzeugt hatte, schrieb ich an meinen Vater und meldete ihm die getroffene Veränderung. Auch der General schrieb an ihn, um seinen muthmaßlichen Zorn über den eigenmächtigen Schritt, den ich gethan hatte, zu besänftigen. Die Antwort des Vaters an mich war kalt höflich, und enthielt die Aeußerung: ich werde, da ich es für unnöthig gehalten hätte, seine Einwilligung zu einer Maaßregel, die so ganz seinem Plane entgegen sey, zu erbitten, es nicht unbillig finden, wenn er mir die Sorge für meinen Unterhalt gänzlich selbst überlasse, da ich mir schon allein werde zu helfen wissen. Dieser neue Zug von Härte emporte mich so sehr, daß ich einen Schwur that, auch bei den drückendsten Verhältnissen, meinen Vater nie mehr um eine Unterstützung anzusprechen; es setzte sich eine Säure in meinem Gemüthe fest, die in Menschenhaß ausgeartet seyn würde, wenn mich die Freundschaft des würdigen Generals nicht

getröstet und mein Selbstgefühl mich nicht aufrecht erhalten hätte. Um mein Gefühl würdigen zu können, müssen Sie wissen, daß mein Vater ein reines Einkommen von wenigstens achtzehn tausend Thaler besaß, und daß ich Officier in einem Kavalerie-Regiment in der Hauptstadt war, wo es auch bei der strengsten Sparsamkeit durchaus unmöglich ist, mit der Besoldung auszukommen. Der General, nicht weniger entrüstet wie ich, über meines Vaters Grausamkeit, billigte meinen Vorsatz, ihn nie mehr um eine Beihilfe zu bitten und sorgte so großmüthig für meine Bedürfnisse, daß ich nicht nöthig hatte Schulden zu machen; ich aber vergalt seine Güte durch treue Anhänglichkeit und strenge Erfüllung meiner Pflicht.

Mein Leben in Königsberg verfloß mir eben nicht unangenehm. Ich hatte Zutritt in den ersten Häusern, nahm Theil an allen Lustbarkeiten, die damals bei dem hohen Wohlstande der Stadt, und bei dem Aufenthalte vieler vornehmen Fremden, äußerst glänzend waren, und nachdem ich den Schmerz über meine hoffnungslose Liebe und über den Haß meines Vaters besiegt hatte, war ich recht glücklich.

Unter den vornehmen Fremden, die damals

Königsberg zum Wohnsitze gewählet hatten, befand sich auch ein Prinz aus einem der erlauchtesten Deutschen Fürstenstämmen und selbst mit mehreren Königlichen Häusern verwandt. Er machte einen ungeheuern Aufwand und alles, was in K* zu den ersten Ständen gehörte, drängte sich um ihn, da es für eine nicht geringe Auszeichnung galt, in seinem Hause Zutritt zu haben, und an seinen prächtigen Festen Antheil nehmen zu dürfen. Dieser Prinz war ein zweiter Alkibiades; man konnte ihn wie einst jenen einen Inbegriff aller Tugenden und Laster nennen, und man wurde zweifelhaft, ob man ihn mehr wegen der ersten lieben, oder um der letzteren willen hassen sollte, denn in beiden trieb er es bis zum äußersten. Ich machte im Hause des Generals seine Bekanntschaft und er zog mich in seine Gesellschaft, da ihm meine Persönlichkeit gefiel. Der General schien meinen Umgang mit dem Prinzen gern zu sehen, und rieth mir an ihn nicht zu vernachläßigen. Doch es hätte dieser Ermahnung nicht bedurft, da der Prinz ein so fein gebildeter, geistreicher Mann war, daß man sich in seiner Gesellschaft nicht anders als wohl befinden konnte, und bei seiner Liebenswürdigkeit gern seine Fehler vergaß. Er verhehlte seine Schwachheiten nicht und erklärte

öfters, daß er bei seinen Verhältnissen den sinnlichen Genuß für den Zweck seines Daseyns halte. Doch wußte er seinen Genüssen das Gemeine und Rohe zu nehmen, und ihnen stets irgend etwas Geistiges beizumischen, so daß sie deshalb weniger sträflich schienen. Dieses war aber gerade das Gefährliche bei der Sache: denn dadurch bestach er die Meinung und verführte Viele, die seinen Lockungen nie Gehör gegeben haben würden, wenn er sich ihnen unverschleiert gezeigt hätte. Seine Gesellschafter, die in der Regel auch die Theilnehmer seiner lockern Freuden waren, mußten alle geistvolle, witzige, unterrichtete Personen seyn; auf Stand und Grundsätze kam es dabei nicht an.

In seinen engern Zirkeln wurde über gelehrte Sachen und über Gegenstände aus den schönen Wissenschaften, wovon er ein feiner Kenner war, verhandelt; man dichtete, trieb Musik, beurtheilte Kunstwerke und überließ sich ganz der geistigen Unterhaltung, und gleichsam nur zur Erholung ging man zu den sinnlichen Genüssen über. Er liebte den Wein und hielt in einer reizenden, nahe bei der Stadt gelegenen Villa oft Trinkgelage; doch wurde nie auf gut altdeutsche Weise gezecht, sondern nach Griechischer Art, mit gesalbtem und bekränztem Haar,

aus mit Blumen umwundenen Bechern, auf Polstern liegend und muntere Skolien singend, getrunken. Dem zweiten Geschlecht huldigte er bis zum Uebermaaß, und war dabei äußerst unbeständig in seiner Neigung; aber er wußte seinen Genuß auf die sinnreichste Art zu vermannigfaltigen und zu erhöhen. Tanz und Gesang waren die Vorbereitungen dazu; ein Bachanal wurde gefeiert; in idealen nur halb verhüllenden Gewändern erschienen die Wonnegeberinnen dabei; seine vertrauten Freunde waren Theilnehmer des Festes; muntere Wipspiele wurden durchgeführt und alles aufgeboten, was die fröhlichste Stimmung in der Gesellschaft hervorbringen konnte; und wenn alles um ihn von Freude aufgelöset war, wenn jeder Nerv vor Begierde bebte, dann trank er den Becher der Lust in langen Zügen bis zur Erschöpfung.

Da der Sinnengenuß das Ziel seines Lebens war, und allein seine Glückseligkeit ausmachte; so wünschte er, daß seine Freunde sich zu gleichen Grundsätzen bekennen möchten; fand er aber einen, der sich dazu nicht verstehen wollte, so suchte er dessen Leidenschaften in Aufruhr zu bringen und sein Sittlichkeitsgefühl zu betäuben. Dabei ging er so fein zu Werke, daß ihm seine Absicht selten fehl schlug.

Es ist dieses in der Regel die Art und Weise der Wüstlinge. Sie können keinen sittlich guten Menschen in ihrer Nähe unangefochten lassen, weil er ihnen ein stummer Vorwurf ist; er stehet höher als sie, und daher trachten sie ihn in ihre Tiefe herab zu ziehen. Auch mit mir hatte der Prinz eine solche Absicht, und es gelang ihm, mich in meinen Grundsätzen wankend zu machen. Denn meine rasche Jugend sagte seine muntere Lebenslust zu, und da er mich nach und nach an seine Freuden gewöhnte, so verlor sich bei mir der Abscheu davor. Vorzüglich gefährlich wurde er mir dadurch, daß er meine Vorsicht einschläferte, da er mich nicht im mindesten zu irgend einer Ausschweifung beredete, sondern mich bloß dem Eindruck überließ, den sein Beispiel auf mich machen mußte.

5.

Eine Festlichkeit, die ich bei dem Prinzen beiwohnen mußte, beschleunigte meinen Fall. Zum Behuf seiner geheimen Vergnügungen besaß der Prinz in einem entlegenen Theile der Stadt ein Haus, welches mit der üppigsten Pracht ausgeschmücket war. Der feinste Geschmak war aufgeboten, um dieses Lokale zu einen Feensitz zum bilden, und

man glaubte in einem Zauberpallast sich zu befinden, wenn man es betrat. Nur die in die Lebensweise des Prinzen gänzlich Eingeweihten hatten in diesem Tempel der Paphischen Göttin Zutritt. Hieher wurde so manches leichtsinnige Mädchen oder Weib gelockt, und um ihre Sittlichkeit gebracht; doch wurde alles so geheim gehalten, daß selbst die sonst so wachsame Polizey nicht die leiseste Ahnung von dem hatte, was daselbst vorging.

Unter dem Vorwande seinen Namenstag zu feiern, führte mich der Prinz dahin. Das Fest bestand in einer Maskerade, zu der aber nur die vertrautesten Freunde des Prinzen eingeladen waren, und solche Frauenzimmer, die entweder diese Genüsse schon kannten, oder die man dazu bestimmt hatte, die große Zahl der Freudengeberinnen des Prinzen und seiner Lieblinge zu vermehren. Hier war man weniger zart im Genusse und überließ sich ohne alle Zurückhaltung der größten faunischen Lust. Es war verabredet, daß jeder in einer Charaktermaske erscheinen und sich seiner Rolle gemäß benehmen mußte, und es versteht sich, daß jeder eine solche Maske wählte, die Gelegenheit zu witzigen Anspielungen darbot, und zugleich auf die Freuden, die man hier genoß, hindeutete. Die Frauenzim-

mer hatten beinahe alle Göttinnen-Rollen übernommen, da die malerischen Griechischen Gewänder ihnen Gelegenheit darboten ihre Reize in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Eine liebliche Flötenmusik säuselte aus einer verborgenen Musikhalle empor, Lampen mit wohlriechendem Oele gefüllt und mit röthlichem Flore verhängt, verbreiteten einen magischen Rosenschimmer durch die im edelsten Geschmack verzierten Säle, die feinsten Wohlgerüche dufteten durch die Gemächer, längs den Wänden schwellten sich elastische Polster, die feurigsten Weine, die leckerhaftesten Erfrischungen wurden von bildschönen Knaben herumgereicht; mit einem Wort, es war mit der raffinirtesten Ueberlegung alles angewandt, was die Sinnlichkeit entflammen konnte, und wer nicht alle Menschlichkeit abgelegt hatte, der mußte entweder diesen gefährlichen Ort fliehen, oder der gereizten Begierde unterliegen. Mir hatte der Prinz die Rolle des Paris aufgedrungen und es veranstaltet, daß mir von der Venus eine Helena zugeführt wurde. Das Frauenzimmer, die auf diese Weise meine Gesellschafterin ward, besaß eine Fülle von Reizen, die auch den Kaltblütigsten eingenommen haben würden, und machte sich durch einen glänzenden Witz höchst angenehm. Der Wein, der

Tanz, die Wohlgerüche, die wohllüstigen Formen betäubten meine Sinne, die Lampen waren in den Nebenzimmern erloschen, und ich vergaß was ich der Gräfin Sangerhausen gelobt hatte.

So geheim aber der Prinz auch diese Feste feierte, so war doch endlich ein Gerücht davon ins Publikum gekommen, da mehrere Ehefrauen aus den ersten Ständen Theilnehmerinnen dieser unsittlichen Freuden waren, und man diesen nachgespüret hatte. Untern andern besuchte auch die reizende Frau eines angesehenen Kaufmanns diesen geheimen Venustempel, und ihr Gatte brachte dieses in Erfahrung. Er machte Bekanntschaft mit einem von des Prinzen Vertrauten, der öfters in Geldverlegenheiten war, und dem er mit einigen Vorschüssen aushalf, überredete diesen ihm seine Maske zu leihen, und verschaffte sich auf diese Weise Zutritt bei dem Feste. Er fand, wie er vermuthet hatte, seine Frau daselbst, spielte seine Rolle so meisterhaft, daß er unerkannt ihr Gesellschafter wurde und führte seine angenommenen Charakter bis zum höchsten Genusse durch. Ihm war es aber nicht allein um Ueberzeugung zu thun, sondern er wollte auch Rache an dem Prinzen nehmen und dazu war ihm ein unumstößlicher Beweis nothwendig. Um diesen

zu erhalten bediente er sich folgender Maaßregel. Er hatte sich mit einer Schere versehen, und in dem Augenblick der gänzlichen Hingebung seines lasterhaften Weibes, schnitt er ihr unmerklich ein Stück aus dem Hemde und nahm es zu sich. Er verließ, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, sogleich diesen Tempel unreiner Freuden, erwartete die Nachhausekunft seiner Frau und überraschte sie durch den Beweis ihrer Untreue. Sie konnte nicht leugnen, und er sicherte ihr Verzeihung zu, wenn sie durch ein offnes Geständniß alle Theilhaber jener Vergnügungen angeben wollte. Ihr blieb keine Wahl und es wurden mehrere Ehefrauen vornehmer Männer als Besucherinnen jener Lasterhöhle bekannt. Er lud nun die betrogenen Ehemänner zu sich, entdeckte ihnen was er erfahren hatte, und kam mit ihnen überein, an den König zu schreiben und um Genugthuung zu bitten. Der große Friedrich verstand in solchen Fällen keinen Scherz; die Sittlichkeit seiner Unterthanen war ihm nicht gleichgiltig, er befahl daher durch eine Kabinetsordre dem Prinzen, binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt und innerhalb acht Tagen seine Staaten zu verlassen.

Auf diese Weise wurde ich von einem Freunde

befreiet, der bei längerem Umgange meine Sittlichkeit von Grund aus verderbt haben würde; denn aufrichtig gestanden, ich fand bereits nicht wenig Geschmack, an der üppigen Lebensart des Prinzen und fühlte keine sonderliche Reue über den Verlust meiner Unschuld. Die Bestrafung des Prinzen öffnete mir die Augen. Ich sahe ein wie gefährlich solche Menschen sind, die unter der Maske des feinen Geschmacks und einer vorurtheilsfreien Lebensansicht der Sinnlichkeit frohnen, und das Laster mit den Blumen der Künste und Wissenschaften zu schmücken wissen, und ich beschloß künftig vorsichtiger zu seyn. Auf meinen geselligen Umgang äußerte übrigens der Vorfall mit meinem Fürstlichen Freunde anfangs einen nachtheiligen Einfluß, da es bekannt geworden war, daß ich an den geheimen Vergnügungen des Prinzen Theil genommen hatte, und mehrere angesehene Familien mich aus dem Grunde als einen erklärten Wüstling von sich entfernt hielten. Indessen verlor sich mit der Zeit der üble Ruf, und die fortdauernde Freundschaft des Generals erwarb mir bald wieder die Achtung, die ich früher genossen hatte.

6.

Mein Vater ließ, da er meinen Umgang mit

dem Prinzen erfuhr, bloß dieses Verhältnisses wegen, das mich in den Augen anderer Menschen herabsetzte, eine Neigung zur Annäherung merken, da ihm die vornehme Freundschaft seines Sohnes schmeichelte. Aber ich verschmähete es seinem erwachenden Vatergefühl auf irgend eine Weise entgegen zu kommen, weil der Grund davon eine sträfliche Eitelkeit war. Er bot mir jetzt einen ansehnlichen jährlichen Zuschuß an, indessen ich schlug ihn aus, da ich durch eine Erbschaft von meinem edeln alten Oheim in den Stand gesetzt war, dem General die mir gemachten Vorschüsse zu erstatten und meine Bedürfnisse zu bestreiten. Er machte mir nun den Antrag, mir ein Jahrgeld von dreitausend Thalern auszusetzen, wenn ich den Abschied nehmen und an irgend einem Hofe leben wollte. Aber auch dieses Anerbieten lehnte ich ab, woran freilich eine aufkeimende Neigung eben so viel Schuld haben mochte, als mein Abscheu gegen das Hofleben.

Ich liebte, und der Gegenstand meiner Liebe befand sich in der Hauptstadt. Es war die Tochter eines Esquadronschefs; ein Mädchen, die alle Vorzüge zu besitzen schien, um den Mann ihrer Liebe zu einem Gott zu machen. Wie die Sonne unter den übrigen Gestirnen, so strahlte sie unter den

andern Jungfrauen durch die Fülle ihrer Reize hervor. Eine Juno an Gestalt, eine Venus an Liebreiz, wurden diese Vorzüge doch durch einen feinen Verstand und durch die freie Selbstständigkeit ihres Geistes überglänzt. Koketterie und weibliche Ziererei waren ihr unbekannte Dinge; wo sie auftrat bezauberte sie, und auch der kälteste Mann wurde von ihrem Anblick erwärmt. Hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit bewarb ich mich um ihre Gunst, und hatte die Wonne meine Neigung erwidert zu sehen. Meine Kameraden beneideten mir mein Glück, besonders weil ich die Hoffnung hatte meine Geliebte in Kurzem zu besitzen, da ihr Vater deutlich hatte merken lassen, daß er einer nähern Verbindung mit mir kein Hindernis in den Weg legen werde. Schon wurde ich von ihm als ein Kind des Hauses angesehen, schon hatte ich das Recht zu jeder Tageszeit bei meiner Geliebten zu erscheinen, und bereits nannte man mich den künftigen Gemahl des holden Fräuleins.

Einst ging ich, um ein Stündchen bei meiner Braut zuzubringen, durch den Garten ihres Vaters, zu welchem ich den Schlüssel hatte. Es war in der Abenddämmerung zu einer Zeit, wo ich sonst gewöhnlich im Schauspiel war, das aber gerade an dem

Abende eines Auflaufs wegen mit dem ersten Akte geschlossen wurde. Ein Flüstern in einer Laube erregte meine Aufmerksamkeit; ich ging darauf zu und fand die Dame meines Herzens in den Armen eines Bedienten. Meine Wuth bei dieser Entdeckung kannte keine Grenzen; ich hätte die Scheußliche ermorden können und noch jetzt weiß ich weder was mich abgehalten hat es zu thun, noch was ich in den ersten Stunden nach jener Ueberraschung begonnen habe. Ich hatte sie so treu, so herzlich, so aus dem Grunde meiner Seele geliebt; mein ganzes Wesen war auf das innigste mit dieser Liebe verwebt, und nun sahe ich den Gegenstand meiner Zärtlichkeit, in welchem ich mir das höchste Ideal weiblicher Tugend gedacht hatte, in ein gemeines, niedrig wohllüstiges Weib verwandelt. Ich hätte wahnwitzig werden können. Ein dumpfer Trübsinn bemächtigte sich meiner, als der erste Sturm der Wuth vorüber war; ich haßte mich selbst und die ganze Menschheit, und würde ohne Theilnahme eine Welt in Trümmern haben fallen sehen. Um mir selbst und dem unaussprechlich bittern Gefühl des Verlustes zu entfliehen, stürzte ich mich in einen Strudel rauschender Freuden; keine Lustbarkeit war mir zu wild, kein Genuß zu sinnlich; ich entäußerte mich aller meiner

Grundsätze, und suchte durch einen ununterbrochnen Sinnenrausch das Andenken an ein erträumtes Glück zu vertilgen.

Dem General blieb meine Aenderung nicht unbemerkt, auch war er scharfsinnig genug, die Ursache davon zu errathen; aber auch zu klug, um dabei durch Vorwürfe oder Ermahnungen etwas bessern zu wollen; denn seine Menschenkenntniß lehrte es ihn, daß unter solchen Umständen die Stimme der Klugheit kein Gehör findet. Er schlug also einen andern Weg ein. Ganz unvermuthet erhielt ich einen Befehl mich binnen acht Tagen marschfertig zu machen, und nach der Ukraine abzureisen, um dort den Ankauf der Ersatzpferde für das Regiment zu besorgen.

Da ich nicht aus wirklicher Neigung, sondern nur um meinen Gram zu betäuben, liederlich geworden war, so kostete es mir keine Ueberwindung den Tummelplatz meiner Ausschweifungen zu verlassen, und es war mir sehr lieb, eine ziemlich weite Reise unternehmen zu können; denn ich erhielt dadurch Zerstreuung, und das war es ja, was ich wollte. Man erlaubte mir die zu meiner Begleitung und zum Transport der Pferde nöthigen Leute selbst auszuwählen; doch da der General fürchten mochte,

ich würde mir bei meiner Gemüthsstimmung Unbesonnenheiten oder Nachläßigkeiten zu Schulden kommen lassen, so gab er mir einen braven Wachtmeister mit, der diese Reise schon mehrmals gemacht hatte und außerdem viele Erfahrung und Umsicht besaß.

Ich könnte Sie von dem, was ich auf dieser Reise merkwürdiges sah, und von den darauf erlebten Begebenheiten mehrere Abende hindurch unterhalten; denn das Land, welches ich in einer Länge von beinahe zweihundert Meilen durchzog, ist fast noch gänzlich unbekannt, und auch die Ukraine hat, so wohl in Hinsicht ihrer Bewohner, als auch des Oertlichen, gar viele Eigenthümlichkeiten, die einer Erwähnung wohl werth sind. Doch verspaare ich meine Reisebemerkungen für eine andere Zeit, und beschränke mich nur auf eine Begebenheit, die zu seltsam ist als daß ich sie übergehen könnte.

7.

Ich hatte mit meinem Kommando bereits den grösten Theil des Hinweges zurückgelegt, und hoffte in ein paar Tagen am Ziele meiner Reise zu seyn, als mein Wachtmeister mich überreden wollte in einer Herberge, wo wir des Nachmittags eintrafen,

über Nacht zu bleiben, weil wir, seiner Aeußerung nach, schwerlich ein anderes Wirthshaus erreichen würden. Da die Herberge höchst elend war, und ich nicht ohne Noth eine Verzögerung der Reise veranlassen wollte, so wies ich seinen Vorschlag von der Hand und versicherte, im schlimmsten Falle lieber unter freiem Himmel nächtigen zu wollen, was bei dem milden Sommerwetter gerade keine große Unbequemlichkeit war. Mein Wachtmeister wurde dringender, selbst wirklich ängstlich, und ich mußte ihn an die Subordination erinnern, um ihn zum Schweigen zu bringen. Mit dem hereinbrechenden Abende bezog sich der Himmel, der so lange heiter gewesen war, rothe Blitze fuhren aus den dunkeln Wolken, ein dumpfer Donner rollte grausenhaft durch die schauerliche Stille hin, die durch Flur und Wald herrschte, und ein furchtbares Wetter war im Anzuge. Noch war keine Wohnung zu sehen, und meine Leute riethen mir, im Walde das Gewitter abzuwarten. Doch dazu hatte ich keine Lust, sondern beschloß so lange meine Reise fortzusetzen, als die Dunkelheit noch den Weg erkennen ließ.

Bald hatte ich den Gipfel eines Berges erreicht, auf dessen anderer Seite ich ein prächtiges Schloß

gewahr wurde. Meine Freude, ein so gutes Unterkommen für diese Nacht so nahe zu erblicken, war nicht geringe; zu meiner Verwunderung schien es aber dem Wachtmeister höchst unlieb zu seyn, daß wir ein Obdach erreichten, und hätte ich ihn nicht als einen durchaus redlichen Mann gekannt, so würde sein Benehmen Verdacht bei mir erregt haben.

Sobald wir uns dem Schlosse genähert hatten, schickte ich einen Soldaten voraus, und ließ um Aufnahme für mich und mein Kommando bitten. Der Bursche kam in Begleitung eines reich gekleideten Bedienten zurück, der mich auf eine feierliche Weise einlud, und von dem ich erfuhr, daß der Besitzer des Schlosses der Fürst * wäre. Ich wurde an der Thüre von einem Hausmarschall empfangen, der mich durch viele prächtige Gemächer in ein Zimmer führte, welches er mir als das für mich bestimmte anwies, und zugleich äußerte, ich möchte es ihm wissen lassen, wenn ich mich dem Fürsten vorzustellen wünschte. Ich verstand den Wink, der es besagte, daß ich meine Reisekleider mit andern verwechseln möchte, und befolgte ihn. Als ich mit meinem Anzuge fertig war, ließ ich den Marschall bitten, mich vorzustellen, und er führete mich zum Fürsten.

Ich fand ihn in einem prunkvollen, hellerleuch-

teten Saale, und wurde von der Pracht seiner Umgebungen geblendet. Er saß auf einem Divan, unter einem Baldachin von Silberstoff, und um ihn standen mehrere glänzend gekleidete Personen, in ehrerbietiger Stellung. Er selbst war eine hohe, edle Gestalt, schon dem Greisenalter nahe; aus seinen Augen strahlte ein dunkles Feuer, und sein Anstand war der eines Königes, im Bewußtseyn seiner Würde. Er war schwarz gekleidet, und auf seiner Brust schimmerten der schwarze und der weiße Adlerorden. Bei meinem Eintritt erhob er sich, setzte sich aber gleich wieder, und winkte mir auf einem Sessel, der vor dem Divan hingestellt wurde, Platz zu nehmen. Hatte der steife Pomp mich überrascht, so that dieses noch mehr die wundervolle Schönheit einer an seiner Seite sitzenden Dame, die alles, was ich bis jetzt von weiblicher Anmuth gesehen hatte, weit hinter sich zurück ließ. Ein tiefer Gram schien aber auf ihrem holden, seelenvollen Gesichte zu ruhen, und sie erblaßte plötzlich, als sie ihren Blick auf mich richtete. Der Fürst erwies mir seiner stolzen Haltung ungeachtet viel Artigkeit, unterhielt sich recht angenehm mit mir, und zeigte viel Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen der Europäischen Staaten. Die Dame nahm nur

wenigen Antheil an dem Gespräch, und es schien mir gewiß, daß sie viel von der Eifersucht ihres alten Gemahls zu leiden hatte, gegen den sie sich auknahm, wie der Fruhling gegen den Winter. Ich wurde so von den Reizen der Fürstin hingerissen, daß ich Mühe hatte, während der Tafel eine Zerstreutheit, die eine Folge meiner rege gewordenen Empfindungen war, zu verbergen, und meine Phantasie malte mir mit den glühendsten Farben den Besitz dieser Huldgöttin als das höchste denkbare Glück aus. Daß sie nicht glücklich mit ihrem Gemahle lebte, war augenscheinlich: wie hätte auch eine Frau in diesem Alter, und mit dieser Fulle von Liebreiz, in den kalten Armen eines Greises zufrieden sein können? Und wäre es denn ein Verbrechen, da zu genießen, wo dem Besitzer die Fähigkeit dazu mangelt? fragte ich mir. Mein Gewissen hatte ich bald durch dergleichen Trugschlüsse betäubt, und ich war völlig entschlossen, hier die verbotene Frucht zu kosten, wenn ich mir eine Gelegenheit dazu verschaffen konnte.

Ich war froh als die Tafel aufgehoben wurde, und ergriff den ersten Anlaß, mich zu beurlauben. In meinem Zimmer angelangt, überließ ich mich meinen Gedanken, die sich ausschließlich mit der schö-

nen Fürstin beschäftigten, und mir ihren Besitz als leicht zu erringen darstellten. Vergebens mahnte mich meine Vernunft die Gesetze des Gastrechts zu ehren, umsonst sagte ich mir, daß jeder Versuch zum Besitz der Dame zu gelangen, das tollste, lebensgefährlichste Wagstück sey; meine Begierde wuchs mit jeder Minute, und ich war entschlossen alles auf's Spiel zu setzen, um sie zu stillen.

Jetzt erschien ein Bedienter, um mich auszukleiden, dem ich, da ich gerade am Fenster stand, frug, wer in dem Flügel, der dort noch so hell erleuchtet sey, wohne? Der Fürst antwortete er mir, und in diesem, indem er auf den entgegengesetzten deutete, die Fürstin. Ich kleidete mich schnell wieder an, als er mich verlassen hatte, und legte mich, nachdem ich die Lichter ausgelöscht hatte, ins Fenster. Nach und nach wurde alles finster im Schlosse, und nur noch da, wo die Fürstin wohnte, blieb ein Zimmer hell. Wohl zehnmal ging ich zur Thüre, um zu ihr hinzueilen, und immer zog mich der Gedanke, du machst dich unglücklich, du gehest in den Tod, zurück. Der Kampf zwischen dem Wollen und Nichtwollen, zwischen der Begierde und der Furcht marterte mich entsetzlich, meine Pulse klopften fieberhaft, und müde dieses unbeschreiblich quä-

lenden Zustandes, machte ich ihm dadurch ein Ende, daß ich das Wagniß unternahm.

Die weite, öde, matterleuchtete Galerie schauerte mich wie ein Grabgewölbe an, die dumpfe Stille, die darin herrschte, erregte ein Grausen in mir, und ich empfand das Schrecken, welches den Frevler, der entschlossen ist eine böse Handlung zu begehen, und sein sittliches Gefühl noch nicht ganz verleugnet hat, unfehlbar stets ergreift. Mehrmals war ich im Begriff umzukehren, aber dann stand die holde Gestalt der Fürstin in ihrem ganzen Liebreiz vor meinen Sinnen da; denn dachte ich sie mir so unglücklich, so des Trostes bedürftig und wohl gar meiner harrend, daß alle Gedanken an die Sträflichkeit meines Vorsatzes verschwanden. Fiel mir nun wieder die Gefahr ein, der ich mich aussetzte, so hatte der bestochene Verstand auch gleich eine Beruhigung in Bereitschaft, und gab mir den Vorwand eines zufälligen Verirrens, im Fall ich auf meinem Wege bemerkt werden sollte.

Ich öffnete leise die Thür eines Zimmers, das in der Richtung lag, die mir der Bediente, als von der Fürstin bewohnt, bezeichnet hatte. Es war finster und ich griff mich hindurch bis zu einem zweiten, welches durch eine silberne Ampel nur schwach

erleuchtet war, und das ich aus einigen weiblichen Gebrauchstücken für ein Vorzimmer der Fürstin erkannte. Mein Muth war mächtig gefallen, als ich mich hier so nahe meinem Ziele befand, und mehr als einmal faßte ich den Vorsatz umzukehren; doch siegte nebst der Begierde auch die falsche Scham, nach welcher ich es für Feigheit hielt zurückzugehen, und ich öffnete die Thüre des dritten Gemachs.

Wie einem, dem, da er die Hand ausstreckt, um eine duftende Blume zu pflücken, eine giftige Natter entgegen zischt; wie dem Wanderer, wenn ihm, da er schon die gastlichen Mauern seines Reiseziels erblickt, ein jäher Abgrund, der ihn davon trennt, entgegen klafft: so war mir zu Muth als ich dieses Gemach betrat, bei dem Anblick der mich hier überraschte. Es stand, zwischen sechs, mit hohen Wachskerzen besteckten Gueridons, ein offner Sarg, in welchem eine Leiche lag, die mit der Uniform meines Regiments bekleidet war. Die Leiche sah bräunlich gelb aus und gewährte einen höchst schauderhaften Anblick. Der Schrecken versteinerte mich beinahe und nur mit Mühe errang ich hinreichende Fassung, um mich der Leiche zu nähern. Da regte es sich aber in einer Wandblende, wo ein prächtiges Bette stand, und die Fürstin, die darin

ruhend ich jetzt erst gewahr wurde, flüsterte mir zu: wenn Ihnen Ihr und mein Leben lieb ist, so verlassen sie unverzüglich dieses Zimmer. Daß ich Folge leistete, werden Sie natürlich finden und eben so, daß mir alle Liebesgedanken bis auf die letzte Spur vergangen waren.

In mein Zimmer zurückgekehrt, überließ ich mich dem Nachdenken über dieses Abentheuer, und um meinen Schlaf für diese Nacht war es geschehen. Ich marterte mich ab, eine Ursache dieser seltsamen Leichenausstellung aufzufinden; die Besorgniß vor den möglich übeln Folgen, die meine gemachte Entdeckung für mich haben könnte, war auch nicht gering, und so fand mich der Morgen noch wachend und angekleidet.

Mein übernächtiges Aussehen und der Gedankensturm der in mir wogte, und den zu verbergen mir vielleicht nicht gelang, mußten dem Fürsten, der mich zum Frühstück hatte einladen lassen, auffallen; denn er sah mich von Zeit zu Zeit mit so durchdringenden Blicken an, als wenn er in meiner Seele lesen wollte, und dem was darin vorging auf der Spur wäre. Dieses machte mich noch verlegner und meine Mühe, die nöthige Fassung zu gewinnen, war umsonst. Der Fürst winkte endlich

sein Gefolge hinweg, und als wir allein waren äußerte er:

„Ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben etwas auf dem Herzen, was Sie beunruhiget, und worüber Sie eine Auskunft zu haben wünschen, ohne daß Sie sich doch getrauen es auszusprechen. Ist dieses der Fall, wie ich nicht anders glauben kann, so eröffnen Sie sich mir; ich verspreche Ihnen jede mögliche Erläuterung, und im Fall Sie auf einem unerlaubten Wege hinter Dinge gekommen wären, die ein Geheimniß bleiben sollten, auch Verzeihung. Reden Sie offen!"

Ich muß gestehen mein Fürst — erwiederte ich — ich verirrte mich in der vergangenen Nacht zufällig in ein Gemach, wo ich ganz unerwartete Dinge antraf.

Der Fürst. Die Ursache dieses Verirrens ist mir begreiflich. Das engelschöne Weib an der Seite eines Greises, schien dem Herren ein zu leckerer Bissen, um nicht alles an den Besitz desselben zu setzen. Nun ich hoffe der Appetit darnach wird Ihnen auf ziemlich lange vergangen sein, und in dieser Hinsicht will ich, der Ehre vergessend, die Sie mir zugedacht hatten, Ihnen einen Aufschluß über dasjenige geben, was Sie in dieser Nacht in dem Schlafge-

mache meiner Gemahlin gesehen haben. Vernehmen Sie also.

Ich hatte in meiner Jugend nur zu oft Gelegenheit, den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit der Frauenzimmer kennen zu lernen, und beschloß daher, als ich mir eine Gemahlin wählte, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Lange suchte ich vergebens umher, da auch die kleinste weibliche Schwäche hinreichend war, mich zurück zu scheuchen; ich brachte über meinem Wählen die schönste Zeit meines Lebens hin. Endlich glaubte ich in meiner gegenwärtigen Gemahlin ein vollkommnes Weib gefunden zu haben; denn auch mit dem genauesten Späherblick war es mir nicht möglich, irgend einen Fehler an ihr zu entdecken. Sie stammt aus einer hohen, aber in Verfall gerathenen Familie, und ihr Vater stand auf dem Punkte, seine Besitzungen den Gläubigern abtreten zu müssen. Ich rettete ihn vom Untergange. Ich that noch mehr, ich verschaffte ihm und seinen Söhnen durch meinen Einfluß Starrosteien und andere einträgliche Kronämter, und mit einem Wort, ich half der Familie wieder zu ihrem Glanze empor. Ich durfte aus Erkenntlichkeit die Hand meiner Gemahlin zu erhalten hoffen, aber ich verschmähete ihren Besitz um diesen

Preis, und wollte nur ihrer Neigung mein Glück danken. Zwar war ich über die Jugendjahre längst hinaus, doch ich schmeichelte mir durch meine persönlichen Eigenschaften der Gräfin Theodore — dieß ist ihr Name — nicht unwerth zu sein. Ich glaubte bei fortgesetztem Umgange an ihr eine aufkeimende Neigung zu mir zu bemerken; meine Bewerbung um ihre Hand wurde günstig aufgenommen, und bald war ich so glücklich, die schönste Frau in Polen mein nennen zu können. Alles, was das Leben angenehmes hat bot ich auf, um meiner Gemahlin Freude zu machen, und oft bedauerte ich es, ihr nicht eine Krone zu Füßen legen zu können; denn alles, was ich ihr anbieten konnte; schien mir viel zu wenig für ihren Werth.

Einst erschien ein Preussischer Officier vor meinem Schlosse, der, wie Sie, von seinem Regimente nach der Ukraine geschickt war, um Pferde einzukaufen, und bat um ein Nachtlager. Ich nahm ihn auf, und um so bereitwilliger, als ich von jeher das Preussische Militär geschätzt hatte, und ich mir überdem einige Unterhaltung von seiner Gesellschaft versprach. Auch fand ich einen angenehmen Mann in ihm, dessen Betragen mich für ihn einnahm. Eine Unpäßlichkeit hinderte ihn, am andern Tage

seine Reise fortzusetzen, und als mein Leibarzt seinen Zustand untersuchte fand er, daß eine langwierige Krankheit im Anzuge sey. Der Officier wurde untröstlich über diese Erklärung, da er durch einen Aufenthalt auf seiner Reise in unabsehbare Verdrußlichkeiten verwickelt zu werden fürchtete. Ich beruhigte ihn durch das Versprechen, von meinen Leuten den Pferdeankauf auf die vortheilhafteste Weise besorgen zu lassen, und bat ihn, sich aller Sorgen zu entschlagen, die ohnehin in seinem gegenwärtigen Zustande zu nichts führen konnten. Die Krankheit meines Gastes wurde heftig und war von langer Dauer; ich ließ daher durch einen treuen Beamten den Pferdeankauf besorgen, sandte das Kommando mit den Pferden zu ihrer Bestimmung, und behielt den kranken Officier nebst einer Ordonnanz zurück.

Nur der Geschicklichkeit meines Leibarztes und einer peinlich sorgfältigen Pflege verdankte der junge Mann sein Leben, welches zu erhalten kaum noch möglich schien. Er war hoch erfreut, als er die Gewißheit seiner Rettung vernahm, und dankte mir für meine Fürsorge mit der innigsten Rührung. Ich fühlte bald ein herzliches Wohlwollen für meinen Gast, denn er entfaltete bei der Rückkehr sei-

ner Gesundheit ein so munteres, harmloses Leben, und einen so leichten Sinn, daß ich meine Jugend in seiner Gesellschaft noch einmal aufgeblüht wähnte, und nicht ohne Unmuth an seine nahe Entfernung dachte. Zwar hatte ich ihm, damit er seine Genesung bei mir bequemer abwarten könnte, eine Verlängerung seines Urlaubs auf unbestimmte Zeit bewirkt, allein zu lange ließ sich seine Abreise doch nicht aufschieben.

Beinahe war ich entschlossen meinem jungen Freunde den Vorschlag zu machen, den Preussischen Dienst zu verlassen und als mein Hofkavalier für immer bei mir zu bleiben, als ich an ihm eine Schwermuth entdeckte, die ich zwar anfangs für eine Wirkung des nahen Scheidens hielt, die mir aber doch nach reiflicher Ueberlegung eine andere Ursache zu haben schien, da ein so fröhliches, leichtes Gemüth dergleichen sich nicht so sehr zu Herzen zu nehmen pflegt. Ich beobachtete ihn jetzt genauer und entdeckte aus seinem Benehmen eine Liebe gegen meine Gemahlin. Ich glaubte zu bemerken, daß er sich bemühte seine Leidenschaft zu unterdrücken, und dieß versöhnte mich mit ihm; auch baute ich viel zu sehr auf die Tugend der Fürstin, um etwas für meine Ehre zu fürchten. Doch da ich den Jüng-

ling wirklich gewogen war, so hielt ich es für Pflicht ihm den Kampf zu erleichtern. Ich sprach offenherzig mit ihm über seine Neigung, gab ihm den Rath sich je eher je lieber zu entfernen, und sich zu bemühen durch anhaltende Thätigkeit seine Liebe zu überwinden. Da mir seine Vermögensumstände als nicht glänzend bekannt waren, so machte ich ihm ein ansehnliches Geschenk und setzte ihm einen Jahrgehalt aus, der ihm ein sorgenfreies Leben sicherte. Er reisete mit den Betheurungen einer ewigen Dankbarkeit ab. Wie genau ich auch meine Gemahlin bei dem Abschiede beobachtete, so konnte ich doch bei ihr keine Spur einer Neigung zu ihm entdecken.

Kurz darauf rief mich der Reichstag nach Warschau, aber die unfreundliche Jahreszeit verhinderte meine Gemahlin, mich dahin zu begleiten. Wäre auch nicht eine Entfernung von hundert und fünfzig Meilen zwischen der Fürstin und dem Officier gewesen, so hätte mich doch der Glaube an ihre Tugend und an meines jungen Freundes Treue und Dankbarkeit vor jedem Argwohn gesichert; jetzt aber hatte ich einen doppelten Beweggrund ruhig zu seyn, und auch nicht der leiseste Verdacht faßte in meinem Herzen Wurzel.

Meine Geschäfte hielten mich nach Beendigung des

Reichstages noch beinahe ein halb Jahr in Warschau auf, während welcher Zeit ich durch Eilboten wöchentlich Briefe an meine Gemahlin abschickte und von ihr empfing. Ihre Briefe enthielten die schmeichelhaftesten Versicherungen ihrer Zärtlichkeit und sprachen die Sehnsucht nach meiner Gegenwart auf das wärmste aus. Schon wollte ich ihr die Erlaubniß geben nach Warschau zu kommen, als meine dortigen Angelegenheiten unvermuthet eine andere Wendung nahmen, und meine Entfernung aus der Hauptstadt räthlich machten. Ich freute mich auf das Vergnügen, meine Gemahlin zu überraschen, und verheimlichte ihr aus diesem Grunde meine nahe Rückkunft. Ich reisete so schnell, als es die Kräfte meiner Pferde nur immer erlauben wollten, mein Stallmeister suchte vergeblich meine Ungeduld zum Besten der Rosse zu mäßigen; ich war zum erstenmal unbillig gegen Menschen und Vieh, und meine Sehnsucht nach dem Wiedersehen der geliebten Gattin kannte keine Grenzen. Endlich war ich dem Ziel meiner Reise nahe; schon sahe ich mein Schloß im Strahl der Abendsonne schimmern, und nun ließ ich mein Gefolge hinter mir, bestieg ein Pferd und jagte im gestreckten Galopp meinem Wohnsitze zu. Ich stieg am Park ab, eilte ins Schloß, nach den

Zimmern meiner Gemahlin, und fand sie — in den Armen des Officiers.

Wenn Sie je mit der vollen Kraft eines warmen Herzens geliebt haben, wenn Ihnen die Liebe alles war, den Inbegriff ihrer Glückseligkeit ausmachte; nur denn können Sie eine Vorstellung haben von dem Gefühle, welches bei diesem fluchwürdigen Anblick meine Brust durchwogte. Das verbrecherische Paar auf der Stelle zu tödten, war bei weitem zu wenig, um meinem glühenden Rachegefühl zu genügen; sie hätten tausend Leben haben, und ich sie tausendmal morden müssen, um meine Wuth zu kühlen. Ich verließ das Zimmer, rief die Dienerschaft herbei, ließ beide in ein finsteres Gewölbe hinabstoßen, und nun sann ich auf eine Bestrafung, die meinen Rachedurst befriedigte. Was ich in den ersten Stunden ersann, und als sich der gährende Aufruhr meines Gemüths gestillt hatte, wieder verwarf, will ich übergehen; es ist zu schauderhaft um ausgesprochen zu werden. Doch wollte sich zuweilen einiges Mitleid in mir regen, und um dieses nicht in mir aufkommen zu lassen, verband ich mich mit einem furchtbaren Eide, den endlich gefaßten Entschluß wegen ihrer Bestrafung auszuführen.

Ich ließ am nächsten Morgen die Verbrecher vor mir bringen, und stellte es in ihre Wahl, daß Eines das Andere mit eigenen Händen morden, und denn sein Leben daron tragen sollte, oder daß beide sterben müßten. Lange wankten sie, denn die Liebe zum Leben rang mit dem Schauder ein Mörder des geliebten Gegenstandes zu werden. Sie suchten durch Flehen um Vergebung mein Herz zu erweichen, doch dieß war vergeblich, denn jeder Blick auf sie vermehrte meinen Zorn. Da ich unerbittlich blieb, verlangten sie beide getödtet zu sern. Ich hätte aber dadurch meinem Eide zuwider gehandelt, und um ihm treu zu bleiben, ließ ich den Officier in Gegenwart der Fürstin niederstoßen, und bestimmte ihre Strafe dahin, daß sie allnächtlich mit der einbalsamierten Leiche in einem Zimmer schlafen muß. Schon sind sechs Jahre seitdem verflossen, der anfangs wilde Schmerz meiner Gemahlin hat sich in Reue aufgelöset, und sie nimmt nun die gerechte, aber furchtbare Strafe mit Ergebung hin.

Sie wissen jetzt dieß Geheimniß in seinem ganzen Umfange, und es stehet bei Ihnen es zu verschweigen oder bekannt zu machen. Ich will mich durch keinen Eid oder Ehrenwort Ihrer Verschwiegenheit versichern, doch gebe ich Ihnen zu beden-

ken, daß vielleicht von Ihrer Verschwiegenheit das Leben von Tausenden abhängt. Denn Ihr König muß, wenn er meine Bestrafung des Ehebruchs erfähret, für den Tod eines seiner Officiere Genugthuung fordern, und die Republik Polen kann sie ihm nach unsern Gesetzen nicht geben; auch darf ich, außer meinem mächtigen Anhange, auf den gewissen Schutz des Russischen Hofes rechnen. Einer Ihrer Leute war der Begleiter des Unglücklichen, er weiß um die Sache, doch sein Mund ist durch einen Eid gebunden.

Soweit der Fürst. Ich wurde von seiner Erzählung ergriffen und widersprechende Empfindungen kämpften in mir. Der Ermordete war, wie ich in Erfahrung brachte, mein Bekannter gewesen, war mein Landsmann und meines Standes: drei wichtige Gründe meinem Landesherrn diesen Mord, um ihn zu rächen, anzuzeigen; doch war auch der Grund des Fürsten, um mich zum Schweigen zu bestimmen, der Beherzigung werth. Und wer konnte es dem tief beleidigten, so schändlich von Freund und Gattin verrathenen Mann verdenken, daß er sich rächte! Ich sahe ein, daß es meine Pflicht sey, über diese Begebenheit ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, und gegenwärtig breche ich es zum er-

stenmal, nachdem ich überzeugt bin, daß der Fürst längst nicht mehr lebt, und meine Erzählung keine üble Folgen mehr nach sich ziehen kann.

Daß der Fürst die Rache gegen seine Gemahlin so weit trieb, dunkte mich Grausamkeit, und ich verhehlte ihm meine Meinung nicht. Ich habe auf diesen Vorwurf gerechnet — entgegnete er — und ich mache ihn mir selbst oft genug; allein ich bin, wie ich bereits gesagt habe, durch einen schrecklichen Eid gebunden, so lange ich lebe, und meine Gemahlin lebt, diese furchtbare Strafe fortdauern zu lassen. Oft leide ich selbst mehr als die Unglückliche dadurch, und bereue tief meinen übereilten Schwur, der mich lebenslang zum Tyrannen meiner Gemahlin macht; doch kann ich es nicht ändern, da ich nicht meineidig werden will.

Der Fürst bat mich, mir diese Geschichte zur Warnung dienen zu lassen, und es nie wieder zu unternehmen den Frieden einer Ehe stören, oder eine zwischen Eheleuten herrschende Uneinigkeit zur Erreichung eines unedeln Zweckes benutzen zu wollen, da die Folgen davon leicht höchst traurig seyn könnten. Ich gelobte ihm willig, was ich mir selbst schon fest vorgenommen hatte, nie mehr ein Auge in sträflicher Absicht auf eine verheirathete

Frau zu werfen; das Andenken meiner ersten Geliebten erneuerte sich in mir, und mit Selbstgefühl darf ich behaupten, meinen Vorsatz gut zu seyn, von der Zeit ab strenge erfüllt zu haben.

Sonderbar! — rief jetzt der Domherr — Sie versichern diese schauerliche Geschichte noch niemanden erzählt zu haben, und ich messe Ihnen vollen Glauben bei. Indessen muß ich gestehen, es drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich irgend einmal von einer ähnlichen Begebenheit habe reden hören, ob ich gleich nicht weiß wann, oder wo; denn ich sahe es voraus, wie sich diese Erzählung entwickeln würde, ehe solches nach der Lage der Dinge, wenn ich nicht etwas ähnliches gehöret hätte, möglich gewesen wäre.

Ich kann Ihnen vielleicht darüber Auskunft geben — sagte der Dichter — Sie haben wahrscheinlich Stollbergs Ballade „die Büßende" gelesen, die, das Oertliche und die Zeit abgerechnet, allerdings viel Aehnlichkeit mit der in Rede stehenden Geschichte hat.

Richtig — erwiederte der Domherr — jetzt bin ich im Klaren. Sollte aber Stollberg nicht doch etwas — vielleicht von dem Fürsten selbst, oder von Ihren Leuten — erfahren und als Stoff zu seiner Ballade benutzt haben?

Sicher nicht, — entgegnete der Baron — denn von meinen Leuten wußte, außer dem Wachtmeister, keiner etwas davon; dieser aber war durch einen Eid gebunden und lebte überdem bis an seinen Tod unter meinen Augen. Dem Fürsten aber mußte es seiner Sicherheit wegen zu viel an dem Geheimbleiben seiner grausamen Rache gelegen seyn, als daß er sie noch jemanden, außer mir, der ich wider seinen Willen in sein Geheimniß drang, hätte entdecken sollen. Auch wurde Stollbergs Ballade früher gedichtet, als jene Begebenheit sich zutrug.

Doch ich bemerke, daß es spät geworden ist, ich will daher den Rest meiner Lebensgeschichte bis zum nächsten Abende versparen.

Zweiter Abend.

Geschichte des Baron von Schwanensee.

(Beschluß.)

Als sich am folgenden Abende die Gesellschaft um den Kamin versammlet hatte, wurde der Baron an die Fortsetzung seiner Geschichte, die er für heute versprochen hatte, erinnert. Er fing also zu erzählen an.

1.

Nach mancherlei sonderbaren Abentheuern, und ganz von meinem Leichtsinn geheilt, kehrte ich, als ich mein Geschäft beendigt hatte, nach Königsberg zurück, wo ich einen Brief meines Vaters vorfand, der mir den Tod meines letzten Bruders meldete, und mich dringend zu sich einlud. Ich hatte meine Brüder nur wenig gekannt, und war von ihnen nie

Uebereil behandelt worden, daher konnte mich ihr Verlust, der bei den ersteren ohnehin eine Folge ihrer Thorheiten war, nicht sonderlich betrüben. Aber dieser letzte Sterbefall machte einen erschütternden Eindruck auf mich; denn es schien, als wenn das Schicksal den Untergang meiner Familie beschlossen hätte, da in wenigen Jahren von fünf Kindern meiner Eltern ich allein übrig geblieben war. Mein jüngster Bruder, vielleicht der beste von allen, starb in der vollen Blüte seiner Kraft am Blutsturz.

Ich eilte nach erhaltenem Urlaub zu meinen Eltern, die ich tiefgebeugt über diesen letzten Verlust fand. Beide machten sich die bittersten Vorwürfe über die verfehlte Erziehung ihrer Kinder, und baten mir das Unrecht ab, daß sie mir bis jetzt gethan hatten. Mich rührte ihr Schmerz unendlich, und ich suchte ihn durch ein ehrfurchtvolles Betragen und durch Aeußerungen meiner kindlichen Liebe zu mindern. Sie verlangten, ich sollte den Abschied nehmen, und ich fügte mich gern in ihren Willen, so schwer es mir auch ward, mich von dem biedern General, der mich mit wahrer väterlichen Zärtlichkeit liebte, zu trennen. Nun drang man in mich, daß ich mich verheirathen sollte; auch dagegen machte ich keine Einwendungen, nur war mir die Bedin-

gung läſtig, nur ein Fräulein von ſechszehn reinen Ahnen zu ehelichen. Mein Vater, der mir jetzt ſeine ganze Zärtlichkeit zugewandt hatte, ſahe meinen Unwillen gegen dieſes Vorurtheil, und erklärte ſich darüber. So ungern — ſagte er — ich auch Deine Verbindung mit einer bürgerlichen, oder neuadlichen Braut ſehen würde, ſo wollte ich doch meinen Widerwillen dagegen bekämpfen, und Deine Wahl ganz allein Deiner Neigung überlaſſen, wenn ich freie Hand dabei hätte; indeſſen verordnet das Teſtament des Lehnſtifters ausdrücklich: daß jeder Beſitzer dieſer bedeutenden Lehne nur ein ſtiftsfähiges Fräulein ehelichen darf, im andern Falle gehen ſie auf den nächſten Agnaten über. Du wirſt daher mir und Dir wohl die Kränkung und den Verluſt erſparen, unſer reiches Erbe nach meinem Tode in den Händen gieriger Lehnsvettern zu wiſſen. — Dawider ließ ſich nichts ſagen, und ich verſprach meinem Vater, nie eine ſogenannte Mißheirath zu thun; doch bedung ich mir die freie Wahl unter den Töchtern ſtiftsfähiger Geſchlechter aus, um eine Gattin zu ſuchen, die meiner würdig wäre.

Es würde Sie vielleicht beluſtigen, wenn ich Ihnen die Bemühungen der ahnenreichen Eheſtandskandidatinnen, mich, den reichen Erben, in ihr

Joch zu bringen, beschreiben wollte; doch das möchte für jetzt zu langwierig sein. Meine Figur fand allenthalben ungetheilten Beifall; indessen wäre ich auch ein Ungeheuer von Häßlichkeit gewesen, so würde ich doch, vermöge meiner zu hoffenden Glücksgüter, eine wünschenswerthe Partie gewesen sein. Bei geringerer Bekanntschaft mit den kleinen Künsten der Damen hätte ich mich sehr leicht in eines der mir gestellten Netze verstricken können, jetzt aber errieth ich leicht die Absicht der ehelustigen Schönen und entging ihren Schlingen. Ein Kammerdiener, den ich um diese Zeit in meine Dienste nahm, war mir dabei von großem Nutzen. Dieser Mensch, zu einem besseren Stande geboren, hatte das Mißlingen aller seiner Pläne und die Nothwendigkeit dienen zu müssen, ganz allein seiner grenzenlosen Neigung zum zweiten Geschlecht zu verdanken. Er war dabei um sein Vermögen und um alle seine Aussichten gekommen, hatte sich aber dadurch eine solche Kenntniß des weiblichen Geschlechts erworben, daß er nun, da sein Blut kälter pulsete, beinahe gar nicht zu täuschen war. Ich entdeckte zufällig an ihm diese Weiberkenntniß und bediente mich ihrer mit dem besten Erfolg. Durch ihn erfuhr ich die Lieblingsneigungen und Fehler aller unverheiratheten Da-

men, mit seiner Beihilfe verschaffte ich mir die Gelegenheit ihren Charakter zu prüfen, und bald gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß in dem ganzen Kreise meiner Bekanntschaft keine zu meiner Gemahlin sich eignete.

Die eine, von Junonischem Wuchs, mit geistvollen flammenden Augen, schien ganz dazu geschaffen, einen Mann durch ihre Liebe zum glücklichsten Sterblichen zu machen; leider aber ließ die Vertraulichkeit, mit der sie, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, ihren bildschönen Bedienten beehrte, nur zu deutlich wahrnehmen, daß sie die Befriedigung ihrer Triebe schon in ihrem Mädchenstande zu erlangen wußte. Die zweite, mit der Gestalt einer Oreade, und mit allerliebst schmachtenden Veilchenaugen, schien ganz Seele zu seyn, und verrieth bei jeder Gelegenheit ein inniges Gefühl; allein die bleifarbenen Ringe um die Augen deuteten auf eine Krankheit, oder auf noch etwas Aergeres hin. Die dritte verband mit einer reizenden Figur viel Geschmack, und besaß eine nicht gemeine Gewandtheit im gesellschaftlichen Umgange: doch als ich sie einst in ihrem Morgenanzuge überraschte, verlor ich durch die übergroße Unsauberkeit desselben für immer alle Lust an ihr. Eine vierte, gleichfalls nicht ohne Liebreiz, ließ lange

nichts Nachtheiliges von sich entdecken, und schon glaubte ich in ihr die Gattin gefunden zu haben, mit der vereint ich meine künftige Lebensbahn glücklich durchwandeln wollte, als ich erfuhr, daß ihr Kammermädchen sie wegen erlittener schwerer Mißhandlungen gerichtlich belangt habe, und es mittelte sich aus, daß das Fräulein, die ich für den Inbegriff aller weiblichen Tugenden gehalten hatte, eine Furie war. Mit einem Wort, unter dreißig Damen fand ich nicht eine, mit der ich hätte hoffen dürfen eine leidliche Ehe zu führen. Meine Eltern, die hochbetagt waren, und mich doch noch gern vor ihrem Ende vermählt zu sehen wünschten, wurden immer dringender und ich ließ täglich mehr von meinen Forderungen nach, die ich an meine künftige Gattin machte, und doch wollte sich lange nicht ein für mich passender Gegenstand finden, bis ich nach langem vergeblichen Suchen mich meinem Ziele wirklich zu nähern schien.

2.

In einem Landstädtchen, wenige Meilen von dem Wohnorte meiner Eltern entfernt, lebte ein in den Ruhestand versetzter Officier mit seiner Tochter, von einem ziemlich kärglichen Gnadengehalt.

Der Mann war blutarm, aber von reinem alten Adel, und die Tochter, zwar nicht für die große Welt gebildet, aber ein holdes Geschöpf, voller Anmuth und Liebreiz. Ich stellte genaue Nachforschungen über den Charakter und das Betragen des Fräuleins an, und erfuhr nichts als Gutes von ihr. Ich machte ihre nähere Bekanntschaft und fand an ihrem Umgange ein solches Wohlgefallen, daß ich mich für überzeugt hielt, an ihrer Seite glücklich leben zu können, und nun bewarb ich mich mit Genehmigung meiner Eltern um ihre Hand. Sie wurde mir ohne Weigern zugesagt, und wir bestimmten einen nahen Zeitraum zur Hochzeit. Schon rüstete man sich auf dem Schlosse meiner Eltern zu glänzenden Festen, schon nahete der Tag der Vermählung heran, und schon fanden sich die Hochzeitsgäste ein, als ich am Vorabende des Hochzeitsfestes, gerade da ich mich in den Wagen setzen wollte, meine Braut heimzuholen, einen Brief von ihrem Vater erhielt, worin er mir meldete, daß gewisse Umstände, die er weder habe vermuthen, noch deren Eintreten verhindern können, die Verbindung seiner Tochter mit mir unmöglich machten. Ich war wie vom Blitz gerührt durch diese Nachricht, doch faßte ich mich und fuhr zu ihm hinüber, um die Ur-

sache dieser plötzlichen Veränderung aus seinem eigenen Munde zu erfahren. Ich fand ihn in der tiefsten Betrübniß, denn seine Tochter hatte sich von einem jungen Officier, der ein naher Vetter von ihr war, entführen lassen. Diesen Vorfall nahm ich für einen Wink des Schicksals an, daß meine Familie mit mir aussterben sollte, und beschloß nun an keine Heirath weiter zu denken. Der Tod meiner Eltern, der bald darauf erfolgte, erleichterte mir die Ausführung dieses Vorsatzes, zur Freude eines hungrigen Lehnsvetters, der gewiß täglich den Himmel um mein baldiges seliges Ende flehet; niewohl es kaum den Anschein hat, daß er mich lange überleben werde, da er, wenn gleich etwas jünger als ich, seine Jugend zu gut genossen hat, um mich lange überleben zu können.

Auf diese Weise hat mich das Schicksal verhindert, mein Glück im Genusse des ehelichen Lebens zu finden; doch habe ich darum der Liebe nicht entsagt. Ich fand eine Jungfrau bürgerlichen Standes, die alle Vorzüge besaß, um einen Mann zu beglücken, und die mich so für sich einnahm, daß ich an ihren Besitz alles setzen wollte. Ich war nicht schlecht genug um sie verführen zu wollen, aber zu schwach um ihrem Besitz zu entsagen, und darum

wollte ich auf meine Lehne Verzicht thun und sie heirathen. Sie liebte mich mit der vollen Stärke ihres schönen Herzens, aber sie ließ es nicht zu, daß ich ihren Besitz um diesen Preis erkaufte, sondern entschloß sich freiwillig, ohne priesterliche Einsegnung die Meinige zu werden. Eine solche uneigennützige Großmuth ist wahrlich höchst selten und darf meiner Geliebten um so mehr zum Verdienste angerechnet werden, da sie meinetwegen die glänzendsten Parthien ausgeschlagen hat, und um ihren Ruf zu schonen und doch mir ganz anzugehören, sich entschließen mußte, Jahrelang, von beinahe aller menschlichen Gesellschaft getrennt, in diesem alten Schlosse zu leben.

Dieses holde Geschöpf hat mir zwei Söhne und eine Tochter geboren, die einst die Erben meines Allodiums sind, welches ich durch eine angemessene Sparsamkeit bei meinen großen Einkünften auf eine solche Summe gebracht habe, die dem Werthe meiner Lehnsguter gleich kommt. Sie hat mein Leben hochbeglückt gemacht, obgleich ich ihren Umgang nur von Zeit zu Zeit genießen konnte. Jetzt lebt sie am Fuße des Jura, wo ich eine Besitzung gekauft habe, in Gesellschaft ihrer Kinder, die sie musterhaft erzogen hat, und die ihr Stolz sind. Ich

würde den größten Theil meines Lebens an der Seite dieses vortrefflichen Weibes zugebracht haben, wenn nicht meine Verhältnisse es unmöglich gemacht hätten; aber nach hergestelltem Frieden denke ich zu meiner Amalie zu ziehen, damit ihre treue Hand mir einst die Augen schließet.

Da ich das Glück der häuslichen Freuden nicht in seinem ganzen Umfange genießen konnte, so habe ich einen großen Theil meines Lebens auf Reisen zugebracht. Ich bin alle Länder von Europa durchreiset, habe die Küsten von Kleinasien und Afrika, gesehen, habe viele, zum Theil höchst seltsame Abentheuer erlebt und, wie ich mir schmeichle, einen ziemlichen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß gesammelt, aus dem ich Ihnen im kommenden Winter manche unterhaltende Mittheilungen zu machen gedenke. Für jetzt bitte ich mit dieser Skizze meiner Lebensgeschichte vorlieb zu nehmen.

III.

Abentheuer des Sir Romney im Böhmer Walde.

Nachdem der Baron seine Geschichte beendet hatte, wurde Sir Romney, den, zufolge des Looses, nunmehr die Reihe des Vertrages traf, gebeten, den Rest des Abends durch eine Erzählung auszufüllen, worauf er also anfing.

1.

Meine Lebensgeschichte bietet einen Wechsel der seltsamsten Begebenheiten dar, die, wenn mir anders die Gabe der Darstellung nicht gänzlich abgeht, wohl dazu passend wären, Ihre Aufmerksamkeit für

mehrere Abende zu fesseln. Da ich jedoch weiß, daß Mannigfaltigkeit die Würze der Unterhaltung ist, und der Meinung bin, die Erzählung eines Einzigen würde in die Länge ermüdend werden, so beschränke ich mich gegenwärtig darauf, einige Scenen aus meinem Leben zu erzählen, die sich vor noch nicht langer Zeit ereignet haben.

Ich hatte mich den Winter über in Berlin aufgehalten, und reisete mit dem Anfange der schönen Jahreszeit nach Wien, mit dem Vorsatze, Theil an den Vergnügungen jener lebenslustigen Hauptstädtner zu nehmen, und meinem Kunstsinne durch die Beschauung der dort versammleten Meisterwerke der Malerei und Skulptur ein Fest zu geben, als ich eines Abends in Bohmen mich in einem großen schauerlichen Walde befand, der mir um des bösen Weges sowohl, als auch wegen eines möglichen Angriffs von Räubern, was in Bohmen nichts seltenes ist, nicht geringe Besorgnisse erregte. Auf die Treue meines Bedienten, den ich in Berlin angenommen hatte, konnte ich mich zwar verlassen, nicht aber so auf seinen Muth; denn er zitterte schon seit der hereinbrechenden Dämmerung merklich, von dem Gedanken aufgeregt, daß der Gebirgsherr, wie er den bekannten Rubezahl nannte, unfern dessen Gebiet

wir uns eben befanden, uns durch Neckereien beunruhigen, oder wohl gar erscheinen könnte, und auch der Postillon theilte seine Furcht. Meine Besorgniß vergrößerte sich, als dieser die Entdeckung machte, daß er nicht mehr auf der Heerstraße sey, die er alles Suchens ungeachtet nicht wieder finden konnte. Nach langem Berathschlagen hielten wir es für das Beste, den Weg, auf dem wir uns befanden, fortzusetzen, da er doch noch ziemlich gebahnet war, und uns irgendwo nach einem bewohnten Ort führen mußte. Diese Erwartung schien indessen vergebens zu seyn, denn der Weg wurde immer unwegsamer, der Wald immer schauriger und dichter, und schon flossen bei dem nächtlichen Dunkel alle Gegenstände in formlosen Massen zusammen, als sich noch immer kein menschlicher Aufenthalt finden wollte. Die Pferde waren bereits müde, der Postillon wollte sich bereits einen bequemen Fleck im Walde suchen, wo er nächtigen könnte, und mir gelang es nur durch das Versprechen eines guten Trinkgeldes ihn zum Weiterfahren zu vermögen; da sahen wir endlich in der Ferne ein Licht durch die Bäume schimmern.

Meine Hoffnung, ein wirthliches Obdach zu finden, wurde sehr verringert, als ich gewahr wurde,

daß das Licht aus einer kleinen, an einen Felsenberg lehnenden Hütte kam, die keinen gastfreundlichen Bewohner erwarten ließ. Doch, was war zu machen! auch die elendste Hütte gewährte doch noch immer ein besseres Unterkommen, als der schaurige Wald, in welchem ich die Erde zum Lager, und den Himmel zur Decke hatte. Mich damit tröstend, klopfte ich an die Thüre und bat um Einlaß. Ein silberhariger Greis, mit einem ehrwürdigen Barte, der ihm bis zum Gürtel hinunter floß, öffnete mir und hieß mich näher treten. Die einfachen Geräthschaften seiner Wohnung zeigten, daß er ein Einsiedler sey, der sein Leben in frommer Selbstbeschauung hinbringe. Er bewilligte bereitwillig meine Bitte um ein Nachtlager, nur äußerte er wegen des Bedienten und des Postillons, daß er diese des beschränkten Raumes halben nicht füglich in der Hütte beherbergen könne, daß er ihnen aber eine nahe Höhle anweisen wolle, wo sie sich ein Feuer anmachen, und wo auch die Pferde bleiben könnten. Nachdem er den Leuten ihre Lagerstätte angewiesen, und ihnen Speise und Trank gebracht hatte, kam er zurück und bot mir in einem hölzernen Becher Wein an. Ich bedurfte wirklich einer Erquickung, und mir würde auch der schlechteste Wein gut ge-

mundet haben; aber einen so ausgesucht edlen Trank bei einem Waldbruder zu finden, hatte ich nicht erwartet. Es war der schönste Traubensaft, den man je auf Tokays Hügeln gekeltert hatte. Mit der dem höheren Alter eigenen gutmüthigen Geschwätzigkeit erkundigte sich der Einsiedler nach dem Ziele meiner Reise, welches ihm zu verhehlen ich keine Ursache hatte. Das Gespräch kam dadurch auf meinen heute zurückgelegten Weg, und ich äußerte im Scherz: daß an meinem Verirren wohl gar der berüchtigte Rubezahl Schuld seyn könne. Mit einem feierlichen Ernst verwies mir der Alte die ungebührliche Benennung des Gebirgsherren, in dessen Gebiet ich eben sey, und als ich mich über das Lächerliche dieser Fabel von dem Berggeiste auslassen wollte, brach er schnell davon ab, und lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenstände.

2.

Ich mochte ungefähr eine halbe Stunde bei dem Alten gewesen seyn, als ich eine Erschütterung der Hütte bemerkte, der ein dumpf hallender Donner folgte, worauf ein Glanz wie von einem Blitzstrahl durch das Gemach fuhr. So bald ich die von dem Scheine des Blitzes geblendeten Augen öffnete,

wurde ich gewahr, daß ich mich in einem großen über alle Vorstellung glänzend verzierten Saale befand, und der Einsiedler mit dem einfachen Geräthe seiner Hutte bis auf die letzte Spur verschwunden war. Ich rieb mir die Augen, um mich zu überzeugen daß ich nicht träume, aber die Verwandelung blieb wie sie war. An den Wänden zogen sich schwellende Polster hin, mit den kostbarsten Decken belegt, die Wände selbst waren mit reichen seidenen Tapeten, in denen dicke goldne Blumen eingewebt waren, geschmückt. Längs der Brüstung der Decke schimmerten zahlreiche vergoldete Lampen und von der himmelblauen Decke selbst funkelten bis zur höchsten Täuschung natürlich gearbeitete Sternbilder herab. Noch hatte sich mein Staunen über diese plötzliche Verwandelung nicht gemindert, als ein stattlicher Mann von mittlerem Alter in den Saal trat, auf mich zukam und mich zu einem Wandsitze führte, auf dem wir Platz nahmen.

Ich war von dieser zauberischen Verwandlung zu betroffen, um mich sogleich darüber äußern zu können, und neue Wunderdinge, die nun folgten, hielten meine Aufmerksamkeit so gespannt, daß ich darüber das Fragen vergaß. Vor unserm Sitze stieg eine mit den leckerhaftesten Speisen und den

köstlichsten Weinen besetzte Tafel empor. Die Gefäße waren alle von Silber und Gold, sehr reich und ausnehmend schön gearbeitet, die Speisen das schönste, was alle Zonen und Jahreszeiten darbieten können und die Weine und übrigen Flüßigkeiten vortrefflicher als ich sie je trank. Mein unbekannter Gastfreund bat mich zuzulangen, wozu ich mich nicht lange nöthigen ließ. Während ich mich an dieser herrlichen Tafel erquickte, ertönte eine sanfte wundervolle Musik, von mir ganz unbekannten Instrumenten, woron ich bis ins Innerste ergriffen wurde. Ein leises Wehen fächelte mir Kühlung zu; die feinsten Wohlgerüche dufteten durch den Saal und jeder meiner Sinne schwelgte in dem höchsten Genusse. Gesättiget durch Speise und Trank wünschte ich nun auch meine Neugierde befriedigt zu sehen, und bat meinen gütigen Wirth mir zu sagen, wer er sey und wo ich mich befinde; allein er verwies mir mit sanftem Ernst meine Frage, und äußerte daß ich es zu seiner Zeit schon erfahren würde. — Die Tafel versank nun, und an ihrer Stelle hob sich ein altarförmiger Kredenztisch empor, der mit gefüllten Kristallflaschen und mit zwei antiken Trinkschalen aus Sardonir besetzt war. Die Instrumentalmusik verstummte jetzt, und statt ihrer ertönte

ein Chor so volltönend und rein, wie ich ihn nur jemals in London oder Berlin gehöret hatte. Auf ihn folgte eine Arie von einer Frauenstimme so meisterhaft vorgetragen, daß man an Maras oder Catalanis Zaubertone erinnert ward. Nun öffnete sich die Wand und eine Bühne zeigte sich, auf der einzelne Scenen aus Schakespeares vorzüglichsten Stücken dargestellt wurden. Romeos nächtlicher Besuch an Julias Fenster, Violas Liebesflehen bei Olivia, die Scene des Wiederfindens im Wintermärchen, und andere rührende und ergreifende Momente wurden mit einer vollendeten Kunst durchgeführet. Endlich schloß sich die Scene und es erschienen Jünglinge, deren vollendete Körperform dem Künstler zum Vorbilde eines Antinous hätte dienen können, und Jungfrauen so schön, wie die glühende Phantasie des Morgenländers sich die Houris denkt, alle mit reichen Gewändern von idealischer Form bekleidet, die keinen ihrer Reize verhüllten, und führten kunstvolle pantomimische Tänze auf, die dazu geeignet waren, selbst eines Greises Sinnlichkeit zu entflammen. Ich wurde betäubt von so vielen Genüssen, meine Sinne fingen an zu schwinden, ermattet von dem süßen Rausche schloß ich die Augen und schlief in dem Taumel meiner Empfindungen ein.

3

Die Sonne stand schon hoch und schien mir ins Gesicht, als ich erwachte, und zu meiner höchsten Verwunderung mich in meinem Wagen sitzend fand. An meiner Seite schnarchte der Bediente, und der Postillon nickte auf dem Kutscherſitz. Ich machte alle mögliche Versuche, um mich zu überzeugen, daß ich wache, dann verließ ich meinen Sitz, sahe mich in der Gegend um, und fand, daß der Wagen an dem Fuße eines hohen Felsenberges, unfern der Heerstraße, stand. Nun weckte ich meine Leute, die nicht weniger erstaunet waren als ich, sich im Freien auf dem angespannten Wagen zu sehen, da sie sich doch gestern in einer Höhle befunden hatten. Ihnen blieb es nicht zweifelhaft, daß wir Rübezahls Gäste gewesen wären, der uns nach seinem gewöhnlichen Hange zur Neckerei, die Nacht hindurch mit seinen zauberischen Gaukeleien unterhalten hätte. Ich stimmte, obgleich mir vieles an diesem nächtlichen Abentheuer unerklärlich blieb, ihrer Meinung nicht bei, und die Mattigkeit in meinen Gliedern bewies mir es deutlich genug, daß man mich vermittelst eines Opiats eingeschläfert hatte. Aber ich wußte mir keinen Zweck zu denken, der einen so ungeheuern Aufwand von Talenten und Kräften ge-

rechtfertiget hätte, wie zu einer solchen Täuschung erforderlich war. Außerdem überstieg die Pracht, die ich gesehen hatte, bei weitem die Kräfte auch des reichsten Privatmannes. Ich wollte sogleich den Berg besteigen, um mir über diese Spiegelfechterei Aufklärung zu verschaffen; aber sowohl mein Bedienter als der Postillon waren dagegen, und mahnten mich von diesem Vornehmen, das mir, ihrer Meinung nach, die unfehlbare Ahndung des Gebirgsgeistes zuziehen würde, ab, da kein Anderer als er unsern Wirth gemacht habe. Ich würde mich durch dieses abergläubige Geschwätz von meinem Vorsatze nicht haben abbringen lassen, wenn der Postillon mir nicht gedrohet hätte, mit dem Wagen sogleich zur letzten Station zurück zu kehren, im Fall ich mich nicht ohne Verzug zum Weiterfahren entschlösse. Dieß bewog mich die Untersuchung des Berges vor der Hand einzustellen; doch gab ich den Vorsatz, es bei gelegener Zeit zu thun, nicht auf. Zu dem Ende merkte ich mir die Eigenthümlichkeiten der Gegend sehr genau, und gab auch auf den Weg Achtung, um den Ort wieder finden zu können, an dem wir uns bis jetzt befanden, und der nicht weit von der räthselhaften Stelle fern konnte, wo ich die Nacht zugebracht hatte.

Auf der nächsten Station machte ich einen Ruhepunkt, und ging am andern Morgen, nachdem ich einige nöthige Einrichtungen dazu getroffen hatte, zu Fuß ins Gebirge zurück, um den angeblichen Räuber zu entlarven. Ich traf sehr gut die Stelle, wo ich am vergangenen Morgen mit dem Wagen gestanden hatte, und von da aus nahm ich meine Richtung nach dem Berge, der nach allen Anzeichen der Schauplatz meines Abentheuers gewesen seyn mußte. Es kostete mir viele Mühe, ehe ich einen Weg ausfindig machte, der auf den Berg führte, denn er war von der Seite, wo ich zu ihm gelangte, mehrere hundert Fuß hoch senkrecht abgeschnitten, und nur durch eine mit dichtem Gehölz verdeckte Schluft schlängelte sich ein höchst beschwerlicher Pfad nach der Höhe.

4.

Ich war eine ziemliche Strecke gegangen, als ich mit nicht geringem Schrecken eine seltsame Gestalt neben mir wandelnd erblickte. Es war ein Mann von beinahe übermenschlicher Größe, dem Ansehen nach schon hoch bejahrt, doch hatte er ein brennend rothes Haupthaar, und auch der Bart, der ihm in üppiger Fülle über die Brust floß, war

von dieser Farbe. Seine Kleidung bestand aus einem langen schwarzen Talar, den er aber wie zu einem weiten Wege aufgeschürzt hatte, in der Hand trug er einen langen Pilgerstab und auf dem Rücken ein kleines ledernes Ränzchen. Mir wurde etwas bange in der Gesellschaft dieses sonderbaren Reisenden, der ein tiefes Schweigen beobachtete und so that, als ob er meine Anwesenheit nicht bemerkte. So sehr ich jetzt bei mir überzeugt war, daß ich mich in ein gefahrvolles Unternehmen voreilig eingelassen hatte, so fest war ich dennoch entschlossen alles zu wagen, um Licht über mein bestandenes Abentheuer zu erhalten, und dem zufolge mußte ich den seltsamen Wanderer um das Woher? und Wohin? befragen; denn daß er auch eine Maske, bestimmt mich zu täuschen, sey, schien mir nicht zweifelhaft. Auf meine Frage: wer er sey und wohin er zu gehen gedenke? erfolgte ein schallendes Hohngelächter, und als ich meine Frage wiederholte und eine Drohung hinzufügte, durch die ich ihn vermögen wollte, mir den verlangten Bescheid zu geben, da antwortete er mir zornig im tiefsten Baß: Wer gab Euch denn das Recht hier, auf fremden Gebiet, wo Ihr nicht wisset, ob Ihr selbst geduldet seyd, dergleichen Fragen zu thun? Wenn hier einer das Recht hat Fra-

gen zu thun, so seyd Ihr es doch wahrlich nicht. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr den Herrn dieses Gebiets nicht beleidiget; Ihr würdet sonst schwerlich ohne derbe Züchtigung davon kommen, die Ihr schon jetzt durch Eure Neugierde reichlich verdienet habt. Ich wollte den Griesgram durch einige gute Worte versöhnen, und wo möglich auf diesem Wege etwas herauslocken, aber er war bereits zwischen den Bäumen verschwunden. Mir hatte diese Erscheinung, die ich zwar so gerade zu nicht für eine gespenstische hielt, die mir aber doch höchst räthselhaft war, und meine Meinung über ihre Wesenheit schwankend ließ, viel von meinem Muthe genommen und nur eine unbesiegbare Neugierde, zu wissen, was es mit diesen Gaukeleien eigentlich für eine Bewandniß habe, machte mich bei meinem Vorsatze beharren; doch bald fand ich Ursache genug, meine Beharrlichkeit zu bereuen.

Je weiter ich in dem dunkeln schauerlichen Waldgebirge fortschritt, je unheimlicher wurde es um mich her, und ich fing im Ernste an übernatürliche Dinge zu ahnen. Seltsame Thier- und Menschenstimmen ließen sich bald nah bald fern hören; jetzt tönte es wie ein Jagdgeschrei, dann wieder wie ein Kampfgetümmel; ein Klaggewimmer drang in mein

Ohr; kurz darauf wieder ein schallendes Gelächter. Wie oft ich auch nach der Seite hinging, von wo die Töne herkamen, so konnte ich doch keinen Gegenstand entdecken, der sie hätte hervorbringen können; von Zeit zu Zeit erblickte ich aber an dem Wege Menschen in altfränkischen Gewändern, die aber in dem Augenblick ihres Erscheinens wieder verschwanden; auch ließen sich öfters wilde Thiere sehen, die ein wunderbar verständiges Ansehen hatten, und mich nicht wenig bange machten. Endlich gelangte ich zur Höhe des Berges, die, gänzlich baumlos, ein wildes Chaos von zertrümmerten Felsenblöcken und verschiedenen, durch irgend eine ferne Natur-Revolution zusammengeschwemmten Erdschichten war. Ganz am Ende dieses Bergrückens erhob sich eine Felsenspitze, und in dieser glaubte ich Vertiefungen zu erblicken, wodurch ich veranlaßt wurde meine Richtung dahin zu nehmen. Als ich näher kam gähnte mich eine weite Höhle an, deren Eingang stark betreten zu seyn schien, die also dadurch ein ganz vorzüglicher Gegenstand meiner Aufmerksamkeit wurde. Ich hatte mich mit einem Windlichte versehen, welches ich jetzt anzündete und mit mehr Muth als Klugheit in die Höhle schritt. Sie verengte sich bald zu einem geräumigen Gange, in

deſſen Hintergrunde ich eine Thüre fand. Ich verſuchte ſie zu öffnen, da wankte plötzlich der Boden unter mir und ich ſank in die Tiefe hinab.

5

Da ſtand ich nun wehrlos, in der Gewalt einer unbekannten Macht, und bereuete meinen Vorwitz, der mich in dieſe troſtloſe Lage gebracht hatte. Die Verſenkung in der ich mich befand war eine Schachtähnliche Rundung, von wenigſtens dreißig Ellen Tiefe, und von groſſen genau an einander paſſenden Quaderſtücken aufgemauert. Es war alſo keine Möglichkeit zum Entkommen vorhanden, und mein Tod ſchien mir gewiß. Ich müßte die Unwahrheit reden, wenn ich behaupten wollte, daß ich gleichgiltig bei dieſer traurigen Ausſicht geblieben wäre; vielmehr bemeiſterte ſich meiner ein Kleinmuth, der mir Thränen auspreßte und den man natürlich finden wird, wenn man bedenkt, daß ich in der Blüte meines Lebens, mit den Mitteln zum Genuſſe überflüſſig verſehen und mit meinem bisherigen Zuſtande hoch zufrieden war. Mein Unmuth hatte den höchſten Gipfel erreicht und äußerte ſich in lauten Klagen über meine Thorheit, da erbebte der Boden und ich ſtürzte wiederum jählings, doch ohne Schaden zu nehmen, in eine Tiefe hinunter.

Als ich mich von dieser Ueberraschung erholet hatte, wurde ich gewahr, daß ich mich in einem großen, dunkelerleuchteten Saale befand, in dessen Hintergrund ein, wie es schien, silberner Thron stand, auf dem ein majestätischer Mann saß, der mir bei meinem Namen rief und mir über meine Verwegenheit Vorwürfe machte. War es der Herr des Gebirges — so sagte er unter andern — der seine Macht Dir vor Augen brachte, so mußte er Deine Kühnheit, ihn aufzusuchen, bestrafen; waren es Menschen, die Dich täuschten, so mußten sie wichtige Zwecke haben, sich in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, und Dein Bemühen ihnen den Schleier, der ihr Wirken verdeckte, zu entreißen, war thöricht, da Dir die Macht fehlt, Dich gegen sie zu sichern, wenn sie es für nöthig fanden Dich, um ihr Geheimniß zu bewahren, zu verderben. Indessen soll Deine Strafe für diesesmal nur darin bestehen, daß Du eine vergebene Arbeit unternommen hast, und Du wirst morgen mit dem anbrechenden Tage ohne allen Schaden entlassen werden, wenn Du mit einem Eide gelobest, das auszurichten, was ich von Dir verlangen werde, und was weder Deine Kräfte übersteigen, noch gegen Dein Pflichtgefühl sein soll. Erfreut über diese unerwartet glückliche Wen-

dung meines gefährlichen Abentheuers, stand ich nicht an die eidliche Zusage, unter dem von ihm festgesetzten Vorbehalt, zu leisten. Stand nun machte er mich mit den von mir zu übernehmenden Verbindlichkeiten bekannt, die darin bestanden: erstlich den Ort an dem ich mich vorgestern und heute befunden habe, ohne erhaltene Erlaubniß, nie gegen Jemanden näher zu bezeichnen; zweitens so gleich nach einer Stadt, die zu nennen mir auch nicht erlaubt ist, durch Tag und Nacht zu reisen, mich dort bei einem Manne, der mir näher beschrieben wurde, zu melden, ihm ein gewisses Zeichen zu machen und das zu thun, was er von mir verlangen würde.

Auf ein Zeichen, das er nun gab, erschienen ein paar alterthümlich, doch kostbar gekleidete Jünglinge, die mich durch mehrere, weite, mit königlicher Pracht geschmückte Hallen in ein Gemach führten, wo eine reich besetzte Tafel stand, an die ich mich auf die Einladung meiner Führer setzte, und es mir recht wohl schmecken ließ. Zu trinken weigerte ich mich anfangs, denn ich wollte nicht wieder durch Laudanum eingeschläfert werden und wo möglich beobachten, auf welchem Wege ich zurück gebracht würde; doch die Jünglinge äußerten lachend: es gäbe ja auch andere Mittel einen festen Schlaf

zu machen, als bloß vermittelst des Trinkens, und erboten sich mir Bescheid zu thun. Da ließ ich mir denn auch den köstlichen Wein wohl behagen. Eine anmuthige Musik und andere Unterhaltungen fehlten auch jetzt nicht, und als ich mich zur Ruhe zu begeben wünschte, zeigten mir meine Führer ein köstliches Bette an, und entkleideten mich. Ermüdet von so vielen Ueberraschungen schlummerte ich bald ein.

6.

Als ich am andern Morgen erwachte, befand ich mich in der Einsiedlerhütte, wo meine Abentheuer begonnen hatten, auf einem Lager von Moos liegend. Ich kleidete mich eilig an, um den Heimweg anzutreten, und fand vor der Hütte einen Burschen in der Landestracht, der mir durch Zeichen zu erkennen gab, daß er stumm sey, und den Auftrag habe, mich auf den rechten Weg zu bringen. Ich überließ mich seiner Leitung, und nachdem wir ungefähr eine Stunde gewandert hatten, befanden wir uns auf der Heerstraße, worauf mich mein Führer verließ. Ich setzte nun meinen Weg fort, und traf gegen Mittag, zur großen Freude meines Bedienten, der meinetwegen in nicht geringen Sor-

gen gewesen war, auf der Station, von wo ich ausgegangen war, wieder ein.

Um meine Verbindlichkeit zu erfüllen, nahm ich sogleich Kourierpferde und eilte nach der Stadt hin, wo ich meinem Versprechen nach eintreffen sollte. Ungeachtet ich meine Reise nach Möglichkeit beschleunigte, so beendigte ich sie doch erst am vierten Tage. Sobald ich angelangt war, und mich durch einen kurzen Schlaf erholet hatte, ging ich zu dem Manne hin, bei dem ich mich melden sollte, welches ein alter Geistlicher war. Er bat mich ihm zu folgen, und führte mich in einen Pallast, wo er mich im Vorzimmer warten hieß, und sich dann zu dem Besitzer des Hauses begab, um mich zu melden. Dieser kam bald in Begleitung eines andern Mannes, der, wie ich nachher erfuhr, sein Secretair war, schien sehr erfreut über meine Ankunft, und führte mich durch mehrere Zimmer, die er sorgfältig verschloß, in sein Kabinet. Auf seine Bitte mußte ich ihm geloben, nichts von dem, was ich hier erfahren würde im Laufe einer bestimmten Zeit auszusagen, und auch nach Verlauf derselben nie das Land, die Stadt und die Personen in Beziehung dessen, was mir eröffnet werden sollte, zu nennen. Nachdem ich dieses Versprechen geleistet hatte, äußerte er folgendes.

„Sie sind einem gefährlichen Geheimnisse nahe gekommen; auf welche Weise? ist mir zwar noch unbekannt, doch bin ich überzeugt Sie haben keine nähere Kenntniß davon, und zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen auf das heiligste versichern, es ist nichts Sträfliches, sondern vielmehr etwas, das das Wohl eines Theiles der Menschheit bezweckt, was Ihnen, wie jedem Uneingeweihten aber verborgen bleiben mußte. Durch das von Ihnen gegebene Zeichen bin ich berechtigt, eine Forderung an Sie zu machen, die Sie freilich befremden wird, da Sie den Zweck nicht kennen, deren ich Sie jedoch unter keinem Beding überheben kann. Sobald Sie aber mein Gesuch erfüllt haben werden, will ich Sie auf mein Ehrenwort von der unumgänglichen Nothwendigkeit derselben überzeugen. Die Forderung bestehet darin, daß Sie sich hier sogleich entkleiden und mir Ihren entblößten Rücken zeigen." —

Sie kennen sich mein Staunen bei dieser Zumuthung denken; ich glaubte einen Tollhäusler vor mir zu sehen, und ließ ihm dieses nicht undeutlich merken; aber er versicherte mir, daß ich auf keine Weise lebendig aus seinem Pallast kommen könne, bis ich seinem Verlangen nachgegeben habe. Voll Unwillen mußte ich mich endlich, da ich seine Be-

barrlichkeit sah, dazu entschließen, worauf er mit einem Schwamm, den er in eine wohlriechende Flüßigkeit tauchte, über meinen Rücken fuhr, und darauf der Secretair sich mit einer Schreibtafel und Bleifeder nahete, sehr genau auf meinen Rücken blickte, und dann in die Schreibtafel schrieb. Ich dachte in ein Narrenhaus gerathen zu sein, und mußte, trotz meines Aergers laut auflachen, als ich dieses seltsame Beginnen sah, aber man versicherte mir, mich sogleich darüber aufzuklären.

Endlich war man mit dem Besichtigen und Schreiben fertig, und nun hielt mir der Secretair einen Hohlspiegel vor, durch welchen ich in einen nahe hängenden Planspiegel meinen Rücken erblickte, der dicht mit kleinen Characteren beschrieben war. Er machte nun meinen Rücken mit einer weißen Flüßigkeit naß, worauf sich die Züge verwischten und unleserlich wurden. Als ich mich wieder angekleidet hatte, sagte der Mann, in dessen Pallast ich mich befand, zu mir: „Sie haben sich nun selbst überzeugt, daß man sich Ihres Rückens statt eines Bogens Papier bedienet hat, um einen Brief darauf zu schreiben, und da dieser, wie ich betheuern kann, von großer Wichtigkeit war, so werden sie um so eher verzeihen, wenn ich Sie nö-

thigte, mir die erforderliche Abschrift zukommen zu lassen. Daß man auf diese, ich gestehe es, unzarte Art Sie benutzt hat, um mir gewisse unentbehrliche Nachrichten mitzutheilen, darüber haben Sie freilich Ursache zu zürnen; indessen ich hoffe Sie entschuldigen es mit dem Drange der Umstände, und beruhigen sich mit der Ueberzeugung, zu einem guten Zweck, wenn gleich wider Willen, mitgewirkt zu haben."

Der Einfall, meinen Rücken, ohne daß ich es wußte, zur Schreibtafel zu benutzen, kam mir so originell drollig vor, daß ich unmöglich darüber zürnen konnte, und als mich der Briefempfänger bat, sein Gast zu Mittage zu sein, so nahm ich die Einladung an, in der Hoffnung, im Laufe der Unterhaltung etwas über jene geheimnißvollen Gebirgsbewohner zu erfahren.

7.

Wir speiseten auf der Serviette, und mein vornehmer Wirth entwickelte eine ganz ungemeine Gabe der Unterhaltung, wodurch er meine Aufmerksamkeit so unausgesetzt in Anspruch nahm, daß ich nicht dazu kommen konnte, das Gespräch auf die Gebirgsbewohner zu lenken. Als der Nachtisch aufge-

tragen war, und sich die Bedienten entfernt hatten, suchte ich der Sache näher zu kommen, worauf er, dieses merkend, selbst das Gespräch darauf brachte, indem er sich äußerte:

„Sie wünschen wahrscheinlich von mir eine Aufklärung über die von Ihnen im Gebirge erlebten seltsamen Begebenheiten, woron ich im Briefe auch einen Wink erhalten habe, zu empfangen, und gern würde ich sie Ihnen in dem vollsten Umfange geben, wenn Verhältnisse und Pflichten mir nicht ein Schweigen auflegten, welches ich, bei allem Zutrauen, das ich in Ihren Charakter setze, nicht im Stande bin zu brechen. Doch konnte Ich Ihnen vielleicht über einen oder den andern Umstand Licht geben, ohne meine Pflicht zu verletzen, und dazu bin ich gern bereit, sobald Sie mir Ihre dießfallsige Wünsche anvertrauen wollen.“

Ich that nun eine Menge Fragen über das Wer? Wie? Wo? den Zweck und die Mittel jener Geheimnißvollen, worauf er mir folgendes erwiederte.

„Daß Sie nicht in den Händen des Rübezahl waren, und daß es mit den Zaubereien, die Sie sahen, natürlich zuging, darf ich Ihnen nicht erst versichern, da Sie schon davon überzeugt sind. Wer

der angebliche Gebirgsherr ist, wer seine Gehilfen sind, und welchen Zweck ihr dortiges Treiben hat? darüber muß ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben; nur so viel darf ich betheuern, daß es eine sehr edle Absicht ist, zu der jene Gesellschaft sich vereiniget hat. Das Zauberspiel in der Einsiedlerhütte war nicht auf Sie, sondern auf eine hohe Person, die in jener Gegend reiset, berechnet; nur der Zufall führete sie hinein, und um einer möglichen Störung vorzubeugen, mußten Sie durch jene Täuschungen beschäftigt werden. Wer Sie waren erfuhr man durch Ihre Papiere, die man in Ihrem Gepäcke fand, das man durchsuchte, während Ihre Leute durch ein Opiat fest schlafend erhalten wurden. Es ließ sich voraussehen, daß Sie den Ort am Tage würden untersuchen wollen, an welchem Sie so vieles Ihnen Unerklärliche gesehen hatten, und man war darauf vorbereitet, Sie durch neue Täuschungen über das Wesen und den Zweck der Bergbewohner irre zu führen.

Ich habe freilich über alles dieses nur einzelne kurze Andeutungen erhalten, da Sachen von wichtigerem Belange den Inhalt des Briefes ausmachten, aber ich bin vertraut genug mit der Handlungsweise jener Geheimnißvollen, um mir das, was Ihnen begegnet ist, vollständig erklären zu können.

Daß Sie einen Brief an mich hatten, ohne es selbst zu wissen, und den Ort wo er sich befand, erfuhr ich durch das von Ihnen gegebene Zeichen, welches für einen solchen Fall unter uns verabredet war. Wir haben mehrere geheimnißvolle Arten uns Nachrichten zukommen zu lassen, wenn der gewöhnliche Weg unseres Briefwechsels unterbrochen ist, und dieses war eine davon, doch bedienen wir uns jeder nur einmal. Eine Ahnung, die man gerade jetzt von unserer Verbindung hat, und das Bemühen einer feindlichen Macht, sie auf die Spur zu kommen, nöthigte uns zu dieser Vorsicht.

Ich hätte mich des Opiums bedienen können, um, ohne Ihr Wissen, das auf Ihrem Rücken Geschriebene zu lesen, aber auf Ihre Verschwiegenheit bauend, wollte ich Ihnen den Genuß der doch immer einigermaßen der Gesundheit nachtheiligen einschläfernden Mittel ersparen.

Sie können zwar fragen: wer uns das Recht gab Ihre Person ohne Ihre Einwilligung als Mittel zur Erreichung unserer Zwecke zu gebrauchen? und ich würde Ihnen nur die unzureichende Antwort geben können: daß die Nothwendigkeit uns dazu drang. Doch da auch wir dagegen die Frage auf-

werfen könnten: wer Ihnen die Befugniß gab, in unsere Geheimnisse eindringen zu wollen? so lassen Sie uns gegen einander aufheben und beruhigen Sie sich mit dem Bewußtseyn, einer Gesellschaft guter Menschen einen wichtigen Dienst geleistet zu haben."

Ich gab ihm die Versicherung, nicht im mindesten erzürnt über diese seltsame Briefstellerei zu seyn, und wir schieden als gute Freunde von einander.

Die Zeit des Schlafengehens ist, wie ich bemerke, bereits herangenahet, ich muß mir daher für ein zweites in Böhmen erlebtes Abentheuer, welches ich noch zu erzählen wünsche, Ihre Aufmerksamkeit für den morgenden Abend erbitten.

Dritter Abend.

IV.

Sir Romney's zweites Abentheuer.

Sir Romney erfüllte am nächsten Abende sein Versprechen mit folgender Geschichte.

1.

Das Abentheuer, welches ich Ihnen gestern zu erzählen das Vergnügen hatte, brachte mich zwar ein ziemlich Stück Weges von Wien ab, konnte mich aber nicht bestimmen meinem Vorsatze, für einige Zeit mich dort aufzuhalten, zu entsagen, und ich eilte mit hochgespannter Erwartung nach jenem berühmten Kaisersitze. Wie sehr jeder Genußlustige in jener in ihrer Art einzigen Stadt befriediget wird, ist Ihnen allen gewiß bekannt und ich kann es überhoben seyn, Ihnen die Freuden meines dortigen

Aufenthalts weitläuftig zu schildern. Ich hielt mich mehrere Monate lang dort auf und gab mich ganz den Genüssen und Zerstreuungen hin, zu denen mein Alter und mein Vermögen mich berechtigten, und wofur ich durch einen muntern Humor, der nicht immer eine Eigenschaft meiner Landesleute ist, empfänglich war.

Jeder Sättigung folgt Ueberdruß, dieses war auch bei mir der Fall; denn mir wurde endlich auch mein Aufenthalt in Wien langweilig, und ich sehnte mich darnach ihn zu verändern. Aber wohin mich nun wenden? Nach Frankreich und Italien konnte ich politischer Verhältnisse wegen nicht, in der Schweiz war ich unlängst gewesen, eine Rheinreise mochte ich nicht machen, weil mir der Aerger, das linke Ufer dieses Flusses in den Händen unseres Erbfeindes zu sehen, jedes Vergnügen verbittert haben würde, und so kam ich denn nach vielem Ueberlegen zu dem Entschlusse, eine Fußreise durch die Böhmischen und Schlesischen Gebirge zu machen, und mich nach deren Beendigung nach Berlin zu begeben, wo es mir stets für die Länge am Besten gefiel, und wo ich mehrere mir sehr werthe Freunde fand.

Ich sandte zu dem Ende mein Gepäcke mit der Post nach Berlin und trat meine Fußreise an, nach-

dem ich den Wiener Witzlingen noch Gelegenheit gegeben hatte, sich über mich lustig zu machen, da ihnen eine Fußreise von so bedeutender Ausdehnung etwas so Unerhörtes war, daß sie nicht Anstand nahmen mich für einen Bedlamiten zu erklären.

Der reiche, bunte Herbst hatte bereits seine milde Herrschaft begonnen, als ich meine Reise antrat, auf der ich ein noch nie gefühltes Vergnügen genoß. Diese Jahreszeit hat manche eigenthümliche Vorzüge, die dem Fußreisenden zu gut kommen; besonders gehört dazu die milde Lufttemperatur und und an heitern Tagen die Reinheit der Luft, die alle fernen Gegenstände aufs klarste zu sehen erlaubt. In Hinsicht der übrigen Schönheiten, die allein dem Herbste eigen sind, und die freilich mitunter einen etwas schwermüthigen Charakter haben, wird zwar nicht jeder meinen Geschmack billigen; doch läßt sich darüber nicht streiten, und ich begnüge mich zu versichern, daß ich bis auf das mit zugestoßene Abentheuer, woron sogleich die Rede seyn wird, nie genußvoller gereiset bin, als gerade dieses mal und zwar der herbstlichen Jahreszeit wegen.

2

Ich hatte bereits einen großen Theil von Böh-

men durchstrichen und war schon halb entschlossen den Rest des Weges mit Extrapost zurück zu legen, da die Tage immer kürzer und die Wege schlechter wurden, als ich eines Abends mich in einem großen Walde verirrte. Mir war dieses um so unerwarteter, da ich in dem Wirthshause, wo ich genächtigt hatte, mir den Weg von einem Manne, der der Gegend kundig seyn wollte, sehr genau hatte bezeichnen lassen, und meines Wissens stets den Merkzeichen gefolgt war, die er mir, als den rechten Weg bezeichnend, angegeben hatte. Der Abend war nicht mehr fern, und konnte ich nicht vor dem gänzlichen Hereinbrechen der Dunkelheit eine menschliche Wohnung erreichen, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf der bloßen Erde zu betten, was so unangenehm als gefährlich war.

In dieser Verlegenheit fing ich laut zu rufen an, um ein Zeichen zu erhalten, wenn vielleicht sich Jemand in der Nähe befand. Mein Versuch war nicht vergebens, denn mir antwortete aus der Ferne eine Stimme, und nach mehrmaligem Hin- und Herschreien, sahe ich mich einem Manne von ziemlich widerlichen und rauhen Ansehen gegenüber, der sich für einen Revierförster ausgab, und mir auf meine Bitte, mich nach irgend einem bewohnten

Orte, wo ich nächtigen konnte, hinzuführen, ein Unterkommen in seinem Hause verhieß.

Wir gingen eine kleine Strecke Weges, bis wir zu einem alten hölzernen Hause gelangten, worin der Förster wohnte. Wir fanden darin ein junges Frauenzimmer von reizender Gestalt, das die Stelle einer Haushälterin zu vertreten schien, und welcher der Förster den Befehl ertheilte, mir ein Nachtessen und ein Bette zu besorgen. Er selbst entfernte sich darauf, unter dem Vorwande dringender Geschäfte, und sagte, er würde wohl erst um Mitternacht oder gegen Tagesanbruch nach Hause kommen können.

3.

Das Mädchen, welches an dem im Zimmer befindlichen Kamin das Essen bereitete, sah mich mehrmals mit einer traurigen Miene an, und seufzte. Ich schloß daraus, daß irgend ein geheimer Kummer sie quäle und äußerte mich darüber, indem ich sie zugleich fragte, ob ich ihr helfen könne? Sie erwiederte mir darauf: „Ich wünsche Ihnen etwas zu entdecken, doch kann ich es nur unter dem Bedinge thun, wenn Sie im Stande sind etwas höchst schreckliches zu vernehmen, ohne darüber die Fassung

zu verlieren, und wenn Sie mir das Versprechen geben wollen, von dem, was Sie erfahren werden, sich nichts merken zu lassen, im Fall wir hier Gesellschaft bekämen." Ich war durch diesen Eingang äußerst neugierig gemacht worden, und gab ihr die Versicherung meines unverbrüchlichen Schweigens, worauf sie mich bat neben dem Kamin Platz zu nehmen, damit sie leise sprechen könne. Während ihre Hände mit der Bereitung eines Eierkuchens beschäftiget waren, eröffnete sie mir folgendes.

„Sie sind in eine Mördergrube gerathen. Man weiß, daß Sie in Ihrem Reisesack eine bedeutende Summe Geldes haben, und durch eine falsche Bezeichnung des Weges hat man Sie hieher gelockt; auch wären Sie bereits auf dem Wege ermordet, wenn die Spießgesellen ihres Wirths nicht gerade anderswo beschäftiget wären." Ich brach in einen Schrei des Entsetzens aus, worauf sie mich mit vieler Aengstlichkeit bat, mich ja zu mäßigen, da es möglich sey, daß wir behorcht würden und wir denn unfehlbar beide verloren wären, wenn man merkte, daß sie mir entdeckt habe, in wessen Händen ich mich befände. Ich fragte, ob sie kein Mittel mich zu retten wisse? und ob ich mich nicht durch eine schleunige Flucht den Händen der Mörder entziehen

kenne? Sie entgegnete: „Eine Flucht kann Sie nicht wohl in Sicherheit bringen, denn obgleich der Wirth dieses Hauses, der seine Genossen zu rufen ging, mit deren Hilfe er Sie zu überwältigen gedenkt, wenn er diese nicht etwa unterwegs trifft, erst in drei oder vier Stunden wieder zurückgekehrt seyn kann, so würde diese Zeit doch noch immer zu kurz für Sie seyn, um aus dem Walde zu kommen; man würde mit Hilfe der dazu abgerichteten Hunde bald Ihre Spur gefunden haben, und sie wären um so gewisser verloren und ich mit Ihnen. Eine Gegenwehr, würde wegen der zu großen Ueberlegenheit der Mörder ganz vergebens seyn; doch verzagen Sie noch nicht, ich hoffe irgend einen Ausweg zu Ihrer Lebensrettung zu ersinnen."

Man kann denken, wie mir bei dieser Nachricht, die mir die traurige Aussicht zu einem gewissen Tode gab, zu Muth war. Vergebens strengte ich mein Nachdenken an, um ein Mittel zum Entrinnen ausfindig zu machen; mir schien jeder Ausweg verschlossen, und ich hielt mich für einen verlorenen Mann.

4.

Nachdem das Mädchen eine Zeitlang tiefsinnig in die Flamme des Heerdes gesehen hatte, blickte sie

endlich mit erheiterter Miene empor und rief: „ich habe die einzig mögliche Art gefunden, wie wir lebendig aus der Gewalt der Mörder kommen können; es ist freilich auch ein Wagstück dabei, doch unternehmen wir es nicht, so ist Ihr Untergang gewiß, und meine Hoffnung, aus dieser Mördergrube zu kommen gehet für immer verloren. Vernehmen Sie also: Eine Viertelstunde von hier ist eine Höhle, worin die Mörder stets die Leichname der in diesem Hause Ermordeten werfen, wohin mir der Weg so bekannt ist, daß ich ihn auch im Finstern zu finden mir getraue. Dahin müssen wir gehen und uns verbergen, nachdem wir vorher dieses Haus angezündet haben. Da die Räuber in diesem Hause viele Sachen von Werth verborgen haben, so werden sie sich mit Aufsuchung des Restes derselben in dem Brandschutt so lange beschäftigen, daß ihnen keine Wahrscheinlichkeit mehr bleibt uns einzuholen; wir aber müssen zwei bis drei Tage in der Höhle verweilen, die aus Aberglauben von ihnen nie betreten wird, und dann müssen wir versuchen, bei Nacht aus dem Walde zu entkommen.“ — Dieser Vorschlag gewährte freilich auch keine Gewißheit unseres Entkommens, allein in Ermanglung eines bessern bot ich gern die Hand dazu. Das Mädchen

belud sich nun mit einigem Vorrath von Lebensmitteln, nahm mehrere männliche Kleidungsstücke mit, um sich gegen die Kälte zu schützen, und nachdem wir an eine hölzerne Wand des Hauses Feuer angelegt hatten, traten wir unsere Flucht nach der Höhle an.

Mir wurde der Weg dahin unerträglich lang, denn ich fürchtete von den Mördern verfolgt und eingeholt zu werden, und auch meine Führerin zitterte vor Angst, besonders da sie bemerkte, daß sie von dem rechten Pfade abgekommen und nicht gewiß war, ob sie die Höhle treffen würde. Endlich fanden wir sie und nun stiegen wir, nicht ohne Gefahr hinunter zu stürzen, auf den hervorragenden Stücken der Felsenwand in die schauerliche Gruft hinab.

Sie war von beträchtlicher Tiefe und ein ekelhafter Leichengeruch duftete uns entgegen, der, je mehr wir uns dem Boden näherten, desto unerträglicher wurde. Als wir unten waren, überzeugten wir uns, daß wir unmöglich wieder auf dem Wege hinauf kommen könnten, und daß uns die mephitische Luft in kurzem tödten würde; denn kaum befanden wir uns einige Augenblicke hier, und schon waren wir von dem pestilenzialischen Gestank ganz

betäubt. Es herrschte eine vollkommne Finsterniß in der Höhle, und bei jedem Tritte stießen wir an Leichen, die auf dem Boden zerstreut umher lagen. Ich versuchte es über die Körper wegzuschreiten, und machte die Entdeckung, daß die Höhle eine beträchtliche Ausdehnung hatte, und daß der Geruch abnahm, je weiter ich in den Hintergrund vordrang. Endlich bemerkte ich einen Luftzug, und diesem folgte ich, bis ich die Luft vollkommen rein fand. Meine Begleiterin kam mir Schritt vor Schritt nach, und wir suchten uns eine Stelle aus, auf der wir vorläufig bleiben wollten. Die Angst, der Schauder, der Ekel hatten, verbunden mit der Anstrengung, die es uns kostete in die Höhle hinabzuklimmen, so auf uns eingewirkt, daß wir bald erschöpft in einen todtenähnlichen Schlaf sanken, aus dem wir erst, wie ich nach meiner Repetieruhr wissen konnte, nach zwölf Stunden wieder erwachten. Unser Lager war der harte Stein; ich hatte den Kopf an die Felsenwand gelehnt, und meine Gefährtin ließ ihr Haupt auf meiner Brust ruhen. Unter andern Umständen würde die so innige Annäherung eines reizenden Frauenzimmers gewiß meine Sinnlichkeit in Aufruhr gebracht haben, unter den schauerlichen Umgebungen aber, und bei

der gefahrvollen Lage, in der ich mich befand, war ich nur zu ernsten, traurigen Empfindungen gestimmt, und kein unlauterer Gedanken faßte bei mir Platz.

5

Als wir uns nach dem Erwachen mit einigen von den mitgenommenen Lebensmitteln gestärkt hatten, bat ich meine Begleiterin mich mit ihrem Schicksal und mit ihrem Verhältniß zu den Räubern bekannt zu machen, worauf sie mir folgende Aufklärung gab.

„Ich [illegible] die Tochter eines Kaufmanns aus Schlesien und wurde von meinem Vater gegen meinen Willen an einen Leinwandshändler in Böhmen verheirathet. Mein Gatte ein junger Mann von ziemlich kaltem Temperamente, hatte mich bloß der Handelsverbindungen mit meinem Vater wegen geheirathet, und ich gab ihm die Hand, weil ich der Vorwürfe der Meinigen über meine Weigerung satt war, und nicht länger ein ungehorsames Kind heißen wollte. Wahrscheinlich aber hätten wir doch eine erträgliche Ehe geführt, wenn mein Gatte mir nicht gleich nach unserer Verbindung entrissen worden wäre."

„Unsere Hochzeit war in dem Hause meines Va-

ters, wo wir noch einige Zeit nach unserer Verbindung verweilten und dann, von meinem Vater mit einer ansehnlichen Summe baaren Geldes ausgestattet, nach unserem Wohnsitze abreiseten. Auf dieser Reise wurden wir von einer Räuberbande überfallen, die uns ausplünderte, meinen Mann, der sich zur Wehr setzen wollte, ermordete, und mich mit sich fortschleppte, wo ich denn dem Ungeheuer zu Theil wurde, dem auch sie in die Hände fielen.

„Meine Lage war, wie Sie sich denken können, höchst traurig; ich mußte die Geschäfte einer Haushälterin bei den Räubern übernehmen, die sich gewöhnlich in dem Hause aufhielten, wo Sie mich antrafen, und mir wurde angekündiget, daß jeder etwannige Versuch zu entfliehen, unfehlbar mit dem Tode bestraft werden würde. Uebrigens gestand man mir die Befugniß zu mich der aufgehäuften Vorräthe von Kleidungsstücken und von zum Theil auserlesenen Leckereien nach Belieben zu bedienen, auch hatte ich die Freiheit bis zu einer gewissen Weite im Walde zu lustwandeln, da man sich wegen der Größe des Forstes vor einer möglichen Flucht gesichert glaubte, und man mein Entweichen stets früher inne werden konnte, als es mir möglich war einen bewohnten Ort zu erreichen.“

„Ich würde mich in mein Schicksal gefunden haben, wenn meine Gefangenschaft mir nicht durch zwei Umstände unerträglich gemacht worden wäre, nämlich durch den Gedanken mit Mördern unter einem Dache hausen, an einem Tische essen, ihnen Dienste leisten und oft sogar Zeuge ihres blutigen Frevels seyn zu müssen; denn aber durch die Anfälle dieser Lotterbuben auf meine Ehre, denen ich nur allein vermittelst ihrer gegenseitigen Eifersucht entgehen konnte, da Keiner dem Andern mich gönnte, und ich also immer Einen zum Schutz gegen den Andern gebrauchen konnte.“

„Ich dachte Tag und Nacht darauf mich von dieser abscheulichen Sklaverei zu befreien, allein ich konnte kein Mittel ausfindig machen meine Absicht zu erreichen. Endlich versuchte ich es meine Tyrannen sicher zu machen und dann einen glücklichen Zeitpunkt wahrzunehmen, um ihnen zu entfliehen; ich ging dabei auf folgende Weise zu Werke. Ich verbarg meinen Abscheu gegen die Räuber und stellte mich recht zufrieden mit meiner Lage, wozu ich den Vorwand dadurch fand, daß ich sie glauben ließ, ich sey habsüchtig und eitel und über die mir von ihnen häufig gegebenen Geschenke höchst erfreut. Die mir erlaubten Spaziergänge dehnte ich so lange als mög-

lich aus und wenn ich denn vermittelst der dazu abgerichteten Hunde aufgesucht wurde, so ließ ich mich nur stets innerhalb des mir angewiesenen Kreises, eifrig Kräuter, Schwämme und Beeren suchend, finden. Auch erhielt ich die Räuber mit Hilfe meiner Kochkunst stets bei guter Laune."

„Auf diese Weise waren mehrere Monate vergangen und ich hatte den Argwohn der Bösewichter wirklich eingeschläfert: nun schickte ich mich zur Flucht an. Ich hatte mich schon einigemal, ohne entdeckt zu werden, ziemlich weit über die Grenze des mir angewiesenen Kreises hinausgewagt, und einen ziemlich stark befahrenen Weg, auch eine hohle Eiche entdeckt, in welcher ich mich verbergen zu können glaubte. Dahin trug ich einige Lebensmittel, und an einem Tage da ich merkte, daß die Räuber einen ziemlich entfernten Streifzug machten, entfloh ich bis zur Eiche, in deren Höhlung ich mich hinab ließ, um daselbst ein paar Tage zu verweilen und denn bei Nacht weiter zu gehen."

„Ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn kaum war die Nacht angebrochen, als die Räuber mit Hilfe der Hunde mich ausspürten und mit Schmähungen aus der Eiche hervorzogen. Sie schleppten mich zurück bis in eine nahe dem Hause

gelegene Schluft, zünderten daselbst ein Feuer an, entkleideten mich, banden mich an einen Baum und machten sich fertig mich zu erschießen. Die Lebenslust erwachte in mir, ich flehte sie um Schonung an, doch sie waren taub zu meinem Bitten. Mehrmals legten sie auf mich an, meine Todesqual schien sie zu belustigen und endlich machte sogar einer den Vorschlag, das Schießen zu unterlassen, um nicht die übrigen Kameraden im Walde zu beunruhigen, und statt dessen einige Feuerbrande um den Baum zu legen, an den ich gebunden war, und mich so lebendig verbrennen zu lassen. Ich verlor, als ich dieses hörte, beinahe die Besinnung. Da trat der Besitzer des Hauses, der nämliche, den Sie gesehen haben, und der von seinen Genossen der schwarze Steffen genannt wird, zu mir und flusterte mir zu: willst Du mein Bette mit mir theilen, so will ich versuchen Dich zu retten, wo nicht so überlasse ich Dich deiner verdienten Bestrafung."

„Sie werden mich wegen der Schwäche, mit meiner Schande mein unglückliches Leben zu erkaufen, verdammen und ich selbst habe mir oft bittere Vorwurfe darüber gemacht; aber bedenken Sie die schauderhafte Aussicht lebendig verbrannt zu werden, ziehen Sie meine seit mehreren Stunden erlittene

Todesangst in Erwägung und Sie werden mich, wenn auch nicht gerechtfertiget, doch für entschuldigt halten. Ich willigte in den Vorschlag des schwarzen Steffen ein, und nun begann ein lebhafter Streit unter den Räubern, der ein blutiges Ende zu nehmen drohte, aber doch ohne Kampf und zum Vortheil meines Beschützers endete, der Mittel gefunden haben mußte seine Genossen zu besänftigen. Ich wurde nun losgebunden und dem schwarzen Steffen übergeben, der mir einen fürchterlichen Eid abnahm, daß ich nie entweichen wolle, und dessen Lüsten ich nun zum Opfer dienen mußte.“

„Ich war seit den zwei Jahren, die ich von der Zeit ab unter den Räubern verlebt habe, Zeuge von vielen Ermordungen, bei denen ich den Abscheu verbergen mußte, der mich bei dem Anblick dieser Greuel ergriff; da die Unmenschen jede Aeußerung des menschlichen Gefühls auf das grausamste zu ahnden drohten. Der schwarze Steffen hat durch seine Räubereien bereits einen großen Reichthum zusammengebracht, dessen Versteck er mir entdeckt und mir auch den Plan vertrauet hat, sich von der Bande zu trennen, in einer entfernten Gegend anzukaufen, und denn sich mit mir ehelich zu verbinden. Er glaubt mich durch diese Aussicht vollkom-

men an sich gefesselt zu haben, und hat mir seitdem alle nur mögliche Freiheit verstattet. Doch ich wollte lieber das Aergste über mich ergehen lassen, als ihm länger angehören, und wurde schon längst meinem unglücklichen Dasein ein Ende gemacht haben, wenn mich die Hofnung, auf irgend eine Weise zu entkommen, nicht davon zurück gehalten hätte."

6.

Ueber die Stärke der Bande und ihre Einrichtung gab sie mir die Auskunft, daß solche wenigstens aus vierzig Mann bestehe, die zu zwei, drei und vier Personen in einem Hause in mehreren Gegenden des Waldes zerstreuet wohnten, und kein eigentliches Oberhaupt hätten, aber sich gegenseitig in ihren Unternehmungen unterstützten, auch mit mehreren Gastwirthen, die außerhalb des Waldes wohnten, in Verbindung ständen.

Ich verlor mich nun in Gedanken über meine gefahrvolle Lage, und ich gestehe, daß mir der Muth entsank. Meine Gefährtin schien ruhiger zu seyn, und unterhielt mich mit den Mordthaten, die sie hatte ansehen müssen. Wir blieben in dieser Lage drei Tage, während welcher Zeit wir unbeschreiblichen Durst litten, da das Frauenzimmer

bei dem Entweichen in der Eil kein anderes Getränk mitgenommen hatte, als einige Flaschen sehr feurigen Ungarwein, mit dem wir uns den Durst nicht löschen konnten. Am Abend des dritten Tages machte ich einen Versuch aus der Höhle zu steigen, doch er gelang nicht, und ich überzeugte mich, daß dieses auf dem Wege wo wir hineingekommen waren, ganz unmöglich sey. Schauderhaft stellte sich mir nun die Aussicht dar, in dieser Höhle zu verhungern, und meine Gesellschafterin, von diesem Gedanken ergriffen, brach in laute Klagen aus. Der jetzt sehr stark wehende Luftzug brachte mich auf den Gedanken, daß die Höhle noch eine andere Oeffnung haben müsse, und diese suchte ich nun auf. Wir gingen dem Luftstrome nach, der bald stärker bald schwächer wehte. Ich trat Fuß vor Fuß, um nicht in einen Abgrund zu stürzen, und meine Begleiterin folgte mir, sich an meinem Rockzipfel haltend. Meiner Vorsicht ungeachtet strauchelte ich über eine Erhöhung, bei welcher Gelegenheit mir mein Reisesack aus der Hand glitt, der, wie ich aus dem Schall vernahm, in ein tief unter mir stehendes Wasser fiel, wodurch ich zu einer größeren Vorsicht im Auftreten bewogen wurde, da ein Fehltritt mir leicht verderblich werden konnte. Der

Reiſesack enthielt meine ganze Baarſchaft, meine Päſſe, Empfehlungsbriefe und andere Sicherheitsurkunden, ferner: meine Wäſche und übrigen Reiſebedürfniſſe, und ſein Verluſt würde mir unter andern Umſtänden höchſt empfindlich geweſen ſeyn; jetzt, da meine Rettung noch ungewiß war, blieb ich ſehr gleichgiltig dagegen.

Unſere Entdeckungsreiſe durch die Höhle war mit vielen Beſchwerlichkeiten verbunden; denn da wir uns in der gänzlichen Dunkelheit nur längs der Felſenwand fortgreifen konnten, und bei jedem Tritte erſt mit den Füßen unterſuchen mußten, ob noch Boden zum Auftreten vorhanden ſey, ſo kamen wir nur langſam fort, und waren ſtets mit der Angſt erfüllt, in irgend einen Abgrund zu ſtürzen. Nach langem Taſten kamen wir endlich an eine Stelle, an welcher der Luftzug merklicher ausſtrömte, und bemerkten, daß ſich daſelbſt die Höhle zu einem Gang verengerte. Wir folgten dieſem erfreulichen Anzeichen eine ziemlich lange Strecke, wobei wir oft über Felſenblöcke wegklimmen, oft uns auf den Boden legend, durch die Verengerungen des Ganges durchkriechen mußten. Endlich erweiterte ſich der Gang wieder, die Luft wurde kühler und reiner, und als wir um ein Felſenſtück bogen, zeigte uns ein Lichtſtrahl den Ausgang aus der Höhle an.

7.

Wer schildert unser Entzücken, als wir aus der Dunkelheit hervortraten und den Sternenhimmel über uns und unter uns eine weite, mit zahlreichen Ortschaften besetzte Landschaft erblickten! In einer nicht großen Entfernung lag ein ansehnlicher Flecken vor uns, wie wir aus der Menge der erleuchteten Häuser schließen konnten; in dem Hintergrunde, deuteten die vielen Spitzen von Kirchthürmen eine Stadt an, und so weit man bei der Beleuchtung des Mondes sehen konnte, war die Gegend angebauet und bewohnt. Die Höhle selbst, vor der wir standen, lag in einem hohen, beinahe schroff abgeschnittenen Berge, der sich in eine unabsehbare Ferne hinzog, und die Scheidewand zwischen dem Räuberwalde und dem Thal machte. Wir waren also im Thale vollkommen sicher vor den Räubern, die sich in diese bevölkerte Gegend nicht wagen konnten, und unsere Freude, der Gefahr so glücklich entronnen zu seyn, war ohne Grenzen. Aber noch stand uns eine nicht kleine Schwierigkeit bevor, ehe wir uns ganz gerettet nennen konnten. Unser Standpunkt war wenigstens fünfhundert Fuß hoch über dem Thal erhoben, und der Berg bestand neben der Höhle aus einem beinahe senkrecht abgeschnittenen Felsen. Unsere

Versuche hinabzuklimmen wollten nicht gelingen, und wir mußten in die Höhe steigen, um von da einen gangbaren Pfad zu suchen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es uns endlich wieder tiefer hinab zu kommen, und bei anbrechendem Morgen betraten wir das Thal.

Wir wanderten nun der Stadt zu, und sobald wir diese erreicht hatten, begab sich meine Begleiterin in ein Frauenkloster, wo sie auf ihre Bitte eine Aufnahme erhielt, und so lange bleiben wollte bis ihr Vater sie abholen konnte. Ehe wir von einander schieden, gab sie mir den Mantel, den sie mitgenommen hatte, der mir bei der kalten Witterung gute Dienste that.

Ich befand mich, nachdem meine Begleiterin sich von mir getrennet hatte, in einer nicht geringen Verlegenheit; denn ich war ohne Geld und ohne alle Papiere, die meine Rechtlichkeit beweisen konnten, in einem fremden Lande und weit entfernt von allen meinen Bekannten. Ich beschloß nach Prag zu gehen, bis wohin ich noch zwanzig Meilen hatte, und dort hoffte ich Bekannte aus Wien anzutreffen, die mich mit den nöthigen Mitteln versehen sollten, um meine Reise nach Berlin fortsetzen zu können. Es wurde mir sehr sauer, gleich einem

Bettler die Gutherzigkeit der Menschen zu meinem Unterhalt in Anspruch nehmen zu müssen, und wenn man gleich in einigen Edelsitzen mich gastfrei aufnahm, und mich recht freigebig unterstützte, so ließ man doch allenthalben merken, daß man Zweifel in die Wahrheit meiner Erzählung setzte, und daß man mich für einen Landstreicher hielt, der auf eine feine Art bettle, und für empfangene Wohlthaten mit Lügen bezahle.

8.

So hatte ich mich bereits mehrere Tage umhergetrieben, als ich eines Abends, da die Dämmerung hereingebrochen war, auf einige Menschen stieß, die, sobald sie mich gewahr wurden, in einen Jubel ausbrachen, meine Knie umfaßten, mir die Hände küßten und in einer Sprache die ich nicht verstand, mit Fragen auf mich einstürmten. Ich fragte in Deutscher Sprache was dieses zu bedeuten habe? aber sie schienen meine Gegenrede nicht zu beachten, sondern fuhren in ihren Freudensbezeugungen fort und ein paar Menschen, die sich gleich anfangs entfernt hatten, kamen mit einem Wagen, der mit zwei Pferden bespannt war, zurück, hoben mich darauf, und fuhren schnell mit mir fort. Wir moch-

ten ungefähr eine halbe Stunde lang im ſtärkſten Trabe gefahren fern, als ein ansehnliches Schloß ſichtbar wurde, von welchem ein Reiter auf uns zukam. Sobald er ſich uns näherte riefen ihm meine Begleiter etwas zu, worauf er gleich umkehrte und im geſtreckten Galop nach dem Schloſſe zurück eilte. Wir fuhren gleichfalls dahin, und als wir es erreicht hatten, erſchienen mehrere Bedienten mit Kerzen, hoben mich ehrerbietig vom Wagen und führten mich in einen glänzend erleuchteten Saal. Hier befand ich mich kaum einige Augenblicke allein, als ſich eine Flügelthüre öffnete und zwei Damen, eine ältliche und eine jüngere, auf mich zu eilten und mich faſt mit ihren Umarmungen erſtickten. Ich ſuchte mich Ihnen zu entziehen und bat ſie ihren Irrthum einzuſehen, denn nur einem Irrthum konnte ich dieſe Liebkoſungen zu danken haben. Als ſie meine Stimme hörten fuhren ſie erſchrocken zurück und riefen: „Gott im Himmel, er iſt es nicht! Unterdeſſen war auch ein ältlicher Herr eingetreten, der mich von oben bis unten mit einem Späherblick beobachtete und dann fragte: wie kommen Sie zu dem Mantel! Ich erzählte in der Kürze meine Geſchichte und der Krager ſchüttelte mehrmals ungläubig den Kopf, während die Damen mit bekümmer-

ter Miene zuhörten. Er bat sich darauf den Mantel aus, den er, als ich ihn ihm gegeben hatte, sorgfältig untersuchte und in dessen Tasche er ein Taschenbuch fand. Es ist unbestreitbar, rief er aus, daß der Mantel dem Herren Grafen gehört, den wir nun seit vierzehn Tagen vermissen! die Weise, auf welche Sie in den Besitz desselben gekommen seyn wollen, klingt ein wenig zu romanhaft, um so unbedingt geglaubt werden zu können, so wie ein zu Fuße reisender Engländer auch zu den unerhörten Erscheinungen gehört. Sie werden mir also nicht verdenken, wenn ich nähere Beweise fodere, daß Sie wirklich die Personen sind, für die Sie sich ausgeben. „Wie kann ich Ihnen — erwiederte ich — diese hier zur Stelle liefern, da ich sie, wie ich schon erwähnte, in der Höhle verloren habe.“ Nun wohl, — rief er, — so muß ich thun was meines Amts ist. Der Mantel ist seinem Besitzer geraubt; die darauf befindlichen Blutspuren, deuten auf ein noch größeres Verbrechen hin und der Verdacht fällt auf Sie, daß Sie sich des Raubes und wohl gar eines Mordes schuldig gemacht haben; darum muß ich mich Ihrer versichern, bis ich den Beweis des Gegentheils erhalten habe.

Er entfernte sich auf einige Augenblicke und

kam in Begleitung eines Schließvogts und mehrerer Bauern zurück, die mich, meiner Gegenvorstellungen ungeachtet, mit schweren eisernen Ketten belasteten. Die ältere Dame wehklagte über den Verlust ihres Gemahls, die jüngere suchte sie zu trösten, auf mich strömten von allen Seiten Schmähungen und Verwünschungen ein, und ohne auf meine Betheuerungen, daß ich unschuldig an der mir beigemessenen That sey, zu achten, ließ man mich in ein dunkles Kellergewölbe hinab.

Nach mehreren Tagen führte man mich ins Verhör, welches der alte Herr, der, wie ich später erfuhr, der Gerichtshalter der Herrschaft war, abhielt. Meine Aussagen machten mich noch verdächtiger, denn ich konnte keinen von den Oertern nennen, in denen ich zuletzt gewesen war, theils weil ich, der Böhmischen Sprache nicht mächtig, daher mich also nicht darnach hatte erkundigen können, theils weil ich wirklich zu wenig darauf Achtung gegeben hatte, da ich nur allein darauf bedacht gewesen war so bald als möglich nach Prag zu kommen. Man drohte mir mit der Folter, wenn ich nicht freiwillig bekennen würde der Mörder des Mannes gewesen zu seyn, dem der Mantel gehörte, und obgleich ich dagegen erinnerte, daß die Anwendung der

peinlichen Frage den Gerichten in den Oestreichischen Staaten untersagt sey, so schien man darauf nicht achten zu wollen und nur durch einen Zufall entging ich der Tortur.

Man hatte nämlich in einem nahen Walde einen verstümmelten menschlichen Leichnam gefunden, den man für den vermißten Grafen erkannte, und man veranstaltete dem Ermordeten zu Ehren ein feierliches Leichenbegängniß. Der Gerichtshalter dem das Gesetzwidrige, sich der Folter zu bedienen, doch wohl bei ruhiger Ueberlegung einleuchten mochte, fiel auf den Gedanken, mich durch die schwermuthige Pracht der Vigilien zu erschüttern und dadurch zum Geständniß zu bringen. Er hatte nicht Unrecht mit seiner Meinung, denn der schwarzbekleidete Tempel, die rührende klagende Musik, das Gewimmer der Todtenglocken, das feierliche Miserere der Priester, der falbe Kerzenschein, die gespensterhaften Weihrauchwolken, die Leiche selbst, von den weinenden Leidtragenden umgeben, dieses vereint war wohl dazu geeignet, das Gewissen jedes nicht ganz verstockten Verbrechers zu wecken und ihn zum Bekenntniß seines Frevels zu vermögen. Ich wurde unter einer hinlänglichen Bedeckung in die Vorhalle der Kirche geführt und mußte den Leichenzug und die

kirchlichen Zeremonien mit ansehen und in einiger Entfernung von mir hatte der Gerichtshalter Platz genommen, um den Eindruck zu beobachten, den das Trauerfest auf mich machen würde.

9.

Das Amt hatte begonnen, der Trauergesang schallete durch den Tempel und die Gräfin zerfloß in Thränen. Da nahte sich mir ein Mann, der so eben in die Kirche getreten war und schloß mich mit den Worten in die Arme: Um Gottes Willen, Sir Romney: wo kommen Sie hieher, und in welcher Verfassung? Ich blickte auf und erkannte sogleich den als tod betrauerten Grafen, dessen Bekanntschaft ich in Wien gemacht hatte, und berichtete ihm, daß ich als sein angeblicher Mörder in Fesseln gelegt wäre und daß man für ihn so eben die Exequien hielte. Er fand das ungemein spaßhaft, befahl sogleich mir die Ketten abzunehmen, welches die Wächter, die ihn nicht kannten, da die Herrschaft nicht ihm, sondern seiner Nichte gehörte und er nur selten hinkam, zu thun weigerten, bis er sich dem Gerichtshalter zeigte, der ihn kannte und seinem Befehle Gehorsam verschaffte. Er gab ihm darauf den Auftrag seine Gemahlin und Nichte auf sein

Erscheinen vorzubereiten und ging mit mir nach dem Schlosse.

Des Fragens wurde nun von beiden Seiten kein Ende und so begierig ich war seine Begebenheiten zu erfahren, so mußte ich mich doch gedulden, bis der erste Ausbruch der Freude des Wiedersehens bei seiner Gemahlin und Nichte, die bald nach uns aus der Kirche kamen, vorüber war. Nachdem sie sich wegen der mir widerfahrenen Behandlung bei mir entschuldigt hatten, so begann der Graf auf unser gemeinschaftliches Bitten uns eine Aufklarung über sein Verschwinden und über den Verlust seines Mantels zu geben.

„Ich wollte mich — erzählte er — auf die Güter meiner Nichte, deren Vormund ich bin, begeben, und war auf der Reise dahin begriffen, als ich eines Abends von einer Anzahl Räuber überfallen wurde, die meine Bedienten und mich banden, knebelten und uns tief in den Wald führten. Sie plünderten meinen Wagen, zogen mich bis aufs Hemde aus und ließen mich dann, wahrscheinlich durch ein Geräusch verjagt, mit gebundenen Händen und Füßen und mit einem Knebel im Munde liegen. Nur mit großer Muhe gelang es mir mich meiner Bande an den Füßen zu entledigen, und nun eilte

ich aus dem Walde, einem bewohnten Orte zu, wo man mich von meinen Fesseln gänzlich befreiete und mir die nothwendigen Kleidungsstücke gab. Der Schrecken, die Angst und einige erhaltene Wunden hatten meine Gesundheit erschöpft, ich verfiel in ein hitziges Fieber, welches mir die Besinnung raubte, und so blieb ich dem Mitleid fremder Menschen überlassen, denen ich in meiner Bewußtlosigkeit keine Auskunft über mich geben konnte. Zum Glück war ein geschickter Arzt in dem Orte, der mich wiederherstellte und den Abt eines nahegelegenen Klosters vermochte, mir seine kleine Equipage zu leihen, mit der ich so schnell als möglich hieher geeilet bin, um die Besorgnisse meiner Familie zu zerstreuen.

Den Mantel des Grafen, den einer der Gutsunterthanen erkannt hatte, hatte ich es also zu danken, daß ich anfangs für ihn selbst, und dann für seinen Mörder gehalten wurde. Uns blieb es nicht zweifelhaft, daß wir von einer und derselben Räuberbande angefallen worden waren, und der Graf vereinigte sich mit mehreren benachbarten Edelleuten, den berüchtigten Wald zu umstellen, und die Räuber einzufangen. Man war so glücklich sechs und dreißig von diesen Bösewichtern festzunehmen, und die Bedienten des Grafen, die von ihnen

gefangen gehalten wurden, zu befreien. Der Graf, der mir eine Schadloshaltung für die seinetwegen erlittene Gefangennehmung schuldig zu sein glaubte, hatte die Artigkeit, mich selbst nach Berlin zu begleiten.

Vierter Abend.

V.

Der Glückliche.

Der gewöhnliche Zeitraum des abendlichen Beisammenseyns war heute zur Hälfte durch den Bericht des Barons von einigen grauenvollen Kriegesbegebenheiten verstrichen, die sich in den letztvergangenen Tagen in der Nähe zugetragen hatten. Der Domherr erbot sich darauf den Rest des Abends durch eine Erzählung auszufüllen, die, seiner Aeusserung nach, zwar nicht das Gebiet des Wunderbaren berühre, aber vielleicht um so mehr geeignet seyn dürfte, die Eindrücke jener so eben angehörten Schauerscenen von dem nahen Kriegstheater zu mildern. Nach erhaltener einstimmiger Genehmigung erzählte er:

1.

Ich hatte die Nacht auf einem Hofballe zugebracht, und hoffte vergebens auf Schlaf, als ich gegen Morgen nach Hause fuhr, und mich so schnell als möglich in die Federn warf. Noch immer klang mir die geräuschvolle Musik in den Ohren; von dem Feuer des genossenen Tokayers, noch mehr von der Aergerniß über ein paar unausstehliche Gesichter, gegen die ich bei allem meinem Hasse, zu dem sie mir gerechten Anlaß gaben, aus Rücksichten eine Zuvorkommenheit heucheln mußte, pulsete mein Blut fieberhaft, und bei solchen Umständen will Morpheus seine Schlummerkörner nicht spenden. Die Qual der Schlaflosigkeit kenne ich aus öfterer Erfahrung; ihr zu entgehen verließ ich das Bett, nachdem ich mich darin eine Weile unruhig hin und hergeworfen hätte, und kleidete mich an. Aber was nun beginnen? Zum Lesen war es freilich schon licht genug, doch mein Geist war von der durchwachten langweiligen Nacht zu abgespannt, um einen Gedanken fest halten zu können; es summte mir im Kopf wie ein Hornissenschwarm. Sollte ich zu meinem Stockmacher schicken, einem armen Edelmann, der gegen einen Platz an meiner Tafel und einige andere Beihilfe die Verpflichtung übernommen hatte,

wie in langweiligen Stunden durch Stadtgeschichten, mit Witz von seiner eigenen Fabrik verbrämt, die Zeit zu vertreiben, so durfte ich zu dieser ungewöhnlichen Stunde von dem Schlaftrunkenen nur auf eine schlechte Unterhaltung rechnen. Ich hätte zwar ausfahren können, um vielleicht in der freien Luft bei der sanften Bewegung des Wagens ein Schlafchen zu machen; allein ich mochte denn doch nicht meine Leute, die schon die Nacht durch hatten wachen müssen, um ihren Morgenschlummer bringen, da sie denn im Tage schläfrig gewesen wären, und mich schlecht bedienet haben würden, und überdem konnte ich leicht durch eine solche Fahrt zum Stadtgespräch werden, wovor ich einen unüberwindlichen Abscheu hatte. Dieses alles erwägend, bestimmte ich mich endlich zu einem Spaziergange außerhalb der Stadt, warf mich zu dem Ende in einen grauen Ueberrock, schlich mich zur Hinterthüre meines Hauses und wanderte zum Thor hinaus.

Es ist doch eine eigene Sache um das Leben eines Hof- und Weltmannes, dachte ich, als ich mich von der erfrischenden, balsamischen Morgenluft angewehet, und alle meine Glieder wie neu belebt fühlte. Wie lange lebte ich schon in dieser reizenden Gegend, reich, unabhängig, durch meine Verhält-

misse wie durch meine körperliche Beschaffenheit ganz dazu berufen das Leben zu genießen, und noch nie war ich dazu gelangt, das Angenehme eines schönen Morgens anders, als aus den Schilderungen der Dichter kennen zu lernen. Zwar hatte ich zuweilen mit Serenissime eine frühe Jagdpartie gemacht, doch war gewöhnlich, wenn wir zu Pferde stiegen, die Hitze schon ziemlich groß, und denn nahmen mich auch die Rücksichten der Etiquette bei solchen Gelegenheiten viel zu sehr in Anspruch, als daß ich dazu hätte kommen können, meine Aufmerksamkeit auf die Reize der Natur zu wenden. Jetzt aber wurde ich innig davon angesprochen, ich nahm mir daher vor, nun einmal rein menschlich zu fühlen, und mich ganz den Eindrücken zu überlassen, die der heitere Frühlingsmorgen auf mich machte.

Ich wanderte eine Strecke auf der von uralten Wallnußbäumen beschatteten Kunststraße, dann bog ich in einen Fußsteig ein, der, zwischen prächtigen Weizenfeldern, die noch ohne hervor gebrochene Aehren, aber in der üppigsten Fülle, und von dem Thau mit Millionen Diamanten überstet, standen, sich nach einem ziemlich fernen Hügel hinschlängelte, welcher der höchste Punkt der Gegend war und von wo aus sich ein freier Ueberblick in die Landschaft

erwarten ließ. Ich hatte nicht geirrt: eine Aussicht auf den königlichen Strom, der die Mauern unserer Residenz bespühlte und denn zwischen Rebenhügeln und Wiesenauren, wie im Triumph, durchflutete, war von so großer Schönheit, daß ich, der Weitgereiste, der freilich mehr Höfe als schöne Landschaften gesehen hatte, mich nicht erinnern konnte, je in einer Gegend gewesen zu seyn, welche größere Reize entfaltet hätte, als die jetzt vor meinen trunknen Blicken ausgebreitete. Ich machte mir Vorwürfe diesen lieblichen Ort meines Vaterlandes nicht gekannt zu haben; doch die Müdigkeit meiner Füße bewies mir, daß das Gehen eigentlich meine Bestimmung nicht sey, und ich beruhigte mich damit, daß nicht mein freier Wille, sondern Erziehung, Verhältnisse und Schicksale die Schuld davon zu tragen hatten, wenn die so milde dargebotenen Schönheiten der Natur bis jetzt von mir unbeachtet geblieben waren.

2.

Ich fand auf dem Gipfel des Hügels einen von Bäumen umgebenen Ruhesitz, der meiner Müdigkeit zu statten kam. Ich ließ mich darauf nieder, und empfand bald, indem ich mich dem Anschauen

der reichen gesegneten Landschaft überließ, eine so wohlthuende Stille in meinem Gemuth, wie ich sie nur in seltenen Augenblicken zu genießen pflege. Noch hatte ich nicht lange so gesessen, als ein Mann in einer ziemlich unscheinbaren Kleidung den Berg heranstieg und sich mit den Zeichen eines Entzückens, das ihn ganz außer sich selbst zu setzen schien, nach allen Seiten umschauete. In dem Drange seiner Gemüthsbewegung bemerkte er mich nicht, und oft brach er in laute Ausrufungen aus, die von der großen Wirkung zeigten, die der herrliche Morgen auf ihn machte. Mein Wunsch, mit dem Manne bekannt zu werden, rang mit der Furcht ihn in seinem Genusse zu stören, und die letztere bestimmte mich ruhig zu bleiben, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Endlich kam er auf die Laube zu, und nun redete ich ihn an, um ihm die Verlegenheit darüber, daß ich ein Zeuge der Ausbrüche seiner Freude gewesen war, zu benehmen. Nach der in solchen Fällen gewöhnlichen Einleitung, zu der das schöne Wetter den Stoff darbieten mußte, äußerte ich ihm meine Theilnahme an seinem Frohsinn und versicherte, daß dieser mir eine so erfreuliche als seltene Erscheinung wäre. Er schüttelte, den Ausdruck „selten" laut wiederholend, den Kopf und

meinte, so selten könnten wohl Frohsinn und Zufriedenheit nicht seyn, wie ich zu behaupten schiene. Ich berief mich nun auf meine Erfahrung, konnte es ihm aber nicht einreden, daß es so viele Menschen geben sollte, die mit einem unbezweifelten Berufe zum Glück, dennoch nicht glücklich wären. Und sind denn Sie glücklich! fragte ich ihn. Er sah mich freudebezig an und sagte darauf: „Wenn Ihre Begriffe von Glück nicht überspannt sind, und wenn Sie nicht schlechterdings alle gewöhnlichen Mühen des Lebens, die doch nun einmal mit dem menschlichen Daseyn verbunden sind, davon getrennt wissen wollen, so kann ich Ihre Frage bejahen.“ — Noch nimmer hatte ich ein solches Geständniß von einem Menschen gehört, und dieser Mann, dessen Kleidung beinahe mehr als ärmlich war, dessen bleiche Wange von magrer Kost, dessen graues Haar bei nicht hohem Mannesalter von Sorgen zeigte, wollte behaupten glücklich zu seyn! Ich war auf dem Wege unwillig zu werden, über eine Behauptung, die ich, nach dem Anschein zu schließen, unmöglich als auf Ueberzeugung gegründet annehmen konnte, und doch schien der Mann mit dem klaren Blick, aus dem die reinste Offenherzigkeit strahlte, unmöglich lügen zu können. Mir war daran gelegen hinter die Wahr-

heit zu kommen, daher bat ich den Mann, daß er mir seine nähere Bekanntschaft gönnen und zu dem Ende erlauben möchte ihn zu besuchen. „Das kann nie besser als gerade jetzt geschehen, erwiederte er auf meine Bitte, denn nicht alle Tage bin ich Herr meiner Zeit, aber heute bin ich den ganzen Vormittag geschäftlos und wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir sogleich nach meiner Wohnung." Ich nahm, auf die Gefahr unterweges erkannt und verlästert zu werden, als ziehe ich vermummt auf Abentheuer aus, seinen Vorschlag an, und wir begaben uns auf den Rückweg zur Stadt.

3

Mein neuer Bekannter führte mich durch mehrere Nebengäßchen, bis an ein ziemlich unansehnliches Haus, und nun mußten wir vier Treppen ersteigen, bis wir zu seinem Wohnzimmer gelangten. Ein grosser Tisch, mit Handschriften und Schreibmaterialien bedeckt, ein Bette, zwei Stuhle, ein altmodirter Armstuhl und ein Schrank machten beinahe alle Mobilien des Zimmers aus. Ich hatte von dem Steigen den Athem verloren und warf mich erschöpft in den Lehnstuhl. Und Sie nennen Ihre Lage glücklich! sagte ich, schon diese Ihre Wohnung

ist ja ein Unglück; denn unbequemer läßt sie sich nicht denken. „Sie täuschen sich, antwortete er, ich will Sie mit den Vortheilen derselben bekannt machen. Ihnen wird freilich, wie ich bemerke, das Treppensteigen beschwerlich, ich hingegen sehe es für eine freundschaftliche Sorgfalt des Schicksals an, daß es mir gerade eine so hochgelegene Wohnung beschieden hat; denn bei meiner sitzenden Lebensweise, die mir oft wochenlang das Spazierengehen verbietet, erhalte ich durch das Treppensteigen die nöthige Bewegung und bleibe dabei gesund und munter. Das Stadtgeräusch dringt nicht bis hier herauf, und so habe ich die mir zu meinen Arbeiten unentbehrliche Stille. Ich athme hier in dieser Höhe und der Stadtmauer nahe, eine reine Luft, des Menschen größtes Bedürfniß, und genieße dadurch einen entschiedenen Vorzug, vor den mehresten Bewohnern unserer Stadt. Endlich aber, treten sie einmal an dieses Fenster, sehen Sie die wunderschöne Aussicht, und nun wird sich hoffentlich Ihr Tadel in Lob verwandeln.“ — Es ist wahr, die Aussicht war höchst angenehm; ja man konnte sie wirklich schön nennen, aber er wohnte beinahe mit dem Thürmer in einer Höhe, hatte ein einziges Fenster, und das Stübchen war höchstens sechs Schritte

lang und breit. Ich erkundigte mich nach seiner Beschäftigung und nach den Quellen seines Unterhalts, und er sagte mir, daß er die Reinschriften für andere Gelehrte besorge, und auch Excerpte aus alten Büchern und Handschriften für sie mache; zuweilen erhalte er aber auch Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte; jedoch dieß geschehe nicht oft, und sey eine außergewöhnliche Einnahme. Ich frug ihn, wieviel er mit dem Abschreiben verdiene? und er gestand mir, daß er nicht leicht über zwei Drittel eines Guldens täglich gewinnen könne. Großer Gott! mit vierzig Kreuzern täglich mußte der Mann alle seine Bedürfnisse bestreiten, und nannte sich glücklich! Hielt er mich zum Besten oder log er? Wie, mit vierzig Kreuzern sollte ein Mensch, der nicht gerade ein Bettler ist, leben können? meine Bedienten haben das Doppelte, ohne das zu rechnen worum sie mich betrügen, und langen damit nicht aus. Mir war das unbegreiflich, und ich ersuchte ihn, mir nähern Aufschluß darüber zu geben. Er that es mit folgenden Worten.

„Ich zahle täglich die Hälfte meiner festen Einnahme für meine Speise, die freilich nicht leckerhaft ist, denn ich erhalte nur einmal wöchentlich und des Sonntags etwas Fleisch, aber doch mich hinrei-

dend sättiget. Wohnungsmiethe, Holz, und Licht nehmen ein Viertel meines Verdienstes weg, und der Rest gehet für Wäsche und Kleidungsstücke auf.“ Wie ist es Ihnen aber möglich, äußerte ich erstaunt über eine solche Sparsamkeit, wenn es Ihnen auch gelingt das Leben durchzubringen, sich zufrieden dabei zu fühlen! haben Sie es in der Entsagung so weit gebracht, daß Sie eine Verbesserung Ihres Zustandes nicht dringend wünschen! haben Sie kein Bedürfniß menschliche Freuden, die Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage entbehren müssen, zu genießen! empfinden Sie nicht zuweilen schmerzlich die tausend Entbehrungen zu denen Ihre beschränkte Umstände Sie verdammen! und ist dieses der Fall, wie beinahe nicht anders seyn kann, wie mögen Sie sich denn glücklich und zufrieden nennen!

„Sie sind doch, entgegnete er, wenn mich der Schein nicht trügt, ein Gelehrter, und habe ich dieses errathen, so darf ich folgern, daß Sie, wie das in unserm Vaterlande in der Regel ist, nicht reich sind: wie mag Ihnen denn mein Auskommen mit Wenigem Wunder nehmen! auf etwas mehr oder weniger Einnahme kommt es, wenn von Einschränkungen die Rede ist, nicht an. Doch ich kann irren und daher will ich, um Sie zu überzeugen,

daß ich, was mich betrifft, nur die Wahrheit behauptet habe, Ihnen einen Aufschluß über mein Lebensverhältniß und über meine Sinnesart geben. Meine Arbeit beschäftigt mich beinahe unausgesetzt den ganzen Tag, und will ich leben, so muß ich mit Ausnahme von eine bis zwei Stunden, die ich zur unentbehrlichen Erholung anwende, von frühe des Morgens bis spät des Abends, zuweilen selbst wohl noch ein paar Stunden in der Nacht thätig sein. Diese beständige Thätigkeit ist ein bewährtes Mittel gegen unerreichbare Wünsche, denen nachzuhängen sie mir nicht erlaubt, so wie sie mich auch gegen die Langeweile schützet. Ende ich mein Tagewerk, so sehe ich mit Vergnügen auf das, was ich geleistet habe und freue mich sowohl darüber, daß ich meinen Lebensunterhalt für den nächsten Tag erworben, als auch daß ich den Tag nützlich zugebracht habe. Sie glauben nicht, mein Herr, wie sehr das Bewußtsein nicht ganz unnütz die Zeit verbracht zu haben, und der Gedanke, ein schuldloses Leben zu führen, verbunden mit dem Umstande, von keinen Schulden, keinen Nahrungssorgen gequält zu sein, den Menschen stärkt und ermuthiget. Würde ich, der ich gesund, unabhängig bin, keine Schulden, wohl aber täglich satt zu essen und eine ganze,

wenn gleich etwas unscheinbare Kleidung habe, würde ich nicht undankbar gegen Gott sein der mir so vieles, so unendlich mehr wie tausenden meiner Brüder gab, wenn ich darüber unzufrieden wäre, daß ich mich nicht auf seidenen Polstern dehnen, nicht mit Leckereien sättigen kann! Sie fragen: ob ich kein Bedürfniß mich menschlich zu freuen fühle? und ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich einen recht starken Beruf in mir spüre froh zu sein, wie jeder, der an Leib und Seele gesund ist; aber ich dachte diese Frage hätten Sie fragen können, da Sie Zeuge waren, wie sehr der schöne Morgen mich entzückte. Ich habe Sinn für die Freuden, welche die milde Mutter Natur uns so freigebig spendet; sie sind die einzigen wahren und kosten mir nichts. Was die so spielenden künstlichen Vergnügungen betrifft, ohne welche die vornehme Welt unserer Hauptstadt nicht glaubt leben zu können, so wird mir ihr Entbehren leicht, weil ich sie nie habe kennen lernen, und ich, der gewöhnlichen Folgen derselben wegen, wovon ich mir habe erzählen lassen, nicht eben lüstern bin, durch eigene Erfahrung Bekanntschaft damit zu machen."

„Mir macht das Essen und der Schlaf Vergnügen und gewährt mir Erquickung, weil meine Lage

mir das Uebermaaß darin verbietet, und ich also, wenn die Zeit dazu kommt, den erforderlichen Reiz habe, mich dieser Stärkungsmittel zu bedienen. Ich kann nur selten einige Geistesnahrung genießen, theils meiner beschränkten Zeit, theils des Mangels an Büchern wegen; aber welche leckere Kost sind mir die Schriften, die ich mir zuweilen aus der Büchersammlung eines wohlwollenden Gelehrten borge! Doch ich habe auch Freuden und Genusse zusammengesetzterer Art, und ich gestehe gern, daß sie mir mein Daseyn um vieles versüßen. Viermal des Jahres, zu Anfange des Frühlings, wenn die Natur ihren jugendlichen Schmuck auf's Neue entfaltet, in der Heuernte, zur Zeit der Weinlese, und an einem frischen schönen Wintertage, mache ich eine kleine Reise auf's Land zu einem biedern mir bekannten Landmann, und in Gesellschaft einer mir sehr werthen Familie, und da überlasse ich mich jedesmal der innigsten Fröhligkeit. Auch die hohen Feste feiere ich stets mit einem Glase Wein, und meine Wirthsleute, bei denen ich mich in die Kost verdungen habe, setzen dann einen Braten, auch wohl gar ein Stück Kuchen auf. Sagen Sie, was kann ich mehr begehren? Des Sonntags ruhen meine Geschäfte; den Vormittag weihe ich den An-

bachtsübungen, des Nachmittags aber lustwandle ich in der hiesigen schonen Gegend, bis die Dunkelheit mich nach Hause treibt, wo mir denn mein frugales Abendbrod und ein Glas Bier, welches ich mir freilich in den Werktagen nicht erlauben darf, ganz vortrefflich schmeckt."

Aber, frug ich weiter, die Freuden der ehelichen Liebe und der Freundschaft konnen Sie doch auf diese Weise nicht geniessen, und ich sehe nicht ab, wie Sie ohne sie zufrieden seyn und sich glücklich nennen konnen? „Freilich, erwiederte er, und ein leiser Anflug von Wehmuth wurde in seinem Blicke sichtbar, muß ich das eheliche Glück entbehren, und ich räume ein, fruher zuweilen mit grosser Sehnsucht darnach verlangt, und dadurch wirklich Störungen in meiner Seelenruhe erlitten zu haben; allein langst habe ich diesen durchaus unerreichbaren Wunsch aufgegeben, und einigermaßen hat mich das Schicksal dafur auf eine andere Weise entschädigt. Eine Steige niedriger als ich wohnen die Leute, bei denen ich speise, und diese, ein biedersinniges und herzensgutes Ehepaar, sind es, die mir durch ihre Anhänglichkeit, die mir vom Geschick versagte Wonne des eigenen ehelichen Glückes vergessen machen; sie sind die einzigen Menschen, die

ich kenne und liebe, aber ihr Umgang genügt mir und läßt mich den Mangel an andern Verhältnissen, die mich an die Menschheit fesseln sollten, beinahe gar nicht vermissen. Durch einige Handgriffe, die ich mir zufällig eigen gemacht hatte, und worin ich den Mann unterrichtete, gelang es mir ihn, der ohne Erwerbquelle war, die nöthige Geschicklichkeit beizubringen, die er bedurfte, um in einer Fabrike als Arbeiter unterzukommen, wo er jetzt schon seit zehn Jahren einen sichern, und für seinen Stand ziemlich reichlichen Unterhalt hat. Seine Frau rettete ich noch in ihrem jungfräulichen Stande durch einen herzhaften Schritt aus den Klauen eines Bösewichts, der sie verführen wollte. Ich kam freilich dadurch um einen Posten, auf den ich die gewisse Anwartschaft hatte, und der mich im Ueberfluß genähret haben würde; aber was will das gegen das Gefühl sagen, ein paar gute Menschen glücklich gemacht zu haben, und gegen ihre dankbare Zuneigung zu mir, die nur mit ihrem Leben ein Ende nehmen wird."

„Diese Leute sind es, die ich mit Stolz meine Freunde nenne; ihr häusliches Glück, durch vier blühende Kinder erhöhet, ist auch das meinige, und ich werde von ihnen als ein Familienglied

betrachtet, das an ihre Freuden, wie an ihre Sorgen, den innigsten Antheil nimmt. Ich fand bei diesen einfachen Menschen eine gute, unverdorbene Natur, und war bemühet in ihnen die Vorurtheile und Fehler ihres Standes auszurotten, welches mir so gut gelang, daß sie würdige Mitglieder der Gesellschaft, und so zufrieden sind, als ich selbst. Ihre kleinen Zwistigkeiten, die aber nun schon längst für immer beendigt sind, habe ich geschlichtet, mein Rath gilt ihnen für ein untrügliches Orakel, und es macht mich sehr glücklich, diese rechtschaffenen Menschen stets zum Guten leiten zu können. Ihre Kinder, die ich mit einer Zärtlichkeit, als ob es meine eigenen wären, liebe, unterrichte ich, und habe die Wonne sie zu guten Menschen heranwachsen zu sehen, die mir einst den Keim der Tugend, den ich in ihre Herzen pflanzte, verdanken werden."

„Sehen Sie, mein Herr, ob ich nicht Ursache habe mit meinem Schicksal zufrieden zu sein, und der Vorsehung zu danken für den reichen Freudenquell, den sie durch mein Leben strömen ließ. Zwar ich müßte die Unwahrheit reden, wenn ich behaupten wollte, ganz ohne Sorgen zu sein, denn allerdings wünsche ich wohl zuweilen mich ein wenig besser

kleiden zu können, besonders: da manche unentbehrliche Stücke meiner Kleidung doch bereits anfangen wandelbar zu werden, ohne daß ich noch zur Zeit weiß, auf welche Art ich sie wieder vervollständigen soll; auch denke ich zuweilen nicht ohne einige Bangigkeit an mein herannahendes Alter; doch hänge ich diesen Gedanken nie lange nach, da ich es für ein Vergehen halte, an die Hilfe der Vorsehung, die so lange alle Noth von mir abgewandt hat, zu zweifeln."

Nun fing ich an zu glauben, daß der Mann Wahrheit gesprochen, und sich mir wirklich so dargestellt habe, wie er war; aber um so begieriger wurde ich zu erfahren, auf welchem Wege er diese beglückende Seelenruhe erlangt hatte. Er gab mir darüber folgende Auskunft.

„Die Grundsätze, deren Anwendung mir Zufriedenheit mit meinem Loose sichert, habe ich der Erziehung zu danken, die ich von meinem Vater, einem armen, aber mit großer Lebensweisheit begabten Landgeistlichen erhielt. Den ganzen Umfang seiner Erziehungsmethode Ihnen hier auseinander zu setzen, würde zu umständlich seyn, und ich behalte mir dieses für ein andermal vor; für jetzt mag es hinreichen, Ihnen einige Andeutungen da-

von zu geben. Er lehrte mich frühe einsehen, daß der Mensch zur Thätigkeit geschaffen und ohne nützliche Beschäftigung nicht nur ein verächtliches, sondern auch gefährliches Wesen sey, das sich und Andern nur schaden könne. Ich mußte daher stets von meiner jüngsten Jugend auf eine oder die andere Arbeit vorhaben, und ohne dieß gab es für mich keine Spiel- und Erholungsstunden, die doch auch wieder von der Art waren, daß der Geist nicht ganz leer dabei ausging. Dadurch bin ich von meiner Kindheit an zur Thätigkeit gewohnt; sie ist mir zum Bedürfniß geworden, und durch sie entgehe ich den Trieben und Anreizungen, womit mancher warmblütige Mensch so schwere Kämpfe zu bestehen hat. Nur einfach zubereitete Speisen, ohne alle Gewürze, waren meine Nahrung, und nie durfte ich bei einer Mahlzeit von mehr als einem Gerichte genießen, damit kein Reiz mich bewegen möchte, über mein Bedürfniß zu essen. So lange ich noch ganz Kind war, das heißt, bis in mein siebentes Jahr, durfte ich nicht an des Vaters Tische essen, damit ich nicht Appetit zu einer Speise bekommen möchte, die mir nicht gegeben werden konnte, und als ich endlich an der Familientafel speisen durfte, da war ich längst gewohnt mit dem zufrieden zu

sern, was mir vorgelegt wurde. Die Methode meines Vaters mich zu bilden, war im Ganzen höchst einfach, und beruhete bloß auf strenge Befolgung der Regel, daß Thätigkeit und Mäßigkeit die Hauptgrundlagen der Erziehung sern müssen. Sobald ich darin befestiget war, bemühete sich mein Vater mir eine richtige Ansicht von der Welt und von meiner Bestimmung zu geben, deren Wahrheit ich einsahe, und sie daher für meine Lebensdauer zu der meinigen gemacht habe. Er hielt die Herrschaft über die Begierden und Leidenschaften für des Menschen größte Tugend, und Selbstkenntniß war in seinen Augen die höchste Wissenschaft. Durch Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung allein könne, glaubte er, der Mensch sich soweit vervollkommnen, daß er die nöthige Empfänglichkeit für den glücklichen Zustand habe, der dem Tugendhaften in einem andern Leben verhießen sey. Sein Hoffen und Wünschen lag jenseits des Grabes, und dahin verwies er auch mich, ohne mir jedoch die Welt als ein freudenleeres Jammerthal darzustellen. Die ärmliche Lage, worin sich meine Familie befand, war allein schon hinreichend mir Duldsamkeit gegen die Meinungen und Handlungen Anderer einzuflößen, da ich nie irgend einen Einfluß auf jemanden haben

konnte, wohl aber oft von Andern abhängig war, noch mehr aber that dieses die Anleitung meines Vaters, der mich von Jugend auf daran gewöhnte, die Menschen unter allen Umständen, und wie seltsam sie sich mir auch darstellen mochten, zu ertragen. Er lehrte mich die Tugend kennen und lieben; aber ich muß gestehen, es ist mir auch sehr leicht geworden, nicht lasterhaft zu seyn: denn an dem unbegüterten und fleißigen Menschen eilt die Versuchung vorüber, ohne ihn zum Ziel ihres Angriffs zu wählen. Meine ersten Jugendjahre verlebte ich unter den Augen des sorgsamen Vaters, auf der Universität zwang meine Armuth mich fleißig zu seyn, und hielt mich von dem Umgange mit jungen Wüstlingen fern, und in späteren Jahren war meine Pflicht mir so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ich mir kein Verdienst deshalb anrechnen darf, da ich auch ohne Festigkeit der Grundsätze nicht von der Bahn des Guten abgewichen seyn würde, weil mir in meiner Lage und in den Umständen ein Anlaß dazu mangelte."

Wie kam es aber, fragte ich, daß Sie bei dem Fleiß und den Kenntnissen die ich nach Ihrer Denkungsart und Lebensweise bei Ihnen voraussetzen darf, nicht zu einem Amte gelangten, in welchem

Sie einen größern Wirkungskreis erhielten, und beiläufig denn doch auch die Mittel zu einem bequemern Leben? Ich will nicht fürchten, daß Sie es verschmähten sich darum zu bewerben; das wäre eine falsche Philosophie! — „Ich bin ihrer Meinung, antwortete er — der Mensch muß so nützlich wie möglich zu werden suchen, ich habe es auch an Bemühungen nicht fehlen lassen zu einer meinen Fähigkeiten angemessenen Stelle zu gelangen; leider aber hatte ich Theologie studieret und konnte die Bedingung, gegen meine Ueberzeugung zu lehren, nicht erfüllen, da ich dieses für schändlich halte. Meine Examinatoren fanden meine Meinungen ketzerisch und erklärten mich für immer unfähig ein geistliches Amt zu verwalten. Ich wurde nun Hofmeister, doch mir mangelten manche Kenntnisse, die bei dem Unterricht der Kinder reicher Eltern nicht fehlen dürfen, daher wurde, nachdem meine Zöglinge erwachsen waren, es mir unmöglich, aufs Neue unterzukommen. Durch die Empfehlung des Vaters der von mir unterrichteten Kinder, sollte ich Secretair bei einem Finanzkollegio werden, und es war damit bereits so weit, daß meine Bestallung ausgefertigt werden sollte, als ich erfuhr, daß der Präsident dieses Kollegiums ein unschuldiges Mädchen,

durch eine hölliſche Liſt zum Opfer ſeiner Wohlluſt machen wollte, und ohne alle Menſchenſcheu, wie dieſes meine Pflicht erforderte, dem Lüſtling ſeine Beute entzog. Die Gerettete war meine jetzige Wirthin, deren ich ſchon vorhin gedachte. Daß ich nun die mir beſtimmte Stelle nicht erhielt, war wohl natürlich, und jede andere Bemühung um einen Poſten war eben ſo vergeblich, da niemand für den Schützer und Beförderer eines Menſchen angeſehen ſeyn wollte, der von einem ſo mächtigen Manne angefeindet wurde. Müde des langen öfteren vergeblichen Bewerbens, und nicht gewilliget im Auslande ein Unterkommen zu ſuchen, entſchloß ich mich zu der Arbeit, die mich noch gegenwärtig beſchäftiget, die mir zwar ein kärgliches, aber ruhiges Brod gewährt und die mich, ſo Gott will, bis an mein Ende ernähren wird, da ich geübt im Leſen alter Handſchriften und undeutlicher Hände bin, ſelbſt deutlich und korekt ſchreibe und meine Arbeit zu wohlfeil liefre, um Jemanden Anlaß zu geben, ſich darum zu bewerben.“

Beſchämt ſtand ich, der von der Wiege ab von dem Schickſal Hochbegünſtigte; der von Tauſenden beneidete, auf deſſen Wink die ausgeſuchteſten Genüſſe bereit waren, der alles im Ueberfluß beſaß, was

die Menschen zu den Erfordernissen ihres Glückes rechnen, und dennoch so oft unzufrieden mit seinem Loose war; beschämt stand ich vor dem Manne, der dem Glück so wenig zu danken hatte, und doch so dankbar für dieses wenige war, doch den Himmel nicht mit Forderungen und Wünschen bestürmte. Wie ehrwürdig kam mir der Mann vor, der so gleichmuthig alles, was den Menschen wünschenswerth, entbehren und doch glauben konnte, nichts als seine Pflicht erfüllt zu haben; und wie klein erschien ich mir gegen ihn!

Um meine Gefühle vor ihm nicht laut werden zu lassen, entfernte ich mich mit einem kurzen Abschied, nachdem ich ihn vorher gebeten hatte mich zu besuchen. Er schien überrascht durch meinen schnellen Aufbruch, versprach aber doch zu kommen, wenn ich ihm meinen Namen nennen und meine Wohnung anzeigen wollte. Mir fuhr ein Gedanke durch den Kopf. Wie, dachte ich, wenn der Mann dich in deinem Glanze, mitten unter deinen Genüssen sehen, wenn er selbst Antheil daran nehmen sollte: würde er denn noch so gleichgiltig gegen die Annehmlichkeiten des Ueberflusses bleiben? Ich beschloß ihn zu prüfen und um ihn unvorbereitet zu überraschen, gab ich mir einen andern Namen, bat

ihn für den Abend des folgenden Tages zu mir und versprach ihn durch einen Freund von mir abholen zu lassen. Er sagte zu und ich entfernte mich.

4.

Zur bestimmten Zeit schickte ich, um ihn abzuholen, meinen Kammerdiener zu ihm, der aber meinen Namen und Rang verschweigen und sich für einen Freund von mir ausgeben mußte. Ich hatte meine Zimmer glänzend erleuchten lassen, und ein Konzert veranstaltet, das aber nur erst auf einen Wink von mir anfangen sollte, und ich selbst erwartete ihn mit meinem Orden und Domherrenkreuz geziert.

Die Pracht meiner Zimmer setzte ihn in Erstaunen, der Schimmer der Kerzen blendete ihn, und fast bewußtlos ließ er sich an der Hand des Kammerdieners bis zu mir führen, den er nicht wieder erkannte. Er zeigte in seinem Betragen, daß er nie mit der großen Welt bekannt geworden war, doch äußerte er nicht die Verlegenheit, auf die ich gerechnet hatte, und der Glanz der mich umgab schien, als die erste Ueberraschung vorüber war, nur einen geringen Eindruck auf ihn zu machen. Ich ließ die feinsten Leckereien aufsetzen, aber er schlug alles

aus, bis auf ein Glas Johannisberger, welches er mit vielem Wohlschmack trank, aber zu mehrerem durchaus nicht zu bereden war. Die Musik machte ihm großes Vergnügen. Seine originelle Ansicht der Dinge, auf die ich das Gespräch lenkte, gewährte mir viel Unterhaltung; anziehend war mir aber die Freimüthigkeit und die Gutherzigkeit, die sich in allen seinen Aeußerungen aussprach. Ich beschloß etwas für diesen Genügsamen zu thun. Ich bot ihm meine Unterstützung an, und bat sich ihrer in allen vorkommenden Fällen zu bedienen, auch mich recht oft zu besuchen, da ich täglich ein Couvert an meiner Tafel für ihn bereit halten lassen würde. Ihn schien mein Anerbieten angenehm zu überraschen, erst spat verließ er mich und, wie mich dunkte, recht froh.

Es vergingen mehrere Wochen und mein neuer Bekannter ließ nichts von sich hören. Da ich nun fürchtete, seine zu große Bescheidenheit möchte ihn hindern von meinem Wohlwollen für ihn Gebrauch zu machen, und da ich ihm wegen seines seltenen Beispiels von Genügsamkeit, das wohlthatig auf mich zurückwirkte Dankbarkeit schuldig zu sein glaubte, so sicherte ich ihm durch ein gerichtliches Dokument einen Jahrgehalt auf Lebenszeit zu, der so viel als

sein gewöhnliches Einkommen betrug. Ferner legte ich eine Anweisung auf eine Flasche Wein täglich aus meinem Keller bei, und dazu fügte ich ein baares Summchen von zwanzig Carolin, welches alles ich ihm nebst einer Einladung, ein für allemal täglich mein Tischgast zu sein, übersandte. Ich war auf ein feuriges Danksagungsschreiben gefaßt, als ich folgenden Brief von ihm erhielt.

„Ich mußte mich sehr irren, wenn Ew. Hochwürden Gnaden durch Ihre reichen Geschenke etwas anderes beabsichtigten, als meine Lage zu verbessern und mich, so viel als möglich, ganz glücklich zu machen. Ist dieses, wie ich nicht anders glauben kann, der Fall, so verdient ihre edle Absicht nicht nur meinen wärmsten Dank, sondern auch die aufrichtige Erklarung, auf welche Weise Ihr großmüthiger Zweck mit meinen Grundsätzen zu vereinbaren sey. — So lange ich meinen Unterhalt selbst zu erwerben im Stande bin, würde es ein Mißbrauch Ihrer Güte seyn, wenn ich den mir zugesicherten Jahrgehalt annehmen wollte, denn ich würde Dürftigern als ich bin, um die ihnen gebührende Unterstützung bringen; wollen Sie mir aber auf den Fall eines hilflosen Alters, die mir zugedachte Wohlthat zukommen lassen, so werde ich Sie als ein Werkzeug

der Versehung, wodurch sie meine Zukunft gänzlich sorgenlos machen will, dankbar verehren. Die Summe von zwanzig Karolin, die Sie mir geschenkt haben, wäre ein Ueberfluß, der mich beunruhigen würde, daher kann ich davon nur vier Karolin behalten, wofür ich mir einen warmen Rock und einige fehlende Gebrauchstücke anschaffen werde. Den Wein kann ich ebenfalls nicht annehmen; denn was sollte mir täglich eine Flasche! Wollen Sie aber die Anweisung auf jährlich zwölf Flaschen setzen, damit ich für Krankheitsfälle und an Festtagen einen Labetrunk habe, so will ich dankbar davon Gebrauch machen. An Ihrer Tafel zu speisen erlassen Sie mir gewogenst, da meine Gesundheit durch den Genuß ungewohnter Speisen leiden würde, und meine Beschäftigung mir auch kein langes Weilen bei der Tafel gestattet. Ich hoffe Sie sehen meine theilweise Ablehnung Ihrer Güte nicht für den Trotz eines eigensinnigen Bettlers, sondern für die Folge meiner Grundsätze an, denen allein ich meine Zufriedenheit verdanke, und in dieser Hoffnung schmeichle ich mich mit der Fortdauer Ihres Wohlwollens."

Ich erfüllte den Wunsch des gutmüthigen Schwärmers in seinem ganzen Umfange, und wenn mich

Langeweile oder Unluſt quälten, ſo ſchlich ich in meinen grauen Ueberrock gehüllt, zu meinem Philoſophen, und holte mir dort durch ſein Beiſpiel die Lebensruhe wieder, die ihn in den zehn Jahren unſerer Bekanntſchaft nie verlaſſen hat. Als mich die kriegeriſchen Zeitläufte zwangen mich aus meinem Vaterlande zu entfernen, habe ich Sorge getragen, daß er, im Fall ſeine Einnahmequellen zu fließen aufhoren, oder Theurung oder andere Unfälle ſein Auskommen erſchweren, eine hinreichende Unterſtützung erhält.

Dieſer genügſame Mann — ſagte der Dichter — verdient allerdings bewundert zu werden; doch geſtehe ich, daß ich geneigt bin ſeine Genügſamkeit mehr für angeborne Kälte des Temperaments als für die Folge ſeiner Grundſätze zu halten. Aus allem was Sie von ihm erzählt haben, zu ſchließen, wurden ihm Entbehrungen leicht; Ruhe des Gemüths ſo wohl, als des Körpers, war ſein vorzüglichſtes Bedürfniß; und darum konnte und wollte er nicht aus ſeiner beſchränkten Lage kommen, die gerade die paſſendſte für ſeine Individualität war. Mir ſcheint, ein ſolcher Charakter überhaupt für jede höhere Wirkſamkeit verdorben zu ſeyn.

Der Benedictiner. Ey, mein Herr! wie

mögen Sie ein so hartes Urtheil über diesen Mann fällen, der sich mit seiner Anspruchlosigkeit und mit seinem Lebensmuth als ein wahrer Christ und ächter Philosoph bewähret hat!

Der Dichter. In beidem doch nur auf eine negative Weise. Dulden und Entbehren ist freilich rühmlich; aber Handeln und mit aller Anstrengung seiner Kräfte sich einen Wirkungskreis schaffen, in welchem man sich und Andern nützen kann, ist doch noch besser. Zum stillen Dulden war dieser Mann geschaffen, zum selbstständigen Handeln fehlte ihm der Muth.

Der Benedictiner. Von der Selbstständigkeit seines Charakters giebt wohl das theologische Examen, worin er Meinungen zu behaupten wagte, die seine Examinatoren für ketzerisch hielten, einen hinreichenden Beweis; und von seinem Muthe hat er dadurch, daß er dem wohllüstigen Präsidenten entgegen zu treten und ihm das bestimmte Opfer seiner Leidenschaft zu entziehen wagte, eine unzweideutige Probe abgelegt.

Der Dichter. Ich gebe es zu; doch bei der Seltenheit eines solchen Charakters ist es verzeihlich ihn zu verkennen.

Fünfter Abend.

VI.

Der Unglückliche.

Ich hatte mir vorgenommen — sagte der Pfarrer, der heute für die Unterhaltung des Abends sorgen sollte — Ihnen einige Begebenheiten aus meinem Leben zu erzählen, die gestrige Erzählung des Herren Domherrn bringt mich aber auf den Gedanken, ein Gegenstück dazu zu liefern, welches ich einem Freunde verdanke, der selbst in der Geschichte, die ich vorzutragen gedenke, handelnd auftrat. Ich habe sie, um meinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, aufgezeichnet, und mit Ihrer Erlaubniß lese ich sie Ihnen vor.

I.

Wurde je ein Mensch mit Unrecht wegen seines günstigen Geschicks beneidet, so war es Graf Kron-

heim, den man nur den Glücklichen nannte, indeß er sich höchst unglücklich fühlte, und seine trübe Laune oft an Lebensüberdruß grenzte. Zwar schien sein Schicksal recht sinnreich zu Werke gegangen zu seyn, um ihm vor Millionen ein mildes Loos zu bereiten; denn es hatte ihn mit allem dem, was von den Menschen für wünschenswerth gehalten wird, in einem überschwenglichen Maaße ausgestattet; doch was nützte es ihm, da ihm der Sinn zum Genusse dieser Glücksguter fehlte! Ein berühmter, im fernen Alterthum wurzelnder Stammbaum, in dessen Zweigen mancher Heldenname glänzte, ein ansehenliches, mit keinen Schulden belastetes Vermögen, die sichre Hofnung einen unermeßlich reichen Oheim zu beerben, eine wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Geistes allgemein bewunderte Gemahlin, zwei liebenswürdige, hoffnungsvolle Kinder, treue Freunde, das Wohlwollen des Landesherrn, ein durchaus unabhangiges staatsbürgerliches Verhältniß, eine dauerhafte Gesundheit, eine Fülle an geistigen und korperlichen Talenten, und mit einem Wort alles, was nach unsern Begriffen, oder nach dem gewöhnlichen Vorurtheil zum Lebensglück gehört, besaß Graf Kronheim im reichsten Uebermaaße, und auch an den weniger wesentlichen Dingen,

die, wenn sie fehlen selten vermisset werden, wenn sie aber vorhanden sind, unser Daseyn verschönern, mangelte es ihm nicht; dennoch aber war er mit seinem Loose nie zufrieden, sondern haderte beständig mit dem Schicksal, das, seiner Meinung nach, höchst ungerecht gegen ihn war, und nimmer seinen Hoffnungen und Erwartungen entsprach. Vergebens erschöpfte sich das Glück um ihn zu begünstigen, er war und blieb unzufrieden; denn jeder Wunsch der ihm in Erfüllung ging, erzeugte bei ihm einen neuen, großeren, unbescheidnern, bis denn doch endlich dem Ungenügsamen die Gewährung versagt wurde; und trat dieser Fall ein, was bei seinen unmäßigen Ansprüchen nicht selten geschah, so machte er sich und allen denen, die mit ihm in Berührung kamen, das Leben zur Last. Nie achtete er das, was er besaß, in seinen Augen hatte nur das Werth, was Andern zu Theil wurde, oder was ihm abging, und ohne daß gerade der Neid ein Grundzug seines Charakters gewesen wäre, machten ihm Vorzüge, deren sich Andere erfreuten, böse Stunden. So rechnete er es für kein Glück, daß seine Güter die schönsten im Lande, seine Einkünfte über alles Bedürfniß seines Standes hinaus groß waren, denn dieß alles kam ihm ja wegen seiner Vorfahren

rechtmäßig zu. Aber hatte nicht der Baron Feldberg eine bessere Wildbahn, der Herr von Steinsee eine grosere Fischerei und der Graf Balkenheim einen schönern Park als er? und war es nicht zum Todtärgern, daß diese Vorzüge ihm, auf dem Wege zur Residenz, so recht vor Augen liegen mußten! Dieser Umstand allein machte ihn mehrere Tage nach jeder Reise mißvergnügt. Daß der Fürst ihn schätzte und mit Auszeichnung behandelte, galt ihm für nichts; er wollte alleiniger Liebling sein, Einfluß auf die Staatsangelegenheiten haben; sein Ansehen sollte alle Große des Landes verdunkeln. Der Fürst aber war zu selbstständig, um sich leiten zu lassen, und dachte zu groß, um sein Volk, das ihn anbetete, den Launen eines Günstlings zu unterwerfen. Kronheim hätte verzweifeln mögen, daß er es mit allen seinen Hofkünsten nicht weiter brachte, als nur seines Aufwandes, seines Ranges und seiner angenehmen Persönlichkeit wegen, oft dem Fürsten in einem vertraulichen Zirkel Gesellschaft leisten zu dürfen, ohne jedoch eine Stimme bei den Staats- und Regierungsangelegenheiten erhalten zu können, wornach er so unablaßig strebte; und nichts anderes als ein gemeiner Neid konnte es sein, daß sein Oheim, der erster Minister war, und den er einst

werben sollte, so gar nichts in dieser Hinsicht für ihn that. Was machte er sich daraus, daß seine Gemahlin eine der schönsten und geistvollsten Frauen ihrer Zeit war! längst war ihm ihre Schönheit alltäglich, ihr Witz und ihr tiefes Gemüth etwas Gewöhnliches geworden: alle ihre Vorzüge waren etwas, das sich von seiner Gemahlin von selbst verstehen mußte. Aber, daß sie so ganz und gar keinen Hang zum Glänzen hatte, daß sie ihre Schönheit nicht benutzte, eine halbe Welt zu ihren Füßen zu ziehen, und ihren Geist, um sich bei Hofe wichtig zu machen, das war ein Unglück, welches Grafen Kronheim zu einem wahren Leidensmann machte, der seines Lebens oft herzlich überdrüßig wurde. Wie in den Hauptsachen, so auch in Nebendingen, sproßten ihm da nur Dornen, wo Andern Freudenblumen blühten. Er besaß die schönsten und gewandtsten Bedienten, die prächtigsten Pferde, die schnellläufigsten, jagdgerechtesten Hunde; doch die Leute machten ihm Verdruß und wurden gemißhandelt, weil sie nicht durchaus vollkommen waren; die Pferde stürzten, und es kostete jährlich große Summen, ihre Zahl zu ergänzen, weil man ihnen mehr zumuthete, als zu leisten in ihren Kräften stand; und die Hunde ließ der Graf einen nach dem

andern aufhängen, wenn ihn ein Fehlschuß mißlaunig gemacht, oder eine schlechte Jagd Aergerniß verursacht hatte. — Er ging auf Reisen und fand da, wo Andern eine so reiche Quelle des Genusses strömt — denn welchem gebildeten Menschen ist das Reisen nicht einer der höchsten Genüsse! — nur Anlaß zu Aerger und Kummer. Hier wurde seine elegante Reiseequipage, deren Einrichtung ihm Tausende gekostet und seinen Scharfsinn, um alles nach dem letzten Geschmacke zu ordnen, ein Jahrlang in Thätigkeit gesetzt hatte, von der eines Russischen Fürsten übertroffen, dort konnte er mit aller Anstrengung einen Polnischen Grafen an Aufwand nicht übertreffen, dem es freilich nicht darauf ankam, auf seiner grand Tour eine halbe Million Schulden zu machen. An diesem Hofe wurde er im Tanzen, an jenem im feinen Spiel übertroffen; jetzt brachte ihn ein geschmeidiger Franzose um die Ehre die Erbprinzessin zu führen, dann verdrängte ihn ein dreister Engländer auf der Jagd von der Seite des Fürsten, und ein andermal kam er gar durch ein Versehen des Hofmarschalls an den Spieltisch Nro. 4. Mit einem Wort, Graf Kronheim fand auf der Reise keine Freude, und war allenthalben unglücklich, weil er überall der Erste seyn,

wollte und nie mit ruhigem Herzen an Andern einen Vorzug, sey es auch nur in unbedeutenden Dingen, sehen konnte.

Unglückliche von Graf Kronheims Art giebt es in der That sehr viele, woran das Schicksal und die Erziehung zu gleichen Theilen die Schuld tragen. Das Schicksal ebnet ihnen von der Wiege ab so sehr ihren Pfad, und bettet sie so weich, daß sie keine eigentlichen Widerwärtigkeiten des Lebens kennen lernen, und sich für berechtigt halten, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen; sie sind eines immerwährenden Sonnenscheins gewohnt, daher halten sie jedes leichte Wölkchen, das durch ihren Himmel zieht, für eine schwere Wetterwolke, und empfinden es tiefer, als Andere ein wirkliches Gewitter. In der Erziehung wird es gewöhnlich bei ihnen darin versehen, daß man es unterläßt ihre Seelenkräfte zu wecken, um vermittelst derselben sich von zufälligen Umständen möglichst unabhängig zu machen. Alles soll ihnen zu Erreichung ihrer Absichten entgegen kommen, ihr Wille, ihr Wink soll hinreichen, alles nach ihrem Sinne zu modeln, und nie lernen sie mit Mühe und Anstrengung etwas erringen, da schon von ihrem ersten Flügelkleide ab eine Menge Menschen zu Ausführung ihrer Wünsche und

Launen bereit waren. Ihnen bleibt die Tugend des Entsagens fremd, darum geben sie nie freiwillig, oder mit Gleichmuth, einen einmal gefaßten Vorsatz auf, und werden sie von den Umständen gezwungen, einer Hoffnung, Erwartung oder einem Verlangen zu entsagen, so bemeistert sich dieser verzogenen Schooßkinder des Glücks ein Unmuth, der sie sich und allen denen, die mit ihnen in Verbindungen stehen, unerträglich macht.

2.

Man sollte glauben, daß unser Graf bei seiner unfreundlichen Gemüthsstimmung keinen Freund hätte haben können; denn mußte nicht seine grenzenlose Selbstsucht, seine Ungnügsamkeit, Unzufriedenheit und die ewige Mißlaune, in der er sich befand, jedes wohlwollende Herz vor ihm verschließen, jedes Vertrauen im Keime ersticken und jede fein empfindende Seele von ihm entfernen? Demungeachtet leuchtete ihm auch hierin ein glücklicher Stern, und führte ihm einen Mann in den Weg, der treu und theilnehmend sich an ihn schmiegte, alle seine Schwächen, ohne ihnen zu schmeicheln, geduldig ertrug und sein Freund im vollen Sinne des Worts war. Major von Tegernfeld war dieser Mann.

Nur sehr mäßig begütert, dankte er allein seinen Verdiensten eine rasche Beförderung und hatte die Aussicht zu einer glänzenden Laufbahn. Doch er zog ein ruhiges Leben im Arm der Liebe allen Ansprüchen auf Größe und Berühmtheit vor, vermählte sich mit einem geliebten Mädchen, nahm Abschied und bezog ein ihm aus der väterlichen Verlassenschaft zugefallenes Gütchen, dessen Ertrag überflüßig hinreichte die Bedürfnisse des Genügsamen zu befriedigen, der an der Seite seines blühenden Weibes ein glückliches Leben führte.

Noch als er im Dienste stand hatte er Gelegenheit den Grafen aus einer lebensgefährlichen Lage zu retten, worin dieser von ein paar Gaunern verleitet, die einen Anschlag auf seinen Beutel machten, gerathen war. Die Sache war anfänglich nicht von großer Bedeutung, denn eine Prellerei von zwei bis drei Tausend Dukaten, worauf es eigentlich abgesehen war, konnte den Grafen nicht unglücklich machen; indessen seine unüberlegte Hitze stürzte ihn in eine Gefahr, aus der ihn allein Tegernfelds besonnene Klugheit befreien konnte, und dieser scheuete keine Mühe und selbst große Verdrießlichkeiten nicht, die Pläne von ein paar Böswichtern zu vereiteln. Kurz darauf gerieth Tegernfeld ohne seine Schuld

in eine Geldverlegenheit, die ihn auf immer um Ruf und Ehre bringen konnte, und der Graf half ihm, wie recht und billig war, daraus. Diese gegenseitigen Hilfeleistungen gründeten eine Freundschaft zwischen zwei Personen, deren Denkungsart so himmelweit von einander verschieden war, daß man kaum begreifen konnte, wie sie sich gegenseitig nur ertrugen, und doch bestand sie manche unzweideutige Proben, an denen es Tegernfelds rücksichtslose Freimüthigkeit und des Grafen immerwährende üble Laune nicht fehlen ließ.

Tegernfeld hatte, ohne es selbst zu wollen, sich in den Besitz des Rechts gesetzt, seinem Freunde über alle Handlungen und Meinungen desselben, und unter allen Umständen, die Wahrheit unumwunden zu sagen und achtete nicht im mindesten darauf, wenn der Graf, von seiner Freimüthigkeit getroffen, die Stirne in Falten zog, oder auf eine andere Weise seinen Unwillen zu erkennen gab. Er hatte keinen Begriff davon, wie Jemand durch Wahrheit beleidigt werden könne, und daß ein selbstständiger Mann gegen seine Ueberzeugung sprechen sollte, war ihm schlechterdings nicht denkbar. Da sein Gütchen nicht fern von des Grafen Besitzungen lag, so besuchte er diesen oft, und gab ihm Gelegenheit genug

sich über seine Geradheit zu ärgern. Wenn er zum Grafen kam, so hatte dieser Stundenlang über gehabte Verdrießlichkeiten zu klagen; bald hatte der Koch ein Lieblingsgericht ungenießbar gemacht, bald war die Dienerschaft nachläßig und verdarb ihm den Humor; jetzt gab das schlechte Wetter Anlaß zu Klagen, dann wieder brachte ein Zwist mit seiner Gemahlin ihn um die gute Laune. Ueberall, wohin er blickte, fand er etwas, das seine Galle regt machte, und nimmer war er zufrieden. Tegernfeld hörte ihn ruhig an, nannte ihn dann aber ohne Umstände einen Thoren, der selbst nicht wisse was er wolle, führte ihm die vielen Vorzüge, womit ihn das Schicksal vor Tausenden begünstigt habe, zu Gemüth, ermahnte ihn sie dankbar zu genießen und stellte sich als einen lebendigen Beweis dar, wie wenig der Mensch eigentlich zu seinem Glück bedürfe. Graf Arenheim meinte denn wohl: das sey eine ganz andere Sache; denn durch Geburt und Erziehung sey er zu höhern Ansprüchen an das Glück berechtiget wie Andere, die durch ihre Verhältnisse auf beschränktere Anforderungen hingewiesen wären; doch Tegernfeld, weit entfernt empfindlich über diese unschickliche Aeußerung zu werden, bewies ihm, daß zwar jeder Mensch Ansprüche auf Lebensfreuden und

auf einen glücklichen Zustand erhalten habe, daß aber damit auch die Verpflichtung verbunden sey, sich dazu durch Bescheidenheit in seinen Wünschen, durch Genügsamkeit in seinen Forderungen und durch Mäßigkeit im Genusse empfänglich zu machen und zu erhalten. Gewöhnlich wurde denn Kronheim, der gegen Tegernfeld im Disputiren nicht aufkam, da dieser mit kaltem Blut und munterer Laune den Streit führte, unwillig und wohl zuweilen sogar unartig; aber daran kehrte der Biedermann sich nicht, sondern äußerte: „ich bleibe trotz aller Anzüglichkeiten, mit denen Du zwar ein wenig freigebig bist, dennoch Dein Freund, auch selbst wenn deine Bitterkeit mich zwingen sollte, Dein Schloß zu meiden.“ Dann besann sich plötzlich der Graf und bat den gutmüthigen Freund um Verzeihung, da es seine Absicht nicht war, die innige Anhänglichkeit desselben mit Beleidigungen zu vergelten.

3.

Einst hatte der Graf seinen Freund wieder mit mancherlei Klagen behelliget, und unter andern sich über den Fürsten beschweret, daß er ihm keinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gestatte, der ihm doch als stark begüterten Landstand und alten

Adlichen allerdings zukomme, da antwortete ihm Tegernfeld mit einer mehr als gewöhnlichen Wärme: Undankbarer! höre doch endlich auf das Beneidenswerthe Deiner Lage zu verkennen! Der Fürst beehrt Dich mit seinem Wohlwollen, mit seinem Vertrauen sogar; Du bist, ohne im geringsten abhängig oder durch Verhältnisse gebunden zu seyn, der Freund Deines Landesherrn, und das alles ist Dir Ungenügsamen noch nicht genug? Macht es Dir nicht mehr Ehre und Freude, wenn ein selbstständiger, geistvoller Fürst Dich seines Umganges und seiner Achtung würdigt, als wenn Du Einfluß auf einen schwachen Herrscher hättest und mit Andern Deinesgleichen das Vorrecht theiltest, seine Schwäche zu mißbrauchen?

Ich fühle den Beruf zur Thätigkeit in mir — erwiederte der Graf — und will als Staatsbürger wirken; mir fehlt ein Wirkungskreis für meine Kräfte und Fähigkeiten.

T. Nun wohl, so bewirb Dich um ein Amt, das man Dir nicht versagen wird, wenn Du nicht eines begehrest, dessen Verwaltung Deine Kräfte übersteigt.

G. Possen! welchem Amte, das mit meinem Range vereinbar ist, sollte ich nicht gewachsen seyn?

Aber mit dem Bewerben ist es eine eigene Sache; denn einmal ist mein wunderlicher Oheim, der Premierminister, nicht dafür, daß ich einen Posten bekleide, und Du weißt, ich soll sein Universalerbe werden; ferner scheue ich das abhangige Verhältniß in das ich gesetzt würde, wenn ich um ein Amt bäte; endlich aber sind die höheren Staatsämter alle besetzt, und das Leben der alten Herren, die sie inne haben, ist so zähe, als wenn sie sammt und sonders ein Privilegium auf die Unsterblichkeit hätten.

T. Wenn Dein Oheim bis jetzt nichts that, um Dir eine Laufbahn im Staatsdienste zu eröffnen, so sollte dieses wohl für Dich hinreichen jedem Wunsche darnach zu entsagen; denn er hat zu viel Einsicht, um nicht zu wissen, was Dir frommt, und zu viel Liebe für Dich, als daß er nicht sein Ansehen benutzen sollte Deine Wünsche zu erfüllen, wenn sie mit Deinem wahren Vortheil übereinstimmend sind. Doch, ich will unter dem Beding, daß Du mir versprichst, ernstlich Deine ewige üble Laune und Unzufriedenheit zu bekämpfen, Dein Vermittler seyn, und für Dich den Oheim um einen Gesandtschaftsposten bitten; ich bin gewiß, er weiset meine Bitte nicht zurück, und verspreche Dir auch mein Gesuch so einzukleiden, daß es in

keinem Fall heißen soll, es sey mit Deinem Wissen geschehen. Willst Du?

G. Allerdings wäre das diplomatische Fach meiner Neigung entsprechend, und mit meiner übeln Laune, die das stete Ziel Deines Spottes ist, würde es sich von selbst geben, wenn unerfüllte Wünsche mich nicht mehr dazu veranlaßten. Doch fürchte ich, mein Freund, Du traueſt Dir mehr zu, als Du leisten kannst; denn ich sehe nicht ab, welche Beweggründe mein Oheim haben könnte, Dir etwas zu gewähren, was er mir, seinem nächsten Anverwandten und Erben, seinen Aeußerungen zu Folge, sicher abgeschlagen haben würde, wenn ich ihn darum gebeten hätte.

L. Laß das meine Sorge sein! ich gebe Dir mein Wort, Du bist nächstens Gesandter; aber erfülle auch Dein Versprechen!

G. Verlaß' Dich darauf.

4.

Tegernfeld hielt Wort. Er reiſete schon den Morgen nach dieſer Unterredung nach der Reſidenz, und kaum war er acht Tage dort geweſen, ſo erhielt der Graf durch eine Eſtafette ein fürſtliches Handſchreiben, welches ihn zum außerordentlichen

Botschafter an einen der wichtigsten Deutschen Höfe ernannte. Nun war Graf Kronheim aus voller Seele froh und schien der glücklichste Mensch zu sern; seine Gemahlin fand in ihm jetzt den liebenswürdigsten Gatten, seine Dienerschaft den freundlichsten Herrn, und er war wie durch ein Wunder verwandelt. Leider währete diese glückliche Veränderung nicht lange, die glückliche Gemüthsstimmung ging sehr bald zu Ende, und bald war er wieder der Alte, mit allen seinen Unarten.

Zuerst gab es mancherlei Anstände und Mißhelligkeiten wegen der Ausrüstung zur Reise; denn von allen Reisegeräthschaften, welche die kunstreiche Residenz in überschwenglicher Fulle und Mannigfaltigkeit darbot, war dem Grafen nichts kostbar, zierlich und bequem genug, und alle Kunstler und Handwerker, die von ihm in Thätigkeit gesetzt wurden, hatten Höllentage. Dann kränkte er seine Gemahlin auf eine auffallende Weise, da er, als er in Erfahrung brachte, daß an dem Hofe, wohin ihn seine Bestimmung führte, die Gemahlin eines andern Gesandten einen reichern Brillantenschmuck habe, wie die seinige, er diese zwang zurück zu bleiben, obwohl sie schon die Abschiedsvisiten gemacht hatte. Endlich fand er so viel Schwierig-

keiten in seiner Instruction, die Wahl des Gesandtschafts-Personale so wenig nach seinem Sinne, und die Pflichten seines Postens so unvereinbar mit seiner gewohnten Art zu leben, daß er, noch ehe er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, in tausend Verwünschungen über seine Widerwärtigkeiten ausgebrochen war.

Noch ärger wurde es aber, als er zur Stelle war. Statt der Aeußerungen der Zufriedenheit, die Tegernfeld von seinem Freunde erwartet hatte, erhielt er Bogenlange Klagelieder; anfangs zwar in einem scherzhaft sentirenden Tone, aber bald so ernsthaft und anhaltend, daß man hätte glauben mögen, der Klagende sey der verlassenste und unglückseligste aller Menschen, wenn man nicht vom Gegentheil überzeugt gewesen wäre. Bald gab das Klima, bekannt als eines der schönsten und gesündesten, Anlaß zu Beschwerden, bald waren es die Lebensmittel, die der Graf im Widerspruch mit jedermann, ungenießbar fand; nun hatte ihm das Gesandtschafts-Personale Verdruß gemacht, dann mußte er durch die elende Aufwartung seiner Bedienten leiden; einmal wurde er vom Fürsten vernachläßiget, der beinahe fünf Minuten länger mit einem andern Gesandten, als mit ihm, gesprochen hatte;

ein andermal sah er sich von einem gesellschaftlichen Zirkel der Fürstin ausgeschlossen, weil man nur die Diplomatiker eingeladen hatte, deren Frauen anwesend waren. Kurz es war ein Jammer ohne Ende, und obwohl das Geschäft, welches seine Sendung veranlaßte, einen erwünschten Fortgang hatte, und er von seinem Souverain mit Lobeserhebungen überschüttet und mit einem Orden belohnet wurde, den eigentlich sein erster Legationsrath weit mehr als er verdient hatte, so war er doch nie auch nur auf eine kurze Zeit zufrieden, und glich in Hinsicht seiner Wünsche und Ansprüche dem nie zu füllenden Danaidenfaß.

5.

Endlich schien das Glück, bis jetzt die unverdrossene Dienerin des Grafen Kronheim, der Undankbarkeit ihres Schutzlings müde zu sein, und seine Unzufriedenheit rächen zu wollen, denn ihn traf jetzt wirklich ein harter Schlag. Seine beiden Söhne, die einzigen hoffnungsvollen Sprößlinge seiner Ehe, fanden bei einer Wasserfahrt den Tod in den Wellen, und Tegernfeld, der ihm dieses meldete, suchte ihn zwar durch alle mögliche Trostgründe aufzurichten, ließ aber doch nicht undeutlich merken, er halte

dieſes traurige Ereigniß für eine wohlverdiente Strafe ſeiner Unerkenntlichkeit für die großen ihm zu Theil gewordenen Glücksgüter. Der Graf, zum erſtenmal von einem wirklichen Unglück betroffen, verlor gänzlich die Faſſung, und würde im erſten Schmerz tauſend Verſtöße gegen ſeine Verhältniſſe begangen haben, wenn ihn der alte Legationsrath nicht im Geleiſe erhalten hätte. Bald aber verwandelte ſich ſein Gram in Zorn; er plagte ſeine Untergebenen, mißhandelte ſeine Dienerſchaft, überhäufte ſeine Gemahlin, deren Nachläßigkeit er den Verluſt ſeiner Kinder bemaß, mit den bitterſten Verwürfen, und ſchonte ſelbſt des treuen Freundes nicht, der ſeine Anhänglichkeit an ihn doch ſo unzweideutig bewähret hatte. Tegernfeld, endlich der wilden Klagen mude, antwortete ihm einſt auf einen Brief, der ſeine Geduld vollends erſchöpft hatte, folgendes:

„Das Schickſal hatte Dir ein beneidenswerthes Loos ertheilt und Dich auf einen Platz geſtellt, auf dem Du viel Gutes wirken, unendlichen Segen verbreiten konnteſt. Du warſt und biſt reich, geehrt, von deinem Fürſten geachtet; der Himmel ſchenkte Dir eine liebenswürdige Gattin, holde Kinder, treue Freunde, eine Menge gutartiger Unterthanen,

und Gelegenheit und Kräfte den Zweck Deines Daseyns auf das vollständigste zu erfüllen: was hast Du gethan, diese Gunst des Himmels zu verdienen? Deine Unterthanen hast Du, so wie deine Bedienten mit Härte behandelt, Deine Gattin quälst Du durch Deine Launen, Deine Kinder hast Du vernachläßiget, Deine Freunde wurden von Dir beleidiget, und durch Deine Unerkenntlichkeit für das viele, Dir zu Theil gewordene Gute hast Du dich schwer versündiget. Ich fürchte, Du hast dadurch den Zorn des Himmels auf Dich herab gezogen, und der Verlust Deiner Söhne ist nur der Anfang der Strafe, die Dir bevor steht. Höre die Warnung Deines aufrichtigen Freundes: lerne Deine unbändigen Wünsche, Deine strafbare Ungenügsamkeit und Deine ewige Unzufriedenheit bezähmen, und nimm mit Ergebung die Fügungen der Vorsicht an, die vielleicht noch sehr schmerzhaft für Dich seyn können, da nicht selten dem, der viel empfing, auch viel entrissen wird."

Dieser Brief erschütterte den Grafen zwar, aber er änderte ihn nicht; sobald der erste Eindruck der Warnung vorüber war, wurde sie von ihm als eine Thorheit verspottet und alles blieb beim Alten. Indessen traten bald neue und große Unglücksfälle

ein, die den Grafen im eigentlichen Sinne elend machten, und Tegernfelds Vorherſagung rechtfertigten. Graf Kronheims Oheim nämlich, der ſeinen Neffen längſt zum alleinigen Erben eingeſetzt hatte, meldete dieſem jetzt, daß er, der von ſeinem großen Vermögen gern nach ſeinem Tode den beſten Gebrauch gemacht zu wiſſen wünſchte, ſich überzeugt habe, ſein Neffe ſey der Mann nicht, von dem ſich die Erfüllung dieſes Wunſches hoffen laſſe, daher er über ſeinen Nachlaß anderweitig verfügt habe. Der Graf verlor dadurch die ziemlich nahe Ausſicht, der reichſte Mann des Fürſtenthums zu werden, und es iſt natürlich, daß er darüber auſſer ſich gerieth. Er ſchrieb, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß ſein Oheim erſter Miniſter und alſo ſein Vorgeſetzter war, demſelben einen Brief voll der bitterſten Vorwürfe, vergaß ſich ſogar bis zu offenbaren Beleidigungen, und vergalt, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, das Böſe mit Böſem.

Noch war der Schmerz über dieſen Verluſt nicht geſchwächt, als ihn ein Schlag traf, der, härter als alle bis jetzt ihm betroffene Widerwärtigkeiten, ſeinem Herzen eine tiefe Wunde ſchlug und ihn unausſprechlich beugte. Die Gräfin, eine Frau, die für ein Muſter ihres Geſchlechts galt;

sie, bis jetzt die treue Lebensgefährtin ihres Gemahls, sie, die mit der Geduld eines Engels seine Schwächen getragen hatte, war der Verführung eines teufelmäßigen Bösewichts unterlegen, der sie so ganz und gar ihrer Pflicht abwendig gemacht hatte, daß sie mit ihm entflohen war. Tegernfeld, der seinen Freund davon benachrichtigte, endete seinen Bericht mit den Worten: „Daß deine Gemahlin Dir untreu ward, hast Du Dir selbst beizumessen; denn nie wurde wohl ein liebenswürdiges Weib, die den gerechtesten Anspruch auf Verehrung und Werthschätzung hatte, unverantwortlicher zurückgesetzt und gequälet als sie. Schreibe Dir also selbst den Fall dieses Engels zu."

Der Graf hatte seine Gemahlin wirklich geliebt, und wenn er ihr trübe Stunden machte, so geschahe es nicht aus Vorsatz, denn wie sehr er durch seine rauhe Behandlung ihr Herz verwundete, ahnete er nicht; daher mußte ihre Untreue ihn auf's tiefste beugen. Sein Schmerz war wild und unbändig, er wüthete gegen sich selbst und gegen sein Geschick, und als der erste Sturm vorüber war, da ergriff ihn der Gedanke, daß Tegernfeld doch wohl Recht haben, und er dieses Unglück verschuldet haben könne, wodurch seine Qual noch geschärft und er

auf eine lange Zeit durchaus unfähig zur Ausübung der Pflichten seines Amts gemacht wurde. Endlich ermannte er sich zwar wieder, aber seine alte Unart behielt ihr Recht über ihn, und mehr als je mußte es jeder, der mit ihm in Verbindung stand, nun fühlen, daß er unglücklich war. Von Zeit zu Zeit faßte er denn wohl den Vorsatz, sich zu ändern, allein es kam damit nie zur Ausführung, und nach wie vor ließ er seinen Trübsinn und Unmuth seinen Umgebungen empfinden; nur mit dem Unterschiede, daß sich seine einstige rasch auflodernde Heftigkeit in ein finsteres Grollen verwandelt hatte, das seinen Untergebenen nicht weniger kränkte als seine frühere Hitze.

Kaum hatte der Unglückliche den Kummer, den ihm die Untreue seiner Gattin verursachte, in etwas überwunden, und noch blutete das zerrissene Herz über ihr Vergehen, über die nie gefürchtete, und deshalb um so schmerzhaftere Kränkung, da erhielt er durch einen von Tegernfeld gesendeten Eilboten eine Nachricht, die ihn gänzlich zu Boden warf, und den einst so allgemein Beneideten zum Gegenstand des Mitleids machte. Sein Freund meldete ihm, daß ein vor kurzem dort in der Residenz erschienener Legations-Sekretair, der unter

dem Grafen geſtanden hatte, gegen ihn als einen Landesverräther denunzirt und Beweiſe beygebracht habe, die ſeine Anklage außer Zweifel zu ſetzen ſchienen. Obwohl er nun ſelbſt nicht an die Strafbarkeit ſeines Freundes glaube, ſo ſey er doch überzeugt, daß ihm nach Lage der Dinge, da mächtige Feinde, unter denen ſein ſchwer beleidigter Oheim obenan, ſein Verderben geſchworen und ſeinen Sturz längſt vorbereitet hätten, es in keinem Falle gelingen könne ſich zu rechtfertigen; beſonders da Dokumente, wahrſcheinlich ihm entwendet, ſich in den Händen ſeiner Feinde, als von dem fremden Hofe erhalten, befänden. Bereits ſey die Sequeſtration ſeiner Güter verfügt, und ein Befehl zu ſeiner Verhaftung unterweges. Bei dieſen Umſtänden, wo es ſich um ſein Leben handle, und von Rettung der Ehre und des Vermögens gar nicht mehr die Rede ſeyn könne, müſſe er ihm die unverzüglichſte Flucht anrathen, zu welchem Ende er ihm eine noch von ihm in Händen habende Summe von ſiebentauſend Gulden in guten Wechſeln überſende. Mehr könne er für ihn nicht thun, und überhaupt müſſe er ihn bitten, nicht etwa an ihn zu ſchreiben, da er ſich nicht dem Verdacht ausſetzen wolle, als ſtehe er mit einem des Landesverraths Beſchuldigten in irgend einer Verbindung.

6.

Der Graf wurde von diesem entsetzlichen Unglück so betäubt, daß er Kraft und Willen zum Handeln verlor. So ganz von seiner Glückshöhe herabgestürzt zu seyn war zu viel für den Mann, der sonst auch nicht die kleinste Widerwärtigkeit mit Gleichmuth ertragen konnte; alles, was ihm theuer war und Werth für ihn hatte, Gemahlin, Kinder, Vermögen, bürgerliche Ehre, Vaterland, alles, alles war hin, und selbst der Freund, der bis jetzt unerschüttert an ihn gehalten hatte, sagte sich auf eine so unzarte Art von ihm los, und vermehrte durch diese Herzlosigkeit noch die Zentnerschwere des Mißgeschicks, das zermalmend auf das Haupt des Unglücklichen sank. Der Lebensmuth war von ihm gewichen, er versank in ein dumpfes Hinbrüten, und keines zusammenhängenden Gedankens noch weniger eines Entschlusses fähig, würde er sich von der Ordre ihn festzunehmen haben überraschen lassen, wenn nicht Konring sein alter Kammerdiener für seine Sicherheit thätig gewesen wäre. Dieser, sonst der gewöhnliche Ableiter der übeln Launen seines Herren, sahe die Verzweiflung des Grafen, faßte sich ein Herz und suchte ihn zu trösten. Der Graf warf ihm den Brief, der die Unglücksnachricht ent-

hielt, mit den Worten hin: da lies und denn tröste noch wenn Du kannst. Der Alte erstarrte vor Schrekken, als er die seinem Herren drohende Gefahr inne wurde; er ermannte sich aber bald, und bat ihn, keine Zeit zu verlieren, sondern sich auf das eiligste daron zu machen. Der Graf dem durch die betroffenen Unfälle das Leben gleichgiltig geworden war, bezeigte keine Lust sich der Verfolgung zu entziehen, doch ließ er sich endlich durch den Kammerdiener dazu bewegen und beide brachen, nur mit wenigem Gepäck versehen, so bald es dunkel geworden war, auf.

Der Kammerdiener hatte den Grafen vergebens gebeten, in Hinsicht des Reisezieles einen Entschluß fassen, er erklärte, daß ihm jeder Ort in der Welt zu seinem künftigen Aufenthalte durchaus gleich sey, und daß nicht sowohl Lebenslust, als Gefälligkeit gegen die Bitten des Kammerdieners ihn bestimmt hätten zu fliehen. Der Alte beschloß daher nach eigenen Kräften für die Rettung seines Herren bemühet zu sern und besorgte ihr Weiterkommen mit der grosten Eile. Unter dem Namen zweier Hamburgischen Kaufleute fuhren sie mehrere Tage ununterbrochen, durchkreuzten die Wege oft, um etwanigen Verfolgern in der Spur irre zu machen, und

endlich, als sie schon mehrere Herren Länder hinter sich hatten, vergönnten sie sich in einem kleinen, von der Hauptstraße entfernten Landstädtchen einige Ruhe. Der Kammerdiener, der seinem Herren noch immer keine Sprache hatte abgewinnen können, machte ihm jetzt folgenden Antrag: Einige Stunden von dem Städtchen entfernt, tief im Gebirge versteckt, und selten von fremden Menschen besucht, lag Konrings Geburtsort, ein einsames Dörfchen, in einer zwar rauhen, aber gesunden und wild romantischen Gegend. Dahin wollte er mit seinem Herren ziehen, da dort, wie er versicherte, gutmüthige Menschen wohnten, und sie vor jeder Entdeckung gesichert wären. Der Graf, dem die tiefste Einsamkeit jetzt das dringendste Bedürfniß war, nahm den Vorschlag an und war es auch zufrieden, als Konring, um jede Spur ihrer Reise zu vertilgen, vorschlug, den Weg dahin zu Fuß zu machen und das Gepäcke bei dem Pfarrer des Städtchens, der sein Jugendfreund war, zu lassen, bis es gelegentlich abgeholet werden könnte.

Sie traten ihren Weg an und Konring mußte seinen Herren, der durch die ihn betroffenen Widerwärtigkeiten an Leib und Geist gleichsam vernichtet und ganz und gar unfähig war, auf irgend

eine Weiſe zu handeln, wie ein Kind leiten und beſtimmen. Der Alte ſtrengte ſich ſichtlich über ſeine Kräfte an, um die Lage ſeines unglücklichen Herren ſo erträglich als möglich zu machen, und dieſe Treue eines Menſchen, der ſo oft die Ausbrüche ſeines Unmuths hatte empfinden müſſen, rührte den Grafen ungewohnlich, der dadurch ſogar wieder empfänglich für die Gegenſtände der Außenwelt ward. Einſt als Kenring es ſich auch ſehr ſauer hatte werden laſſen, um für ſeinen Herren ein gutes Nachteſſen und eine bequeme Ruheſtätte zu bereiten, rief dieſer aus: Guter Alter, warum machte mich das Schickſal doch ſo arm, daß ich Dir Deine Treue nicht vergelten kann! O, dazu ſind Sie noch reich genug, antwortete jener — ertragen Sie Ihr Loos wie ein Mann und Chriſt und ich bin überſchwenglich belohnt durch den Gedanken, Ihnen nützlich geweſen zu ſeyn. Zum erſtenmal ſeit ſeinem Unfalle entrank dem Grafen eine Thräne des zwar ſchmerzlichen, aber innig menſchlichen Gefühls, die kalte Eisrinde des finſtern Menſchenhaſſes, die ſich um ſein Herz gelegt hatte, borſt, tief in ſeinem Innern bewegt, drückte er dem treuen Diener die Hand und rief: „Ja, ich will die Laſt meines Grames muthig ertragen, wär's auch nur, um Dir zu zeigen, wie ſehr ich Deine Anhänglichkeit fühle und ſchätze.“

7.

Die Lage des Dörfchens, das die beiden Flüchtigen zu ihrem Wohnort gewählet hatten, fand ganz den Beifall des Grafen; denn der finstre Forstenwald, die felsigten Abgründe und himmelanstrebenden Berggipfel, wovon es nach drei Seiten zu begrenzt wurde, stimmten so ganz zu der Schwermuth, die sich seiner bemeistert hatte. Die vierte offne Seite gewährte einen meilenweiten Blick in ein herrliches, mit Dörfern und Städten besetztes Getreideland; doch diese heitere Ansicht that dem Trauernden wehe, und er wandte nie sein Auge dahin. Er beschloß für seine ganze übrige Lebenszeit sich hier niederzulassen. Aber wie sich einrichten, und wovon leben? das war für ihn, der mit den Einzelnheiten eines Hausstandes und mit allen Erwerbquellen gänzlich unbekannt war, eine schwierige Aufgabe; doch Konring wußte Rath. Ein wohleingerichteter Bauerhof, mit einem zwar kleinen, höchst einfachen, aber nicht unbequemen Wohnhause stand eben feil, und dieser wurde auf sein Anrathen gekauft. Des Grafen Baarschaft reichte dazu freilich nicht hin; denn das Gut kostete mit Inbegriff der nöthigen vollständigen Einrichtung zehntausend Gulden, und er besaß nur siebentausend; aber der

Kammerdiener, der sich während seiner Dienstzeit drei tausend Gulden erspäret hatte, schoß den Rest zu. Der Graf besaß auch noch einige Jouvelen, die er auf seiner schleunigen Flucht mitgenommen hatte; allein die ließen sich der bedeutenden Entfernung von jeder großen Stadt wegen, auch weil man eine mögliche Entdeckung scheuen mußte, nicht so leicht verkaufen.

Konring bewies sich bei der Einrichtung dieses neuen Besitzstandes äußerst thätig, und schien noch einmal recht aufzuleben. Die Lebensweise des Grafen konnte natürlich bei den beschränkten Mitteln nur höchst einfach sern, und an seine ehemaligen Genusse war nicht zu denken. Doch seine Gleichgiltigkeit gegen das Leben half ihm die Entbehrungen ertragen, und bald gewöhnte er sich so sehr daran, daß er nichts von dem vermißte, was sonst zu seinen Bedürfnissen gehöret hatte, und was er nun nicht mehr haben konnte. Statt der feinen Weine war sein Getränk jetzt Bier, die Chokolate wurde durch Milch ersetzt und ein paar einfache, aber kräftig gekochte Gerichte mußten statt der ehemals lukullischen Tafel hinreichen. Er lebte überhaupt nur wie ein wohlhabender Bauer; zwar mit einiger Auswahl, aber doch höchst einfach und

auf das Unentbehrliche beschränkt. Konrad legte sich eifrig auf den Landbau, welches erforderlich war, um den nothigen Lebensunterhalt zu gewinnen. Der Graf nahm anfangs wenig Antheil daran, denn noch war er zu sehr mit dem Gram über seine Verluste beschäftiget; doch als dessen schärfste Stacheln durch die Zeit abgestumpft waren, da bewog ihn zuerst der Mangel an Beschäftigung dazu sich der Landwirthschaft zu widmen, und bald fand er so viel Geschmack daran, daß er mit einer solchen Anstrengung und Beharrlichkeit sich den Anordnungen und Einrichtungen in seinem kleinen Besitze unterzog, als ob er Zeit seines Lebens nie eine andere Bestimmung gehabt hätte.

So öde und widerlich ihm anfangs das Leben in dieser Abgeschiedenheit verkam, so erträglich wurde es ihm doch, als er sich an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnt hatte. Natürlich kostete es ihm viele Mühe sich in den beschränkten Kreis zu fügen, in den er jetzt gebannet war, und mehrmals wurde er doch zurückgewiesen, wenn er gegen seine Hausgenossen, zweien Knechten und zweien Mägden, die ihn unter dem Namen Trümmer kannten, den gebieterischen Ton des Grafen annehmen wollte; als er aber sahe, daß er damit seinen Zweck nicht

erreichte, so bemühete er sich seine Heftigkeit zu bezähmen, behandelte nun seine Leute mit liebevollem Ernst, und von der Zeit an liebten und ehrten sie ihn. Um keine Spur zu einer Entdeckung seines Aufenthalts zu geben, und auch um nicht seines ehmaligen Standes wegen in Verlegenheit zu gerathen, mußte ihn Konring ganz wie seines Gleichen behandeln und selbst an einem Tische mit ihm essen. Dem ehrlichen Alten kostete dieses einigen Zwang; doch als er sich einmal daran gewöhnt hatte, da nahm er den Ton eines herzlichen Wohlwollens an, der dem Grafen unendlich wohlthat, und ihn innig an den lieben Menschen kettete. War er gleich noch keineswegs ruhig und zufrieden, so gab es doch Augenblicke, in denen er an der Seite seines Konrings sein Leid vergessen und sich eine ziemlich erträgliche Zukunft träumen konnte.

8.

Daß der Graf den Umgang mit allen Menschen vermied, war seinen Verhältnissen angemessen; denn theils konnte er sich nicht zu den Begriffen und Ausdrücken der einfachen Dorfsbewohner herablassen, um sie zu verstehen und ihnen verständlich zu werden, theils wollte es ihm auch nicht gelingen, den vor-

nehmen Anstand, der ihm eigen war, genug zu verbergen, daß man in ihm nicht den ehemaligen Großen geahnet hätte: endlich war ihm die Einsamkeit, die mit seinem noch immer finstern Humor stimmte, zu lieb. Eine Ausnahme machte er jedoch mit dem Pfarrer des Dorfs, dessen Bekanntschaft er durch Koncing machte, und der ihn durch seinen rein menschlichen Charakter für sich einnahm. Pastor Heinemann gehörte zu den glücklichen Menschen, deren Charakter auf Seelenruhe und Gleichmuth gegründet ist. Er besaß bei einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit einen hellen Verstand und eine klare Ansicht von der Bestimmung des Lebens, und war mit seinen Grundsätzen überall auf's Reine gekommen. Er hätte bei seinen Kenntnissen, bei seiner feinen Bildung und bei seinen wichtigen Verbindungen zu den höchsten geistlichen Würden gelangen können, aber er zog das stille Landleben vor, wo er in geräuschloser Thätigkeit seinen schönen Beruf musterhaft erfüllte.

Zu ihm fühlte der Graf sich hingezogen, und der würdige Geistliche kam seiner Annäherung mit Offenheit entgegen. Er drängte sich nicht in das Geheimniß des Unglücklichen, doch dieser fühlte das Bedürfniß, ihm sein Schicksal mitzutheilen, und

nun war es sein Bemühen den Geist des Gebeugten zu erheben. Er hielt es aber nicht etwa für zureichend, seinen neuen Freund mit abgenutzten Trostsprüchen beruhigen zu wollen, sondern er veranlaßte ihn seine Lebensgeschichte genaú, mit allen Nebenumständen, zu erzählen; er forschte, wie er sich in dieser und jener Lage benommen habe, erweg seinen Ideengang und die Beweggründe, so wie die Wirkungen seiner Handlungen, und nun bewies er ihm wiewohl mit möglichster Schonung, daß er der alleinige Urheber seines Unglücks gewesen sey. So wenig der Graf auch geneigt war dieses einzuräumen, so konnte er doch dem Manne nicht zürnen, der so warmen Antheil an seinem Schicksale nahm. Der Pfarrer benutzte das ihm geschenkte Zutrauen täglich zu mehrerer Offenherzigkeit; er gewöhnte den Grafen daran, auch bittere Wahrheiten zu ertragen, und endlich gelang es ihm diesen zu überführen, daß in ihm die bewegende Ursache der ihn betroffenen Unfälle gelegen habe. Der Graf verfiel, sobald er diese Ueberzeugung in sich aufgenommen hatte, in eine tiefe Schwermuth, was der Geistliche wohl vorher gesehen hatte, dennoch aber der Meinung gewesen war, ihn dieses Schmerzes nicht überheben zu können, da er eine zwar bittere aber

heilsame Arzenei war, die für das ganze künftige Leben des Kranken wohlthätig wirken sollte. Eine schmerzliche Reue nagte diesen; er mußte sich gestehen, das Herz seiner Gattin von sich entfernt, die Erziehung seiner Kinder verabsäumt, seine Freunde beleidigt, seine Unterthanen durch Härte und Zorn gequält, endlich durch Nachläßigkeit wahrscheinlich selbst die Veranlassung zu der ihm gemachten Anschuldigung der Landesverrätherei gegeben zu haben; dagegen konnte er es sich nicht verhehlen, bei seinen ehemals so großen Mitteln nichts zum Wohle der Menschheit gethan, und keine seiner Pflichten erfüllt zu haben. Heinemann hatte den Charakter des Grafen ganz richtig beurtheilt; er wußte, daß er, wenn gleich durch die Vorwürfe seines Gewissens tief erschüttert, dennoch im Sturm seiner Gefühle nicht untergehen würde. Er überließ ihn daher seiner Reue, und als er ihn tief genug davon durchdrungen wußte, da richtete er ihn wieder dadurch auf, daß er ihm zeigte wie eine zweckwidrige Erziehung, der von Jugend auf gewohnte Ueberfluß, und der gänzliche Mangel an Erfahrung zum Theil Veranlassung seiner verfehlten Bestimmung gewesen wären, und entlastete dadurch wieder die Brust des Schwerbedrückten. Nun gab er ihm Anleitung,

wie er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen durch Duldung gegen die Schwächen seiner Hausgenossen, durch zweckmäßige, seinem nunmehrigen Stande angemessene Thätigkeit und durch ruhige Ergebung in sein Schicksal, so wie durch Vervollkommnung seines Geistes die ehemals begangenen Fehler wieder gut machen und sich ein glückliches Loos erringen könne, und drang mit so siegender Beredsamkeit in ihn ein, daß er ihn vollkommen überzeugte und ihn zu dem festen Vorsatze bewog, alles anzuwenden, um sein Daseyn sich und Andern nützlich zu machen.

Von der Zeit an war der Graf der sorgsamste, thätigste Hausvater, seinen Hausgenossen ein sanfter, achtungswürdiger Bruderherr, den Armen und Unglücklichen ein theilnehmender Helfer, dem Pfarrer aber und seinem Kenzing ein treuer und liebevoller Freund. Er beobachtete sich jetzt sehr genau in allen seinen Handlungen, und hielt sich keine Schwäche zu gut. Er dachte über seine Neigungen, Eigenheiten und Fehler nach, er prüfte alle seine Empfindungen und wurde auf diese Weise nicht nur mit seinem Innern bekannt, sondern gelangte auch zur Herrschaft über seine Gemüths- und Geisteskräfte. Auch in physischer Hinsicht gewann er an Fertigkeit; sein

Körper ertrug täglich mehr und besser die Anstrengungen, die er ihm zumuthete und bald waren ihm alle Handgriffe, die der praktische Landwirth kennen und in Anwendung bringen muß, so geläufig, als ob er von Jugend auf dabei beschäftigt gewesen wäre. Er pflanzte und pfropfte Obstbäume, nahm Bienenstöcke aus, oder setzte die Schwärme ein und hatte die Mechanik des Feldbaues so vollständig begriffen, daß er den unbeholfenen Arbeitern die nöthigen Weisungen darin geben konnte. Diese Kenntnisse erwarb er sich durch die Anleitung Konrings und des Pfarrers, die beide darin nicht unerfahren waren; besonders aber der letztere, der mit dem glücklichsten Erfolge eine eigene Landwirthschaft betrieb.

9.

Was der Graf früher nicht für möglich gehalten hätte, und was seinen ehemaligen Bekannten und Freunden unglaublich geschienen haben würde, geschah: er vergaß nach und nach den Verlust seiner Glücksgüter, wurde ruhig in seinem Gemüth, dann zufrieden mit seiner Lage, und endlich wirklich glücklich. Tausend kleine Freuden hatte er in seinem jetzigen Stande kennen lernen, deren Daseyn er

früher nicht einmal ahnete. Der Hunger, der ihm bei seiner Thätigkeit die einfachen Speisen würzte, die freundliche Ruhe der stillen Abendstunde, nach einem arbeitvollen Tage, der sanfte, ruhige Schlaf, dieses alles waren Genüsse woron er früher keinen Begriff hatte, und die ihm jetzt sein Daseyn versüßten. Er empfand den Zauberreiz eines schönen Morgens, ihn erquickte die Kühle eines heitern Abends, weil keine Zerstreuungen der großen Welt ihn daran verhinderten, keine künstlichen Genüsse ihn unempfänglich dafur machten; er sah mit entzücktem Gemüth den kommenden Lenz mit seinen Wonnen, mit seinen tausend Blüten und Blumen erscheinen; er sah mit frohem Herzen den milden, bunten Herbst mit seinen reichen Gaben, und endlich das sanfte Einschlummern der Natur, und empfand die tausendfachen Schönheiten, womit die zärtliche Mutter für ihre Lieblingskinder, die Menschen, sich schmückt. Nun erst erfuhr er, wie reich an Freuden die Erde ist, und wie leichtsinnig die Menschen sind, die sie ihrer erkünstelten Vergnügungen wegen verschmähen. Dieses alles war freilich nicht das Werk einer kurzen Zeit; es gehörte mehr als ein Jahr dazu, bis es so weit mit dem Grafen kam, auch verlor er nicht die Erinnerung an seine

Gattin und Kinder in dem Maaß, daß nicht mancher ihnen geweihte Seufzer dem klopfenden Herzen entflohen wäre; aber den Schmerz über ihren Verlust hatte die Zeit in eine stille Wehmuth verwandelt, die das Gemüth nicht niederdrückte, sondern vielmehr zu einer Zartheit und Innigkeit der Empfindung erhob, wie sie nur den bessern durch Widerwärtigkeiten und Leiden veredelten Menschen eigen ist. Er hatte sich jetzt klar begriffen und den unwurdigen Fesseln entrungen, die ihn einst von Aufendingen abhängig machten; darum war er glücklich.

10.

Drei Jahre waren nun seit der Flucht des Grafen verflossen, und die letzte Hälfte dieser Zeit hatte er in einer beinahe vollkommenen Seelenruhe verlebt. Er dachte an seinen ehemaligen Stand wie an einen schweren, unruhigen Traum, dem ein stiller, heiterer Morgen gefolgt war und dankte der Vorsehung, daß sie ihn aus den Stürmen eines verfehlten Lebens gerettet und sein Loos so milde und gütig geordnet hatte. Einst saß er, diese wunderbare doch heilsame Fügung überdenkend, an einem schönen Sommermorgen vor der Thüre seiner ländlichen Wohnung, da kam der ehrwürdige Pfar-

rer zu ihm, und äußerte den Wunsch, in seiner Gesellschaft einen Theil des Tages zuzubringen. Er brachte das Gespräch auf das vergangene Leben des Grafen und als er diesen mit großer Ruhe von seinen feuheren Verhältnissen sprechen hörte, fragte er: ob er auch wohl allen denen, die ihn einst beleidigt hatten von Herzen vergeben habe?

Ich würde mich für keinen guten Menschen halten, wenn dieses nicht der Fall gewesen wäre — antwortete der Graf — denn wer der Verzeihung selbst so sehr wie ich bedarf, der darf wohl um so weniger schwierig damit seyn Andern zu verzeihen, wenn sie gegen ihn gefehlt haben sollten.

Der Pfarrer. Und doch, mein Freund, ist die wahre aufrichtige Verzeihung nicht so leicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Der gute Mensch wird zwar bald allen Haß und Groll gegen seinen Beleidiger fahren lassen, aber eine gewisse Bitterkeit bleibt doch im Herzen zurück und verhindert ihn den, der ihm wehe that, als Mensch und Bruder aufrichtig zu lieben.

Graf. Ich versichre Sie, das ist bei mir nicht der Fall! Ich weiß Keinen, gegen den ich auch nur einen Gedanken von Haß oder Uebelwollen hägen könnte.

Pfarrer. Auch nicht gegen den, dessen Anklage sie in den Verdacht des Landesverraths brachte?

Graf. Auch gegen den nicht; ich halte ihn für einen Unglücklichen, Verirrten, den ich bedauern muß, da er vielleicht, durch schwer zu vermeidende Umstände veranlaßt, den Pfad des Bösen einschlug.

Pfarrer. Aber Ihrem Oheim, der Sie enterbte, Ihrer Gemahlin, die Ihnen untreu wurde, Ihrem Freunde, der Sie so kalt auf der tiefsten Stufe Ihres Elendes verließ, haben Sie diesen Personen es von Grund der Seele verziehen, daß sie Ihr Unglück vergrößerten, und regt sich nicht zuweilen ein Vorwurf gegen sie in Ihrem Herzen auf?

Graf. Gott sey mein Zeuge! ich denke nur mit Liebe an sie, und macht mich ihr Andenken zuweilen traurig, so ist es nur darum, daß ich ihnen Veranlassung zu tadelnswerthen Handlungen gab. War es nicht meine Schuld allein, wodurch mein edles und frommes Weib von der Bahn der Pflicht abwendig gemacht wurde? und trug mein Freund nicht so lange geduldig meine großen, unzähligen Schwächen, hielt er nicht so lange redlich bei mir aus, bis es Thorheit gewesen seyn würde, sein Schicksal an das Loos eines, durch seine eigene

Schuld rettlos Verlorenen zu knüpfen? Nein, beide sind in meinen Augen hinreichend entschuldigt, und ich denke ihrer nur in Liebe.

Pfarrer. Aber der Oheim war doch in der That hart gegen Sie, und ich selbst kann ihn wegen seiner Unversöhnlichkeit, wegen Ihrer Enterbung nicht entschuldigen.

Graf. In meinen Augen ist er längst gerechtfertiget. Die Pflicht, die ihm gegen mich, als seinen nahen Verwandten, oblag, wurde von der größeren als Mensch, Staatsbürger und erster Beamter des Staats aufgewogen. Sein Reichthum, theils das wohlerworbene Erbe berühmter tugendhafter Vorfahren, theils das Ersparniß eines langen und thätigen Lebens, wäre in meinen Händen schlecht angewandt worden, und dieses zu verhindern war ihm Pflicht. Daß er mich nicht zum Staatsdienst beförderte, und selbst nichts zu meiner Rettung that, war strenge Gerechtigkeit, da ihm, dem Staatsminister, das Wohl Vieler mehr am Herzen liegen mußte; als das eines Einzigen. Gewiß hat es ihm einen nicht geringen Kampf gekostet, den Sohn einer geliebten Schwester fallen zu lassen, und um so verehrungswerther ist er mir; ich würde mich selbst verachten, wenn ich in mir auch nur den

geringsten Zug eines Unwillens gegen ihn spüren sollte.

Pfarrer. Nun wohl, wenn Ihr Herz dieser schönen Selbstbeherrschung fähig war, und Sie diesen glänzenden Sieg über sich errangen, so muß es Ihnen Freude machen, Ihren Freund Tegernfeld zu sehen. Auch er verlanget nach Ihnen; er ist in der Nähe; machen Sie sich auf seine nahe Ankunft gefaßt.

Graf. O! wo ist er? wo? eilen Sie mich zu ihm zu führen; entziehen Sie mir nicht länger den Anblick meines Freundes. — Er erhob sich schleunig von seinem Rasensitze und wollte dem angekündigten Freunde entgegen eilen, da trat dieser hinter die Ecke des Hauses hervor, und lag in seinen Armen.

11.

Des Wiedersehens reine Freude wurde durch keine Erinnerung an das, was die Herzen der Freunde einst von einander entfernen konnte, getrübt, von der Tafel ihres Gedächtnisses schien die traurige Vergangenheit verlöscht, und nur der Hochgenuß der Gegenwart füllte ihre Seele. Lange schwelgten sie in ihren Gefühlen; nur mit der

Wonne des Augenblicks waren sie beschäftigt und keine ihrer einstigen oder jetzigen Verhältnisse kamen zur Sprache. Doch endlich behauptete die ruhige Ueberlegung ihr Recht, und der Graf äußerte Besorgnisse wegen seiner Sicherheit, da sein Aufenthalt entdeckt worden sey. Tegernfeld beruhigte ihn darüber und versprach ihm eine befriedigende Aufklärung über die Art, wie er seinen Aufenthalt erfahren habe, der jedem Andern außer ihm ein tiefes Geheimniß sey. Er bat nun seinen Freund ihn mit seiner Lebensweise und mit seinem Gemüthszustande bekannt zu machen, welches dieser gern und nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl that, das auf der Ueberzeugung beruhte, den schwersten Sieg, den Sieg über seine Schwächen errungen zu haben. Er schonete sich selbst nicht in seiner Darstellung, er gestand alle seine begangenen Fehler und Mißgriffe ein, er öffnete dem Freunde die verborgensten Falten seines Herzens und bekannte frei, daß alles ihn betroffene Unglück durchaus erforderlich gewesen sey, ihn zu bessern. Tegernfeld schloß ihn gerührt in die Arme und rief: „Mein Glaube an Dich hat mich nicht betrogen; wohl wußte ich, daß Du gut wareſt, daß Deine Fehler nicht in Deiner Natur gegründet, sondern nur eine Folge deiner Erziehung und

Deiner Verhältniſſe waren, und daß in der Schule der Widerwärtigkeiten Deine beſſere Menſchheit geweckt werden würde. Heil Dir und mir, jetzt ſoll uns nichts mehr trennen!

Graf. Und doch mein Freund haſt Du vergeſſen, daß unſere Verhältniſſe ein Beiſammenleben nicht erlauben. So gern ich Dich auch immer bei mir ſähe, ſo würde Dein öfterer Beſuch ſich doch wohl nicht mit der zu meiner Sicherheit nöthigen Verborgenheit vereinbaren laſſen.

Tegernfeld. Fürchte nichts mehr, Deine Unſchuld iſt anerkannt, es hängt nur von Dir ab Deine Güter wieder in Beſitz zu nehmen, und ich hoffe Du trittſt nun ohne Säumen die Rückkehr nach Deiner Heimath an.

Der Graf (mit gerührtem, zum Himmel gewendetem Blick). Meinen guten Namen vor der Welt gerechtfertigt zu ſehen, war einer meiner geheimſten aber dringendſten Wünſche; er iſt erfüllt und innig danke ich Gott dafür. Doch meine Güter werde ich nicht wieder in Beſitz nehmen, denn ich habe den Ueberfluß entbehren gelernt, und meine gegenwärtige Lage iſt mir zu lieb geworden, als daß ich ſie verändern ſollte, um mit einem vergrößerten Eigenthum mich allen den Laſten und Sorgen zu

unterziehen, die von dessen Besitz unzertrennlich sind.

Tegernfeld. Auch Deines Freundes wegen nicht, den Dein Umgang glücklich machen würde?

Der Graf. Freund, ich habe nicht nur die Hülle, sondern auch die Denkungsart meines jetzigen Standes angenommen, dessen vorzüglichste Eigenthümlichkeit Offenherzigkeit ist. Vermöge dieser muß ich Dir gestehen, daß ich hier zwei Freunde besitze, die im eigentlichsten Sinn meine Wohlthäter geworden sind, denn ihnen danke ich meine Ruhe. Diese haben die ersten Ansprüche auf meine Anhänglichkeit und auf meinen Umgang, in so fern er für jemand wünschenswerth seyn kann.

Tegernfeld. Ich fühle den Vorwurf, den Deine Schonung auszusprechen nicht erlaubt. Nun wohl, so muß ich einen stärkern Grund anführen, um Dich zur Aenderung Deines Entschlusses zu bewegen: Wisse denn, Deine Gemahlin ist unschuldig; sie war Dir nie untreu; Du sollst davon überzeugt werden.

Graf. Wäre es möglich! — Doch auch in dem Falle werde ich nicht zur Welt zurück kehren; denn liebt meine Gattin mich wirklich, und blieb sie mir treu, so wird sie nicht anstehen meine Ein-

samkeit mit mir zu theilen, und hier werden wir von allem Glanz und Gewühl der großen Welt fern und selbst genug seyn.

Tegernfeld. Du wolltest sie zu solchen Entbehrungen verdammen?

Graf. Diese Entbehrungen werden keine seyn, wenn ich ihr wirklich theuer bin. Sie sind nicht wesentlich, lassen sich also leicht ertragen, und sollen mir ein Beweis seyn, daß sie mir wirklich treu blieb. Ja, hätte sie vielleicht in einer schwachen Stunde einen Fehltritt begangen, wozu ich leider! durch mein Betragen Veranlassung genug gegeben habe, so würde ich ihn ihr unter dem Beding, hier mit mir zu wohnen, verzeihen. Hier, an meiner Seite, im Schooße dieser Einsamkeit, unter guten, einfachen Menschen würde ihr die Rückkehr zu ihrer Pflicht um so leichter werden.

Tegernfeld (gerührt ihm um den Hals fallend). Guter Mensch! ich sehe Du hast mit der Veränderung Deiner Lage eine Charakterfestigkeit gewonnen, die mir eine unaussprechliche Freude macht, und Dir eine glückliche Zukunft sichert. So falle denn der letzte Schleier, damit Du der Welt wiedergegeben wirst, die gerechte Ansprüche auf Dich hat, und in der Dein Wirkungskreis künftig segensvoll

seyn wird. Vernimm denn und freue Dich: Deine beiden Söhne leben und erfordern Deine Leitung für ihre kunftige Bestimmung.

Graf. Groſser Gott! meine Kinder leben? Tegernfeld, Du wäreſt ein Ungeheuer, wenn Du mit dem Gefühle eines Vaters Scherz treiben könnteſt! Sage mir um Gotteswillen die Wahrheit: habe ich noch Kinder?

Tegernfeld. Du haſt! Wiſſe dein ganzes Unglück war Erdichtung, und ſollte Dir eine zwar harte, doch höchſt nothwendige Lehre seyn, welche Dir zu geben Dein Oheim, Deine Gemahlin und ich mit Genehmigung des Fürſten verabredet hatten. Wir ſahen Dich im Beſitz der gröſsten Glücksgüter ſtets unzufrieden, und mit einem unverbeſſerlichen Eigenſinn ſie mißbrauchen, ſtatt ſie zu genieſsen. Vergebens beehrte Dich der Fürſt mit ſeiner Freundſchaft, ſie genügte Dir nicht; Du wollteſt mehr, als er Dir geben konnte. Umſonſt war Deine Gemahlin, wie an Schönheit, ſo auch an Herz und Geiſt, eine der erſten ihres Geſchlechts, Du machteſt ſie unglücklich. Du vernachläſsigteſt Deine hoffnungsvollen Kinder, die durch die Handlungsweiſe und das Beiſpiel ihres Vaters gänzlich mißrathen mußten, quälteſt, freilich ohne es zu wollen, Deine Unter-

thanen und machteſt Deiner Dienerſchaft böſe Tage. Deinen würdigen Oheim beleidigteſt Du durch Deine Anmaaßungen, mich, Deinen treuſten Freund, wieſeſt Du mit Härte zurück, ſo oft ich Dich auf Deine Fehler aufmerkſam machen wollte, und ſo verfehlteſt Du Deine Beſtimmung und warſt auf dem Wege ein böſer Menſch zu werden. Den Fürſten verdroß die verkehrte Handlungsweiſe eines ſeiner erſten Vaſallen, deſſen Fähigkeiten er unter andeen Umſtänden gern genutzt haben würde; Deinen Oheim, deſſen ſehnlichſter Wunſch es war, ſich in Dir einen Nachfolger zu bilden, kränkte Dein Widerſinn, auch mir ſchmerzte er tief, und Deiner Gattin Leben zerfloß darüber in Gram. Ich war es, der Deinem Oheim rieth Dir den Geſandſchaftspoſten anzuvertrauen, da ich von Deinem befriedigten Ehrgeiz das beſte für eine Aenderung Deiner Geſinnung hoffte. Ich hatte mich getäuſcht, denn noch vor Deiner Abreiſe bewieſeſt Du dadurch, daß Du Deine Gemahlin wegen einer ſo nichtigen Urſache zwangſt zurück zu bleiben, Du ſeyſt noch der Alte und kein Glücksfall vermöge Dich zu ändern. Dieß brachte den Gedanken in mir zur Reife, Dich durch Unglück zu beſſern, und Dein Oheim und Deine Gemahlin, wiewohl die letztere mit vielem Wider-

ſtreben, gingen in meine Idee ein, die auch der Fürſt billigte. Der Oheim ließ Deine Söhne auf ein entferntes Schloß bringen, und wir benachrichtigten Dich von dem Tode derſelben, in der Hoffnung, der Schmerz über ihren Verluſt ſollte wohlthätig auf Dein Gemüth wirken; ach leider erreichten wir unſere Abſicht nicht; vielmehr wurdeſt Du, nachdem der erſte Gram vorüber war, nur noch unerträglicher. Hierauf wurdeſt Du zum Schein von Deinem Oheim enterbt, und auch dieſer Schlag machte Dich härter, ſtatt Dich zu erweichen. Nicht ohne Bangigkeit, des möglichen Erfolgs wegen, entſchloſſen wir uns nun zu dem Verſuche Deinen wilden Sinn durch die angebliche Untreue Deiner Gattin zu brechen; doch weit entfernt durch dieſen erdichteten Verluſt Deines koſtbarſten Gutes zum Nachdenken über Dich und Deine Handlungsweiſe zu kommen, warſt Du auf dem Wege ein herzloſer Wüthrich zu werden, da Du nun erſt gerechte Veranlaſſung zu haben glaubteſt alle Menſchen, die ſich in Deinem Wirkungskreiſe befanden, übel zu behandeln. Wir erfuhren durch unſere Späher alle Deine Handlungen, und uns ging der Rath ganz aus, da es einmal Deine Beſtimmung zu ſeyn ſchien, Dir und Andern zur Laſt zu leben. Da beſchloß der

edle Fürst, der Dich aufrichtig liebt, und um alle unsere Schritte wußte, das Letzte zu versuchen und Dich durch anscheinende Lebensgefahr und den Verlust aller Deiner Glücksgüter von dem Polster der Selbstsucht aufzurütteln. Wer vermag die Angst Deiner Gattin, wer meine Sorge um Dich zu beschreiben, als diese Kur auf Tod und Leben bei Dir angewandt wurde. Wir zogen den treuen Konring ins Geheimniß, er mußte Dich stets im Auge behalten, damit Du nicht ein Opfer der Verzweiflung wurdest; Deine Flucht aber wurde für ein wichtiges geheimes Geschäft ausgegeben, und Deine Stelle durch den ältesten Legationsrath, der auch unser Mitwissender war, und die von Dir vermißten Papiere auf ausdrücklichen Befehl dem Fürsten aushändigen ließ, ersetzt. Deine Aenderung, so wie alles was Dich betraf, erfuhren wir bis auf die kleinsten Umstände, und schon längst wäre Deine Gattin zu Dir geeilt, hätte nicht der ausdrückliche Befehl des Fürsten und der Wille Deines Oheims sie zurück gehalten, welche beide diesen Zeitraum für erforderlich hielten, Deine Aenderung außer Zweifel zu setzen. Nun weißt Du alles: wirst Du Deinen Freunden, Deiner Gattin verzeihen, daß wir so gewaltsam in Dein Schicksal eingriffen und Dir, freilich in

der besten Absicht, und wie ich sehe auch mit dem glücklichsten Erfolg, eine Menge trüber Tage bereiten?

Graf Kronheim sank seinem Freunde in die Arme und rief mit schwimmenden Augen: „Ihr treuen Seelen habt mein Glück gewollt, und Ihr habt es geschaffen. ich bin Eurer sorgenden Liebe Dank schuldig und von Verzeihung kann nicht die Rede seyn. Ja nun muß ich in die Welt zurückkehren, um Euch allen zu beweisen, daß Eure kluge Sorgfalt nicht vergebens angewandt war. Ich will meine mir lieb gewordene Einsamkeit verlassen, um die Pflichten meines Berufes zu erfüllen und wo möglich das wieder gut zu machen, was ich während des Zeitraumes meiner Thorheit versah. Noch heute wollen wir abreisen."

Heute schwerlich — erwiederte Tegernfeld — denn Dein Oheim, Deine Gemahlin und Deine Kinder wollen einige Tage hindurch Deine Einsamkeit theilen, ehe sie Dich wieder in Deinen früheren Wirkungskreis zurückführen. Sprachs und führte ihn in das hinter dem Hause gelegenen Gärtchen, wo sich der Ueberraschte von seiner freudetrunkenen Familie umschlungen sah.

Von der Wonne des Wiedersehens kein Wort;

sie läßt sich denken aber nicht beschreiben; von dem folgenden Leben des durch Unglück gebeugten Mannes nur soviel: das er in einem hohen Alter als erster Staatsminister starb, von seinem Fürsten und von einem durch ihn beglückten Volke betrauert, gleich ausgezeichnet als Staatsbürger, Mensch, Gatte und Vater und gesegnet von seinen Kindern und Enkeln, die seinen Lehren und seinem Beispiele ein tugendhaftes und glückliches Leben dankten.

Diese Geschichte — sagte der Baron — liefert abermals einen Beweis meiner früher aufgestellten Behauptung, daß die Erziehung der jungen Adlichen in der Regel nichts taugt; denn hat nicht dieser Graf Kronheim auch alles Leiden, wodurch er, noch glücklich genug, von seinen Verwandten und von seinem Freunde gebessert wurde, allein seiner verkehrten Erziehung zu danken?

Freilich wohl, erwiederte der Pastor, doch ist nicht zu leugnen, daß bei der ungewöhnlich glücklichen Lage, in der er sich von Jugend auf befand, und bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters, auch die gelungenste Erziehung kaum hinreichend gewesen wäre, ihn für das praktische Leben als Mensch, Staatsbürger und Gatte zweckgemäß zu bilden. Eine glückliche Lage, die nicht durch Mühe,

wenigstens durch angestrengte Thätigkeit, errungen wird, verdirbt in den mehresten Fällen die Menschen.

Ey! rief der Dichter, mit dieser Behauptung sprechen sie ja gleichsam über alle reichgeborne Menschen ein Verdammungsurtheil aus, als wären sie in der Regel schlecht.

Mit Nichten, antwortete der Pfarrer, denn selten wird es auch diesen an Gelegenheit fehlen, sich durch zweckmäßige Thätigkeit als brauchbare Mitglieder der Gesellschaft zu zeigen; dieses gehet aber ohne Mühe, ohne Anstrengung nicht ab, und dann, aber auch dann nur, haben sie ihr Glück endlich verdient.

Sechster Abend.

VII.

Lebensgeschichte eines Findlinges.

Statt des Benedictiners, den heute die Reihefolge des Vortrages traf, den aber eine Heiserkeit befallen hatte, die ihm das Reden beschwerlich machte, erbot sich Braun seine Lebensgeschichte zu erzählen, und theilte davon folgendes mit.

1.

Wer meine Eltern gewesen sind, habe ich nie erfahren können, denn die Spur meines ersten Erscheinens in der Welt verliert sich in einem Walde, und ein Hund war es, der zuerst an mir ein Werk der Barmherzigkeit übte. Ein Schäfer, der mit seiner Heerde unfern einem Walde ein Brachfeld

betrieb, hörte das wechselseitige Bellen und Heulen eines Hundes, er ging näher hinzu und fand ein Windelkind, neben dem ein Hund stand, welcher durch sein Bellen das nahe dabei weidende Vieh abzuhalten strebte, und dann wieder kläglich heulte. Dieses Kind war ich, und der Schäfer, obgleich selbst arm, und mit der Sorge für den Unterhalt eines ziemlich ansehnlichen Häufchens Kinder belastet, hatte doch die Gutherzigkeit mich aufzunehmen, und, als er Abends die Heerde nach Hause trieb, seinem Weibe zur Pflege zu übergeben.

Die Pflege, die mir in dem Hause des Schäfers zu Theil wurde, konnte natürlich nur höchst ärmlich sern, aber sie hatte Gedeihen; ich wuchs zu einem munteren, wohlgebildeten Knaben heran, zeigte bei zunehmenden Jahren viel Anstelligkeit, und ging meinen Pflegeeltern schon in meinem sechsten Jahre beim Gänsehüten zur Hand.

Ein paar Jahre darauf sahe mich der Herr des Schäfers zufällig, und wurde von meiner kleinen Figur eingenommen. Da er erfuhr, daß ich ein Findling sey, so glaubte er ein Näherrecht auf mich zu haben, und nahm mich, ungeachtet aller Einwendungen meines Pflegvaters, zu sich, wo ich seinem zehnjährigen Sohne zum Gespielen und zur Aufwar-

tung dienen mußte. Hier hatte ich Höllentage, denn mein junger Gebieter war ein kleiner Teufel an Tücke und Launen; auch sein Vater mißhandelte mich oft geringer Versehen wegen, und ließ mir überdieß eine so kärgliche Nahrung zukommen, daß ich mich oft genug nach der ärmlichen Schäferhütte zurücksehnte, wo ich doch wenigstens Brod und Milch in hinreichender Fülle erhalten hatte, um mich zu sättigen.

Ich blieb bei meinem neuen Herren ohne allen Unterricht, und würde vielleicht mein Lebelang das harte Joch der Dienstbarkeit haben tragen müssen, wenn mein Herr sich nicht, als er eben eine vornehme Gesellschaft bei sich bewirthete, erlaubt hätte, mich auf eine grausame Weise zu mißhandeln. Das Gefühl seiner Gäste wurde dadurch empört, und der Präsident eines Pupillenkollegii, der sich unter ihnen befand, und den, bei Personen seines Standes sonst nicht sehr gewöhnlichen Wahn hatte, daß die Pflichten seines Amtes sich auch über den Sessions-Saal hinaus erstreckten, legte meinem Tyrannen sein sträfliches Verfahren mit einer verlassenen Waise so nahe, daß dieser mich ihm ohne weiteres überließ.

2.

Mein Beschützer nahm mich mit sich nach der

Stadt, sorgte für meinen Unterricht und in den Stunden, wo ich nicht mit Lernen beschäftiget war, mußte ich stets um ihn und seine Gemahlin seyn und ihnen kleine Handzeichungen leisten. Das alte Paar, dem meine Zuthätigkeit gefiel, gewann mich lieb, doch wurde ich dabei nicht verhätschelt; im Gegentheil hielten sie mir kein Versehen zu gut, aber sie straften mit Milde und nie, ohne daß ich es verdient hatte. So lebte ich bis in mein dreizehntes Jahr, und legte, da ich fleißig war, einen guten Grund in den Wissenschaften.

Mein Wohlthäter war kinderlos, und lebte mit seinen Anverwandten in gespannten Verhältnissen, da sie nur zu deutlich den Wunsch, ihn bald zu beerben, hatten blicken lassen. Er faßte deßhalb, mit Genehmigung seiner Gattin, den Entschluß, mich an Kindesstatt anzunehmen und zum Erben seines Vermögens einzusetzen. Ich wurde wegen dieses Glückes nicht wenig beneidet, und es fehlte nicht an Versuchen mich um die Liebe meines Adoptivvaters zu bringen; doch das war vergebens, da man nicht fein genug dabei zu Werke ging; und auch ein Plan mich zu entführen mißlang durch die Treue eines alten Bedienten des Pupillen-Präsidenten, den man mit in den Anschlag hatte verwickeln

wollen, und der ihn verrieth: Demungeachtet ging mein Glücksstern nur zu bald unter; denn der Präsident starb, wenige Wochen nach ihm auch seine Gemahlin, und ich kam in das Haus eines Advokaten, der zu meinem Vormunde gesetzt worden war. Anfangs ging es mir auch daselbst nicht übel; doch die Anverwandten meines verstorbenen Wohlthäters griffen das Testament desselben an, und es gelang ihnen es umzustoßen. — Nun war ich meinem Vormunde, der mich nur in der Hoffnung eines reichen Kostgeldes bei sich aufgenommen hatte, zur Last. Ich wurde aus seiner Gesellschaft in die Bedientenstube verwiesen, mußte die niedrigsten Arbeiten verrichten und wurde eben sowohl von der Familie des Advokaten, als von dessen Gesinde gemißhandelt.

Dieser Glückswechsel machte auf mich den tiefsten Eindruck, und brachte mich der Verzweiflung nahe. Ich hatte die Annehmlichkeiten eines großen Wohlstandes kennen lernen, und mußte jetzt selbst das Nothwendige entbehren; mußte, früher selbst mit Sorgfalt bedient, nun der Aufwärter eines rohen Gesindes seyn. Dieses allein hätte hingereicht, einen Knaben meines Alters höchst unglücklich zu machen; aber außerdem sahe ich mich auch um alle meine

Aussichten für die Zukunft gebracht, denn mir fehlte jetzt jede Gelegenheit, meine Kenntnisse zu erweitern. Hiezu kam noch mein empörter Stolz, der es mir unerträglich machte in einer Stadt, wo man mich in einem glänzenden Zustande gekannt hatte, Bedientendienste thun zu müssen, und da, wo ich einst, als ein Schooßkind des Glücks beneidet worden war, jetzt als ein Gegenstand des Mitleids und des rohen Spottes zu erscheinen.

Meine Lage brachte mich auf den Gedanken zu entweichen, den ich auch, ohne zu wissen wohin ich mich eigentlich wenden sollte, ausführte. Ich ging an einem heitern Morgen zum Stadtthore hinaus, mit dem Vorsatze, mich recht weit von meinem bisherigen Aufenthaltsorte zu entfernen, und mich bei einem Herrn in den Dienst zu begeben, der mich etwas Rechtes lehren ließe.

Ich mochte eine halbe Meile weit gegangen sein, als ich einem alten Professor begegnete, den ich sonst zuweilen in dem Hause des Pupillen-Präsidenten gesehen hatte. Ich wurde darüber nicht verlegen; denn ich war ziemlich sicher, daß mir der Advokat, der meiner ohnehin überdrüßig war, nicht nachsetzen lassen würde. Daher suchte ich mich den Augen des Professors nicht zu entziehen, und als mich dieser

bemerkte, und um den Zweck meines Ganges befragte, gestand ich ihm offenherzig mein Vornehmen.

Er ließ mich ihm meine ganze Absicht entwickeln, dann sagte er: „Armes Kind, Du hast einen unglücklichen Plan zu Deinem Fortkommen entworfen, und bist auf dem Wege ein Landstreicher zu werden. Wer wird Dich auf die Bedingungen, die Du machen willst, wer wird Dich ohne Zeugnisse aufnehmen! Du bist in jedem Fall in Gefahr, in die Hände von Bösewichtern zu gerathen, oder aufgegriffen und als ein Vagabond behandelt zu werden. Doch komm mit mir, ich will versuchen, ob es Dir mit der Lust etwas zu lernen ein Ernst ist; finde ich Deine Versicherung wahr und beträgst du Dich gut, so sollst Du in meinem Hause eine bleibende Stätte haben."

Ich nahm mit Freuden diesen Antrag an, die Einwilligung des Advokaten erhielt ich ohne Umstände, und nun war ich vor der Hand geborgen. Der Professor, ein tiefgelehrter Mann, war in allen Fächern des Wissens zu Hause, und lebte nur ausschließlich den Wissenschaften. Er war unverheirathet, und eine alte Haushälterin machte seine ganze Hausgenossenschaft aus. Er sah nie Gesellschaft bei sich, besuchte auch nur selten welche, und

den ganzen Tag, mit Ausschluß zweier Morgenstunden, in denen er spazieren ging, hatte er den Wissenschaften gewidmet.

Meine Lernbegierde machte ihm viele Freude, ich machte unter seinen Augen große Fortschritte im Lernen, und ihm habe ich den größten Theil meines Wissens zu danken. Unsere Lebensart war sehr frugal, nicht sowohl aus Geiz, als aus der Ueberzeugung, daß es der Gesundheit zuträglich sey. Keine Gesellschaft störte mich im Lernen, meine Erholungen bestanden im Spazierengehen und im Baden, und so brachte ich es bei meinem Fleiß für mein Alter wirklich sehr weit.

Nun wurde mein Wohlthäter, der schon hochbejahrt war, krank, und seine Krankheit nahm eine Wendung, die seinen nahen Tod fürchten ließ. Meine Sorge für mein künftiges Fortkommen war groß, und nicht geringer mein Schmerz über den nahen Verlust meines edelmüthigen Schützers, der unter der rauhen Hülle eines unter dem Bücherstaube grau gewordenen Pedanten, ein vortreffliches Herz besaß. Als er sich überzeugt hatte, daß er nicht mehr aufkommen konnte, rief er mich und die alte Haushälterin an sein Bett, ließ sich aus einem Schrank zwei Beutel langen, und gab einen mir,

den andern aber der Haushälterin, mit folgenden Worten: „Ihr seyd die beiden einzigen Wesen, die für mich Anhänglichkeit gehabt haben, und es würde mich schmerzen, Euch hilflos zu verlassen. Damit Ihr dieses nicht seyd, so habe ich beschlossen Euch die Mittel zu Eurem weitern Fortkommen zu sichern. Hier in jedem dieser Beutel sind tausend Ducaten, die ich für Euch bestimmt habe und Euch hiemit schenke. Durch ein Testament mochte ich Euch, das Euch von mir Zugedachte nicht zusichern lassen, da ich fürchtete, die Gerichte würden, wie dieß in der Regel der Fall ist, zuviel davon verrechnen. Und nun mein Sohn — indem er sich zu mir wandte — halte diese Summe gut zu Rath, damit sie ausreiche Dich auf der Universität, und auf so lange, bis du Dir durch deine erlernten Kenntnisse eine Erwerbquelle eröffnet haben wirst, zu erhalten.“ — Nachdem er mir nun noch einige Klugheitsregeln gegeben und mich gesegnet hatte, befahl er mir sogleich meine Sachen einzupacken und mich ohne Verzug mit der Post nach Leipzig zu begeben. Ich wollte meinen grossmüthigen Lehrer vor seinem Ende nicht verlassen, doch er drang mit Ernst darauf, da er dieses zur Sicherung seines Geschenkes für nothwendig hielt, und mit schwerem Herzen mußte ich, seinen Willen erfüllen.

3.

In Leipzig ging mir eine neue Welt auf. Das bunte Gewühl der volkreichen Stadt, der Luxus ihrer reichen Bewohner, die große Menge gebildeter und gelehrter Menschen, der Zusammenfluß von Fremden, alles dieses war für mich so neu als anziehend, und ich fühlte mich in dem Mittelpunkt so vieler physischen und geistigen Genüsse unbeschreiblich wohl. Eine Empfehlung die mein Lehrer noch in seinen gesunden Tagen für mich geschrieben und mir mit dem Gelde eingehändiget hatte, verschaffte mir eine gute Aufnahme bei einem der berühmtesten Professoren und durch diesen in mehreren angesehenen Häusern; meine volle Kasse machte mich bei den Studenten beliebt, die gern bei einem gefüllten Glase die Mühe übernahmen, den Fuchs zum vollständigen Burschen zu machen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich mich in Leipzig recht glücklich fühlte.

Meine Lage war zwar einigermaßen gefährlich, und tausende würden darin zu Grunde gegangen seyn; denn ein sechszehnjähriger Jüngling, der mit einer gefüllten Börse aus einem stillen, beschränkten Kreise, und ohne alle Menschenkenntniß plötzlich in die große Welt tritt, hat gewiß ein außerordentliches Glück zu rühmen, wenn er den un-

zähligen Verführungen nicht unterliegt, denen er auf einer Universität, vornehmlich in Leipzig, ausgesetzt ist; doch ich habe, meines muntern Humors ungeachtet, wenig Hang zu Ausschweifungen, und überdem führte mir mein günstiges Schicksal einen Freund zu, der mich vor allen bösen Einflüssen der Liederlichkeit und Verderbtheit, in deren Nähe ich war, bewahrte. Ich darf hoffen Ihnen durch die Charakterschilderung meines Freundes einen kleinen Beitrag zur Menschenkunde zu liefern, auch spielt er in meiner Geschichte eine ziemlich bedeutende Rolle, darum entschuldigen Sie, wenn ich bei ihm und bei der Auseinandersetzung unserer Verhältnisse ein wenig länger verweile, als es eigentlich der Umfang meiner Erzählung erlaubt.

Bald nach meiner Ankunft in Leipzig besuchte ich das nahe gelegene Gohlis und kam, da ein plötzlicher Regen mich in ein Haus einzutreten nöthigte, in ein Zimmer, wo eine Gesellschaft Studierender konzierte. Die Köpfe mochten schon ziemlich erhizt von dem im Uebermaaß genossenen starken Getränke sein, denn man begegnete mir, ohne auch nur einen Schein von Veranlassung dazu zu haben, höchst unanständig und vorzüglich zeichnete sich ein Student darin aus, der das große Wort in der Ge-

ſellſchaft zu führen ſchien, und dem die Wirkung des Weines offenbar anzuſehen war. Ich mußte meine Empfindlichkeit darüber bekämpfen, da es Thorheit geweſen ſeyn würde, einer Anzahl trunkener Menſchen ihr Unrecht beweiſen zu wollen, und um mich vor ihren nicht feinen Neckereien in Sicherheit zu ſetzen, ging ich in ein anderes Zimmer. Ich hatte hier einige Zeit verweilt, als ich einen heftigen Wortwechſel hörte, der aus dem Zimmer kam, wo die Geſellſchaft gezecht hatte. Ich öffnete die Thüre und fand nur noch den einen Studenten, der mich ſeither vorzüglich zum Stichblatt ſeiner Laune gemacht hatte, nun mit dem Wirthe in einem Streite begriffen, woron folgendes die Urſache war.

Die luſtige Brüderſchaft hatte ſich über ihren Kaſſenbeſtand hinaus gütlich gethan, Einer hatte auf die Baarſchaft des Andern gerechnet, und da es ans Bezahlen gehen ſollte, wurde man gewahr, daß das Geld nicht ausreichen wollte. Man wußte ſich nicht anders zu helfen, als heimlich daron zu gehen, und ließ dieſen einen Studenten, ob zufällig oder mit Vorſatz, zurück. Der Wirth, der ſchon ähnliche Fälle erlebt haben mochte, bezeugte ſich höchſt unwillig und wollte durchaus den Rock und

Hut des Zurückgebliebenen in Beschlag nehmen. Dieser setzte sich dagegen und wollte fort, allein der Wirth, ein handfester Mann, ließ ihn nicht vom Flecke.

Mir jammerte die Verlegenheit des Festgehaltenen, ich trat also hinzu, fragte nach dem Betrage der Schuld und bezahlte sie, da ich Münze genug bei mir hatte. Der Student, den der Zank mit dem Wirth beinahe ganz nüchtern gemacht hatte, war so überrascht und beschämt über meine Hilfe, daß er lange keine Worte finden konnte, um mir zu danken. Als sich endlich der Wirth entfernt hatte, kam er auf mich zu, drückte mir die Hand und betheuerte mit einem kräftigen Burschenfluche, er würde mir diesen Liebesdienst nie vergessen, der wesentlicher sey, als ich wohl selbst ahne, da seine Ehre und sein guter Ruf von einem augenblicklichen Erscheinen in der Stadt abhingen. Er bat um meine Freundschaft mit einer Herzlichkeit, die, seiner Wildheit ungeachtet, mich doch zu ihm hinzog, und wir schieden von einander unter Versicherung einer ewigen Brüderschaft.

Mein neuer Freund, dessen Umgang ich unter andern Umständen nicht gewählet haben würde, suchte nun ämsig meine Gesellschaft, und der Ver-

kehr mit ihm wurde mir, so wenig unsere Neigungen und unsere Lebensart auch miteinander übereinstimmten, doch in mehrerer Hinsicht nützlich. Er war einer der größten Renommisten bei der Universität und übte eine sehr laxe Moral, aber er besaß Ehrgefühl und ein gutes Herz. Der erste Vortheil, den ich von seiner Freundschaft hatte, war, daß mich niemand mehr einen Fuchs nennen und nach dem gewöhnlichen Gebrauche beim Besuche der Collegien ausspeisen durfte, denn Wolfheim — dieß war sein Name — hatte sich für meinen Beschützer erklärt, und seines vorzüglichen Fechtens wegen hatte jeder Händelmacher Furcht vor ihm. Er hielt ferner den Ueberlauf der rüden Bursche von mir ab, die nur darauf ausgehen die gefüllten Börsen der jungen Studierenden zu brandschatzen und warnte mich vor ihrer Gesellschaft, als etwas meinen Sitten höchst verderbliches.

Daß er bei seinen lockern Grundsätzen so eifrig bemühet war, mich vor aller Theilnehme an rohen, unsittlichen Vergnügungen und überhaupt vor jeder Verführung zu bewahren, überzeugte mich von seiner aufrichtigen Freundschaft zu mir, aber seltsam fand ich es doch, daß er mich vor Genüssen und Freuden warnte, denen er mit Leidenschaft ergeben

war. Er gab mir darüber Aufschluß. „Es war — sagte er — mein Schicksal frühe meine Unschuld zu verlieren, und, von schlechter Gesellschaft verleitet, alle Pfützen des Lasters durchziehen zu müssen; ich habe aber darum nicht alles Gefühl für das Gute verloren, und weiß den Werth der Sittenreinheit an Andern zu schätzen. Mein Temperament macht es mir unmöglich, regelmäßig zu leben, da ich einmal zu frühe der Liederlichkeit hingegeben wurde, aber ich erkenne sehr wohl den Vorzug eines regelmäßigen Lebenswandels, und wünsche ihn meinem Freunde zu erhalten; daher werde ich nie unterlassen Dich von dem abzuziehen, was in dieser Hinsicht Dir nachtheilig werden kann. Ertrage meine Schwächen, aber mache sie Dir nicht eigen. Ich bin ein verdorbener Mensch, laß' mir das Verdienst Dich gut erhalten zu haben."

Sie werden gestehen, daß ein solcher Charakter selten ist. Wolfheim fröhnte der Sinnlichkeit, und doch wußte er mir die Wohllust in ihrer ganzen Abscheulichkeit darzustellen; er spielte zu Zeiten mit der heftigsten Leidenschaft, demungeachtet rieth mir keiner dringender vom Spiel ab, als gerade er; zuweilen schwelgte er im Trunk aus, aber er unterließ nicht, mich auf die unseligen Folgen der Trun-

kenheit aufmerksam zu machen, und litt es nie, daß mich jemand in seiner Gegenwart zum Trinken überredete. Was hätte aus diesem Jünglinge werden müssen, wenn nicht so frühe die Verführung die schönsten Blüten seines Geistes abgestreift hätte! Er besaß vielen natürlichen Verstand, war auch nicht ohne Kenntnisse, die er aber mehr seinem schnellen Fassungsvermögen, als seinem Fleiße zu danken hatte. Nur wenn er ganz ohne Geld war, welcher Fall freilich nicht selten eintrat, war er fleißig; doch befand sich seine Kasse in guten Umständen, so jubelte er unausgesetzt. Uebrigens bezahlte er seine Schulden, und erniedrigte sich nie zu schlechten Streichen. Er war, als ich seine Bekanntschaft machte, bereits fünf Jahre auf der Universität; Arbeitsscheue und Ekel gegen die Pedanterien des Geschäftslebens hinderten ihn, sich einem Fache ausschließlich zu widmen, und er lebte ohne eigentlichen Plan.

Ich bin nicht ohne Ursache so umständlich in seiner Charakterzeichnung gewesen, denn ich habe ihm einen großen Theil meiner Welt- und Menschenkenntniß zu danken, und mit Recht darf ich ihn den Schutzgeist meines Jünglingsalters nennen. Ich werde im Verfolg meiner Geschichte noch öfter auf

ihn zurück kommen; jetzt nur noch einen Zug von ihm, der zur Vervollständigung des von ihm entworfenen Charaktergemäldes dienet.

Ein mehr als sechszigjähriger Professor heirathete ein Mädchen von achtzehn Jahren, die von ihren Eltern zu dieser ungleichen Ehe gezwungen wurde. Weiß Gott, welche Grille den alten Herren zu einem so gewagten Schritt bewogen haben mochte, so viel ist gewiß, daß nicht Liebe die Ursache davon war; denn er war gleich nach der Hochzeit ganz und gar an sein Studierzimmer gefesselt, und seine junge Frau bekam ihn selten anders als bei Tische zu sehen. Diese Vernachläßigung konnte wohl nicht den Widerwillen verringern, den das junge liebenswürdige Weibchen gegen den alten Pedanten empfand, und es wurde bald genug bekannt, wie unzufrieden sie mit ihrem Schicksal war. Es fanden sich nun, wie leicht zu glauben, eine Menge junger Leute, die bereitwillig waren, die junge Frau in ihrem traurigen Ehestande zu trösten, doch gelang dieses vor allen allein meinem Freunde Wolfheim, der ihre Bekanntschaft machte, ihre Neigung gewann, und bald auch mit der letzten Gunstbezeugung belohnt wurde.

Dieser Liebeshandel war lange ein Geheimniß,

und niemand ahnte etwas davon, da Wolfheim seine Zeit so wahrnahm, daß er nur dann seine Amalia besuchte, wenn der Professor mit seinen Vorlesungen beschäftiget war. Einst aber hatte dieser für den Abend eine Gesellschaft gebeten, und es fiel ihm ein, zu dem Endzweck noch etwas bei seiner Gattin zu bestellen. Er kam also aus dem Auditorio nach dem Gesellschaftszimmer, wo gerade Wolfheim und seine Geliebte sich befanden, und die beiden Verliebten, die ihn zwar kommen hörten, aber ihm, da das Zimmer nur einen Ausgang hatte, nicht ausweichen konnten, sahen sich in die peinlichste Verlegenheit versetzt. Wolfheim mußte sich entschließen ins Kamin zu kriechen, welches aber nicht so schnell geschehen konnte, daß nicht der eintretende Professor noch etwas davon bemerkt hätte. Dieser stellte sich, als ob er nichts gesehen habe, beschloß aber, da er etwas katzenartiger Natur war, eine recht ausgezeichnete Rache an seiner Gattin zu nehmen. Er klingelte nach seinem Bedienten, ließ sich in dem Auditorio mit einem schnell eingetretenen Hinderniß entschuldigen, und verließ das Zimmer nicht eher, bis die Gäste erschienen.

Die Angst der armen Frau war unbeschreiblich, und auch Wolfheimen wurde nicht wohl dabei zu

Muthe. Alle Versuche durch den Rauchfang zu entkommen mißlangen, und es war nur zu wahrscheinlich, daß ihn der Professor der Schande Preis geben wollte. Der gute Ruf der Frau war nicht mehr zu retten, wenn der Alte, wie es den Anschein hatte, den Kamin in Gegenwart der Gesellschaft öffnen sollte; hier kam es nur noch darauf an, daß er wenigstens unerkannt blieb. Er suchte solches auf eine Weise zu bewerkstelligen, die ihm über Erwarten gut gelang.

Er kleidete sich nämlich aus, zog dann das Hemde über die Kleider schwärzte sich das Gesicht mit Ofenruß, nahm die beiden Hände voller Asche und erwartete so sein Schicksal. Das, was er vermuthet hatte, traf ein, der Professor versicherte der Gesellschaft, er habe einen seltenen Vogel gefangen, den er ihr zeigen wolle, nahm zwei Lichter in die Hand, ging damit nach dem Kamin und befahl dem Bedienten ihn zu öffnen. Wolfheim kam in seiner Verkleidung hervor, schleuderte dem Professor und den zunächst stehenden Gästen die Asche in die Augen, packte den armen Hörnerträger, drehte ihn einigemal im Kreise herum, riß nun ihm und noch einigen alten Herren mit Blitzesschnelle die Perrücken ab, und machte sich dann aus

dem Staube. Diese Scene war so überraschend, und machte zugleich eine solche Diversion in dem Argwohn des Professors, daß Wolfheim nicht allein unerkannt davon kam, sondern jener auch zweifelhaft wurde, ob seine Gattin wirklich eine nähere Bekanntschaft mit dem Entflohenen! habe. Diese erhielt durch das überraschende Intermezzo ihre Fassung wieder, setzte nun eine ziemlich wahrscheinliche Fabel zusammen über die Art, auf welche der Unbekannte ins Zimmer und ins Kamin gekommen sey, und in Ermangelung von Beweisen des Gegentheils, mußte man ihr glauben. So wurde die Geschichte beendigt, und auch diejenigen, welche den Zusammenhang ahneten, lachten wohl über den Professor, entschuldigten aber seine Frau.

4.

Bald nach jenem Vorfalle wurde auch ich in einen Liebeshandel verwickelt, der nicht ohne wichtige Folgen auf mein Leben blieb, daher ich nicht umhin kann seiner zu erwähnen. Ein Kaufmann, der zu den angesehensten der Stadt gehörte, und den ich in einer Gesellschaft hatte kennen lernen, fing mit einer Zudringlichkeit meinen Umgang zu suchen an, die mir höchst auffallend war, und deren Ursache

ich mir nicht erklären konnte. Unmöglich konnte ich bei meiner großen Jugend, und dem gänzlichen Mangel an Erfahrung, einem Manne, der in der großen Welt zu leben gewohnt war, durch Vorzüge, die im gesellschaftlichen Umgange gelten, interessant werden, und bei der Verschiedenheit unserer Jahre und Beschäftigungen ließ sich auch keine Sympathie der Gefühle zwischen uns denken, wiewohl er sehr geneigt war mich davon zu überreden. Sein Benehmen war mir daher höchst rathselhaft, und Wolfheim, dem ich meine Bemerkungen darüber mittheilte, rieth mir, ihn so viel wie möglich zu vermeiden, da einer solchen Aufdringlichkeit wohl schlechte Absichten zu Grunde liegen könnten.

So gern ich aber seinen Rath befolgt hätte, so wollte es sich doch nicht thun lassen, denn der Kaufmann war mir wie auf die Fersen gebannt, und hatte eine Art seine Gesellschaft mir aufzudringen, die sich, ohne gerade zu unhöflich zu seyn, nicht abweisen ließ. Uebrigens war er ein äußerst gebildeter Mann, der in seiner Unterhaltung Erfahrung und ein gesundes Urtheil verrieth, und dessen Aeußerungen stets in den Grenzen des zartesten Anstandes blieben. Am Ende gewöhnte ich mich an seinen Umgang, und sahe es nicht ungern, wenn ich ihn

bei meinen Morgenspaziergängen, die ich bei schönem Wetter nie aussetzte, antraf. Sehr häufig lenkte er das Gespräch auf die Weiber, wußte den Umgang mit ihnen höchst reizend darzustellen, forschte meine Gedanken darüber aus, sprach von den Pflichten eines Liebhabers gegen seine Geliebte, worunter er vor allem eine tiefe Verschwiegenheit rechnete, entschuldigte geheime verliebte Verbindungen, und ließ im Punkte der Sinnlichkeit ziemlich freie Grundsätze blicken.

Schon längst hatte er mich eingeladen ihn zu besuchen, doch immer war ich seinen Einladungen ausgewichen, aber an einem Morgen, da er mich wieder auf der Promenade traf, bat er so dringend, ihn nach seinem Landhause zu begleiten, daß ich seine Einladung annehmen mußte, wenn ich nicht als ungefällig erscheinen wollte. Ich fand ihn so prächtig als geschmackvoll eingerichtet, und er stellte mir eine Dame von großer Schönheit als seine Gattin vor. Die Frau, die ihn mit sichtlicher Kälte empfing, nahm mich so artig als freundlich auf, wußte mir mit vieler Nachsicht und Gewandtheit über die Verlegenheiten des ersten Augenblicks wegzuhelfen, und schien recht viel Gefallen an mir zu finden. Der Vormittag verging uns bei einem leckern

Frühstück sehr schnell, und ich wurde von beiden Theilen dringend gebeten, meinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Kurz darauf begegnete ich dem Kaufmann wieder, der mich mit freundschaftlichen Vorwürfen überhäufte, daß ich mein Versprechen, ihn recht oft zu besuchen, nicht erfüllt hatte, und da ich mich mit meinen Geschäften entschuldigte, so schien er dieses nicht gelten lassen zu wollen, sondern mein Ausbleiben meiner Schüchternheit zuzuschreiben. Er bat mich darauf einen kurzen Spaziergang mit ihm zu machen, da er mir eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu vertrauen habe, und als wir an eine einsame Stelle gelangt waren, und ich ihm Verschwiegenheit angelobet hatte, überraschte er mich mit folgender Eröffnung.

„Wenn sie erwägen, welche Tantalsqual es ist, an dem Quell der Lust stehen und dursten zu müssen, so werden Sie, wie ich hoffe, den dazu vom Schicksal ohne seine Schuld Verdammten bedauern, doch nicht verachten. Ich befinde mich in dieser unglücklichen Lage; denn im Besitz eines reizenden Weibes, kann ich die ehelichen Freuden nicht genießen, da mir die Natur die Fähigkeit dazu versagte, und überdem habe ich noch die Qual zu sehen, wie

ein mit so vielen herrlichen Eigenschaften begabtes Weib, geschaffen Liebe zu geben und zu empfangen, in ungestillter Sehnsucht dahin schmachtet. Unter diesen Umständen wäre es freilich das räthlichste ein Eheband zu trennen, das uns beiden zur Marter wird, allein gewisse Familienverhältnisse erlauben uns nicht, diesen Weg einzuschlagen, und es ist daher meine Pflicht, auf eine Entschädigung meiner Gattin zu denken, für die Entbehrungen, zu denen sie mein körperlicher Zustand zwingt. Bei diesem Vorsatz muß ich den guten Ruf meiner Frau berücksichtigen, ich darf sie nicht der Discretion eines rohen und leichtsinnigen Menschen überlassen, und da Sie mir von Seiten Ihres Charakters auf das vortheilhafteste bekannt sind, so mache ich Ihnen den Antrag: ob Sie unter dem Schleier eines ewigen Geheimnisses die Freuden der Liebe in den Armen meiner Gattin genießen wollen"

Ich war noch im vollen Wortverstande unentweiht; man denke sich also mein Staunen und meine Empörung bei diesem Antrage. Ich sann eben auf Worte das Anerbieten mit der verdienten Verachtung zurück zu weisen, als ein Bekannter des Kaufmanns zu uns trat und dieser mir nur noch die Worte zuraunen konnte: „Ich erwarte Sie morgen

um dieſe Zeit, auf dieſer Stelle, um Ihren Entſchluß zu vernehmen.“

Ich eilte, mit dem Gefühle des tiefſten Abſcheus gegen den Kaufmann erfüllt, nach Hauſe und ſtand nicht an meinem Freunde Wolfheim den mir gemachten Antrag zu entdecken. Dieſer lachte über meinen Zorn. „Närrchen — ſagte er — darüber fühlſt Du Dich beleidigt? Es macht Dir vielmehr Ehre, daß man ein Zutrauen in Deine Verſchwiegenheit ſetzt, und Dich für weniger verderbt hält als es unſere Burſche in der Regel ſind. Und daß Du der Dame gefällſt ſollte Dir billig auch nicht unlieb ſeyn, denn es muß ja Deiner Eitelkeit ſchmeicheln. — Aber im Ernſt geſprochen, Du taugſt für dieſes Geſchäft nicht; denn, abgeſehen davon, daß es ein Frevel wäre, vorſätzlich und einem Andern zu Liebe Deine Keuſchheit zu opfern, ſo pflegen dergleichen Weiberchen ein wenig ſtark begehrlicher Natur zu ſeyn, und Du als ein Neuling in Zytherens Reich könnteſt leicht dem Guten zu viel thun.“

Wie — rief ich — Du hältſt mich für fähig einen ſo ſchändlichen Antrag anzunehmen!

Das Schändliche — ſagte Wolfheim — ſehe ich nun eben nicht ein; denn unter den Umſtänden

war es wahrlich das Klügste was der Mann thun konnte.

Warum — versetzte ich — mußte der Elende heirathen, wenn er kein Ehemann seyn konnte?

Ja, das ist nun so eine Sache — antwortete er — Bei den Kaufmannsfamilien heirathen sich in der Regel nur zwei Geldsäcke, das Uebrige ist Nebensache. — Doch mir fällt etwas ein; wir können uns gegenseitig einen Dienst leisten. Mein Herz ist eben vakant: ich fühle mich berufen dazu, die Sehnsucht der jungen Frau zu stillen, und werde Deine Stelle vertreten.

Wie willst Du das anfangen — fragte ich — da man Dich nicht kennt und also auch nicht will?

Nichts leichter als das — äußerte er — Du willigst zum Schein ein, doch unter dem Beding, daß Du nur des Nachts Deine Besuche abstattest, die auch sogar — was sich ohnehin von selbst versteht — dem Gesinde verschwiegen bleiben müssen, und Statt Deiner gehe ich, um die Schöne zu trösten, und habe ich einmal Zutritt erhalten, so findet sich das Uebrige von selbst.

Ich hatte noch Vieles dagegen einzuwenden, doch er drang so sehr in mich, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte, und am andern Morgen nicht ohne

Erröthen und mit kaum verhaltener Verachtung dem Kaufmann die Zusage machte, der mich voll Freude umarmte, mich seinen ersten Freund nannte und mich bat in kommender Nacht an der Gartenmauer seiner zu harren, von wo er mich wenn im Hause alles schlafe, in das Zimmer seiner Frau abholen würde.

Da Wolfheim die Lage des Landhauses nicht kannte, so mußte ich ihn dahin begleiten, und damit unsere nächtliche Wanderung weniger auffallen mochte, so kamen wir darin überein, daß ich vorausgehen und er mir in einer kleinen Entfernung folgen sollte. Ich gelangte an das Gartenhaus, fand aber schon zu meinem Schrecken den Kaufmann auf mich wartend, und ehe ich mich noch auf irgend eine Ausrede besinnen konnte, hatte er mich bei der Hand ergriffen und zog mich mit sich fort. Ich war so fassunglos, daß ich ohne Widerstand mich bis zum Schlafzimmer seiner Gattin führen ließ, in welches er mich schob und dann mit dem leisen Wunsche einer „guten Nacht" verschwand. Es war alles finster um mich her; ein leises Husten zeigte mir den Weg, den ich zu nehmen hatte; doch war ich nichts weniger als gesonnen, die hier gehegten Erwartungen zu erfüllen, nur sahe ich nicht

ab, auf welchem Wege ich jetzt meine Unschuld retten sollte. Der Dame mochte vielleicht indessen die Zeit lange währen, und sie von meiner Zurückhaltung nichts Gutes ahnen; denn ich hörte sie aus dem Bette aufstehen und fühlte mich von ein paar elastischen Armen umschlungen, die mir jedes Fliehen unmöglich machten. Meine Lage war ganz einzig: ich hatte den besten Willen meine Keuschheit zu bewahren, aber es erwachten Gefühle in mir, die meinen Vorsatz schwächten und die falsche Scham, mich darüber zu erklären, stand mit ihnen im Bunde. Ein Kuß, eine Umarmung ist ja doch nichts Böses, dachte ich, umschloß das schöne Weib, fühlte ihre Wange an der meinigen brennen, fühlte die zarten Formen des liebtrinkenden Körpers an dem meinigen gelehnt und meine Vorsätze zerrannen in der Glut einer nie gefühlten Lust.

Ein Rütteln am Arme weckte mich, und der Kaufmann, der vor dem Bette stand, flüsterte mir zu: „Sie haben einen Todtenschlaf; der Morgen bricht an, und Sie wollen ja unbemerkt bleiben.“ Ich entwand mich den schönen Armen, die mich umschlungen hielten, eilte mich anzukleiden, und folgte dem Kaufmann, der mich zur Gartenpforte hinausließ. Beim Hinausgehen schob er mir ein

Päckchen in die Tasche, mit der Aeußerung: Der Schlüssel, für künftige Fälle. Noch war es ziemlich finster, was mir sehr lieb war; denn bei Tage hätte ich vor Scham kein Auge gegen den Kaufmann aufschlagen können, obgleich er nicht weniger Ursache zu erröthen hatte wie ich. Außerhalb der Gartenmauer fand ich meinen Freund, der sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die Erde gelegt hatte und eingeschlafen war. Ich weckte ihn, und brummend über das seiner Seits mißlungene Abentheuer folgte er mir nach der Stadt.

Mich reuete mein auf eine so sonderbare Weise herbeigeführter Fall tief, aber es waren Gefühle, die ich zuvor nicht gekannt hatte, in mir erregt; ich hatte den Becher der Lust gekostet, und die Gier nach dem Genusse wurde immer heftiger. Zwar überwand ich mich einige Tage lang, aber bald suchte ich den Schlüssel hervor, um der Liebe neue Opfer zu bringen. Ich fand in einem Päckchen, außer dem Schlüssel, noch fünfzig Louisd'or. Dieß empörte mich, und hätte beinahe mich abgehalten hinzugehen. Der Gedanke, in einem solchen Falle als ein Lohnknecht betrachtet zu werden, war mir so abscheulich, daß ich, trotz meiner wirklich wachsenden Neigung für das schöne Weib, nie mehr hin-

gegangen wäre, wenn ich einen andern Weg gewußt hätte, das Geld in die Hände des Gebers zu bringen. Meine Geliebte fand das Geldgeschenk selbst höchst unzart, billigte meinen Unwillen darüber, suchte mich aber zu besänftigen und drang mir einen Ring auf, den ich als ein Andenken von ihr nicht wohl ausschlagen konnte, und der freilich doppelt so viel werth war, als das zurückgewiesene Geld.

Vielleicht wäre dieser Sinnengenuß, dem ich mich mit der vollen Leidenschaftlichkeit des ersten auflodernden Jugendfeuers hingab, mein Verderben geworden, wenn nicht der Umstand, daß meine Geliebte die Hoffnung erhielt, Mutter zu werden, mich zur Besinnung gebracht hatte. Die Nachricht davon erfüllte mich mit mehr Scham als Freude; der Gedanke einem Geschöpfe das Leben gegeben zu haben, dem ich nicht Vater seyn konnte, war mir quälend, ich machte mir Vorwürfe darüber und mir wurde die Verbindung mit der schönen Frau lästig. Aber auch sie wünschte, so grenzenlos sie mich auch liebte, eine Auflösung unseres Verhältnisses, und diese Gesinnung machte sie mir sehr werth. Sie versicherte mir wiederholt, daß sie mir das höchste Glück ihres Lebens danke, daß ich ihr ewig theuer bleiben würde, aber daß es ihr fester Entschluß sey, künf-

tig jedem Liebesgenusse zu entsagen und ihrem Kinde im vollen Umfange des Worts Mutter zu sein. Sie hatte die Süßigkeiten der Liebe geschmeckt, ihr Herz war befriedigt; von nun an weihete sie sich allein der Pflicht und brachte dieser ihre Empfindungen zum Opfer dar. Der Mann wollte mir durch Unterstützungen und Empfehlungen zu meinem weitern Fortkommen behilflich seyn, allein mein Ehrgefühl erlaubte mir nicht davon Gebrauch zu machen: ich hatte, obgleich vom Zufall berückt, freiwillig Liebe gegeben und empfangen, und auch der Schein eines dabei obwaltenden Eigennutzes war mir in tiefster Seele verhaßt. Aber versprechen mußte der Kaufmann mir, dem Kinde ganz Vater sein zu wollen, und darauf leseten wir freundlich und nicht ohne Rührung diese höchst sonderbare Verbindung auf.

5.

Ungefähr anderthalb Jahr mochte ich auf der Universität gewesen sein, als ich meinen Wolfheim, den ich, trotz seiner Liederlichkeit, doch herzlich liebte, auf eine seltsame Weise verlor. Wolfheim gerieth in Streit mit einem Studenten, den er, seiner unerträglichen Eitelkeit wegen, nie hatte leiden mögen, und dem er stets sehr deutlich merken ließ,

wie tief er ihn verachte. Sein Gegner war ein seichter Kopf, aber reich und ließ viel aufgehen, daher hatte er auch viele Freunde unter den Studirenden, die sich bei jeder Gelegenheit seiner annahmen. In einer Weinlaune nahm Wolfheim jenen zum Ziel seines Spottes und beleidigte ihn in der Art, daß es ohne Duell nicht füglich abgehen konnte, wozu mein Freund, der ein geübter Fechter war, sich gleich bereit zeigte. Doch sein Gegner hatte die Wahl der Waffen und entschied für Pistolen, auf eine Entfernung von dreißig Schritt. Wolfheim, dem es an Herz nicht fehlte, war es zufrieden und hatte auch nichts dagegen einzuwenden, als von Seiten des Ausforderers die Bedingung gemacht wurde, daß das Duell des Abends bei Mondenschein vor sich gehen sollte, damit der Sieger im Fall einer Gefahr desto leichter entfliehen könnte. Aus einem Zartgefühl das ihm Ehre machte, hatte mein Freund mir nichts von diesem Zweikampf gesagt, und, war es Betäubung oder Leichtsinn, er hatte seine Angelegenheiten nicht geordnet, wozu freilich auch der Umstand beitragen mochte, daß er sich ganz ohne Geld befand. Ich wurde nicht wenig erschreckt, als er spät des Abends mit der Miene der Verzweiflung in mein Zimmer trat, mir entdeckte, daß er

seinen Gegner im Zweikampf erschossen habe, und mich um einiges Geld bat, damit er durch die Flucht sich retten könne. Mich erschütterte sein Unglück tief. Ich gab ihm hundert Ducaten, auch machte ich mich verbindlich das Pferd, worauf er entfliehen wollte, zu bezahlen. Es kostete mir Muhe ihn zu überreden, so v. [illegible] von mir anzunehmen; er glaubte an dem vierten Theil davon genug zu haben; doch ich ließ nicht ab, bis er die ganze Summe nahm, denn er war mir zu sehr Freund, als daß ich ihn nicht nach Kräften hätte vor Mangel sichern sollen. Wir schieden mit vieler Rührung und ich entließ ihn nicht ohne bange Besorgnisse für seine Zukunft, denn sichtlich lag der Mord schwer auf seinem Gewissen.

Ich fühlte mich durch die Gemüthsbewegung über das Schicksal meines Freundes unwohl, und mußte einige Tage das Zimmer hüten; als ich wieder ausging, begegnete ich zu meinem Befremden den vermeintlich durch Wolfheims Hand Umgekommenen. Einige Bekannte, die sich zu mir gesellten, bewillkommten mich mit einem lauten Gelächter und äußerten, sie hätten aus meinem Nichterscheinen an den Oertern, die ich gewöhnlich besuchte, gemuthmaßt, ich wäre meinem getreuen Achates gefolgt.

Nach mehrerem Ein- und Wiederreden erfuhr ich denn, das ganze Duell sey nichts weiter, als eine Mystifikation meines Freundes gewesen; denn man habe die Pistolen mit Quecksilberkugeln geladen, und deshalb die Nacht zum Zweikampf gewählt, weil man ihn bei dem zweideutigen Mondenlicht um so sicherer durch das Sinken seines Gegners habe täuschen können. Ich hielt diesen leichtsinnigen Menschen das Unüberlegte ihrer Handlung vor, die auf die Laufbahn meines Freundes den nachtheiligsten Einfluß haben mußte; doch dadurch wurde nichts gebessert, Wolfheim war und blieb weg, und meine Bemühungen, seinen Aufenthalt zu erfahren, waren vergebens.

Ich hatte bisher auf einem ziemlich grosen Fuß gelebt, und da ich ein schlechter Rechner, und Knickerei überall mein Fehler nicht war, so fand ich jetzt mein Kapital, nach der Summe, die ich Wolfheim gab, auf vierhundert Ducaten vermindert. Ich sahe ein, wie nöthig mir eine Einschränkung that, wenn ich nach Beendigung meiner Universitätsjahre noch etwas zu meinem Unterhalt erübrigen wollte, und widmete mich nun unausgesetzt dem Studieren, wodurch mir die Sparsamkeit, die ich mir jetzt zur Pflicht gemacht hatte, ungemein

erleichtert wurde. Ohne mich gerade von allen Erholungen auszuschließen, war ich viel einheimisch, und ich darf wohl behaupten, meine Zeit gut angewendet zu haben.

3.

In dem letzten halben Jahre, ehe ich gesonnen war die Universität zu verlassen, geriet ich in eine Bekanntschaft, die mich oft vom Studieren abhielt, und auch meinem Lebensplane eine veränderte Richtung gab. Ein Polnischer Graf und ein Liefländer suchten meinen Umgang, und ich entzog mich ihrer Gesellschaft nicht, da sie beide gesittet und witzig waren. Sie ließen viel aufgehen, und führten ein sogenanntes lustiges Leben. Wir wurden bald innig vertraut, und der Pole ließ nicht nach, bis ich seinen Bitten nachgab und in seine Wohnung zog. Mich gereuete meine Nachgiebigkeit bald, denn er war ein so arger Schwärmer, daß ich in meinem Fleiße stets gehindert wurde, doch mochte ich nicht noch einmal die Wohnung wechseln, da ich im kurzen die Universität zu verlassen gedachte. An einem Morgen fiel mir die ungewöhnliche Stille auf, die in unserer Wohnung herrschte, ich fand weder den Polen noch seinen Bedienten, und machte bald

die Entdeckung, daß er sich heimlich entfernt habe. Aber wie wurde mir zu Muthe, als ich fand, er habe meinen Schreibtisch erbrochen, und mir meine ganze Baarschaft mitgenommen, und als der Wirth, dem er eine große Summe schuldig war, auf meine sämmtlichen Sachen Beschlag legte. Meine Lage war unbeschreiblich, denn die mir entwendete Summe, ungefähr noch dreihundert Ducaten, hatte dazu dienen sollen mich so lange zu unterhalten, bis ich im Preußischen zu einem Posten im Justizfach gelangt wäre. Jetzt war ich ganz ohne Geld, und selbst meine Sachen waren dem Wirth, der sich wegen seiner Forderung an mich, als den Mitbewohner seiner Wohnung hielt, verfallen. Ich wußte lange nicht was ich anfangen sollte, endlich klagte ich dem Livländer meine Noth, der mir den Rath gab, nach seinem Vaterlande zu gehen, und daselbst eine Hofmeisterstelle anzunehmen, und mich in diesem Falle durch einen Reisevorschuß zu unterstützen, und mir einen Empfehlungsbrief an seinen dort angesessenen Oheim mitzugeben versprach. Mir blieb nichts übrig, als dieses Anerbieten anzunehmen, und so begab ich mich denn auf die Reise dahin.

Ich langte ohne nennenswerthe Abentheuer in

Vielland in dem Hause eines Edelmanns an, dem ich empfohlen war. Dieser hatte selbst keine Kinder mehr, die einer Erziehung bedurften, denn seine drei Söhne, Landjunker im eigentlichsten Sinne, waren schon erwachsen; indessen bot er mir einen Aufenthalt in seinem Hause an, bis sich eine Stelle für mich finden würde. Gleich am ersten Abende nach meiner Ankunft äußerte mein gastfreier Wirth: er müsse doch ein kleines Tentamen mit mir vornehmen, um zu wissen, auf welche Art er mich empfehlen könne. Ich freuete mich darauf mit meinen Kenntnissen, auf die ich mir nicht wenig zu gute that, glänzen zu können, allein es kam anders, als ich es gedacht hatte. Er fing seine Prüfung in folgender Art an:

Er. Verstehen Sie etwas von der Landwirthschaft?

Ich. Leider, nein!

Er. Das ist übel. Lieben Sie die Jagd?

Ich. Ich habe noch nie eine Flinte losgeschossen

Er. Ey, ey, schlimm, sehr schlimm! Sie spielen doch alle Komerz- und Hazardspiele?

Ich. Ich kenne keine Charte.

Er. O! weh! Und rauchen wahrscheinlich auch nicht Taback?

Ich. Nein.

Er. Nun so begreife ich doch wahrlich nicht, wo mein Neffe hingedacht hat, da er Sie hieher vezieie! Wie wollen Sie hier unterkommen, da es Ihnen an allen Kenntnissen und Fertigkeiten fehlt, die man von einem Hofmeister verlangt. Da bedauere ich Sie, aber ich kann Sie wahrlich nicht mit gutem Gewissen einem meiner Freunde empfehlen.

Ich. Aber ich bitte Sie Herr von *, sind denn das Kenntnisse, die man der Jugend beibringen soll? Ich dächte doch Sprachwissenschaften, Erdbeschreibung, Geschichte, Philosophie und andere nützliche Kenntnisse, die jeder gebildete Mann wissen muß, verlangt man von einem Hofmeister, und darin glaube ich das mögliche leisten zu können.

Er. O, dazu wäre ja ein Schulmeister gut genug; aber der Hofmeister soll in einer adlichen Familie leben, gleichsam ihr Mitglied werden, darum darf er nicht unerfahren seyn in den Beschäftigungen und Vergnügungen, die man gewöhnlich darin treibt. Nein, Sie werden schwerlich hier eine Stelle finden.

Sein Betragen gegen mich wurde nun merklich kälter, und ich war entschlossen den andern Morgen

meinen Stab aufs Gerathewohl weiter zu setzen. Als ich mich am folgenden Tage reisefertig gemacht hatte, und mit dem Vorsatz Abschied zu nehmen in das Zimmer meines Gastfreundes trat, fand ich ihn, die Füße in Kissen verhüllt, und vom Podagra auf die schrecklichste Weise angegriffen. Er fragte mich: ob ich keinen Rath dafür wisse? und mir fiel ein Mittel ein, das ich in einem medizinischen Werke gelesen hatte, und welches ich ihm verordnete. Es war Guajakharz mit Rum und Porter, was in der That von vielen Aerzten beim Podagra mit glücklichem Erfolg angewandt wird. Ich wollte darauf Abschied nehmen, allein er bat mich bei ihm wenigstens noch einige Wochen zu verweilen, und da ich nichts zu versäumen hatte, so ließ ich mich dazu überreden. Was ich selbst nicht erwartet hatte, erfolgte, die von mir verordnete Medicin half beinahe augenblicklich, und das Dankgefühl des Genesenden kannte keine Grenzen. Alles meines Widersprechens ungeachtet ließ er es sich nicht ausreden, daß ich tiefe medicinische Kenntnisse besäße, überall rühmte er meine ärztliche Geschicklichkeit, und damit er mir seine Erkenntlichkeit bezeigen konnte, mußte ich ihm versprechen, wenigstens ein halb Jahr mich bei ihm aufzuhalten, wozu ich mich recht gern verstand, da meine Lage mir nicht erlaubte delicat zu seyn.

Mein Aufenthalt wurde mir anfangs, wegen Mangel an Beschäftigung, höchst unangenehm, und ich mußte, da es mir an allen wissenschaftlichen Mitteln zur Unterhaltung fehlte, mich entschließen, die Söhne meines Gastfreundes auf der Jagd und bei ihren landwirthschaftlichen Beschäftigungen zu begleiten. Ich gewann bald Geschmack an diesen ländlichen Unterhaltungen und bewies dabei so viel Anstelligkeit, daß meine jungen Lehrer mir die besten Zeugnisse darüber ertheilten. Der Abend und die Regentage wurden dem Charten'piel gewidmet, wozu ich, nach der Versicherung meiner Lehrmeister, ungemein viel Talent blicken ließ. Rauchen mußte ich ohnedem lernen, wenn ich nicht in der stygischen Athmosphäre meines Gastfreundes und seiner Söhne, die ihre Pfeifen nie ausgehen ließen, ersticken wollte, und sonach war ich denn innerhalb einiger Monate, nach der Behauptung meines Wirths, ein Hofmeister, wie man ihn auf zehn Meilen in die Runde nicht wieder fand.

Die zufällig gelungene Herstellung des alten Podagristen setzte mich nicht wenig in Verlegenheit; denn er hatte mich in der ganzen Gegend als einen geschickten Mediziner in den Ruf gebracht, und nun wollte Alles von mir geheilet seyn. So sehr ich

mich nun auch anfangs weigerte einen Rath zu ertheilen, so wenig kam ich damit durch; man hielt meine Weigerung nur für Eigensinn, man bot mir ansehnliche Geschenke, und wollte ich mich nicht unangenehmen Händeln aussetzen und meinen Wirth erzürnen, so mußte ich, mit Zurathziehung einer alten Arzneimittellehre, frisch darauf los verschreiben. Die Geschenke, die man mir dafür anbot, wollte ich zurückweisen, allein man fühlte sich dadurch tief beleidigt, und so war ich denn, gegen meinen Willen, praktizirender Arzt und gewann, durch die mir aufgedrungenen Geschenke, innerhalb eines halben Jahres, über zweihundert Dukaten. Ich war so glücklich keinen, wenigstens unmittelbar, auf den Kirchhof zu befördern, und der Glaube an meine Wissenschaft war so stark, daß man, weil es in der Gegend an einem Arzte gebrach, mir den Vorschlag machte, mich daselbst für immer niederzulassen, und mir einen ansehnlichen Gehalt durch Subscription zuzuwerfen wollte. Diesen Antrag anzunehmen ließ meine Gewissenhaftigkeit nicht zu, und nun bat ich meinen Wirth endlich, mich irgendwo als Hofmeister zu empfehlen. Doch da hätte ich lange warten können; denn nicht nur mangelte es ihm an Bekanntschaften in Familien, wo man eines Hofmei-

sters bedurfte, sondern er hatte mich auch zu lieb gewonnen, um nicht alles aufzubieten, mich bei sich zu behalten, und da ihm bei seiner Wohlhabenheit mein Aufenthalt nicht lästig wurde, so dachte er nicht daran mich weiter zu befördern. Ein Pfarrer, den ich hatte kennen lernen, und mit dem ich einigen Umgang pflog, war mir endlich dazu beirathig, und zeigte mir die Mittel an, durch die ich meine Absicht erreichen könnte.

„Vor allen Dingen — sagte er — stimmen Sie sich zu dem Tone hinauf oder herab, der hier herrschend ist, wenn Sie ihr Glück machen wollen. Mit einer freien Aeußerung Ihrer Meinungen kommen Sie hier, in einem Lande, wo man steif und fest an alten Vorurtheilen klebt, nicht fort. Sie müssen sich zu den Begriffen, die hier allgemein geltend sind herabstimmen, denn nirgends macht man sich durch Widerspruch mehr und unversöhnlichere Feinde als in unserer Provinz. Das kommt daher, weil hier nur eine gebildete Klasse bestehet, nämlich der Adel, und dieser eine so große Menge von Vorrechten, und von so ausgezeichneter Art, besitzet, daß ihm ein gewisser Eigenwille, und eine Geringschätzung der andern Stände sehr natürlich ist. Der Adel hat bei seinem Kastengeist, bei seiner zum Theil großen Ver-

derbtheit, Unwiſſenheit und einer Menge anderer Fehler auch manche rühmliche und höchſt ſchätzbare Eigenſchaften; er iſt gaſtfrei, wie vielleicht kein anderer auf der Welt, großmuthig, freigebig, ſeinen Freunden treu ergeben, und weiß ſeinen Adelſtolz mit vieler Feinheit hinter einem Weltton zu verbergen, ſo daß er keinem Bürgerlichen anſtößig wird. Aber hüten Sie ſich ja zu glauben, daß diejenigen Adlichen, die den Menſchen ohne Rückſicht auf ſeine Geburt zu ſchätzen ſcheinen, den Vorurtheilen ihres Standes entſagt haben: eine Nichtachtung des adlichen Bluts iſt hier ein unverzeihliches Verbrechen, und Sie würden großen Verdrießlichkeiten nicht entgehen, wenn Sie über dieſen Gegenſtand ſich frei äußern ſollten. Nehmen Sie, wenn Sie beliebt werden wollen, eher den Anſtrich etwas freier Sitten, als den einer ſtrengen Sittlichkeit an; denn man lebt bei uns ziemlich regellos und liebt den nicht, in deſſen Betragen man einen ſtummen Vorwurf der Lieblingsſchwächen erblickt. Man duldet eher den unverbeſſerlich Laſterhaften, als den ſtreng tugendhaften Mann; auf jenen ſiehet man hinab und iſt noch nachſichtig gegen ihn, zu dieſem muß man hinauf blicken und das iſt in einem Kreiſe, wo man durchaus keinen über ſich dulden will, unerträg-

lich. Mit Gelehrsamkeit müssen Sie nicht prunken wollen, denn bei der unermeßlichen Unwissenheit, die bei der Mehrzahl unserer Ritterschaft herrschend ist, glaubt jeder ohnehin an Ihr Wissen, fühlet sich aber zurückgesetzt, wenn er muthmaßet, Sie wollen ihm Ihr Uebergewicht darin fühlen lassen. Uebrigens ist ein wenig Charlatanerie ohne Schade; denn hier ist alles Charlatan, der Arzt, der Jurist, sogar der Prediger: der bescheidene Mann kommt bei uns nicht fort. So gern sich aber der Adel geehrt sieht, so wenig würden Sie doch durch tiefe Unterwürfigkeit gewinnen; denn einmal liebet er dieses nicht, ferner aber schätzt er in Ermanglung eines andern Maaßstabes, wozu es ihm an Kenntniß fehlt, jeden Gelehrten nach dem Werthe, zu dem dieser sich selbst anschlägt, und durch Imponiren bringt man es hier weiter als mit Gelehrsamkeit, von der man ohnehin selten Gebrauch machen kann. Darum rathe ich Ihnen auch, daß Sie den Doctortitel annehmen. Sie dürfen um so gewisser rechnen, in einem vornehmen Hause eine Anstellung zu finden."

Wie kann ich das? — fragte ich — Einen Titel zu führen, der mir nicht zukommt, dazu bin ich zu gewissenhaft, und zur Promotion ist hier keine Gelegenheit.

„Iſt's nichts weiter als das — erwiederte er — ſo arbeiten Sie doch geſchwinde eine Diſputation über irgend ein Thema aus, das Sie verfechten, und das zu befeitigen niemanden einfällt, und ſchicken Sie ſie mit Begleitung von ſechs Louisder poſtfrei nach G* und binnen vier Wochen haben Sie ihr Diplom hier.“

Ich hielt dieſes für unmöglich, folgte aber doch ſeinem Rathe, und der gute Paſtor hatte Recht; ich wurde vermittelſt einer Arbeit von ein paar Tagen und ſechs Karolin ein Doctor der Philoſophie ſo gut als Einer. Nun, ſagte der Paſtor — kann ich Sie mit Anſtand einem vornehmen Hauſe empfehlen, wo Ihre Beſoldung von der Art ſeyn muß, daß Sie etwas zu einer künftigen Einrichtung zurück legen können. Er hielt Wort, und empfahl mich einem Grafen von N., von dem ich eine Einladung mich ihm vorzuſtellen erhielt.

Mein geiſtlicher Freund gab mir nun noch einigen Aufſchluß über des Grafen Charakter und einen Fingerzeig über mein Benehmen gegen ihn. Ich erfuhr unter andern folgendes von ihm.

Der Graf war einer der ſtolzeſten Menſchen die es gab, und ſeine Gemahlin war ihm darin gleich. Bei einem hohen Grad von Unwiſſenheit

wollte er doch für einen Kenntnißvollen Mann gehalten seyn, auch setzte er etwas darin, einen tiefgelehrten Mann zum Hofmeister seiner Söhne zu halten, und deshalb verschaffte mir mein Doctortitel seine Berücksichtigung. Uebrigens — so sagte mir der Pfarrer — solle ich, wenn er mich um den Umfang meiner Kenntnisse früge, durchaus nicht sagen, ich wisse dieses oder jenes nicht; denn zu beurtheilen sey er es ohnehin nicht im Stande, hielte aber jedes Geständniß des Nichtwissens in einem Fache, für Unwissenheit im Allgemeinen.

7.

Ich erschien beim Grafen, und mußte über eine Stunde im Vorzimmer warten, bis ich vorgelassen wurde. Endlich erschien ein Bedienter, der mich durch eine lange Reihe von Zimmern führte, worauf mich ein Kammerdiener in Empfang nahm, und in das Kabinet seines Herrn wies. Der Graf war eine lächerliche Figur, bei dem der Ahnenstolz deutlich in allen Zügen ausgepräget lag, und der ein abgeschmacktes, steifes Zeremoniel bei sich eingeführet hatte, das er irgend einem kleinen deutschen Hofe abgesehen haben mochte, und welches oft höchst komisch ausfiel. Ich mußte über meine eigene Un-

verschämtheit erstaunen, mit der ich seine Fragen über meine Kenntnisse beantwortete; einem jeden nur etwas unterrichteten Manne hätte meine Windbeutelei auffallen müssen, der Graf aber nahm alles für baare Münze, war mit mir höchst zufrieden, und bewilligte mir einen Gehalt von vierhundert Albertsthaler. Darauf kündigte er mir an, mein Geschäft sollte nicht so wohl in dem Unterricht seiner beiden hoffnungsvollen Söhne, von sechszehn und vierzehn Jahren, bestehen, als in der Aufsicht und nachmals in der Führung auf Reisen; denn seiner Meinung nach besaßen sie schon alle ihrem Stande erforderlichen Kenntnisse. Mir fiel es ein, meine beiden Zöglinge zu prüfen, doch dadurch hätte ich beinahe alles verderben. Ich fand sie ganz unglaublich unwissend, und wollte ihnen einige Kenntnisse beibringen, allein der alberne Vater empfand dieß höchstlich übel, und bedeutete mir: er müsse am besten wissen, was ihnen zu lernen nothwendig sey, und er sey nicht willens, ihren Kopf mit Schulfuchsereien verderben zu lassen. Was blieb mir unter diesen Umständen übrig als seinem Willen zu folgen! Mein einziges Geschäft beschränkte sich darauf, französisch mit den jungen Grafen zu plaudern, Fechtübungen zu halten, und sie in Gesellschaften

zu begleiten. Uebrigens waren sie sowohl wie ihr Vater, den alternen Ahnenstolz abgerechnet, recht gute Menschen, die mit Vorsatz nichts Böses thaten, und stets rein menschlich gedacht und gehandelt haben würden, wenn ihnen nicht häufig ihre eingebildete Hoheit in den Weg getreten wäre.

Mein Leben verfloß mir in meinem Hofmeisterstande ziemlich angenehm; es fehlte mir nicht an Bekannten, deren Umgang mir Vergnügen machte; eine große Büchersammlung, die der Graf durch Erbschaft besaß, gewährte mir eine schätzbare Hilfe bei meinem Studieren und in Hinsicht meiner physischen Bedürfnisse blieb mir nichts zu wünschen übrig. In mancherlei Betracht war ich demnach nicht mit meinem Schicksal zufrieden. Die peinliche Etiquette im Hause des Grafen war mir höchst zuwider; das rauhe Klima und die wilde Oede des Landes erweckten oft in mir eine Sehnsucht nach meinem Jugendlande, und der Mangel an literarischen Neuigkeiten, eine Folge der engherzigen Russischen Zensur, wurde mir oft schmerzlich fühlbar. Dafür tröstete mich die Hofnung, mit meinen beiden Zöglingen auf Reisen zu gehen, und nach Verlauf von zwei Jahren seit meiner Anwesenheit bei dem Grafen, rückte dieser Zeitpunkt wirklich heran.

Der alte Graf hatte unter manchen ihm anklebenden Seltsamkeiten auch die, daß er keinen ihm unmittelbar gegebenen Rath annahm; da aber sein Ideenkreis höchst eingeschränkt, auch seine Urtheilskraft wenig geübt war, so benutzte er gern die Meinungen Anderer, wenn er sie zufälliger Weise erfuhr. Ich hatte ihm diese Eigenheit bald abgemerkt und bediente mich ihrer oft um meine Ideen auszuführen, mit denen ich ihn gesprächsweise bekannt machte und die er denn auffaßte und, treuherzig genug, für seine eigenen ausgab. Auch in Hinsicht der Reise war dieses der Fall. Ich äußerte, ich halte es für zweckmäßig, wenn Jünglinge, bevor sie ins Ausland reisten, ihr eigenes Vaterland genau kennen lernten, und dadurch brachte ich es dahin, daß ich zuerst mit meinen Zöglingen Moskau und Petersburg besuchen durfte; ehe wir uns auf die gewöhnliche Grand Tour begaben.

8.

Von den vielen Merkwürdigkeiten, die ich auf dieser Reise durch Rußland und die mehresten Länder von Europa gesehen habe, schweige ich und beschränke mich darauf, das zu erzählen, was mich unmittelbar betraf.

In Petersburg wurde mir die unverhoffte Freude, meinen Freund Wolfheim anzutreffen, den ich hier als Advokaten angestellt fand.

Er war, wie ich wußte, zwar der Russischen Sprache mächtig, aber seine Rechtskenntniß war auf der Universität nur von geringer Bedeutung gewesen, und mir fiel es daher auf, ihn bei den höchsten Reichsgerichten in Geschäften stehend, und, seiner Versicherung nach, mit großem Beifall arbeitend zu wissen. Er erklärte mir dieß Räthsel und gab mir zugleich von seinen Begebenheiten, seitdem wir uns nicht gesehen hatten, Auskunft. Er war, als er von Leipzig entfloh, nach Lübeck und von dort über See nach St. Petersburg gegangen. Daselbst angekommen bemühte er sich vergebens eine Hofmeisterstelle zu erhalten; es mangelte ihm an Empfehlungen, und ohne die kommt man so leicht nicht dort unter. Zufälliger Weise machte er aber die Bekanntschaft eines Advokaten, dem er Gelegenheit hatte einen wesentlichen Dienst zu leisten; denn er rettete den schon hochbejahrten Mann von einem meuchelmörderischen Anfalle, den ein erbitterter Gegner auf ihn that, als er des Abends aus einer Gesellschaft nach Hause gehen wollte. Wolfheim mußte den Advokaten der Sicherheit wegen nach

Hause begleiten, und der dankbare Alte bat ihn nicht nur sein täglicher Gast bei Tische zu seyn, sondern machte ihm auch den Antrag, sein Substitut zu werden und unter seiner Leitung sich im Geschäftsgange zu üben, welches mein Freund, wie natürlich, mit Freuden annahm. Er bewies Anstelligkeit zu dem Geschäft, wurde dem Alten immer lieber und dieser gab ihm endlich seine einzige Tochter zu Ehe, und trat ihm seine ganze Praxis ab. Ueber seine schnell erlangte Fähigkeit im Advoziren gab er mir diese Auskunft.

„Ich würde mit dem Umfange meiner Rechtskenntniß in Preussen oder in einem andern Deutschen Staate allerdings eine traurige Figur machen, doch für dieses Land weiß ich bei weitem schon zu viel und kann das, was ich von den Institutionen und Pandecten begriffen habe, füglich entbehren. Hier beschränkt sich die ganze Kunst auf ein gutes Gedächtniß, vermittelst dessen man sich die wichtigsten der Ukasen merken muß, die seit Peter dem Ersten erlassen worden sind, und deren ganze Anzahl sich leicht auf hundert tausend belaufen mag. In Ermanglung eines Gesetzbuchs werden sie zur Richtschnur genommen; indessen würde man damit allein nicht fortkommen, denn es bestehet keine Ukase,

der nicht eine andere, die sie entkräftete, entgegen gesetzt werden könnte, daher haben die Richter freie Hand das Recht nach Gutdünken zu sprechen, und sind stets durch eine Ukase gegen alle Verantwortlichkeit gedeckt."

„Daß unter diesen Umständen die Bestechlichkeit an der Tagesordnung ist, wirst Du natürlich finden, besonders wenn Du weißt, daß die Besoldung des Richters kaum hinreicht seinen Schreiber zu unterhalten. Wie groß aber die Bestechlichkeit ist, und wie schamlos sie selbst bei den höchsten Reichsgerichten getrieben wird, davon hast Du keine Vorstellung. Eine Hauptkunst des Advokaten bestehet also darin, sich mit den Richtern in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, damit er wegen der Summe, die sie für einen zu gewinnenden Prozeß nehmen ohne Scheu unterhandeln darf. Diese Summe beträgt nicht selten ein Viertel, ja oft ein Drittel und mehr von dem Werthe des strittigen Gegenstandes, und der rechtmäßige Antheil des Advokaten davon, den ihm die Richter zugestehen, sind fünf vom Hundert; wenigstens andre fünf muß er von seinen Klienten erhalten, und nun magst Du erwägen, ob es hier der Mühe verlohne Advokat zu seyn, da es diesem gänzlich an Praxis fehlen müßte, wenn nicht jähr-

lich zwei bis dreimalhundert Tausend Rubel an Geschenken durch seine Hände gehen sollten, von denen zehn Prozent für ihn abfallen, ohne die rechtlich zugebilligten Kosten. Du wirst dieses Verfahren abscheulich finden, und Du hast Recht, aber es ist nun einmal nicht anders und wird auch nie anders werden: denn wie soll der Richter es machen, der zu seinem Auskommen zehntausend Rubel bedarf, und tausend, höchstens tausend und fünfhundert erhält? Was mich betrifft, so kostete es mir anfangs viel Ueberwindung, mich in dieses Geschäft einzulassen, doch beruhige ich mich damit, daß ich keine offenbar zu Tage liegende Ungerechtigkeiten begünstige, und mit der Ueberzeugung: daß wo kein festes Gesetz das Recht bestimmt, es nur wenig gänzliches Unrecht geben kann."

Er machte mir den Antrag, daß ich mich auch diesem Geschäfte widmen sollte, und versprach mir gute Empfehlungen, die mir bald eine starke Praxis verschaffen sollten, doch ich schlug dieses Anerbieten voll Widerwillen aus.

Wolfheim gestand mir ferner, daß er anfangs viele Gewissensbisse über den vermeintlichen Mord in Leipzig gehabt hätte, endlich aber durch einen Bekannten von der ihm widerfahrenen Mystifikation

unterrichtet worden sey, die er jetzt sehr spaßhaft finde, da sie Veranlassung zu seiner glücklichen Lage gegeben habe. Er bedauerte, daß ich mich nicht in Petersburg fixiren wollte, drang mir, trotz meines Sträubens, ein Geschenk von tausend Alberts auf und bat mich in vorkommenden Verlegenheiten doch stets meine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Ich schied nicht ohne Wehmuth von diesem bewährten Freunde.

Die weitere Reise, die ich mit meinen Zöglingen machte, ging durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, wie denn das gewöhnlich ist, und war nicht leer an sonderbaren Vorfällen und Begebenheiten. Unter andern wurden wir am Ticino rein ausgeplündert. Zum Glück hatte ich das kleine mir gesammelte Vermögen nicht bei mir, sondern bei einem Leipziger Banquier untergebracht; im andern Falle wäre es auch mit verloren gegangen, denn die Räuber ließen uns nicht das mindeste; und da sie uns selbst die Empfehlungsbriefe entrissen, so wären wir in einem Lande, wo man die Gastfreundschaft nur dem Namen nach kennt, in die Lage gekommen betteln zu müssen, wenn nicht ein Deutscher Reisender sich unserer angenommen und uns, ohne uns weiter zu kennen, so viel vorgeschossen hätte, daß wir bis nach Mailand reisen und

dort bis zur Ankunft neuer Anweisungen und Empfehlungsbriefe verweilen konnten.

Als ich meine Zöglinge nach einer beinahe dreijährigen Abwesenheit zur väterlichen Heimath zurückbrachte, fand ich den alten Grafen auf dem Todbette, und in wenigen Tagen verschied er, ohne daß ich mich mit ihm über das mir versprochne Jahrgehalt hätte vergleichen können. Nach Eröffnung seines Testaments erwies es sich zwar, daß er an mich gedacht hatte, aber auf eine Weise, die seinen guten Willen unnütz für mich machte. Er hatte mir nämlich einen lebenslänglichen Jahrgehalt von dreihundert Albertsthaler ausgesetzt, jedoch mit der beigefügten Bedingung, diese Rente in Liefland zu verzehren: und da ich mich aus manchen Gründen nicht entschließen konnte jenes Land zu meinem Wohnsitze zu erwählen, so mußte ich auf das Vermächtniß Verzicht leisten.

Ich war stets willens gewesen, sobald meine Lage es erlaubte, mich um einen Posten beim Justizfach im Preußischen zu bewerben, und hatte bei meiner Rückreise auch bereits dazu in Berlin die ersten Schritte gethan. Ich hatte während meines dortigen Aufenthalts mich einem Examen unterworfen, welches günstig für mich ausgefallen war,

und nahm die Versicherung einer gewissen Anstellung mit mir. Jetzt wiederholte ich schriftlich mein Ansuchen, und erhielt vom Justizchef die Weisung, mich nach Südpreussen zu begeben, und dort vorläufig als Gehilfe bei einer Behörde gegen Diäten zu arbeiten. Diesen Ruf nahm ich an, brachte ungesäumt meine Sachen in Ordnung, schickte meine Habseligkeiten über Königsberg nach dem Orte meiner Bestimmung, und reisete selbst mit eigenen Pferden, die ich mir zu dem Zwecke angeschafft hatte, durch das ehemalige Lithauen dahin ab.

9.

Ungefähr eine Tagereise von Grodno begegnete mir ein Abentheuer der seltsamsten Art. Ich traf auf der Heerstraße, mitten in einem großen Walde, ein Frauenzimmer einsam gehend, die ihrer Kleidung nach zu der gebildeten Klasse gehörte, die aber keinesweges reisemäßig angezogen war. Ihre Gewänder waren von Seide, und den Kopf hatte sie mit einem doppelten Florschleier verhüllt. Ich war noch unschlüßig, ob ich ihr das Anerbieten, sie mitzunehmen, machen sollte, als sie dem Kutscher zu halten winkte, und mich bat ihr einen Platz in meinem Wagen einzuräumen. Ohne erst meine Ein-

willigung abzuwarten, die ich ihr freilich in keinem Falle versagt haben würde, war sie mit einem raschen Sprunge im Wagen und an meiner Seite, und rief dem Kutscher zu fortzufahren. Mein Staunen über ihr zuversichtliches Benehmen bemerkend, wandte sie sich zu mir mit folgender Aeußerung: „Ich sehe Sie mit Recht über meine Zudringlichkeit verwundert, und fürchte Ihnen eine nachtheilige Meinung von mir erweckt zu haben, allein meine gefahrvolle Lage, die mich alle Rücksichten zu vergessen nöthiget, mag mich entschuldigen; und ich hoffe Sie besitzen Menschlichkeit genug, um ein hilfloses Mädchen, das sich Ihrem Schutze vertraut, vom gewissen Untergange zu retten, der mir ohne Ihren Beistand droht.“ — Ich bat sie mich mit ihren Umständen bekannt zu machen, und sie fuhr fort. „Ich bin eine Elternlose Waise aus dem Pays de Vaud, und genöthiget gewesen als Gouvernante in einem vornehmen Polnischen Hause meinen Unterhalt zu erwerben. Die zweideutigen Sitten der gewöhnlichen französischen Erzieherinnen haben diesen Stand in einen übeln Ruf gebracht, wodurch auch die besseren Mitglieder desselben oft den Anfällen der männlichen Wüstlinge ausgesetzt sind, und auch ich sahe mich davon belästiget. Zwar gewährte mir

das Ansehen der Dame, in deren Diensten ich stand, einen ziemlich sichern Schutz dagegen, aber zu meinem Unglück starb sie, und da auch kurz darauf der Vater der mir anvertrauten Kinder das Schloß, in dem wir wohnten, verließ, um den Gram über den Verlust seiner Gemahlin auf Reisen zu zerstreuen, so war ich schutzlos und bald den schamlosesten Anträgen bloßgestellt. Unter mehreren die mich zum Gegenstande ihrer sträflichen Neigung machten, zeichnete sich der Graf von D** aus, als ein Mann, der so sehr wegen seines unermeßlichen Reichthums in Ansehen, wie wegen seiner Ausschweifungen im übeln Rufe steht. Er versuchte alle Künste der Verführung an mir; Geschenke, Ueberredungen, Versprechungen nichts wurde gespart, um mich zu seiner Absicht zu verleiten, und als er dadurch nicht zu seinem Zwecke kam, so wagte er es mich zu entführen. Er ließ mich auf einem Spaziergange aufgreifen und nach seinem Schlosse bringen, wo ich immerwährenden Anfällen auf meine Ehre ausgesetzt war, bis es mir heute, da er sich gerade abwesend befand, gelang zu entfliehen. Ohne Zweifel wird er, da er sich zur Befriedigung seiner Begierden alles erlaubt, mir, sobald er meine Flucht erfahrt, nachsetzen lassen, und ich bin stets in Gefahr aufs neue ange-

griffen und in seine Gewalt gebracht zu werden, so lange ich noch innerhalb der Russischen Grenze bin. Darum bitte ich Sie mich so schleunig als möglich nach der Preussischen Grenze zu bringen, wohin ohne dieß, wie ich vermuthe, Ihr Weg gehet; ich werde Sie für diese Güte ewig als meinen Retter segnen.

Während dieser Erzählung hatte ich Zeit genug gehabt meine Reisegefährtin zu betrachten und die Bemerkung zu machen, daß sie sehr schön sey. Ich dankte ihr um so herzlicher für das mir geschenkte Zutrauen, bezeugte ihr meine Freude ihr nützlich werden zu können, und bat sie unter allen Umständen auf meinen Beistand zu rechnen. Uebrigens war meine Lage in der Nähe eines so schönen Mädchens in der That ein wnig sonderbar. In dem engen, zwar bequemen, aber nur für eine Person eingerichteten Wagen knnte es an tausend Berührungen nicht fehlen, de allerdings für einen jungen Mann viel Verführerisches hatten und denen ich, so sehr ich mich auch in die Ecke des Wagens drücken mochte, nicht immer ausweichen konnte. Die schöne Flüchtige war überdem von dem ungewohnten Fußwandern erschöpft und ein paarmal einer Ohnmacht nahe, wodurch ich, der nöthigen Hülfeleistung we-

gen, zu einer Annäherung gezwungen wurde, die mein Blut nicht wenig in Wallung setzte. Jede leidenschaftliche Aeußerung gegen sie, die so zutrauensvoll sich unter meinen Schutz begeben hatte, wäre aber unedel gewesen, darum bekämpfte ich meine Empfindungen, um die Schranken des Anstandes nicht zu verletzen und ihres Vertrauens würdig zu bleiben.

So gern ich auch meiner Reisegefährtin wegen noch an demselben Tage die Preussische Grenze erreicht hätte, so war es doch des bösen Weges halben unmöglich; die Pferde waren des Abends gänzlich müde und wir mußten in ein einsames an der Landstraße liegendes Wirthshaus einkehren, wo wir einen Deutschen Wirth — eine Seltenheit in jener Gegend — fanden. In der Gaststube war es wegen einer Menge trunkener Baurn unmöglich zu bleiben, auch wollte es die Klugheit die Anwesenheit des Frauenzimmers so wenig als möglich bemerklich zu machen, daher zeigte uns der Wirth auf mein Bitten zwei Zimmer im zweiten Stock an, die aber durch eine Thüre zusammen hingen. Mademoiselle D'Autremont — so nannte sich mein Schützling — bewies mir während unseres gemeinschaftlichen Abendessens und auch nachher ein so uneingeschränktes Zu-

trauen, und war so unbefangen in meiner Gesellschaft, als ob ich ihr langjähriger bewährter Freund gewesen wäre. Sie erzählte mir Scenen aus ihrer Lebensgeschichte, machte mich mit ihren Maximen bekannt, forschte neugierig nach meinen Schicksalen und betrug sich mit einer Sicherheit, die mir so auffiel als schmeichelte. Ich ließ meine Bemerkung darüber laut werden und sie äußerte: „Was sollte mir wohl Zurückhaltung und Mißtrauen helfen, wenn Sie unedel genug dächten, von meiner Verlegenheit Vortheil ziehen zu wollen? Unsere Furcht giebt den Männern stets ein Uebergewicht über uns, und sie sind dann am unbescheidensten gegen uns, wenn wir sie durch geäußerte Aengstlichkeit an unsere Schwäche erinnern. Uebrigens gründet sich aber auch mein Zutrauen zu Ihnen auf Ihre Landsmannschaft. Sie sind ein Deutscher, und unter der gebildeten Klasse dieses Volkes giebt es keinen, der so ehrlos wäre, das Bedrängniß eines Frauenzimmers zu Befriedigung einer unedeln Absicht zu benutzen.“ — Meiner schönen Flüchtigen fehlte es, wie Sie sehen, nicht an Menschenkenntniß, denn wer, der nicht ganz in Verworfenheit versunken war, hätte es nach dieser Aeußerung wohl wagen mögen, sich unanständige Freiheiten gegen sie zu erlauben, da sie

ihre Verachtung darüber so unumwunden ausgesprochen, und sowohl das nationelle als das individuelle Ehrgefühl zu ihrem Schutze aufgerufen hatte. — Wir hatten die Zeit so schnell verplaudert, daß ich, als sie das Licht ergriff und mit dem Wunsche wohl zu ruhen in ihr Zimmer hüpfte, meiner Uhr nicht glauben wollte, daß Mitternacht vorüber sey.

Die Unterhaltung meiner neuen Freundin hatte mich bezaubert, und ich fühlte in mir eine ernsthafte Neigung zu ihr entstehen. Der Liebreiz ihres Körpers, die Anmuth ihres Benehmens, die Vielseitigkeit ihres Geistes, die Reife ihres Verstandes und die Festigkeit ihres Charakters hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und sie schien mir alle Eigenschaften zu besitzen, die ich an meiner Gattin wünschen konnte. Ich sahe einer nahen sichern Anstellung entgegen, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, zu heirathen; in dem Lande wo ich künftig leben sollte, durfte ich kaum hoffen, eine für mich passende Gattin zu finden, und daher hielt ich das Zusammentreffen mit Mademoiselle D'Autrement für einen Wink des Schicksals, den ich zu benutzen entschlossen war. Zwar hatte der Verstand vieles dagegen einzuwenden, aber nur zu leicht wurde er überstimmt, weil er mit meiner Neigung im Wi-

derspruche stand, und nachdem ich ein paar Stunden das Für und Wider erwogen hatte, schlief ich mit dem festen Vorsatze ein, den folgenden Tag der Schönen formlich Herz und Hand anzutragen.

Ein Klopfen an meine Thüre weckte mich, und meine Reisegesellschafterin rief mir zu, doch ja schnell aufzustehen, da sie mir eine Sache von grosser Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich kleidete mich eilig an, und bat dann die Dame das Zimmer zu öffnen, damit ich ihr Anliegen vernehmen könne. Ich fand sie in Thränen, die Hände ringend, und sie rief mir zu: „ich bin verlohren, wenn Sie kein Mittel wissen mich zu retten, denn der Graf ist mir auf der Spur, und hat seine Leute abgeschickt, mich auf's Neue entführen zu lassen. Ich habe so eben seinen Kammerdiener um das Haus schleichen, und denn im Walde verschwinden sehen, und bin gewiß, er verlegt uns die Wege und bringt mich wieder mit Gewalt in die Hände seines Herrn.“ — Meine Versicherung: daß ich Blut und Leben an ihre Vertheidigung setzen wolle, konnte sie nicht beruhigen; denn bei allem guten Willen war ich nicht im Stande, sie gegen die Menge Leute zu schützen, die der Graf wahrscheinlich aufgeboten hatte, um ihrer habhaft zu werden. Setzten wir unsere Reise

fort, so fielen wir den Wegelagerern sogleich in die Hände; kehrten wir um, so war damit nichts gebessert, denn wir entfernten uns in diesem Falle wieder von der Grenze, und blieben dem Grafen um so gewisser erreichbar; wollten wir einen Nebenweg einschlagen, so folgte man uns und hielt uns an irgend einer bequemen Stelle an. Kurz, alles was ich ersinnen mochte, blieb unzulänglich, um die nahe Gefahr von dem geängstigten Mädchen abzuwenden. Endlich, nachdem ich mich in Vorschlägen längst erschöpft hatte, und die Dame lange in ein tiefes Nachdenken versunken war, heiterte sich ihre Miene auf und sie sagte: „Wohlan, mein Herr, ist es Ihnen mit Ihren Versicherungen, alles für meine Rettung zu wagen, ein Ernst, so habe ich ein Mittel gefunden, mich mit Ihrem Beistande den Nachstellungen des Grafen zu entziehen, und Ihnen drohet dabei weiter keine Gefahr, als höchstens einmal derb ausgelacht zu werden. Freilich die Weise, auf welche allein es möglich ist mich zu befreien, ist ein wenig unzart, allein mir bleibt keine Wahl, und da ich als Frauenzimmer mich dazu entschießen kann, so werden Sie hoffentlich um so weniger schwierig seyn.“ Ich bat mir ihren Plan zu eröffnen, und sie machte mir folgenden Vorschlag: „Es liegt

alles daran, daß ich die Grenze ungehindert erreiche; denn auf Preussischem Gebiet, welches der Graf nicht zu verletzen wagt, bin ich in Sicherheit. Damit ich aber dahin gelangen könne, müssen die Leute des Grafen irre geführt werden, und dieses kann nur geschehen, wenn sie statt meiner, eine andere Person zum Grafen bringen, und ich unter der Zeit meine Flucht fortsetzen kann. Mein Plan ist also dieser: wir wechseln beide die Kleider, setzen in dieser Verkleidung die Reise fort, und Sie lassen sich statt meiner entführen, während ich in Ihren Kleidern der Grenze zueile. Die Leute des Grafen haben mich nur von ferne gesehen, kennen mich also nicht genau, und ein dichter Schleier hilft die Täuschung vollenden. Wollen Sie mir auf diese Weise helfen?"

Ich sahe das Gefährliche dieses Unternehmens sehr wohl ein, denn ich setzte mich der Rache eines mächtigen Wollüstlinges aus, dem ich seine Absicht vereitelte und in dessen Gewalt ich mich begab; allein ich fühlte auch meine Pflicht, das Frauenzimmer, welches sich meinem Schutze anvertrauet hatte, zu retten; ich mußte mein ihr gegebenes Wort lösen, und endlich war auch meine Neigung zu ihr ein mächtiger Sporn, darum erklärte

sich mich zu ihrem Willen bereit. Ich berichtigte nun zuförderst die Rechnung des Wirths, dann wechselten wir die Kleider, welches nicht ohne manche Verlegenheiten von beiden Seiten geschah, und darauf reiseten wir in der seltsamen Verkleidung ab.

Meine Reisegefährtin hatte den Ueberfall richtig vorher gesehen; denn kaum waren wir einige hundert Schritte weit gefahren, als wir den Wagen von einem Haufen Menschen umringt und angehalten sahen. Ich fiel sogleich scheinbar in Ohnmacht, Mademoiselle D'Autremont aber stellte sich, als ob sie die Wegelagerer für gemeine Räuber hielte, die es bloß auf eine Beraubung abgesehen hätten, und reichte ihnen die Börse hin. Der Kammerdiener, der zum Wagen getreten war, schlug sie aus, befahl aber mich zu ergreifen und aus dem Wagen zu heben. Man brachte mich zu einem andern in einem Gebüsche unfern der Heerstraße haltenden Wagen, setzte mich hinein und fuhr, nachdem der Kammerdiener neben mich Platz genommen hatte, schleunig davon.

Ich kam nun nach und nach aus meiner Ohnmacht zu mir, stellte mich weinend, schlug die mir dargebotenen Erfrischungen mit Verachtung aus, und spielte die Rolle eines bekümmerten Frauen-

zimmers so natürlich, daß ich den Kammerdiener vollkommen täuschte. Wir fuhren äußerst schnell, mit mehrmals untergelegten Pferden, und langten, als der Abend bereits angebrochen war, in einem einsam gelegenen Gebäude, welches ein Jagdschloß zu seyn schien, an. Nachdem man mich aus dem Wagen gehoben hatte, bot mir der Kammerdiener den Arm und führte mich in einen hell erleuchteten Saal, wo ich mehrere reizende Frauenzimmer antraf, die um meine Ankunft zu wissen schienen und mich mit einem großen Jubel empfingen. Man umarmte mich, liebkosete mir und wollte mir den Schleier zurückschlagen, welches ich aber, mich unwillig stellend, verhinderte. Mir wurden nun mancherlei Erfrischungen angeboten, und während ich sie genoß, führten die Mädchen bei dem Klange einer einfachen, aber raschen Musik, einen Tanz auf, dessen Touren die Leichtfertigkeit selbst erfunden zu haben schien. Nur eine von ihnen setzte sich zu mir aufs Sofa, und suchte mich über mein Schicksal zu beruhigen, indem sie mir den Grafen als einen sehr großmüthigen Liebhaber schilderte, und zum Beweise den Ueberfluß anführte, in welchem sie und die übrigen Mädchen hier lebten. Dadurch erfuhr ich denn, daß sich der Graf einen förmlichen Harem

hielt, in welchem ich mich jetzt befand, und dieser Umstand kam mir so drollig vor, daß ich in ein helles Gelächter ausbrach. Dieses hielten die Mädchen für ein Zeichen meines veränderten Humors, und nun stürzten sie, ehe ich mich dessen versehen konnte, auf mich und entrissen mir den Schleier. Ich hatte damals zwar noch beinahe keinen Bart, und eine ziemlich zarte Gesichtsfarbe, aber doch waren meine Züge zu männlich, als daß die Mädchen nicht beim ersten Blick mein Geschlecht hätten errathen sollen. Sie verbargen zwar ihre Ueberraschung darüber meisterhaft, aber sie bestürmten mich nun mit Liebkosungen und Vertraulichkeiten, die um so aufrichtiger waren, da sie nicht der Nebenbuhlerin galten, und die nicht undeutlich ihre Wünsche ausdrückten. Meinen Aufenthalt während vier Tagen, in denen sich der Graf nicht sehen ließ, übergehe ich mit Stillschweigen, da ich ihn auch gern von der Tafel meines Gedächtnisses wegwischen möchte. —

Endlich am Abende des vierten Tages langte der Haremsbesitzer an und ließ mir sogleich seinen Besuch ansagen. Ich befand mich allein in einem Zimmer und stellte die Lichte so, daß meine Gestalt nur schwach beleuchtet wurde, und so auf einem

Sofa sitzend erwartete ich meinen Entführer. Er erschien, setzte sich zu mir und machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich habe entfliehen wollen, da er mich doch viel zu sehr liebe, um ohne mich leben zu können. Er entschuldigte sich ferner, daß er mich nicht nach seinem Wohnsitze habe bringen lassen, wo ein vornehmer Besuch ihn beenge, und versicherte mir, daß ich über die hier befindlichen Frauenzimmer unumschränkt gebieten sollte. Mein fortwährendes Schweigen mochte er wohl für eine Billigung seiner Anerbietungen halten, denn er wagte eine Umarmung, die ich mit meiner nicht geringen körperlichen Stärke auf eine so kräftige Art erwiederte, daß er laut aufschrie und voll Schrecken einige Schritte zurück taumelte. Er ergriff ein Licht, leuchtete mir ins Gesicht, und blieb wie versteinert vor mir stehen, als er eine ganz fremde Person erblickte, die noch dazu, wie ihn die ziemlich unsanfte Umarmung lehrte, eine Mannsperson war. Als er sich von seiner Ueberraschung ein wenig erholet hatte, nahm er eine zornige Miene an, und fragte im Tone eines Beleidigten: Wie konnten Sie sich unterstehen hier einzudringen?

Ich. Ich glaube in bin eher berechtigt zu fragen: wie Sie es wagen konnten mich zu entführen?

Er. Die Entführung galt einem Frauenzimmer, die mir angehört.

Ich. Seit wenn sind denn freie Schweizerinnen Leibeigene Polnischer Edelleute?

Er. Es ist Ihre Sache nicht, über mein Recht an jenes Frauenzimmer zu entscheiden.

Ich. Mehr als Sie wohl glauben; denn ich bin ein naher Verwandter von ihr, und werde die ihr widerfahrenen Beleidigungen ahnden.

Er. Wissen Sie, daß Sie in meiner Gewalt sind, und ich Ihnen ein ewiges Stillschweigen auflegen kann?

Ich. Allerdings, wenn Sie die Folgen davon verantworten wollen! Erfahren Sie aber, daß in diesem Augenblick die Berichte über Ihre Lebensart und über ihre unerlaubte Handlungen nach St. Petersburg und Berlin unterweges sind, und daß man Sie sowohl dafür, als für die einem Preussischen Staatsdiener in meiner Person zugefügten Beleidigung unfehlbar zur Verantwortung ziehen wird.

Diese Drohung, die ich in einem sehr bestimmten Tone äußerte, brachte ihn gänzlich außer Fassung, und er machte den Vorschlag, daß wir gegen einander aufheben möchten, wozu ich denn auch meine Beistimmung gab. Er ließ mich nun aus

seiner Guarderobe mit einer anständigen Kleidung versehen, und sandte mich des folgenden Tages mit seiner Equipage bis zur Preussischen Grenze. Mademoiselle D'Autremont war mit meinem Angespann bis nach meinem künftigen Wohnort gereiset, und ich mußte, nur mit weniger Baarschaft versehen, eine ziemlich beschwerliche Fußreise bis dahin machen. Ich tröstete mich wegen dieser Mühseligkeiten damit, daß die schöne Schweizerin durch den gemachten Gebrauch meines Wagens mir einen sichern Beweis gegeben habe, daß ich ihr nicht gleichgültig sey; aber ach! bei meiner Ankunft in ** fand ich sie als die verlobte Braut eines Beamten.

10.

Daß ich, da meine aufkeimende Liebe mit der Hoffnung des Besitzes genähret worden war, und ich mir ein Himmelsglück an ihrer Seite geträumt hatte, mich höchst unglücklich fühlte, und alle Thorheiten eines verzweifelnden Liebenden trieb, war bei meinem feurigen Temperamente und bei der mir eigenen lebhaften Empfindung natürlich, doch glücklicher Weise wurde ich gleich bei der Uebernahme meines Postens mit einem solchen Schwall von Arbeiten überhäuft, daß mir keine Zeit übrig

blieb, meinem Liebesgrame nachzuhängen. Es gedieh unter diesen Umständen bald bei mir dahin, daß ich der Vernunft Gehör gab, und diese sagte mir denn, wie wenig ich an einem Weibe verlor, das so leichtsinnig und unzart handeln konnte. Ihre schnelle Verlobung mit einem Manne, den sie durchaus nicht näher kannte, war gewiß der höchste Leichtsinn, und unzart über allen Begriff war es von ihr, mit meiner Reiseequipage wie mit ihrem Eigenthume zu schalten, ohne die Absicht zu haben, je die Meinige zu werden. Der Erfolg hat mich ganz über ihren Verlust beruhigt; denn sie hat sich gegen ihren Gatten als ein kaltes, selbstsüchtiges Geschöpf bewiesen, und ihm das Leben durch Eigensinn, Launen und Gefallsucht wacker sauer gemacht; ich dagegen fand in der Freundschaft meines Romberg, den ich in [illegible] kennen und achten lernte, volle Entschädigung für mein Unglück in der Liebe. —

Ende des ersten Bändchens.

Mainz,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

1906 10713

Königskerzen.

Eine

Sammlung

romantischer und abentheuerlicher Erzählungen

vom

Verfasser der Gespenstersagen.

Zweites Theil.

Mainz, 1819.

Bei Florian Kupferberg.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

I. 45.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite.

I. Der Schutzgeist. 3

II. Die neue Kassandra, oder die Unglücks-Vorschau. 113

III. Die Bestimmung zum Verderben. 149

IV. Lebens- und Reisegeschichte eines Polnischen Juden. 245

Erster Abend.

I.

Der Schutzgeist.

Rom[illegible]berg übernahm für den heutigen Abend die Unterhaltung der Gesellschaft und gab seine erlebten Begebenheiten zum Besten. Er erzählte folgendes:

1.

Mein Vater war der erstgeborene Sohn einer uralten adlichen Familie, die am Rhein ihren Sitz hatte, und daselbst reiche Güter besaß. Als er seine Studien auf der Universität unter Aufsicht eines namhaften Gelehrten vollendet hatte, bestimmte ihn sowohl die gewöhnliche Sitte reicher junger Adlichen, als auch eine vorherrschende Neigung zu einer Reise durch die merkwürdigsten Län-

der von Europa. Schon hatte er Neapel und Sizilien, die Endpunkte seiner Reise, besucht, und war auf dem Rückwege zur väterlichen Heimat begriffen, als er in Rom die Tochter eines deutschen Malers kennen lernte, die ihm so merkwürdig durch ihr trauriges Schicksal, wie anziehend durch ihre Schönheit wurde. Ein bösartiges Fieber hatte sie ihrer Eltern beraubt, und sie befand sich, da sie kein Vermögen von ihnen geerbt hatte, in einem fremden Lande, ohne Freunde und Schützer, in einer gänzlich hilflosen Lage. Ihre Verlegenheit ermunterte die reichen Römischen Wohllüstlinge dazu, sie zu einer Beute ihrer Lüste zu bestimmen, wodurch die Drangsale der Verlassenen oft bis zum Unerträglichen gesteigert wurden. Das Mitleid mit dem traurigen Loose des verwaiseten Mädchens war allgemein, aber niemand besaß Muth und Menschenliebe genug sich ihrer kräftig anzunehmen, und sie gegen die lasterhaften Absichten der Römischen Großen zu schützen. Mein Vater entschloß sich dazu, sobald er ihre unglücklichen Verhältnisse erfuhr; doch als er die schöne Amalie näher kennen lernte, wurde Liebe bei ihm der Beweggrund zu der Hilfe, wozu ihn früher nur das Mitleid veranlaßt hatte.

Amalie besaß in einem wunderschönen Körper

eine engelreine Seele; und eine sorgfältige Bildung, die sie von ihren Eltern genossen hatte, machte sie zu einem vollkommnen Frauenzimmer, deren Liebenswürdigkeit jeden, der sie näher kannte, mit Achtung und Bewunderung für sie erfüllen mußte. Kein Wunder, daß mein Vater, der jung, lebhaft und empfänglich für die Reize und Vorzüge schöner Weiblichkeit war, bei den näheren Verhältnissen, worin er durch den ihr geleisteten Beistand gegen sie kam, eine Neigung für Amalien faßte, die mit jedem Tage zunahm, und endlich unüberwindlich wurde.

So groß die persönlichen Vorzüge meines Vaters vor vielen seines Geschlechts, so glänzend seine Eigenschaften auch seyn mochten, so empfand Amalie lange doch nichts mehr als Dankbarkeit gegen ihn, und wies seine Neigung zwar sanft und schonend, doch entschieden zurück. Aber Dankbarkeit nimmt bei schönen Seelen gar leicht die Farbe der Liebe an. Als Amaliens Sicherheit es nothwendig machte, sie von Rom zu entfernen, und sie sich entschließen mußte, in Gesellschaft ihres Beschützers eine Reise zu machen, da schwand ihre Zurückhaltung, und sowohl von ihrer Lage gedrängt, als auch von einer aufkeimenden Neigung bewogen,

gab sie endlich den Bitten ihres großmüthigen Freundes nach, und ward die Seine.

Mein Vater durfte von seinen ahnenstolzen Eltern die Einwilligung zu seiner Vermählung mit einer Bürgerlichen nie erwarten. Dieß bewog ihn, ihnen vorerst eine Heirath zu verheimlichen, und im Toskanischen Gebiet seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er an den reizenden Ufern des Arno ein Landhaus bezog. Seinen Haushalt zu bestreiten wurde ihm nicht schwer; denn er hatte nicht nur einige Summen von dem großen, ihm von seinem Vater ausgesetzten Jahrgelde erspartet, sondern er besaß durch das Vermächtniß eines Oheims ein ansehnliches, völlig unabhängiges Vermögen, das selbst zur Bestreitung eines glänzenden Hausstandes überflüßig ausreichte. Er richtete sich geschmackvoll und seinem Stande gemäß ein, verschönerte seine ländliche Besitzung mit mehreren neuen Anlagen, und versäumte nichts, was dazu beitragen konnte, sich und seiner Gattin das Leben angenehm zu machen.

Drei Jahre hindurch genossen meine Eltern der höchsten denkbaren irdischen Zufriedenheit, und auch nicht ein Wölkchen irgend eines Mißgeschicks trübte den reinen Himmel ihres Lebensglücks. Ihr Vermögen sicherte sie gegen jede mögliche Nahrungs-

sorge, keine Krankheit verkümmerte ihnen den Lebensgenuß, ihre Liebe zu einander war so innig und rein, daß auch nicht ein kaltes Wort, ein unfreundlicher Blick ihr gegenseitiges schönes Verhältniß verletzte, und durch meine Geburt, welche zu Ende des ersten Jahres ihrer Verheirathung erfolgte, erhielt ihr eheliches Glück noch einen Zuwachs, wodurch ihr Loos beneidenswerth wurde. Was die sonstigen Zufälligkeiten ihrer Lebensweise betraf, so waren auch solche geeignet ihnen ihr Dasein werth zu machen. Ihre Wohnung war so prächtig als bequem im besseren italiänischen Style gebaut und mit geschmackvoller Kunst verziert. Das Innere hatte mein Vater mit allem dem ausgestattet, was ein reicher gebildeter Deutscher in seinem Hause zu sehen gewohnt ist. Eine ausgesuchte und vollständige Bibliothek, das Gewählteste aus dem Fache der Malerei und Kupferstecherei, was ihm zu erschwingen möglich gewesen war, einige vortreffliche antike plastische Werke, eine Sammlung vorzüglicher Musikalien, mehrere vortreffliche Pianoforte's und andere Instrumente, kurz nichts fehlte, was dem Geiste und Gemüthe Unterhaltung und Belustigung gewähren konnte. Aber auch für die sinnlicheren Bedürfnisse war auf das reichlichste gesorgt. Ein

Keller, dessen kein Deutscher Prälat sich hätte schämen dürfen, eine reich versehene Küche, eine elegante Equipage, schöne Reitpferde, ein vollständiger Jagdapparat, ein Billard zu Ausfüllung langweiliger Stunden und Alles, was die Begüterten unseres Zeitalters zu ihren Bedürfnissen zu rechnen pflegen, war auf das vollständigste vorhanden. Die Lage des Landhauses war ganz vorzüglich schön. Es lag zwischen Florenz und Livorno an den lachenden Ufern des Arno, auf einer nach dem Flusse zu terrassirten Anhöhe und beherrschte eine bezaubernd schöne Landschaft, die so reizend durch ihren herrlichen gartengleichen Anbau, wie durch die mannichfaltigen Abwechselungen an Städten, Flecken, Dörfern, Bergen, Thälern und den romantischen, im erhabensten Style gehaltenen, von den fernen blauen Gebirgen gebildeten Hintergrund war. Nicht weniger angenehm wurde ihnen der Aufenthalt in dieser Gegend durch die Bewohner derselben, die zu den besitzgebildeten Menschen der Erde gehören. Das Landvolk ist wohlhabend, reinlich, treu, gutmüthig und hat nichts von der italischen Arglist, Falschheit und Faulheit an sich. Man kann es mit den Sachsen vergleichen, die aber minder beweglich, weniger fröhlich und nicht so schön an Körperformen

ſind. Der Adel iſt wohlunterrichtet, fein gebildet und hat nichts von der vornehmen Steifheit unſerer höheren Stände an ſich. Meinen Eltern konnte es alſo an den Freuden des geſelligen Umgangs nicht fehlen. Ueberdieß benutzten ſie auch die Nähe von Florenz, um ſowohl die dortigen Geſellſchaften, als auch die Schätze der daſelbſt befindlichen Muſeen und Galerien zu genießen, und oft beſuchten ſie das nahe Livorno, um ſich in dem Anſchauen des Meeres und des bunten Gewühls der berühmten Handelſtadt zu erluſtigen. Mit einem Wort, alles, was das Leben Schönes bietet, wurde ihnen in jenem glücklichen Zeitraum zu Theil. — Doch auf der Welt iſt ein ungetrübtes Glück auf die Dauer vielleicht unmöglich, und auch das ihrige nahm nur zu bald ein Ende.

2.

Um ſeine Heirath dem elterlichen Hauſe nicht bekannt werden zu laſſen, hatte mein Vater ſeinen Aufenthalt ſeiner Familie verheimlichet, und datirte ſeine Briefe bald von Rom, bald von Neapel, bald von noch entfernteren Oertern aus. Daß er nicht zurückkehrte, entſchuldigte er mit ſeiner unbeſiegbaren Vorliebe für das Reiſen. Der Zufall fügte es

aber, daß ein entfernter Anverwandter, der auf der Rückreise nach Deutschland begriffen war, ihn im Schauspielhause zu Florenz gewahr wurde und aufsuchte. So sehr er auch bemühet war diesem Verwandten seinen Wohnsitz zu verbergen, so wollte es sich doch nicht thun lassen; denn er traf mit ihm in einem Casino zusammen, wo man seiner Villa erwähnte, daher er sich entschließen mußte den Landsmann zu sich einzuladen. Er hatte darauf gerechnet meine Mutter während des Besuchs seines Anverwandten zu entfernen, doch ein unvermuthet früher eingetroffener Damenbesuch machte auch die Anwendung dieser Vorsicht unmöglich, und so sahe er sich genöthiget dem Vetter seine Heirat zu entdecken. Der leistete nun zwar das Versprechen, von dieser Vermählung in seiner Heimat zu schweigen, hielt aber nicht Wort, wie ein bald darauf eintreffender Brief des Großvaters bewies, der ungefähr also lautete:

„Mir ist ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß Du verheirathet seyst. Ich kann und mag es nicht glauben; denn was könntest Du für Gründe haben, es mir, Deinem Vater, zu verheimlichen, da Du meiner Einwilligung zu jeder ebenbürtigen Heirath gewiß seyn kannst. Mit einer nicht stiftsfähigen

Persön Dich zu vermählen, kann Dir wohl bei gesunden Sinnen nicht einfallen, da Du, auch im Fall Du niedrig genug dächtest, Dich durch eine Mésalliance zu entehren, doch nicht so gewissenlos seyn würdest, Deine uralte hochberühmte Familie, deren Stammhaupt Du einst seyn wirst, auf eine solche Weise zu schänden und den durch so viel Jahrhunderten rein gehaltenen Stammbaum zu beschmutzen. Nein, ich fürchte dieses nicht! Aber ich ahne den Ursprung dieses Gerüchts, Du hast Dir eine hübsche Bettfreundin beigelegt, und bist zu verschämt es Deiner Familie und Deinen Bekannten wissen zu lassen: hab' ich nicht Recht? Laß die Possen! eine solche bürgerliche Verschämtheit stehet einem Kavalier nicht an, und am wenigsten hast Du Ursache Dich vor mir zu schämen, da ich es selbst nicht besser gemacht habe, und über dergleichen kleinliche Vorurtheile, als sey so etwas unerlaubt, weg bin. Komm daher nur je eher je lieber zurück und bring Dein Mädchen mit; ich will zu ihrem Aufenthalte Schloß Wildenstein einräumen, wo Du ungestört Deiner Liebe pflegen kannst; versteht sich aber, daß Du so bald als möglich Die eine rechtmäßige Gattin wählest, damit ich durch Dich gegen das Erlöschen meines Stammes gesichert bin."

Mein Vater wurde durch diesen Brief empört, und meldete nun ohne Umstände seine rechtmäßige Vermählung. Er war auf eine heftige Antwort gefaßt, denn er kannte den Ahnenstolz seines Hauses und wußte, wie hoch man den Vorzug schätzte, den jüngern Kindern Domherrenstellen in allen rheinländischen Erzbis- und Bisthümern erwerben zu können, der nun seinen Nachkommen für mehrere Geschlechter verloren war. Aber auf den väterlichen Fluch, der in dem nächsten Antwortschreiben erfolgte, war er nicht vorbereitet, und wurde dadurch zu Boden gedrückt. Er erlebte nun die ersten trüben Tage, und es währte lange, ehe die geliebte Gattin durch ihr rastloses Bemühen ihn aufzuheitern, die Furchen des Grams von seiner Stirne zu verscheuchen vermochte.

Dieser ersten Kränkung folgten viele andre. Sein Vater zog ihm das bisher gegebene Jahrgehalt ein; doch das konnte er entbehren, da die Erbschaft vom Oheime mehr als hinreichend zu seinem Auskommen war. Aber man wollte ihm dieses Vermächtniß entreißen; sein eigener Vater griff das Testament des Oheims an, und der Sohn sahe sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, gegen den Vater sich gerichtlich vertheidigen zu müssen. Frei-

lich gewann er den Prozeß, aber wie unaussprechlich wurde sein Gefühl dabei verwundet! Kaum war diese Sache beendigt, als ihm sein Vater die Lehensfolge strittig machen wollte. Hätte er die Entsagung seiner Majoratsrechte früher von ihm gefordert, so würde der gute Sohn sich aus Achtung für den Willen des Vaters derselben freiwillig begeben haben, jetzt da sein Gefühl einmal verletzt war, fühlte er um so weniger Beruf seinen und meinen Rechten etwas zu vergeben, und that allen Versuchen, die man machte, ihn um sein Erbe zu bringen, lebhaften Widerstand. Die versuchte Ausschließung von der Erbfolge mißlang, da auch einige betheiligte Agnaten dagegen waren; nun aber wollte man ihn für wahnsinnig erklären lassen, und der Tiefgekränkte mußte sich einer ärztlichen Untersuchung seines Verstandes unterwerfen. Man wandte große Summen an, um die Aerzte und Gerichte zu bestechen, doch unter des weisen Leopold glanzvoller Regierung war das Laster aus den Gerichtshöfen von Florenz verbannt; die zur Untersuchung Beauftragten thaten ihre Pflicht, und der ahnenstolze Freiherr und seine beiden jüngeren Söhne trugen die Schande davon, gegen Sohn und Bruder vergebens niedrige Kabalen angesponnen zu haben,

Doch hiedurch noch nicht abgeschreckt, wollte man endlich sogar auf meinen Vater das Verbrechen der Landesverrätherei bringen, um dadurch einen Vorwand zu der beabsichtigten Enterbung zu erlangen. Allein dieser, mude der gegen ihn unternommenen Schändlichkeiten, schrieb an den Kaiser Joseph, stellte demselben die Anschläge seiner Familie offen dar, und bat um seinen unmittelbaren Schutz. Der Schritt hatte denn die glückliche Folge, daß man sich auf einen drohenden Befehl des Kaisers wenigstens aller öffentlichen Angriffe auf meinen Vater enthielt.

Diese ärgerlichen Händel vergifteten die Ruhe meines Vaters und brachten ein unsägliches Leid in sein einst so glückliches Leben. Auch meine Mutter litt unaussprechlich; denn sie betrachtete sich als die Quelle der Leiden des theuren Gatten. Zwar erlaubte sich dieser nie einen Vorwurf gegen sie, aber der Gram, der ihn traf, lastete doppelt auf ihrem zartfühlenden Herzen, das seinen Schmerz in sich verschließen mußte, damit der geliebte Gemahl nicht noch tiefer gebeugt wurde. Dadurch entstand oft gegenseitig eine Kälte, die zwar nur Augenblicke währte, aber doch von beiden Theilen höchst schmerzlich empfunden wurde und den stillen Frieden dieser einst so glücklichen Ehe zu untergraben drohte.

So waren wieder vier Jahre verflossen, als ein neues Unglück meine Eltern betraf, das zwar ihren Wohlstand verringerte, aber ihre Herzen einander näher brachte und aufs innigste vereinigte. Sie waren eines Abends, mit einer anziehenden Lectüre beschäftigt, später als gewöhnlich zu Bette gegangen und kaum eingeschlummert, als der gräßliche Ruf „Feuer! Feuer!“ sie weckte. Sie entstiegen eiligst den Betten und sahen die ganze Villa in vollen Flammen stehen. Mein Vater nahm die Gattin auf die Arme und wollte sie in Sicherheit bringen, aber schon hatte die Flamme die Steige niedergebrannt und auch ein zweiter Ausgang war bereits mit Glut und stinkendem Dampf gefüllt. Das Gebäude war hoch, das Schlafgemach im zweiten Stocke, und bei dem Hinunterspringen der gewisseste Tod unvermeidlich. Zum Glück besaß mein Vater Geistesgegenwart genug sich auf einen geheimen Ausgang zu besinnen, der aus dem Schlafzimmer unter der Erde nach einer Grotte im Garten führte. Dieser Gang war von dem Feuer noch nicht ergriffen worden und durch ihn entkam er glücklich mit seiner Gemahlin. An mich hatte in dem ersten Schrecken niemand gedacht, doch kaum in der Grotte angelangt, erinnerte sich die Mutter meiner und fiel

mit einem Angstschrei in Ohnmacht, als sie die brennenden Balken meines Zimmers zusammenfallen sah. Mein Vater wollte sich in die Flammen stürzen, da er meines Todes gewiß zu seyn glaubte; nur mit Gewalt hielten ihn die Bedienten davon zurück. Er wüthete gegen sich selbst, und die aus ihrer Ohnmacht erwachte Mutter mischte ihr Wehegeschrei in die Klagen seiner Verzweiflung. Da trat ein tiefverhüllter Mann aus einem Busche hervor und gab mich meinen jammernden Eltern wieder, deren Schmerz dadurch in die höchste Freude verwandelt wurde, und die nun als sie ihr geliebtes Kind gerettet sahen, nichts verloren zu haben glaubten.

Ich kann mich noch recht wohl jenes Feuers entsinnen, aber auf welche Weise ich gerettet worden bin, davon ist mir nicht die mindeste Erinnerung geblieben; auch wußte ich meinen Eltern keine Auskunft darüber zu geben, und alle ihre deshalb an mich gemachten Fragen klärten dieses Räthsel nicht auf. Mein Retter aber war, nachdem er mich in die Arme meiner Eltern gebracht hatte, spurlos verschwunden.

Daß dieses Feuer boshafter Weise angelegt worden, und daß es auf das Leben meiner Eltern abgesehen war, davon ergaben sich die deutlichsten Anzei-

chen. Es hatte an vier Seiten zu gleicher Zeit gebrannt, und alle Thuren, so wie alle Stiegen, waren gleich zuerst in vollen Flammen gewesen. Von den Bedienten, die sämmtlich im unteren Stock schliefen, und sich nur durch die Fenster hatten retten konnen, war dieses bemerkt worden.

Der Verlust meines Vaters war sehr groß. Seine kostbare Büchersammlung, Kunstsachen von vielem Werth, manche davon würdig, in fürstlichen Galerien zu prangen, ein prachtvolles Mobiliare, mehrere Wechsel au Porteur und viele andere Sachen gingen in dem Brande verloren, und nichts, als das geschmolzene Metall seines Silbergeräths und des baaren Geldes, wurde geborgen. Selbst die Garderobe wurde so ganz von den Flammen verzehrt, daß nicht eine einzige anständige Kleidung übrig blieb, und er und die Mutter sich mit den Gewändern der Bauernfamilie zu bekleiden genöthigt waren, in deren Hause sie einen vorläufigen Zufluchtsort fanden.

3.

Noch hatten meine Eltern wegen der Wiederherstellung ihres Wohnsitzes und ihrer künftigen häuslichen Einrichtungen keine Maaßregeln genommen,

als der Vater eines Morgens einen an ihn gerichteten Brief fand, der ungefähr folgenden Inhalt hatte:

„Zu spät erfuhr ich das Dir von Böswichtern bereitete Unglück, um es ganz verhindern zu können; ich mußte mich darauf beschränken, Dein Kind zu retten. Es waren Deine Brüder, die Dein Haus in Flammen setzen ließen, und auf Dein und der Deinigen Leben war es abgesehen. Dieser mißlungene Versuch schreckt sie nicht ab, ihren schändlichen Plan zu verfolgen, und nicht immer werde ich zu Deinem Schutze in der Nähe seyn können. Fliehe daher mit den Deinigen unter verändertem Namen, mit entstellender Kleidung, — wo möglich ein jedes von Euch besonders, — aus dieser Gegend, und suche irgendwo außerhalb Italien einen stillen abgelegenen Aufenthalt, der Deinen Feinden unbekannt bleibet. Habt Ihr eine Heimat gefunden, denn wird für Eure Sicherheit wachen, Euer Schutzgeist.“

Mein Vater war tief erschüttert von der greuelvollen Bosheit seiner Anverwandten; er verlor fast den Muth zu handeln, und seine Gattin mußte alle ihre Macht über sein Herz aufbieten, um ihn aufzurichten und zur nöthigen Sorge für sich und seine Familie aufzumuntern. Sie schöpfte Trost

aus dem Briefe, der es bewies, daß ein gutes Wesen sich unserer anzunehmen schien, und ihre Hoffnung wirkte endlich auch auf den Gatten wohlthätig zurück. Er lohnte nun sämmtliche Bedienten ab, bis auf den alten Kammerdiener Johann, auf dessen Treue und Anhänglichkeit er sich verlassen konnte, verkaufte das geschmolzene Silber, hob in Livorno einen ansehnlichen Wechsel in Golde und machte Anstalten zur Abreise. Er hatte früher, auf einer Reise durch die Schweiz, ein stilles, heimliches Thal an dem Fuße des Montanvert kennen lernen, und wegen seiner gänzlichen Abgeschiedenheit merkwürdig gefunden; dahin beschloß er zu ziehen. Er kaufte für uns alle Bauernanzüge, gab einen Theil seines Geldes dem alten Johann, nahm einen andern Theil selbst, gab den kleinsten Theil meiner Mutter, und so traten wir getrennt; meine Mutter in Gesellschaft eines Mädchens, dessen sie sich früher als einer verlassenen Waise angenommen hatte, beide in Pilgerkleidern; ich in Begleitung des alten Johann, und mein Vater allein, auf verschiedenen Wegen die beschwerliche Reise über die Savoyer Alpen an.

Die Reise ging sehr langsam vor sich, da alle des weiten Gehens ungewohnt waren, Johann aber

noch überdem eine ſtarke Summe Geldes und mich, der ich kaum ein paar Stunden des Tages gehen konnte, zu tragen hatte. Endlich gelangten wir dennoch, ohne alles bedeutende Ungemach, ans Ziel.

Ein enges Thal, von himmelhohen Felſen eingeſchloſſen, auf deren Häuptern ſchimmernd grüne Alpen prangten, und hinter denen die blendend weiſſen Schneefirnen der Hochgebirge glänzten, von zahlloſen Waſſerfällen, die ſich von den Felſen ſtürzten, und einem toſenden Fluſſe durchſtrömt, nahm uns auf. Es lag ſo tief verſteckt, daß es ſelbſt den meiſten ſeiner Nachbarn bis auf den Namen unbekannt war, und nur durch Zufall hatte es mein Vater kennen lernen. Hier kaufte er eine einfache, doch ziemlich bequeme Hütte mit einer Alpe, und richtete ſich zu einem immerwährenden Aufenthalte ein. Einige der gewohnten feineren Bedürfniſſe, und einigen bequemen Hausrath beſorgte Johann von Genf; dort legte auch mein Vater bei einem Banquier, der ſein vertrauter Freund war, ſein vorräthiges Geld nieder, ließ durch ihn ſeine übrigen Wechſel einziehen, und lebte nun bei den einfachen Beſchäftigungen eines Alpenwirths, denen er ſich unterzog, unter den guten unverdorbenen Naturmenſchen, nebſt meiner Mutter ruhig und zufrieden.

Schon lange ist die schöne Zeit verflossen, in der ich dort die fröhlichen Tage meiner Jugend verlebte, und noch stehet jenes paradiesische Thal, mit all' dem unaussprechlichen Zauber, womit es die Natur in so überreicher Fülle geschmückt hatte, lebhaft vor meinem Gedächtnisse da. Die mit dem sanftesten Grün bezogenen, mit tausend Blumen bestreuten Wiesen, die seinen Boden bedeckten, die hundertjährigen, dichtbelaubten Nußbäume, die längs dem Ufer des Flusses standen, und einen tiefen Schatten über einen Theil der hellschillernden Flut warfen, die weißen, schimmernden Silberfäden der Wasserfälle, die sich in die Waldnacht des uralten Tannenhains stürzten, der sanftgewölbte Rebenhügel, der an der Sonnenseite des Thals prangte, die starren, schwarzgrauen Felsmauern, die das Thal umgürteten, die dunkeln, gähnenden Klüfte, die munteren Vieh- und Ziegenheerden, die fünfhundert Fuß hoch über unsern Häuptern weideten, der melodische Klang der Heerdenglocken, der harmonische, die tiefsten Saiten des Gemüths bewegende Ton des Kühreigens, der von den Alpen ertönte, und in den der dumpfe Donner ferner fallender Lawinen hallete; endlich der sanfte Farbenschmelz der Alpen, die blendende Strahlenpracht

der Gletscher, die furchtbare Größe der mit Schnee bedeckten Hochgebirge, alles dieses stehet noch mit unverblichnen Farben vor meiner Einbildungskraft, die Erinnerung daran wird nimmer aus meiner Seele weichen, und nimmer schweigt meine Sehnsucht nach jenem wundervollen Lande, in welchem die Blüthenzeit meiner Jugend verfloß.

In diesem Paradiese vergaß mein Vater die Nichtswürdigkeit seiner Anverwandten; er vergaß seine bedeutende Verluste und sein ganzes früheres Leben dünkte ihm ein kurzer unruhiger Traum, woron ihm nur noch eine schwache, undeutliche Erinnerung übrig geblieben war. Nur meine Errettung aus den Flammen und der Rath des Schutzgeistes blieb ihm im dankbaren Angedenken, und er war beinahe geneigt an eine höhere, ihn unmittelbar beschirmende, Macht zu glauben, da sowohl meine Befreiung vom Flammentode über menschliche Kräfte zu gehen schien, als auch der ihm gegebene, sich als höchst vortheilhaft bewährende Rath von keinem ihm bekannten Freunde kommen konnte. Der unbekannte Schützer war lange ein Gegenstand der Unterhaltung zwischen meinen Eltern, aber nie konnten sie in ihren Meinungen über seine Wesenheit ins Reine kommen.

4.

Ich war nun acht Jahr alt geworden und genoß den Unterricht von meinen Eltern, der um so besser bei mir Wurzel faßte, da er mit Liebe ertheilt und mit Liebe empfangen wurde. So wohl mein Vater sich auch bei seiner einfachen Lebensweise in dem stillen Schweizerthale befand, so gab er den Gedanken doch nie auf, mich einst in den Besitz der Lehensgüter zu setzen, die ihm nach dem Tode seines Vaters zufallen mußten, und darauf zweckte auch seine Erziehung ab. Er unterrichtete mich in den Sprachen und Wissenschaften, so weit meine noch ungeübte Fassungskraft dieses zuließ, die Mutter dagegen gab mir Unterricht in der Musik und im Zeichnen. Ich machte für mein Alter große Fortschritte und gewährte dadurch meinen Eltern viele Freude. Auch meine körperliche Ausbildung wurde berücksichtigt. Ich wurde zum Baden zum Schwimmen zum Bergsteigen gewöhnt; das Reiten lernte ich freilich nur auf einem alten frommen Maulthiere; aber im Ringen, Werfen, Klettern und Springen nahm ich unter den Augen des alten Johann von der Dorfjugend Unterricht und erhielt darin eine Gewandtheit, die mir in späterer Zeit gut zu statten gekommen ist. Die reine Bergluft, die körperliche Bewegung

und die einfachen kräftigen Speisen, die ich genoß, wirkten vortheilhaft auf meine Gesundheit, auch auf mein Wachsthum, und ich schien älter als ich war.

Schon erhielt ich, da ich mich nie wild oder unvorsichtig bewies, zuweilen die Erlaubniß allein unsere Alpe zu besteigen und ich benutzte dieses Vergnügen so oft als ich Zeit dazu hatte. Der Weg dahin war zwar schroff und beschwerlich, aber nicht gefährlich, und verirren konnte ich mich auch nicht, da ich stets die väterliche Wohnung im Gesichte behielt. An der Seite dieses Weges, ziemlich hoch hinauf, öffnete sich eine schauderhafte Kluft die mit hohen Tannen verwachsen war. Es ging ein schmaler aber nicht gefährlicher Steig hinab und ich war auch schon einmal in Begleitung meines Vaters unten gewesen, aber da ich in dem finstern unheimlichen Grunde nichts fand was meine Aufmerksamkeit fesselte, so hatte ich ihn nie wieder betreten.

Einst, als ich wieder wie gewöhnlich die Alpe besteigen wollte, und an dem Eingange dieser Schluft vorbei kam, hörte ich ein leises aber angenehmes Pfeifen. Ich war zweifelhaft ob ein Mensch vermittelst eines Instruments, oder ein Vogel es hervorbringe, und konnte der Begierde nicht widerstehen es zu untersuchen. Anfangs zwar kämpfte noch meine Furcht

mit der Neugierde, doch letztere siegte und ich schlich vorsichtig auf dem Fußsteige in die Kluft hinab. Das Pfeifen wurde bald leiser bald stärker, doch schien es sich immer tiefer in den Grund hinein zu entfernen, was mich in der Meinung bestärkte, daß ein junger Senne es bewerkstellige. Ich nahm um so weniger Anstand den Pfeifenden zu verfolgen, da ich einen bekannten Thalbewohner zu finden hoffte, den ich seine Kunst ablernen wollte. Aber welch ein ungeheuerer Schrecken ergriff mich, als ich in einem Engpaß, wo jedes Ausweichen unmöglich war, da von der einen Seite eine senkrechte Felsenmauer starrte, von der andern aber ein tiefer Abgrund klaffte, ein scheußliches Gespenst erblickte, das sich mir nahete. Die schreckliche Gestalt sahe gerade so aus, wie der Höllenfürst gewöhnlich in Gemälden dargestellt wird, mit Hörner und Klauen; große rothe Augen glotzten mir furchtbar entgegen, und ein langer Schweif, der von dem schwarzen zottichten Körper ausging, vollendete das schreckbare der Figur. Die Angst raubte mir die Besinnung, ich sank bewußtlos an den Felsen, und als ich erwachte, befand ich mich zu Hause auf dem Bette, und sahe meine Eltern ängstlich um mich beschäftigt.

Als ich ganz wieder zu mir gekommen war, er-

fuhr ich, daß ein Hirte mich nach Hause gebracht und erzählt habe, ein fremder Mann, den er noch nie zuvor in diesen Thälern sah, habe mich ihm übergeben und geboten nach Hause zu bringen, und sey darauf in der Kluft verschwunden. Ich mußte nun erzählen, was mir begegnet sey, und meine Eltern hielten das Ganze für ein Spiel meiner aufgeregten Einbildungskraft, aber ein Zettel, den man bald darauf im Zimmer fand, belehrte sie eines Andern. Es stand darin:

„Ein in eine Teufelslarve verhüllter Bandit wollte Dein Kind, das er in die Bergschlucht gelockt hatte, ermordrn. Ich habe ihm sein Recht zethan, er liegt zerschmettert im Abgrunde, und seine Maske ist der Beweis seiner schändlichen Absicht. Deine unnatürlichen Brüder, besonders der ältere, der Domherr, haben Deinen Aufenthalt entdeckt, und gehen auf's Neue darauf aus, Dich und die Deinigen zu vertilgen, damit Dein reiches Erbe ihnen zufalle. Schwerlich entgehst Du hier ihren boshaften Anschlägen, denn meine Macht, Dich zu schützen ist in diesem Thale zuweilen gebunden. Verlaß daher Deinen gegenwärtigen Wohnsitz, und ziehe nach Norden, nach Holland oder England, wo es nicht so leicht ist, Banditen zu erkaufen, und

wo mein Schutz, den ich Dir angedeihen lasse, weniger in seinen Wirkungen gehemmet wird wie hier. Verschmähe nicht die Warnung deines Schutzgeistes.“

Mein Vater gerieth außer sich über die grenzenlose Schändlichkeit seiner Brüder und das Glück, welches er bis jetzt in dieser friedlichen Einsamkeit genossen hatte, war vernichtet. Zu einer Veränderung seines Wohnsitzes war er aber nicht zu bewegen, so sehr ihn auch meine Mutter darum bat. „Nein, rief er, ich mag nicht noch einmal wie ein Verbannter umher irren; muthig will ich den Schändlichen die Stirn bieten, sie sollen an mir ihren Mann finden, und ich werde mich und Euch zu schützen wissen.“ Die Mutter war nun bemüht ihn wenigstens zur Entsagung der Lehensfolge zu bereden; aber auch davon wollte er nichts hören. „Das Laster soll keinen Triumpfe feiern über die Tugend“! sagte er. „Ich darf meinem Sohn sein Erbe nicht vergeuden und Gott wird uns schützen!“ Er reisete darauf mit mir zum Amman des Kreises, entdeckte diesem seine Herkunft und die bösen Absichten seiner Brüder, ließ eine förmliche Verhandlung darüber aufnehmen, legte bei ihm die Beweise von der Rechtmäßigkeit seiner Ehe und von meiner ehelichen Geburt nieder, und bat um seinen beson-

dern Schutz. Auch bezog er nun wieder die Zinsen von der Erbschaft seines Oheims, und schrieb an seine Brüder, daß er ihre Niederträchtigkeiten öffentlich bekannt machen würde, wenn sie es noch einmal wagten, etwas gegen ihn oder seine Familie zu unternehmen.

Für mich hatte der Entschluß des Vaters die unangenehme Folge, daß ich mich ohne Begleitung nie mehr weit vom Hause entfernen durfte. Mein Vater aber ging nie unbewaffnet aus; selbst wenn er auf die Jagd ging, hatte er außer dem Jagdgewehr noch stets ein paar geladene Pistolen bei sich; auch nahm er noch gewöhnlich einen von den Jünglingen des Dorfs zur Begleitung mit. Den Nachbarn aber, die ihn liebten, weil er sich stets dienstfertig gegen sie bewies, empfahl er eine genaue Obacht auf sein Haus während seiner Abwesenheit, und die guten Landleute erfüllten seine Bitte mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit.

Ein Jahr verfloß, während welches nichts von Nachstellungen zu merken war. Meine Eltern fingen auf's Neue an ruhig zu werden, mir aber wurden die meinetwegen getroffenen Sicherheits-Maaßregeln zuweilen höchst lästig. Der Glaube, daß seine Brüder ihre meuchelmörderischen Anschläge

gänzlich aufgegeben hätten, gewann in dem Herzen meines Vaters immer mehr Raum, und allmählig ließ er von seiner bis dahin beobachteten Vorsicht etwas nach. Schon ging er ohne Begleitung auf die Jagd, bald nahm er auch keine Pistolen mehr mit, und endlich vergaß er ganz die Gefahr, von der er bedroht wurde.

5.

Einst bestieg er auch, seiner Lieblingsneigung folgend, die Berge, nachdem er der Mutter versprochen hatte in jedem Fall bis Mittag zu Hause zu seyn. Es war gerade sein Geburtstag und die Mutter wollte ihn mit einem Lieblingsessen und durch die Anwesenheit von ein paar Freunden aus der Nachbarschaft, die zu dem Ende heimlich eingeladen waren, überraschen. Auch hatte sie die Dorfsbewohner auf den Nachmittag zu erscheinen gebeten, um bei einem Trunk Wein Theil an ihrer Freude zu nehmen. Ich hatte ein kleines von ihr verfertigtes Gedicht auswendig gelernt, das ich bei des Vaters Nachhausekunft deklamiren und ihm dabei einige für ihn bestimmte Geschenke überreichen sollte.

Der Mittag nahte heran, und wir sahen eine Menge Bauern auf unsere Wohnung zu kommen,

Wir vermutheten, daß ihnen die Ursache unseres Festes bekannt geworden sey, und sie den Vater auf seinem Heimwege glückwünschend in ihre Mitte genommen hätten. Die Mutter schmollte ein wenig, weil sie fürchtete, um den schönen Eindruck der Ueberraschung gebracht worden zu seyn. Sie nahm mich bei der Hand und eilte den Landleuten entgegen, die in einer dicht gedrängten Reihe gingen. Sie trug in ihrer Hand einen Blumenkranz, Johann aber folgte uns mit den Geschenken, die wir ihm überreichen wollten. Jetzt waren wir an dem Menschenhaufen, er öffnete sich und wir sahen die mit Blut bedeckte Leiche meines Vaters. Leblos stürzte meine arme Mutter von diesem grausenvollen Anblick getroffen zur Erde, ich aber warf mich wehklagend auf den geliebten Leichnam und strebte ihn mit meinem Jammergeschrei zu erwecken.

Meine Mutter wurde nebst der Leiche nach unserer Wohnung zurückgebracht, und die Weiber der Nachbaren waren bemühet sie zu ermuntern. Lange blieb ihr Bemühen ohne Erfolg, und als es endlich nach mehreren Stunden gelang, da wurde man gewahr, daß Wahnsinn die unglückliche Frau bethört hatte. Bald rang sie schweigend die Hände, bald lachte sie hell auf und deklamirte Stellen aus

dem Geburtstagsgedichte; dann saß sie wieder stumm mit starrem, trocknem Aug, und endlich wollte sie mit Gewalt hinaus, um dem geliebten Gatten entgegen zu eilen. So zerstörend hatte der plötzliche jammervolle Anblick des erschlagenen Gatten auf ihre Seelenkräfte gewirkt.

Die Landleute, die den Leichnam meines Vaters brachten, erzählten dem wehklagenden Johann: sie hätten ihn auf dem Rande eines Felsens mit einem Manne ringen sehen, der ihn überwältigt und ins Thal hinab gestürzt habe. Die Entfernung sey zu groß gewesen, um ihm zu Hilfe zu kommen und man habe sich darauf beschränken müssen, einige handfeste Jünglinge hinauf zu senden, um wo möglich den Mörder zu ereilen.

Die ganze Nachbarschaft beklagte den Tod meines Vaters, und die Theilnahme der guten Aelpler zeigte sich bei diesem Unglücksfalle auf eine rührende Weise. Mehrere der angesehensten Matronen unterzogen sich der Verpflegung und Bewachung meiner Mutter, mich nahmen einige Greise in Aufsicht, und die Vorsteher der Gemeinde trugen gemeinschaftlich mit Johann für das Begräbniß Sorge. Der Verstorbene war in mehrerer Hinsicht ein Wohlthäter des Dorfes gewesen; denn er nahm sich der Ar-

men an, unterſtützte die ohne ihre Schuld zurückgekommenen Wirthe und gab oft anſehnliche Summen, theils als Vorſchuß, theils als Geſchenk her, um Anlagen zum gemeinen Beſten zu unternehmen. Darum bezeugten dieſe unverdorbenen Naturmenſchen aufrichtig ihre Dankbarkeit und betrauerten von Herzen ſeinen Verluſt.

Dem Genfer Banquier Valmont war durch Johann der an ſeinem Herren begangene Mord und der Gemüthszuſtand von deſſen Wittwe gemeldet worden. Er kam in Begleitung eines Arztes, um meiner unglücklichen Mutter Hilfe zu leiſten; leider blieb dieß menſchenfreundliche Bemuhen vergebens. Die Kranke zeigte zwar bisweilen einige helle Augenblicke, in denen ſie ihr volles Bewußtſern hatte, aber nur um die Groſſe ihres Verluſtes ganz zu fühlen und einem freſſenden Grame zum Raube zu werden, der zerſtörend an dem Keime ihres Lebens nagte. Die ausſchweifendſten Phantaſien wechſelten bei ihr, mit dem wüthendſten Schmerze über den Tod ihres Gatten, das zerriſſene Herz verblutete ſich im namenloſen Jammer, und nach wenigen Wochen geſellte man ihre Leiche der Aſche ihres unglücklichen Gemahls bei.

6.

Da stand ich nun, eine elternlose Waise, verlassen und allein, der Barmherzigkeit fremder Menschen hingegeben, und ohne einen Angehörigen, der für die Vollendung meiner Bildung gesorgt hätte. Zwar war der treue Johann da, der mich wie sein eigen Kind liebte, doch das unglückliche Ende seiner Herrschaft hatte ihn, den Greis, so tief erschüttert, daß er an Leib und Seele gleich ohnmächtig war und selbst der Fürsorge Anderer bedurfte. Die Nachbaren hatten wohl guten Willen sich meiner anzunehmen, aber alles was sie für mich thun konnten bestand darin, daß sie mein Erbe in treue Obhut nahmen und mich unausgesetzt unter Augen behielten, damit nichts Feindseliges mir verderblich nahe. Für meine Erziehung und was meine Zukunft anbelangte, konnten sie keine Maaßregeln treffen, da sie mit den Erfordernissen meines Standes unbekannt waren. Endlich erschien auch der Ammann zur Sicherstellung des Nachlasses meiner Eltern, und dieser machte mir einen Aufenthalt bei dem Banquier Valmont in Genf, dem Freunde meines Vaters, aus, der auch zu meinem Fürmunde ernannt wurde.

Für meine Sicherheit war dem Anscheine nach daselbst am besten gesorgt, auch war die Gelegenheit

zur Erlernung der mir nöthigen Kenntniſſe dort ſo gut wie nicht leicht irgend anderswo, denn in Genf befinden ſich eine Menge gelehrter Perſonen, die in allen Zweigen des Wiſſens Unterricht ertheilen. Ueberdem war mein Fürmund ein Mann vom beſten Charakter, der mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt auf mein Wohl bedacht war. Aber dennoch ſehnte ich mich nach dem freundlichen, anmuthigen Thal, wo mir meine Kindheit ſo glücklich verfloß, und nach dem ſtillen Grabhügel meiner Eltern zurück, und eine für mein jugendliches Alter ungewöhnliche Schwermuth bemächtigte ſich meiner, die zu vertreiben Valmont vergebens alle denkbare Vergnügungen und den reichen Inbegriff ſeiner väterlichen Zärtlichkeit aufbot. Ich blieb ohne Theilnahme an allem, was ſonſt für Kinder anziehend und erfreulich iſt, und fand nur in einem unausgeſetzten Fleiße Milderung meiner tief in mein Weſen verwebten Sehnſucht.

Valmont hatte alle Anſtalten getroffen, mich gegen etwannige Nachſtellungen zu ſichern. So durfte ich nur ſelten, nie aber ohne Begleitung, das Haus verlaſſen und die mehreſte Zeit, wenn ich nicht mit Lernen beſchäftiget war, befand ich mich in ſeiner oder ſeiner Familie Geſellſchaft. War es im Som-

mer auf seinem Landhause am Genfer See, so blieb ein alter Buchhalter mein Aufseher, und wenn ich auf's Land kommen sollte, so schickte Herr Valmont einen treuen Bedienten ab, der mich dahin bringen mußte.

7.

Einst, als sich mein Fürmund in seiner Villa befand, erschien ein Bedienter, der nur kurz vorher in Dienst genommen worden war, und meldete mir, daß er von Herren Valmont den Befehl erhalten habe, mich nach dem Landhause zu begleiten, da der Herr eine Spazierfahrt auf dem See machen wolle, woran ich Theil nehmen sollte. Ich war schnell dazu bereit und machte mich auf den Weg. Vor dem Thore fanden wir einen leichten Wagen, den Herr Valmont mir entgegen geschickt hatte, da die Fahrt nicht von seinem Landhause aus, sondern von einer etwas entfernteren Villa geschehen sollte. Ich machte mir kein Bedenken einzusteigen, aber bald bemerkte ich, daß man nicht den rechten Weg nach dem See, sondern nach der entgegengesetzten Seite fuhr. Nun fing ich an Verdacht zu schopfen und wollte entspringen; allein der Bediente hielt mich mit Gewalt zurück, und drohte mich zu ermorden, wenn ich etwas unternehmen würde, um mich seiner

Gewahrsam zu entziehen. Der Kutscher trieb die Pferde an, und bald befanden wir uns in einem einsamen Gebirgspasse, in welchem der Wagen nur mit Mühe fortkam. Ich flehete meinen Entführern, mich wieder zurück nach Genf zu bringen, und versprach ihnen nicht nur eine völlige Verzeihung meines Fürmunds, sondern auch eine große Belohnung; doch sie verlachten meine Anerbietungen und hießen mich schweigen. Meine Bitten, meine Thränen waren vergebens, und sie machten Miene mich zu mißhandeln, als ich den Schmerz über meine Entführung laut werden ließ. Endlich fingen sie an in der Romanischen Mundart sich zu unterreden, und da ich diese Sprache bei den Alpenhirten gelernt hatte, so konnte ich den Inhalt ihres mich betreffenden Gesprächs vernehmen. Der Kutscher fragte: ob es nicht besser gethan wäre, mich gleich zu ermorden? Sie können sich vorstellen wie mir zu Muth wurde, als ich dieses hörte! Doch besaß ich Klugheit genug, mir nicht merken zu lassen, daß ich sie verstand. Der Bediente verwarf den Vorschlag des Kutschers, weil man sie, so lange sie in der Schweiz wären, leicht einholen und wegen meines Todes zur Rechenschaft ziehen könnte. Auch berief er sich auf einen ausdrücklichen Befehl, mich lebendig an den Freiherrn

von D., dieß war der Name meines Großvaters, auszuliefern. Dieß beruhigte mich ein wenig, denn, wenn ich gleich voraussetzen mußte, daß die Absichten meines Großvaters mit mir keineswegs gut seyn konnten, so hatte ich doch wenigstens vorläufig Zeit gewonnen, und fand vielleicht Gelegenheit zu entfliehen. Endlich, als der Abend schon hereinbrach, gelangten wir zu einer Heerstraße. Es befand sich eine Kutsche daselbst, man hob mich hinein, der Bediente und noch ein Mann setzten sich zu mir, und sogleich ging die Reise weiter. Es mochte Mitternacht seyn, als wir uns in einem tiefen Walde befanden, und ein donnerndes Halt! den Kutscher zu stehen zwang. Es wurde nun helle von mehreren Pechfackeln, eine Schaar Bewaffneter umgab den Wagen, meine Räuber wurden herausgerissen, und einer der Bewaffneten, der ihr Anführer zu seyn schien, schlug unbarmherzig auf die Entführer los, indem er unaufhörlich rief: „Banditen, nehmt das zum Lohn, für euren Menschenraub!“ Dann, als er beinahe athemlos war, befahl er sie zu binden und nach dem nächsten Dorfe zu bringen; mich aber hob er sanft aus dem Wagen, nahm mich bei der Hand und ging mit mir tiefer in den Wald.

Daß er keine feindselige Absicht mit mir vorhatte,

bewies mir sein Benehmen gegen meine Entführer, auch flößte mir seine edle Miene Zutrauen ein. Ich folgte ihm willig, doch da wir eine ziemliche Strecke gegangen waren, und ich noch kein Ziel des Weges ansichtig wurde, so fragte ich ihn endlich: „lieber Herr, wohin führen Sie mich? Sie haben doch wohl nichts Böses mit mir im Sinne?“ Er stand stille, schloß mich denn in seine Arme und rief: „Armes Kind! Dein Mißtrauen ist Dir nicht zu verdenken, denn leider sind ja diejenigen, die Dein Leben schützen sollten, feindselig dagegen verschworen, und von Deiner Wiege ab verfolgen sie Dich; doch mir darfst Du trauen, denn bei Gott! ich will nur Dein Wohl.“

Er küßte mich bei diesen Worten, und ich fühlte heiße Thränen seinen Augen entrinnen.

„Wer sind Sie denn lieber Fremder? und wohin wollen Sie mich führen?“ fragte ich.

„Mein Name nutzt Dir nichts zu wissen, antwortete er, mich schickte Dein Schutzgeist zu Deiner Rettung, und wohin ich Dich bringen soll, wird er mir sagen.“

Ich wollte nun etwas näheres über meinen Schutzgeist wissen, doch er wies mich sanft zur Ruhe und vertröstete mich auf die Zukunft, die mir einst

die gewünschte Aufklärung geben würde. Wir gelangten nun zu einem einzeln stehenden Hause, dessen Bewohner kein Schweizer, wohl aber ein genauer Bekannter meines Retters zu seyn schien, dem er mit vieler Ehrerbietung begegnete. Uns erwartete in dieser Hütte eine wohlschmeckende Mahlzeit und darauf ein weiches Lager, welches mir nach den Mühseeligkeiten dieses angstvollen Tages vorzüglich Noth that.

8.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, fand ich an meinem Bette die Kleidung eines Hirtenknaben liegen, und mein Führer, der jetzt selbst wie ein Neuenburger Senne gekleidet war, befahl mir sie anzuziehen. Er bestrich sein Gesicht und auch das meine mit einer braunen Farbe, wodurch wir das Ansehen bekamen, als wären wir von der Sonne verbrannt, darauf hingen wir jeder einen leinenen Speisebeutel um, nahmen lange Alpenstöcke in die Hand und traten dann unsere Wanderung an.

Auf meine Frage: wohin unser Weg führe? sagte mir mein Begleiter, daß es vorläufig über den Jura ginge. Ich fragte ihn: warum er mich nicht zu meinem Fürmunde bringen wolle? und bat

ihn dringend dieses zu thun. Er versicherte aber, daß er solches meiner eigenen Sicherheit wegen nicht thun könne, da ich dort nicht nur neuen Anfechtungen ausgesetzt wäre, sondern auch meinem feindselig gegen mich gesinnten Großvater, oder dessen Söhnen ausgeliefert werden müßte, wenn diese mich, unter dem Vorwande, als meine nächsten Anverwandten für meine Erziehung Sorge tragen zu wollen, von meinem Vormunde abforderten, und in diesem Falle wäre es um mich geschehen. So ungern ich auch jene Gegend, worin die Asche meiner theuren Eltern ruhete, und den so väterlich gegen mich gesinnten Valmont verließ, so konnte ich doch gegen die Gründe meines Führers nichts einwenden, und gab mich ohne Mißtrauen seiner Leitung hin.

Als wir den Jura überstiegen, und ein kleines auf französischem Gebiet gelegenes Städchen erreicht hatten, änderten wir wiederum unsere Anzüge. Ich erhielt eine weibliche Kleidung, mein Begleiter, zog sich aber wie ein Bürger einer kleinen Stadt an. Ueber diese Anzüge warfen wir graue Pilgermäntel, nahmen Pilgerstäbe in die Hände und setzten unsern Weg nach dem Innern von Frankreich fort. Wenn uns jemand um unser Reiseziel fragte,

so erhielt er zur Antwort, daß wir einem Gelübde zu folge eine Wallfahrt nach St. Jago machten. Ich galt für die Schwester meines Führers.

Auf diese Weise durchwanderten wir das ganze mittägliche Frankreich und noch immer wußte ich nicht wohin unser Weg ging; denn auf meine Fragen erhielt ich nur unbestimmte Antworten und wurde auf den zur Zeit noch nicht klar gewordenen Willen meines Schutzgeistes verwiesen, der mir schon einst kund werden sollte.

Endlich erreichten wir Barrege, am Fuße der Pyrenäen, und nun kündigte mir mein Führer die Nähe unseres Reiseziels an. Er begab sich nach einer kurzen Ruhe wieder auf den Weg, mich aber ließ er im Wirthshause zurück mit dem Versprechen, gegen Abend wiederzukommen. In der Dämmerung erschien er in Begleitung eines Landmanns und hieß mir mit ihnen gehen. Wir stiegen nun tiefer ins Gebirge, auf einsamen beschwerlichen Pfaden auf. Als wir eine Höhle erreicht hatten, die, etwas von dem Pfade entfernt, tief zwischen Felsenblöcken verborgen lag, mußte ich abermals meinen Anzug wechseln und mich in ein buntfarbiges Gewand eines Bauerknaben aus der dortigen Gegend kleiden. Dann setzten wir unsern Weg fort, den wir

erst in der Morgendämmerung bei einer Bauerhütte endigten, die dem Landmann gehörte, der uns begleitete. Müde von dem langen mühevollen Wege begaben wir uns sogleich zur Ruhe.

Als ich erwachte, sah ich meinen Führer schon reisefertig. Er sagte zu mir: „Ich scheide jetzt von Dir, lieber Ferdinand, da ich Dich in Sicherheit weiß, und dringende Geschäfte mich von Deiner Seite rufen. Dem Manne, in dessen Hütte du Dich befindest, habe ich Dich anvertraut. Folge ihm in allem was er Dir gebieten wird. Um Deine Zukunft sey unbesorgt, Dein Schutzgeist wacht über Dich, und wird Dich nie verlassen, so lange Du gut bleibest und seinen Winken folgst.“ Er umarmte mich darauf tiefgerührt, und begab sich auf den Weg. Der Landmann begrüßte mich nun mit traulichem Händedruck als seinen Hausgenossen, dann aber trug er ein ländliches Frühmahl a. f. das zwar nur einfach, aber höchst wohlschmeckend war.

Griffot, dieß war der Name des Landmanns verschloß, nachdem wir gegessen hatten, die äußere Thüre des Zimmers, schloß darauf ein anderes Gemach auf, und führte mich hinein. Hier erblickte ich zu meiner Verwunderung eine ansehnliche Menge Bücher und Landcharten, viele geometrische und

optiſche Inſtrumente und andere Werkzeuge, die nur zum Gebrauche eines Gelehrten oder Künſtlers ſich eignen. Griſſot bemerkte meine Ueberraſchung bei dem Anblick dieſes Muſeums, und gab mir darüber Aufſchluß. Er ſagte: „Ich war nicht immer ein Landmann, ſondern lebte einſt in der großen Welt. Mein nur für die ruhige Thätigkeit und beſchränkte Häuslichkeit geſtimmtes Gemüth konnte aber nie Geſchmack an dem raſtloſen Taumel finden, worin ſich alles wiebelt und dreht, was in und mit der Welt leben will und muß. Um nicht in ihren Stürmen, die mich ſchwer beunruhigten, unterzugehen, flüchtete ich mich an den Buſen der ewig milden Natur, wohin mich ſchon meiner früheſten Jugend eine unnennbare Sehnſucht zog. An gelehrte Beſchäftigungen einmal gewöhnt, konnte ich ihnen auch hier in meiner friedlichen Einſamkeit nicht entſagen, und ihnen danke ich viele meiner ſchönſten Freuden. Ich werde Dich mein Ferdinand in den Wiſſenſchaften unterrichten, damit Du einſt im Stande biſt, in der Welt einen Deiner Fähigkeiten würdigen Wirkungskreis zu finden, wenn es Dein Schickſal ſo will; Doch Du mußt über meine Kenntniſſe und über den von mir empfangenen Unterricht, ein tiefes Schweigen beobachten, da es

um unsere Ruhe geschehen wäre, wenn das rohe Landvolk dieser Gegend etwas davon in Erfahrung brächte. Man würde mich als einen Zauberer verfolgen, und zwingen diese Gegend zu verlassen. Mein alter Knecht Jaques, und das Dienstmädchen Margot wissen darum, aber ihrer Verschwiegenheit darf ich trauen. Bediene Dich dieses Schlüssels, wenn Du in das Gemach gehest, und laß niemanden einen Blick hinein thun, so lieb Dir unsere Ruhe ist.

9.

Ich theilte nun meine Zeit zwischen Lernen und dem Herumstreifen in den Gebirgen an der Seite des alten Grisset, der die Botanik und die Geologie liebte, und oft der Pflanzen oder der Erforschung der Gebirgsarten wegen weite Wanderungen machte. Unter so vielen neuen Gegenständen und bei Grissets liebevoller Behandlung gewann ich meine jugendliche Heiterkeit wieder, und mein Leben verfloß mir hier sehr angenehm. Die große, wundervolle Gebirgsnatur der Pyrenäen übertrifft in mancher Hinsicht noch die der Schweiz. Die kühne, furchtbare Größe der Formen dieser Bergwelt, ergreifet das Gemüth bis zur Anbetung, dagegen wieder die paradiesischen Aussichten in die blühenden Thäler der

Gaskogne den Beschauer bis zum Entzücken hinreißen. Selbst schon aus den Fenstern unserer freundlichen Hütte hatte ich eine umfassende herrliche Aussicht. Grissot war, seines Alters ungeachtet ein starker Fußgänger, und ich war von Kindheit auf, wie meine Geschichte ergiebt, an Fußreisen gewöhnt, daher kennten wir ohne Beschwerde mehrere starke Tagereisen hinter einander machen, wenn uns die Lust anwandelte neue Wunder der Natur in den Hochgebirgen oder in den entfernten Thälern aufzusuchen. Wir bestiegen die höchsten Schneeberge; ich habe den Gipfel des schrossen Pic du Medi de Bigore betreten, und selbst den schauderhaften Maladetta mit seinen unermeßlichen Schnergründen, Klüften und Eisgipfeln bin ich durchwandert. Bei der berühmten Rolandsbresche habe ich die ungeheuren Wirkungen der zerstörenden Natur bewundert, und im Thal de Lasto den höchsten Wasserfall in Europa, vielleicht in der Welt angestaunet. Aber auch das einem Eden gleichende Thal von Tarbes, und das noch schönere, von der hellen Adour durchströmte Campanerthal haben wir besucht, und uns dort an dem reichen milden Schmucke der Natur erlustigt; selbst nach Biscajas ewig grünen Fluren führte uns zuweilen unser Weg. Unsere Bergreisen wären aber

noch angenehmer gewesen, wenn wir nicht stets auf unserer Hut wegen der Wölfe hätten seyn müssen, die in einer Unzahl in jenen Gebirgen sich aufhalten, und von sehr wilder Natur sind. Wären diese Raubthiere nicht dort so häufig, man würde die Pyrenäen, ihrer mannigfaltigen großen Naturschönheiten wegen, mehr noch besuchen wie die Schweiz. Unsere Lebensweise war im übrigen zwar höchst einfach, aber keinesweges dürftig, denn Grissot war nicht arm und erlaubte sich jeden anständigen Genuß, der ohne große Unbequemlichkeit herbeizuschaffen war. So hatte er stets einen Vorrath der edelsten französischen und spanischen Weine; auch von den herrlichen Früchten aus Spanien und Südfrankreich ließ er sich von Zeit zu Zeit eine Maulthierladung kommen; doch genoß er alles nur mäßig und gewöhnte auch mich zur Mäßigkeit. Von dem Umgange mit seinen Nachbaren zog er sich so viel als möglich zurück, da diese nicht zu den gutmüthigsten gehörten; nur ein alter Pfarrer, ein Mann von geprüfter Redlichkeit und hellem Kopfe, sprach zuweilen bei uns ein, und wußte auch um Grissots frühere Verhältnisse. Der alte Jaques war ein gutmüthiges Geschöpf, ohne Galle und Zorn; er hatte viel Anhänglichkeit für mich; Margot, die

unſere Küche beſorgte, war eine freundliche Dirne von ſiebenzehn Jahren, die Griſſot auferzogen hatte.

So waren die Verhältniſſe beſchaffen, unter welchen ich mehrere Jahre lebte. Daß ich in dieſer Einſamkeit, da es mir an Fleiß nicht fehlte und Griſſot ausgebreitete Kenntniſſe beſaß, große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machen mußte, war natürlich, denn ich war an Leib und Seele geſund und wurde durch nichts zerſtreut. Griſſot hatte eine große Freude an meiner Ausbildung und trieb dieſes Geſchäft mit vieler Vorliebe. Vorzüglich nützlich wurde mir ſeine große Welt- und Menſchenkenntniß, worin er mir auch Unterricht ertheilte, der zufolge unſerer Verhältniſſe freilich nur theoretiſch ſeyn konnte, aber mir dennoch den unleugbaren großen Vortheil gewährte, bei meinem Auftreten unter den Menſchen einen Leitfaden zu haben, an den ich meine gemachte Erfahrungen knüpfen konnte. Er hatte mit einem höchſt reizbaren Temperamente zu kämpfen gehabt, und wunderbare Schickſale erlebt. Wie jeder lebhafte Menſch, deſſen Jugend von keinem erfahrnen Freunde vor Irrthümern und Fehltritten bewahret wird, hatte er ſich den Täuſchungen des Lebens hingegeben, mancherlei Mißgriffe gethan, manchen Vorurtheilen gefröhnt, und ſeine

Erfahrungen ſehr theuer mit der Ruhe des ſchönſten Zeitraums ſeines Lebens bezahlt. Er machte mich nach und nach mit ſeinen Begebenheiten bekannt, mit denen ſie in der Folge zu unterhalten ich mir die Erlaubniß erbitten werde. Für heute aber halte ich es gerathen meine Erzählung abzubrechen, da uns die Uhr den Anbruch der Mitternachtsſtunde verkündiget.

Zweiter Abend.

10.

Ich hatte, fuhr Romberg den folgenden Abend in seiner Erzählung fort, mein Leben in jener einsamen Bergwelt so lieb gewonnen, daß ich an keine Veränderung desselben dachte, und meine Ansprüche auf die reiche Erbschaft am Rheine beinahe bis auf die Erinnerung daran vergessen hatte. Auch an meinen Schutzgeist, der während dieses Zeitraums keine Gelegenheit erhielt mir seine Fürsorge für mich zu zeigen, dachte ich nicht mehr. Bald sollte ich aber wieder seine wohlthätige Einwirkung auf mein Schicksal spüren.

Der alte Priester, der den Gottesdienst in unserer Gemeinde besorgte, erhielt ein Schreiben aus Deutschland, worin er von einem Domherrn von D., dem Bruder meines Vaters, gefragt wurde: ob nicht in seiner Diöcese, oder in der Nähe derselben, sich ein aus der Ferne angekommener jun-

ger Mensch bei einem alten Manne aufhalte? Es waren dem Briefe zehn Louis'dor beigefügt, und unter dem Beding einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit wurde ihm, falls er eine erwünschte Auskunft geben könne, eine noch ansehnlichere Belohnung versprochen.

Dem Pfarrer war ein Theil meiner Begebenheiten bekannt, er konnte daher muthmaßen, daß man von der von ihm erforderten Nachricht nur einen übeln Gebrauch machen wollte. Er kam also gleich zu Griffot und entdeckte ihm den Inhalt des Schreibens. Noch waren wir drei beisammen, und beschäftigt ein Mittel zu ersinnen, die Entdeckung meines Aufenthalts zu verhindern, als Jaques mit einem Briefe zu uns kam, den er auf dem Fußpfade, der nach der Alpe führte, gefunden hatte, und dessen Aufschrift an Griffot lautete. Griffot wurde in dem Schreiben gebeten, mich stehenden Fußes, doch so heimlich als möglich, nach Bilbao, einem Hafen in Biscaja, zu begleiten. Ich aber erhielt die Weisung, meinem Pflegvater dahin zu folgen, und dort die weitere Nachricht, wohin ich mich zu wenden habe, zu erwarten. Der Brief war wieder mit „Der Schutzgeist" unterzeichnet.

Wir machten uns noch denselben Abend auf den

Weg. Ich verließ nicht ohne Schmerz meinen bisherigen friedlichen Aufenthalt, der mir so werth geworden war, und besonders wehe that es mir, daß mir die Kürze der Zeit nicht erlaubte, von meinen Lieblingsplätzen, den Zeugen so vieler unschuldsvollen Freuden, die ich daselbst genossen hatte, Abschied zu nehmen. Doch sahe ich die Nothwendigkeit meines schnellen Aufbruchs ein, und ergab mich darin. Grissot gab mir unterweges noch manche heilsame Lehre, im Betreff meines Verhaltens unter den Menschen, wohin ich nun wahrscheinlicher Weise kommen würde, und ermahnte mich zur höchsten Vorsicht in meinem Handeln, und zur strengen Vermeidung alles dessen, was mich von dem Pfade der Pflicht verlocken könnte, damit ich meinen Schutzgeist nicht von mir entfernen möchte. Jetzt, da ich in einem Alter von sechszehn Jahren an ein reifes Nachdenken gewöhnt war, konnte ich die Idee eines geistigen, auf mein Schicksal einwirkenden Wesens nicht reimen, und in dem Zweifel daran, bat ich Grissot um seine Meinung darüber. Er äußerte: er könne mir keine bestimmte Auskunft darüber geben, bäte mich aber zu bedenken, wie vieles Unerklärbare in der Schöpfung vorhanden sey, und wie wenig übereinstimmend über das Da-

fern und die Wirkungen höherer Geister selbst die Meinungen der berühmtesten Gelehrten von jeher gewesen wären. „Gewiß ist es, sagte er, daß alle Deine Handlungen, selbst die geheimsten nicht ausgenommen, unter der Aufsicht eines mächtigen Wesens stehen; bemühe Dich also so zu handeln, daß Du stets rein erfunden werdest. Ob das Dich beobachtende und leitende Wesen übrigens ein Mensch oder ein Geist sey, das laß' dahin gestellt sern, und nimm dankbar seine Fürsorge an. Es giebt eine Zukunft, die alle Räthsel löset, sie wird auch die Deinigen nicht unaufgeklärt lassen.

In Bilbao kaufte Grissot für mich einen vollständigen deutschen Anzug und ging dann mit mir nach dem Hafen. Daselbst fanden wir einen Mann in Schiffertracht stehen, der alle Vorübergehenden mit den Augen musterte, und als er uns gewahr wurde, sogleich auf uns zu kam und meldete, daß ein Schiff zu meiner Ueberfahrt nach Amerika bereit sey, und ich eilen möchte an Bord zu kommen, da ein günstiger Wind zur Abfahrt wehe. Ich wußte nicht was ich ihm antworten sollte, aber Grissot, der ihn genau angesehen, und ein Zeichen von ihm erhalten hatte, gebot mir Folge zu leisten, umarmte mich mit Thränen und verließ mich, worauf

ich mich mit dem Kapitain in ein Boot ſetzte, welches uns ſchnell nach dem Schiffe brachte.

Dieſes alles ging ſo raſch vor ſich, daß ich nicht Zeit hatte an meine Bedürfniſſe während der Seefahrt, und an eine Weiſung, was ich in Amerika thun ſollte, zu denken. Erſt als das Schiff mit vollen Segeln ſich vom Lande entfernte, fiel mir dieſes ein. Ich wollte den Kapitain darum befragen, der aber winkte mir, ihn in Ruhe zu laſſen, da er mit der Richtung des Schiffes beſchäftigt war. Um Mittag rief er mir zum Speiſen an ſeinem Tiſch, und zum Schlafen wies er mir in ſeiner Kajüte eine wohleingerichtete Koje an. Ich errieth nun wohl, daß ein Uebereinkommen meinetwegen mit ihm getroffen ſeyn müßte, aber peinigend war es doch für mich, nichts gewiſſes darüber zu wiſſen. Am andern Tage übergab er mir den Schlüſſel zu einem Koffer, den er als den für mich abgegebenen bezeichnete. Ich eröffnete ihn und fand darin eine Menge ſehr feiner Wäſche, mehrere Anzüge und eine ziemlich anſehnliche Summe Geldes. Oben auf lag ein Zettel auf dem geſchrieben ſtand: „bei Herrn van der Neer in Leyden das Weitere.“

Wie ich über Amerika nach Leyden kommen ſollte, war mir ſo lange ein Räthſel, bis wir nach einigen

Kegen mehreren Schiffen begegneten, über deren Woher und Wohin? der Kapitain vermittelst eines Sprachrohrs Erkundigung einzog, und ein nach Rotterdam segelndes ersuchte beizulegen, da er Passagiere nach dorthin an Bord habe. Dieß geschah und er ließ nun mich und noch einen Reisenden, der ebenfalls dahin wollte, mit einem Boote nach jenem Schiffe bringen. Ich schloß nun auf seinen Rath sogleich einen Akkord wegen der Kost und Ueberfahrt, und langte nach einer kurzen glücklichen Reise in Rotterdam und zwei Tage darauf in Leyden an.

Daselbst angelangt, suchte ich den Herren van der Neer auf, der mir sagte, er habe von einem Handelsfreunde den Auftrag erhalten, mich in Kost und Wohnung zu nehmen, da ich hier studieren würde. Er führte mich in ein paar prunkvoll aufgeschmückte Zimmer, die er mir als die meinigen bezeichnete, denn aber machte er mich mit seinen übrigen häuslichen Verhältnissen bekannt, die so angenehm waren, als ich es nur irgend wünschen konnte. Uebrigens besaß er zwar die ganze einsilbige Höflichkeit und das unerschütterliche Phlegma, aber auch alle Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit eines Holländers.

11.

Die erste Zeit meines Aufenthalts in Leyden ging mir für die Wissenschaften beinahe ganz verloren; denn die Neuheit der Gegenstände daselbst beschäftigte meine Aufmerksamkeit unausgesetzt. Fast glaubte ich in einer bezauberten Welt zu seyn, so unerwartet und überraschend war mir alles was ich sah. Ich hatte bis jetzt immerwährend in einer großen wilden Natur gelebt, die menschliche Betriebsamkeit war mir beinahe noch gänzlich fremd; nur in Genf fand ich Gelegenheit die Kunst und Industrie in etwas kennen zu lernen, doch beides hatte daselbst keinen großen Eindruck auf mich gemacht, da die erhabene herrliche Natur mir überall begegnete und meine Blicke von den Menschenwerken ab auf sich zog. Hier dagegen war die Natur in den Hintergrund getreten, sie hatte sich gleichsam unsichtbar gemacht, und nur allein der menschliche Fleiß trat hervor und wurde bemerklich. Ebene Wiesen, geradlinige Kanäle, regelrechte Dämme, zierlich beschnittene, wohl gar auf der Rinde angemalte Bäume, Gärten mit Porzellan ausgelegt, buntausgeschmückte Landhäuser; allenthalben aber die Spuren eines unermüdlichen Ameisenfleißes, eines großen gediegenen Wohlstandes, und einer aufs höchste

getriebenen Reinlichkeit waren die Gegenstände, die ich hier erblickte; alles war der gerade Gegensatz von dem, was ich in meinen früheren Aufenthaltsorten gesehen hatte. Ich vermißte anfangs gar sehr meine heimathlichen Berge und Thäler, die dunkeln schaurigen Berge, die prachtvollen Wasserfälle. Ach! die Kunst giebt doch immer nur einen unzureichenden Ersatz für die Natur! Lange noch vermißte ich meine große Bergwelt, die klaren Quellen und Bäche und die reine balsamische Gebirgsatmosphäre; nur spät erst gewöhnte ich mich an das fäulichte Wasser, an die ewig neblichte feuchte stets mit Torf- und Steinkohlendampf geschwängerte Luft, an die flachen, charakterlosen Ebnen, und an die regungslose Physionomie der Holländer.

Als ich mich mit dieser mir fremden Welt endlich befreundet hatte, war ich doppelt fleißig, um das Versäumte nachzuholen, und nur wenn die Erhaltung meiner Gesundheit es nöthig machte, erlaubte ich mir zuweilen eine kleine Ausflucht nach dem Ufer des Meeres, nach Haag oder nach Amsterdam. Akademische Freunde besaß ich nicht viele, so sehr ich auch den gesellschaftlichen Umgang liebte und für freundschaftliche Gefühle empfänglich war; denn die Holländer sind von Natur sehr zurückhaltend und wissen

ihren Gefühlen selten den Ausdruck zu geben, der erforderlich ist, um einen Ausländer, dem wärmeres Blut in den Adern rollt, von ihrer Theilnahme zu überzeugen. Dennoch aber sind sie, trotz ihrer äusserlichen Kälte, sehr zuverläßige Freunde und bis zur höchsten Aufopferung treu. Ich hatte unter den Studierenden nur Einen der im eigentlichen Sinne mein Freund war, wiewohl sein Betragen gegen mich so kalt schien, als ob ich ihm völlig fremd wäre. Velthusen, so hieß er, war mein täglicher Gesellschafter, weil der gleiche Plan unserer Studien uns einander näherte. Wir studirten mit einander, disputirten über Gegenstände, die in unser Fach einschlugen und repetirten mit einander unsere Kollegia. Wir waren uns einander unentbehrlich geworden, und ließen nicht leicht einen Tag hingehen, ohne mehrere Stunden beisammen zu seyn, demungeachtet äußerte er seine Anhänglichkeit an mich, weder durch einen Händedruck oder Freundlichkeit, noch auf sonst eine Weise. Als er aber mich einst bei einer Spazierfahrt, da die Pferde mit mir durchgingen, in Gefahr glaubte, da wagte er augenscheinlich sein Leben, um mich zu retten.

Ein anderer Studirender, der sich Aubert nannte, und ein Brabänder war, suchte meine

Freundschaft angelegentlich. Ihm war die Gabe der Unterhaltung in einem hohen Grade verliehen, besonders spielte er mehrere Instrumente sehr gut, und besaß ein angenehmes Aeussere. Dieser nannte sich hundertmal in einem Athem meinen Freund, kam und schied nie ohne Umarmung, und fluchte auf Velthuysens Austernnatur, von dem er versicherte, daß er keiner freundschaftlichen Gefühle fähig wäre. Ich schätzte Aubert zwar seiner allerdings vorzüglichen Eigenschaften wegen, aber niemals konnte ich zu ihm ein so herzliches Zutrauen fassen, wie zu Velthuysen, obgleich ich nie etwas in seinen Handlungen bemerkte, das ein zweideutiges Licht auf seinen Charakter geworfen hätte.

12.

Aubert schlug mir einst eine Lustfahrt nach Amsterdam vor, wozu ich mich leicht bereden ließ, da die eben eingetretenen Ferien mir die nöthige Muße dazu gaben. Wir besuchten gleich am Tage unserer Ankunft das Theater und die Nachthäuser *) und

*) Nachthäuser sind Kaffeehäuser, die nur des Abends geöffnet und des Morgens wieder geschlossen werden; eine wegen der vielen Fremden in Amsterdam vortreffliche Einrichtung.

verabredeten für den folgenden Tag eine Promenade nach dem Hafen, und darauf eine Fahrt nach Saardam und Brook. Als ich des Morgens erwachte, war mein Reisegefährte schon ausgegangen, kam aber bald nach Hause, und nach eingenommenem Frühstück gingen wir nach dem Hafen. Auf dem Wege dahin kamen wir durch eine sehr enge Straße, wo wir in den Fenstern aller Häuser eine Menge frecher Mädchen sahen, die ihr schändliches Gewerbe durch Winke und Blicke deutlich genug zu Tage legten. In einem Hause, dem wir nahe vorbei gingen, öffnete sich ein Fenster und ein Mädchen nahm Auberten den Hut vom Kopfe. Er ging in das Haus, um ihn wieder zu holen, kam aber nicht zurück; aus dem Lärm, den ich hörte, schloß ich, daß er Händel bekommen haben mußte und eilte ihm zur Hilfe. Ich fand meinen Freund im Streit mit mehreren Lustdirnen wegen des Hutes begriffen, doch kaum hatte ich das Zimmer betreten, als sich die Scene änderte, und die Dirnen, die nun von Aubert abließen, über mich mit den unanständigsten Scherzen herfielen. Ich suchte sie mir vom Halse zu schaffen, aber jetzt traten einige handfeste Männer herein, ergriffen mich, banden mir die Hände und Füße und hoben mich auf, um mich

fort zu tragen. Ich rief Aubert zur Hilfe, doch dieser wünschte mir lachend glückliche Reise nach Ostindien, nahm seinen Hut und verließ das Zimmer.

Man brachte mich in ein unterirdisches Gewölbe und ließ mich daselbst allein. Mir wurde es nun klar, daß ich von Aubert verrathen, mich in den Händen der Seelenverkäufer befand, und ich überließ mich einer grenzenlosen Verzweiflung, da ich auf meine Befreiung nicht hoffen durfte und einem qualvollen Leben auf einem Ostindienfahrer entgegen sah. Nach mehreren Stunden erschien ein alter, anständig gekleideter Mann, der mir den Antrag machte freiwillig Handgeld als Matrose auf einem Kriegesschiffe zu nehmen, und als solcher den Eid zu leisten. Ich verwarf diese Zumuthung mit Unwillen, stellte ihm aber meinen Stand und die Ungerechtigkeit meiner Einkerkerung vor, und bat ihn mich zu entlassen. Er hörte mir theilnehmend zu, bedauerte mich, daß ich einen so übel gewählten Freund gehabt habe, versicherte mir aber, daß nunmehr meine Weigerung ganz vergebens wäre, und mein Schicksal nur verschlimmern könne, da keine Macht der Welt im Stande sey mich vom Seedienste zu befreien. Nie habe ich mich in meinem Leben mehr getäuscht, als in dem wirklich ehrwürdigen Gesichte

dieſes Mannes, das dem Antlitze eines Patriarchen glich, und doch einem verworfenen Menſchenhändler angehörte. Ich bat ihn um einen Trunk Waſſer, er ſchickte mir aber Branntwein worin Salz aufgelöſet war und zum Zubeißen einen Häring. Es war darauf abgeſehen, mich durch körperliche Qual zur Eidesleiſtung zu bewegen, denn man überließ mich dem Hunger und dem Durſt, auch fand ich weder einen Sitz noch ein Lager in dem feuchten niedrigen Gewölbe, und mußte mich auf den bloßen ſteinernen Fußboden legen, als ich das Stehen nicht mehr ertragen konnte.

Es mochte Mitternacht ſeyn, als ich ein Geräuſch vernahm, das ſich meinem Kerker näherte. Die Thüre öffnete ſich; eine verhüllte Geſtalt trat herein, löſete ſchweigend meine Bande, führte mich zum Hauſe hinaus und entließ mich mit den Worten: „dank Deinem Schutzgeiſt, Du biſt frei.“ Ich wollte meinem Retter danken, aber ſchon war er um die Ecke verſchwunden. Ich ging in ein nahes Nachthaus, um einige Erfriſchungen zu nehmen, und kaum befand ich mich einige Augenblicke daſelbſt, als Aubert hereintrat, der, als er mich erblickte, heftig erſchrack und ſogleich den Saal verließ. Um nicht nochmaligen Anfällen ausgeſetzt zu ſeyn,

blieb ich in dem Nachthause bis es Tag wurde, und dann trat ich meinen Rückweg nach Leyden an. Ich machte daselbst sogleich Auberts Bubenstück bekannt, und die Studenten kamen darin überein ihn für seine Menschenmäkelei nachdrücklich zu züchtigen, allein er hatte schon früher seine Sachen fortgeschafft und ließ sich nicht mehr sehen.

13.

Bald darauf, da ich eben von einer vierwöchentlichen Reise zurückkehrte, die ich in Gesellschaft meines Hauswiths durch die nördlichen und östlichen Provinzen Hollands gemacht hatte, lernte ich eine junge vornehme Dame kennen, durch die ich zum erstenmal mit der Liebe bekannt gemacht wurde. Die Gräfin von Hohenwart hatte sich beinahe schon ein Jahr lang in Leyden aufgehalten, ohne daß ich je Gelegenheit gehabt hätte mich ihr zu nähern. Sie war ihrer ungewöhnlichen Schönheit, ihrer grossen Reichthümer und ihres geheimnißvollen Wesens wegen gleich stark im Rufe, und längst war ich begierig gewesen sie kennen zu lernen, doch noch nimmer hatte es sich fügen wollen. Jetzt gab ein berühmter Tonkünstler ein Konzert, welches sie auch besuchte, und bei dieser Gelegenheit machte ich ihre Bekanntschaft.

Ihr erſter Anblick verſetzte mich in eine Vergeſſenheit meiner ſelbſt, ſo mächtig wirkten ihre Reize auf mich. Ihre Geſtalt war ſchlank, voll Ebenmaaß und hatte eine edle Haltung. Ihr Auge ſtrahlte von lebhaftem Feuer; Majeſtät und hohe weibliche Würde ruhete auf der gewölbten Stirne, doch der kleine, lieblich geformte Mund, das bezaubernde Grübchen in der Wange und das regelmäßige ſanfte Oval ihres Geſichts milderten die Strenge ihres Weſens, das bei dem erſten Anblick etwas abſtieß. Ihre Farbe war unbeſchreiblich zart, ihre Stimme der reinſte Wohlklang, und über ihr ganzes Weſen war der höchſte Zauber weiblicher Grazie ausgegoſſen. Mit einem Wort, es war die ſchönſte Frau, die ich je geſehen hatte. Sie war mit einem groſſen Schwarme junger Männer aus den erſten Ständen umgeben, und lange fehlte mir der Muth mich unter dieſe zu miſchen. Endlich fand ich Veranlaſſung ein paar Worte an ſie zu richten, und ſie war ſo zuvorkommend ein Geſpräch über die Muſik mit mir anzuknüpfen, welches mir Gelegenheit zu einer gröſſeren Annäherung gab. Sie äuſſerte nämlich, daß ſie eine groſſe Liebhaberin der Zumſteegſchen Muſik von Bürgers Lenore ſey, und klagte dieſe weder in Leyden noch in Amſterdam in den Muſikhand-

lungen gefunden zu haben. Ich besaß gerade ein Exemplar und bot es ihr an. Sie bezeugte viele Freude darüber, und bat mich ihr es den nächsten Nachmittag zu bringen. Ich ging um die mir bestimmte Zeit zu ihr hin, wurde, als ich mich melden ließ, sogleich angenommen und der Bediente führte mich in ein im phantastisch prächtigen Geschmack verziertes Zimmer, wo sich die Gräfin mit einer Gesellschafterin und ihrer Kammerfrau befand. Sie bot mir einen Sitz neben ihr auf dem Sopha an, dankte mir herzlich für die Noten und schlug vor, die Ballade auf ihrem Pianoforte sogleich zu versuchen. Wir setzten uns ans Instrument und sie sang, während ich akkompagnierte. Nie noch hatte ich eine Stimme von reinerem Metall und angenehmerer Melodie gehört; nie war mir eine kunstfertigere Sängerin vorgekommen. Welchen Ausdruck wußte sie in ihre Töne zu legen und wie sie zu moduliren! Mir war, als hörte ich die unglückliche Lenore selbst klagen; ich glaubte sie selbst die Hände ringen und die Haare ausraufen zu sehen, und bei der Stelle

„Lisch aus mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus.
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!"

wurde ich so von dem Zauber ihres Vortrages hingerissen, daß mir die hellen Thränen über die Wangen liefen. Meine Empfindung stieg immer höher, als es zu den Strophen kam, welche die schaudervolle Reise beschreiben, und ich mußte meine ganze Kraft zusammen nehmen, um das Akompagnement nicht zu verderben. Die schöne Sängerin selbst machte einen so großen Eindruck auf mich, wie ihr vortrefflicher Vortrag, wie das über alles Lob erhabene Gedicht, und die herrliche Musik. Als wir geendigt hatten, waren wir beide so exaltirt, daß die Gräfin ganz erschöpft und wie ohnmächtig werdend ihren Kopf an meine Schulter lehnte, und ich sie fest mit meinen Armen umfaßte, und an mich drückte. Da dieses in Gegenwart der Gesellschaftsdame geschah, so dürfen Sie glauben, daß diese schnelle Annäherung unwillkührlich vor sich ging und eine Wirkung der Musik war. Endlich faßten wir uns, ich mehr, die Gräfin weniger verlegen, und um die erforderliche Haltung zu gewinnen, fing sie ein Gespräch über den Stoff des Gedichtes an, das uns bald in einem ungezwungenen Uebergange auf die Liebe führte. „So würde ich auch lieben, rief sie aus, eine Trennung vom Geliebten brächte mich zur Verzweiflung; an seinen Besitz könnte ich meine Seligkeit setzen, und

die Qual des Verluſtes würde das Geſpenſt ſeyn, das mich zum Kirchhofe brächte.“

Wie iſt es möglich, verſetzte ich, daß Sie unmittelbar nach dem Vortrage dieſer Ballade, die außer dem äſthetiſchen Zweck doch offenbar den hat, uns auf eine ruhige Ertragung unſeres Geſchicks hinzuweiſen, einen ſolchen, der Meinung des Verfaſſers widerſprechenden Gedanken faſſen können?

„Glauben Sie es nicht, daß der Verfaſſer mit ſeinem Gedicht ein Moralgeſetz den Menſchen als nothwendig und heilſam erweiſen wollte. Er kannte das Menſchenherz viel zu gut, um nicht zu wiſſen, daß es Naturen giebt, bei denen die Liebe unüberwindlich iſt, und die nur in gänzlicher Zerſtörung ihres Weſens enden, wenn das Schickſal ihnen den geliebten Gegenſtand entzieht. Des Dichters eigenes Leben giebt ja davon ein Beiſpiel. — Ich fühle es, ich würde den Verluſt eines Geliebten nicht überleben.“

Welch ein Glück müßte es ſeyn, von Ihnen mit dieſer Allgewalt geliebt zu ſeyn!

„Sind Sie ſo ſchnell zu meiner Meinung bekehrt? oder kürzen Sie um deswillen ihre Einwendungen ab und verwandeln ſie in eine Schmeichelei, weil Sie es nicht für der Mühe werth halten, mich zu widerlegen?“

Wer wäre Ihnen gegenüber einer Schmeichelei fähig! Aber Einwendungen hätte ich allerdings noch, doch sie zu widerlegen, bin ich streng genommen nicht fähig; denn die Liebe ist eine reine Sache des Gefühls; der Liebende handelt leidenschaftlich, und zwar um so mehr, je stärker seine Liebe ist: wer mag dabei verlangen, die Vernunft soll ihre Herrschaft behaupten, wenn sie durch die Gewalt der Leidenschaft ohnmächtig geworden ist?

„Sie weichen mir aus, doch vielleicht bin ich schuld daran, weil ich meine Meinung nicht deutlich genug ausgedrückt habe. Ich will nämlich behaupten: ich handle auch recht und vernunftgemäß, wenn ich den Tod des Geliebten oder, was gleich viel ist, seinen Verlust, durch unvermeidliche Trennung nicht überlebe; denn

Was ist das Leben ohne Liebesglanz!
Ich werf es hin, da sein Gehalt verschwunden.*)"

Da muß ich widersprechen; denn diese Ansicht beeinträchtigt die menschlichen und bürgerlichen Pflichten; sie wirft das höchste Moralprinzip um, und Sie haben keinen Grund sie zu rechtfertigen, als ihre vorausgesetzte Leidenschaft, und diese ist kein Grund.

*) Verzeihung wegen dieses Anachronismus!

„Ich dächte doch, es ließe sich ein Grund für meine Handlungsweise im angenommenen Fall auffinden, und zwar ein recht triftiger. Gesetzt ich liebe, und, wie sich das von selbst versteht, mit der vollen Kraft meines Herzens; mein Geliebter aber wird mir untreu oder stirbt. Dieser Verlust zerstöret meine ganze sittliche Existenz, das Leben hat für mich seine ganze Bedeutung verloren; ich bin mir selbst zur Last und Andern nichts nütze: was soll mir noch das Leben?"

Sie vergessen das erste Grundgesetz aller Sittlichkeit, welches uns so zu handeln befiehlt, daß unsere Handlungsweise zur Richtschnur für Alle dienen könne. Was Sie sich selbst und Andern noch seyn können, wenn Ihr Gemüth von einem unüberwindlichen Gram zerrissen ist, davon kann hier die Rede nicht seyn, ohnedem da solches sich nicht wohl vorher bestimmen läßt. Aber wenn es Ihnen erlaubt ist, das Leben abzukürzen, so müßte es jedem frei stehen: und erwägen Sie die Folgen, wenn ein freiwilliges Enden eines lästigen Daseyns allgemein für eine rechtliche, mit dem Moralgesetz in keinem Widerspruch stehende Handlung gehalten würde!

„Ich kann Sie freilich nicht widerlegen, doch überzeugt haben Sie mich nicht. — Aber um Gottes-

willen! wohin haben wir uns verirrt? Aus dem Gebiete der Poesie sind wir auf eine moralische Betrachtung über den Selbstmord gerathen; ein Stoff, über den wohl selten in dem Budoir einer Dame verhandelt wird. Geschwinde etwas Anders: meine Freundin gähnet ohnehin schon bei unserer ernsten Unterhaltung."

Sie lenkte nun das Gespräch mit vieler Leichtigkeit auf andere Gegenstände, die sie so munter und anziehend behandelte, daß ich meine Anwesenheit über die Grenzen des Anstandes verlängerte und mit Beschämung mein zu langes Bleiben gewahr wurde, als die Bedienten erschienen die Kerzen der Kandelaber anzuzünden. Ich empfahl mich nun und erhielt eine verbindliche Einladung, meinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Mit Liebe erfüllt kam ich nach Hause, und alle meine Gedanken waren ausschließlich mit der schönen Gräfin beschäftiget. Meinem Freunde Belthuysen, der mich noch an dem nämlichen Abende besuchte, theilte ich die Geschichte meines heutigen Besuchs und meine Empfindungen mit. Zum ersten Male verließ ihn da sein sonst unerschütterliches Phlegma, und mit einer bei ihm ganz ungewohnlichen Heftigkeit rief er: „Um Gotteswillen! fliehen Sie diese Hexe, damit

Sie nicht so unglücklich werden, wie es schon mehrere junge Leute durch sie geworden sind! Zwei biedere Junglinge haben sich der Gräfin halben, da diese ihre Liebe nicht erwiederte, erschossen, einer ist wegen eben der Ursache nach dem Irrenhause gebracht worden, und mehrere unserer besten Köpfe verseufzen aus keinem andern Grunde unthätig ihr Daseyn. Glaubte ich an Zauberei, so würde ich sie für eine böse Fee halten, die sich hieher gewandt hat, um unsere männliche Jugend zu verderben; denn so selten sie sich auch sehen läßt, so ist doch die halbe Universität wie bethört von ihr. Wer klug ist entfernt sich so weit als möglich, denn sie ist schlechterdings für jeden Mann unwiderstehlich." Ich suchte meinen Freund zu beruhigen, ihn versichernd: daß von keinen andern als freundschaftlichen Gefühlen die Rede seyn könne, aber er blieb bei seiner Warnung und drang mir das Versprechen ab, sie, wo ich nur könnte, zu vermeiden.

11.

Mit meinem Versprechen, die gefährliche Dame zu meiden, war es mir hoher Ernst gewesen, da ich meinem Freunde diesen Beweis der Folgsamkeit schuldig zu seyn glaubte; ich ging wirklich mehrere

Tage lang nicht wieder hin zu ihr und blieb auch von den Orten fort, wo ich glauben konnte sie anzutreffen. Aber als mich die Gräfin zu einem Abendzirkel förmlich einladen ließ, da glaubte ich ohne unhöflich zu seyn keine abschlägige Antwort geben zu können und erschien.

Ich fand einige der vornehmsten Damen der Stadt, mehrere Professoren und ein paar angesehene Amsterdammer Familien in einem reich geschmückten und glänzend erleuchteten Saale versammelt. Die Gräfin empfing mich verbindlich, doch ohne bemerkbare Auszeichnung.

Nach einer kurzen Unterhaltung, während der mancherlei Erfrischungen herumgereicht wurden, ward Musik gemacht, an der beinahe alle Mitglieder der Gesellschaft thätigen Antheil nahmen. Man führte mehrere große Gesangstücke auf, wobei die Gräfin ganz besonders mit ihrer schönen Stimme glänzte. Hatte sie mich aber dadurch schon bezaubert, so vollendete sie ihren Sieg über mich, als ich mit ihr eine vierhändige Pleilsche Sonate vortragen mußte. Wer die Berührungen kennt, in die dabei die Spielenden nothwendig mit den Händen und Armen gerathen müssen, wie nahe bei einander sie sitzen, und in welche Lage sie dabei kommen, der wird be-

greifen was ich empfand, als ich einem der schönsten Weiber der Erde mich auf diese Weise nahe gebracht sah. Der Athem stockte mir, mein ganzes Wesen gerieth in Bewegung, kaum konnte ich das Spiel endigen, und so bald wir aufgehöret hatten, mußte ich mich auf einen Augenblick entfernen, um den Sturm meiner Gefühle in so weit zu dämpfen, daß mein Zustand der Gesellschaft nicht auffallend wurde.

Nach der Beendigung der Musik gab die Gräfin mir aufs neue Gelegenheit sie zu bewundern, durch die unbeschreibliche Gewandtheit, mit der sie eine fröhliche Stimmung in der Gesellschaft hervorzubringen und zu erhalten wußte. Sie schien überall gegenwärtig zu seyn, jeden behandelte sie auf das schmeichelhafteste, ohne sich jedoch etwas von ihrer Würde zu vergeben; sie fand Veranlassung jedem Artigkeiten zu erweisen, gab Allen Gelegenheit sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und Alle ohne Ausnahme fühlten sich in ihrem Zirkel innig froh. Als ich von ihr Abschied nahm, bat sie mich, nicht auf eine Einladung zu warten, sondern uneingeladen recht oft bei ihr zu erscheinen, da ich ihr zu jeder Zeit angenehm seyn würde, und sie besonders auf eine öftere musikalische Unterhaltung mit mir rechne.

Vergeſſen waren nun die Warnungen meines Freundes, dahin der Vorſatz ſie nie wieder zu ſehen. Ich täuſchte mich ſelbſt über meine Gefühle, ich hielt das für freundſchaftliche Zuneigung, was Empfindung der Liebe war, und beſuchte ſie nun ſo oft, als es irgend die Schicklichkeit erlaubte. Die Muſik machte immer nur den kleinſten Theil unſerer Unterhaltungen aus und lieh beinahe nur den Vorwand unſeres Beiſammenſeyns. Wir tauſchten unſere Anſichten über den Zweck des Lebens, über Freundſchaft und über die Liebe aus, und ich fand daß die Gräfin zwar frei und kühn, aber nicht unedel dachte, und einen ſehr ausgebildeten, beinahe männlichen Verſtand beſaß. Ich bemerkte an ihr ein reiches, tiefes Gemüth und einen ſtarken Charakter, den aber denn doch wieder eine zarte Weiblichkeit milderte und verſchönerte.

Bei unſerem öfteren Beiſammenſeyn entfaltete ſich der Reichthum ihrer geiſtigen Vorzüge immer mehr und feſſelte mich immer ſtärker an ſie. Die Fülle ihrer körperlichen Reize wirkte nicht weniger auf mich, und ſo konnte es nicht fehlen, daß ich die Natur meiner Neigung erkennen mußte, welches mir einen unendlichen Schmerz verurſachte. Wer war ich, daß ich hoffen durfte, meine Liebe erwiedert zu

sehen? Sie sah mich gerne bei sich, sie liebte meine Unterhaltung, sie hatte mich oft ihren theuersten Freund genannt und durch manche Auszeichnung bewiesen, daß sie diesen Ausdruck für keine bedeutungslose Floskel nahm. Aber zwischen der Freundschaft und der Liebe ist eine ungeheure Kluft; die Freundschaft genügte meinem sehnsüchtigen Herzen nicht, und geliebt zu werden durfte ich, der ranglose, der verdienst- und thatenlose Jüngling, ja nicht hoffen, von einem Weibe nicht hoffen, das die Götter der Erde zu ihren Füßen zu sehen verdiente. Meine Hoffnungslosigkeit, mein Gram nahm zu und konnte den Blicken meiner geistreichen Freundin nicht mehr verborgen bleiben. Sie forschte nach der Ursache meines Trübsinns und nach einigem Weigern gestand ich ihr meine Liebe und die Ueberzeugung sie nimmer erwiedert zu sehen. Ich hatte ihren Zorn gefürchtet, aber sie hörte meine Erklärung mit der sanftesten Theilnahme an und erwiederte darauf:

„Wie könnte ich Ihnen, lieber Schwärmer, zürnen, weil Sie mich lieben? ich bin ja ein Weib, und geliebt zu werden schmeichelt den Weibern unter allen Umständen. Uebrigens ist ja die Liebe etwas Unwillkührliches und daher auch immer verzeihlich. Ihre Liebe, mein Freund, verdient, da Sie sie

mir so edelmüthig zu verbergen strebten, wo nicht Erwiederung, doch wenigstens Aufrichtigkeit und ich bin sie Ihnen doppelt schuldig, da ich die innigste Theilnahme und Anhänglichkeit für Sie hege. — Liebe muß nach meinen Grundsätzen ewig sein, wenn ich sie für mehr als den rohen Naturtrieb halten soll, den ja auch jeder gemeine Sklave seiner Leidenschaft fühlet. Soll sie aber ewig, soll sie veredelnd für unser Wesen, soll sie das unauflösliche Band edler Geister sein, und uns über die Regionen des kleinlichen gemeinen Lebens emporheben; so muß sie sich auf reine Achtung des geliebten Gegenstandes gründen. Das Weib kann durch ihre Grundsätze, wenn sie ihnen treu bleibt, durch ihr Benehmen in dem engen Kreise, der ihr in der Gesellschaft angewiesen wurde, diese Achtung erwerben, der Mann nur durch Thaten; denn er ward zum Handeln, zum freien selbstständigen Wirken in dem öffentlichen Leben geschaffen. Ich schätze Ihr Herz, ich ehre Ihre Grundsätze, ich erkenne die Vorzüge, die Sie vor so vielen Ihres Geschlechts besitzen; aber lassen Sie mich Thaten von Ihnen sehen, erwerben Sie sich die Achtung und die Bewunderung der Welt durch Ihre Handlungen, und Ihre Liebe soll bei mir eine unbegrenzte Erwiederung finden.“

Was kann, rief ich schmerzvoll aus, der unbedeutende heimatlose Jüngling für Thaten thun; wo öffnet sich mir ein Schauplatz zum Handeln?

„Den will ich Ihnen anzeigen; ich selbst will Sie auf die Laufbahn einer edeln Wirksamkeit leiten, und es soll nur von Ihnen abhangen, ob Sie ein großes thatenvolles Leben führen, und an meiner Seite glücklich seyn, oder beidem einer ruhmlosen Ruhe wegen entsagen wollen.“

O, lassen Sie mich unverzüglich wissen, was ich thun muß, um mir diesen schönen Preis zu verdienen, ich bin zu allem, auch zum schwersten bereit.

„Vor allem, mein Freund, müssen Sie ein unbedingtes Zutrauen zu mir fassen, denn bei den verwickelten Verhältnissen, unter denen allein ich Sie zu einem großen Ziele führen kann, wird es nicht fehlen, daß ich Ihnen zuweilen in einem zweideutigen Lichte erscheine. Dennoch müssen Sie nie den Glauben an mich verlieren, wenn wir einst vereint werden sollen. Ferner müssen Sie gewissen Vorurtheilen der Welt, wenn auch nur zum Scheine, huldigen, damit Sie unter dem Schleier des Gewöhnlichen Ihre Absicht desto sicherer erreichen. So müssen Sie unter andern an den Genüssen der großen Welt, von welcher Art sie auch sind, Theil

nehmen, da der, welcher sich davon ausschließet, als ein Sonderling und Splitterrichter gehasset und gefürchtet wird, und daher nie seine Pläne durchsetzen kann, weil alles gegen ihn ist. Endlich verlange ich einen feierlichen Schwur von Ihnen, daß Sie erstlich über alles, was zwischen uns verhandelt wird, ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten, denn aber in allem, was ich Ihnen zu thun gebieten werde, mir unweigerlich Folge leisten wollen, so zwecklos und widersinnig, und selbst Ihren Grundsätzen zuwider es auch scheinen mag. Wollen Sie dieses thun?"

Ohne Bedenken genehmige ich alle Ihre Bedingungen, und bin auch zur Leistung des Eides bereit; denn was konnten Sie mir zu thun heißen, das sich nicht vor dem Richtstuhl des Gewissens rechtfertigen ließe?

„Ich fürchte, der Schein wird Sie noch oft verleiten anders von mir zu urtheilen; aber wissen Sie: jeder beharrliche Zweifel trennt uns auf ewig."

Auf mein eigenes Andringen nahm sie nun den Eid mir ab, welches nicht ohne einige Feierlichkeit geschah. Sie führete mich in ein anderes Zimmer, wo ein Betpult, und auf demselben ein Kruzifix befindlich war. Hier mußte ich hinknien, mit den

Fingern der rechten Hand das Kreuzesbild berühren, und ihr bei der Hoffnung meiner künftigen Seligkeit eine unbedingte Folgeleistung und ewige Verschwiegenheit schwören. Sie stand vor mir mit der Gebehrde einer Seherin und rief die Geister meiner Eltern zu Zeugen meines Schwurs auf. Das Gewicht dieses Eides lastete furchtbar auf meinem Herzen, aber ein Blick ihres seelenvollen Auges richtete mich wieder auf, und löschte jeden Zweifel an ihre gute Absicht aus meiner Seele. Nach der Leistung des Eides kündigte sie mir an, daß ich im kurzen Leoden verlassen, und einen andern Wirkungskreis betreten müßte. Geld und Empfehlungsbriefe, um mit Anstand auftreten zu können, sollte ich von ihr erhalten.

15.

Eines Tages, als ich zur Gräfin kam, fand ich Sie in nachdenkender Stellung auf dem Sopha sitzen. „Was halten Sie von Geistererscheinungen und von der Möglichkeit durch Bannformeln sie zum Erscheinen zu zwingen?“ fragte sie mich, als ich neben sie Platz genommen hatte.

Die Möglichkeit der Geistererscheinungen läßt sich a priori eben so wenig bestreiten als erweisen,

und was die Erfahrungen betrifft, die einige Menschen über die Wirklichkeit der Erscheinungen gemacht haben wollen, so ist es gewiß, daß die mehresten dergleichen Wahrnehmungen nur auf Täuschungen der Sinne beruhen; ich würde sagen alle, wenn meinem Leben nicht selbst ein Räthsel dieser Art vorgelegt wäre, dessen Auflösung ich mit Sehnsucht entgegen sehe. Was das Zitiren der Geister betrift, so sind dieses zuverläßig Betrügereien, da es der Vernunft und allen Naturgesetzen widerspricht, daß der von einem thierischen Körper beschränkte Geist eine Gewalt über den von seinen Banden befreiten, und daher vollkommneren haben sollte.

„Wir wollen uns doch einige Ueberzeugung in dieser Sache verschaffen, sagte sie. Ich habe so eben eine Unterredung mit einem Geisterbeschwörer gehabt, der sich erboten hat, mir alle Geister, die ich zu sehen verlange, erscheinen zu lassen, und ich habe den morgenden Abend zur Probe bestimmt. Besuchen Sie mich alsdann und bereiten Sie sich wohl vor, ihn genau zu prüfen, damit wir jede Täuschung entdecken, und, ist er ein Betrüger, ihn entlarven können.“

Ich erschien zur bestimmten Zeit, und fand den Beschwörer schon da. Die Gestalt dieses Mannes

machte mich irre an ihm; denn ich war im voraus überzeugt; daß er ein absichtlicher Betrüger sey, und doch ward ich ergriffen von der Ehrfurcht erregenden Würde, die in dem Aeussern des Alten lag. Sein offnes schönes Greisengesicht, das sparsam um die Scheitel zerstreute Silberhaar und der freie Blick seines klaren blauen Auges forderten Zutrauen, und ließen kaum einen Gedanken an vorsätzliche Täuschung aufkommen. Er mußte schon lange da gewesen seyn, denn seine Anstalten waren bereits beendigt, und er äußerte, nur noch die zur Beschwörung günstige Stunde abwarten zu wollen. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch über die Geisterzitierungen ein, und er entwickelte mir darüber eine umständliche, aber haltbare Theorie, in der jeder meiner Einwürfe beantwortet wurde. Er stand mir Rede über Mittel und Zweck der Beschwörungen, und wenn er gleich mich nicht vollkommen überzeugte, so erschütterte er doch meine Zweifel, und machte mich ungewiß in meiner Meinung.

Endlich erschien die zur Beschwörung günstige Stunde und der Alte lud uns ein, ihm in das zu seinem Geschäft eingerichtete Zimmer zu folgen. Der Apparat und die Zeremonien waren schauerlich genug und denen ähnlich, die man in den Erzählungen

von dergleichen magischen Arbeiten beschrieben findet. Als er eine Menge abentheuerlicher Zeremonien beendigt hatte, stellte er es jedem von uns frei, drei Geister von lebenden Personen, oder auch von gestorbenen, rufen zu lassen und darauf wollte er noch selbst einige Geister von seiner Auswahl zitiren.

Die Gräfin ließ ihren verstorbenen Vater rufen; er erschien und antwortete richtig auf einige ihm vorgelegte Fragen. Die Gräfin gestand mir, daß alle ihre Zweifel beseitigt wären, da das, was sie gefragt habe, kein Anderer wie ihr Vater beantworten könne. Nun verlangte ich meinen Vater zu sehen, und sobald der Beschwörer die geheimnißvolle Bannformel hergesagt hatte, schwebte die blutige Gestalt, ganz so wie ich sie zum letztenmale erblickt hatte, hinter dem Altar hervor. Ich wurde tief erschüttert von diesem Anblick und es währte lange, ehe ich mich auf des Magus wiederholte Ermahnung die Gestalt entweder zu befragen, was ich zu wissen wünschte, oder zu entlassen, zu einer Frage entschließen konnte. Der Geist, statt zu antworten, legte den Finger auf den Mund, schüttelte das Haupt und verschwand. Die Gräfin wünschte nun ihren verstorbenen Gemahl zu sehen. Der Beschwörer machte die nämlichen Zeremonien, wie bei den vori-

gen Gestalten, aber vergeblich; er wiederholte seine Versuche, doch noch immer blieb der verlangte Geist aus. Darauf zog der Magus einen Spiegel aus seinem Busen, sahe hinein, während er eine Zauberformel sprach, und dann sagte er: ein anderer Geist, der den gerufenen im Leben schon einmal tief beleidigte, hält ihn zurück. „Nun wohl, rief die Gräfin sichtlich erschüttert, so wollen wir ihn in Ruhe lassen.“ Das darf ich nicht, erwiederte der Alte; einmal gerufen muß er erscheinen, oder es ist um meine Macht über das Geisterreich und selbst um mein Leben geschehen. Er öffnete nun ein auf dem Altare liegendes Buch, las einige mir unverständliche Worte daraus her, ergriff dann einen Hammer und schlug damit an eine Glocke, die einen seltsamen, die Nerven erschütternden Klang von sich gab. Nun rollte ein leiser Donner, das Zimmer erbebte und ein blasser Schatten mit einem Becher in der Hand schwebte herauf. Drohend blickte der Geist auf die Gräfin, zeigte auf den Becher und verschwand. Die Gräfin sank mit einem Schrei ohnmächtig in meine Arme; ich selbst war aber einer Ohnmacht nahe, als ein zweiter stärkerer Donner erscholl, der Magier mit einem Weheruf entwich und uns in dem gänzlich finstern Gemach zurückließ. End-

sich athmete die Ohnmächtige wieder. Gott, wo bin ich! rief sie aus. In meinen Armen, antwortete ich, kommen Sie, lassen Sie uns diesen Ort des Schreckens fliehen. Eben wollten wir uns entfernen, als ein sanfter zitternder Ton wie von einer Harmonika sich hören ließ, das Zimmer plötzlich erhellet wurde, und ein himmlisch schöner Jüngling von einem idealen Gewande umflossen, vor uns stand. Die Gräfin drängte sich zitternd an mich, ich aber empfand nicht die mindeste Angst, sondern fühlte mich zu der ätherischen Gestalt hingezogen. Schon wollte ich sie anreden, als sie einen durchbohrenden Blick auf mich warf und im zürnenden Tone rief: „Unglücklicher! lohnst Du so die Sorge Deines Schutzgeistes um Dich, daß Du Dein edelstes Gut, die Freiheit, die ich Dir erhielt an die Launen eines ränkevollen Weibes verkaufest, und Dich zu ihrem Werkzeuge hingeben willst? Weh Dir! wenn ich zu Deiner Rettung nicht erschien; Du erwarbst den Tod, wo Du Liebe zu erhalten hofftest. Und Du — sich zu der Gräfin wendend — Verblendete! willst Du nimmer aufhören mit Menschenglück und Menschenleben zu spielen? Sind Deinem Ehrgeiz noch nicht Opfer genug gefallen? Auch dieser Jüngling sollte am Altar Deiner Thorheit verbluten? Höre

endlich auf Dinge zu unternehmen, für die Deine Kräfte unzureichend sind, und lerne einsehen, daß es Thorheit ist hemmend in das Rad des Schicksals greifen zu wollen. Gieb Deine Pläne auf und beweine die Verbrechen, die Du vergebens für Deine Absicht begangen hast.“

Wer bist Du Furchtbarer, der meine geheimsten Handlungen zu kennen scheinst? fragte die Gräfin.

„Der Schutzgeist dieses Jünglinges, und auch der Deinige wäre ich, wenn Deine Vergehungen mich nicht von Dir entfernt hätten, antwortete er, dann fuhr er fort: Entlaß diesen Hintergangenen seines Eides, denn nimmer kann er Dir dienen; der Schleier ist zerrissen, der Deine Absichten verbarg, Du wirst ihn nie mehr täuschen, darum laß' ihn frei.“

Nein, rief sie, nein! er ist mein, und ich will ihn behalten, wenn gleich alle Mächte des Himmels und der Hölle sich dagegen setzten! Er hat mir geschworen und mir soll er dienen, bis ich meinen Zweck erreicht habe, oder nicht mehr bin.

„Soll ich, zürnte er ihr zu, ihm die Bedeutung des Bechers in der Hand des Schattens Deines Gatten erklären; soll ich ihm und der Welt Deine Pläne enthüllen, und die Mittel, deren Du Dich

zur Erreichung Deiner Zwecke bedienst? Noch eine Weigerung aus Deinem Munde und die letzte Stunde Deiner Freiheit hat geschlagen.“

So nimm ihn hin, knirschte sie, ich entlasse ihn seines Eides; doch Fluch Dir und allen die meinen Zwecken entgegen arbeiten.

„Verlaß sie sogleich, herrschte er mir zu, mit dem kommenden Tage erhälst Du meine weiteren Befehle.“

Er verschwand nun im Dunkel, das sich jetzt wieder im Zimmer verbreitete, und ich eilte von den widrigsten Gefühlen bestürmt nach Hause.

Meine Liebe zur Gräfin war bei den unheimlichen Dingen, deren sie angeschuldigt wurde, bis auf die letzte Spur vertilgt, und mein Herz empfand die betrübte Leere, die dann stets entsteht, wenn man einen geliebten Gegenstand zu verachten gezwungen ist. Dazu kam noch das beschämende Bewußtseyn, da, wo ich mich geliebt geglaubt, bloß zu einem willenlosen Werkzeug zu Ausführung verbrecherischer Pläne bestimmt gewesen zu seyn. Die Freude meinen Genius von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, und von seinem Daseyn überzeugt worden zu seyn, wurde durch die fortwährende Ungewißheit meines Schicksals verbittert und von der schwankenden Meinung: was ich von allen

den Erscheinungen zu halten habe. Unmuthig warf ich mich aufs Bett und überließ mich dem Nachdenken über das heute Gesehene, bis mir der Schlaf die Augen schloß.

Als ich des Morgens erwachte, fand ich einen offnen Zettel, der die Weisung an mich enthielt, mich sogleich zur Abreise nach Halle anzuschicken, da die Pferde auf der Post schon bestellt wären. Mir kam die Entfernung von Leyden jetzt erwünscht, und ich leistete sogleich Folge. Ein Bedienter meldete sich als von Herren van der Meer für mich gedungen, und dieser berichtete mir, er habe gestern von seinem Korrespondenten den Auftrag erhalten, alles zu meiner Abreise aufs schleunigste einzurichten und mich mit den nöthigen Wechseln zu versehen. Ich bat ihn mir den Brief sehen zu lassen, wozu er bereit war. Er war von einem bekannten Handlungshause aus Hamburg und enthielt nichts als den Auftrag, der zu folge der Bitte eines andern Handlungsfreundes aus Bordeaux ausgerichtet werden sollte. Ich erhielt also keinen Aufschluß, und durfte eben so wenig in Hamburg als in Bordeaux von den Korrespondenten des Kaufmanns eine Aufklärung erwarten, da diese in jedem Fall andre Handlungsfreunde zum Verwande in Bereitschaft gehabt haben wür-

den, um mich irre zu leiten, im Fall ich eine Nachfrage thun wollte und sie die Wohnung hatten verschwiegen zu sein. Ich würde mit leichtem Herzen Leiden verlassen haben, wenn mir nicht Velthuysens Kummer über unsere Trennung wehe gethan hätte. Er bewies mir bei dem Abschiede durch seinen ungeheuchelten Schmerz, wie sehr er mein Freund war, und noch jetzt, wo er längst im Grabe ruht, denke ich mit Sehnsucht an den Biedern zurück.

16.

Mit meinem Aufenthalt in Halle war ich höchst zufrieden, denn nicht nur wurde mir ein zwiefacher Wunsch die Preussische Staaten und das Deutsche Burschenwesen kennen zu lernen befriedigt, sondern auch das Oertliche sagte ganz meinem Geschmacke zu. Ich habe stets die ruhige Stille einem großen Geräusch vorgezogen und befand mich selten lange in Amsterdam oder Rotterdam wohl, so anziehend auch für den ersten Anblick mir die ewig rege Bewegung der großen Menge beschäftigter Menschen sein mochte. Daher gefiel mir das stille menschenleere Halle, wie seither Leyden, wo eben so wenig Lebhaftigkeit auf den Straßen herrscht. Ferner fanden die reizenden Umgebungen dieser Stadt meinen Beifall, und mit

wahrer Freude begrüßte ich den Felsen von Giebichenstein, der mir die Erinnerung an die Felsenwelt der Länder, worin ich meine Jugend verlebte gab. Freilich hatte er, gegen jene verglichen, nur ein Taschenformat, aber es war doch etwas, das ich in Holland ganz hatte entbehren müssen, und die Aufsicht auf das reizende Saalethal, so wie die noch umfassendere von dem Weinberge des Doctor Reil, wo aber keine Reben anzutreffen sind, luden mich zu öfteren Spaziergängen ein. Mehr noch konnte ich mich auf dem entfernten Petersberge an meine Vergangenheit erinnern, und wenigstens einmal in jedem Monat machte ich eine Reise dahin.

In Halle widmete ich mich ausschließlich der Rechtsgelehrtheit, um einen Erwerbzweig zu haben, da ich nicht gewiß war, ob ich so viel von der Erbschaft meines Vaters erhalten würde, um unabhängig leben zu können. Ich war überhaupt in dieser Angelegenheit in einem gänzlichen Dunkel; ich kannte den nicht, der meine deßfallsigen Geschäfte besorgte, ich wußte nicht, woher ich das Geld zu meinem Unterhalt erhielt und eben so wenig, ob ich als Lehnserbe der Baronie, die meinem Vater hatte zufallen sollen, oder nur als Besitzer seines Allodialvermögens, oder als keines von beiden an-

erkannt werden wurde und mußte daher auf den schlimmsten Fall bedacht sein.

Den auf dieser Universität herrschenden Burschenton fand ich zu meiner Zeit noch in seiner ganzen Reinheit erhalten, und schwerlich ist er, etwa Jena ausgenommen, auf irgend einer deutschen Universität so fest begründet und in so scharf abgegrenzte Formen gebracht wie hier. Anfangs nahm ich ein großes Aergerniß daran, doch als ich mich nach und nach daran gewöhnt hatte, trug ich kein Bedenken, mich den besseren Burschengesellschaften anzuschließen, und den gleichen Ton anzunehmen, da ich einsahe, daß das verrufene deutsche Burschenleben seiner unfeinen Außenseite und seiner anscheinenden Rohheit ungeachtet, unverkennbar viel Gutes hat. Bei unserer verkehrten Erziehung nämlich, wo die männliche Jugend von allen Leibesübungen und aller freien Bewegung zurückgehalten, wo durch verkehrte Lehrmethoden der Geist wie der Körper in Fesseln gelegt wird, wo man durch Verzärtelungen im elterlichen Hause die Kraft des Jünglinges lähmt, stellet das Leben auf Universitäten das Vermögen des Geistes und Körpers gewissermaßen wieder her, und gleichet die bei der früheren Erziehung begangene Fehler zum Theil wie-

der aus. Dem renommirenden Burschen würde es zur höchsten Schande gereichen, sich eine Verweichligung des Körpers abmerken zu lassen, daher sucht er sich an Abhärtungen zu gewöhnen. Tagelange Fußwanderungen oder Spazierritte muß er machen können, ohne über Müdigkeit zu klagen, und durch körperliche Gelenkigkeit zu glänzen ist ein Ehrenpunkt bei den mehresten Burschen. Dadurch, daß sich die Bursche, sowohl in Hinsicht ihrer Kleidung, als wegen ihrer meistens öffentlich verübten Geniestreiche über das Urtheil anderer Menschen wegsetzen, und überall das große Wort und den Vorrang begehren, und die ganze übrige Welt in Philister und Knoten eintheilen, und tief unter sich erblicken, begründet sich in ihnen eine Freiheit im Denken und Handeln, die unter andern veredeltern Formen durch ihr ganzes Leben fortdauert.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß dieser freie Ton der Grund von der Tiefe, Kraft und Originalität der deutschen Gelehrten ist. Es ist freilich nicht zu leugnen, viele Burschen wirthschaften nicht zum Besten mit dem Gelde, welches sie zu ihrem Unterhalte empfangen, und manche von ihnen machen noch dazu ansehnliche Schulden. Aber meiner Meinung nach wird bei

den mehresten der dadurch entstehende Schaden von dem Nutzen, der daraus erwächst, vielfach überwogen. Da das Geld rasch und ohne Rücksicht auf wirkliche Bedürfnisse ausgegeben wird, so gewöhnen sich die Studierenden bei dem nicht selten eintretenden Mangel an Entbehrungen, und sehen solche für kein Unglück an. Der Bursche, der noch gestern Haselhühner speiste, und seinen Durst in Champagner löschte, kann heute mit der magern Kost im Konvict und mit schmalem Dünnbier zufrieden seyn, und wer heute für ein Abendbrod, oder bei dem Commers, zehn Thaler ausgab, der bedarf Morgen zu seiner Beköstigung vielleicht nur vier Groschen, und ist froh dabei. Freilich giebt es mitunter auch ausgemachte Wüstlinge, die den ganzen Zweck ihres Universitätslebens in einem ununterbrochenen Jubeln setzen, die sich in schmutzigen Streichen erschöpfen, und denen das Studieren ganz und gar Nebensache ist; doch diese wären auch unter andern Umständen verdorben, und ihr Charakter leidet an einer Schlechtheit, die selbst bei der regelmäßigsten Aufsicht nicht vertilgt werden kann. Doch ich will Sie nicht länger mit der Entwickelung meiner Ansicht vom Burschenleben ermüden, und kehre zu meiner Geschichte zurück.

Ich stimmte also in den Ton der dortigen Burschenschaft ein, doch ohne mich darin auszeichnen zu wollen, und ohne mich zu Handlungen hinreißen zu lassen, wodurch die Sittlichkeit beleidigt wird. Ich erwarb mir einige Freunde, die unter der rauhen Hülle des Comments einen wirklich edeln Charakter verbargen, und auf deren Freundschaft ich noch jetzt stolz bin. Der Rückblick auf die in Halle verlebten Tage gehört immer zu meinen süßesten Erinnerungen.

Ich glaubte mich nun von meinen Verfolgern vom Rheine gänzlich vergessen, denn sie hatten in beinahe zwei Jahren nichts von sich hören lassen, aber ich sollte noch einmal von ihren Angriffen zu leiden haben. Es erschien in Halle ein Mensch, der sich für einen Jenenser Burschen ausgab und relegirt seyn wollte, weil er dem dortigen Prorector wegen eines gefällten ungerechten Urtheils die Fenstern eingeworfen und ihn zufällig selbst dabei beschädigt hatte. Dieser Mensch drängte sich auffallend an mich, suchte jede Gelegenheit auf in meiner Nähe zu seyn, und war bemüht sich in mein Vertrauen einzuschleichen. Dieses letztere mißlang ihm zwar, allein ich entzog mich seiner Gesellschaft nicht, da er mir keinen Anlaß gab ihn zu meiden. Einst kam er zu mir und bat mich ihm die Freundschaft

zu erweisen sein Secundant zu seyn, da er von Leipzig aus eine Aufforderung erhalten habe. Er wies mir das Cartel vor und bat mich verschwiegen darüber zu seyn, damit ihm dieses Duells wegen, das in einem etwas entfernten Walde gehalten werden sollte, nicht etwa die Aufnahme an der Universität versagt werden möchte. Ich sagte ihm seine Bitte zu und wir begaben uns in der zum Zweikampf bestimmten Stunde hinaus. Wir fanden den Gegner des Jenensers schon da, das Gefecht begann, doch schien es mir auffallend, daß, obgleich beide als geschickte Fechter sich zeigten, keiner die Blößen des Andern benutzte und es zu keiner Entscheidung kam. Endlich rief einer von ihnen Halt! sie hörten zu fechten auf, und äußerten gegenseitig den Wunsch sich zu versöhnen. Sie umarmten sich, ich trat hinzu, sie thaten als ob sie mich in ihre Umarmung schließen wollten, entrissen mir meinen Degen, packten mich, und auf ein durchdringendes Pfeifen kamen noch drei Kerle aus dem Gebüsch, die ihnen behilflich waren mich zu binden, den Mund zu verstopfen und fortzubringen. In dem Augenblick aber, als sie mich gänzlich überwältigt hatten, kamen zwei meiner akademischen Freunde in Begleitung von sechs handfesten Halloren, umringten die

Räuber, befreiten mich aus ihren Händen, und prügelten sie mit derben Knitteln windelweich, den Jenenier aber banden sie und nahmen ihn mit nach der Stadt zurück. Ich dankte meinen Freunden herzlich und frug: auf welche Weise sie die mir drohende Gefahr entdeckt hätten? sie sagten: ein Brief ohne Unterschrift habe sie davon benachrichtiget.

17.

Am folgenden Tage erhielt ich eine Einladung nach dem goldnen Löwen, wo ein Fremder mich zu sprechen wünschte. Ich eilte dahin und fand den Mann, der mich einst nach den Pyrenäen gebracht hatte. Wir überließen uns der Freude des Wiedersehens, die besonders von seiner Seite unbegrenzt zu seyn schien. Nachdem unsere Empfindungen ein wenig ruhiger geworden waren, fing er sich über den Zweck seiner Anwesenheit in folgender Art zu erklären an.

„Du trittst heute, mein Ferdinand, Dein ein und zwanzigstes Jahr an, wo Du nach den Gesetzen Deines Vaterlandes volljährig wirst, und nun über Deine künftige Laufbahn, so wie über Deine Erbschafts-Angelegenheiten selbst bestimmen mußt. Ich bin daher zu Dir gekommen um Dir die Räthsel

Deiner Jugendjahre zu lösen, und Deinen Entschluß wegen Deiner Zukunft zu vernehmen.“

„Du bist, wie Dir bereits bekannt seyn muß, durch den Tod Deines unglücklichen Vaters, der Erbe einer Baronie am Rheine, wovon ich die Papiere, die Dich als solchen ausweisen, bei mir führe. Dein Dir feindlich gesinnter Großvater ist schon vor mehreren Jahren gestorben, und es stehet bei Dir Deine Oheime sogleich zu Ueberweisung Deines Erbes aufzufordern; doch will ich Dir die dabei vorhandene Schwierigkeit und Gefahr nicht verhehlen. Dein Vater hatte zwei Brüder, wovon der ältere Domherr war. Sie beide haben aus unnatürlichem Eigennutz Deinen Vater verfolgt, auf ihre Veranlassung fand er den gewaltsamen Tod, und Dir war das nämliche Schicksal zugedacht, dem Du nur durch die Wachsamkeit Deines Schutzgeistes entgangen bist. Von ihnen allein schrieben sich alle Verfolgungen her, die Du erlitten hast, denn Dein Großvater war wohl hart genug seinem Sohne zu fluchen und ihn und Dich enterben zu wollen, aber nie hat er Anschläge auf Dein Leben gemacht; selbst bei Deiner Entführung von Genf wurde sein Name nur dazu gemißbraucht, ohne daß er mit im Spiele war. Der Domherr hat durch die Sekularisation der

Rheinischen Hochstifter, bei denen er seine Pfründen hatte, alle seine Einkünfte verloren und in der Hoffnung, Dich doch über kurz oder lang aus dem Wege zu räumen und Dein Erbe zu besitzen, dem geistlichen Stande entsagt und geheirathet. Forderst Du Dein Erbe, und die Dir seit dem Tode Deines Großvaters zustehenden Einkünfte desselben zurück, so ist Dein Oheim ein Bettler. Er wird daher nie ablassen Anschläge auf Dein Leben zu machen, und am Ende dürfte er seinen verderblichen Zweck doch erreichen, da ihm Dein Aufenthalt nicht wie sonst verheimlicht werden kann. Ueberdem dürftest Du einen harten Stand haben ihn aus Deinem Erbe zu verdrängen, denn er hat sich den Schutz der Gewalthaber in der französischen Republik zu verschaffen gewußt, deren Einfluß, wie Du weißt, über ganz Deutschland reicht. Er hat durch Benutzung des Ansehens dieser seiner Gönner sich auch bereits der Verlassenschaft Deines Vaters, in so fern sie von dem Obristen herstammt bemächtiget, nur nach dem kleinen Alpengut am Montanvert hat er seine Räuberhände noch nicht ausgestreckt; vielleicht weil ihm dieses Besitzstück zu unbedeutend scheint.“

„Bei Erwägung dieser Umstände ist mein Rath: Du entsagest freiwillig allen Ansprüchen auf Deine

Erbschaft und auf Deinen angeborenen Rang, damit Du Dich auf immer von den Angriffen Deiner unnatürlichen Oheime befreiest. Dir bleibt in diesem Falle doch noch das kleine Erbtheil in der Schweiz, und Deine erworbene Kenntnisse werden Dir hinreichenden Unterhalt und ein, wenn gleich glanzloses, doch ruhiges Leben sichern.“

Ehrgeiz war nie meine Leidenschaft, daher fand der Rath dieses für mein Wohl besorgten Mannes bei mir Eingang und ich versicherte, mich ganz seiner Leitung überlassen zu wollen. Er dankte mir für diesen Entschluß mit einer Umarmung und dann fuhr er fort.

„Nun ist es auch Zeit Dich mit Deinem Schutzgeist, der Dich bis jezt vor den Anfechtungen Deiner Feinde bewahret hat, bekannt zu machen. Dieser Schutzgeist war kein Anderer als ich. Vernimm meinen Beruf dazu, und die Umstände, unter denen ich für Dich thätig seyn konnte.“

„Deine Mutter war, wie Du weißt, eines Malers Tochter, die mit ihren Eltern in Rom lebte. Auch ich hatte mich dieser Kunst gewidmet und hielt mich meiner Kunststudien wegen in Rom auf. Daselbst machte ich die Bekanntschaft Deiner Mutter, deren Vorzüge mir eine unbesiegbare Neigung gegen

sie einflößten, die bei ihr Erwiederung und bei ihren Eltern Genehmigung fand. Der Zeitpunkt unserer Vereinigung am Altare mußte unserer beiderseitigen Armuth wegen noch auf eine unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden, und dieser Umstand machte unsern einzigen Kummer aus. Endlich schien sich das Schicksal unserer anzunehmen, denn ein Vetter von mir, der in Venedig lebte, starb, und hatte mich in seinem Testamente zum Erben seines ansehnlichen Nachlasses eingesetzt. Ich reisete nach Venedig, um die Erbschaft zu erheben, die mich ans Ziel meiner Wünsche bringen sollte; aber die Hoffnung dieses Geschäft in einem kurzen Zeitraume abzumachen war eitel, da die ehrwürdigen Verweser der Justiz nicht, wie ich, verliebt waren, also auch keinen Beruf in sich fühlten, sich zu meinen Gunsten zu beeilen, und mir eine der tausend Formalitäten zu erlassen, die erfordert wurden mich als den wirklichen Testaments-Erben anzuerkennen. Unter andern verlangte man von mir eine gerichtliche Bescheinigung der Identität meiner Person, und um diese zu erhalten mußte ich selbst eine Reise nach meinem Vaterlande machen. Der Brief, worin ich meiner Geliebten diese Reise meldete, ging verloren, und als ich nach Venedig zurück kam und das Ver-

mächtniß in Empfang nahm, fiel ich in eine heftige Krankheit, die mich mehrere Monate an das Krankenlager fesselte, und mir sogar auf eine lange Zeit die Besinnung raubte. So geschahe es denn, daß meine Geliebte ohne alle Nachricht von mir blieb, und mich tod oder untreu glaubte. Unter der Zeit waren ihre Eltern gestorben, und die Unglückliche sahe sich allen Uebeln des Mangels und der Schutzlosigkeit bloß gegeben, aus denen sie Dein Vater rettete, wofür Sie aus Dankbarkeit ihm endlich ihre Hand gab."

„Ich war in Gefahr meinem Schmerze zu erliegen, als ich ihre Vermählung erfuhr. Lange rang ich mit einer finstern Schwermuth und mehrmals war ich im Begriff mein freudenleeres Daseyn abzukürzen, doch mein guter Genius half mir meinen Gram bekämpfen, und konnte ich ihn gleich nie ganz besiegen. — Ach, noch jetzt trauert ja mein Herz über ihren Verlust! — so gelangte ich doch zu der Stärke, ihn wie ein Mann zu ertragen. Der Zufall ließ mich hinter das Bubenstück kommen, welches Deinen Vater und Euch alle auf dem Landhause verderben sollte, und das von Rom aus geleitet wurde. Ich eilte nun es zu hintertreiben, kam aber zu spät dazu; doch gelang es mir Dich

mit Gefahr meines Lebens zu retten. Der früher schon von mir gefaßte Gedanke, meine einstige Geliebte und ihre Familie unsichtbar als ihr Schutzgeist zu umschweben, der schon so viel zu meiner Beruhigung beigetragen hatte, wurde nun bei mir zum festen Entschluß. Ich war durch meine Erbschaft wohlhabend geworden, also auch Herr meiner Zeit, und mir gewährete es ein wehmüthiges Vergnügen, immer unbemerkt in der Nähe der ewig Heißgeliebten zu verweilen, und für ihre Sicherheit zu wachen.

Daß es bei diesem einen Angriff auf das Leben des Barons nicht bleiben würde, konnte ich bei der grenzenlosen Niedrigkeit seiner Brüder wohl voraussetzen, und darum rieth ich ihm, vermittelst eines Briefes, den ich ihn finden ließ, nach der Schweiz zu ziehen. Hier blieb er mehrere Jahre verborgen; doch da seine Verwandten weder Mühe noch Kosten sparten, seinen Wohnsitz zu entdecken, so mußte es ihnen endlich wohl gelingen. Ich bemerkte es sogleich, als wieder ein neuer Plan zu Eurem Verderben zur Reife gediehen war; denn ich bewachte mit Adlerblicken das Thal, wo Ihr wohntet, und kein Fremder, der es betrat, entging meiner Aufmerksamkeit. Man hatte diesesmal Dich zum Ziel des Angriffs gewählt, und damit der Anschlag auf

Dein Leben um so sicherer gelingen, und Dein Mörder um so weniger in seinem blutigen Geschäft und darauf an seinem Entkommen gehindert werden möchte, sollte eine Teufelslarve ihn verhüllen. Ich entdeckte diesen Anschlag unter der Maske eines Savoyarden und rettete Dich, den ich als den Sohn meiner theuern Amalie mit inniger Vaterzärtlichkeit liebte. Von nun an hielt ich einen vertrauten Kammerdiener Deines Oheims in meinem Solde, und erfuhr durch ihn jedes gegen Deinen Vater und Dich gerichtete Vornehmen, ehe man noch zu dessen Ausführung schritt. Ich warnte Deinen Vater bei Gelegenheit Deiner Rettung, und war stets nahe um ihn; leider konnte ich nicht vermuthen, daß er an seinem Geburtstage auf die Jagd gehen würde, und benutzte diesen Tag zu einer nöthigen Reise, und gerade an diesem Tage mußte der Angriff geschehen, der sein Leben endete. Hätte er meinen Rath befolgt, und wäre er nach England oder Holland gezogen, so zweifle ich nicht, daß es mir gelungen wäre, ihn gegen die meuchelmörderischen Anfalle seiner Brüder zu schützen."

„Der Amman des Kreises, dem ich mich längst entdeckt, und ihn mir zum Freunde gemacht hatte, sorgte nun für Dein Unterkommen in Genf nach

meiner Anleitung, und dort glaubte ich Dich sicher; doch mein Spion belehrte mich eines andern. Da ich um den Plan zu Deiner Entführung wußte, so war es mir leicht Dich aus den Händen Deiner Räuber zu befreien, und nun brachte ich Dich nach den Pyrenäen, wo ich in dem alten Grissot einen bewährten Freund besaß, dem ich durch Deine Gesellschaft eine große Freude machte. Bei der Vorsicht die ich anwendete, unsern Weg zu verheimlichen, mußte ich glauben, Dich fur immer der Aufmerksamkeit Deiner Feinde entzogen zu haben, und wirklich wußten sie auch lange Zeit nichts von Deinem Aufenthalte. Doch ein Anverwandter des Domherrn und Mitwisser seiner Pläne, der in Barrege das Bad brauchte, sah Dich als Du einst das Thal von Larbes besuchtest, und vermuthete wer Du seyst, als er das Feuermahl auf Deiner Wange bemerkte, das späterhin noch ein Mal Dein Verräther wurde. Man spürte nun wiederum Deinem Aufenthalte nach, und ich veranlaßte die Veränderung desselben darum, und machte von Dir ungekannt die Seereise bis nach Rotterdam mit. Nun mußte ich stets in Deiner Nähe seyn, denn die Nachrichten von dem Kammerdiener, der wahrscheinlich verrathen worden war, blieben aus.

Der Brabänder Aubert kam mir verdächtig vor; ich konnte aber nichts gewisses über ihn in Erfahrung bringen, und deshalb vermochte ich es nicht zu verhindern, daß durch ihn Du in die Hände der Seelenverkäufer geriethst. Ich hatte mich aber auf diesen Fall vorgesehen, und mir den Schutz eines der Herrn Hochmögenden ausgewirkt, und darum wurde es mir leicht Dich zu befreien."

„Ich komme nun auf das wunderbarste und verwickeltste Deiner Abentheuer, nämlich auf Deine Begebenheit mit der angeblichen Gräfin Hohenwart. Sie war nicht mit jenen Schändlichen im Bunde, aber ihre Absicht mit Dir war kaum weniger verderblich, als die Deiner Oheime. Sie stammte aus einem vornehmen Italischen Hause, und besaß ein so schlechtes Herz, als sie schön und geistreich war. Ihren ersten Gemahl, mit dem sie heimlich verbunden war, hatte sie vergiftet, und darauf deutete die Erscheinung mit dem Becher hin. Nicht dessen Geist, sondern den ihres zweiten Gemahls wollte sie sehen, von dem sie ihrer Ränke wegen getrennet wurde, und der bald darauf, doch wahrscheinlich ohne ihre Schuld, starb. Sie hatte lange in Deutschland gelebt, darum waren ihr die deutsche Sitte und die deutsche Sprache so geläufig; sie

glich überhaupt einem Chamäleon, das alle Farben annehmen und sich in alle Formen schmiegen kann. Ihr Vorsatz war in einem Italischen Staate eine Revolution zu bewirken, und einen Fürsten auf den Thron zu heben, dem sie ihre Hand zu geben gesonnen war. Sie benutzte ihre Schönheit und ihren Reichthum, um junge Leute, bei denen sie Muth und Thätigkeit voraussetzte, in ihr Netz zu ziehen, die denn für ihren Riesenplan arbeiten, und ihr Leben daran setzen mußten. Sie hat auf diese Weise viele Menschen unglücklich gemacht.

Mit der Geisterbeschwörung in ihrem Hause hat es folgenden Zusammenhang. Der alte Magier ein Bekannter und Landsmann von mir, war wider ihren Willen in die Pläne der Gräfin eingeweiht, und hatte den Zweck ihnen entgegen zu arbeiten. Zu diesem Ende drängte er sich in jener Hülle an sie, und bot ihr gleichsam zur Belustigung an Geister sehen zu lassen. Sie hielt ihn für einen gemeinen Betrüger, dem es nur um ein kleines Verdienst zu thun sey, und wollte sich seiner bedienen, um Dich durch seine Gaukeleien noch fester an sich zu ketten. Er ging scheinbar in ihre Absicht ein, entdeckte mir aber ihr Vorhaben, und da ich schon längst darauf dachte Dir über dieses gefährliche Weib die

Augen zu öffnen und Dich aus ihren Banden zu befreien, so fiel ich darauf die Beschwörung zu dem Zweck zu benutzen und gern bot der vorgebliche Magus dazu die Hand. Sie hatte längst mit ihm verabredet, welche Gestalten erscheinen, und was sie antworten sollten, daher kam ihr der Schatten ihres ermordeten Gemahls unerwartet und sie gerieth bei seinem Anblick in Verwirrung, da das Spiel sich in Ernst zu verwandeln schien. Darauf hatte ich gerechnet, um sie in dem Schutzgeist einen wirklichen Genius sehen zu lassen, der nichts mehr und nichts weniger als eine deutsche Schauspielerin war, der ich mich durch einen wesentlichen Liebesdienst verbindlich gemacht hatte, und die aus Dankbarkeit sehr gern die Rolle übernahm. Dem Magier war behufs seiner Gaukeleien der Schlüssel zum Hinterhause anvertraut, darum konnte die Schauspielerin leicht ungesehen hineinkommen, und auch ich befand mich im Hause, um wenn wider Vermuthen die Täuschung verunglücken sollte, ich durch andere Mittel Dich von der Gräfin losmachen könnte. Mein Plan gelang, und auch der Magus erreichte seinen Zweck; ihrer verderblichen Thätigkeit wurde ein Ziel gesetzt, und sie hat bald darauf ihr Leben im Kerker in Mailand geendet."

„Den gestern vereitelten Anschlag Deiner Feinde entdeckte ich durch sorgfältige Beobachtung Deiner Umgebungen. Ich hätte ihn früher verhindern und Dich des Schreckens überheben können, aber mir war daran gelegen, den Buben, der Dich verrathen wollte seines Bubenstücks zu überführen, damit er den verdienten Lohn erhält und für die Gesellschaft auf immer unschädlich gemacht wird.„

„Jetzt hoffe ich Dir alles aufgeklärt zu haben, was Dir bisher in Deinem Leben dunkel war, und nun noch ein paar Worte über unsere künftige Verhältnisse. Ich kann die Rolle Deines Schutzgeistes länger nicht fortspielen, da ich einmal aus dem geheimnißvollen Dunkel herausgetreten bin, wodurch allein ich im Stande war Dir auf diese Weise zu nutzen. Auch hast Du jetzt Dein Mannesalter erreicht und darfst keinen fremden Einfluß auf Deine Handlungen mehr dulden, wenn Du nicht für immer auf Deine Selbstständigkeit Verzicht leisten willst. Ueberdem kannst Du meinen Schutz entbehren, so bald Du Deine Feinde durch Entsagung Deiner Erbschaft entwaffnet hast, und ich wünsche der mir übernommenen Pflicht entledigt zu seyn, da mir mein Aufenthalt in der großen Welt zuwider wird, und mein freudenleeres Herz sich nach Ruhe

sehnet, die es nur in der Einsamkeit zu finden hoffen darf. Ich will nach dem Thale ziehen, wo die Asche Deiner Eltern ruhet; dort will ich Dein kleines Erbe verwalten und meinen Tod an dem Grabhügel meiner Amalie erwarten; Du aber gehe nach Berlin und bewirb Dich um einen Posten, denn die Welt hat Ansprüche an Deine Thätigkeit.„

Ich genehmigte die Vorschläge meines väterlichen Freundes, und am andern Tage befanden wir uns schon auf dem Wege nach Frankfurt am Main, um dort die Entsagung meiner Erbfolge zu veranlassen. Wir ließen meine beiden Oheime dorthin bescheiden, die wie vom Blitz getroffen wurden, als ich mich ihnen als der Sohn ihres Bruders vorstellte und äußerte, daß ich gekommen sey wegen meines Erbes mit ihnen zu unterhandeln. Ich konnte mir den Triumpf nicht versagen, mich einige Augenblicke an ihrer Verlegenheit zu weiden, die beinahe bis zur Erstarrung ging, als ich ihnen die sehr vollwichtigen Beweise von der Identität meiner Person vorlegte. Endlich übergab ich ihnen die Entsagungsurkunde, und neues Staunen ergriff sie. Der ehemalige Domherr versuchte es durch schwülstige Schmeicheleien meine Großmuth zu erheben, der Andere aber schwieg betroffen, und eine Thräne entfiel seinem Aug'.

In Frankfurt trennte ich mich von meinem edeln Schutzgeiste, der in das stille Schweizerthal eilte; ich aber ging nach Berlin, wo ich den Posten in Polen erhielt, aus dem ich jetzt vertrieben worden bin.

Dritter Abend.

II.

Die neue Kassandra, oder die Unglücks-Vorschau.

Der Benedictiner begann, als die Reihefolge ihn traf, den Abend durch eine Erzählung auszufüllen, folgenden Vortrag.

Nicht ohne einige Besorgniß unterziehe ich mich heute der angenehmen Pflicht dieser achtungswerthen Gesellschaft durch eine Erzählung die Zeit zu kürzen; denn die Scene aus meiner Lebensgeschichte, die ich vorzutragen gedenke, hat viel unglaubliches, und könnte mir, in Rücksicht auf meinen früheren Stand, leicht den Verdacht zuziehen, als sey ich ein Verbreiter des Aberglaubens. Gegen diesen Verdacht muß ich mich bei Ihnen durch

die Versicherung verwahren: daß ich ein erklärter Feind jeder Gattung des Irrwahns und der Schwärmerei bin und sehr wohl weiß, daß die mehresten Geschichten von Erscheinungen, Ahnungen, Vorbedeutungen und dergleichen entweder um absichtlich zu betrügen ersonnen sind, oder auf Täuschung der Sinne beruhen. Daß dieses aber doch nicht immer der Fall sey, habe ich selbst durch den Augenschein erfahren, wie ich Ihnen, auf die Gefahr von Ihnen verkannt zu werden, sogleich erzählen will. Meine Erzählung wird Ihren Glauben zwar etwas stark in Anspruch nehmen, aber ich kann mich auf mehrere noch lebende Augenzeugen berufen, daß sie sich wirklich, mit allen den Umständen, derer ich gedenken werde, zugetragen hat. Doch zur Sache.

1.

Ich war in meiner Jugend nicht zum Klosterleben bestimmt, sondern sollte ein Rechtsgelehrter werden, und bezog in dieser Absicht, obgleich Katholik, dennoch eine der berühmtesten protestantischen Universitäten. Mein Oheim, ein Oberster außer Diensten, der seiner Liebe zur Unabhängigkeit wegen Abschied genommen hatte, und auf seinen weit-

läufigen Gäteen lebte, lud mich einſt ein, die Ferien bei ihm zuzubringen, und dankbar nahm ich ſeine Einladung an, da ich erwarten durfte in der Geſellſchaft des lebensluſtigen Mannes und ſeiner beiden holden Töchter ſehr frohe Tage zu verleben. Ich hatte mich in meiner Hoffnung nicht geirret; denn er ſowohl wie ſeine Gemahlin, das Ideal einer würdigen Hausfrau, boten alles auf, um mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen; der einzige Sohn des Hauſes, ein gutmüthiger biederer Jüngling wurde bald mein inniger Freund, und die beiden liebenswürdigen Töchter entzückten mich durch ihre Reize wie durch ihren Geiſt. Zum Ueberfluß wohnte in der Nachbarſchaft ein reicher und gebildeter Adel, mit dem mein Oheim Umgang unterhielt, und ſo konnte es mir, der ſo gern unter Menſchen lebte, bei dem Oheim nicht anders als gefallen.

Einſt, als wir bei der Abendtafel ſaßen, fiel es dem Oheim ein, daß Uebermorgen ſein Geburtstag ſey, und des Herkommens wegen einige [illegible] gebeten werden müßten. Er äußerte den Wunſch: gerade an dem Tage lieber nur unter ſeiner Familie und wenigen vertrauten Freunden bleiben zu können, und ſeine Gemahlin, die nie einen andern Willen

als den seinigen hatte, stimmte ihm bei. Es wurde daher verabredet, am Vorabende des Geburtstages eine kleine Reise nach einem nur drei Stunden entfernten schön eingerichteten Schlosse zu machen, welches eigentlich das Stammschloß der Familie war, aber von dieser nur gewöhnlich im Winter bewohnt wurde. Dort wollte die Familie den Geburtstag zubringen, und nur einige vertraute Freunde sollten unsern Zirkel vergrößern. Als man die Namen der wenigen Theilnehmer des kleinen Festes hernannte, brachte die Oberstin auch eine Tante ihres Gemahls in Vorschlag, die man seit beinahe dreißig Jahren nicht gesehen hatte. Der Oberste rief hierauf: „Welch ein sonderbarer Einfall! Die alte Unglücksprophetin, die sich ja selbst von aller menschlichen Gesellschaft zurück gezogen hat, würde, wenn sie sich wirklich entschlösse die Einladung anzunehmen, unsere gute Laune durch ihre Gegenwart verstimmen; denn wie wir noch von Allen gehört haben, die öfter in ihre Nähe gekommen sind, so thut sie ja den Mund nur auf, um Unglück zu weissagen. Doch es ist vergebens sie einzuladen, da sie seit langen Jahren weder Besuche giebt noch annimmt."

Ein alter jovialer Pater, der Hausfreund und

tägliche Gesellschafter des Obersten, entgegnete auf diese Aeußerung: „Ich kann Ihrer Meinung doch nicht beistimmen, und zwar aus folgenden Gründen. Erstlich, was die Weissagungen betrifft, so wäre es ja, im Fall sie wirklich eine Bedeutung hätten, so übel nicht, ein etwa bevorstehendes Unglück vorher zu wissen, um sich darauf vorbereiten zu können. Denn aber macht Ihnen die Welt, die Ihre näheren Verhältnisse mit jener Dame nicht kennt, leicht den Vorwurf der Kaltherzigkeit, im Fall Sie nicht wenigstens von Zeit zu Zeit beweisen, daß es Ihre Schuld nicht ist, wenn zwischen Ihnen und Ihrer Tante, deren wahrscheinlicher Universal-Erbe Sie überdem sind, kein freundschaftlicher Verkehr Statt findet."

Es wurde nun noch manches über diese Sache hin und her gesprochen und endlich beschlossen, den Pater Volkmann zur Tante hinzusenden und sie durch ihn zum Geburtstage einladen zu lassen.

2.

Ehe ich weiter in der Geschichte fortfahre, muß ich Sie mit der Persönlichkeit dieser Tante bekannt machen. Sie war in ihrer Jugend wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit berühmt gewesen und durch die Beerbung ihrer Mutter, die sie sehr früh ver-

ter, wurde sie zu Folge einer Familienstiftung eine sehr reiche Erbin. Es konnte nicht fehlen, daß sich die ersten und angesehnsten jungen Männer der Provinz um ihre Hand bewarben, aber beharrlich schlug sie alle, auch die glänzendsten Parthien aus, und da sie ihren Vater zu dem Versprechen zu vermögen gewußt hatte, sie nie zu einer Heirath zu zwingen, so konnte er die unglücklichen Freier nur bedauern, ohne einen Schritt zu ihrem Vortheil zu thun. Ueberhaupt besaß dieses Fräulein von ihrer zartsten Jugend ab einen seltsamen Charakter, der ihre Eltern und Anverwandte oft in Erstaunen setzte. Sie war im Ganzen ein folgsames Kind, doch wenn sie einmal etwas, das ihr anbefohlen war, zu thun sich weigerte, so waren weder Bitten noch Strafen im Stande sie dazu zu bewegen. Sie gab nie die Ursache an, warum sie etwas nicht that, doch hinterher fand es sich meistens, daß ihre Weigerung einem Verdruß oder wohl gar einem Unglück vorbeugte. Es war als ob sie in solchen Fällen einer innern Stimme folgte, die von Zeit zu Zeit in ihr laut wurde. Als Kind fand sie keinen Wohlgefallen am Spielen; sie war stets mit Lesen oder Lernen beschäftigt und that sie keines von beiden, so saß sie lieber unbeweglich, als daß sie sich mit

Spielwerk und andern kindischen Vergnügungen hätte belustigen sollen. Sie zankte nie, aber dennoch hatte sie keine Freundinnen. Alles was sonst jungen Frauenzimmern Vergnügen gewährt, als Putz, Musik, Schauspiele, war ihr zuwider, und vor dem Tanzen hatte sie einen unüberwindlichen Abscheu.

So lebte sie bis in ihr vier und zwanzigstes Jahr und ihr alter Vater hatte längst alle Hoffnung aufgegeben sie verheirathet zu sehen, als mit einem Male eine Veränderung in ihrem erstarrten Gemüthe vorzugehen schien. — Ein junger Mann, von dessen Herkunft, Stande und Vermögen niemand etwas zu sagen wußte, kaufte sich in der Gegend an, lebte aber wie ein Einsiedler und blieb sogar den Nachbaren die gewöhnliche erste Visite schuldig. Er wurde deshalb für roh verschrien; man behauptete: er müsse aus einem niedrigen Stande entsprossen seyn und nicht wissen was die Schicklichkeit erfordert; man nannte ihn nur den Glückspilz, und es kamen von ihm mancherlei Gerüchte von begangenen Lächerlichkeiten und Rohheiten in Umlauf.

3.

Einst machte eine seltsame Grenze zwischen sei-

nem Gute und den Gütern des Vaters des Fräuleins eine persönliche Rücksprache nothwendig und da die Sache von großer Bedeutung war, so entschloß sich Todtenfeld, so nannte sich der neue Ankömmling, den alten Herrn von Lindenheim zu besuchen, und ließ sich bei ihm anmelden. Der alte Lindenheim war nicht wenig gespannt auf seinen Besuch und gerieth in kein geringes Erstaunen, als er, statt des erwarteten rohen Menschen, einen Mann von der feinsten Bildung vor sich sah, der mit dem Anstande eines Hofmanns die unterlassene Visite mit unabwendbaren Verhältnissen, über die er sich zur Zeit noch nicht näher erklären könne, entschuldigte. Der Fremde besaß viel männliche Schönheit und in seinen Manieren etwas unwiderstehlich Anziehendes, das ihm die volle Gunst des alten Lindenheim gewann, der gern die Hand zum Vergleiche wegen der strittigen Grenze bot, und als das Geschäft kurz vor dem Essen beendigt war, den neuen Nachbar zur Tafel bat.

Bei Tische sah ihn das Fräulein, und der strenge Ernst, den sie sonst gegen jede Mannsperson beobachtete, schmolz. Sie wurde gesprächig, freundlich, ja sogar zuvorkommend, und auch der Fremde verlor die trübe Schwermuth, die zuvor seine Stirne um-

ſchwebet hatte, und ließ ſeine aufkeimende Neigung zu dem Fräulein merken.

Der alte Lindenheim bat ihn öfter zu kommen, und er wiederholte ſeine Beſuche. Die Annäherung Todtenfelds und des Fräuleins Euſebia zu einander wurde immer größer; bald kam es zu Erklärungen, und was kein Menſch vermuthet hatte geſchah: das Fräulein duldete und erwiederte ſeine Liebe und ſagte ihm förmlich ihre Hand zu.

Der Vater war über dieſe glückliche Veränderung ſeiner Tochter hocherfreut; er nannte ſie tauſendmal ſein theures Kind und verſicherte mit Wonnethränen, daß ſie ihm den Abend ſeines Lebens mit Roſen bekränze. Das Fräulein aber ſchien, ſowohl durch ihres Vaters Beifall, wie durch ihre Liebe, unausſprechlich glücklich, und ihr ſonſt jedes ſanfte Gefühl zurückſtoßender Ernſt war bis auf die letzte Spur verſchwunden.

An einem heitern Nachmittage ſaß ſie mit Todtenfeld in einer Laube des Gartens und beide Liebenden überließen ſich dem ſüßen ſchwärmeriſchen Gefühl, das die Zukunft mit den hellſten Farben ausmalt, und ſie ſich nur in dem Roſenſchimmer eines unwandelbaren Glückes darſtellt. So in ſeeligen

Träumen versunken umfaßte der Bräutigam seine Braut und ließ sein Haupt auf ihrer Schulter ruhen. Da fiel aus dem nahen Gebüsch ein Schuß, der Todtenfelds Kopf traf und ihn tödtete. Blut und Hirn überfloß die Brust der unglücklichen Braut, und als von dem Schalle des Schusses Leute herbeigelockt wurden, fanden sie das Fräulein stumm und regungslos sitzen, den ermordeten Geliebten in ihren Armen haltend. Keine Klage kam über ihre Lippen, nur als sich der Vater untröstlich über diesen Todesfall bezeugte, sagte sie mit tief bewegter Stimme:

„Warum verschloß ich der innern Stimme mein Ohr; sie sprach laut genug in mir, daß mir kein Liebesglück beschieden sey! Ich habe durch meinen Frevel gegen den Geist der in mir spricht das tödtende Geschoß selbst auf das Haupt des Unglücklichen herabgezogen.“ Sie legte nun die Trauer um den Geliebten an, und von dem Tage ab ging sie nie anders als schwarz gekleidet. Sie folgte der Leiche ihres Bräutigams ohne Thränen, ohne Klage; als bald darauf ihr Vater starb, begleitete sie ihn mit trocknem Aug' zu seiner Ruhestätte, und nie hat man sie seit dem weinen oder lachen gesehen. Sie war wohlthätig gegen die Armen, und wandte einen gro-

sen Theil ihrer Einkünfte zu Unterstützung der Nothleidenden an; aber ihr fehlte bei dem Geben alle Milde, die die Gabe dem Empfangenden doppelt werth macht. Sie gerieth nie in Zorn, doch auch nie konnte ihre sonst gut behandelte Dienerschaft, sich eines Zeichens des Wohlwollens von ihr rühmen. Sie schien durchaus keine menschliche Leidenschaften zu haben, und ihre Brust gleich unempfänglich für die Lust wie für den Schmerz zu seyn. Man schrieb ihr die Gabe des Vorhersehens in die Zukunft zu, und gewiß ist es, daß sie mehrmals Unglücksfälle von denen die Gegend betroffen wurde bestimmt vorhersagte: sonderbar war es aber, daß sie beinahe nie bei denen Glauben fand, die durch Benutzung der Warnung sich hätten retten können. Vorzüglich war sie wegen der Gabe berühmt, Todesfälle voraus zu wissen, und oft ließ sie für die Armen, die sie unterstützte, Särge machen, wenn an diesen noch keine Spur von Krankheit sich äußerte.

4.

Pater Volkmann reisete am Morgen des folgenden Tages zu ihr hin, um sie zum Geburtsfeste einzuladen. Als er am Abend wieder in unserer Gesellschaft erschien, äußerte er, daß es ihm unend-

liche Mühe gekostet habe, die Dame zum Besuche zu bewegen, und daß sie nur eingewilligt habe zu erscheinen, als er ihr es zur Christenpflicht gemacht habe.

„Das hätten Sie nicht thun sollen, sagte der Oberste. Wenn die Matrone keinen Beruf fühlt, ihre Anverwandte zu sehen, so wird uns ihr Besuch wenig Vergnügen machen, und es scheint wohl gar, als wollten wir uns ihr, vielleicht um eines kleinlichen Eigennutzes willen, aufdringen."

Ey bewahre! rief der Pater, wer kann so etwas von Ihnen glauben. Man kennt ja ihre Denkungsart viel zu gut, um Ihnen so etwas zuzutrauen. Aber es ist meine Pflicht, als Geistlicher und als Hausfreund, eine Annäherung unter Verwandten zu bewirken, und der morgende Tag schien mir eine geeignete Gelegenheit dazu.

Der Morgen des Geburtstags erschien, und wurde von der Gattin und den Kindern des Obersten mit den gewöhnlichen, aber sicher aus dem Herzen kommenden Glückwünschungen begangen, und mit Geschenken für den Geburtstäger bezeichnet, die alle von den Gebern selbst gearbeitet, und daher dem Empfänger doppelt angenehm waren. Wir hatten uns schon am Abende vorher nach dem

Schlosse begeben, und ich besonders freute mich des bequemen wohnlichen Aufenthalts. Die alterthümlichen Formen desselben waren, bis auf die Ringmauer, die man der besseren Aussicht wegen abgetragen hatte, noch alle wohl erhalten, und man hatte die wegen der besseren Bequemlichkeit nöthigen Einrichtungen so sinnvoll dem Alten anzupaßen gewußt, daß nirgends das Auge durch einen Widerspruch im Styl beleidigt wurde. Die Aussicht aus den Fenstern ging in eine reiche blühende Landschaft, in der die sämmtlichen weitläuftigen Besitzungen des Obersten lagen. Sie wurden von einem ansehnlichen Flusse beschränkt, der sich in malerischen Krümmungen um den Fuß eines Gebirges schlängelte, das sich in blauer Ferne erhob, und mit seinen zakkigen Gipfeln den weiten Horizont begrenzte. Es war überhaupt ein höchst reizender Aufenthalt, und ich wußte es mir nicht zu erklären, wie der Oberste während dem größten Theil des Sommers ihn mit dem zwar nicht reizlosen, aber doch bei weitem nicht so angenehmen Marienthal vertauschen mochte. Der Vormittag verfloß uns unter Aufführung einiger Musikstücke, die, da alle Kinder des Obersten Virtuosen in der Musik waren, der Oberste selbst aber, so wie der Pater Volkmann, ersterer die

Gambe, der andere das Violoncell meisterhaft spielten, mit einer seltenen Vollkommenheit ausgeführt wurden. Gegen Mittag erschienen die wenigen geladenen Gäste, und wir machten nun Spaziergänge in die umliegende Gegend, bis uns die Glocke zur Mittagstafel rief. Vergebens hatte man auf die Tante gewartet, sie hatte nicht fest versprochen zur Tafel zu erscheinen, und ihr Ausbleiben fiel daher nicht auf. Bei der Tafel herrschte eine allgemeine Fröhlichkeit; es war kein Mitglied der Gesellschaft, das sich nicht von ganzer Seele froh befunden hätte.

5.

Als wir um den dampfenden Kaffeetisch versammelt waren, kündigte ein Gerassel auf dem Hofe die Kutsche der Tante an. Der Oberste und seine Gemahlin gingen hinaus sie zu empfangen. „Ihr habt nicht wohl gethan, rief sie ihnen entgegen, mich meiner Einsamkeit zu entziehen; ich tauge nicht in den Kreis der Freude: wo ich erscheine flieht die Lust. Ich wäre ohnedem gekommen, um Euch noch einmal zu sehen. Glück wünschen kann ich Euch nicht, denn Glück und Unglück kommt von Oben, und jeder Wunsch ist Frevel, da der Mensch mit Ergebung

hinnehmen muß, was die Vorsehung ihm beschieden hat.“

Sie trat nun am Arme des Oheims in den Saal, und ihre Erscheinung machte auf die Gesellschaft eine beinahe gespensterartige Wirkung. Denken Sie sich eine Dame von ansehnlicher Größe, Kerzengerade, von stolzer, edler Haltung, doch ohne das mindeste Gezwungene. Die Wangen blühend, in der vollen Frische der Jugend, aber, damit im Widerspruch, die unter dem Schleier hervorblickenden Haare mit dem Schnee des Alters belegt. Im Auge einen Blick, der jedem den er traf, bis auf den Grund der Seele zu schauen schien. In den Zügen des schönen Gesichts eine so seltsame regungslose Ruhe, als wenn kein Leben, keine Empfindung mehr im Körper gewesen wäre: auch eines Lavaters Kunst mußte an diesem Antlitz irre werden, das zur Hülle eines Geistes diente, der alle zu erforschen, von keinem erforscht werden zu können schien. Nun denken Sie sich diese Gestalt ganz in schwarzen Sammet, nach dem Schnitte unserer Großmütter gekleidet, über dieses Gewand einen schwarzen Florschleier, der vom Kopf bis zu den Füßen geht; Schuhe, Handschuhe und alle Putzstücke von eben der Farbe, und nur einen Gürtel und ei-

nen Rosenkranz von milchweißen, ungewöhnlich grossen Perlen.

Bei ihrem Eintritt verstummte sogleich jedes frohe Gespräch, und auch nicht ein Scherz, nicht eine muntere Rede ward mehr gehört. Die Gesellschaft gruppirte sich nun in mehrere kleine Parthien, die sich durch Erzählungen die Zeit zu vertreiben suchten, und der Oberste unterhielt die Matrone mit den Begebenheiten, die er erlebte während der Zeit, in welcher er sie nicht gesehen hatte. Die Kinder des Oheims, die bei ihrem Kommen nicht zugegen gewesen waren, wurden ihr darauf vorgestellt. Sie küßte jedes auf die Stirne, erblaßte aber dabei und stieß jedesmal unwillkührlich einen Seufzer aus. Endlich ging allen das Gespräch aus, es herrschte eine Stille im Saal, wie bei einer Leichenwache und die Figur der Tante erschien bei dem Kerzenglanz wirklich grauenhaft. Der bezogene Himmel und ein aufsteigendes Gewitter erlaubte keinen Spaziergang in dem Garten, und so mußte alles in der drückenden Stille des verstimmten Zirkels aushalten, bis uns endlich der Tafeldecker zur Abendtafel abrief.

Auch während der Abendmahlzeit hörte man selten einen andern Ton als das Klappern der

Teller und Messer, und wenn nach alter Weise eine Gesundheit ausgebracht wurde, so klang dieß, als ob es gar nicht zur Tafel paßte. Diese Einöldigkeit druckte jeden gleich stark, ohne daß jemand etwas gethan hätte sie zu vermindern. Die Stille in dem großen gewölbten Saal hatte etwas Furchterregendes, und die alten, an den Wänden umherhängenden Ahnenbilder blickten mit ihren verblichenen Gesichtern wie Geister auf uns herab. Aus den Mienen des Obersten sprach ein schlecht verhehlter Mißmuth, bei seiner Gattin wurde der Kummer über das gestörte Vergnügen der Gesellschaft sichtbar; bei Fräulein Eusebien wurde man aber eine wurdevolle Ruhe gewahr. Auf sie machte die Verstimmung der Gesellschaft nicht den mindesten Eindruck, denn an Stille und Einsamkeit gewöhnt, schien ihr das unheimliche Schweigen mehr zuzusagen, als ein lautes Gespräch, das nur von Zeit zu Zeit wie die Flamme eines verglimmenden Dochts auffoderte.

Als der Nachtisch aufgesetzt war, erhob sich Pater Volkmann, nahm einen vollen Pokal in die Hand und brachte eine Gesundheit auf das Wohlseyn und Blühen der Lindenheimschen Familie aus. Noch hatte die Tante Eusebia keinen Wein getrunken,

aber da sie viel auf ihre Familie hielt, so griff sie nach dem Glase, um Bescheid zu thun. Doch indem sie es zum Munde führen wollte, erblaßte sie plötzlich, das Glas entsank ihrer Hand, mit weit geöffneten Augen starrte sie nach den Kindern des Obersten hin; der Angstschweis stand ihr vor der Stirne, und dann rief sie mit dumpfer fürchterlicher Stimme: „Wie, alle, alle! auch nicht eines verschonet? O, schrecklich, schrecklich! Nun blickte sie auf den Obersten und seine Gemahlin und rief: Wehe! auch sie, auch er! auch das Stammhaus? Weh mir! den herrlichen Baum muß ich fallen sehen, und auf dem Aschenhaufen dieser Burg den Untergang meiner Familie bejammern! Wehe mir! warum brachte man mich hieher, um dieses Gräßliche zu sehen!" Sie erhob sich nun vom Tische, und ging, ohne uns zu grüßen, mit den Zügen des schneidendsten Schmerzes im Gesicht, in ihr Schlafgemach.

Wir verließen nun alle voll Schrecken die Tafel und suchten durch gegenseitiges Fragen den Sinn dieser Orakelsprüche zu erfahren. Die Oberstin zerfloß in Thränen und rief: „O, das galt den Tod unserer Kinder und den unsrigen!" Der Oberste war ergrimmt über die Freudenstörerin, wie er sie

nannte, der Pater Volkmann aber strebte vergebens den Hausherren und seine Gemahlin in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, und konnte die Angst der letzteren nur dadurch beschwichtigen, daß er versprach, sich sogleich zur Tante zu begeben, und um die Bedeutung des Weherufes zu fragen. Er ließ sich durch ein Kammermädchen melden und wurde angenommen. Die übrigen Fremden begaben sich unterdessen zur Ruhe und nur die Familie, wozu auch ich gerechnet wurde, blieb noch beisammen, um die Rückkehr des Pater Volkmann abzuwarten.

Dieser kam endlich, als wir über eine Stunde seiner Zurückkunft entgegen geharret hatten. Er machte Schwierigkeiten uns das zu entdecken, was die Tante ihm über ihr Benehmen bei der Tafel eröffnet hatte, und wünschte wenigstens Aufschub dazu zu haben. Der Oberste drohete ihm aber mit dem Verluste seiner Freundschaft, wenn er mit der erwarteten Aufklärung zögern würde, und nun mußte er sich dazu verstehen. Er schickte vorher noch alle mögliche Gründe voraus, um zu beweisen, daß das, was die Tante gesehen haben wollte, nichts weiter als ein bedeutungsloses Spiel der Phantasie gewesen sey, und dann, da die Ungeduld des Obersten sich nicht länger zügeln lassen wollte, berichtete

er: Die Tante habe die Kinder des Obersten in Skelette mit hohlen Schädeln verwandelt gesehen, welches nach ihrer Auslegung einen gewaltsamen Tod binnen Jahresfrist bedeute. Von dem Skelette, das des Sohnes Stelle eingenommen habe, sey Blut geflossen, welches anzeige, er werde durch eine Kugel ums Leben kommen. Vor Auroren, der jüngsten Tochter habe ein Giftbecher gestanden; und der Schimmer, von dem das Skelett der ältesten umflossen gewesen sey, bedeute den Wassertod. Dann würden auch die beiden Alten sterben und das Schloß durch Feuer zerstöret werden. Die Oberstin wandelte, als sie dieses hörte, eine Ohnmacht an, und auch wir Uebrigen waren durch diese gräßliche Unglücksprophezeihung heftig erschüttert. Nur der Pater Volkmann ermahnte uns mit Ruhe, von dieser fatalen Weissagung auch nicht das Geringste zu glauben, da sie augenscheinlich nur die Ausgeburt eines kranken Gehirns sey. Der Oberste rief ärgerlich: „Nun hat sich der alte Unglücksrabe, dafür, daß er dreißig Jahre über uns geschwiegen hat, auf einmal ausgekrächzet. Wäre noch irgend ein größeres Unglück denkbar, so hätte sie es uns prophezeihet. Nein gerade dadurch, daß sie so ins Ungeheure übertreibt, raubt sie ihrer Weissagung allen

Glauben, und ich bin nun ganz ruhig; nur ist es mir um den verdorbenen Geburtstag leid."

6.

Aber so ruhig der Oberste sich auch stellte, so war er es gleichwohl nicht, und noch weniger wurde es seine Gemahlin. Auf ihren Betrieb und mit seiner Genehmigung wurden sogleich alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen um etwannigen Unglücksfällen vorzubeugen. Das Schloß wurde nun zum beständigen Aufenthaltsorte der Familie gewählt. Otto, der Sohn, mußte sogleich dem Vater mit einem Handschlage geloben, weder Flinte noch Pistole während eines Jahres in die Hand zu nehmen; alles Feuergewehr wurde aus dem Schlosse entfernt, und den Jägern bei Dienstentlassung untersagt, sich mit einer Flinte dem Schlosse auf tausend Schritte weit zu nähern. Der Nachen, mit dem sonst auf dem nahen See zuweilen kleine Spazierfahrten gemacht worden waren, ward sofort in Stücken gehauen; und eine kleine Quantität Rattenpulver, das einzige Gift im Schlosse, welches tief verwahrt in des Oheims Schreibtisch lag, wurde in dem Ziegelöfen durch Feuer verdampft. Um eine etwaige Feuersbrunst von dem Schlosse ab-

zuwenden, ward es mit mehreren Blitzableitern versehen, und ein invalider Bedienter, der aber viel guten Willen, und Anhänglichkeit an seine Herrschaft zeigte, ward zum Aufseher des Feuers gemacht, und ihm in seinem Posten eine Gewalt gegeben, die sich sogar über die Schlafzimmer der jungen Herrschaft erstreckte, der er ohne Schonung die Lichter auslöschte, wenn er sie zur ungewöhnlicher Stunde brennend fand. Durch diese Verkehrungen wurden denn nach und nach die Gemüther der Familie wieder ruhig, und man würde die Unglücksweissagung vergessen haben, wäre man nicht durch die Beschränkungen, die man sich ihrentwegen auflegte, zuweilen an sie erinnert worden.

7.

Mein Besuch dehnte sich über vier Wochen aus, und während dieser Zeit lernte ich das sanfte Herz und das reiche, tiefe Gemüth der jüngsten Tochter des Obersten kennen und bewundern. Ihre Gestalt stand mit ihren geistigen Vorzügen im schönsten Einklange, und aus meiner Bewunderung wurde Liebe, die sie mit vollem Herzen erwiederte. Unsere gegenseitige Neigung stimmte ganz mit den Wünschen der Eltern der liebenswürdigen Aurora überein,

wir durften daher kein Geheimniß daraus machen, und bald wurde ich den Freunden und Bekannten des Hauses als Aurorens Bräutigam vorgestellt. Aurora liebte mich mit grenzenloser Zärtlichkeit und gänzlicher Hingebung; ich fühlte mich dadurch hochbeglückt, und war um so bescheidner in meinen Wünschen, da mir der Gedanke genügte, daß ich ihre ganze Seele ausfüllte.

Um diese Zeit bewarb sich ein Baron, der in der Nachbarschaft Güter besaß, um die Hand der älteren Tochter Eugenie, und wurde von dem Fräulein auf eine gleiche Weise, wie ich von Auroren, begünstiget. Eugenie war kaum weniger schön wie ihre Schwester, aber sie wurde von dieser an Heiterkeit des Humors übertroffen. Sie neigte sich mehr zur Schwermuth und schwebte nicht selten mit ihrer Phantasie über den Sternen, wenn Aurorens Geist sich auf den Blumengefilden der Erde tummelte. Sie liebte nicht weniger heiß wie ihre Schwester, ja vielleicht noch inniger, aber ihre Liebe hatte mehr den Charakter des Geistigen, Ueberirdischen, und wurde darum weniger von dem ziemlich sinnlichen Liebhaber begriffen.

Ich mußte mich nun aus dem gastfreien Hause meines Oheims entfernen, um mich zum Examen

wegen meiner Anstellung zu melden, und zugleich einige Anordnungen wegen meiner häuslichen Einrichtung zu treffen, die zu meiner nahen Heirath nöthig wurden. Ich wollte mit Auroren einen Briefwechsel verabreden, aber der Oberste, der davon hörte, untersagte ihn uns strenge, und forderte von mir sogar mein Ehrenwort, an meine Geliebte in keinem Falle zu schreiben. Denn, sagte er: „Neues zu berichten habt Ihr Euch nichts, und mir und dem ganzen Hause würde die gute Laune verdorben werden, wenn Ihr briefwechseltet, und durch ein Ungefähr bliebe an irgend einem Posttage ein Brief aus. Darum verbitte ich mir alle Korrespondenz, und nur in höchst dringenden Fällen sey es Ihnen erlaubt, an mich zu schreiben.“ Uns war dieses freilich höchst unlieb, doch mußten wir uns in den Willen des übrigens höchst gütigen Vaters fügen.

Ich suchte meine Geschäfte so schnell als möglich zu beendigen, und nach vier Wochen meldete ich schon dem Obersten meine ganz nahe bevorstehende Rückkunft. Allein nun stellten unerwartete Hindernisse sich mir in den Weg, die meine Abreise nach dem Gute des Oheims verzögerten, und ihr Ende war so wenig abzusehen, daß ich die Verzögerung

meines Eintreffens anzeigen mußte. Endlich nach beinahe fünf Monaten war ich mit meinen Angelegenheiten auf's Reine gekommen, und nun eilte ich mit sehnsüchtigem Herzen zum Schlosse des Obersten zurück, um meine Aurora wieder zu umarmen und mich auf ewig mit ihr zu vereinigen.

Mir währte die Dauer meiner Reise eine Ewigkeit, und ich spendete das Geld mit vollen Händen an die Postillone, um nur recht schleunig weiter zu kommen. Ich erlaubte mir in der Nacht keine Ruhe, und kaum nahm ich mir die nöthige Zeit zum Essen. Mein Wagen zerbrach unterweges; ich kaufte um den doppelten Preis des Werths einen andern; mit einem Wort, was menschliche Kräfte vermögen wandte ich an, um des Wiedersehens frohen Augenblick zu beschleunigen.

Ich hatte dem Obersten meine Ankunft gemeldet, daher hoffte ich, er würde mir mit seiner Familie ein paar Stunden weit entgegen kommen; aber ich sah mich in meiner Erwartung getäuscht, und war ziemlich unwillig darüber. Daß mein Verlangen unmöglich sey, weil wegen der großen Eile meiner Reise mein Brief kaum ein paar Stunden früher eintreffen konnte als ich, daran dachte ich nicht. Ich langte an, und niemand kam mir an

der Thüre entgegen, und niemand bot mir einen freundlichen Willkommen, als ich das Haus betrat; nur ein alter mürrischer Bedienter empfing mich, bittend, in das für mich bestimmte Zimmer abzutreten, und dort den Herrn zu erwarten. Dieser erschien, aber nicht mehr der rasche lebenskräftige Mann, sondern blaß, gebeugt, mit vergrämter Miene. Er schloß mich weinend in seine Arme und machte mir, so schonend als möglich, den Tod meiner Aurora bekannt. Wie soll ich Ihnen die Wirkung beschreiben, die diese schreckliche Nachricht auf mich machte; wie den ungeheuren Gram, der meine Seele erfüllte! Mein Schmerz war grenzenlos, und die tiefgebeugten Eltern mußten, so sehr sie selbst des Trostes bedurften, alle ihre Kräfte aufbieten, um mich zu beruhigen, da ich der Verzweiflung über meinen Verlust zu erliegen drohte.

Die Veranlassung zu dem Tode meiner Braut wußten mir ihre Eltern nicht anzugeben; sie fanden sie sterbend im Garten, und kaum hatte sie noch soviel Kraft, ihnen einen an mich geschriebenen Brief abzugeben, und sie zu bitten, ihn vor meiner Ankunft nicht etwa zu öffnen; dann versank sie in eine sprachlose Betäubung und verschied wenige Augenblicke nachher unter heftigen Krämpfen. Die

Eltern muthmaßten, daß sie ihr Ende selbst gewaltsam herbeigeführt habe, waren aber zu gewissenhaft, um sich durch Eröffnung des Briefes Auskunft darüber zu verschaffen, und hatten daher meine Ankunft mit Schmerzen erwartet.

Ich eröffnete den Brief und schauderte, als ich folgende schreckliche Umstände las. Meine Aurora erwartete mich, zufolge meiner ersten Nachricht, mit Sehnsucht, da schon mehrere Wochen über den bestimmten Zeitraum meiner Ankunft verflossen waren. An einem Abende hört sie Pferdegetrappel und glaubt ich sey angekommen. Sie hatte kein Licht mehr im Zimmer, und eilte auf den finstern Korridor hinaus mir entgegen. Sie ruft meinen Namen und frägt ob ich es sey. Ja, ist die leise Antwort, doch ein „Pst, Pst" verweiset sie zur Stille. Sie empfängt den vermeintlichen Bräutigam mit aller Sehnsucht einer heißen Liebe. Sie wird sanft aufgehoben, in ihr Zimmer getragen, ihr Mund mit Küssen bedeckt; die Natur wird in ihr rege und sie hat ihre Unschuld verloren, ehe sie noch daran dachte sie zu vertheidigen. Sie will nun mit dem Geliebten ein Gespräch anknüpfen, doch dieser entschlüpft durch die Thüre und kehret nicht zurück. Der Morgen entdeckte ihr die unselige Täu-

schung. Nicht ich, sondern der Baron T., der Bräutigam ihrer Schwester, war es gewesen, der in der Nacht angekommen war und den Irrthum der Unglücklichen auf eine so schändliche Weise benutzt hatte. Er liebte Auroren im Stillen, und da er bei ihrer festen Neigung zu mir nicht hoffen durfte sie mir abwendig zu machen, so hatte er längst auf eine ähnliche Ueberraschung gesonnen, zu der ihm der Zufall früher als er erwartete Gelegenheit gab. Er hoffte nun auf Aurorens Besitz, doch sie wies ihn mit Abscheu zurück und verging in stillem Gram. Der Verräther aber entfernte sich und ließ sich von der Zeit an nicht mehr im Schlosse sehen. Mit herzzerreißendem Gefühle sahe Aurora ihre Schwester durch die Entfernung ihres Bräutigams leiden; mit Schrecken entdeckte sie aber die Folgen jener unglücklichen Nacht. Ihre Marter wurde unerträglich, und der Gedanke sie zu enden befestigte sich bei ihr immer mehr und mehr. Jetzt fiel ihr die Weissagung der Tante Eusebia ein, und bestärkte sie in ihrem Entschlusse. Sie suchte und fand in dem Graben des Schloßgartens eine Wasser-Schierlingpflanze, und von ihr nahm sie den Saft, der ihrem namenlosen Gram mit ihrem Leben ein Ende machte.

8.

So war denn eine Unglücksprophezeihung der alten Seherin erfüllt, die den quälenden Gedanken in uns befestigte, daß auch die übrigen Weissagungen ausgehen würden. Wir alle litten unaussprechlich, am mehresten aber Eugenie, die durch den doppelten Verlust der Schwester und des Geliebten in eine Schwermuth versetzt wurde, die für ihr Leben fürchten ließ. Die Mutter, die selbst mit dem Schmerz über den Tod ihres Kindes und mit der marternden Furcht für die Zukunft zu kämpfen hatte, that alles, um die Leidende aufzurichten, doch ohne Erfolg.

In dieser traurigen Lage, wo das Haus meines Oheims ein Thränenhaus geworden war, wurde dem Sohne Otto der Aufenthalt darin unerträglich. Er bat mehrmals seine Eltern ihm zu erlauben, eine Reise zu machen, aber nie konnte er ihre Genehmigung dazu erhalten, weil sie ihn unter ihren Augen nur gesichert glaubten. Selbst Besuche zu entfernten Bekannten wurden ihm untersagt, da man fürchtete er möchte sich verleiten lassen an einer Jagd Antheil zu nehmen und dabei den ihm durch eine Kugel gedrohten Tod finden. Aus Unwillen über diese Beschränkung schweifte er inner-

halb der Gutsgrenzen umher, und ließ sich selten anders als bei Tische zu Hause sehen. Einst blieb er zu Mittage aus, welches ihm scharf verboten war, und sein Ausbleiben war um so auffallender, da er sonst die Befehle seiner Eltern stets auf das pünktlichste befolgte. Schon war es vier Uhr des Nachmittages und noch immer kam er nicht, und auch die nach ihm ausgeschickten Bedienten kehrten nicht zurück. Die Unruhe der Familie wurde immer größer und meine Beruhigungsgründe, die freilich meiner eigenen Ahnung widersprachen, wollten nichts verfangen. Endlich sahen wir einen Haufen Leute in den Schloßhof kommen. Ich fürchtete Unglück, und bemühte mich die Aufmerksamkeit der Eltern auf andere Gegenstände zu lenken; doch vergeblich; schon hatten sie die Leiche ihres Sohnes gesehen, die auf einer Bahre getragen wurde. Otto war in den Wald gegangen und in ein Dickicht gekommen, das gewöhnlich von keinem Menschen besucht wurde, da es nur schwer zugänglich war. Dort hatte der Förster in einer Bergschluft ein Selbstgeschoß für die Wölfe gelegt. Er hatte alle mögliche Vorsicht dabei gebraucht und allenthalben an den Bäumen Tafeln befestigt, die den gefährlichen Ort bezeichneten, doch Otto mußte sie in der Zerstreuung übersehen

haben und auf die Selbstschüsse gerathen seyn. Drei Kugeln waren ihm durch die Brust gedrungen und hatten ihn getödtet.

Vater, Mutter und Schwester stürzten hinaus der Leiche entgegen; sie warfen sich über sie, und ein herzzerreißender Jammer begann. Der Vater raufte sich die Haare aus, die Mutter rang sich die Hände wund, und die Schwester lag in stummem Schmerz über den blutigen Leichnam ihres Bruders gebeugt. Sie sprang auf, blickte mit erloschnen Augen zum Himmel und rief dann mit tonloser Stimme: „Unser Schicksal muß ja in Erfüllung gehen, wir sind alle dem Verderben geweiht; ich will die erste seyn, die dem armen Bruder folgt.“ Bei diesen Worten eilte sie davon und stürzte sich, ehe Jemand es verhindern konnte, in den Schloßbrunnen.

Das war zu viel für das Mutterherz, es brach; neben der Leiche ihres Sohnes sank die kinderlose Mutter hin und athmete ihr unglückliches Daseyn aus.

Der Oberste stand nun unbeweglich mit trocknem Auge da; er sah starr auf die traurigen Trümmer seines Glückes und keine Klage, kein Seufzer kam über seine Lippen. Schon war die entseelte Tochter

aus dem Brunnen gezogen, schon waren die Leichen ins Schloß getragen und noch stand er regungslos auf derselben Stelle. Ich führte ihn am Arme in sein Zimmer; er ließ sich willenlos fortziehen, aber er gab keine Antwort auf meine Fragen, er erwiederte nichts auf meine Tröstungen und sein Bewußtseyn war gänzlich dahin. So saß er mehrere Tage, bis Wahnsinn in die Stelle der Bewußtlosigkeit trat. Ich hatte unterdessen die Leichen der drei Unglücklichen zur Ruhe bestatten lassen und nach den Aerzten geschickt, um den Oheim herzustellen; aber ihre Kunst blieb unzureichend. Sein Wahnsinn artete in Raserei aus. Er tobte furchtbar, zerschlug alles was er erreichen konnte, und ich mußte ihn in Fesseln legen lassen, damit er sich und Andern kein Leides thäte. So trieb er es vierzehn Tage, dann schloß er seine Augen auf ewig.

Als ich mit mehreren seiner Freunde ihn nach seiner Ruhestätte begleitete, die eine halbe Stunde vom Schloß entfernt war, stieg ein furchtbares Gewitter auf. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz folgte, und als wir die Leiche in die Gruft senkten, schlug ein Blitz in das Schloß und zündete sogleich. Wir eilten zurück und fanden das Schloß in vollen Flammen. Alle Rettungsanstalten, die

sogleich angewandt wurden, vermochten nicht dem Feuer Einhalt zu thun; noch vor Einbruch der Nacht war der prächtige Bau in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt, und zugleich mit dem alten Stammsitz der Familie Lindenheim ging der größte Theil des hinterlassenen Reichthums meines Oheims, nebst allen Besitzdocumenten und Familien-Papieren in Flammen auf. Beiläufig gesagt kam ich, da die Lehnsbriefe mit verbrannten, um meine Ansprüche auf die Nachfolge in den Besitz der Lindenheimschen Lehnsgüter, die nun vom Staate eingezogen wurden. — Das Schloß war, wie ich schon früher erwähnt habe, mit Blitzableitern versehen gewesen, und ihrer Unbrauchbarkeit mußte es zugeschrieben werden, daß sie dieses Unglück nicht abgewandt hatten.

Ich reisete sogleich ab, und suchte in der Entfernung das beispiellos traurige Schicksal dieser mir theuern Familie zu vergessen; aber nach einigen Wochen trieb mich eine unwiderstehliche Sehnsucht die Mahlstatt so vielen untergegangenen Glückes und auch meiner Hoffnung zu besuchen. Ich fand auf dem Schutt ein blasses, gebücktes Mütterchen sitzen. Ich näherte mich ihr und wurde an der Stimme die alte Seherin Eusebia kennen, deren hehre Ge-

ſtalt nun in dieſ hinfällige einer lebensmatten Greiſin verwandelt war. — Sehen Sie, ſagte ſie mit zitternder Stimme, ſo lange mußte ich freuden- und thränenlos leben, um hier noch endlich auf den Trümmern dieſer Burg den Untergang meines Stammes beweinen zu können.

Vierter Abend.

III.

Die Bestimmung zum Verderben.

Meine Herren, hob der Dichter an, als man sich um den traulichen Kamin gesetzet hatte, und von ihm eine Erzählung erwartete, Sie erlauben mir, statt meiner Begebenheiten, die ich leider in meinem Gedächtnisse noch nicht zur Darstellung geordnet habe, Ihnen eine Geschichte vorzutragen, die sich unter meinen Papieren befindet, welche ich so glücklich war zu retten, als uns die Franzosen plünderten. Sie ist wörtlich wahr, ich habe selbst die mehresten darin handelnden Personen gekannt, und bin Augenzeuge von manchen darin vorkommenden Scenen gewesen. Die Geschichte schien mir deshalb des Aufzeichnens werth, weil Sie eine

gute Widerlegung des alten, oft gemißbrauchten Gemeinplatzes enthält: jeder ist seines Glückes Schmidt. Ich hielt es für nöthig, diese Anmerkung voraus zu schicken, um Ihnen dadurch den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung meiner Erzählung anzudeuten, die als Dichtung schwerlich Ihren Beifall erhalten würde, als eine wahre Begebenheit aber vielleicht Ihre Theilnahme in Anspruch nimmt. Noch muß ich erinnern, daß ich, aus leicht begreiflichen Ursachen, die Namen der handelnden Personen verändert habe; und nun ohne weiteres zur Geschichte selbst.

1.

Karl Müller war so eben von einer dreijährigen Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und die Schweiz in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt, und sollte nach einer kurzen Ruhe im väterlichen Hause nach Berlin gehen, um dort eine Anstellung bei dem Kammergericht zu suchen. Er war der Sohn rechtschaffener und begüterter Eltern, die auf einem angenehmen, zwanzig Meilen von der Residenz entfernten Landgute lebten, und außer ihm nur noch eine Tochter besaßen, die sechs Jahre jünger war, als er. Karl hatte unter der Aufsicht sei-

nes Vaters eine sorgfältige Erziehung genossen, und das Glück gehabt einen so gelehrten, als dem Unterrichtsgeschäft gewachsenen Hofmeister zu erhalten, der die Fähigkeiten seines Zöglings weckte und ausbildete, einen guten Grund in den Wissenschaften bei ihm legte, und ihn tüchtig machte mit Nutzen die Universität zu beziehen. Nachdem er drei Jahre auf der Hochschule zugebracht hatte, machte er nach dem Willen des Vaters eine Reise durch mehrere merkwürdige Länder; doch durfte er weder Wien noch Paris berühren, denn sein Vater meinte: was er daselbst sehen könnte, den Glanz der Höfe, den Luxus verschwenderischer Reichen, und eine große Verderbtheit der Sitten, das sey der Zeit nicht werth, die er darauf verwende. Länder und Menschen sollte er kennen lernen, die Werkstätten des menschlichen Fleißes und die Wunder der Natur in Augenschein nehmen, und die mannigfaltige Weise, auf welche die große Mutter aller Dinge ihre Kinder nährt und erhält. Er ging gern in die Idee seines Vaters ein, und brachte einen reichen Schatz von Kenntnissen mit, die er auf seiner Reise gesammelt hatte; aber doppelt erfreulich für seine Eltern war es, ihn als gereiften Mann und an Seele und Leib unverdorben wiederkehren zu sehen.

Er hätte nun unabhängig auf der väterlichen Hufe leben können, denn sein Vater war, wenn gleich nicht eigentlich reich, doch wohlhabend genug, dem Sohne soviel von seinen Besitzungen abtreten zu können, um ihm, wenn er heirathen und einen eigenen Hausstand bilden wollte, ein anständiges sorgenfreies Leben zu sichern. Aber der alte Müller hatte in diesem Punkt ganz eigene Grundsätze. Er behauptete nämlich: jeder Mensch, der nicht durch Anstrengung seiner körperlichen Kräfte seinen Unterhalt erwerben müßte, sey gehalten, wenigstens einige Jahre, mit seinem Kopfe dem Vaterlande zu dienen; theils aus Bürgerpflicht, theils um sich für das praktische Leben zu bilden, und um nicht in dem beschränkten Kreise seiner Häuslichkeit mit seinen geistigen Kräften zu erstarren. Er selbst hatte in seinem früheren Mannesalter einen Posten bei einer Landesbehörde bekleidet, wodurch er nicht nur dem Staate, sondern sich selbst einen Dienst geleistet zu haben glaubte; und was für ihn vortheilhaft gewesen war, das hielt er auch seinem Sohne für zuträglich.

Nur vier Wochen wollte Karl in der väterlichen Heimat verweilen und dann zu seiner weiteren Bestimmung nach der Hauptstadt abgehen. Diese Zeit

war für die ganze Familie ein immerwährendes Fest. Der geliebte Sohn und Bruder, der so lange entfernt gewesen war und so bald wieder fort wollte, war den Eltern und der Schwester doppelt theuer, und jedes strebte ihm die kurze Frist seines Aufenthalts so angenehm als möglich zu machen. Auch die Freunde und Nachbaren eilten herbei, ihn wegen seiner Rückkehr zu beglückwünschen und von ihm, dem Weitgereiseten, recht viel Neues und Wunderbares aus fremden Ländern zu erfahren.

Als der Zeitraum seines Bleibens zu Ende ging, nahm Karl Abschied von den ihm werthen Tummelplätzen seiner Jugend. Er besuchte noch einmal die Blumenmatten, auf denen er als Knabe gespielt, als angehender Jüngling geschwärmt und geträumt hatte; er ging noch einmal in den Buchenwald, in dessen nächtigen Schatten er einst so gern weilte, wo er in dem schaurigen Flüstern des Laubes Geisterstimmen zu hören glaubte, die in einer zwar nicht verstandenen, doch tief empfundenen Sprache zu ihm redeten; er bestieg noch einmal den Berg, von dem man über die reiche, gesegnete Gegend weg in die duftige Ferne schauete, und wo er einst als Knabe so oft gestanden hatte, wenn glühende Sehnsucht fremde Länder zu sehen seine Brust erfüllte. Er

erinnerte sich bei dieser kleinen Wallfahrt seiner stillen glücklichen Vergangenheit, und unwiderstehlich öffnete seine Brust sich der Wehmuth. Werde ich auch einst, so fragte er sich, wenn ich aus der großen Welt wiederkehre, mit gleicher Ruhe, wie jetzt, auf meine Vergangenheit zurücksehen können? wird nicht Reue über Mißgriffe, die ich hätte vermeiden können, wird nicht Kummer über getäuschte Hoffnungen, über gemachte bittre Erfahrungen, über verlornes Lebensglück, meine Seele füllen? werde ich mich dann noch aller meiner Theuern freuen können? Diese und ähnliche Fragen, die Karl sich verlegte, beweisen, daß er gewohnt war über sich nachzudenken und von seinen Vorsätzen und Handlungen sich Rechenschaft abzulegen. Er war zum Manne gereift, wenn er gleich noch die volle Regsamkeit und das ganze Feuer eines Jünglinges besaß, und sein Vater, der die Denkart und Handlungsweise seines Sohnes genau kannte, war überzeugt, sein Aufenthalt in der üppigen Residenz könne nie nachtheilig auf seinen Charakter und auf seine Sitten wirken, und entließ ihn ohne alle Furcht.

2.

Das prächtige Berlin machte, wie natürlich, einen

großen Eindruck auf Karl. Wer sah aber auch wohl je diese einzig schöne Residenz, ohne sie zu bewundern! In dem weiten Deutschland, in dem reichen Holland, ja selbst in dem mit großen Städten so überflüßig ausgestatteten Frankreich ist nicht eine Stadt, die in Hinsicht der Bauart mit Berlin auch nur einen entfernten Vergleich aushielte; nur zwei Städte in Europa, Petersburg und Neapel, durften sie in manchem Betracht übertreffen und eine, Turin, ihr ähnlich sein. Karl gab sich einige Tage dem Beschauen dieser Prunkstadt hin; denn bis zu dem stoischen »nil admirari« hatte er es doch, trotz eines hohen Grades von Gemüthsruhe, noch nicht gebracht, und wollte es mit sich auch dahin nicht kommen lassen, da eine kalte Gleichgiltigkeit gegen alles Außerordentliche den Menschen eben nicht glücklich macht. Aber als er die erste Neugierde befriedigt hatte, da vermied er alles, was ihn hätte zerstreuen können und bereitete sich zum Examen vor, welches seiner Anstellung bei dem Kammergerichte vorhergehen mußte.

Die Prüfung fiel für ihn ehrenvoll aus und er erhielt nach einer rühmlichen Zensur die Bestallung als Referendarius. *) Seine vortheilhafte Bildung,

*) Der Posten eines Referendarius ist im Preußischen unbe-

sein unbefangenes Benehmen und die kräftige, frische Jugend, die aus seinem Aeußern sprach, nahm seine Obern so sehr für ihn ein, daß sie ihm den Zutritt in ihre gesellschaftliche Zirkel gestatteten, wodurch er die Bekanntschaft mit den angesehensten Familien Berlins erhielt. Sein Verhältniß wurde dadurch sehr angenehm; denn schwerlich bringt man seine Zeit irgendwo genußvoller und angenehmer hin, als in den Zirkeln von gutem Ton in jener Hauptstadt. Man räumt dem geistigen Genuß daselbst eine Hauptstelle ein, und jedes Mitglied der Gesellschaft muß dazu einen Beitrag liefern, wenn es geachtet seyn will. Nicht eine steife Rangsucht macht die Unterhaltung schwerfällig; denn jeder gilt nur nach seinem innern Werthe, und nach dem größeren oder mindern Grade der Ausbildung seiner Persönlichkeit. Oft gelingt es dem Unbetitelten, oder in einem untergeordneten Posten Stehenden, die ganze Aufmerksamkeit eines großen Zirkels durch eine anziehende Darstellung auf sich zu ziehen, wenn ein langweiliger Herr mit Stern und Ordensband es nicht dahin bringen kann, seiner gedehnten Er-

---

selber und nur eine Vorbereitungsstelle auf höhere Aemter, also keineswegs von der Bedeutung, wie in einigen andern deutschen Staaten.

zählung einigen Beifall zu gewinnen, oder seinen faden Witz belacht zu sehen. Alle Gegenstände des Lebens werden in diesen Zirkeln auf die vielseitigste Weise abgehandelt, und es herrscht in ihnen ein Gedankenverkehr, der so anziehend als unterrichtend ist, und dem gesellschaftlichen Umgange stets neue Reize verleiht.

Dem jungen Manne kamen die auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen zur Hilfe; nicht weniger gab ihm seine Liebe zu den schönen Künsten, von denen er die Musik und das Zeichnen nicht ohne Erfolg trieb, Stoff zur Unterhaltung; bald war er der gefeierte Günstling aller Damen, auch die jungen Männer von gutem Ton schlossen sich an ihn, und er hätte im Gebiete des Geschmacks eine entscheidende Stimme behaupten können, wenn er eitel genug gewesen wäre, darauf Anspruch zu machen.

Der junge Müller war nun drei und zwanzig Jahr alt und hatte nicht nur seine Unschuld im vollsten Begriffe des Worts unentweiht erhalten, sondern auch noch nie eine Regung der Liebe gefühlt. Dieses scheint Ihnen vielleicht seltsam, oder Sie glauben, er habe ein kaltes Temperament gehabt, denn wirklich sind dergleichen Beispiele von Enthalt-

samkeit bei den Jünglingen unseres Zeitalters nicht häufig. Kälte des Temperaments war es aber nicht, was unsern Helden vor dem rohen Sinnengenusse, vor der Begierde darnach, und auch vor den Empfindungen der edlern Liebe bewahrte, sondern in seiner Erziehung lag der Grund davon.

Sein Vater war nämlich darauf bedacht gewesen, Karln von der frühsten Jugend auf ein Schamgefühl einzuflößen, und dessen Wachsthum mit den zunehmenden Jahren so zu befördern, daß er schon dadurch allein vor allen gröberen Verführungen gesichert blieb. Die Mittel, wodurch gewöhnliche Verführer die Sinnlichkeit junger Leute sonst erregen, brachten bei Karln nur Abscheu hervor, und auf diesem Wege konnte ihm also kein böser Wille schaden. Seine Phantasie wurde von einer schädlichen Lecture und vom Anschauen abscöner Gegenstände unbefleckt erhalten, und der alte Müller war gewiß, daß sein Sohn nicht früher eine auf Sinnengenuß abzweckende Zweideutigkeit gesehen habe, bis er Vorlesungen über die Anatomie gehört und einige Zergliederungen menschlicher Leichname mit angesehen hatte. Dadurch wurde seine Einbildungskraft in Schranken gehalten, und wenn er zufällig irgend eine unanständige Entblößung gewahr wurde,

so dachte er sie sich in keiner andern als anatomischen Beziehung. Die Liebe lehrte sein Vater ihn durch Bücher kennen; aber er wählte nur solche, die mit gründlicher Menschenkenntniß geschrieben, diese Leidenschaft nach ihrer Wirklichkeit und mit ihren verschiedenen Verhältnissen auf das Leben abhandelten. Alle empfindelnden Schilderein in Romanen und Schauspielen, worin die Liebe als der Hauptzweck des menschlichen Daseyns dargestellt wird, kamen dem Jünglinge nach der früheren klassischen Lecture über diesen Gegenstand nun übertrieben und abgeschmackt vor, und machten auf ihn keine andere Wirkung, als die der Langeweile. Auch seine übrige geistige Bildung war zu gediegen, um ihm einen Hang zu Liebeleien zu gestatten; und so geschahe es denn, daß er bis in sein drei und zwanzigstes Jahr von allen Thorheiten und Schwächen dieser Leidenschaft verschonet blieb.

3.

Einst wurde im Schauspielhause ein neues, längst erwartetes Stück aufgeführt, welches einen ungewöhnlichen Zulauf verursachte. Auch Müller ging hin es zu sehen, traf aber so spät ein, daß er weder im Parterre noch in den Logensitzen einen

Platz mehr finden konnte. Für jeden, der in der Berliner großen Welt lebt, ist es beinahe Ehrensache, die erste Aufführung eines Stückes zu sehen, dem ein gewisser Ruf vorausgegangen ist; denn die Kritik der Darstellung gewährt den beliebtesten Stoff zur Unterhaltung, und giebt Gelegenheit in den Abendzirkeln mit ästhetischen Bemerkungen zu glänzen. Ist das Stück schon mehrmals gegeben, und haben die Tonangeber ihre Meinung darüber ausgesprochen, so ist in Gesellschaften nicht mehr die Rede davon, weil alles, was über den Stoff, die Behandlung desselben, über die Darstellung im Ganzen und über die Durchführung der einzelnen Rollen gesagt werden kann, schon öfter wiederholet und zum Gemeinplatz geworden ist. Müller wurde daher nicht wenig verdrüßlich, als er keinen Platz mehr fand, und war im Begriff nach Hause zu gehen, als der Kassirer ihm den Vorschlag machte, sich nach den Logen des zweiten Ranges zu begeben, und dort eine Dame, die mit ihrer Gesellschafterin allein eine Loge inne habe, zu bitten, ihm einen Platz darin einzuräumen. Er ließ sich die Loge bezeichnen und ging hinauf. Die Dame schien über sein Gesuch etwas verlegen, doch be-

willigte sie es. Müllern reuete es sie in Verlegenheit gesetzt zu haben, und er würde seine Bitte zurückgenommen haben, wenn es sich mit Anstand hätte thun lassen; jetzt mußte er aber näher treten und die Stelle einnehmen, auf die man ihn hinnöthigte.

Noch war das Stück nicht angegangen, und der Schauspielsaal ziemlich dunkel, er hatte daher die Dame nicht genau betrachten können, und wußte nur soviel, daß sie jung war und eine wohlklingende Stimme besaß; als aber bald darauf der große Kronleuchter herabgelassen wurde, da blitzte, wie ein Lichtstrahl, durch mitternächtiges Dunkel, ihm die Schönheit seiner Nachbarin durch die Seele. Ziemlich gleichgiltig hatte ihn sonst jedes schöne Frauenzimmer gelassen, doch jetzt wurde er von dem Anblick der Dame bis ins Innerste getroffen. Das schönste Ebenmaaß herrschte in ihren jugendlich heitern Gesichtszügen, aus dem dunkelblauen von langen seidnen Wimpern umschatteten Auge glänzte ein lebhaftes Temperament, sprach ein tiefes Gemüth, und der kleine fein gespaltene Rosenmund war reizend wenn er geschlossen blieb, reizender noch, wenn er zum Sprechen sich öffnete und zwei Reihen glänzend weißer Perlenzähne zeigte. Um den elfenbeinernen,

griechischen Nacken wallete ein üppiger dunkelbrauner Haarwachs, der sich in prächtigen Locken zum hohen halbverhüllten Busen hinabzog, der seine leichte prangende Last auf- und abwogte. Aber um wie viel noch verschönerte sich dieses Götterbild, wenn es durch das Sprechen belebt wurde! Wie reizend wurde dann das Muskelspiel dieser holden Züge; wie bezaubernd standen dem niedlichen Gesichte die Grübchen in den Wangen, in deren Rosenschein sie einen leichten Schatten warfen!

Müller hätte viel darum gegeben, zu wissen, wer die Schöne sey. Nach den kostbaren Brillanten zu urtheilen, die sie trug, mußte sie von vornehmem Stande sern, auch ihr gebildeter Anstand schien dieses zu beweisen. Daß sie sich in einer Loge des zweiten Ranges befand, sprach nicht dagegen; denn der erste Logenrang wird gewöhnlich nur allein vom Hofe und von den fremden Gesandten eingenommen. Müller knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an, und ob sie zwar meistens nur auf der Oberfläche der zur Sprache gebrachten Gegenstände hinglitt, so hatte er doch Gelegenheit viel Verstand und Geschmack in ihrem Urtheil zu bemerken, und einen oft überraschenden Schnellwitz, der ihn entzückte. Er konnte sich den innigen Antheil nicht

verhehlen, den er an seine schöne Nachbarin nahm, aber er sahe auch, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sey, daß sie mit jedem Augenblicke freundlicher und gesprächiger wurde, und daß sie mehr Interesse an ihm, als an dem Schauspiele nahm.

Noch waren kaum zwei Akte des Stückes gespielt, als die Sturmglocken ertönten und die Lärmtrommel erscholl. Es war Feuer. Zwar brannte es nicht in der Nähe des Theaters, und ein Schauspieler erschien, um zu melden, in welcher Gegend der Stadt das Feuer ausgebrochen sey; aber dieß beruhigte die Zuschauer nicht; alles strömte im wilden Gedränge zum Ausgange hin und die Fortsetzung des Stückes mußte unterbleiben. Müller bot der Dame, die einige Aengstlichkeit zeigte, seine Begleitung an. Sie nahm diese Artigkeit mit Dank auf, da sich ihr Wagen noch nicht vor dem Schauspielhause befand, und sie bei dem auf den Straßen herrschenden Tumult nicht wohl wagen durfte, den ziemlich langen Weg nach ihrer Wohnung ohne männliche Begleitung zu machen.

Sie kamen zu einem ansehnlichen Hause, welches die Dame als ihre Wohnung bezeichnete, und Müller wollte sich empfehlen, als er sie bis zur Thüre gebracht hatte. Die Dame aber bat ihn

hinauf zu kommen und ein Abendbrod mit ihr zu essen, und er nahm nach einigen höflichen Weigerungen die Einladung an. Ein schöner Knabe von ungefähr sechszehn Jahren, als Jokey gekleidet, öffnete die Thüre und sie gingen durch eine Reihe prächtiger Zimmer, die von dem Reichthume ihrer Besitzerin zeigten, bis zu einem Saale, der nicht weniger kostbar aufgeschmückt war. Jetzt nöthigte die Schöne, die von ihrer Begleiterin Rosalie genannt wurde, Müllern neben sich auf das Sopha, und bat ihre Freundin für das Abendessen Sorge zu tragen.

Als sie sich allein befanden, fing die Unterhaltung wie gewöhnlich mit den Tagesbegebenheiten an; bald aber lenkte sie sich auf anziehendere Gegenstände, und beide wußten den Faden des Gesprächs so fest zu halten, und mit der gebildeten Personen eigenen Gewandtheit fortzuspinnen, daß er keinen Augenblick abriß. Man kam unter andern auch auf die Musik, und es entstand unter ihnen ein kleiner Streit über den Vorzug der verschiedenen Arten derselben. Müller entschied sich für die heitere, Rosalie für die ernsthafte; er für die Vokal-, sie für die Instrumental-Musik. „Sie werden vielleicht glauben, äußerte Rosalie, daß es mir an Stimme

fehle, weil ich der Instrumental-Musik den Vorzug einräume; doch ist dieses nicht der Fall; ich singe vielmehr recht gut: Tanzen und Musik sind leider beinahe die einzigen Künste, worin ich es zu einiger Fertigkeit gebracht habe." Müller bat sie, ihm den Genuß ihrer Stimme zu gönnen, und sie sagte ihm seine Bitte ohne alle Ziererei zu. Sie ließ sich ihre Guitarre bringen, spielte ein kleines Vorspiel, das ihre Meisterschaft auf diesem Instrumente bekundete, und dann sang sie eine heitere Arie, deren Inhalt eine Aufforderung zum frohen Lebensgenuß war.

Müllern entzückte das reizende Spiel ihrer zarten Finger in den goldnen Saiten; noch mehr bezauberte ihn aber ihr meisterhafter Vortrag und der Wohlklang ihrer Stimme. Er versicherte, indem er dankbar für diesen köstlichen Genuß ihr die Hand küßte, daß sie selbst die beste Widerlegung ihrer Behauptungen über die Musik gegeben habe; denn es sey unmöglich, daß Töne eine größere Wirkung hervorbringen könnten, wie ihr Gesang, der gleichwohl heiter gewesen sey.

„Mein Herr, sagte sie im komisch ernsthaften Tone, Sie sind kein kompetenter Richter. Es war Ihre Pflicht mir über meinen Gesang eine Schmeichelei zu sagen, und wie hätten Sie solche verbind-

licher anbringen können, als auf diese Weise, die wohl Ihrem Witze, schwerlich aber Ihrer Wahrheitsliebe zum Ruhme gereicht. Wir wollen aber billig seyn, und jedem seinen eigenthümlichen Geschmack zugestehen, ohne uns vergeblich zu bemühen den Beweiß zu führen, welches der richtigere sey.'' Müller bat sie nun noch einiges zu spielen, aber sie schlug es ihm scherzend ab, indem sie sagte: „Singe ich wirklich so bezaubernd, wie Sie versichern, so darf ich um so weniger freigebig mit meinem Talent seyn, da die Wirkung davon Ihnen leicht schädlich werden könnte.''

Unter muntern Scherzen verging ihnen nun der Abend, bis das Nachtessen aufgetragen war, das zwar größtentheils aus kalten Speisen bestand, aber von einer lecherhaften Küche zeigte. Das Getränk war eine vortreffliche Sorte Champagner, der die Munterkeit des Gesprächs, an dem aber die Gesellschafterin nur einen untergeordneten Antheil nahm, noch erhöhete. Es war schon spät, als man vom Tische aufstand, und Müller mußte Anstalt zum Aufbruch machen, um nicht gegen den Anstand zu sündigen. Bei dem Abschiede äußerte er den Wunsch, die gemachte Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen. Rosalie erwiederte darauf: „Ihre Gesellschaft hat mir

zu viel Vergnügen gemacht, um nicht in mir das Verlangen zu erregen, sie öfter zu genießen; allein ich bin nicht so unabhängig, als es den Anschein hat, und darf Ihnen die Fortsetzung unserer Bekanntschaft nur unter gewissen Bedingungen einräumen. Sie müssen nämlich, wo wir einander auch begegnen sollten, nie, selbst nicht durch eine Miene, verrathen, daß wir uns kennen. Ferner, Sie dürfen mich nie besuchen, außer wenn Sie von mir eine Einladung erhalten. Darum bitte ich mich mit Ihrem Namen und der Lage Ihrer Wohnung bekannt zu machen.“ Müller gab ihr seine Adresse und schied voll Freude über diese Auszeichnung.

Kein Schlaf kam diese Nacht in Müllers Augen, die neue Bekanntschaft beschäftigte seine Gedanken ausschließlich, und er genoß durch die Erinnerung den wonnevollen Abend noch einmal. Beinahe kam ihm diese Begebenheit wie ein Märchen aus der Tausend und einen Nacht vor. Wer war die Dame? in welchen Verhältnissen lebte sie? warum sollte er seine Bekanntschaft mit ihr nicht merken lassen? das waren Fragen, die er sich vorlegte, und worüber ihm all' sein Nachdenken kein Licht gab. Daß sie von Stande und reich seyn mußte, schien ihm ausgemacht; daß sie geistvoll, schön und gebildet war,

fühlte er nur zu sehr durch den tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte; übrigens wußte er aber durchaus nichts von ihr, als daß sie Rosalie Florentini hieß und in der Leipziger Straße wohnte. Er hätte durch Erkundigungen freilich Aufschluß erhalten können; aber dazu war er zu gewissenhaft; denn er würde ja dadurch eine Bekanntschaft mit ihr verrathen haben, welches gegen ihr ausdrückliches Gebot gewesen wäre. Verliebte sind blöde, besonders wenn sie zum ersten Male lieben; so wagte Müller auch nicht einmal bei der Wohnung Rosaliens vorbei zu gehen.

4.

Acht Tage gingen vorüber, ohne daß die geheimnißvolle Schöne etwas von sich hören ließ, und seine Sehnsucht sie wieder zu sehen wurde immer stärker. Er gestand es sich keineswegs, daß er sie liebe; Neugierde, Theilnahme, allenfalls ein Wohlbehagen an ihrer Gesellschaft gab er zu, wenn er sich Rechenschaft von seinen Empfindungen ablegte; aber daß er sie liebe, davon wollte er nichts wissen, obgleich sie sein einziger Gedanke bei Tag und bei Nacht war. Seine Arbeiten ekelten ihn jetzt an, das Leben erschien ihm kalt und leer und seine ge-

wöhnlichen Gesellschaften kamen ihm unerträglich langweilig vor.

Um seinen Träumereien nachzuhängen, ging er an einem Nachmittage nach dem Thiergarten, und irrete dort in den dunkelsten Parthien umher. Er gab nicht auf den Weg Achtung und gerieth, ohne es zu wollen, auf die Brandenburger Chaussée. Hier sahe er eine prächtige Equipage hinrollen, und als sie näher kam erblickte er Rosalien darin. Er grüßte sie, aber sie dankte ihm so befremdend, als ob sie ihn nicht kannte, und in ihren Mienen glaubte er einen Unwillen zu lesen, der ihn tief verwundete, bis er sich an das Verbot erinnerte, welches ihm eine Bekanntschaft mit ihr merken zu lassen untersagte. Nun reuete es ihn ihrem Befehle entgegen gehandelt zu haben, und unwillig auf sich selbst kehrte er nach Hause zurück.

Ein paar Tage darauf erschien Rosaliens Jokey, der ihm eine Einladung für den Abend brachte und ihm sagte, daß er selbst kommen würde ihn abzuholen. Müller war hocherfreut über dieses Stelldichein und hätte den Knaben für die frohe Botschaft umarmt, wenn dieser nicht ausgebogen hätte, wodurch denn seine Umhalsung einer Büste des Sokrates zu Theil wurde, die unfern der Thüre auf einer

Konsole stand, und durch diese Liebkosung in Trümmern ging. Er wollte dem Liebesboten ein ansehnliches Geldgeschenk aufdringen, allein der schlug es beharrlich aus, und verschwand mit einem höhnischen Lächeln. Nie war ihm noch ein Tag so unerträglich lang geworden wie der heutige, nie machte ihm alles was er anfing, um die Zeit bis zum Abende zu tödten, mehr Langeweile, und an Geschäfte war vollends gar nicht zu denken, denn überall sah er Rosaliens Bild. Er mußte jede Gesellschaft vermeiden, um nicht wegen seiner Zerstreuung zum Gelächter zu werden.

Endlich brach der Abend herein, und der Bediente erschien, in einen Mantel verhüllt, ihn abzuholen. Auch er mußte auf des Pagen Geheiß einen Mantel umnehmen, und es war bemerkbar, daß man seine Figur unkenntlich haben wollte. Der Knabe ging mit ihm durch verschiedene Nebenstraßen, und führte ihn darauf in ein gänzlich dunkles Hinterhaus und eine Treppe hinauf. Nun zog er eine Klingel, eine Thüre öffnete sich und er stand in einem hellerleuchteten Zimmer vor Rosalien.

Unwillkührlich öffneten sich jetzt seine Arme, Rosalie gab ihm lächelnd einen Kuß, indem sie sagte: „Da sehe man, welche Vertraulichkeiten sich

der Herr erlaubt!" Sie war beinahe festlich geschmückt, ein Gewand von himmelblauem Atlas umfloß ihren schlanken Körper und wurde unter dem Busen von einem diamantenen Schloß zusammen gehalten. Durch das herrliche braune Haar wanden sich Perlenschnüre, und die Brust, auf der ein Juwelenkreuz schimmerte, wurde von einem zarten Gewebe von Brüßler Kanten verdeckt.

Sie führte ihn zum Sopha, nahm an seiner Seite Platz und machte ihm lächelnd Vorwürfe über seinen Gruß im Thiergarten. Er erklärte ihr Verbot für grausam, sie behauptete aber die Nothwendigkeit desselben und versicherte, sie würde ihm nie mehr auf seinen Gruß danken, noch weniger aber an einem öffentlichen Orte mit ihm reden, und ließ ihm die Wahl, entweder auf ihren Umgang Verzicht zu leisten, oder sich ihrem Willen zu fügen.

Sie blieben heute ganz allein, denn der Bediente und die Gesellschafterin verschwanden, nachdem sie ein köstliches Abendessen aufgetragen hatten, und ließen sich den Abend über nicht wieder sehen. Müller wurde immer mehr von Rosaliens Reizen hingerissen, mehr als einmal schwebte ihm eine Liebeserklärung auf der Zunge; aber sie schien so etwas zu merken, und wußte so geschickt auszu-

weichen, daß es zu keinem Geständnisse kam. Sie trennten sich spät und er erhielt durch Kuß und Händedruck das sichere Zeichen, daß er geliebt sey.

Mehrere Abende hatten ähnliche Zusammenkünfte Statt, und ihr Verhältniß wurde das denkbar innigste, das zwischen zwei Liebenden bestehen kann. Schon hatte Müller den höchsten Preis der Liebe gegeben und empfangen, schon blieb ihm in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig, da äußerte er gegen Rosalien den Wunsch einer Vereinigung mit ihr auf ewig und bot ihr seine Hand an. Rosalie wurde sehr ernst und entgegnete ihm auf seinen Antrag: „Ungnügsamer, der Du bist! sind Dir die Freuden der Gegenwart nicht genug; mußt Du bei dem Genusse des Augenblicks stets an die Zukunft denken, und mich aus den süßen Träumen stören, die mich so glücklich machten? Warum willst Du für die Zukunft sorgen, die doch Dir wie jedem Sterblichen verborgen ist? Sey zufrieden gegenwärtig glücklich zu seyn, und überlaß' das Künftige dem Schicksale."

Nein Rosalie, antwortete er, ich kann nicht ruhig seyn, bis Du für immer mir angehörst. Fürchtet der Besitzer großer Schätze doch solche zu verlieren, so lange er noch nicht alles gethan hat,

um sich ihren Besitz zu sichern, und ich sollte weniger für Dich thun, die Du den ganzen Inbegriff meines Glückes ausmachst? Der Genuß, den Deine Liebe mir jetzt gewährt, laß' mich aufrichtig sern, macht mir, so unaussprechlich groß er auch ist, in einsamen Stunden Kummer; denn er ist sträflich, so lange er nicht durch den Segen der Kirche erlaubt ist. Warum wollen wir nicht ganz schuldlos uns unserer Liebe freuen? Nur dann werde ich ganz glücklich sern, wenn wir als Gatten unsere Liebe öffentlich zeigen dürfen, wenn der Segen meiner ehrwürdigen Eltern unsere Liebe heiliget.

„Weh mir! rief Rosalie, nimmer kann ich auf diese Weise die Deinige werden: weh, daß Du aus dem süßen Traume mich weckst! ich werde Dich verlieren, und Du wirst die hassen, die Du einst liebtest."

Ich Dich hassen? antwortete Müller, ich, der ich Dich so unendlich liebe? O, ich könnte Dich nicht hassen, und wenn Dein ganzes Leben eine Reihe von Verbrechen wäre. Doch das fürchte ich nicht, und schon ein solcher Gedanke ist Frevel. Aber warum willst Du nie die meinige werden? sind Stand und Verhältnisse Dir entgegen? Rede Geliebte! ich habe Muth und Willen alle Hindernisse, die

sich unserer Verbindung entgegen stellen, zu bekämpfen, und was der Mann aufopfern kann, um ein heißgeliebtes Weib zu erwerben, dazu bin ich entschlossen.

Rosalie sagte: „Ich will reden, will mich Dir entdecken und Dich in die geheimste Tiefe meiner Seele schauen lassen; nur für heute bestehe nicht auf Deine Forderung. Was ich Dir zu sagen habe, paßt nicht zu den seligen Stunden, wo sich unsere entzückten Seelen in dem Wonnekelch der Liebe berauschen. Laß' mich den Nachschmack der Seligkeit, die ich in Deinen Armen genoß, durch die Erinnerung genießen; gönne mir noch für wenige Tage den lieblichen Traum Dir ganz anzugehören, ganz, die unendliche Fülle Deiner Li[illegible] zu besitzen; ach, es ist vielleicht die letzte Erdenfreude, die mir wird: muß ich den Schleier heben, der meine Geheimnisse verbirgt, dann sind wir auf ewig getrennt."

Müller wurde erschüttert durch diese Erklärung, aber er ehrete die Bitte der Geliebten zu sehr, um weiter in sie wegen Eröffnung ihrer Verhältnisse zu dringen; auch beruhigte er sich mit der Hoffnung: Rosaliens Furcht, ihn durch ihre Geständnisse zu verlieren, beruhe mehr auf einer Grille, als auf etwas Wesentlichem. Er hatte während seines Um-

ganges mit ihr nie etwas unzartes, nie etwas, wodurch ihm ihr Herz oder Gemüth zweideutig geworden wäre, entdeckt, und einen Fehltritt oder eine Schwäche ihr zu verzeihen, dazu war er im voraus entschlossen.

5.

Bei der nächsten Zusammenkunft fand er Rosalien in ein einfaches, schwarzes Gewand gehüllt, und auch nicht eine Spur von Putz an ihrem Körper. Der Rosenschimmer ihrer Wangen war erblaßt, und aus den matten, verweinten Augen blickte eine tiefe Wehmuth. Auf Müllers geäußerte Besorgniß wegen ihrer Gesundheit, antwortete sie ausweichend und sagte dann zu ihm: „Heute, mein Freund, dürfen wir uns nicht dem süßen Getändel der Liebe überlassen, Sie sollen meine Geschichte vernehmen und erfahren wer ich bin, und auf welchem Wege ich es wurde. Rüsten Sie sich mit Standhaftigkeit, mein Geliebter, denn es wird Sie schmerzen, das Strahlendiadem der weiblichen Würde von meinem Haupte sinken zu sehen, womit Ihr schönes Vertrauen auf meinen Werth mich geschmückt hat. O, daß ich Ihnen doch die Täuschung lassen könnte, die mich so unaussprechlich glücklich machte!“

„Meine Mutter war im niedern Stande geboren, zeichnete sich aber schon in früher Jugend durch eine große Schönheit aus. Das Vaadland war ihre Heimat und ihr Vater ein armer Winzer, der mit seiner sauern Tagesarbeit kaum so viel verdienen konnte, um sich und ein Häuflein von sieben Kindern dürftig zu ernähren, und oft wegen der Unzulänglichkeit seines Verdienstes beinahe in Verzweiflung gerieth. Einst wurde ein vornehmer Reisender durch einen Gewitterregen in die Hütte des armen Winzers getrieben und von diesem mit seiner Noth unterhalten. Der Reisende bezeigte sich theilnehmend, ließ sich die Kinder des armen Mannes vorstellen, und als er die zehnjährige Nanny sah, schien er nachdenkend zu werden. Er äußerte den Wunsch das blühende Mädchen an Kindesstatt anzunehmen, und machte dem Winzer den Vorschlag, ihm eine solche Summe zu geben, die hinreichend wäre, einen kleinen Weinberg als Eigenthum zu erstehen, wenn er ihm seine Rechte auf Nanny abtreten wollte. Der Preis war lockend, aber dennoch konnte der Vater sich nicht sogleich dazu verstehen, denn er meinte, der vornehme Herr könne auch wohl böse Absichten mit seinem Kinde haben. Dieser suchte ihn indessen mit dem Vorgeben zu beruhigen: er sey kin-

derlos, auch ohne Hoffnung je Nachkommen zu erhalten, und wolle das Mädchen mit Genehmigung seiner Gattin, die auch gegenwärtig in der Schweiz sey, als seine eigene Tochter annehmen. Noch hatte der Winzer Bedenklichkeiten, bis ihm der Fremde erlaubte selbst mit seiner Gemahlin zu sprechen. Als er diese gesehen und sich seiner Meinung nach von der guten Absicht des Reisenden überzeugt hatte, da willigte er endlich ein und übergab mit schwerem Herzen sein Kind, das er nie mehr wiedersehen sollte."

„Der Reisende war ein reicher Wohllüstling, der aus keinem andern Grunde die arme Nanny gekauft hatte, als sie einst zum Opfer seiner Lüste zu machen, und seine angebliche Gemahlin nichts weiter, als seine Buhlerin. Madame Lafont, so hieß sie, befand sich im Spätsommer ihres Lebens, und sah nie ohne Kummer in den Spiegel, der ihr schonungslos den täglich größer werdenden Verfall ihrer Reize verkündigte, die allein ihr bis jetzt ein glänzendes Leben gesichert hatten. Freilich war sie bedacht gewesen, sich für die kommenden bösen Tage durch Ersparung eines Kapitals den nöthigen Unterhalt zu sichern; allein einmal an Ueberfluß gewöhnt, konnte sie nur mit Schaudern an die Zeit denken,

wo sie dem gewohnten Wohlleben würde entsagen müssen. Schon mußte sie zuweilen von ihrem Liebhaber Spöttereien über das Hinwelken ihrer Reize erdulden, schon konnte sie nicht mehr, wie ehemals, alle ihre Launen, auch die ausschweifendsten durchzusetzen wagen, und der Zeitpunkt ließ sich vorherbestimmen, wo ihre schimmernde Rolle zu Ende gehen würde. Dieser Person wurde Nanny von dem Baron N. übergeben, und ihr die Sorge für des Mädchens Ausbildung übertragen. Daß Nanny bestimmt sey ihre Nachfolgerin zu werden, blieb ihr kein Geheimniß, und so wehe es ihr auch that, zur Ausbildung einer Nebenbuhlerin selbst die Hand ans Werk legen zu müssen, so durfte sie doch nicht dagegen seyn, um nicht ihr Ansehen gänzlich bei dem noch immer freigebigen Liebhaber einzubüßen."

„Die Art, wie Nanny gebildet wurde, ist leicht denkbar, wenn man den Zweck berücksichtiget, zu dem sie bestimmt wurde und die Person, der ihre Erziehung anvertraut war. Durch ihre körperlichen Reize zu gefallen, war das einzige Ziel, das ihr vorgesteckt wurde; auf Tanzen, Musik und einige Sprachkenntniß beschränkte sich alles, was ihr beigebracht wurde, und außerdem gab man ihr Gelegenheit sich den Gesellschaftston eigen zu machen, da-

mit sie sich in der großen Welt mit Anstand betragen könnte. Dagegen wurde sie aber in die tiefsten Geheimnisse der Toilette eingeweiht, und durch schlüpfrige Bücher und Gemälde entflammte man ihre Einbildungskraft und zerstörte ihre Unschuld, ehe sie noch Fähigkeit oder Willen hatte lasterhaft zu seyn. Uebrigens hatte sie von den Launen und der Bosheit ihrer Erzieherin unaussprechlich zu leiden, und da sie über sie nicht klagen durfte, wenn sie nicht noch härter behandelt seyn wollte, so ertrug sie zwar alle Mißhandlungen schweigend, aber es setzte sich ein Groll in ihrem Gemüthe fest, der ihren Charakter vollends verderbte.“

„Der Baron hatte mit gierigem Aug' auf das Erblühen der Jungfrau gesehen, die mit jedem Tage schöner wurde, und eine Fülle von Reizen entwickelte, die ihr eine allgemeine Bewunderung erwarb. Er hütete sie wie ein Argus vor dem Schwarme junger Männer, der sie, wo sie sich auch öffentlich sehen ließ, umgab. Endlich schien ihm der Zeitpunkt da zu seyn, wo er die Rose brechen zu können glaubte, die er ihrem heimatlichen Boden entnommen und für seine Begierden aufgespharet hatte. Er war in den fünf Jahren noch um vieles häßlicher geworden, und Nanny, die

seine Absichten auf sie ahnete, konnte ihn nur mit Abscheu betrachten. Gleichwohl war der Kampf nicht schwer, den er mit ihr zu bestehen hatte; denn die Eitelkeit half ihm siegen. Sich mit Juwelen geschmückt in seiner Equipage brüsten zu können, den theuersten Putz tragen, die feinsten Leckereien genießen, sich in Prunkzimmern auf seidenen Polstern dehnen zu können, und jede ihrer kindischen Launen erfüllt zu sehen, das hatte zu viel Reiz für sie, als daß sie hätte widerstehen können, und darum gab sie sich dem alten häßlichen Faun hin. Ein anderer Umstand, der dem Baron seinen Sieg erleichterte, war die Rache. Die Mißhandlungen die Nanny von Madame Lafond hatte erdulden müssen, waren ihr unvergessen geblieben, so sehr diese auch solche späterhin, da sie das Ende ihrer Herrschaft nahe wußte, durch Schmeicheleien zu vergüten suchte. Diese Verhaßte von ihrer Stelle zu verdrängen, sie in einer demüthigenden Dunkelheit leben zu sehen, das war eine Hoffnung, die ihr noch mehr galt, als das von dem freigebigen Liebhaber zu erwartende Glück. Diese Zeit kam, die Lafond wurde mit einem kleinen Jahrgelde entlassen, und hatte nun von ihrer Nachfolgerin alle mögliche Kränkungen zu ertragen, die keine Gelegenheit vorüber ließ, ihr wehe zu thun."

„Was aus einem Mädchen von fünfzehn Jahren, ohne Religion, ohne Gefühl für Sittlichkeit, ohne Freunde und im Besitz eines alten, herzlosen, aber unermeßlich reichen Liebhabers, über dessen große Einkünfte sie unumschränkt gebieten konnte, werden mußte, liegt am Tage. Jeder gute Zug ihres Herzens ward erstickt; und sie wurde ein kaltes, selbstsüchtiges Geschöpf, das keiner guten Regung mehr fähig war."

„Der Baron, überzeugt, daß nur Eigennutz nicht Liebe die schöne Nanny an ihn fesselte, hütete sie mit aller möglichen Sorgfalt, damit sie ihm nicht untreu werde. Nur an seiner Seite durfte sie öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnen, nur in seiner Equipage Spazierfahrten machen, und keine andere Gesellschaften bei sich sehen, als die er selbst gut hieß. Jeder seiner Bedienten war ein Spion, der auf alle ihre Schritte Achtung gab, und ihn von allem unterrichtete. Nannys Feinheit hatte dieses bald eingesehen, und ein solches Mißtrauen, wozu sie bis jetzt keinen Anlaß gab, machte ihn ihr noch unausstehlicher, als er es außerdem schon war. Schon aus Rache wäre sie ihm untreu geworden, ihre Sinnlichkeit aber gab den Ausschlag, und die Gelegenheit, den Baron zu betrügen ward bald

gefunden. Unter seinen Bedienten war auch ein junger bildschoner Jäger, auf den sein Herr aus dem Grunde keinen Verdacht setzte, weil es ihm nicht denkbar war, daß Nanny sich so weit vergessen könnte, mit einem Diener einen Liebeshandel anzuspinnen. Auf diesen Jäger warf sie ihre Augen und verführte den noch unschuldigen Jüngling. Aus Rache wurde dieses Verhältniß angesponnen, aber aus Sinnlichkeit fortgesetzt, bis endlich der Baron Verdacht schöpfte. Er wollte Gewißheit haben, und diese wurde ihm bald, da er Nanny in des Jägers Armen überraschte. Er wüthete fürchterlich, und drohte beide zu ermorden; aber Nanny setzte ihm kalten Trotz entgegen, fluchte ihm als ihren Verführer, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er sie auf die Bahn des Lasters geleitet habe. Sie wollte sich von ihm trennen, und er mußte noch gute Worte geben, sie von diesem Vorsatze abzubringen. Dem Jäger aber ließ er keine Verzeihung angedeihen, sondern gab ihn unter die Soldaten. Kaum erfuhr Nanny solches, als sie ihn mit einem Theile ihres Schmuckes loskaufte. Aber nicht lange genoß sie das Vergnügen ihren Geliebten befreit zu haben, denn er verschwand und niemand wußte zu sagen, wo er geblieben

war. Dieser Jäger war nach der Versicherung meiner Mutter mein Vater. Sehen Sie, mein Freund, welchen schmachvollen Ursprung ich habe. Es thut mir unaussprechlich wehe, die Schande meiner Mutter enthüllen zu müssen; doch zwingt mich die Wahrheitsliebe dazu. Ach! ich werde noch mehr von ihr aufdecken müssen, was ich so gern verschwiegen hätte."

„Mehr noch Sinnlichkeit als Liebe hatte meine Mutter an den schönen Jäger gefesselt und sein Verlust, nachdem sie ihn einmal gerettet hatte, versetzte sie in eine an Raserei grenzende Wuth. Sie mißhandelte den Baron thätlich, sie würde ihn mit eigenen Händen ermordet haben, wenn er sich nicht vor den Ausbrüchen ihres Zornes geflüchtet hätte, und wäre in Berlin ein Bandit zu erkaufen gewesen, um den Baron zu erdolchen, sie würde ihr Letztes dazu angewendet haben. Sie trennte sich von ihrem alten Liebhaber und alle Versuche, die er machte, sie zu versöhnen, blieben vergebens. Ihr Schmuck und Silbergeräth, das sie als wohlerworbenes Eigenthum behielt, schützte sie auf lange gegen Mangel, und sie vermied, ihrer Umstände wegen, öffentlich zu erscheinen. Ihre Schwangerschaft wurde ihr lästig, und sie unterließ nicht manche

Versuche anzuwenden sich ihrer durch Gewalt zu entledigen. Da ihre Absicht nicht gelang, so ließ sie mich, als ich kaum geboren war, einem Taglöhnerweibe übergeben, die für ein geringes Geld mich zu verpflegen übernahm. Hätte sie wirklich Liebe für den Jäger gefühlt, so würde sie mich, sein Kind, nicht so unbarmherzig fortgestoßen haben."

„Wider den Wunsch meiner Mutter, der die Nachricht von meinem Tode angenehm gewesen wäre, da sie sich nur ungern zu der geringen Ausgabe, von zwölf Thaler jährlich, für meinen Unterhalt verstand, gedieh ich. Bis in mein sechstes Jahr hatte sie mich nicht gesehen, als sie aber einmal in einer langweiligen Stunde den Einfall bekam, mich zu sich bringen zu lassen, da wurde sie von meiner Schönheit überrascht. Sie hatte während der Zeit mehrere reiche Wüstlinge zu Grunde gerichtet, und ihre noch immer große Schönheit führte ihr täglich neue Liebhaber zu. Sie setzte einen ungeheuern Preis auf ihre Reize, aber dennoch fanden sich Thoren genug, die sich glücklich schätzten, wenn sie von der schönen Nanny gewürdigt wurden, sich ihrentwegen in Schulden zu stürzen und ihr Vermögen zu vergeuden. Sie machte fürstlichen Aufwand und hätte bei weniger Verschwendung unermeßlich reich

werden müssen; aber so wie sie lebte, hielt ihre Ausgabe mit der Einnahme gleichen Schritt und ein kleiner Schatz von Juvelen war alles was sie sammelte."

„Nicht das erwachte Muttergefühl, sondern der Gedanke, vielleicht in ihrem Alter meine Reize zu einer Erwerbquelle machen zu können, bewog sie jetzt mir eine ihrer Meinung nach bessere Erziehung geben zu lassen, als ich bisher genossen hatte. Ich wurde bei einer ehemaligen Schauspielerin, die ihrer verüchtigten Lebensart wegen die Bühne hatte verlassen müssen, in Kost und Erziehung gegeben, und nur die Bildung meiner Außenseite wurde ihr zur Pflicht gemacht. Ich hatte eine leichte Fassungsgabe und ein gutes musikalisches Gehör, daher lernte ich die Musik meisterhaft; das Tanzen liebte ich leidenschaftlich, gelangte also auch darin zur Fertigkeit, und französisch zu plaudern wurde mir sehr leicht, da meine Erzieherin sich beinahe nie einer anderen Sprache in ihrem Hause bediente."

„Endlich fingen die Reize meiner Mutter an abzunehmen, und schon erntete sie oft da Demüthigungen ein, wo sie einst Huldigungen genossen hatte. Dadurch wurde sie mit dem bittersten Grolle erfüllt, und wenn ich sie besuchte, so flößte sie mir einen Haß gegen das ganze männliche Geschlecht ein, und

schilderte mir die Männer als Ungeheuer, die zu betrügen und zu plündern eine Pflicht der Weiber sey. Sie unterrichtete mich, da ich kaum noch zehn Jahr alt war, in der Kunst durch meine Reize die Augen der Männer auf mich zu ziehen, und prägte es mir ein, daß ich nur allein, wenn ich meine körperlichen Vorzüge geltend zu machen verstände, meinen Unterhalt erwerben könnte. Sie weihete mich in alle Künste des Gefallens ein. Das, wovon mir meine Mutter eine Theorie gab, sahe ich in dem Hause meiner Erzieherin in Ausübung gebracht: was mußte unter diesen Umständen aus mir werden?"

„Ein Jude war der letzte Liebhaber meiner Mutter gewesen. Er witterte die Jouvelen, das letzte was sie aus ihrem früheren Glanze gerettet hatte, bei ihr, stahl sie ihr und entwich. Die Unglückliche war nun ganz dürftig; ihre Meubeln und Kleidungsstücke reichten nur auf eine kurze Zeit hin sie zu unterhalten, und als auch das letzte davon ins Pfandhaus getragen war, da sahe sie sich genöthiget, den Wüstlingen aus den niedern Ständen sich Preis zu geben. Die Folge davon läßt sich errathen: sie starb einen qualvollen Tod in der Charitee."

Fünfter Abend.

Der Dichter ſetzte am folgenden Abende ſeine Geſchichte nachſtehend fort.

6.

Roſalie hatte nach der Erzählung von dem Schickſale ihrer Mutter das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und ſchluchzte laut. Nach einer Pauſe, während welcher ſie ihre Thränen troknete, begann ſie:

„Sieh, mein Karl, verzeih daß ich Dich noch so nenne, einer ſolchen Mutter danke ich das Leben, eine ſolche Erziehung wurde mir zu Theil, und nur ſolche Vorbilder habe ich geſehen. Kann ich noch mit all' dieſer namenloſen Schmach behaftet, kann ich, deren Unſchuld ſchon in der Kindheit vergiftet wurde, kann ich die Deinige werden?“

Roſalie, rief Müller, ein unbeſcholtener Familiennamen iſt etwas ſehr ſchätzbares, das wie

ein milder Sonnenschein durch's ganze Leben leuchtet; eine harmlos und unschuldig verlebte Jugend wirkt auf Herz und Gemüth wohlthätig bis ins spätste Alter, und die Erinnerung daran macht unaussprechlich glücklich. Aber der Mensch giebt beides sich nicht selbst: wie mag es dem zum Vorwurfe gereichen, den sein böses Schicksal darum betrog? Wem das traurige Loos fiel diese kostbaren Geschenke der Vorsehung entbehren zu müssen, der hat doppelte Ansprüche auf die Theilnahme jedes guten Menschen, und mich soll dieses Unglück, womit Du ohne Deine Schuld belastet bist, nicht von Dir trennen. Trauern will ich mit Dir darüber, daß Du schon so frühe die Launen eines ungerechten Geschickes dulden mußtest, aber wahrlich! nie werde ich Dich darum verlassen.

„Höre weiter, fuhr Rosalie fort, noch ist Dir meine Laufbahn nicht bekannt; Du wirst anders urtheilen, wenn Du mich ganz kennest. Ich war zwölf Jahr alt, wie meine Mutter starb, und noch immer in dem Hause meiner Erzieherin, die jetzt für mich die halbjährige Bezahlung für Kost und Unterricht zu fordern hatte. Ihr Betragen gegen mich änderte sich nun plötzlich. Ich wurde von ihrem Tische und aus ihren Zimmern gewie-

sen, sie entriß mir meine guten Kleider, und ich mußte in der Küche die gewöhnlichen Geschäfte einer Hausmagd verrichten. Diese Härte drückte mich zu Boden, meine Eitelkeit war tief verwundet, und mein Zustand wurde mir unerträglich. Das hatte sie aber nur gewollt, und es würde ihr höchst unlieb gewesen sern, wenn ich mich geduldig in mein Schicksal gefunden hätte.„

„Ein reicher Wohllüstling wünschte mich zu besitzen, und man war um den Preis von hundert Friedrichsd'or einig geworden, für den ich ihm ausgeliefert werden sollte. Aber er war ausgezeichnet häßlich und da man fürchtete, der Abscheu gegen seine Person würde mich zu Weigerungen veranlassen, so sollte ich zuvor durch die Herabsetzung zur Dienstmagd kleinmüthig gemacht werden. An einem Abende mußte ich mir die Hände mit Mandelkleien waschen, meine guten Kleider wieder anziehen und meinen gewöhnlichen Platz auf dem Sopha einnehmen. Es wurde Punsch gebracht, man nöthigte mir mehrere Gläser davon ein, und als ich meiner Sinne nicht mehr mächtig war, wurde ich nur zu leicht die Beute des Lüstlings. Ich fühlte, als ich zur Besinnung kam, keine Reue über meinen Fall; denn was hatte ich im Grunde

verloren, da die Reinheit meiner Seele durch die Lehren meiner Mutter und Erzieherin und durch die schändlichen Scenen, die ich täglich mit ansehen mußte, längst verschwunden war. Aber einen Aerger empfand ich, daß man mich überlistet hatte, so wie einen grenzenlosen Haß, gegen die schändliche Kupplerin, und einen unbeschreiblichen Eckel vor der Person meines Entehrers. Er wollte sich aufs Neue mir nahen, doch ich entfernte ihn von mir durch Beschimpfungen und wies die kostbaren Geschenke, wodurch er mich zu versöhnen bemühet war, mit Verachtung zurück. Meine Erzieherin war so unvorsichtig gewesen, mir zu gestehen, um welchen Preis sie mich verhandelt hatte; dadurch bekam ich ein Uebergewicht über sie, welches ich benutzte, mir eine gute Behandlung von ihr zu ertrotzen. Meine Schönheit wurde bald bezerkt, eine Menge reicher junger Wüstlinge umschwärmten mich, und überboten sich in Huldigungen und Geschenken, die ich mir zwar gefallen ließ, aber keinen von ihnen begünstigte, bis der Sohn eines Banquiers mir einen großen Jahrgehalt bot, und durch ansehnliche Geschenke sich meine Gunst erwarb. Ich war damals noch nicht vierzehn Jahr alt, aber mein vollständiger Wuchs ließ ein größeres

Alter vermuthen, und in Behandlung der Männer that ich es meinen Lehrerinnen gleich. Mein Liebhaber äußerte viel Zärtlichkeit gegen mich, welches mir lächerlich vorkam, da ich durchaus nichts für ihn empfand. Er mußte jeden freundlichen Blick von mir mit Golde erkaufen; jede meiner Launen zu befriedigen war ihm eine unerläßliche Pflicht. Er verschwendete innerhalb eines Jahres mit mir fünfzig tausend Thaler, und war genöthiget Berlin seiner Schulden wegen zu verlassen. Sein Vater war über die Verschwendung des liederlichen Sohnes höchst aufgebracht und wollte mich als seine Verführerin bestrafen lassen, allein ein Graf, der bei Hofe viel galt, nahm mich unter seine Flügel. Auch er machte großen Aufwand meinetwegen, und ob er wohl sehr angenehm im Umgange war, so empfand ich doch so wenig Zuneigung für ihn, als für seinen Vorgänger. Ich war klug genug einzusehen, daß ich diesen geistvollen Mann nicht so wegwerfend behandeln dürfe, wie den Banquiers Sohn, daher heuchelte ich Achtung gegen ihn. Auch versuchte ich es nicht ihn, wie jenen, zu den unsinnigen Verschwendungen zu verleiten, sondern benutzte seine Großmuth nur zu einer glänzenden Lebensweise und sammelte mir von seinen vielen Geschenken eine

Summe, um für den Nothfall gegen Mangel gesichert zu seyn. Eine weite Reise, die er in Geschäften des Hofes machen mußte, trennte uns. Ich konnte mich nicht dazu entschließen während seiner Abwesenheit auf seinen Gütern zu leben, und er besaß Verstand genug, um nicht auf meine Treue zu bauen. Er sagte sich also auf eine friedliche Weise von mir los, nachdem er den Zeitpunkt seines Scheidens durch ein reiches Geschenk bezeichnet hatte."

„Nun machte ein General, der wegen seines seltsamen Geschmackes im Punkte der Sinnlichkeit übel berüchtigt war, und dieses böse Gerücht durch Unterhaltung einer Maitresse Lügen strafen wollte, meinen Liebhaber. Er wußte um meine Vakanz, entdeckte mir seine Absicht und bezahlte mir mein Schweigen, und die Mühe an seiner Seite zuweilen eine Lustfahrt zu machen, oder seine Equipage vor meiner Thüre zu dulden, mit einem ansehnlichen Gehalt. Ja er gab schwelgerische Gastmähler, bei denen ich als Königin glänzte, und ließ viel aufgehen, um dem Publikum eine bessere Meinung von sich beizubringen. Doch man errieth seine Absicht, und er hatte sich vergeblich in Unkosten gesetzt. Uns ward beide zuletzt unsere Rolle lästig, ihm wegen

der vergebens angewandten Kosten, mir weil ich ihn tief verachtete; darum war unser Wunsch das seltsame Verhältniß aufzulösen gleich stark."

„Ein junger, aber verlebter Legationsrath, von einer fremden Gesandschaft, übernahm nun meine Unterhaltung. Seine Liederlichkeit überstieg bei weitem seine Kräfte, und verabscheuen konnte ich nur den Schwächling, dessen ungezähmte Begierde ihn im kurzen zu Grunde richten mußte; der seinen Launen nach ein Kind, seinem Alter nach ein Jüngling, seinem Körper nach ein Greis war, und der bei tausend Unausstehlichkeiten, keine einzige Liebenswürdigkeit besaß."

„Während meiner Bekanntschaft mit Dir stehe ich in dem Solde eines Engländers, der das langweiligste und sonderbarste Geschöpf ist, welches sich denken läßt. Er ist aus lauter Widersprüchen zusammen gesetzt, und verzehret in Berlin seine unermeßlichen Einkunfte, nicht um sein Leben zu genießen, sondern bloß um sein Geld durchzubringen. Gerade weil niemand die Gegend von Berlin schön findet, hält er sich hier auf und macht häufige Lustfahrten in den öden Sandfeldern; die schönen Punkte der hiesigen Umgebungen, den Thiergarten, Bellevue, den Mohabit, Charlottenburg u. dgl.

besucht er dagegen nie, und eben so wenig die städtischen Vergnügungen. Er hat mir schon längst den Vorschlag gemacht, mit ihm nach Potsdam zu ziehen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil es dort menschenleer ist. Ihm macht nichts Freude, wodurch Andere froh werden, aber er wird auch nicht unangenehm von dem berührt, was Andere kränkt. Gegen mich läßt er weder Theilnahme noch Eifersucht blicken. Stundenlang sitzt er an meiner Seite, ohne ein Wort zu reden, ohne durch einen Blick zu verrathen, daß ich ihm werth sey; nie noch habe ich eine Aufwallung des Zorns, nie die Aeußerung einer lebhaften Freude von ihm gesehen."

„So sind die Männer beschaffen gewesen, die ich kennen zu lernen das Unglück hatte; konnte ich sie achten? konnte ich den Grundsätzen untreu werden, die meine Mutter mir eingeflößt hatte. Meine Verachtung stieg gegen ein Geschlecht, von dem ich noch nichts Gutes gesehen hatte, und ich wurde in der Meinung bestärkt, mir durch Hingebung meiner Person das Recht erkauft zu haben, die Männer zu plündern und sie meine Launen empfinden zu lassen. Noch nie fühlte ich einige Neigung für einen der von mir begünstigten Liebhaber, und wenn ich ihnen Zärtlichkeit heuchelte, so geschah

dieß nur, weil mir der Eigennutz es als ein Mittel eingab, sie desto ungemessner benutzen zu können.

Da erschienest Du, und mit meinem Innern ging eine plötzliche Verwandlung vor. Deine Gestalt machte bei dem ersten Anblick einen tiefen Eindruck auf mich, und zum erstenmale schwieg die Stimme der Selbstsucht in mir. Ich fühlte mich zu Dir hingezogen, und wünschte Dir zu gefallen. Ich lernte Dich näher kennen, und bewunderte Deine Bescheidenheit bei entschiedenem Werthe, Deine Sittlichkeit und Deine menschliche Würde. Mir blieb der Eindruck nicht unbemerkt, den ich auf Dich gemacht hatte, und meine Freude war grenzenlos. Von Dir geliebt zu werden, in Deinen Armen die Wonne einer reinen Neigung zu kosten, war mein höchster, mein einziger Wunsch. Er ist erfüllt worden; ich habe des Lebens höchste Seligkeit geschmeckt, die Wonne, im Herzen eines edeln Mannes zu herrschen, ihn so zu beglücken, als von ihm beglückt zu werden, dieser Hochgenuß ist mir geworden. Vergessen habe ich die Schmach, zu der das ungerechte Schicksal mich verdammte; berauscht habe ich mich in dem Gefühl einem Manne, dem außer meiner Liebe auch noch meine ganze Achtung gebührt, einige frohe Stunden gegeben zu haben,

von ihm für gut gehalten zu werden, und wirklich, so lange unser Umgang währte, nicht schlecht gewesen zu seyn. Zum ersten Male habe ich den Werth der besseren Menschheit gefühlt, und zum ersten Male mit weinenden Augen dem Himmel für mein Daseyn gedankt. — Aber nun scheidet sich unser Weg: nun tritt mein finsteres Schicksal vor mir und mahnet mich an das, was ich bin; es zürnt mir zu, daß ich länger nichts gemein haben könne mit Dir; es befahl mir den Schleier zu zerreißen, der meine Verworfenheit Dir verhüllte: ich habe es gethan und ach! Du bist auf ewig für mich verloren."

Bei diesen Worten verbarg sie ihr Gesicht und überließ sich ihrem Schmerze, der in ein lautes Weinen ausbrach. Müller saß in trübsinnigem Nachdenken verloren da; sein Herz blutete aus tausend Wunden, denn das schöne Götterbild, das noch eben in hehrer Glorie vor seiner Seele stand, war zertrümmert; sein Ideal eines guten liebenden Weibes von dem Schmutz gemeiner Leidenschaft entstellt. Die Reize, die ihn entzückten; waren für Geld feil gewesen, die, von der er häusliche Freuden verlangte, an deren Seite er die lange Bahn des Lebens durchwandeln wollte, war ein Kind und Zögling des Lasters, und mit der Tu-

gend, bis auf den Namen davon, unbekannt. Rosaliens Weinen that ihm wehe, er bat sie sich zu beruhigen, und ihm Zeit zu lassen einen Entschluß zu fassen. Ach, rief Sie schmerzvoll, hier ist nur ein Entschluß möglich; entferne Dich von mir und überlaß mich meinem Gram. Nein, sagte er, ich kehre Morgen wieder, und bis dahin sey ruhig.

7.

Müller schloß sich ein, als er nach Hause kam, und überließ sich den Empfindungen, die seine Brust durchstürmten. Der Gedanke, daß seine Geliebte eine Buhlerin sey, war ihm unaussprechlich bitter. Was kann verworfener seyn als ein Weib, das sich für Geld preis giebt; die dem Höchstbietenden mit ihren Reizen zu Diensten steht, und wäre er so roh wie ein Buschmann, und so häßlich wie ein Parian. Dachte er daran, so trat seine Liebe zu Rosalien gänzlich in den Hintergrund zurück. Aber dann entschuldigte wieder seine Neigung für sie ihren Lebenswandel. War es ihre Schuld, so sagte er es sich, daß sie von einer verworfnen Mutter geboren, von einer lasterhaften Erzieherin gebildet wurde, und ihre Unschuld durch höllischen Verrath verlor, noch ehe sie einen Bgriff von Tugend hatte?

Gereichte es ihr zum Vorwurf, daß Niemand sich ihrer annahm und sie auf den Weg der Tugend leitete? kann sie dafür büßen, daß sie ein Gesetz nicht beobachtete, welches sie niemals kennen lernte? Nein, rief er, sie ist nicht strafbar, und meine Pflicht ist es, sie zu retten! Aber, fiel jetzt wieder die Klugheit ein, kann ein Weib, welches nie die Freuden der Unschuld, nie die Würde der Tugend kennen lernte, kann die dir die häusliche Freuden gewähren; kann sie die Krone deines Hauses, kann sie deinen Kindern eine gute Mutter seyn? Warum nicht? antwortete die Liebe, sie fehlte ohne es zu wissen, sie wird ihre Fehler bereuen, da sie sie erkannt hat, und, hat sie erst die Tugend lieb gewonnen, größer dastehn, als wenn sie nie gefallen wäre. Noch quälte ihn die Bedenklichkeit, ob es sich würde thun lassen, sie in das Haus seiner Eltern einzuführen, wo man ängstlich auf einen guten Ruf hielt, und unbarmherzig jeden weiblichen Fehltritt richtete, weil man strenge gegen sich selbst war. Aber darüber beruhigte ihn die Liebenswürdigkeit Rosaliens, die, so hoffte er, ihr die Herzen der Seinigen gewinnen würde. Nach manchem Hin- und Herdenken stand sein Entschluß fest, Rosalien seine Hand zu reichen. Die Liebe hatte gesiegt:

alle Fehler des Mädchens waren in seiner Neigung zu ihr untergegangen, und gereinigt stand ihr Bild vor seiner Seele da.

Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er am andern Tage zu ihr gehen durfte, und eilte zu der gewöhnlichen Stunde hin, um ihr seinen Entschluß anzukündigen und ihre Zustimmung zu erbitten. Aber er fand die Thüre ihres Vorzimmers verschlossen, und ein Billet, das ihm der Bediente überreichte, enthielt die dringende Bitte, sie in acht Tagen nicht zu besuchen. Schmerzlich war ihm dieses Verlangen, doch wollte er gehorsamen. Drei unerträglich lange Tage hielt er seinen Vorsatz, aber seine immer größer werdende Unruhe drängte ihn gegen Abend des vierten Tages zu ihr zu gehen. Er ging, ohne sich melden zu lassen, gerade zu nach Rosaliens Zimmer, und fand sie vor einem Tische zwischen vielen Geldsäcken sitzen, die sie zu numeriren beschäftigt war. Sie wurde sichtlich durch Müllers Eintritt überrascht und rief ihm entgegen: „Ey, mein Freund, es thut mir wehe, daß Sie meine Bitte nicht geachtet haben. Sie stören mich in einem dringenden Geschäft und reißen ein Verband wieder auf, das ich mir zur Heilung einer schmerzhaften Wunde aufgelegt habe.“

Was ich Dir zu sagen habe, antwortete er, leidet keinen Aufschub; es betrifft Dein und mein Wohl und nichts kann uns wichtiger seyn.

„Wohlan, so lassen Sie mich es wissen, wenn nicht um meinetwillen, so doch ihrentwegen.“

Laß' das kalte fremde Sie, das für unser Verhältniß nicht paßt, und höre mich an. Ich habe Deine Geschichte, die mich mit dem schmerzlichsten Gefühle erfüllte, wohl beherzigt; ich habe Dein Leben, Deine Handlungen mit einem unpartheiischen Blicke geprüft und wohl erwogen, was Du bisher warst und wie Du es wurdest. Du hast gefehlt, doch Du warst nicht schuldig; denn Dir ward ja nie der Weg zum Guten gezeigt; Dir mangelte die Tugend, doch warst Du nicht lasterhaft; denn nicht Neigung, nicht böser Wille machte Dich zur Beute sträflicher Lust, sondern ein unabwendbares Verhängniß trieb Dich dazu. Bei den Umständen, die auf Deine Geburt, auf Deine Erziehung einwirkten, würde auch ein Engel nicht rein geblieben seyn, darum bist Du in meinen Augen entschuldigt. Jetzt frage ich Dich: hast Du Muth dem glänzenden Elende, in welchem Du bis jetzt lebtest, zu entsagen? hast Du Willen und Kraft ganz tugendhaft zu seyn? willst Du Dich allen Pflichten eines guten

Weibes, auch den schwersten, mit Lust und Liebe unterziehen, und genügt Dir das bescheidene Loos einer stillen Häuslichkeit? — Ist dieß der Fall, so sind meine Arme geöffnet, um Dich als meine geliebte Gattin zu umfangen.

„O, Karl, Du Herz voll Engelsmilde! rief Rosalie schmerzlich weinend aus, welch einen Himmel öffnet mir Deine Güte; und ach! ich Unseelige darf ihn nicht betreten, denn der Rächer mit dem Flammenschwerte treibt mich auf ewig davon zurück. Ob ich den Muth habe gut zu seyn? Seit ich Dich kannte, war ich nicht mehr schlecht, und bittre Reue über mein früheres Leben füllte meine Brust. Blick her, diese Geldsäcke sind der Erlös von meinen Jouvelen, vom Silbergeschirr und andern Kostbarkeiten; sie füllen morgen die Kasse des Armenhauses. Auch die Prunkstücke meiner Zimmer sind verkauft und ihr Preis wird zur Erziehung armer Mädchen verwandt. Mein Verhältniß mit Sir Balton ist gelöset und alles abgethan, was mich an meine Schande erinnert. Aber nicht in Deinen Armen werde ich der Liebe Freuden genießen, nicht an Deiner Seite als Hausfrau und Mutter glücklich seyn: dazu fehlt es mir an Muth. Nein, geliebter Karl, nicht das unseelige Kind der Sünde darf

Deine Gattin seyn; die entehrte, mit Schmach bedeckte Sünderin, darf sich nicht in den ehrwürdigen Kreis einer tugendhaften Familie drängen; die Büßende kann Dir kein Liebesglück gewähren, kann nicht die Mutter Deiner Kinder seyn. In verborgner Dunkelheit will ich an der Besserung meines Lebens arbeiten, und einsam mein Geschick beweinen, das mich auf ewig von allen guten Menschen trennt."

O, hör' auf Rosalie, Dich und mich zu quälen! Du bist mit Deinen guten Vorsätzen mir achtungswerther, als die stolze Tugendhafte, der nie die Versuchung nahete. Verbanne Deine Bedenklichkeiten, die nur die Kinder Deines Trübsinns sind; Du wirst mich glücklich machen und die bösen Tage Deiner Vergangenheit vergessen. Dein Liebreiz wird Dir meine Eltern gewinnen; Dein Wandel Dich ihnen achtungswürdig machen, und an meiner Hand führst Du ein tugendhaftes und zufriedenes Leben.

„Guter Schwärmer, Du bittest um Dein Unglück, und meine Liebe zu Dir macht es mir zur Pflicht, Dein Verlangen Dir abzuschlagen. An meiner Seite müßtest Du auf alle Freuden des geselligen Lebens Verzicht leisten; denn welche recht-

liche Familienmutter würde mit der ehemaligen Buhlerin umgehen wollen. Deine Eltern würden sich mit Recht ihrer unwürdigen Schwiegertochter schämen, und Deinen Kindern gereichte die Schmach ihrer Mutter zum Vorwurf. Wenn Du an der Seite Deines Weibes Dich in Deine frohe Kindheit träumen wolltest, so würdest Du Deine Freude unterdrücken müssen, um ihre Augen nicht mit Thränen der Reue zu füllen, ihre Wange nicht mit Schamröthe zu färben. Deinen Töchtern könntest Du den Segen nicht geben: seyd fromm wie einst Eure Mutter war, denn dieß wäre ja ein Fluch. Ich kann Dir kein heiteres, frohes Gemüth entgegen bringen, mir fehlt der unbefangene Sinn der Schuldlosigkeit; mir fehlt alles, was Dich glücklich machen kann, und meine Reue, bei dem Rückblick auf meine Vergangenheit, würde den Frieden Deiner Tage vergiften. Darum laß' ab in mich zu dringen und verhindre mich nicht einen Plan auszuführen, von dem ich meinen Frieden erwarte. Ich nehme von dem was mir früher gehörte nur soviel, als ich bedarf, um mich zwei Jahre lang gegen drückenden Mangel zu schützen. Mit dieser kleinen Summe ziehe ich in eine Provinzialstadt und suche durch Unterrichtgeben in der Musik und

andern weiblichen Arbeiten nützlich zu werden. Ausserdem will ich mich bemühen junge weibliche Seelen von dem Leichtsinne zu heilen, der nur zu oft unser Geschlecht unglücklich macht. Ich werde über die Pflichten des Weibes nachdenken, ich werde gute Bücher lesen; ich werde mich selbst, und endlich auch Andre bilden und dadurch die Ruhe wiederfinden, die ich verlor, als ich einsehen lernte, daß mein Leichtsinn, der die Folge meiner Erziehung war, mich um das Glück brachte Gattin und Mutter zu werden."

Die beiden Liebenden stritten noch lange hin und her; sie für die Ausführung ihres Planes, er für die Verbindung mit ihr, und endlich siegte seine Beharrlichkeit, als er seinen Antrag mit der feierlichen Versicherung unterstützte: ohne ihren Besitz nie glücklich werden zu können.

„Nun wohl, sagte sie, als sie seinen dringenden Bitten nichts mehr entgegen zu setzen wußte, ich gebe Dir nach, und Gott sey mein Zeuge, daß ich mit schwerem Herzen Deinem Verlangen widerstanden habe, das nur zu sehr mit meinen Wünschen übereinstimmte. Aber eine innere Stimme sagt es mir, daß ich unrecht thue, und daß unsere Verbindung ein großes Weh über Dein und mein

Leben verbreiten wird. Karl, Du thust nicht wohl mich in einen Kreis hinein zu ziehen, wo ich nicht hingehöre; Du thust nicht wohl, Dein reiches hoffnungsvolles Leben an mein unglückseliges Daseyn zu knüpfen! Rechne mir es nicht zu, wenn einst die Erinnerung an meine frühere Schuld sich wie Blei an die Fittige Deines heiteren Genius hängt, und seinen Aufflug zu den goldenen Gefilden reiner geistiger Freuden hemmt; rechne mir es nicht zu, wenn bittre Reue über Deinen Entschluß Dich ergreift: mein Vorsatz war Dich davor zu retten, Du hast selber nicht gewollt."

Müller verschloß ihr den Mund mit Küssen, und ließ keine ihrer Vorstellungen aufkommen; doch mußte er die Bedingung eingehen, daß die Verbindung noch ein Jahr lang aufgeschoben würde, damit sie unter dieser Zeit sich auf ihren künftigen Beruf als seine Gattin vorbereiten könnte. In Hinsicht des Geldes, welches sie zu wohlthätigen Zwecken bestimmt hatte, blieb sie bei ihrem Entschluß; auch nahm sie keine Unterstützung von Müller an, sondern bestritt ihre Ausgabe von einer mäßigen dazu bestimmten Summe. Sie bezog eine kleine Wohnung in einer abgelegenen Straße, und erlaubte ihrem Geliebten nur selten

den Zutritt zu ihr. Ihre Gesellschafterin war durch die Fürsprache des Engländers in ein Stift aufgenommen worden, ihr Kammermädchen hatte sie abgelohnt und den Jokey nahm auf ihr Bitten Müller zu sich. Dieser Knabe war zu unbekannt mit allen Weltverhältnissen, um als Bedienter fortkommen zu können. Er war noch mehr Kind, als er es seinem Alter nach hätte seyn sollen, aber er liebte Rosalien mit der glühenden Leidenschaft eines Mannes und verzehrte sich in stummen Wünschen.

8.

Während seines Umganges mit Rosalien hatte Müller seine übrigen Bekanntschaften vernachläßiget und die Familienzirkel, in die er eingeführet worden war, nur selten besucht. Dieses fiel auf, denn man vermißte die angenehme Unterhaltung des lebhaften jungen Mannes sehr, und besonders fanden die jungen Damen seine Abwesenheit ganz unersetzlich. Seine Entschuldigungen mit Unpäßlichkeit oder vielen Geschäften, wurden nicht geglaubt; denn ersterem widersprach seine blühende Gesichtsfarbe, dem andern jeder, der bei dem Kollegio, wo er angestellt war, arbeitete. Mehrere

Anzeichen ließen auf eine geheime Liebe schließen, und die feine Welt, die hier einen reinen Stoff zur Unterhaltung ahnete, suchte der Sache auf den Grund zu kommen. Nun fehlt es in Berlin nicht an der verrufenen Klasse der Plaisirtreter, die um alle Neuigkeiten wissen, die mit scandalösen Anekdoten und Tagesgeschichten die Mahlzeiten bezahlen, zu denen sie sich ungebeten drängen, und die man ihnen genießen läßt, weil man das Herz nicht hat, ihre Unverschämtheit gebührend zurück zu weisen, oder auch weil man Behagen an ihre Klätschereien findet. Ein solcher Allerweltszeitungsträger wurde nun in Thätigkeit gesetzt, und richtig brachte dieser das zwischen Müllern und Rosalien bestehende Verhältniß heraus. Müllers Anwesenheit im Schauspielhause in Rosaliens Loge war bemerkt worden. Man hatte Rosalien erkannt, und dieß gab schon einen Leitfaden, der zu weiteren Aufklärungen führen mußte. Der Neuigkeitskrämer erkundigte sich nach Rosaliens Wohnung und machte sich mit der Lokalität derselben bekannt. Er stand mehrere Abende auf der Lauer, aber da er nichts entdecken konnte, so schloß er, daß die Liebenden einen andern Ort zu ihren Zusammenkünften gewählt haben müßten, und er spürte glücklich das

Hinterhaus aus, wo er Müllern in Begleitung des Jokeys hinein gehen sahe. Jetzt wußte er genug und eilte, die wichtige Nachricht, daß Müller einen Umgang mit der Maitresse eines Engländers habe, zu verbreiten. Dieser Bericht war aber zu trocken, um die neugierigen Herren und Damen zu befriedigen; man wollte das Nähere wissen, und der Zeitungsträger wurde abermals beauftragt, Nachforschungen deshalb zu halten. Das war für den lieben Mann ein sauer Stück Arbeit, denn Rosalie war wenig im Publikum bekannt, und ihre Bedienten waren ihrer Gebieterin zu treu, um für die winzige Bestechung, die er bieten konnte, aus der Schule zu schwatzen; seine Wißbegierde traf daher überall auf Dunkelheiten. Doch das Glück ist den Thätigen günstig. Auch bei unserm Pflastertreter war es der Fall; es führte ihm die ehemalige Erzieherin Rosaliens in den Weg und nun war er am Ziel. Dieses niedrige Weib hatte einen unversöhnlichen Haß gegen Rosalien gefaßt, weil sie von dieser den Gewinn nicht gehabt hatte, auf den sie rechnete; erwünscht waren ihr deshalb die Erkundigungen, die man über Rosaliens Verhältnisse anstellte, und sie erzählte die Lebensumstände und das Herkommen ihres ehmaligen Zöglinges mit den ge-

häſſigſten Zuſätzen verbrämt. Der Neuigkeitskrämer ermangelte nun nicht den erhaltenen Bericht vermehrt und verbeſſert ſeinen Gönnern zuzutragen, und ſo wurden nach und nach alle Zirkel, in denen Müller Zutritt hatte, damit bekannt.

Unter denen, die von Müllers Liebſchaft Kenntniß erhielten, war auch ein alter Kammergerichtsrath, der ſehr ſtark darauf gerechnet hatte, bei Müllern ſein dreißigjähriges Töchterchen anzubringen. Gegen einige Ausſchweifungen des jungen Mannes hätte er nun wohl nichts einzuwenden gehabt, denn wurde er ſeiner Tochter zu Theil, ſo hatte dieſe einen deſto geſchmeidigern Ehemann an ihm, wenn ſie ihm recht viel zu verzeihen hatte. Aber dieſe Verbindung ſchien ernſthaft, wenigſtens über die Gebühr koſtſpielig werden zu wollen, und dem glaubte er vorbeugen zu müſſen. Er ſchrieb in dieſer Abſicht, in dem Tone eines beſorgten Freundes, an den Vater des jungen Müller einen Brief, worin er ihm die Verbindung ſeines Sohnes mit einem berüchtigten Frauenzimmer, die ihm ungeheure Summen koſten ſollte, meldete, und ihn beſchwor, den hoffnungsvollen jungen Mann auf eine gute Art von dieſer verderblichen Leidenſchaft abzuziehen. Er machte ſich verbindlich nähere Erkundigungen über

diese Sache anzustellen, und erbat sich schließlich eine unverbrüchliche Verschwiegenheit seines Namens.

Der alte Müller wurde durch diese Nachricht erschüttert, aber nur auf einen Augenblick. Bei reiferem Nachdenken schien ihm die ganze Hiobspost zu sehr das Gepräge einer gemeinen Kaffeschwester-Klätscherei zu tragen; und der gewundene Styl des Briefstellers, sein Anerbieten, nähere Nachrichten zu besorgen, endlich die Bitte um Verschweigung seines Namens, zeugten für dessen zweideutigen Charakter und für eine unlautere Absicht.

Daß sein Sohn sich zu einer Verirrung habe hinreißen lassen, fand er möglich; ja es war ihm sogar wahrscheinlich, da jedem Gerücht gewöhnlich etwas Wahres zum Grunde liegt. Aber er hatte ein zu festes Zutrauen zu Karls Verstande, um zu glauben, er werde große Summen wegen einer Liebschaft verschwenden, oder Körper und Geist deshalb zu Grunde richten. Er schrieb also an den Rath eine Antwort, worin er ihm für seinen guten Willen dankte, aber zugleich äußerte: sein Sohn sey bereits mündig, also Herr seiner Handlungen, für die er selbst aufkommen müsse. Wegen der angeblichen Verschwendung stellte er Zweifel auf, und

endlich bat er, ihn künftig mit dergleichen betrübten Nachrichten zu verschonen. An Karl wollte er aber selbst schreiben, besann sich indeß eines Andern und beschloß es abzuwarten, bis er einen Brief von ihm erhalten würde, der ihm vielleicht den Zusammenhang der Sache aufklärte.

Der Rath ärgerte sich nicht wenig über die Antwort des alten Müller. Sein ganzer Plan war gescheitert. Er wollte sich bei dem Vater durch seine Nachricht in Gunst setzen, und hoffte einen Briefwechsel einzuleiten, wodurch er ihn nach und nach für seine Absicht, Karl zu seinem Schwiegersohn zu machen, stimmen wollte. Damit war es nun, wenigstens vor der Hand, vorbei. Doch darum ließ er seine Absicht noch nicht fahren, sondern sann nur auf einen mehr sichern Weg, um sein Ziel desto gewisser zu erreichen.

Karl trieb seine Berufsgeschäfte etwas läßiger als sonst, weil er glaubte sich recht bald von ihnen lossagen zu können, und weil Liebe seine ganze Seele füllte. Es wurde gelegentlich im Kollegio davon gesprochen, und der Rath warf sich zu seinem Vertheidiger auf, aber auf eine Art, die dem jungen Müller nicht nur nicht half, sondern im Gegentheil seine Sache verschlimmerte, da durch grundlose

Entschuldigungen geärgert, die mehresten Räthe zu dem Entschluß gestimmt wurden, Müllern einen schriftlichen Verweis wegen seiner Nachläßigkeit geben zu lassen. Das war es, was der Rath haben wollte; denn seine Vertheidigung, wußte er, kam zu Ohren des alten und jungen Müller, und mußte ihm beider Zutrauen erwerben; der dennoch erlassene Verweis aber diente zu seiner Rechtfertigung, daß er nicht zuviel gesagt habe, wenn er in seinem Briefe an Müller den Vater behauptete: der anstößige Verkehr seines Sohnes äußere nachtheilige Folgen auf dessen übrige Lebensverhältnisse. Doch damit war noch immer wenig gewonnen; der junge Müller mußte von seiner Liebschaft getrennt werden, wenn er Augen für die überreife Tochter des Raths bekommen sollte, und dazu waren noch andere Maaßregeln erforderlich.

Rath Niemann glaubte am ersten damit zum Zwecke zu kommen: wenn er durch irgend einen reichen verschwenderischen Wüstling Rosalien zur Untreue gegen Müller verleiten könnte, und es gelang ihm auch wirklich einen aufzufinden, der, durch eine Schilderung von des Mädchens Reizen entflammt, allen guten Willen zeigte, sie ihrem Liebhaber abwendig zu machen. Aber alle seine Versuche, einen

Umgang mit Rosalien anzuknüpfen, schlugen fehl, denn ihre Wohnung war für jede Mannsperson, außer ihrem Bräutigam, unzugänglich, und an öffentlichen Orten zeigte sie sich jetzt nie. Rath Niemann, dem dieses unbegreiflich war, da er sie für eine Dirne gehalten hatte, deren Gunstbezeugungen jedem Meistbietenden feil standen, schlich sich um ihre Wohnung, um wo möglich etwas näheres von ihrem Verhältniß mit Müllern zu erspähen. Er hatte bald eine fromme Wittwe ausgewittert, die bei ehrbaren Leuten zuweilen für Geld und gute Worte die Gelegenheitsmacherin abgab, und deren Garten an ein kleines Gärtchen grenzte, das zu Rosaliens Wohnung gehörte. Hier belauschte er, von einer schattigen Laube verdeckt, mehrere Gespräche der beiden Liebenden, woraus er ihr Verhältniß, und Müllers Absicht sich mit Rosalien zu vermählen, erfuhr. Nun schrieb er aufs Neue an Müllers Vater, legte dem Briefe eine Abschrift des Verweises, den der jüngere erhalten hatte, bei, meldete dem Alten den Entschluß seines Sohnes, sich des ehesten mit einer öffentlichen Buhlerin zu vermählen, und machte ihm den Vorschlag, daß er seinen Sohn unter irgend einem Vorwande auf einige Zeit nach Hause berufen sollte, während er das berüchtigte

Frauenzimmer auf eine gute Art aus Berlin zu entfernen versuchen wollte.

Der alte Müller war Karln stets ein nachsichtiger Vater gewesen und hatte nie seine Lebensweise ängstlich beschränkt; doch seine Nachsicht beruhte nicht auf Schwäche, sondern auf die Ueberzeugung von dem ausgebildeten Verstande und dem guten Charakter seines Sohnes. Daher hielt er die erste Anzeige des Raths für eine grundlose Klätscherei und wies sie als solche zurück. Wenn ihm aber jetzt Beweise vorgelegt wurden, daß Karl inkonsequent handle, seine Pflichten verabsäume und sich und seine Familie durch eine unpassende Heirath beschimpfen wolle, so war es kein Wunder, wenn er an dem Charakter seines Sohnes irre und bewogen ward, den Vorschlag des Raths anzunehmen.

Karl fürchtete die Genehmigung seiner Eltern zu seiner Verbindung nicht zu erhalten, und marterte sich schon lange mit Ersinnung der Mittel und Wege, wodurch er sie wohl zur Einwilligung bewegen könne. Er kannte die strengen Grundsätze seiner Mutter im Punkte weiblicher Tugend; er wußte, daß sie, die sich keinen Fehltritt, ja nicht einmal eine Schwäche vorzuwerfen hatte, auch dergleichen keinem andern Weibe verzieh. Er konnte es sich

ferner nicht verhehlen, daß Rosaliens früherer zweideutiger Ruf durch seine Verbindung mit ihr seiner Schwester nachtheilig werden könne. Endlich hatte er auch die Gesinnung seines Vaters zu fürchten, der in dem Punkte eines unbescholtenen Rufes seiner Familie unbeugsam eigen war. Diesen Hindernissen setzte er aber seine unendliche Liebe und seinen festen Willen entgegen. Daß er nie von seiner Geliebten lassen wollte, das war sein unerschütterlicher Vorsatz, aber dem guten Sohne war auch daran gelegen, das zwischen ihm und seinen Eltern bestehende liebevolle Verhältniß zu erhalten, und daher seine Sorge und sein Kummer.

Er war noch nicht mit sich einig, auf welche Art er den Eltern seinen Vorsatz bekannt machen und ihre Einwilligung erbitten sollte, als ein Brief seines Vaters ihn nach Hause beschied. Warum er nach Hause kommen sollte, war nicht angezeigt; er vermuthete ein Heirathsproject sey die Ursache davon. In dieser Vermuthung hielt er es für das Beste Rosalien mitzunehmen, da er hoffte, ihre Liebenswürdigkeit würde seine Eltern für sie gewinnen und sie zur Genehmigung seiner Verbindung mit ihr bestimmen. Aber Rosalie gab diesem Gedanken ihren Beifall nicht, ihre Aengstlichkeit ließ

sie nur Demüthigungen von den Eltern ihres Karl erwarten, und sie war nicht zum Mitreisen zu bewegen.

Der alte Müller hatte, wie schon erwähnt, den Antrag des Rath Niemann, Rosalien von Berlin zu entfernen, gebilliget, und als dieser nun Karls Abreise erfuhr; so machte er sich sogleich ans Werk. Er reichte im Namen des alten Müller eine Klage bei der Policeybehörde gegen Rosalien als Verführerin des jungen Müller ein, beschuldigte sie, ihn zur Verschwendung und Vernachläßigung seiner Dienstpflichten verleitet, und ihm das Versprechen entlockt zu haben, sie wider den Willen seiner Familie zu heirathen. Noch zeigte er an, daß sie schon früher einen ärgerlichen Lebenswandel geführet habe, welches er mit Zeugen erhärten wolle.

9.

Niemanns Absicht ging dahin, Rosalien durch eine entehrende Strafe ihrem Liebhaber verächtlich zu machen; denn er glaubte Karl würde sie von selbst verlassen, wenn sie öffentlich beschimpft worden wäre. Er schloß so, weil er nicht fähig war den Umfang der Liebe des Jünglinges zu begreifen. Sein Plan war, Rosalie sollte durch einen Büttel

am hellen Tage zur Stadt hinaus gebracht werden; herein konnte ihm zwar die Policey nicht willfahren; was sie aber in dieser Sache that, war nicht weniger seinem Zwecke gemäß.

Ein altes Policeygesetz verordnete nämlich, daß junge Frauenzimmer niedrigen Standes durchaus in Dienste gehen sollten, wenn nicht ein namhafter Mann, eine schriftliche Erklärung von sich gäbe, daß er sie unterhalte. Dieses Gesetz brachte man bei Rosalien in Anwendung. Niedern Standes war sie allerdings, denn sie war ein uneheliches Kind, und ihre Mutter überdem in der Charitee gestorben. Einen Mann, der sie schriftlich für seine Beischläferin erklärte, konnte und wollte sie nicht nachweisen, da sie jetzt tadelfrei lebte, und ihres Bräutigams wegen einen so übeln Ruf nicht mehr dulden durfte. Zum Dienen konnte sie sich ihrer Verhältnisse wegen auch nicht entschließen. Nun war ihr das Arbeitshaus gewiß; aber das genügte dem Rath Riemann noch nicht, der sie so tief wie möglich demüthigen wollte, damit Karl den Muth verlieren sollte, noch in irgend einem Verhältnisse mit ihr zu stehen. Er drang also bei einer Justizbehörde auf eine Untersuchung wegen Verführung des jungen Müller, im Namen dessen Vaters, und

da sie den Umgang mit ihm, und auch seine Absicht sie zu ehelichen eingestehen mußte, so wurde sie für überwiesen angesehen und ihr das Zuchthaus zuerkannt.

Man denke sich die Lage dieser Armen, die, ohne sich eines Vergehens schuldig zu wissen, wie eine gemeine Verbrecherin behandelt, und mit verworfenen Bösewichtern in eine Klasse gestellt werden sollte! Sie, an jede Bequemlichkeit des Lebens gewöhnt, einst von vornehmen Liebhabern angebetet; sie, die die nahe Aussicht hatte die Gattin eines edeln Mannes zu werden, wurde nun zu grober Kost und harter Missethäterarbeit verurtheilt; wurde der Hoffnung, einst ein würdiges tugendhaftes Weib zu seyn, für immer beraubt; wurde entehrt, beschimpft und plötzlich unter den Auswurf der Menschheit geschleudert. Und dieses alles in dem Augenblick, wo sie durch einen streng sittlichen Lebenswandel die Tugend wegen ihrer früheren Fehltritte mit sich versöhnt zu haben glaubte. Sie gerieth nach Anhörung des Urtheils in eine Betäubung, die an Fühllosigkeit grenzte, und sie unfähig machte, etwas zu ihrer Vertheidigung beizubringen. Die jüngeren Beisitzer des Kollegiums, bei dem dieses grausame Urtheil gefällt wurde, waren von dem Schick-

sal der Unglücklichen bis zu Thränen gerührt; aber einige alte Räthe, von Rath Niemann dazu gestimmt, drangen auf genaue und schonungslose Erfüllung ihrer Sentenz.

Ein Büttel faßte sie bei dem Arme und führte sie ins Zuchthaus. Dort wurde ihr die gute Kleidung ausgezogen, und sie in ein grobes Zuchtlingsgewand gehüllt. Den reichen Haarwuchs schnitt man ihr kurz am Kopfe ab, und bedeckte das schone Haupt mit einer verunstaltenden Haube. Die zarten Hände mußten an der stinkenden Wolle zerren, und die Füße, nur gewohnt auf kostbaren Teppichen zu treten, mußten das schwere Spinnrad drehen. Rosalie ließ ohne Widerstreben alles mit sich machen; sie war wie im Traum und schien ihre Empfindung gänzlich verloren zu haben. Ihr mattes Auge starrte glanzlos vor sich hin, Todtenblässe hatte ihr Gesicht überzogen, und nur ein tiefes Seufzen zeugte an, daß sie noch einiges Gefühl für ihren Zustand habe.

Karl war unterdessen bei seinem Vater angekommen, und wurde von ihm mit einer finstern Miene empfangen. Dieser Empfang schlug ihn nieder, und machte ihn in seinem Vorsatze wankend, sich seinem Vater sogleich zu entdecken. Der aber

führte ihn in sein Studierzimmer, legte ihm die Abschrift des Verweises vor, und da er eingestehen mußte, ihn verdient zu haben, so forderte der Vater Auskunft über den ihm beigemessenen Vorsatz ein Frauenzimmer von berüchtigtem Lebenswandel zu ehelichen. Karl war zu stolz, um durch Lügen Zeit zu gewinnen, einen vortheilhaftern Augenblick abzuwarten für seine Liebe zu reden; er gestand alles, trug aber dem Vater zugleich die Geschichte seiner Geliebten und das Entstehen seiner Liebe vor. Der Alte blieb nicht ungerührt von dem lebhaften, herzgewinnenden Vortrage seines Sohnes; er war bei sich überzeugt, daß die Person wenigstens nicht verächtlich seyn könne, die seinen bis jetzt tugendhaften Sohn zu fesseln gewußt habe, und der Ernst seines Blickes milderte sich. Als aber Karl ihm alles gesagt zu haben glaubte, was ihn zur Nachsicht und Genehmigung seiner Liebe bestimmen könnte, da erwiederte der Vater:

„Du kennst, mein Sohn, meine Handlungsweise in Hinsicht Deiner und wirst gestehen, daß ich Dir von Jugend auf mehr gerathen als befohlen, und Dich stets nur durch Vernunftgründe, nie nach Willkühr gelenkt habe. Du weißt, daß nie Vorurtheile mich bestimmten, und ich nie vom Scheine

mich verleiten ließ, etwas für gut oder schlecht zu halten. Ich darf also voraussetzen, Du wirst mir zutrauen, auch in dem gegenwärtigen Falle reiflich überlegt zu haben, was mir zu thun obliegt. Wenn ich alles, was Du vortheilhaftes von der Person, die Deine Liebe besitzt, sagest, als wahr gelten lasse, so glaube ich nicht zu viel zu thun, denn ich bin von Deinem richtigen Gefühl zu überzeugt, um zu fürchten, Du könntest von blinder Sinnlichkeit bestochen, das Schlechte für gut halten. Diese Ueberzeugung reicht aber noch keineswegs hin, Dir meine Einwilligung zu einer Heirath mit jenem Mädchen zu erwerben, da ich noch andere Rücksichten zu beobachten habe, die damit unvereinbar sind. Du wirst dieses bei ruhiger Ueberlegung selbst finden, und mich nicht hart oder eigenwillig nennen, wenn ich Dir durchaus und unter allen Umständen meine Einwilligung zu der von Dir beabsichtigten Verbindung versage."

„Dein Lebensglück zu befördern ist nicht nur meine Pflicht, sondern auch mein innigster Wunsch; aber ich darf es nicht auf Kosten der Ruhe einer treuen und tugendhaften Gattin thun, die durch Deine Vermählung mit einem Mädchen, deren Ruf nicht fleckenrein ist, tödtlich gekränkt werden

würde. Und könntest Du glücklich in den Armen Deiner Gattin seyn, bei dem Bewußtseyn, Deiner Mutter bittre Kummerthränen entlockt, sie um ihre Lebensfreuden, um den Frieden ihres Alters gebracht zu haben? Diese Rücksicht könnte mir wohl alle weiteren Gründe zur Verweigerung meiner Genehmigung ersparen, doch ich will Dir noch eine Ursache zur Erwägung vorlegen."

„Du hast eine Schwester, ein Mädchen, deren edler Charakter, deren Herzensgüte und reines, frommes Gemüth des höchsten Erdenglückes würdig ist. Willst Du diese ihrer Bestimmung entziehen; soll sie der Gatten- und Mutterfreuden entsagen, damit Du nach Deiner Phantasie glücklich werdest? Oder glaubst Du, es sey jeder Mann so stark wie Du, sich über das Urtheil der Welt wegzusetzen und ein Mädchen zu seiner Gattin zu wählen, deren Schwägerin einst ihre Gunstbezeugungen für Geld feil bot! Ich sehe vorher, was Du mir entgegnen willst. Du willst mit Deiner Geliebten außer Landes gehen, wo Euch niemand kennt, und dort wollt Ihr in stiller Abgeschiedenheit leben. Das klingt recht gut; aber womit magst Du die Ansprüche Deiner Eltern auf Deine Liebe, wo[illegible] die Ansprüche des Vaterlandes auf Deine Thätig-

keit befriedigen? Kannst Du mit leichtem Herzen, mit ruhigem Gewissen, Dich aller Deiner Pflichten als Mensch, Sohn und Bürger entledigen, um bloß Deiner Liebe zu leben? kannst Du es, so sey überzeugt, daß Du nie ein dauerhaftes Glück, und am wenigsten durch die Liebe, genießen wirst; denn das Bewußtseyn, nicht recht gehandelt zu haben, wird Dich durch das Leben begleiten und stets der Störer Deines Friedens seyn.“

Karl war durch seines Vaters Rede auf eine furchtbare Weise aus seinem süßen Traume geweckt. Ehe er noch die zu Gunsten seiner Liebe sprechenden Gründe hatte entwickeln können, waren sie schon entkräftet; noch ehe er den Mund zu einer Bitte geöffnet hatte, war ihm schon das, was er bitten wollte, bestimmt und für immer abgeschlagen. Und er durfte nicht einmal über Ungerechtigkeit klagen, denn die Gründe, die seinen Wünschen entgegen gestellt wurden, mußte er selbst für richtig anerkennen.

Wohl, rief er, Sie haben meinem Lebensglück das Todesurtheil gesprochen, doch mein Herz wird brechen, denn ich bin zu schwach diese Trennung zu ertragen. „So, mein Sohn, entgegnete der Alte, der Mann muß männlich seinen Schmerz bekämpfen;

wer seinem Grame weibisch unterliegt, verdient den Namen eines Mannes nicht." Karl schüttelte traurig den Kopf und nach einer langen, düstern Pause sagte er: Sie werden mir doch erlauben die Unglückliche noch einmal zu sehen und ihre Zukunft zu sichern, damit sie nicht Noth leide? „Gern, mein Sohn, erwiederte der Alte, sobald Du etwas ruhiger geworden seyn wirst; und für ihr anständiges Unterkommen wollen wir beide gemeinschaftlich Sorge tragen: gern will ich mich dazu verstehn ihr Loos, soviel in meinen Kräften steht, erträglich zu machen."

Karl fühlte tief und schmerzlich die ihm bevorstehende Trennung; es war seine erste, ach! nach seiner Empfindung seine einzige Liebe, von der er scheiden sollte; er zweifelte, ob er es überleben würde. Seine Liebe mußte stark seyn, denn er hatte die ganze Fülle der Unschuld und Jugendkraft in sein Mannsalter hinüber genommen; und wer so glücklich ist seine ganze Jugend hindurch vor dem Mehlthau der Wohllust, vor dem Nebel alberner Empfindelei bewahrt geblieben zu seyn, der wird stets, wenn er einen seiner würdigen Gegenstand findet, mit der vollen Kraft seines Herzens lieben und seine Liebe wird unüberwindlich seyn; es sey dann, daß

die Natur ihn aus kaltem Stoffe bildete, der keiner tiefen, innigen Empfindung fähig ist.

Karl war sehr unglücklich und konnte nicht, wie er wünschte, den unaussprechlichen Gram, der ihn folterte, vor den Augen der Seinigen verbergen. Der Mutter wurde nach dem Willen des Vaters ein Theil der Wahrheit verborgen, denn diese sollte nichts von dem Makel des Gegenstandes der Liebe ihres Sohnes wissen; es hieß daher nur im Allgemeinen: unübersteigliche Hindernisse thürmten sich seiner Liebe entgegen. Aber der sanften, theilnehmenden Schwester konnte Karl sein Geheimniß nicht entziehen; er konnte sich den Trost nicht versagen, in ihren Busen seinen Kummer auszuschütten und die Gute bemühete sich dem Betrübten Muth einzusprechen, so sehr sie auch übrigens die Fehltritte Rosaliens verabscheuete.

Vielleicht würde Karl sich endlich doch in die unvermeidliche Nothwendigkeit gefunden und durch Amaliens sanftes Trösten Festigkeit genug gewonnen haben, über seinen Schmerz Herr zu werden, da die Liebe zu seiner Familie ihm das schwere Opfer, welches er ihr bringen mußte, einigermaßen erleichterte, wenn nicht eine Nachricht aus Berlin sein Gefühl empört und ihn mit Zorn und Wuth

erfüllt hätte. Der Jokey nämlich, den Karl auf Rosaliens Bitten in Dienst genommen hatte, und der, wie bereits gesagt, seine ehemalige Gebieterin mit einer stillen, aber glühenden Leidenschaft liebte, war Zeuge von dem traurigen Schicksale Rosaliens gewesen und hatte vergebens sich bemüht, sie durch sein Zeugniß von der Schmach zu retten, die ihr widerfuhr. Er eilte seinem Herren nach, brachte aber, da er des Gehens nicht gewohnt war, beinahe acht Tage auf der Hinreise zu. So sehr es dem Burschen auch an aller Klugheit fehlte, so begriff er doch, daß er seinem Herrn die Nachricht von der Schmach seiner Geliebten allein vortragen müsse. Er umschlich daher den Garten des Landsitzes so lange, bis er ihn allein antraf, und brachte Müllern die betrübte Botschaft. Karl wurde bis ins Innerste dadurch erschüttert; in seiner Brust tobte ein Sturm von Empfindungen, und schauderhafte Vorsätze keimten in seiner Seele. Sobald er einiger Denkkraft wieder fähig war, ging er in den nahen Wald, um in der Einsamkeit die nöthige Fassung zu gewinnen. Er überdachte daselbst das grausame Loos Rosaliens, und da er seinen Vater für den Urheber davon halten mußte, so wich die kindliche Liebe dem Zorne über diese Härte. Auch

in der Theilnahme seiner Schwester ahnete er nur Heuchelei, und bei diesen Umständen glaubte er sich aller Rücksichten gegen seine Familie überheben zu können. Er beschloß demnach Rosalien aus dem schmachvollen Kerker zu befreien und sich sogleich mit ihr zu vermählen. Dieser Vorsatz gab ihm die nöthige Stärke die schmerzhaften Gefühle, die in ihm stürmten, seiner Familie zu verbergen.

Er schickte den Jokey nach einem nahen Städchen, Extrapost für sich zu bestellen; er selbst ging in der Nacht zu Fuß dahin. An seinen Vater hinterließ er einen Zettel auf seinem Zimmer, worauf er folgendes geschrieben hatte:

„Ich war bereit Ihnen das Glück meines Lebens zum Opfer zu bringen, wiewohl ich überzeugt war, den Schmerz der Entsagung nicht überleben zu können. Still sollte sich mein Herz verbluten, und mein verborgner Gram Ihnen jeden Vorwurf ersparen. Sie wollten mit Gewalt nehmen, was kindlicher Gehorsam Ihnen freiwillig zu geben gesonnen war. Sie haben meine Braut auf das grausamste beschimpft und mich mit; schreiben Sie es sich selbst zu, wenn ich die Bande der kindlichen Pflicht für gelöst halte und jetzt thue, was mein zerrissenes Herz mir heißt.“

10.

Karl setzte ununterbrochen seinen Weg nach der Residenz fort, wo er am Abende des andern Tages anlangte. Nur die entschiedene Unmöglichkeit jetzt gleich in Rosaliens Sache etwas thun zu können, vermochte ihn, einige Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und sich auf einige Stunden dem Schlafe zu überlassen. Sobald es Tag geworden war, eilte er zum Chef der Justiz und forderte Rosaliens Freilassung. Zur Begründung seiner Forderung erklärte er sie für seine Braut, und bewies mit seinem Taufscheine, daß er mündig und also zu diesem Schritte vollkommen berechtigt sey. Der Präsident ließ sich sogleich die Akten wegen Rosaliens Einkerkerung geben, nach deren Durchsicht er alsbald die nöthigen Befehle zur Befreiung der Gefangnen ertheilte. Aber in Rücksicht der Heirath glaubte er dem jungen Manne Vorstellungen machen zu müssen, da Rosaliens Ruf nicht tadellos war. Karl zog die Quittung über die fünfzehntausend Thaler hervor, die Rosalie dem Armenhause geschenkt hatte und rief, indem er sie dem Präsidenten vorzeigte: wer so seine Besserung beginnt, der ist wohl im Stande seinen Ruf herzustellen! Der Präsident wurde durch diesen Beweis von Großmuth innig

gerührt, und bedauerte die Mißhandlungen des edelmüthigen Mädchens.

Karl fuhr nun mit dem Befreiungsbefehl des Präsidenten nach dem Zuchthause, um seine Braut abzuholen; aber welcher Schmerz wartete daselbst seiner! Rosalie war in ein besonderes Zimmer gebracht worden, und als Karl zu ihr eintrat und in ihre Arme sinken wollte, da schlug sie ein helles Gelächter auf, wies auf ihre Züchtlingskleidung und rief: „sieh, so lohnt die Tugend ihre Verehrer!“ Karl weinte laut bei diesem Anblick; er wollte sie trösten und beruhigen, aber nun wurde er mit Entsetzen gewahr, daß ihr Verstand gelitten habe, und sie von den Phantasien des Wahnsinns befangen sey. Wer ermißt den Schmerz des Armen, als er diese traurige Entdeckung machte! Er führte sie in ihre Wohnung zurück, besorgte ihr eine treue Wärterin und nahm zu ihrer Kur die geschicktesten Aerzte an; doch als sie die Ursache ihrer Verstandeszerrüttung erfuhren, zweifelten sie an ihrer Wiederherstellung.

Karl blieb nun ihr immerwährender Gesellschafter und senkte den Stachel des Grams sich immer tiefer in die Brust, da er der stete Zeuge ihrer Geisteskrankheit war. Sie glaubte sich noch immer im Zuchthause; sie klagte über die rohe Gesellschaft,

über die Mißhandlungen, denen sie ihrer Meinung nach ausgesetzt war; sie sah in jedem, der ihr nahte, nur den Häscher, der sie wegführen wollte, und alle ihre Aeußerungen zeigten von einer sie beständig marternden Furcht.

Der alte Muller hatte erst früt am folgenden Tage, nachdem sein Sohn abgereiset war, das Blatt erhalten, worin ihm dieser seinen Entschluß meldete. Die ihm darin gemachten Vorwürfe waren ihm unerklärbar, und lange konnte er darüber nicht mit sich einig werden, was er thun solle. Seine Gattin war gerade zu der Zeit auf einer kleinen Reise abwesend, daher nahm er seine Tochter in Rath. Diese bestimmte ihn nach Berlin zu fahren und sie mitzunehmen. Sie hoffte Karln von allen etwanni;en Gewaltschritten abzuhalten, und den Vater gegen den Sohn, bei vorfallenden Zwistigkeiten, milde zu stimmen. Da sie die Rückkunft von Müllers Gattin abwarten mußten, so verzögerte sich die Reise noch einige Tage.

Als der Vater mit Amalien in Berlin angekommen war, ließ er sich sogleich nach seines Sohnes Wohnung führen, und da er ihn hier nicht fand, so ging er von dem Jokey geleitet mit seiner Tochter zu Rosalien. Als Karl den Kommenden erblickte,

rief er mit furchtbarer Stimme: „Kommen Sie um Ihr Opfer zu morden? Sehen Sie was Sie gemacht haben und freuen Sie sich Ihrer That!“

„Mein Sohn, entgegnete der Alte, ich verstehe kein Wort von Deinen Vorwürfen, womit Du mich überhäufst. Was ist hier vorgefallen? erkläre Dich näher.“ Nach einigen Hin- und Wiederreden, die von Seiten des Sohnes nicht ohne Bitterkeiten waren, erfuhr der Vater Rosaliens Mißhandelungen, und schauderte über die Bosheit, mit der man gegen die Unglückliche verfahren war. Er bewies nun seinem Sohne, wie er nicht die mindeste Theilnahme an des Mädchens schmachvoller Behandlung habe, und söhnte dadurch den unglücklichen Karl mit sich aus, der aber nun augenblicklich Rache an den Urheber von Rosaliens Schmach nehmen wollte. Nur des Alten und Amaliens vereinten Bitten gelang es ihn davon abzubringen, und zu vermögen, dem Vorschlage: den Rath Niemann gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen, Gehör zu geben.

Amalie widmete dem unglücklichen Mädchen, so wie ihrem Bruder schwesterliche Theilnahme, und ihrer liebevollen Behandlung gelang es, die Wahnsinnige auf kurze Augenblicke wieder zu sich selbst zu bringen. Aber ach! es waren nur einzelne Son-

nenblicke, die in das nächtliche Dunkel des zerrütteten Gemüths strahlten. Amalie war entschlossen bei dem beklagenswerthen Mädchen zu bleiben, da zu hoffen war, ihre Zusprache werde allmählich den Verstand der Unglücklichen heilen; aber die Entdeckung, daß Karls früherer Umgang mit Rosalien nicht ohne Folgen geblieben war, zwang die unbescholtene Jungfrau sich von ihr zu entfernen. Vater Müller gab dem Sohne die Einwilligung zur Verbindung mit seiner Braut, sobald sie von ihrer Gemüthskrankheit hergestellt seyn würde, und eilte mit Amalien nach Hause.

11.

Die Aerzte gaben Hoffnung zu Rosaliens Genesung, da sie die veränderten Umstände entdeckten; sie vermutheten, daß sich die Natur bei der zu erwartenden Krise günstig zeigen würde, und beruhigten dadurch den kummervollen Karl. Was sie erwartet hatten geschah; Rosalie genas eines wohlgebildeten Mädchens, und erhielt ihre Vernunft vollständig wieder. Karls Freude war ohne Grenzen, nicht so war dieses bei Rosalien der Fall. Ihre ausgestandene Leiden, die Kränkungen und Beschimpfungen, die sie hatte erdulden müssen, vergegenwär-

tigten sich ihr auf's Neue und eine tiefe Schwermuth bemeisterte sich ihrer. Alles was irgend zu ihrer Aufheiterung beitragen konnte, bot Karl auf; er meldete ihr des Vaters Einwilligung zu seiner Verbindung; er erzählte ihr von den Anstalten, die er zu seiner häuslichen Einrichtung treffen wollte, und malte ihr die Zukunft wie ein Elisium aus: doch alles vergebens für seine Absicht. Sie schüttelte, wenn er sie von seinen Plänen unterhielt, schmerzhaft lächelnd den Kopf und sagte: „Nein, geliebter Karl, deine Träume können nie in Wirklichkeit verwandelt werden: das Schicksal hat unsere Trennung beschlossen, und Frevel wäre es ihm widerstreben zu wollen. Eine Entehrte, eine mit öffentlicher Beschimpfung Beladene, kann Dich nicht beglücken. Oder glaubst Du, daß ich an Deiner Seite glücklich seyn könnte, mit dem zermalmenden Gefühle in der Brust, Dich zum Mitleidenden meiner Schande gemacht zu haben? Loß' mich meinen dunkeln Weg allein gehen, er wird mir so weniger sauer werden, als wenn der Anblick Deines Leidens das meinige vergrößerte." Karl suchte sie zu widerlegen, und ihr die finstere Ansicht zu benehmen, die sie von ihrem Schicksal hatte; doch alles, was er zu diesem Zwecke vorbrachte, schien wenig Ein-

druck auf sie zu machen. Sie schwieg denn wohl, drückte ihm die Hand und versuchte zu lächeln; aber es wurde eine Thräne daraus, die ihr über die blasse Wange zitterte.

Als ihre Gesundheit sich zu bessern schien, traf Karl Anstalten zu einer vorläufigen häuslichen Einrichtung, bis er auf [illegible]tferntes Landgut ziehen konnte, welches sein Vater für ihn gekauft hatte. Er gab Rosalien Nachricht davon, die ihn schweigend anhörte aber, als er sie bat den Tag zu bestimmen, an welchem sie durch des Priesters Segen verbunden, die Seinige werden wolle, sich auf ihre fortdauernde Schwäche als einen hinreichenden Grund berief, die Verbindung noch auf eine unbestimmte Zeit auszusetzen. Er ließ ihre Bitte, wiewohl ungern, gelten. Als sie aber endlich schon das Bette verlassen konnte, da drang er auf's Neue in sie. „Gönne mir nur für diesen Tag noch Ruhe, bat sie, und denke nicht daran. Dein Verlangen setzt mich in eine Gemüthsbewegung, der ich für jetzt gern überhoben wäre, denn ich will heute einen denkwürdigen Moment meines Lebens feiern.“ Müller willigte auch darin, und sie lohnte ihm seine Nachgiebigkeit mit einem Kusse. Sie war den ganzen Tag still, in sich gekehrt, und ihr Ge-

müth schien von einer ungewöhnlichen Rührung ergriffen. Müller dachte zu zart, um sie über ihre Empfindungen auszufragen, da sie ihn nicht freiwillig darüber in Kenntniß setzen wollte; er hielt das Ganze für einen Ueberrest krankhafter Gefühle und hoffte, er sollte ohne Folgen bleiben. Uebrigens war sie weich und liebevoll gegen ihn, und als er des Abends von ihr schied, umarmte sie ihn mit großer Zärtlichkeit, und erinnerte ihn auch, von dem Kinde Abschied zu nehmen.

Als am folgenden Morgen Müller in Rosaliens Wohnung kam, sagte ihm ihre Wärterin, daß sie noch schlafe. Es war neun Uhr vorbei, er fürchtete daher, eine Ohnmacht sey ihr zugestoßen, und ging in ihr Schlafzimmer. Ach, welch einen jammervollen Anblick fand er daselbst! Kalt und starr lag Rosalie, das Gesicht mit Todesblässe überzogen; eine große Thräne glänzte noch auf der blassen Wange, und schien nur noch unlängst dem gebrochnen Aug' entrollt. Ihr im Arme lag der holde Säugling, ebenfalls todt. Müller sank, von diesem schrecklichen Anblick vernichtet, ohnmächtig zu Boden. Als er nach langem vergeblichen Bemühen wieder zu sich selbst gebracht worden war, machte ihn die Wärterin auf einen Brief aufmerksam, der auf Rosaliens Nachttisch lag. Er enthielt folgendes:

„Mein Karl! Die Gründe, warum ich nie die Deinige werden konnte, schienen Dich nicht zu überzeugen; ich aber fühlte ihr volles, furchtbares Gewicht. Ein ganzes, langes Menschenleben unglücklich zu seyn, ist ein schrecklicher Gedanke; doppelt schrecklich, wenn an ihn sich die Gewißheit reihet, auch den einzig Geliebten elend zu sehen. Ich konnte Dich mit meinem vom Gram gebrochenen Herzen nicht glücklich machen; ich konnte, mit dem ewigen Schmerz in der wunden Brust, die Pflichten der Gattin und Mutter nicht mehr erfüllen, darum mußte ich von Dir scheiden. Ich war während meines kurzen Lebens stets das Opfer eines unglücklichen Verhängnisses. Die Tugend verlor ich, ehe ich sie kennen lernte; das Glück der Unschuld habe ich nie gekannt. Mein Schicksal ließ mir keine Wahl zwischen Gut und Böse, es drangte mich mit unwiderstehlicher Gewalt zum Pfade des Lasters hin.“

„Ich sah Dich, und ob uns beide gleich die Sinnlichkeit umstrickte, so fing ich in Deiner Gesellschaft doch die Bestimmung des Weibes zu ahnen an, und wollte sie erfüllen. Ich riß mich mit Gewalt von meinem früheren tadelhaften Leben los; ich versagte darauf selbst Dir, den ich so unaussprechlich liebte,

jeden sinnlichen Genuß und widmete mich der Tugend, die ich nur noch unvollständig kannte. Da trat mein eisernes Schicksal mir abermals in den Weg, wälzte alle Qualen der Schande auf mein Haupt und trennte mich von Dir. Ich würde, um mich mit der Tugend zu versöhnen, viel, ich würde alles ertragen haben, nur nicht Dich Deiner Familie entrissen und von meiner Schande befleckt zu sehen. Die Marter war zu groß und deshalb verlasse ich eine Welt, in der ich allein dastand, und die also kein Recht auf mich hat. Sollte ich leben, warum gab mir das Schicksal nicht wenigstens eines von den Bedingnissen des Lebens. Eine liebende Mutter, eine treue Freundin, eine frohe, schuldlose Jugend, die Möglichkeit gut seyn zu können. Nichts von allem dem wurde mir zu Theil; darum konnte und sollte ich nicht leben. Ich nehme meinen Säugling mit, um ihm das grausame Loos seiner Mutter und Großmutter zu ersparen. Ich hätte ihn Dir gelassen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er ohne Mutterliebe nicht gedeihen könne. Nun leb' wohl ewig Geliebter, die Scheidestunde hat geschlagen. Giebt es eine ewige Barmherzigkeit, so sehen wir uns in einer andern Welt wieder."

In der Brust des Kindes stack eine lange spitze

Nadel. Sie selbst hatte Gift genommen, wie der Becher bewies, der auf ihrem Nachttische stand.

Müller wurde von einigen herbei gerufenen Freunden nach seiner Wohnung gebracht. Ein starrer, dumpfer Trübsinn hatte sich seiner bemeistert, seine Empfindung schien gelähmt, und alle Versuche ihn zum Reden und Klagen zu bringen, waren vergebens. Mit gefaltenen Händen saß er stumm da, und nur zuweilen seufzte er tief auf und rief: „warum hast Du mir das gethan!“ Der Jokey Heinrich, der, als Müller nach Hause gebracht wurde, Rosaliens Tod erfuhr, lief nach ihrer Wohnung und warf sich mit einem Jammergeschrei auf die Leiche. Er erfüllte das Haus mit seinen Klagen, raufte sich die Haare aus, und war nicht zu trösten. Er wollte selbst Hand an sich legen, und man mußte ihn mit Gewalt verhindern, sich ein Leides zu thun. Man führte ihn zurück zu seinem Herrn, der zu sich selbst zu kommen schien, als er des Jünglings lauten Schmerz hörte. Er ging auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand, als er rief: er könne den Tod seiner ehmaligen Gebieterin nicht überleben, und sagte: „still, mein Heinrich, wir gehen zusammen dahin, wo unsere Rosalie ist.“ Diese Aeußerung hörte einer seiner Freunde, der

nun Anstalt traf, die beiden Verzweifelnden nie allein zu lassen, damit sie nicht gewaltsam ihrem Leben ein Ende machten. Sie schienen sich endlich zu beruhigen, und ihr Betragen gab die Hoffnung, daß sie sich fassen würden. Aber durch diese Ruhe hatten sie nur ihre Wächter einschläfern wollen; es war die List des Schmerzes. Heinrich schlief mit seinem Herrn in einem Zimmer, und im Vorzimmer wachte ein Wächter, dessen Pflicht es war, alle ihre Schritte zu beobachten und alles, wodurch sie sich verletzen konnten, fern von ihnen zu halten. Als dieser eines Morgens in das Schlafzimmer trat, fand er sie beide mit in einandergeschlungenen Armen todt auf dem Boden liegen: Sie hatten sich Gift zu verschaffen gewußt und ihrem Gram damit ein Ziel gesetzt.

Diese Geschichte, die bis auf einige veränderte Namen wörtlich wahr ist, giebt Stoff zu traurigen Reflectionen. Was hatte Rosalie, was hatte ihre Mutter verschuldet, daß sie von Jugend auf aller Möglichkeit beraubt werden mußten, sich für ihre Bestimmung zu bilden? Was hatte Rosalie gethan, daß ihr, als sie mit reinem Eifer sich bestrebte gut zu sein, jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wurde? Warum verschwendete die Natur an sie eine solche

Fülle von Liebenswürdigkeit, ohne je einem Manne den reinen, ungetrübten Genuß davon zu gestatten? Warum pflanzte sie in dem Herzen eines rohen Jünglinges, dem es an allen Talenten gebrach, eine so glühende, unüberwindliche Liebe? Warum beseelte sie den mit so manchen Fähigkeiten für die Welt und das Leben ausgestatteten Müller mit einer gleichen unbesiegbaren Neigung? Mußte soviel Schönes nur darum geschaffen werden, damit ein unbeugsames Schicksal es zerstören könnte? Doch ich will abbrechen, damit meine Grübelei nicht Frevel werde. —

Sechster Abend.

IV.

Lebens- und Reisegeschichte eines Polnischen Juden.

Der jüdische Kaufmann Scholm Feibusch hatte sich so lange als möglich der Verbindlichkeit, die Gesellschaft durch seine Erzählung zu unterhalten, entzogen. Da aber nun bereits alle Mitglieder ihre desfallsige Pflicht erfüllt hatten, so wurde er erinnert jetzt eine Geschichte vorzutragen, damit der Ziklus von Erzählungen als geschlossen angesehen, und darauf ein zweiter begonnen werden könne. Er fing darauf an.

Wenn ich so lange als möglich zögerte, meinen Beitrag zu Ihrer Unterhaltung zu geben, so geschahe es, weil gewisse Bedenklichkeiten mich davon zurück-

hielten. Ich besorgte nämlich, daß meine Mundart Ihnen widerlich sein, und meine Ansichten mit den Ihrigen nicht übereinstimmen möchten und Ihnen deshalb meine Erzählung mißfallen könnte. Jedoch die humane Aufnahme, die ich bei Ihnen, trotz meines Talars und Barts, genieße, bürgt mir für Ihre Nachsicht. Ich werd' in dieser Rücksicht also auch nicht nöthig haben die National-Eigenthümlichkeiten und Schwächen meines Volkes zu verschweigen; ich werde meine Begebenheiten ganz der Wirklichkeit getreu erzählen können, und dadurch hoffe ich soviel Leben in meine Darstellung zu bringen, daß sie Ihnen vielleicht einige Unterhaltung gewähren wird.

1.

Ich bin in Wolhynien, in der Stadt Tykoczyn, von ziemlich armen Eltern geboren, und von zwölf Kindern das siebente. Mein Vater hatte es, einer grosen Klugheit und vieler Betriebsamkeit ungeachtet, nie bis zu einem gewissen Wohlstande bringen können, da ihm stets das neidische Schicksal raubte, was ihm sein Fleiß erwarb. Er war mehrmals auf dem Wege reich zu werden, aber immer kamen Unglücksfälle dazwischen, die ihn wieder zurücksetzten

und aufs Neue an die Ruderbank der Armuth fesselten. Dieses hinderte ihn dennoch nicht seinen Kindern eine in ihrer Art gute Erziehung zu geben. Freilich müssen Sie sich solche nicht nach christlicher Art denken; bei uns gehört soviel nicht dazu. Aber unsere Erziehung ist mehr praktisch und auf das Fortkommen und Leben in der Welt berechnet, als der Christen ihre, obwohl sie in Hinsicht der Moral jener unleuchbar bei weitem nachsteht. Sie werden ein Beispiel an der meinigen haben, mit der ich Sie sogleich bekannt machen will.

Sobald ich nur einigermaßen zu begreifen fähig war, wurden mir die vornehmsten menschlichen und gesellschaftlichen Pflichten von meinen Eltern beigebracht. Die Ehrfurcht und Strenge, mit der ich sie alle ihre religiose Obliegenheiten erfüllen sah, prägte auch mir eine Scheu vor Uebertretung derselben ein, und gerade die Beispiele der Eltern wirken so heilsam bei den Juden, daß sie steenger wie alle andere Völker an ihre Religion halten. Schon in meinem fünften Jahre erhielt ich nebst meinen Brüdern und mehreren Kindern unserer Nachbaren einen Hofmeister, der uns in den Kenntnissen, die den Polnischen Israeliten nothwendig sind, Unterricht ertheilte. Diese bestehen erstlich im Ebräischen

Schreiben, welches nach Art der Rabbinen und Schriftgelehrten zwar sehr schwer, auf die gewöhnliche Weise aber, zum Gebrauch im gemeinen Leben, ungemein leicht ist, und nur eine geringe Uebung erfordert. Ferner im Ebräischen Lesen und nothdürftigen Verstehen der Schriftsprache. Endlich und als Hauptsache, in der Anweisung zum Schacherhandel, der die Grundlage aller jüdischen Lebensweisheit ist. Sie wundern sich über meine Behauptung, aber sie ist wahr. Der Judenknabe wird belehrt, daß der Gewinn im Handel, die einzige Quelle seines Unterhalts ist; er siehet seine Eltern und Verwandten nur schachern, und lernet praktisch ihre Kunstgriffe. Aber der Hofmeister giebt ihm einen vollständigen systematischen Unterricht im Schacherhandel, und würde sich ein jüdischer Schriftgelehrter entschließen, ein solches System zu Papier zu bringen, Sie würden über die Konsequenz desselben erstaunen. Die Art und Weise auf welche der Judenknabe Anleitung erhält, den Sinn und die Gemüthsart seiner Käufer und Verkäufer zu erforschen: die Vorzeichnung seines Benehmens bei jedem Kauf und Verkauf; die Vorsichtsmaßregeln, die ihm eingeschärft werden, um seine Waaren in dem vortheilhaftesten Lichte er-

scheinen zu lassen und den Werth der feilgestellten herabzusetzen, das alles beruht auf einer Menge von Regeln, die auf die tiefste Menschenkenntniß gegründet, und Resultate tausendjähriger Erfahrungen sind. Dieser Unterricht entwickelt also das wichtigste Kapital im Buche der Lebensweisheit, nämlich die Menschenkenntniß, und diese wird kein Unpartheiischer meinem Volke absprechen.

Der theoretische Unterricht im Handel wird zu gleicher Zeit mit der Praktik verbunden. Der Judenknabe erhält, sobald der Unterricht anfängt, einige Münze von seinem Vater, die er zum Handel anwenden muß. Er schachert nun mit seinen Gespielen, mit seinen Geschwistern, mit seinen Eltern, mit dem Hofmeister und mit allen, die etwas zu kaufen oder zu verkaufen haben, und bringt sogleich die erhaltenen Lehren in Anwendung. Hat er sein kleines Kapital vortheilhaft umgesetzt, so erhält er Belobungen, und der Vater weissagt ihm, daß er einst ein großer Poritz (angesehener Mann) werden wird; im Gegentheil wird er ein dummer Bocher genannt und ausgeschmält. Daß in Hinsicht des Handels eine etwas lare Moral herrsche, darf ich nicht erst erinnern. Eine Uebervortheilung des Käufers wird für keine unrechtliche Handlung

gehalten, weil seine Willensfreiheit dabei nicht beschränkt ist und bei uns die Regel gilt, daß Thorheit und Unwissenheit der Klugheit eine Steuer zahlen müsse. Ich will mich auf den Werth oder Unwerth dieses Grundsatzes nicht einlassen; genug er ist bei uns herrschend und erkläret das sichere und schnelle Fortkommen so vieler Ebräer.

Mit dem achten Jahre war meine Erziehung vollendet, und noch zwei Jahre durfte ich in dem väterlichen Hause bleiben, um meinem Vater bei seinen Geschäften zu helfen und dadurch meine Waarenkenntniß zu bereichern. Als ich mein zehntes Jahr zurück gelegt hatte, sagte mein Vater zu mir: „Höre Scholm, es ist nun Zeit, daß Du in die Welt kommst, denn Dein Unterhalt fällt mir zu schwer, und Du bist alt genug, für Dich selbst sorgen zu können. Ich kann Dir nichts mitgeben als meinen Segen und einige gute Lehren, doch wendest Du sie gut an, so wird es Dir nimmer fehlen. — Verdiene so viel Du kannst; gieb so wenig auf Deinen Leib aus, als es Dir möglich ist. Lebe sparsam in der Jugend, so wirst Du Ueberfluß haben im Alter. Werde kein Ganef (Dieb), so Du einst ein großer Poritz werden willst. Halt' das Gesetz, damit Dich Gott nicht strafe. Werd' kein

Spion; noch nie ist ein Spion reich gestorben. Raste nimmer als am Schabbes; und so Dir eine Sache zweimal nicht gelingt, von der Du weißt, daß sie vortheilhaft ist, so fang' sie zum drittenmal an; am Ende kommst Du doch zum Zweck. Im Handel lasse keine Freundschaft gelten, jeder ist sich dabei der Nächste." Diese und ähnliche Lehren gab er mir, dann frug er nach meinem Kassenbestande. Dieser enthielt einen beschnittenen Dukaten und zehn polnische Gulden Scheidemünze. „Mehr als genug zum Anfange, sagte er. Willst Du meinem Rathe folgen, so kauf' Dir hier Waare dafür ein und geh nach Meseritz zu Deinem Oheim. Die Waare kannst Du unterweges umsetzen, und davon leben, und in Meseritz wohnen die klügsten Händler, von denen Du etwas lernen kannst."

Ich nahm seinen Rath an, und er machte mir nun das Anerbieten mir von seinen Waaren zu verkaufen, da ich sie von ihm doch etwas wohlfeiler als von Fremden erhalten könnte. Er legte mir mehrere Sachen vor, aber ich war klug genug zu entdecken, daß die mehresten davon schadhaft wären. Ich machte ihm also Ausstellungen, zeigte ihm die Fehler und handelte ihm zwei Drittel von dem geforderten Preise ab. Er schloß mich mit Freuden-

thränen in seine Arme, und rief: „Zieh hin, mein Sohn, beschütz' Dich Gott; Dir wird es nimmer mangeln." Ich mußte mich nun sogleich zur Reise anschicken und noch Vormittag die Wanderung antreten. Er begleitete mich noch eine Straße entlang, wies mir das Haus des reichen Rabbi Meyer, wo eben viele Waarenballen abgeladen wurden und sagte: „sieh mein Sohn, Rabbi Meyer war einst ein so armer Bocher wie Du, und jetzt ist er der Ballebaus *) von Tykoczyn; mach' daß Du ihm gleich wirst." Diese Worte waren nicht in den Wind geredet; denn mein Ziel war stets so reich zu werden wie Meyer.

Ich schacherte mich nun durch bis Meseritz, welches an siebenzig Meilen von meiner Vaterstadt entfernt liegt. Ich mußte manche Grobheiten von den rohen Polen erdulden, die sich gegen einen Knaben meines Alters noch mehr erlauben zu können glaubten, als gegen Erwachsene meines Volkes. Aber das hielt mich nicht ab, alle Handelsvortheile zu benutzen, zu kaufen und zu verkaufen; und als ich in Meseritz anlangte, hatte ich mein kleines Kapital bis auf zwanzig Thaler vermehrt. Mein Oheim

*) Soviel als Marader.

empfing mich freundlich und ließ sich meine Handelsgeschichte erzählen, mit der er ziemlich zufrieden schien. Er versprach mir während der Marktzeit ein Unterkommen in seinem Hause; während der übrigen Zeit aber versicherte er, mich nicht halten zu können, da es ihm an Beschäftigung für mich fehle, weshalb er mir vorschlug, durch Hausieren auf dem Lande etwas zu verdienen. Ich nahm den Rath an, kaufte mir für zwanzig Thaler Waare, erhielt von ihm noch für zehn Thaler Kredit, und begab mich aufs Neue auf die Reise.

Es wird Ihnen hart scheinen, sowohl daß mein Vater mich so jung aus dem Hause stieß, als auch daß mein Oheim, der noch dazu sehr wohlhabend war, mich so trocken fortwies; aber dieses ist nicht Härte, sondern eine wohlberechnete Maaßregel zur Ausbildung unserer Jugend. Wäre ich krank, oder sonst hilflos gewesen, der Oheim würde sich meiner gewiß angenommen haben, wiewohl Mildthätigkeit nicht sein Fehler war; so aber überließ er mich meinen Kräften, in der festen Ueberzeugung, daß, so lange ich gesund wäre, mein Fortkommen ganz allein von meinem Willen abhing. Ich machte mehrere Reisen, kam bis nach Schlesien; kehrte zurück, erhielt von meinem Oheim, dem ich jederzeit redlich

bezahlte neuen und größeren Kredit und hatte mir endlich eine Summe von dreihundert Thalern zusammen gehandelt. Nun sagte mein Oheim: „Ich sehe, daß Du etwas taugst, darum will ich Dich in meiner Handlung anstellen. Du magst mit Deinem Gelde einen Nebenhandel dabei führen, doch nicht in meinem Hause, und nicht, ohne daß ich um Deine Geschäfte weiß. Nur mußt Du Dich anständig kleiden. Ich erhielt außer freier Kost von ihm einen Gehalt von hundert polnischen Gulden (16 Thaler 16ggr.) und trat, nachdem ich mich besser, aber doch polnisch jüdisch, gekleidet hatte, meinen Dienst an.

Diesem Dienste habe ich viel zu danken, denn mein Oheim war ein kluger Kaufmann, und in den größten Feinheiten des jüdischen Kleinhandels eingeweiht. Dagegen war er einer der geizigsten Menschen die es giebt, und ich wurde bei der schmalen Kost bald einem Skelette ähnlich. Ich hielt es dennoch mehrere Jahre bei ihm aus, da ich stets Gelegenheit hatte, mit meinem Gelde etwas zu verdienen. In meinem achtzehnten Jahre berechnete ich meinen Vermögenszustand, und fand daß ich dreihundert Friedrichsdor besaß. Nun wollte ich mein Glück weiter versuchen. Ich hatte auf meiner Reise

Breslau kennen lernen, einige dortige reiche jüdische Handlungshäuser gesehen, und dahin wünschte ich nun zu kommen, um mich in dem Großhandel zu vervollkommnen, und einst zu werden wie sie. Mein Oheim war es zufrieden, als ich ihm meinen Entschluß bekannt machte; denn einige seiner Söhne waren herangewachsen, von denen einer meine Stelle ausfüllen konnte, und so hatte er einen Brodesser weniger.

Ich rüstete mich nun zu meinem Vorhaben aus, und kaufte mir unter andern eine vollständige deutsche Kleidung. Dazu gelangte ich auf eine wohlfeile Weise. In Meseritz ist nämlich ein Hauptmagazin von alten Kleidern, die in England um einen Spottpreis aufgekauft und in Polen wieder verkauft werden. Die Kleider sind gewöhnlich noch ziemlich gut, da die Engländer sie oft eines kleinen Fleckens wegen verkaufen, und der größte Theil der Polnischen Modeherrn zweiter Klasse prangt mit Anzügen, die auf dem Trödel in London zusammen gekauft sind. Ich wandte fünf Thaler daran, um mich vom Kopf bis zu Fuß zu kleiden und fuhr dann, mit einer Empfehlung von meinem Oheim versehen, mit der Post nach Breslau ab. Diese Art zu reisen wählte ich nicht sowohl aus Bequemlichkeit, als

weil ich auf einer Fußreise mein Geld in Gefahr glaubte, und weil ich in Breslau anständig zu erscheinen wünschte.

In dem empfohlenen Hause wurde ich ziemlich über die Achsel angesehen und kaum hatte man Lust mich anzunehmen. Vorzüglich ward mir der Mangel an Kenntniß im Deutschschreiben ein Anstand, den ich nur mit Mühe durch das Versprechen beseitigen konnte, sogleich darin Unterricht zu nehmen. Doch gewannen mir bald meine Waarenkenntniß und meine Gewandheit im Verkauf das Zutrauen des Handelsherrn, der mir in Rücksicht meiner Brauchbarkeit einen ansehnlichen Gehalt zusicherte, dagegen mir aber den eignen Handel untersagte. Nichts desto weniger handelte ich doch, und da in Breslau der Handel so vielseitig ist, so war der Gewinn oft dreifach stärker wie in Meseritz.

Jetzt sollte ich auch die Liebe kennen lernen. Die Tochter meines Herrn war ein reizendes Mädchen, ich hatte oft Gelegenheit sie zu sehen; was Wunder, daß mein neunzehnjähriges Herz Feuer fing. Die Hoffnung ihre Hand einst zu erhalten war, von einer Seite betrachtet, so thöricht nicht; denn war ihr Vater reich, so konnte ich es leicht werden: wie mancher reiche jüdische Banquier hat mit zehn Ellen

Potsdammer Band seinen Handel angefangen! Aber auf der andern Seite war es allerdings kühn von mir, bis zur holden Zipora — sie hatte ihr bescheiden ihren Namen in Zotheee verwandelt — meine Augen zu erheben; denn sie hatte eine großstädtische Erziehung genossen, sprach französisch, tanzte, sang, zeichnete, stickte, glänzte auf Bällen und Konzerten und schien nur für einen Mann bestimmt, der es ihr an Bildung gleich that. Die Liebe machte mich zum Gecken. Statt mir das von süßen Herren unflatterte Mädchen aus dem Sinne zu schlagen, wollte ich sie mir durch Talente, die ich nie Gelegenheit gehabt hatte auszubilden, gewinnen und sah nicht ein, daß es für mich zu spät sey, die Künste zu erlernen, mit denen sich auch der größte Hohlkopf in der Welt breit macht, die aber der thätige Geschäftsmann nur selten kultiviren kann. Ich lernte Französisch, Tanzen, Musik und noch manches Andre, wodurch ich in ihren Augen meinen Werth erhöhen zu können glaubte, und verplitterte viele Zeit mit Sachen, in denen ich, das Französische ausgenommen, doch immer ein Stümper bleiben mußte, da trotz meiner Liebe der Geschäftssinn stets vorherrschend bei mir blieb, und meine Fähigkeit zu dergleichen leichten Künsten längst ertödtet hatte.

Endlich glaubte ich mich nicht mehr ganz fremde in den Künsten der feinen Welt, und hielt es für Zeit der schönen Zipora meine Neigung merken zu lassen. Ich mag mich wohl ziemlich ungelenk dabei benommen haben, wenigstens schien alles, was ich that, um sie mit meinen Empfindungen bekannt zu machen, ihr völlig unverständlich zu seyn. Ich sahe mich genöthiget es ihr näher zu legen, und jetzt schien sie meine Liebe zu bemerken. Sie wurde freundlicher; ich dreister und nach manchen mißlungenen Versuchen von meiner Seite, kam es zwischen uns zur Erklärung. Sie hörte meinen Liebesantrag wohlwollend an und sagte dann: „Herr Feibusch, ich muß bekennen, Ihre Person gefällt mir, und haben Sie, wie ich nicht zweifle, Vermögen genug, sich in Breslau zu etabliren und ein anständiges Haus zu machen, so bin ich nicht abgeneigt, die Ihrige zu werden; außerhalb meiner Vaterstadt werde ich nie wohnen.“ Eben wollte ich ihr meinen Vermögensstand, der sich jetzt schon auf tausend Friedrichs'dor belief, entdecken, als ein Besuch unserm Gespräch ein Ende machte. Die Forderungen der Schönen schienen mir freilich ein wenig hoch gespannt, doch schlugen sie meinen Muth nicht nieder. Ich rechnete auf meinen Fleiß und auf die Unterstützung

ihres reichen Vaters; da hatte ich mich aber sehr verrechnet. „Wer seyd Ihr? und was habt Ihr?“ schrie er mir zu, als ich ihm den Antrag machte, mir seine Tochter zur Gattin zu geben. „Glaubt Ihr, fuhr er fort, daß ich mein Kind für einen Plunderjuden erzogen habe, und daß sie die Schnur eines polnischen Bettlers werden soll?“ Ich wollte ihm meinen Besitzstand und meine Hoffnungen auseinander setzen, aber er ließ mich nicht zum Wort kommen, sondern befahl mir meinen Bündel zu schnüren und sogleich sein Haus zu verlassen. Mein Ehrgefühl war gekränkt, ich ließ mir also die Thüre nicht zweimal weisen. Man zahlte mir meinen rückständigen Gehalt aus und ich entfernte mich von dem stolzen Kaufmanne. Als ich das Haus meines ehemaligen Brodherrn verließ, hatte ich noch die Demüthigung, daß mir die schöne Zipora ein schallendes Gelächter nachschickte.

2.

Ich nahm, nachdem ich meine eigenen Geschäfte in Breslau beendigt hatte, meinen Weg nach Berlin. Hier kam ich in eine neue Welt und zwar in eine bessere; denn wie angesehen unsere Leute auch in Breslau seyn mögen, so ist es doch kein Vergleich

gegen Berlin, wo in der That das wahre Judenparadies ist. Dort giebt es jüdische Stadträthe, Commerzienräthe, Geheimeräthe; jüdische Kaufleute werden von Präsidenten und Ministern zur Tafel gezogen und bewirthen sie wieder, jeder Unterschied, den man sonst zwischen Christen und Juden macht, ist aufgehoben und mein Volk ist nicht nur in allen Verhältnissen den Christen gleich gestellt, sondern genießet noch manche bedeutende Vorzüge.

Ich fand eine Stelle in dem Hause eines Banquiers, der bei vielen vornehmen Herren in großem Ansehen stand und um die wichtigsten Staatsgeheimnisse wußte, die denn in unserm Comptoir ziemlich weitläuftig verhandelt wurden. Anfangs begriff ich nicht, warum mein Herr, der sonst ein eifriger Kaufmann war, sich mit politischen Angelegenheiten befaßte; aber bald wurde ich inne, daß er seine Kenntniß davon zu Handelsspekulationen benutzte. Jede Kriegesrüstung, jede Truppenbewegung wußte er früher als sonst irgend Jemand, und konnte in Zeiten Ankäufe machen, um die bedeutendsten Lieferungen zu übernehmen, oder auswärtige Handelsfreunde davon in Kenntniß setzen, damit sie sich darauf einließen. Nicht weniger wußte er um alle Ti-

nanzmaaßregeln, und war dadurch im Stande seinen Vortheil wahrzunehmen. Sollte eine Getreidesperre verordnet werden, so suchte er noch vorher einige hundert Last aus den Seehäfen auszuschiffen, und benachrichtigte seine Korrespondenten davon, die dasselbe thaten, so daß, wenn das Verbot in Wirksamkeit trat, es in manchen Häfen nichts mehr zu sperren gab. Sollte eine Auflage auf auswärtige Fabrikwaaren oder auf Kolonialwaaren gemacht werden, so erfuhr er dieses zeitig genug, um theils selbst, theils durch seine Freunde ungeheure Ladungen davon einbringen zu lassen. Wurde nun die Auflage gemacht, so kam wenig mehr ein, und er schlug seine wohlfeil verzollten Waaren zu hohen Preisen los. Sie werden sagen, dieses Verfahren habe der königlichen Kasse und den christlichen Handelsleuten zum Nachtheil gereicht, und ich kann solches nicht verneinen; aber wer vermag es dem Kaufmann als solchem zu verdenken, daß er dergleichen Nachrichten benutzt: straffällig sind immer nur die, so die ihnen vertrauten Geheimnisse verrathen.

Ich verfehlte nicht dergleichen meinem Herrn gemachte Offenbarungen zu benutzen, und hatte dadurch einen großen Gewinn. Mein Herr, dem es nicht verborgen blieb, daß ich einen Nebenhandel

trieb, hatte nichts dagegen, sondern munterte mich vielmehr dazu auf und gab mir manche Fingerzeige, wie ich mein Geld am Besten anlegen konnte. Es war überhaupt ein guter Mann, dem keine Mühe zu schwer wurde, wodurch er den Vortheil seines Volkes befördern konnte, und der den großen, aber nicht unausführbaren Plan hatte, alle Europäische Juden, die Holländischen und Englischen ausgenommen, in Preussen zu versammeln, und ihnen durch die Ansiedlung daselbst ein Vaterland zu geben. Er korrespondirte mit mehreren wichtigen Männern darüber, und sein Plan muß beinahe zur Ausführung reif gewesen seyn, als der gegenwärtige unglückliche Krieg ausbrach.

Mir ging es in Berlin recht gut, denn mein Kapital vermehrte sich schnell und ansehnlich, und ich hatte Gelegenheit viele Erfahrungen zu machen, die ich in der Zukunft anwenden zu können hoffen durfte. Dennoch gefiel es mir daselbst nicht, weil ich mir nie die feinen Sitten der jungen Berliner Judenschaft eigen machen konnte, und weil ich daher von den Schönen und ihren Verehrern nicht sonderlich geachtet wurde. Ich faßte deshalb den Vorsatz Berlin zu verlassen, und führte ihn aus, wie sehr mich auch mein Herr, der mich ungern verlor,

bei sich zu behalten strebte. Vielleicht hätte ich mich doch von ihm überreden lassen zu bleiben, wenn mich nicht eine unglückliche Liebe fortgetrieben hätte, die hier abermals mein Loos war. Eine gewisse Mademoiselle Rachel Süßkind fesselte mich durch ihre Liebenswürdigkeit und ich bot ihr meine Hand an. Ihre Eltern waren eben nicht reich, aber die Tochter glänzte in allen feinen jüdischen Zirkeln Berlins, sang und spielte wie ein Engel, und wurde von allen Stutzern angebetet. Ich besaß nun schon an fünfzehn tausend Thaler eigenes Vermögen, konnte auf einen großen Kredit rechnen, und war also im Stande eine eigene Handlung anzufangen. Ich glaubte in Rachel eine Neigung zu mir zu entdecken, und wirklich nahm sie meine Bewerbung wohl auf. Wir waren im Kurzen in der Hauptsache einig, und auch ihre Eltern genehmigten unsere Verbindung. Aber nun ging es an die Nebensachen, bei denen unsere Meinungen himmelweit verschieden von einander waren. Ich glaubte unter andern einem Anfänger ziemte es, sich möglichst sparsam einzurichten, aber potz Wunder! da kam ich schön an. Mademoiselle Rachel wollte für beständig eine Loge im Theater haben, ein ästhetischer Klub sollte sich in meinem Hause versammeln, monatlich wollte sie zweimal

einen Tanzthee geben, und mit einem Worte, ich sollte es den größten Häusern gleichthun. Da sie fest darauf bestand, ich aber in dergleichen Thorheiten unmöglich einwilligen konnte, so gab ich meine Hoffnungen auf und beschleunigte meine Abreise von Berlin.

Ein Jude stirbt nie vor Liebesgram, wenigstens ist mir ein solcher Fall noch nicht vorgekommen, und auch ich hatte mich bald über die Trennung von der schönen Rachel getröstet. Ich wandte mich nach Baiern, da ich erfahren hatte, daß auch dort unsere Leute gute Geschäfte machten. Der Ruf hatte mich nicht getäuscht, nur war die Verfahrungsart, deren sie sich bedienten, um ihr Interesse zu befordern, ganz von der verschieden, die sie in Berlin beobachteten. In Berlin hielten sie sich an die Beamten und Hofherren, um zum Zwecke zu gelangen; im Baierischen waren es die Geistlichen die ihr Interesse beförderten. Zu allem, was sie zu erlangen wünschten, mußten sie die Vermittlung der Priester nachsuchen, die aber nicht nur, wie sich das von selbst versteht, durch Geschenke günstig erhalten, sondern auch bedienet werden mußten, wenn sie eigene Kapitale gegen hohe Zinsen unterbringen, oder sonst vortheilhafte Geschäfte unter fremdem Namen machen wollten.

3.

Ich hatte in diesem Lande einige gute Umschläge gemacht, und war gesonnen mich daselbst für immer niederzulassen; als eine verdrießliche Begebenheit auf einmal meinen Plan verdarb. Einen großen Theil meines Vermögens hatte ich zu einem Jouvelen-Ankauf angelegt, und war willens damit nach Paris zu reisen. Schon war der Tag meiner Abreise bestimmt, und ich ging bereits von meinen Freunden Abschied zu nehmen, da wurde, während ich abwesend war, mein Zimmer erbrochen, und ich meiner sämmtlichen Jouvelen beraubt. Wer der Dieb war, blieb mir nicht lange verborgen. Es war ein junger Mensch aus unserem Volke, der sich mein Zutrauen zu erwerben gewußt hatte, und dem allein mein Jouvelenkauf bekannt war. Man hatte ihn aus meiner Wohnung gehen sehen, und gleich darauf war er mit Extrapost abgereiset. Ich erfuhr auf der Post, welchen Weg er genommen hatte, nahm Kourierpferde und eilte ihm nach.

In Triest erreichte ich ihn. Er hatte sich daselbst nach Konstantinopel einschiffen wollen, und dort wäre er für mich unerreichbar gewesen. Zum Glück für mich war der Wind zum Auslaufen nicht günstig, und so traf ich ihn noch an. Ich ließ ihn

sogleich festnehmen, und war so glücklich alle meine Steine bei ihm zu finden, die mir, nicht ohne Anwendung vieler Mühe und großer Kosten, endlich ausgeliefert wurden. Ich wollte meine Reise nicht umsonst gemacht haben, deshalb entschloß ich mich schnell, als ich wieder im Besitze meines Eigenthums war, nach der Levante zu reisen, um dort meine Steine zu verkaufen und andere Waare dafür einzuhandeln.

Ich schiffte mich auf eine dänische Brig ein, und unsere Fahrt wurde anfangs von Wind und Wetter sehr begünstiget. Wir durchschifften das Adriatische Meer ohne einiges Hinderniß und kamen ohne einen Unfall bis in die Nähe von Kandia; aber da hatte unser Glück ein Ende. Ein furchtbarer Sturm entstand und zwang uns die Küste der Insel zu verlassen, um nicht zu scheitern. Er währte mit unerhörter Heftigkeit mehrere Tage und machte es den Schiffsleuten unmöglich, das Schiff zu lenken. Das Steuer ging verloren, die Masten mußten gekappt werden, und wir sahen unsern Tod vor Augen, denn das Schiff trieb vor dem Winde hin, und das Scheitern war unvermeidlich, sobald wir uns einer Küste näherten. Endlich ließ der Sturm nach, das Meer beruhigte sich, und wir freueten

uns unserer Rettung. Aber unsere Freude war von kurzer Dauer und verwandelte sich in die größte Angst, als wir in der Ferne die Küste von Nordafrika erkannten. Dännemark hatte sich gerade damals säumig mit Geschenken an die Dey's der Raubstaaten bewiesen, und die Algierer kaperten dänische Schiffe; wir waren also in Gefahr genommen zu werden, sobald wir auf einen Korsaren trafen.

Unsere Furcht war nicht ungegründet gewesen, wir sahen ein Schiff nahen, das wir bald für einen Algierer erkannten, und dem wir bei der mangelhaften Beschaffenheit unseres Fahrzeuges nicht entfliehen konnten. Jetzt ging es an ein Wehklagen, denn welchem traurigen Loose mußten wir entgegen sehen! der Seeräuber kam heran, bemächtigte sich des Schiffes und beraubte uns unseres Eigenthums. Dahin war nun die ganze Frucht meines vieljährigen Fleißes und überdem meine Freiheit! Ich würde in Verzweiflung gewesen seyn, wenn ich nicht früher die Klugheit gehabt hätte, mir für den schlimmsten Fall wenigstens die Mittel zu meiner Befreiung zu sichern. Ich hatte nämlich zwei meiner größten Diamanten mit einem dünnen Bande fest um den Leib genäht, und die Steine gerade in

der Gegend angebracht, wo man sie am wenigstens sucht und wo ihre Erhöhung nicht bemerkbar wurde. Mir war bekannt; daß den Muhamedanern der Alkoran verbietet, eine Mannsperson von dem Knie bis an die Brust zu entblößen, darauf hatte ich bei dem Verstecken meiner Steine gerechnet und mich nicht betrogen. Zwar wurde ich von den Korsaren meiner Kleider beraubet, und auf dem ganzen Leibe betastet; doch das schmale fest anliegende Band konnten sie nicht entdecken, und so entging mein kleiner Schatz ihrer Habsucht.

Ich wurde nicht auf den Sklavenmarkt gebracht, sondern der Anführer des Raubschiffs schickte mich nach seinem Landgüte, wo ich bei der Feldarbeit angestellt wurde. Dieß war mir höchst unlieb, denn ich hatte darauf gerechnet, auf dem Sklavenmarkt Juden anzutreffen, denen ich mich entdecken könnte, damit sie mich loskauften, oder wenigstens dem Algierer sagten, daß ich ein Jude sey, da unsere Nation von den Barbaren weit menschlicher behandelt wird wie die Christen. Diese Hoffnung war mir nun vereitelt, und da ich mich meinem Räuber nicht verständlich machen konnte, so mußte ich eine lange Zeit gleich einem Stier den Pflug ziehen, und wenn ich vor Ermüdung nicht weiter

konnte, [illegible] wurde ich nicht selten blutig gegeißelt. Ich wäre in meinem Elende untergegangen, wenn mich die Hoffnung nicht aufrecht erhalten hätte, einmal wen von unsern Leuten zu sprechen und von ihm mit Hilfe meiner Steine ausgelöset zu werden.

Nach langem vergeblichen Harren wurde mein Wunsch erfüllt; es kam ein Jude, um von meinem Herrn Korn zu kaufen, und ihm entdeckte ich mich. Er wirkte mir sogleich eine mildere Behandlung aus und versprach mir einen andern Mann zu senden, der meine Befreiung besorgen sollte. Der erschien, ich lieferte ihm meine Steine ein und er kaufte mich los. Ich war nun zwar frei, aber ohne alles Vermögen, ohne Kenntniß der Landessprache und hatte nur die traurige Aussicht, durch Betteln mein Leben zu fristen. Ich ging zu meinen Glaubensgenossen und wurde von ihnen, als ich sie mit meiner Noth bekannt machte, zwar mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen unterstützt, aber das war auch alles, was sie für mich thaten. Endlich traf ich einen alten Kaufmann, dem meine Kunde in der französischen Sprache bei seinem Handel nützlich werden konnte, und der mich deshalb in sein Haus aufnahm.

4.

Schmuel Berrek, bei dem ich mein Unterkommen fand, war einer der reichsten Handelsleute in Algier, aber in seinem Hause sah es, den Ueberfluß an Waaren abgerechnet, so aus, wie in der Wohnung eines Bettlers. Die Zimmer waren finster und beinahe ohne allen Hausrath; er selbst ging in schlechte Lumpen gehüllt, und überall, wo er sich zeigte, trug er die ekelhafteste Armuth zur Schau. Es geschah dieses aber nicht aus Geiz, sondern aus Klugheit; denn die Juden in den Raubstaaten sind den beständigen Plackereien der Deys und ihrer Beamten ausgesetzt, sobald man einigen Wohlstand bei ihnen vermuthet. Die Bedrückungen, die sie zu erleiden haben, sind unzählig, und keinen Augenblick sind sie sicher, durch eine üble Laune des Deys oder seiner Unterbefehlshaber ihr Vermögen, ja wohl gar ihr Leben zu verlieren, wenn man bei ihnen Reichthum zu finden glaubt.

Ich ließ meine Verwunderung gegen Schmul darüber laut werden, daß so viele unseres Volkes sich entschließen könnten unter einer so grausamen Bedrückung zu leben, er äußerte darauf: „Der Mensch gewöhnt sich an alles, und die Beschwerden, die unsere Leute in Afrika zu erdulden haben, werden von

den Vortheilen aufgewogen, die sie daselbst genießen. Ein herrliches Klima, ein Ueberfluß vortrefflicher und wohlfeiler Lebensmittel sind denn doch auch nicht zu verachten und vergüten uns gewissermaßen die Mißhandlungen, die wir von den Mauren zu ertragen haben. Die Hauptsache aber ist die leichte Art, auf die man hier Geld gewinnen kann. Die Mauren sind das trägste und unwissendste Volk der Welt; von ihnen zu vortheilen ist sehr leicht, und wenn wir uns manche Rohheiten von ihnen gefallen lassen, so machen wir uns durch unsern Handelsgewinn bezahlt. Uebrigens würde es uns schwer fallen in irgend einem andern Lande zu leben, da es so leicht nirgendwo ein so beständiges Klima und so gute Lebensmittel giebt, wie hier, und außerdem der Jude hier mehr gilt, als der Christ, welches in den Augen vieler einen großen Werth hat."

So sehr mir dieses auch einleuchtete, so konnte ich, einmal an Europäische Kultur gewöhnt, mich doch nicht in einem Lande gefallen, wo mein und meiner Nebenmenschen Leben ganz allein von der Laune eines eigenwilligen Despoten abhing, und ich würde mich bald von Algier entfernt haben, wenn meine Armuth mich nicht gezwungen hätte daselbst

zu bleiben. Ich benutzte meine Zeit zur Erlernung der Arabischen und Mauriſchen Sprache und ſuchte mich dem Rabbi Schmul nützlich zu machen, welches dieſer auch erkannte und mit reichen Geſchenken vergalt. Er erlaubte mir auch einen kleinen Eigenhandel zu führen, wozu er mir den Vorſchuß gab, und wodurch ich mir nach und nach wieder einiges Vermögen erwarb, mit welchem ich in Zukunft einige größere Unternehmungen zu machen gedachte.

5.

Einſt ſchickte die Favoritfrau des Kadi zu Schmul und verlangte von ihm, er ſollte ihr mehrere Stücke Goldſtoff zur Auswahl bringen. Schmul war unpäßlich, er ſchickte daher mich mit den Zeugen und befahl mir, eines von den reichſten Stücken, worauf, wie er vermuthete, die Wahl der Dame fallen würde, ihr zum Geſchenk anzubieten. Ich ging hin und fand den Kadi im Hofe ſeines Hauſes ſitzend und Tabak rauchend. Er ſchien nicht um die Beſtellung zu wiſſen und fragte was ich wollte? Da ich es ihm geſagt hatte, befahl er die Frau zu rufen und hieß ſie in ſeiner Gegenwart eine Auswahl treffen. Sie wählte das reichſte Stück und ich bot es ihr im Namen Schmuls zum Geſchenke an.

Der Kadi that, als ob er nicht darauf hörte, aber ich bemerkte deutlich, daß ihm das Geschenk angenehm war, und auch die Schöne ließ sich nach einer kurzen Weigerung gefallen, es anzunehmen. Kaum war ich wieder zu Hause, als die alte Sklavin, die mich hingerufen hatte, das Zeug zurückbrachte und sagte, ihre Gebieterin wolle dafür ein anderes Stück haben, das sie bezeichnete. Indem ich es zu suchen beschäftigt war, raunte sie mir zu: „mache daß ich Dich allein sprechen kann.“ Ich führte sie in den hintern Laden und da sagte sie mir: „Meine Gebieterin wünscht Dich heute Abend in der zweiten Stunde der Nacht allein zu sprechen, finde Dich an der hintern Gartenmauer unseres Hauses ein und warte daselbst, bis man Dich rufen wird; sey aber verschwiegen.“ Ich wollte diese Einladung ablehnen, da fuhr das alte Weib heftig auf und rief: „Du schäbichter Ungläubiger solltest dankend in den Staub fallen, daß meine Gebieterin Dich würdigen will, ihr Antlitz zu schauen, und Du wagst Dich zu weigern zu erscheinen! Wohl, es kostet uns ein Wort, und morgen erhältst Du zweihundert Streiche auf die Fußsohlen.“ Ich erschrack, denn ich bedachte, daß beleidigte Weiber zu allem fähig sind; daher versprach ich mich einzustellen.

Mit mehr Angst ist wohl nicht leicht ein Mann zu einem Liebesabentheuer gegangen, als ich empfand, da die Zeit herannahete, wo ich mich zu dem gefährlichen Stelldichein, einfinden mußte. Nicht nur ist es den Juden verboten, sich bei Nacht außerhalb ihres Quartiers sehen zu lassen, und einige hundert Sohlenstreiche sind die geringste Strafe für die Uebertretung dieses Verbots, sondern das Wagstück, einen Liebeshandel mit der Frau des Kadi anzuspinnen, mußte mir, wenn es entdeckt wurde, den martervollsten Tod zuziehen. Gleichwohl war mir die Rachsucht der mauriſchen Weiber bekannt, und ich durfte darauf rechnen, daß eine Weigerung zu erscheinen die Dame vermögen würde, ihren Einfluß auf den Kadi zu meinem Verderben zu mißbrauchen. Ich wartete mit Zittern in der öden finstern Straße, bis ich endlich ein Geräusch hörte und hart an der Erde eine Oeffnung in der Gartenmauer gewahr wurde, durch die ein Weiberkopf sahe. Es war die Alte, die mir leise befahl zu folgen, und sich dann wieder zurück zog. Die Oeffnung war so klein, daß ich mich auf den Bauch legen mußte, um durchkriechen zu können, und als ich dieses, nicht ohne Beschwerde, gethan hatte, wurde sie vermittelst einer Feder, die den Stein in seine vorige Lage zurück schob, geschlossen.

Ich befand mich nun in dem Garten des Kadi, und wurde von der Alten nach einem Pavillon geführt, wo ich bei dem matten Schimmer einer verhängten Lampe eine verschleierte Dame auf dem Divan liegen sah. Sie hob den Schleier auf, der in der That ein höchst reizendes Gesicht verborgen hatte, und mit einer Miene, die auch den Kältesten hätte erwärmen können, winkte sie mir näher zu kommen. Ich warf mich ihr zu Füßen und sagte: Holde Dame, Ihr seyd schöner wie die Houris, und Euer Antlitz, von dem die Strahlen der Anmuth wie die Sonne leuchten, zu sehen, ist ein Glück, dessen Euer Sklave nicht würdig ist. Aber die Furcht, daß dieses Glück, welches ich jetzt genieße, zu Eurem und meinem Verderben gereichen könne, schlägt mich nieder und hindert mich es auszusprechen, wie sehr ich den Werth Eurer Gunst fühle. „Seyn ohne Sorgen antwortete sie, wir sind ganz sicher, denn der alte Kadi ist heute mit einer Sklavin zu Bette gegangen und kommt nicht zu mir, am wenigsten aber hieher.“ Diese Versicherung beruhigte mich einigermaßen und ich überließ mich nun ohne Scheu den Freuden, die mir so ganz ohne meine Absicht zu Theil wurden. Ehe der Tag anbrach, wurde ich auf dem nämlichen Wege, auf welchem ich gekommen war, entlassen.

Ich hatte das Verſprechen geben müſſen, meine Beſuche zu wiederholen, und es war verabredet worden, daß jedesmal, wenn ich in der Nacht erſcheinen ſollte, die Alte am Tage, mit einem gelben Tuche in der Hand zu einer gewiſſen Stunde bei dem Laden, worin ich mich befand, vorbei gehen ſollte. So ſehr mir übrigens die Dame gefiel, und ſo gern ich auch unter andern Umſtänden mich der Liebe überlaſſen hätte, ſo wurden mir doch die Beſuche, die ich ihr zum öftern ablegen mußte, höchſt läſtig, und ich wäre ihrer gern überhoben geweſen. Denn ich hatte eine dreifache Gefahr zu beſtehen; einmal wegen des Kadi, dann wegen meines nächtlichen Wanderns auf den Straßen und endlich wegen meines Herrn, des Schmul, der von meinem nächtlichen Ausgehen nichts wiſſen durfte, da er es mir in keinem Falle geſtattet, und mir wohl gar den Dienſt aufgeſagt haben würde, wenn er etwas davon erfahren hätte.

Ich ſtellte der Dame mehrmals meine bedrängte Lage vor, und bat mich mit ihren Einladungen zu verſchonen, allein ſie wußte mir ſtets durch Schmeicheleien noch immer eine Zuſammenkunft abzulocken, und als ich endlich einmal Abſchied für immer von ihr nehmen wollte, da ſchwur ſie, in dieſem Falle,

mich gewiß zu verderben und wenn sie selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Was blieb mir unter diesen Umständen übrig, als ihr, so oft sie wollte, zu Willen zu seyn. Ich sah zu meiner Rettung keinen andern Ausweg, als aus Algier zu entfliehen, und sann auf die beste Weise, dieses zu bewerkstelligen.

In einer Nacht, wo ich mich wieder bei der Frau des Kadi befand, stürzte die Alte mit einem Wehegeschrei ins Zimmer und brachte uns die Schreckensbotschaft, daß der Kadi ihr auf dem Fuße folge. Ich sprang in der höchsten Angst auf und wollte entfliehen, aber die Dame hielt mich zurück, drückte mir einen Dolch in die Hand und sagte: „stoß ihn nieder, sonst sind wir alle verloren.“ Nein rief ich, indem ich den Dolch weit fortschleuderte, geschehe was da wolle, ich werde kein Mörder! „Nun wohl Feiger, so entweiche“, sagte sie, und öffnete ein Fenster, wodurch ich mich eilig davon machte. Kaum war ich draußen, als der Kadi eintrat, den ich heftig reden hörte. Bald darauf wurde es still, und dann trafen dumpfe Töne, wie von einem gewaltsam unterdrückten Geschrei, mein Ohr. Ich näherte mich dem Fenster und wurde gewahr, wie die beiden Weiber sich bemüheten, dem Kadi, dem sie einen Schawel um den Kopf geworfen hatten, zu er-

würgen. Der Anblick des hilflosen, nur noch schwach mit den beiden Weibern ringenden Greises, erschütterte mich, ich vergaß der eigenen Gefahr, stürzte in das Gartenhaus und entriß ihn ihren Händen, indem ich rief: „Nein Ihr sollt nicht diese Blutschuld auf Euer Haupt laden; sind wir schuldig, so müssen wir Strafe leiden, nicht aber unser Vergehen durch einen Mord vergrößern.“ Die Weiber erschöpften sich nun in Schmähungen gegen mich, und wollten auf's Neue auf den Kadi eindringen, aber ich stellte mich vor ihn und schützte ihn gegen ihre Anfälle. Der Kadi brauchte einige Augenblicke, um sich von seinem Schrecken zu erholen, dann sagte er zu mir: „Du hast Dein Verbrechen, meinen Harem entehrt zu haben, dadurch gut gemacht, daß Du mir das Leben retteteſt; sey jetzt ohne Sorge, ich schwöre Dir bei dem großen Propheten, ich will nie Rache an Dir nehmen, auch wenn ich wieder von meinen Wächtern umgeben bin. Jetzt folge mir in mein Haus. Und Ihr Ungeheuer (sich zu den Weibern wendend) fort in den Harem!“

Ich folgte ihm in sein Zimmer, und er sagte zu mir: „Dein an mir bewieſener Edelmuth iſt ſo ſelten, daß er belohnt zu werden verdient; ſage

an, wodurch kann ich mich Dir gefällig beweisen? ſtehet es in meinen Kräften, ſo ſey der Erfüllung Deines Wunſches gewiß.“ Herr, bat ich, ſchenke Deinem Weibe das Leben und Du haſt den größten meiner Wünſche erfüllt. „Du thuſt eine thörichte Bitte, rief er; dieß Weib, mit ihrer Höllentücke, kann Dir unmöglich werth ſeyn! Doch Dein Verlangen ſey Dir mit dem Beding gewährt, daß Du kein Fürwort für die alte Bettel verlierſt, und daß Du mir aufrichtig ſageſt, wie ſich Deine Bekanntſchaft mit meinem Weibe angefangen hat, und wie es Dir möglich war, in meinen Garten zu kommen.“ Ich that ſeiner Neugierde auf das umſtändlichſte Genüge, da ich durch mein Geſtändniß noch mehr in ſeinen Augen entſchuldigt werden mußte, und wirklich ſchien ihn mein Bericht ganz für mich einzunehmen. Als ich geendigt hatte eröffnete er mir, daß er das ungetreue Weib zu ihrem Vater zurückſchicken, die Alte aber erdroßeln laſſen wollte, mir aber ſchenkte er ſechs Beutel, die er mir durch ſeine Sklaven nachtragen ließ.

6.

Der Tag war bereits angebrochen, da ich nach Hauſe kam, und Rabbi Schmul erſtaunte nicht we-

nig, als er mich in so stattlicher Begleitung erschei-nen sahe. Ich war nun genöthiget ihm mein Abentheuer zu erzählen, und er pries mich glücklich, daß es einen so gewünschten Ausgang genommen hatte. „Höre, Scholm, sagte er, Du bist ein Glückskind, und beinahe bin ich gesonnen Deinem Glücke einen Theil meiner Habe anzuvertrauen. Schon längst wollte ich eine Reise nach Kairo ma-chen, allein mein schon hohes Alter macht mir je länger je mehr dieses Vornehmen unmöglich, und meine Söhne sind noch nicht erwachsen genug, um allein diese beschwerliche Reise unternehmen zu kön-nen. Mein dortiger Handelsfreund ladet mich aufs Neue ein hinüber zu kommen, um mit ihm Abrech-nung zu halten und schlägt mir zugleich vor, einen meiner Söhne mitzubringen und mit seiner Tochter zu verehelichen. Getraust Du Dir diese Reise, die allerdings wegen eines Umweges, den die große Karavane nehmen muß, nicht wenig beschwerlich seyn wird, zu machen, so will ich Dir eine Voll-macht geben, meine Angelegenheiten in Kairo zu besorgen, und Dir meinen Joschel, der bereits vierzehn Jahr alt ist, anvertrauen.“

Dieser Antrag meines Brodherren überraschte mich auf die angenehmste Weise. Der Aufenthalt

in Algier war mir stets zuwider gewesen, da die dortige Lebensweise und Sitten mir nicht im mindesten zusagten, und mein Haß gegen die rohen, tyrannischen Mauren, so wie der Abscheu vor dem, freilich von der Nothwendigkeit gebotenen, kriechenden Benehmen meines Volkes gegen ihre Peiniger unüberwindlich war; mein innigster Wunsch war es stets gewesen jenes Sklavenland verlassen zu können. Aber jeder Plan dazu wäre bei den Hindernissen, die mir entgegenstanden thöricht und jede Hoffnung eitel gewesen. Man kann glauben, daß ich nicht zögerte ihn ohne alles Bedenken anzunehmen. Reisen machten mir überdem von jeher Vergnügen, und bei der gegenwärtigen durfte ich hoffen, mit Schmuls Empfehlungen versehen, in Kairo gute Geschäfte für eigene Rechnung zu machen, ohnehin da ich durch die Großmuth des Kadi eine nicht unbedeutende Baarschaft besaß. Ich bereitete mich also auf das schleunigste zur Reise vor, worin mich Schmul, der die Erfordernisse dazu besser als ich kannte, angelegentlichst mit Rath und That unterstützte. Er rüstete mich und seinen Sohn mit großer Freigebigkeit aus, gab mir, da er den Weg schon einmal gemacht hatte, eine genaue Anleitung, wie ich mich gegen die Karavanen-Anführer zu be-

nehmen, und überhaupt für Schaden zu hüten hätte, und entließ uns mit seinem Segen. Was mir auf dieser Reise begegnet ist, und die Abentheuer, die ich noch ferner erlebt habe, werde ich Ihnen am morgenden Abende vorzutragen die Ehre haben.

Siebenter Abend.

7.

Unsere Reise, fuhr Scholm Feibusch heute in seiner Erzählung fort, ging nicht auf dem gewöhnlichen Wege längs der Küste von Nordafrika, welches wegen kriegerischer Unruhen in Tunis und Tripolis unmöglich war, sondern wir mußten nach Fezz gehen, und uns dort der großen Karavane anschließen, die diesesmal über Timbuctoo ging. Wir kamen also bis beinahe in den Mittelpunkt von Afrika und durchreiseten diesen Welttheil in seiner größten Breite.

Ich wünsche, ich besäße die Fähigkeit, Ihnen von dieser Reise, die vielleicht außer mir, noch nie ein Europäer gemacht hat, ein getreues Bild zu geben; es würde ohne Zweifel anziehend für Sie seyn. Es ist unmöglich, auf einer Reise mehr Vergnügen zu haben, mehr Merkwürdiges zu sehen, und mehr lustige Abentheuer zu erleben, als auf

dieser; aber schwerlich hat man auch auf einem andern Wege so viel Mühseligkeiten zu erdulden, so viel Verdruß zu bekämpfen, und so viele langweilige Stunden zu ertragen, als auf eben diesem. Denken Sie sich einen Weg von fast tausend deutschen Meilen, durch einen beinahe gänzlich unbekannten und durch seine Naturwunder ausgezeichneten Welttheil, und Sie werden meiner Behauptung, auch ohne daß ich mich auf weitere Einzelnheiten einlasse, Glauben beimessen. Doch ich will Ihnen wenigstens eine kurze Skizze davon geben.

* Die große Karavane, die jährlich einmal durch ganz Nordafrika über Kairo nach Mekka geht, bildet sich zuerst in Fezz, wo sich alle Reisenden sammeln, die aus dem Marokkanischen Staate den Weg nach Kairo oder Mekka machen wollen. Von Fezz gehet sie nach Algier, nimmt die von da aus abreisenden Pilger und Kaufleute auf, und setzt ihren Weg durch Tunis und Tripolis fort und verstärkt sich durch die Reisenden dieser Länder. Diesesmal konnte, wie ich schon erwähnte, der gewöhnliche Weg nicht genommen werden, daher bestanden die Reisenden nur allein aus Marokkanern, die aus Handelspolitik keinen Reisenden von andern Völkerstämmen den Weg über Timbuctoo zu neh-

men erlauben. Wenn ich mit meinen zehn Kameelen davon eine Ausnahme machte, so hatte ich dieses nur den genauen Handelsverbindungen Schmuls mit einem muhamedanischen Kaufmanne zu Fezz zu danken, der für mich und Ischel unter dem Namen seiner Sklaven einen Paß nach Timbuctoo verschaffte.

Die Karavane war bei ihrem Abgange aus Fezz nahe an tausend Mann stark, sie verstärkte sich aber unterweges bald bis auf tausend fünfhundert, und wurde von fünfhundert Mann Marokkanischer Reiterei begleitet. Um Ordnung unter dieser großen Menge Menschen und Thiere zu erhalten, wird ein Anführer gewählt, dem Alle unbedingt Folge leisten müssen, und der mit wirklich sultanischer Strenge über die ganze reisende Gesellschaft gebietet. So hat er zum Beispiel die Macht, einen erwiesenen Diebstahl sogleich, und ohne alle weitere Förmlichkeiten, mit dem Tode zu bestrafen. Er bestimmt die Zeit des Aufbruchs und der Ruhe, er entscheidet alle zwischen den Reisenden entstandene Streitigkeiten, und seinen Anordnungen darf bei schwerer Strafe niemand zu widersprechen wagen. Was die Art mit Kameelen zu reisen betrifft, so muß ich bemerken, daß diese Thiere zwar, ungeachtet des schweren Gepäckes, mit dem sie beladen sind,

sehr schnell laufen, aber theils um die Bedeckung und die Reisenden selbst zu schonen, theils auch ihrer Weidung wegen zurückgehalten werden, und nur kurze Tagereisen machen. Der Weg von Fezz bis nach Timbuctoo beträgt ungefähr vierhundert und fünfzig deutsche Meilen, und währet volle fünf Monate.

So lange der Weg durch das Marokkanische Gebiet ging, war er unendlich angenehm; denn er führte stets durch reiche Fruchtfelder und stark angebaute Gegenden. Wohin das Auge auch blickte, da traf es auf eine in Europa ganz unbekannte Fruchtbarkeit, und auf einen Reichthum der Natur, von dem man in unserem Welttheile keine Vorstellung hat. Weizenfelder, deren Halme sich unter der Last goldner Aehren beugten, Maisäcker, deren riesenhafte Pflanzen bis über den Hals der Kameele ragten, wechselten mit Fruchthainen, deren Bäume zugleich mit dem Silber und Purpur der Blüten und dem Golde der reifen Früchte bedeckt waren. Hier glühte die Goldorange, dort rankte sich auf der Erde die Netzmelone, weiterhin blickte die schwärzliche Traube, oder schimmerte der sanfte Purpur der Pfirsiche. Von Mandeln, Datteln, Kastanien und Feigen trafen wir große Wälder

an. Und diese köstlichen Früchte, und noch manche andere Sorten, die uns Europäern selbst dem Namen nach unbekannt sind, standen für jeden zum Genusse da, der sich die Mühe nehmen wollte sie zu pflücken, denn ihrer großen Menge wegen werden sie als ein herrenloses Gut betrachtet. Kaum hatten wir aber die Grenze des Marokkanischen Landes erreicht, als sich die Scene änderte und uns von allen Herrlichkeiten, die nur noch eben unser Aug' entzückt hatten, nichts übrig blieb, als die Erinnerung. Zuerst kamen wir über einen öden Bergrücken, wo der Weg höchst beschwerlich wurde, doch erquickte uns auf der Höhe eine frische, kühle Luft, auch fanden wir häufig gutes Quellwasser, eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse unserer Reise. Als wir aber das Gebirge überstiegen hatten, kamen wir in eine Sandwüste, wo nicht die mindeste Vegetation anzutreffen war, und wo eine glühende Hitze uns marterte. Tagelang mußten wir oft reisen, ohne auf einen Grasplatz oder auf eine Quelle zu treffen, und oft waren unsere Wasserschläuche alle geleert und wir dem Verschmachten nahe, wenn wir zu einem Brunnen gelangten. Mehr als die Hälfte des Weges reiseten wir durch die öden Sandwüsten, welche die Reise so langweilig und beschwer-

lich, als gefährlich machten. Es ist nichts traurigeres, als der Anblick einer solchen Sandebne, die dem Auge keinen Gegenstand darbietet, worauf es verweilen kann, und die nur vom Horizonte begrenzt wird. Höchst beschwerlich aber wird der beständig aufsteigende feine Staub, der durch alle Kleider bis auf den bloßen Leib eindringt, sich mit dem Schweiße vermischt und den ganzen Körper unsauber macht; auch dringt er durch das Gepäcke, und beschmutzt und verdirbt nicht selten Lebensmittel und Waaren. Nicht weniger quälend ist die große Hitze, die hier, wo die Sonnenstrahlen von der weißen sandigen Fläche wie von einem Spiegel reflectiret werden, doppelt wirksam ist. Doch das gefährlichste Uebel von allen ist der glühende Samum oder Samielwind, der zuweilen, bald mehr bald weniger stark, durch diese Wüsten wehet. Menschen sowohl wie Thiere ringen bei seinem Wehen zwischen dem Ersticken und Verbrennen, und oft ist ein augenblicklicher Tod die Folge seines Gluthauches. Eben so schädlich wird er durch die Sandwolken, die er mit sich führet und womit er öfters ganze Karavanen bedeckt und begräbt. Dieses und der Wassermangel, wenn man eine Quelle verfehlet oder sie vertrocknet findet, macht die Noth der Reisenden oft

sehr groß und steigert sie bis zur Verzweiflung. Dagegen fehlt es selbst in dieser von der Natur mit ihrem schwersten Fluche belasteten Wüste nicht an manchen merkwürdigen Gegenständen, die das Einerlei des Weges unterbrechen, und die man nicht leicht irgendwo so nahe und gefahrlos sehen kann, als auf dieser Reise. Es liegen nämlich mitten in den weiten Sandebnen, gleich Inseln im Meere, kleine mit Gras und Gesträuch bewachsene Plätze, Oasen genannt, auf denen sich gewöhnlich auch Wasserquellen befinden. Auf diesen Plätzen halten sich oft wilde Thiere aller Art auf, die man, wenn die Karavane vorbei zieht, ganz nahe bei in ihrem natürlichen Zustande betrachten kann. Ich habe Löwen, Panter, Leoparden, Zebras, Strauße ja selbst eine ungeheure Riesenschlange gesehen, und manche andere Thiere, von denen ich nicht einmal den Namen erfahren konnte. Solche Oasen dienten uns auch des Mittags und des Abends zu Ruheplätzen und unsern Kameelen zur Weide; zu welchem Ende denn die wilden Thiere davon verscheucht wurden.

Außer diesen Abwechselungen hatte das Reisen mit der Karavane durch ihre Eigenthümlichkeiten noch manches angenehme für mich. Das gemein-

schaftliche Leben so vieler Reisenden ist sehr interessant. Jeder Unterschied des Standes, des Alters und selbst der Religion ist hier verbannt, ein gleiches Interesse knüpft alle an einander, alle Vorurtheile scheinen abgelegt zu seyn, und einer sieht in dem Andern nur den Menschen und Bruder: alle drückt gleiche Noth, alle tragen gleiche Beschwerde und allen wird eine gleiche Freude zu Theil. Die aufgehende Sonne rufet alle zum Gebet, das der Muhamedaner wie der Jude nach Osten gewendet, verrichtet; der letzte Strahl der Sonne siehet jeden in gleicher Beschäftigung. Welch eine frohe Bewegung herrscht in der ganzen Menge, bei Bereitung des frugalen Abendbrods, das auf der Reise die Hauptmahlzeit ausmacht, und wie erquickend ist der Schlaf in den lauen Nächten, unter dem Gewölbe des klaren Sternenhimmels, der sich dort mit weit größerer Pracht wie in Europa zeiget! Mit einem Wort, diese Reise hatte des Beschwerlichen wie des Angenehmen gar viel, und ich weiß nicht welches von beiden das Andere überwiegt; soviel kann ich aber versichern, daß die Erinnerung daran zu meinen größten Lebensfreuden gehört.

Nachdem wir wieder mehrere Tagereisen durch bewohnte Gegenden gekommen waren, die aber, da

sie in dem brennenden Klima der Linie lagen, nicht das lachende Ansehen der nördlicher gelegenen Landschaften hatten, gelangten wir endlich nach der Stadt Timbuctoo. Diese merkwürdige, und an Größe Neapel gleichkommende Stadt, ist ihrer Entlegenheit und der Unmöglichkeit wegen hinzukommen, den Europäern gänzlich unbekannt, und doch ist sie in mehrerer Hinsicht einer der merkwürdigsten Oerter der Welt. Sie ist nach Kairo die größte, volkreichste und berühmteste Handelsstadt von ganz Afrika, und an Reichthum in edeln Metallen mag sie wohl ihres gleichen in der Welt nicht haben. Weicht sie schon in ihrer Bauart von allen andern großen Städten ab, so ist dieses in Ansehung ihrer Einwohner nicht weniger der Fall, die aus lauter brennend schwarzen Negern bestehen, die ich nie in meinem Leben so schwarz gesehen habe. Uebrigens sind die Timbuctoor gewiß die zivilisirtesten unter allen Afrikanischen Völkern, und dürften am Kultur selbst manchen Europäischen Nationen nicht nachstehen. Sie bekennen zwar Muhameds Lehre, aber sie sind duldsamer wie die übrigen Muselmänner. Wohl dürfen Juden bei Lebensstrafe nicht in die Stadt kommen, aber dieses Verbot ist nicht aus Religionshaß entstanden, sondern nur in Folge

einer Uebereinkunft mit den Marokkanern erlassen werden, die den Juden keine Theilnahme an dem einträglichen Handel mit dieser Stadt gönnen wollen. Des strengen Verbotes ungeachtet wagen sich von Zeit zu Zeit jüdische Kaufleute dahin und haben, unter der Hülle muselmännischer Sklaven nicht das Mindeste zu befürchten, wie auch mein Beispiel beweiset. Timbuctoo liegt an dem Fuße eines ziemlich hohen Gebirges, das einen unerschöpflichen Vorrath von Goldminen enthält, und die Bewohner dieser Stadt so reich an diesem Metalle macht, daß es beinahe keinen Werth für sie hat, und selbst von den geringsten Leuten zu den gewöhnlichen Hausgeräthen angewendet wird. Uebrigens ist die Landschaft nicht vorzüglich fruchtbar, und an Salz ein solcher Mangel, daß es mit einem gleichen Gewicht in Golde bezahlt wird. Auch ich hatte meine Kameele mit Salz, und Tabak, welcher beinahe eben so theuer ist, beladen; sie können denken welch' einen ungeheuren Gewinn ich machte. Noch muß ich eine geographische Merkwürdigkeit anführen. Der Niger fließet mitten durch die Stadt Timbuctoo, und hat daselbst die Größe der Elbe bei Hamburg. Er fließet nach Osten und fällt in den Nil. Man würde auf diesem schiffbaren Flusse sehr bequem durch

Aethiopiene und Nubien nach Egypten reisen können, wenn man die räuberischen Mohren und Beduinen nicht zu scheuen hätte, die kein Fahrzeug ungeplündert durchlassen würden.

Nach einem Aufenthalte von vier Wochen setzten wir von der Timbuctooschen Karavane begleitet unsern Weg nach Kairo fort. Der Theil der Wüste, den wir von hier aus durchreisen mußten, war bei weitem noch ausgedehnter, doch nicht ganz so unfruchtbar, wie der auf der Marokkanischen Seite. Wir kamen darauf durch bewohnte Gegenden, in denen wir Menschen von dem verschiedensten Kulturzustande antrafen. Zuweilen fanden wir Hirtenvölker, die dem rohen Naturzustande noch sehr nahe waren; oft führte uns aber auch der Weg zu Stämmen, bei denen Ackerbau, Handel und Gewerbe blühten, und die an Kultur die Bewohner der Raubstaaten bei weitem übertrafen. Ich habe auf meiner Reise durch Afrika mehr als dreißig verschiedene Völkerstämme kennen lernen, von denen einige vollkommen schwarz, andere olivenfarb und noch andere beinahe so weiß wie die Europäer waren.

8.

Endlich erreichten wir Egypten, ein Land, das

ich nicht ohne tiefe Rührung betrat, da es der hochberühmte Schauplatz der früheren Geschichte meines Volkes ist. Der erste Anblick dieses Landes entsprach jedoch nicht meiner Erwartung, da ich statt der vermutheten Fruchtbarkeit nur dürre Sandwüsten und menschenleere Ruinen antraf. Mehrere Tagelang ging unsere Reise durch Gegenden, die wo möglich noch trauriger waren, als die wir bis jetzt durchreiset hatten; wenigstens waren hier die Quellen und Grasplätze noch sparsamer wie dort; der Sand aber noch flüchtiger und für Augen und Lunge beschwerlicher. Je näher wir aber dem Nil kamen, je angebauter wurde die Gegend, obwohl sie nicht die lachende Fruchtbarkeit und das üppige Grün der Landschaften des nordwestlichen Afrika hat.

Was gleicht aber meiner Empfindung, als ich im Glanz der Morgensonne die tausend Thürme von Kairo schimmern sah; jener Stadt, die schon vor vier tausend Jahren stand, und gleichsam die zweite Wiege meines Volkes ist; jener Stadt, aus welcher schon vor viertehalb tausend Jahren Abrahams zahlreiche Kinder zum Bau der stolzen Pyramiden getrieben wurden, die noch gegenwärtig die Bewunderung aller Völker sind. Da lag sie

in der weiten Ebne, in einer unabsehbaren Länge ausgebreitet, und zog durch ihre ungeheure Größe unsere Blicke auf sich, die mit Sehnsucht an diesem Ziel unserer Reise hingen. Als wir uns ihr näherten, zog der Bey mit seinem Militair in Begleitung einer militairischen Musik uns entgegen, und unser Einzug in die Stadt glich einem Triumpfzuge.

Kairo ist eine der größten Städte der Welt; sie hat eine größere Bevölkerung wie Konstantinopel, ja, wie ich glaube, auch wie London oder Paris. Sie ist zwar mit keiner dieser Städte in Hinsicht der Bauart zu vergleichen, aber sie besitzet neben vielen nach morgenländischer Art leicht und unregelmäßig gebauten Häusern und engen, finstern Straßen, doch auch manche prächtige Palläste und ansehnliche Plätze; an Reichthum ihrer Bewohner hält sie aber gewiß den Vergleich mit den reichsten Europäischen Handelsplätzen, mit London und Amsterdam aus. Sie ist als der Hauptplatz des gesammten Afrikanischen Handels und als ein Hauptstapelplatz der Welt zu betrachten, und ist nur darum in Europa nicht dafür bekannt, weil sie der Gefahr wegen, mit welcher der Aufenthalt daselbst für die Abendländischen Christen verbunden ist, selten von ihnen besucht wird. Die Franzosen würden

bei ihrer Anwesenheit in dieser Stadt unter Bonaparte hinreichende Proben ihres Reichthums nach Europa geschickt haben, wenn sie sich getrauet hätten, diese große Stadt zu plündern; sie fühlten sich aber zu schwach dazu und begnügten sich mit einer sehr mäßigen Brandschatzung.

Es kostete mir Mühe Rabbi Joseph, den Handelsfreund Schmuls, auszuforschen, da mehrere des Namens in Kairo wohnten, und die dortige Judenschaft an hundert tausend Köpfe ausmacht. Er war, als ich ihn nach vielem Suchen auf dem Bazar ausfindig machte, hocherfreut mich und den Sohn seines Freundes zu sehen, und lud uns in sein Haus ein. Ich wurde überrascht, als ich in seine von außen ziemlich unscheinbare Wohnung kam, und in dem Innern derselben, besonders in den hintern Zimmern eine Pracht antraf, die ich noch nimmer bei einem unserer Leute gesehen hatte. Ich gab meinem Erstaunen darüber Worte und er entgegnete: „Mich befremdet Eure Verwunderung über meine häusliche Einrichtung nicht; denn Ihr kommt von Algier; wo ein wohl ausgeschmücktes Haus einem Israeliten Vermögen und Leben kosten würde; hier lebt aber unser Volk weniger gedrückt, und schon unsere Zahl sichert uns gegen auffallende An-

griffe der Willkühr, woron die hier wohnenden fränkischen Christen so viel zu leiden haben. Doch dürfen wir unsern Reichthum auch nicht geradehin zur Schau stellen, um die Habsucht des unbändigen Pöbels nicht zu reizen, den die Militairmacht des Beys nicht immer zu bändigen im Stande ist.

Meine Aufträge waren bald beendigt, und da solche meine Rückkunft nach Algier nicht nothwendig machten, so entschloß ich mich in Kairo zu bleiben und mit meinem in Timbuctoo gewonnenen Kapital einen eigenen Handel anzufangen. Joseph gab meinem Vorsatze seinen Beifall und bot mir seine Hilfe zu meiner Einrichtung an. Er miethete für mich ein Gewölbe auf einer vortheilhaften Stelle auf dem Bazar, unterstützte mich beim Einkauf, gab mir Auskunft über alles was die Oertlichkeit betraf und sorgte wirklich väterlich für mich. Auch verheirathen wollte er mich, doch in diesem Punkte mußte ich seinen guten Willen zurück weisen; denn die Egyptischen Schönheiten, mit ihrer braungelben Gesichtsfarbe waren nicht nach meinem Geschmack, und überdem war mir das schnelle Verblühen der dortigen Frauen schrecklich. Eine zwanzigjährige Egyptierin, auch von meinem Volke, altert schon und im dreißigsten Jahre ist sie eine vollendete Greisin.

Einige Jahre lebte ich in Kairo in den angenehmsten Verhältnissen, und mein früheres Glück schien ganz zu mir zurückgekehrt zu seyn. Mein Handel blühete und bereicherte mich; ich rühmte mich der Freundschaft vieler guter Menschen, meine europäischen Kenntnisse verschafften mir den Umgang und die Achtung der Rabbinen und anderer angesehener Männer und der gesellschaftliche Verkehr, der dort angenehmer und zwangloser ist wie in Europa, machte mir viel frohe Stunden. Schon war ich entschlossen, für immer in Kairo zu bleiben, und daselbst zu heirathen, als ein Unglück, welches böse Menschen mir bereiteten, alle meine Pläne zerstörte.

9.

Ich wurde eines Abends, als ich eben meinen Laden schließen wollte, zu einer vornehmen Dame gerufen, um ihr Seidenstoffe zu Kauf zu stellen. Ich versprach den folgenden Tag hinzukommen, da bei dem Lichterglanz die Farben sich nicht wohl unterscheiden lassen, allein der Sklave, der mich bestellt hatte, machte die Sache dringend und warnte mich, die Dame nicht warten zu lassen, da sie eine Verwandte des Bey sey, die mir leicht schaden könnte, wenn sie gegen mich aufgebracht würde. Ich belud

also den Sklaven mit den kostbarsten Zeugen und eilte hin. Die Dame, die sich die Waare bringen ließ, konnte mit der Wahl der Stücke nicht fertig werden, fand mancherlei daran zu tadeln und schien mehr ein Spiel damit zu treiben, als wirklich Lust zu haben sie zu kaufen. Dieß fiel mir auf, und ich fing an einen gegen mich gerichteten Plan zu ahnen, doch ehe ich mit meinen Gedanken darüber ins Reine kam, sahe ich meine Muthmaßungen schon bestätiget. Zwei Sklaven, die sich mir unvermerkt von hinten genähert hatten, warfen mir eine dichte Kappe über den Kopf, die sie mir unter dem Halse fest zu banden; dann banden sie mir die Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, nahmen mir die Schlüssel zu meinem Hause und zur Geldkiste aus dem Gurtel, schoben mich darauf in einen ledernen Sack und warfen mich zu Boden. Trotz meiner Angst leuchtete mir doch sogleich ihr Plan ein, mich zu ersticken und mein Haus auszuplündern. Ich wäre auch wirklich in einigen Minuten erstickt, wenn meine Geistesgegenwart mich nicht gerettet hätte. Ich strengte nämlich alle meine Kräfte an, um wenigstens eine meiner Hände loszumachen, und dieses gelang mir. Nun zog ich ein kleines Messer, welches ich in der Tasche trug, hervor, und machte

eine große Oeffnung in die Kappe und mehrere kleine in den Sack, so daß ich hinreichend Luft schöpfen konnte. Nun machte ich einige konvulsivische Zuckungen und darauf lag ich ruhig, als ob ich bereits verschieden wäre.

Ich mochte ungefähr eine Stunde so gelegen haben, als die Dame wieder im Zimmer erschien und zweien Sklaven befahl, mich, den sie nun todt glaubte, nach dem Leichenacker zu tragen und zu begraben. Die Sklaven machten den Vorschlag, mich in den Nil zu werfen, aber sie bestand auf ihrem Befehl, da sie fürchtete mein Körper konnte im Nil gefunden und dadurch der begangene Mord entdeckt werden. Sie gebot ihnen die größte Eile, und ihr zu gehorsamen trugen mich die Sklaven sogleich fort. Bei der Aussicht lebendig begraben zu werden, war meine Angst nicht geringe. Ich war im Begriff um Hilfe zu rufen, doch mein guter Engel gab mir ein, es nicht zu thun; es wäre gewiß vergebens gewesen, und die Sklaven würden mich sicher sogleich getödtet haben. Ich beharrte daher bei meinem Schweigen und ließ mich ruhig forttragen. Auf den Todtenacker angelangt, warfen sie den vermeintlichen Todten hin und fingen an ein Grab zu graben. Ich machte mich nun von meinen Banden,

mit Hilfe des Messers, gänzlich los, fing an den Sack zu zerschneiden und wollte dann entweder mich heimlich davon schleichen, oder sie plötzlich erschrekken und so vom Todtenacker treiben. Ehe ich aber noch zur Ausführung meines Rettungsversuchs kam, hörte ich sie mit einem Angstgeschrei davon laufen, und nun war das Erschrecken an mir, als ich den Kopf aus dem Sacke stack und eine Gestalt vor mir stehen sah, deren Gewänder wie Feuer glänzten. „Wer bist Du?" fragte mich das schreckbare Wesen. Ach, antwortete ich, ein Unglücklicher, den man hier lebendig begraben wollte. „So komm hervor, rief es, Du bist gerettet." Ich zögerte noch, aber die Gestalt sagte mir: „fürchte Dich nicht vor mir, ich bin ein Mensch wie Du; laß Dich von meinem Glanz nicht schrecken, er soll sogleich verschwinden." Wirklich erblich der Schimmer der Gewänder, und nun nahm ich keinen Anstand aus meinem Sacke zu kriechen. Der Mann gebot mir darauf, ihm meine Begebenheit zu erzählen, und als er sie gehöret hatte, führte er mich bis an das Ende des Todtenackers an ein Grabgewölbe, das er öffnete und mit mir hinabstieg. Wir fanden in der Gruft einige Erfrischungen und weiche Polster, und er befahl mir daselbst zu verweilen und mich ruhig zu verhalten,

bis er aus der Stadt, wohin er gehen wollte, zurückgekehrt seyn würde.

Der Abend des andern Tages war bereits hereingebrochen, als er wieder erschien und mir folgende Nachricht brachte. „Ich bin, sagte er, in der Stadt gewesen und habe mich wegen Deiner Angelegenheiten erkundiget. Dein Haus ist von dem Neffen des Bey geplündert, und Du darfst nicht hoffen Gerechtigkeit zu erhalten, da Dir Zeugen fehlen und der Bey seinen Anverwandten zu schützen wissen wird. Auch kann ich Dir nicht rathen nach Kairo zurück zu kehren, weil Dir ohne Zweifel der Räuber, seiner Sicherheit wegen, aufs Neue nachstellen würde. Willst Du mir aber folgen, so bin ich bereit Dir einen Weg zu zeigen, auf dem Du Dein verlorenes Vermögen wieder gewinnen und an einem andern Orte Deinen Geschäften leben kannst." Ich mußte ihm nun eidlich Verschwiegenheit geloben und er fuhr fort: „Ich bin Mitglied einer Gesellschaft, zu deren Zwecken es gehört, mit vereinten Kräften dem vielen Uebel entgegen zu wirken, welches durch die in diesem Lande herrschende Anarchie hervorgebracht wird. Unsere Gesellschaft ist ausgebreitet und ihre Mittel sind nicht geringe, aber doch nicht groß genug, um die

Willkühr der Beys und die Räubereien der Araber zu hemmen; wohl aber hindern wir manches Böse und arbeiten darauf hin, um einst dieses unglückliche Land von der Sklaverei und dem Drucke zu befreien, worunter es seufzet. Jeder gute Mensch, der gemeinschaftlich mit uns wirken will, um Böses zu verhindern und Gutes zu befördern, ist uns, ohne Unterschied der Religion und der Landsmannschaft, willkommen. Wir fordern keine großen Opfer und fesseln nur durch Dankbarkeit an unsern Bund. Mein Amt ist gegenwärtig die Schandthaten zu verhindern, von denen sonst gewöhnlich dieser Todtenacker der Schauplatz war, und schon manchem Unglücklichen, der hier sein Ende finden sollte, habe ich das Leben gerettet. Auch Du bist durch mich vom Tode befreiet worden, und dadurch der Gesellschaft verpflichtet; aber sie wird ihre Ansprüche auf Deine Dankbarkeit noch vergrößern; sie wird Dir Gelegenheit geben wohlhabend, ja vielleicht reich zu werden und dagegen von Dir nichts fordern, als was jeder gute Mensch ohnehin thun sollte, nämlich Unterstützung Deiner armen Brüder durch Rath und That. Damit Du diesem Vereine näher bekannt werdest, so wandre nach der großen Pyramide, der dritten ostwärts gelegenen von

Kairo. Sobald Du dort angelangt seyn wirst, zeichne die auf diesem Blatte befindlichen Charaktere an der nördlichen Seite der Pyramide auf der siebenten Quader von Osten nach Westen gezählt; alsdann begieb Dich aber sogleich nach einem Wäldchen, das nordwärts liegt, behalte diese Charaktere in der Hand und erwarte das Weitere.

Ich gestehe, daß ich nicht ohne einiges Zagen mich anschickte ein Mitglied dieser geheimnißvollen Gesellschaft zu werden und mit ihr in Verbindung zu treten; aber die Dankbarkeit verbot mir Mißtrauen merken zu lassen, und überdem lockte mich die Verheißung ihrer Unterstützung. Als die Morgenröthe anbrach entließ mich mein Retter, nachdem er mir einen mit Eßwaaren angefüllten Reise-Sack umgehängt hatte, und ich trat meinen Weg an.

10.

Die schauerliche Einöde, in der die Pyramide lag, machte mir das Herz schwer, und ich glaubte mich von der ganzen Welt getrennt. Nur mit Zittern malte ich die Charaktere an die ungeheure Felsenmasse und begab mich darauf in ein Wäldchen von Palmbäumen, welches einige hundert Schritte

davon nordwärts lag. Ich hatte hier noch nicht lange gestanden, als ich meine Schulter sanft berührt fühlte, und da ich mich umsah, einen Mann von ehrwürdiger Gestalt erblickte, der mich mit einem Händedruck begrüßte, und mich dann ihm zu folgen bat. Er führte mich bis mitten in den Wald, faßte mich dann bei den Armen, trat darauf mit mir noch einen Schritt vorwärts, und wir sanken in die Tiefe hinab. Als wir den Boden der Thurmartigen Rundung, in die wir hinab glitten, berührt hatten, öffnete er eine Thüre und wir traten in ein kleines Gemach, das durch eine Lampe nur spärlich erhellet war. Jetzt sagte er mit feierlicher Stimme: „Du stehest hier an der Pforte eines Tempels, der große Geheimnisse enthält und den betreten zu haben Dich nie gereuen wird. Schwöre mir, bevor Du die heilige Schwelle überschreitest, nie einem Morgenländer etwas von dem zu entdecken, was Du hier sehen wirst. Führt Dich Dein Schicksal zu den Franken, so magst Du erzählen, was Du hier erblicktest, damit sie, wenn sie Dir glauben, sich freuen, daß auch hier, in diesem fernen Lande, der Morgen einer besseren Zeit taget. Gegen den Andrang neugieriger und habsüchtiger Europäer sichert uns die abgesonderte Lage unseres

Tempels und der gefährliche Weg dahin. Ich leistete den Eid, und nun zündete er zwei Fackeln an, gab eine davon mir, trug die andere selbst, schloß eine Pforte auf und führte mich in einen weiten gewölbten Gang, dessen Wände mit lichtgrauem polirten Marmor bekleidet waren, und wo in den Mauerblenden viele Bildsäulen von weißem Marmor standen. Als wir den Gang zu Ende waren, traten wir durch eine Thüre von Erz und nun sagte mein Führer, daß wir in der Pyramide wären.

Eine neue Welt that sich jetzt mir auf. Prächtige Marmorhallen, deren Dome von schönen vielfarbigen Säulen unterstützt waren, öffneten sich meinem Blicke. Bald war der Boden mit Porphyr, bald mit Jaspis, bald mit der herrlichsten Mosaik ausgelegt; Bildsäulen und antike Gefäße, so schön wie ich sie noch nimmer sah, prangten auf Konsolen von rothem, grünem, oder gelbem Marmor; die Thüren waren von glänzendem Metall, und von den kühn gewölbten Decken hingen zierliche Kronleuchter von Bergkristall. Unsere Wanderung schien kein Ende zu nehmen, und je weiter wir gingen je prächtiger wurden die Hallen. Endlich gelangten wir in ein kleines wohnlich eingerichtetes Gemach. Der Führer hieß mich Platz nehmen, setzte sich dann

zu mir und sagte: „Hier verweile, bis Du in unsere Gesellschaft durch die feierliche Weihe aufgenommen wirst. Hast Du jetzt noch etwas zu fragen, oder einen Wunsch zu äußern, so thue es; ich habe Dir nachher noch einige Worte zu sagen, und dann siehest Du mich nicht früher wieder, als im Tempel."

Erkläre mir, fragte ich nun, wie war es dieser Gesellschaft möglich solche Pracht hier zu versammeln?

„Diese Pracht, antwortete er, wurde während mehr als dreitausend Jahren hier gesammelt; die Schätze des halben Asiens wurden darauf verwendet und an diesen Gebäuden baueten viermal hundert tausend Menschen."

Welch ein Zufall verbarg aber diese Hallen mit ihren Kostbarkeiten so viele Jahrtausende, da die Neugierde doch nicht unterlassen haben wird darnach zu forschen?

„Anfangs that es die Religion, da es bei den alten Egyptiern für ein großes Verbrechen galt, die Ruhestätte ihrer Könige, deren Leichname hier bestattet wurden, durch Oeffnen zu entweihen; als aber darauf die rohen Sarrazenen und Araber in diese Gegend kamen, so hielt die Stärke dieser Mauern sie ab, in das Innere zu dringen; und

die einzelnen Versuche der Neugierde und der Habsucht befriedigten wir dadurch, daß wir den Suchenden einzelne abgesonderte Gänge und Todtenkammern entdecken ließen. Man versuchte dann zwar zuweilen auch die ungeheuren Mauern zu durchbrechen, doch dazu war jede menschliche Kraft zu schwach."

Und wie fandet ihr diese Hallen?

„Wir haben sie nicht gefunden, sondern die hier verbundene Gesellschaft schreibt sich noch aus den Zeiten der Pharaonen her, und ist von jeher im Besitz des Innern der Pyramide gewesen. Zwar wurden ihre Mitglieder oft durch unvermeidliche Zufälle zerstreut und verringert; doch ausgestorben ist der Verein nie, und von seiner Stiftung ab, die vor den Zeiten der Erbauung des Salomonischen Tempels statt fand, dessen Riß Hiram aus diesen Mauern holte, ist viel Gutes in der Welt durch ihn bewirkt, viel Böses verhindert worden. Da jede gewaltsame Maaßregel aber von der Wirksamkeit unserer Gesellschaft ausgeschlossen bleibet, so wird ihre Thätigkeit nicht bemerkt und kein Uneingeweihter ahnet ihr Daseyn."

„Da Deine Fragen mich schon auf das leiteten, was ich Dir sagen wollte, fuhr er fort, so kann ich mich jetzt auf ein paar Worte beschränken. Der

Zweck unseres Vereins ist das Gute und jedes der Menschheit Nützliche zu befördern; wieviel aber jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft dazu beiträgt, ist ihm selbst überlassen, denn wir verlangen keine gezwungene Opfer. Wir dringen das Gute nicht auf; wir erregen keine gewaltsame Revolutionen; wir mischen uns nicht in das Strafrecht, und vergießen kein Blut; es sey denn zur nothwendigen Selbstvertheidigung bei meuchelmörderischen Angriffen, wo keine Staatsgewalt uns schützen kann. Bist Du, nachdem was Du jetzt gehöret hast, entschlossen unser Mitglied zu werden?"

Ja, mit voller Seele, wenn ihr anders einen Juden aufnehmen könnt; denn wie ich zu bemerken glaube bist Du ein Christ.

„Die Religion ist jedes einzelnen Menschen Sache; in unserer Verbindung ist davon die Rede nicht: Mensch zu sein ist unserer Mitglieder Pflicht. Hier umarmt der Christ den Muselmann, und der Jude den Verehrer des Brama als Bruder; in diesen Hallen gilt kein Glaube, kein Rang, kein Vaterland. Nicht als ob diese heiligen Bande, die den Sterblichen an Gott, an die Natur und an sein Geschlecht knüpfen, bei uns verachtet würden; nein, wir verehren sie, lassen aber jeden seiner beson-

deren Ansicht davon folgen. Aber bei uns verliert sich das Interesse der Einzelnen in dem allgemeinen der Menschheit, und wir fordern nur, daß jeder von uns die Menschheit im Allgemeinen und in ihren einzelnen Gliedern ehre; daß er nicht hasse, nicht verfolge, und in jedem Menschen, unter welcher Hülle er ihn auch finde, in der Bettlerhütte oder auf dem Throne, in Sklavenfesseln oder an der Spitze eines Heeres, von weißer, brauner oder schwarzer Farbe, nur den Bruder liebe und soviel er kann zu seinem Glücke beitrage. Selbst in dem Verbrecher vergessen wir den Bruder nicht. Wir verabscheuen sein Laster und wirken ihm entgegen, aber ihn selbst halten wir für einen Verirrten, der durch sein Laster schon unglücklich genug ist, und über den und kein Strafrecht zustehet, außer wenn wir von Staatswegen das Richteramt bekleiden. Sage kannst Du diese Gesinnungen für die Deinigen erkennen? willst Du die Goim so gut für Deine Brüder halten, wie die Kinder Israels?"

Gott ist unser aller Vater, alle Menschen sind Kinder eines Stammes; ich erkenne sie von ganzem Herzen alle für meine Brüder an.

„Nun wohl, so habe ich Dir nichts mehr zu sagen. Erquicke Dich mit Speise und Trank, wel-

ches Dir gereicht werden soll, und überlaß Dich dann, wenn Du willst dem Schlaf. Um Mitternacht wird man Dich zur Weihe abholen und bis dahin lebe wohl.

Er verließ mich und bald darauf erschienen zwei Diener, die einen mit Speisen besetzten Tisch und eine Flasche Wein brachten. Ich war der Labung sehr bedürftig und ließ mir die köstlichen Speisen und den herrlichen Wein trefflich schmecken. Zu schlafen versuchte ich lange vergebens, da meine Einbildungskraft zu sehr mit dem Wunderbaren, was ich so eben gesehen und gehört hatte, beschäftigt war, und als mir endlich nach mehreren Stunden die Augen zufielen, da wurde ich durch ein sanftes Rütteln alsbald wieder geweckt, und ein Mann stand vor mir, der mich bat ihm zu folgen. Er führte mich durch einen engen abwärts gehenden Gang bis zu einem runden Gemache, dessen Wände und Fußboden mit gelblichem Alabaster bekleidet waren. In der Mitte dieses Gemachs war ein gefüllter Wasserbehälter, zu dem einige Stufen hinunter führten; rings herum aber standen wohlriechende Oele und Salben in kostbaren antiken Gefäßen, lagen Bürsten und Tücher und breitete sich eine vollständige Kleidung von feinem weißen Zeuge

aus. Der Mann hieß mir ein Bad nehmen, darauf mich in die bereit liegenden Gewänder zu hüllen und dann durch die gegenüberstehende Thüre hinauszutreten.

Nachdem ich mich gebadet, in die Gewänder gehüllet hatte und hinausgegangen war, fand ich zwei Greise in weiter priesterlicher Tracht gekleidet, die mir ankündigten, daß die versammelten Brüder meiner harreten, um mich durch die feierliche Weihe unter sich aufzunehmen. Sie gaben mir die Hand und führten mich durch einen weiten prächtigen, stark erleuchteten Gang, in eine Halle, deren weites Gewölbe von dicken röthlichten polierten Granitsäulen unterstützt wurde. Die Halle war zirkelrund, aber in dieser Rundung machte die Außenmauer des Tempels einen convexen Einschnitt. Zum Tempel selbst führten neun Stufen von weißem Marmor, die von beiden Seiten von länglich viereckichten Blöcken von gelbem Marmor eingeschlossen waren, worauf zwei Sphynxe von bräunlichem feinen Steine ruheten. Als wir in die Halle traten, tönte aus dem Tempel eine sanfte, feierliche Musik. Meine Führer leiteten mich auf den Stufen zum Tempel hinan.

„Die Zeremonie der Aufnahme erlauben Sie

mir zu verschweigen, sie ist zu ehrwürdig, um durch eine Beschreibung entweiht zu werden. Nur soviel darf ich versichern, daß die Erinnerung daran mich noch immer tief bewegt, und daß ich mit Zuversicht behaupten kann, wer jene heilige Schwelle je betrat, und dort in die Brüderschaft der Edeln aufgenommen wurde, dessen Sinn und Gemüth wird geläutert, und es ist ihm unmöglich, je ein schlechter Mensch zu werden, da der Trieb zum Guten in ihm gestärkt, und die Neigung zum Bösen für immer geschwächt wird.

Der Tempel selbst war das prächtigste Gebäude welches ich je gesehen habe, und nimmer werden meine Augen ein ähnliches erblicken. Er war zirkelrund, und die Seitenwände bestanden aus weißem Marmor, auf welchem Scenen aus der Geschichte der Menschheit in halberhabener Arbeit angebracht waren. Die Figuren waren so schön, wie sie nur irgend das Blütenalter der Griechischen Kunst je geliefert hat; und setzte gleich ihre große Menge in Erstaunen, so waren doch die verschiedenen Gruppen so einsichtsvoll geordnet, daß das Auge sogleich auf den Hauptgegenstand der Scenen geleitet wurde, und sogleich den Sinn der Darstellung fassen konnte. Unfern den Wänden erhoben sich Säulen von dun-

feigelbem polirtem Marmor, die den rundgewölbten Dom trugen, der auch aus einer weißen Steinart bestand, und mit vergoldeten Arabesken geschmückt war. Von dem Gebälke schimmerten unzählige Lampen, und unten brannten sieben hohe silberne Kandelaber. Der Boden war mit einem schönen grünen Marmor gepflastert. Dem Eingange gegen über öffnete sich eine Halle, die ein Segment von dem Zirkel des Tempels ausmachte, und durch zwei aufgeschlagene Vorhänge von rosafarbenem goldgestickten Sammet von dem Tempel getrennet war. Zu dieser Halle führten sieben Stufen, und es stand darin auf drei Stufen von Jaspis ein Altar von gediegenem Golde, in Form eines Würfels. Zu beiden Seiten des Altars, etwas davon entfernt, standen zwei Säulen von Bergkrystall. Altar und Säulen waren mit Inschriften und Emblemen geschmückt, die auf die Geschichte und den Zweck der Gesellschaft Bezug hatten. Noch befand sich in dieser Halle ein schöngeformter und reichverzierter Sessel, für den Aeltesten der Gesellschaft, den er bei der Zeremonie der Weihe einnahm, und ein roher Granitstein.

Nachdem ich die Weihe empfangen, und von allen anwesenden Mitgliedern den Bruderkuß erhal-

ten hatte, gingen wir alle zu einem Mahle, bei welchem ein allgemeiner Frohsinn herrschte. Als wir es verließen, wurde mir ein Schlafgemach angewiesen, wo ich mich nun der Ruhe überließ.

11.

Als ich nach einem mehrstündigen Schlafe erwachte, fand ich einen bejahrten Bruder meiner warten, der mir sagte, daß er den Auftrag hätte, mich in den Grundsätzen und Pflichten der Gesellschaft zu unterrichten. Der Unterricht währte mehrere Tage, und ihm habe ich meine Ruhe, mein Glück und meine Ansprüche auf den Namen eines guten Menschen zu danken. Als die Zeit meiner Unterweisung beendigt war, sagte mein Lehrer: „Mein Bruder, siehe meinen Unterricht als eine Einleitung zu dem großen Buche der Natur und der Menschheit an. Diese beiden Bücher mußt Du studiren, wenn Du weise werden und Fortschritte auf der Bahn Deiner sittlichen Vervollkommenung machen willst. Wäre es Dir vergönnet hier in unserer Mitte zu bleiben, so würde Dich dabei der Rath erfahrener Brüder leiten; allein unsere Einrichtung will es, daß in diesen Hallen nur diejenigen Brüder für beständig wohnen, die sich von Jugend auf

ausschließlich der Kunst und der Wissenschaft gewidmet haben und dazu thätig sind. Deinen Wirkungskreis findest Du aber in der Welt, und wird Dein Aufenthalt hieselbst nur noch kurze Zeit währen. Jetzt komm, daß ich Dir die Schätze zeige, die unser Verein besitzet."

Er führte mich nun in mehrere Zimmer, wo ich eine ungeheure Menge Gold- und Silbermünzen fand; in andern sahe ich eine große Anzahl Gefäße von diesen Metallen und von der künstlichsten Arbeit, dann wieder in andern große Haufen ungeprägtes Gold und Silber, und endlich in einem edle Steine von allen Gattungen, und in solcher Menge, daß ich behaupten darf, der mächtigste Monarch der Erde besitzt nicht die Hälfte der Kostbarkeiten, die ich hier antraf. Als ich meine Verwunderung darüber laut werden ließ, sagte er mir: „dieß ist noch nicht unser größter Reichthum; Du sollst bald noch mehrere Schätze sehen; zuvor aber will ich Dich mit dem Gebrauche, zu dem wir das, was Du hier erblickst anwenden, bekannt machen. Mit Hilfe dieser Schätze, und vermittelst unserer Verbindungen, könnten wir ohne Zweifel sogleich die auffallendsten Wirkungen hervor bringen, und das Schicksal vieler Staaten und Völker bestimmen;

aber, das ist gegen unsere Grundsätze. Die Natur gehet nur langsam; Schritt vor Schritt führt sie zum Ziel und ihr dürfen wir nicht vorgreifen, um nicht das Schicksal der Menschheit zu verschlimmern statt zu verbessern. Nur allmählig reift das dauernd Gute; darum dürfen auch wir keinen anscheinenden Fortschritt der Menschheit gewaltsam, oder künstlich beschleunigen wollen. Wir begnügen uns damit, dem edeln Unglücklichen zu helfen, anerkannt gute Werke in ihrer Ausführung zu unterstützen und im Einzelnen das Loos der Menschen zu verbessern. Wir schenken nur den gänzlich Hilflosen und denen die durchaus nichts wiedergeben können; wer durch eigene Thätigkeit etwas erwerben kann, und nur aus Mangel eines Betriebskapitals daran verhindert wird, dem schießen wir so viel vor, als er bedarf; und zwar gegen billige Zinsen, damit wir stets eine Quelle haben, Hilflose zu unterstützen und Ausfälle zu decken, ohne unsern Schatz zu vermindern.“

Nach diesem führte er mich auf eine Wendeltreppe nach einem oberen Theil der Pyramide, und zeigte mir mehrere große, mit Bücher und Handschriften gefüllte Säle. „Sieh' hier, sagte er, eine Sammlung von Geisteswerken, wie sie die

Welt [illegible] zum zweitenmale sieht; denn die Bibliotheken von Paris, Wien und Göttingen enthalten nicht den dritten Theil von dem, was hier aufbewahret wird. Jedes nur einigermaßen merkwürdige Buch, was in Europa seit Erfindung der Buchdruckerkunst herausgegeben worden, findest Du hier. Sieh diese Inkunabeln, nirgends findest Du sie vollständiger. Hier kannst Du den ersten rohen Versuch der Schriftsetzkunst und ihre höchste Vollendung sehen. Aber auch an Handschriften wird der Gelehrte hier antreffen, was er in der ganzen Welt vergebens sucht. Jener Saal enthält allein nur die Handschriften, die von der Alexandrinischen Bibliothek gerettet wurden, als der Barbar Omar sie verbrennen ließ. Hier sind Cicero's fehlende Reden, des Livius verloren gegangene Bücher, die Lieder der Sapho, die vermißten Werke der griechischen Tragiker, und was die Inquisition und die Zensuren von der Welt vertilgen wollten, und was in Gefahr war durch den dreißigjährigen Krieg in Deutschland vernichtet zu werden, das alles ist hier geborgen. Aber auch der Araber, der Indier und der Chineser findet hier Werke in seiner Muttersprache, die er in seinem Vaterlande längst vergeblich suchte. Doch Du bist kein Gelehrter, folge

mir also zu andern Gegenständen, die Dir mehr Unterhaltung gewähren werden.“

Wir stiegen nun in ein anderes Stockwerk hinab und kamen in große mit den herrlichsten Werken der Bildhauerkunst gefüllte Hallen. „Hier, sagte mein Führer, erblickst Du das Vollendetste, was je die Bildhauerkunst hervor gebracht hat. Als die Barbaren den Orient und darauf Griechenland verwüsteten, und aus Aberglauben alle Bildsäulen zertrümmerten, da sammelten wir alles, was ihrer rohen Wuth zu entziehen möglich war. Hier sind die Werke des Myron, des Phidias, Praxiteles und anderer berühmter griechischer Künstler anzutreffen, und von den Kopien, die man in den Europäischen Galerien als Originale aus dem schönsten Zeitalter der plastischen Kunst bewundert, besitzen wir die wirklichen Urbilder. Aber auch aus den reheren Epochen und von entfernteren Ländern haben wir Sammlungen, die den Ursprung, die Fortschritte und den Verfall der Kunst auf das vollständigste darstellen.“

Er brachte mich nun weiter in Gemächer, wo geschnittene Steine, denn in andere, wo die Münzen aller Länder und Zeiten aufbewahret wurden; darauf in Gemäldegalerien von unermeßlichem Kunst-

werthe und endlich in Hallen, wo die Modelle von architektonischen Kunstwerken, von Maschinen und von allen Erfindungen in den mechanischen Künsten aufgestellt standen. Alles, was der menschliche Geist je erdachte und zur Ausführung brachte, um die Naturkräfte sich unterzuordnen, war hier, im Modell oder als gebrauchtes Werkzeug selbst, vorhanden; von dem einfachen steinernen Messer des Südseebewohners, bis zur Strumpfwirkmaschine und zum Damastwebstuhl.

Ich würde Sie ermüden, wenn ich das, was ich daselbst in Augenschein nahm auch nur fachweise aufzählen sollte; ich begnüge mich zu sagen, daß die Pariser Sammlungen, die ich auch unlängst gesehen habe, mit diesen unermeßlichen Schätzen verglichen, nur ärmlich zu nennen sind.

Da dieses Beschauen nicht die bloße Befriedigung der Neugierde, sondern meine Belehrung über Gegenstände, die mir meistens ganz fremd waren, zum Zweck hatte, so brachten wir darüber länger als einen Monat zu. Dieser Zeitraum war einer der lehrreichsten meines Lebens, denn ich gewann durch Betrachtung dieser Gegenstände eine richtigere Ansicht von dem Zweck der Künste und Wissenschaften, die ich früher, stets nur ausschließlich mit dem

Gelderwerb beschäftiget, gering geschätzet hatte; auch wurde ich wenigstens mit einigen Hauptregeln des Geschmackes bekannt und war, wo nicht mehr, doch im Stande ein Kunstwerk von einer Fratze zu unterscheiden.

Als unsere Wanderung durch dieses reichste aller Museen beendigt war, konnte ich mich nicht entbrechen meinen Führer zu fragen: wozu diese Aufhäufung von Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen an einem Orte nütze, der dem größten Theile aller Menschen unzugänglich sey? Er erwiederte mir: „Ich habe diese Frage längst von Dir erwartet, und will sie Dir beantworten. Der erste Grund, warum wir diese unermeßliche Menge von Kunstschätzen hier aufschichteten, ist, um sie von dem Untergange zu retten. Wir haben sie der Vernichtung durch rohe Barbaren entzogen, und in trocknen feuerfesten Gemächern aufbewahrt. Dadurch sind sie der Menschheit erhalten und zwar länger und besser, als es in Europa der Fall seyn könnte. Was wird in einigen Jahrhunderten aus den Kunstwerken geworden seyn, die der Nebelluft Englands, oder dem alles zerstörenden Klima Rußlands ausgesetzt sind? Also war es schon Verdienst diese Meisterwerke in unserm ewig heitern Klima erhalten zu haben

Der zweite Grund ist, durch Zusammenstellung der Geisteswerke aller Zeitalter und aller Nationen die Materialien zu einer vollständigen Geschichte der Wirksamkeit des menschlichen Geistes zu liefern. Drittens, das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst in unsern undurchdringlichen Mauern vor dem Erlöschen zu bewahren. In den finstern Zeiten, in denen Europa von den Asiatischen Barbarenvölkern überschwemmet und verwüstet wurde, und da, als das Morgenländische Kaiserthum wankte und fiel, da war die Gefahr des gänzlichen Unterganges aller Wissenschaft und Kunst nicht geringe, und manche herrliche Blüte des Menschengeistes wäre ohne unser Zuthun für immer vernichtet worden. Endlich sind auch unsere Sammlungen nicht jedem Europäer unzugänglich; schon mancher Gelehrte hat, von uns eingeladen, von hier sich seine Weisheit, schon mancher Künstler sich seine Muster von uns geholt, und schon mancher Lichtstrahl drang aus unsern Hallen nach jenem Welttheile belebend hinüber. Doch freilich bekannt dürfen wir dieses nicht werden lassen, um nicht von Unwürdigen überlaufen zu werden. Aber wenn wir einen würdigen Kunstjünger entdekken, so rufen wir ihn unter dem Siegel der Verschwiegenheit hieher, oder dienen ihm auf eine an-

dere Art mit unserm Wissen. Du wirst sagen, daß es mehr Nutzen bringen müßte wenn unsere Sammlungen zugänglicher wären, aber dem ist nicht so. Alle menschliche Einsicht muß Schritt vor Schritt gehen und darf keine Stufe überspringen, wenn sie dauernden Nutzen gewähren soll. Nur Verweichlichung und Unnatur würde daraus entstehen, wenn der Künstler seine Ideale von der Wirklichkeit übertroffen sähe, und das würde der Fall seyn, wenn bei dem gegenwärtigen Stande der Kunst; diese unübertrefflichen Werke zu einer allgemeinen Anschauung gebracht würden: Nur nach und nach darf das Vollendete ans Licht treten, damit es nicht verblende statt zu leuchten."

12.

Endlich brach der Tag meiner Abreise aus der Pyramide an, und bevor ich von den Brüdern entlassen wurde, sprach der Aelteste mit mir über meinen Lebensplan. Ich war jetzt ohne alles Vermögen und rechnete darauf, bei einem Kaufmanne meines Glaubens als Buchführer ein Unterkommen zu finden, allein ich wurde aufs angenehmste überrascht, als mir ein Vorschuß von zehntausend Zechinen zum eigenen Handel gegeben wurde, und ich noch Emp-

fehlungsbriefe an viele in den vorzüglichsten Städten des Orients wohnende, mit dem Vereine verbundene Kaufleute erhielt, die angewiesen waren mich mit Rath und That zu unterstützen.

Meine Reise ging nun über Kairo, wo ich durch eine Verkleidung mich unkenntlich machte, nach Alexandrien, Damiette, Haleb, Damaskus, Smirna und Konstantinopel. Meine Empfehlungen verschafften mir überall die günstigste Aufnahme und einen ungemessenen Kredit, den ich benutzte, um Einkäufe von Waaren zu machen, die an dem Platze, wo ich zunächst hin wollte, verkaufbar waren. Den guten Rathschlägen der klugen Handelsherren hatte ich es aber zu danken, daß ich vor jedem Verluste gesichert blieb und einen ansehnlichen Gewinn machte. In Konstantinopel konnte ich schon den erhaltenen Vorschuß zurücksenden und besaß ein eigenes Vermögen von fünfzigtausend Piaster. Ich hatte nun einen großen Theil der Welt gesehen, so manche Abentheuer erlebt und sehnte mich nach einer ruhigen Heimat. In Konstantinopel bot mir ein reicher Kaufmann seine Tochter zur Gattin an, wenn ich mich daselbst niederlassen wollte, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen; denn ich mochte nicht unter der türkischen Regierung leben, die

theils selbst das Leben ihrer Unterthanen [illegible] achtet, theils auch nicht im Stande ist, es gegen die Wuth eines rohen Pöbels zu schützen, wenn dieser in seiner Raserei Schlachtopfer verlangt. Am wenigsten war aber Konstantinopel der Ort, wo ich wohnen mochte, da man dort in beständiger Angst sein muß, ein Opfer der Pest zu werden, oder sein Vermögen durch das Feuer zu verlieren.

Ich verließ Konstantinopel und durchzog das ehemalige Griechenland, Bulgarien, Bessarabien die Moldau die Wallachei, wo ich überall Handelsverbindungen anknüpfte und endlich Dalmatien, wo ich in Zara Veranlassung fand meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Daselbst wohnte nämlich ein Rabbiner von hohem Alter, der eine einzige Tochter hatte, die durch ihre Schönheit und durch ihre geistigen Vorzüge Eindruck auf mich machte. Ich ward um sie, und sie sagte mir ihre Hand unter dem Beding zu, daß ich mich in Zara niederließe, damit sie ihren greisen Vater nicht verlassen durfte. Ich ging diese Bedingung ein, und habe Ursache gefunden meinen Entschluß zu segnen; denn mein Weib ist ein Muster guter Frauen. Mein Handel machte mich bald zum reichen Mann, und nun ließ ich meine Familie zu mir kommen. Ich habe die Freude mei-

den alten Eltern den Abend ihres Lebens versüßen zu können; zwei meiner Brüder sind in meiner Handlung angestellt und die übrigen Geschwister habe ich vortheilhaft versorgt. Eine Reise, die ich mehr des Vergnügens als der Nothwendigkeit wegen nach Norddeutschland machte, war die Veranlassung, daß ich den Franzosen in die Hände fiel und dadurch das Unglück hatte, in ihre Gesellschaft zu kommen.

Beyer

Ende des zweiten Bändchens.

Mainz,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

Päonien.

Eine

Sammlung

von

Erzählungen, Mährchen, Sagen und Legenden

von

Verfasser der Gespensterfagen.

Erstes Bändchen.

Mainz, 1820.

Bei Florian Kupferberg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt des ersten Bändchens.

I. Das Gewissen . . . . . Seite 1
II. Begebenheiten eines Räubers . — 25
III. Der Aussätzige in der Stadt Aosta (aus dem Französischen) . . — 77
IV. Der Jesuit . . . . . — 110
V. Einfache Lebens- und Leidensgeschichte eines Dachstuben-Magisters . — 205
VI. Der Verlorene . . . . . — 241
VII. Das Zauberschloß . . . . . — 303
VIII. Kleinigkeiten . . . . . — 373
1. Zwei Lithauische Volkssagen — 373
2. Historische Anekdoten und Züge — 379

157.

Beyer

I.

Das Gewissen.

Jedermann im Städtchen F.. hielt den dortigen Gastwirth und Rathsherrn Senkel für einen rechtlichen, gutherzigen und frommen Mann. Er bevortheilte seine Gäste nicht, führte keine Prozesse, lebte mit seinen Nachbaren in Frieden, erwies seinen Bekannten, mitunter sogar wildfremden Menschen, Gefälligkeiten, war wohlthätig gegen die Armen, milde und nachsichtig gegen seine Hausgenossen, besuchte fleißig die Kirche; mit einem Wort, selbst die frechste Verleumdung wagte es nicht ihn einer Schwäche oder Thorheit, noch weniger aber eines Lasters zu beschuldigen. Um so mehr Anlaß zum Verwundern gab es, als Senkel sich selbst eines vorsätzlichen Mordes eines Jugendfreundes anklagte, und, nach eingeleiteter Untersuchung, wirklich dieser Blutthat schuldig befunden und mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Dieser Vorfall entfremdete

auf eine betrübende Weise die Herzen der Bewohner des Städtleins einander, und ein scheues Mißtrauen trat in die Stelle der früheren Offenherzigkeit. Wer wird, so hieß es jetzt allgemein, noch ferner Jemanden trauen, wenn ein Mann, wie dieser, der allen jungen Leuten zum Muster aufgestellt wurde, ein so gemeiner Verbrecher war. Jeder ahnete nun in seinem Freunde oder Bekannten einen Uebelthäter; Eines fürchtete sich vor dem Andern als vor einem geheimen Mörder, und das freundschaftliche Verhältniß der Bürger zu ß° gegen einander — ein beneidenswerther Vorzug der kleinen Städte — schien sich ganz und gar auflösen zu wollen. Den würdigen Kriminalrichter, der die Untersuchung wegen des Mordes geführt und mit blutendem Herzen das Todesurtheil über den Verbrecher ausgesprochen hatte, jammerte die feindselige Stimmung seiner Mitbürger. Er wünschte den finstern Argwohn zu verbannen, der sich in der Brust vieler sonst guter Menschen einnistete, und hielt die Bekanntmachung der Lebensgeschichte des Mörders, die er aus den Untersuchungsakten kannte, für ein zweckmäßiges Mittel dazu. Die folgende Erzählung ist ein Auszug davon:

Andreas Senkel und Georg Heller, erſterer eines Bierbrauers, der andere eines Fleiſchers Sohn, waren Nachbaren Kinder, und von ihrer frühſten Jugend auf unzertrennliche Freunde. Andreas war ſtill und ſanft, Georg laut und lebhaft; erſterer blöde und furchtſam, letzterer dreiſt und kühn; doch that dieſe Verſchiedenheit des Charakters ihrer Freundſchaft keinen Eintrag. Hundertmal in einem Tage konnte Georg den Andreas durch ſein auffahrendes Weſen beleidigen, eben ſo oft zeigte ſich dieſer bereit, ſeinem Freunde zu verzeihen, und nie ließ er die Sonne in ſeinem Zorne über ihn untergehen. Georg dagegen, obgleich nie ſo nachgebend, that dem Andreas vieles zu Liebe, und war ihm ebenfalls herzlich gut.

Die Verhältniſſe der beiden, auch durch eine entfernte Verwandtſchaft verbundenen, Knaben waren gar ſehr verſchieden. Georg hatte einen nachſichtigen Vater, der ihm in Allem den Willen ließ, jugendliche Leichtfertigkeiten nie ſtrenge rügte und ihm, durch geſtattete Theilnahme an allen für ihn paſſenden Vergnügungen, ſeine Jugendjahre ſo froh als möglich machte. Bei Andreas fand in dem allen das Gegentheil ſtatt. Ernſt

und finster war dessen Vater, und strafte jedes unwillkührliche Verſehen, jeden Ausbruch des kindlichen Muthwillens, mit unerbittlicher Strenge. Selten öffnete er den Mund gegen seinen Sohn, ohne ihn zu schelten, wenigstens zu tadeln, und die leiseste Aeußerung des Frohsinns des Knaben war hinreichend ihm eine derbe Strafpredigt, oder wohl gar eine Züchtigung zuzuziehen. Seine Kleidung war von gröberem Stoffe, wie die seiner Mitschüler, und bei Tische bekam er stets nur von den schlechtesten Speisen, und oft nicht einmal hinreichend satt zu essen. Der alte Senkel war sonst kein böser Mann, und nur aus Vorurtheil so strenge gegen seinen Sohn, den er dadurch zu einem guten Menschen zu erziehen glaubte.

Andreas war also während seiner Jugendzeit nicht glücklich, und würde es noch weniger gewesen seyn, wenn ihn die Natur nicht mit einem gewissen Gleichmuth versehen gehabt hätte, wodurch es ihm möglich wurde, die Drangsale im väterlichen Hause, und die häufigen Spöttereien seiner Jugendfreunde über die strenge Zucht, worin sein Vater ihn hielt, zu ertragen.

Als er aus der Schule genommen wurde,

um das Gewerbe seines Vaters zu erlernen, verschlimmerte seine Lage sich noch um Vieles. Stets unter den Augen des alten grämlichen Mannes, mußte er nun unausgesetzt dessen Knurrereien ertragen, und durfte bei einer Arbeit, die beinahe seine Kräfte überstieg, an keine Erholung denken. Täglich hatte er von früh bis spät bei den Geschäften des Brauwesens zu thun, und der Sonntag war, außer dem zweimaligen Besuch der Kirche, den pietistischen Andachtsübungen gewidmet, denen sein Vater zugethan war.

Georg war auch für das Handwerk seines Vaters bestimmt, und verließ zu gleicher Zeit mit Andreas die Schule; aber ihm machte sein neues Verhältniß Vergnügen. Den Ekel an dem Schlachten und Zerlegen des Viehes hatte er bald überwunden, und die übrigen Arbeiten sagten ganz seinem muntern Temperamente zu. Bald begleitete er seinen Vater aufs Land zum Einkauf, bald stand er im Scharren und verkaufte Fleisch, wobei es mit den niedlichen Dienstmädchen, die des Einkaufs wegen zu ihm kamen, was zu schäkern gab; bald lief er in der Stadt umher, um die Kunden zu befriedigen, und kam der Sonntag, so besuchte er in einer zierlichen

Kleidung den Tanzboden, oder ging mit seinem Vater in ein Weinhaus. Auch während der Lehrzeit blieben Andreas und Georg Freunde, obgleich sie sich nun seltener sprachen, und oft genug klagte ersterer dem letzteren seine Noth und wünschte sich an seine Stelle.

Die beiden Freunde waren die einzigen Söhne ihrer nicht unbemittelten Eltern, deren Haushaltungen sie einst erben sollten; aber ein Unglücksfall raubte ihnen die Hoffnung auf eine nahe Selbstständigkeit. Es entstand in dem Städtchen eine Feuersbrunst, die beinahe die Hälfte davon in die Asche legte, und auch Senkels und Hellers ganze Habe verzehrte. Beide Familien wurden dadurch ganz arm, und die Jünglinge sahen sich, nachdem bald darauf ihre Väter gestorben waren, genöthiget, bei fremden Meistern ihr Unterkommen zu suchen. Zur einstigen Einrichtung ihres Gewerbes blieb ihnen nur die Anwartschaft auf die Erbschaft eines alten, kinderlosen Oheims, dem beide in gleichem Grade verwandt waren, und die Hoffnung auf eine vortheilhafte Heirath. Der Oheim starb nach einiger Zeit, und hatte Georg, an dessen Munterkeit er Gefallen gefunden haben mochte, mit gänzlicher Ausschließung des Andreas, zum Erben eingesetzt.

Diese unverdiente Zurücksetzung schmerzte den armen Andreas tief, und es regte sich einiger Neid gegen den doppelt begünstigten Freund in seinem Busen, als er sah, daß dieser, durch den ihm entzogenen Antheil der Erbschaft, im Stande war, sich unverzüglich zur Treibung seines Gewerbes einzurichten. Doch hegte er keinen Groll gegen den Glücklichen in seinem Herzen. Andreas war gezwungen, seines Unterkommens wegen, in eine ferne Gegend zu ziehen. Dieß war ihm um so unangenehmer, als er eine Geliebte zurücklassen mußte, an der er mit ganzer Seele hing. Sie besaß, außer ihren körperlichen Vorzügen, auch ein Vermögen, das für ihn hinreichte eine eigene Nahrung anzufangen: nur war sie noch nicht mündig, und ihr Vormund war ihrer Verbindung mit Andreas entgegen.

Da Andreas von Georg Abschied nahm, der ihn schon in einem eigenen stattlichen, wohleingerichteten Hause empfing, empfahl er diesem seine Braut, und bat ihn, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht über ihr Wohlseyn zu geben. Von ihr selbst nahm er die Versicherungen einer ewigen Treue mit.

Auch sein neues Verhältniß in einer großen

fürstlichen Brauerei war nicht das angenehmste. Es gab daselbst eine ununterbrochene mühsame Arbeit, und dennoch nur ein geringes Verdienst. Der Braumeister war ein unbilliger, rauher Mann, dem er es mit dem besten Willen nie recht machen konnte, und der ihn nur zu gern durch ungerechte Plackereien entfernt hätte, um einen Verwandten in seiner Statt anzustellen. Doch Andreas ertrug alle Mühseligkeiten seiner Lage mit Geduld, da die Hoffnung ihn stärkte, bald an Gertrudens Seite glücklich zu seyn. Georg schrieb anfangs recht oft und bestellte Grüße von der Braut, bald aber wurden seine Briefe seltener und blieben endlich ganz aus, wodurch Andreas, der mit heißer Sehnsucht an Freund und Geliebte dachte, nicht wenig gequälet wurde.

Endlich nahete die Zeit seiner Rückkehr in die Heimat heran, denn Gertrude war nun mündig geworden, und nur bis dahin hatte er sich in der Brauerei verdungen. Mit tausend frohen Hoffnungen im Herzen, mit wohlberechneten Plänen zu seinem künftigen Glück im Kopfe, trat er seine Wanderung nach der Vaterstadt an. Die Sehnsucht beflügelte seine Schritte, und seine Seele war ganz mit den Freuden beschäftigt,

die, seiner Vorstellung nach, auf ihn warteten. Ach! wie gern und leicht vergißt der Mensch das erduldete Ungemach, das ihn Jahre lang zu Boden drückte, wenn sich ihm eine Aussicht eröffnet, davon für immer befreiet zu werden; wie gern überläßt er sich einer frohen Hoffnung von einer Verbesserung seines Zustandes, die nur zu oft Traum und unerfüllt bleibt!

Mit Freudenthränen grüßte Andreas die heimischen Fluren wieder, mit Entzücken sah er in der Ferne den Thurm der Pfarrkirche seiner Vaterstadt, von der Abendsonne vergoldet, glänzen, und mit frommem Dankgebete kniete er unter der Eiche nieder, die an der Grenze des Weichbildes der Stadt stand, und pries die Vorsehung für ihren Schutz.

Der Abend war schon vollends hereingebrochen, als er die Stadt erreichte. Er wollte, wie sehr ihn die Sehnsucht auch trieb den Freund und die Geliebte zu sprechen, sie doch so spät nicht mehr besuchen, und trat daher in eine Herberge ab. Der Wirth bewillkommente ihn als einen Bekannten, und zeigte sich verwundert über sein spätes Eintreffen, da er doch vermuthlich zur Verlobungsfeier seines Freundes Georg Heller

komme. Andreas wurde durch diese Nachricht seltsam überrascht, und fühlte sich durch Georgs Vernachlässigung, der ihm nichts davon gemeldet hatte, gekränkt. Aber wie wurde dem Armen zu Muth, als er erfuhr, es sey seine Geliebte Gertrude, mit der Georg sich verlobe.

Nur wer selbst einen ähnlichen Verlust erlitt, vermag den Schmerz zu würdigen, den der unglückliche Andreas empfand, als er die Kunde von dieser doppelten Untreue des Freundes und der Geliebten vernahm. Er hatte geglaubt an der Schwelle des Glücks zu stehen, und sah sich nun um alle seine Hoffnungen gebracht; verrathen von denen, die allein ihm theuer auf der Welt waren. Die beiden Leuchten auf der Bahn seines bis jetzt so freudenleeren Lebens, Freundschaft und Liebe, waren erloschen; er fühlte sich, von allen verlassen, hinausgedrängt aufs Neue in die unfreundliche Fremde; er stand, o furchtbares Bewußtseyn! allein in der Welt. Wer möchte es dem Verrathenen, Gemißhandelten verdenken, wenn jetzt ein finsterer Menschenhaß seine Seele füllte; wer es dem Tiefgekränkten zum Verbrechen anrechnen, wenn Haß und Rachsucht in seinem Herzen Wurzel faßten? Wäre, unter

diesen Umständen, ein bitterer, dauernder Groll nicht zu entschuldigen gewesen? Und doch entsagte der Unglückliche jedem Racheplan, und doch fluchte er dem nicht, der ihn um den Glauben an die Freundschaft betrog; der ihm die Geliebte untreu machte, der alle seine Freuden und Hoffnungen zerstörte. Gewiß, er mußte viele natürliche Herzensgüte besitzen, da er dem, der ihn so tief und schmerzlich verwundete, aufrichtig verzeihen konnte, und weil er dieß wirklich that, so darf man ihn kühn einen durchaus guten Menschen nennen, der unter glücklichern Verhältnissen der Stolz seines Geschlechts geworden wäre.

Andreas wurde von seinem Verlust bis ins Innerste der Seele erschüttert, die Leiden des Gemüths wirkten auf den Körper zurück, und eine heftige Krankheit warf ihn aufs Lager. Anfangs war er zwar sehr erzürnt auf den falschen Freund, und hatte es nicht gern, wenn man dessen er, wähnte. Aber als die Krisis der Krankheit erfolgte, und er sich seinem Ende zu nahen schien, da war er nicht dagegen, als Georg ihn zu sprechen wünschte, und versöhnte sich aufrichtig mit ihm, da jener ihn um Verzeihung bat.

Von seiner jugendlichen Natur und durch die

sorgfältige Pflege des mitleidigen Wirths wurde seine Krankheit besiegt, und nach einigen Wochen fand er sich so weit hergestellt, daß er an die Abreise denken konnte. Aber wo nun hin? Seine geringe Baarschaft war für Arznei darauf gegangen, und er befand sich wie ohne Mittel, so auch ohne Unterkommen. In seiner Vaterstadt konnte und mochte er nicht bleiben, und zum Reisen in die Fremde, um eine bleibende Stätte zu suchen, fehlte es ihm an Geld. Er besaß zu viel Zartgefühl, als daß er hätte Georg um eine Unterstützung bitten sollen, und dieser, dem die Verlegenheit des Freundes nicht unbekannt bleiben konnte, gab ihm — zwanzig Gulden Reisegeld.

So geringe, oder besser gesagt, so schimpflich klein diese Beihilfe war, so nahm Andreas sie doch mit Dank an, und es fiel ihm nicht einmal ein, daß sein begüterter Freund mehr für ihn hätte thun können. Er begab sich auf die Reise, um in Gegenden, wo die Bierbrauerei stark getrieben wurde, Arbeit zu finden, welches ihm nicht ohne Mühe gelang. Er erhielt eine Anstellung in einer nicht gar großen Bierbrauerei. Der Besitzer derselben war aber ein friedlicher, guter Mann, der seine Untergebenen milde behandelte, daher

war Andreas auch gern mit einem geringen Lohn zufrieden.

Andreas lebte hier drei Jahre, und vergaß bei seiner einfachen Beschäftigung die erlittenen Verluste und Kränkungen. Unangenehm war es ihm freilich, daß er noch immer nicht an einen eigenen Heerd denken konnte; doch ließ ihn das gute Verhältniß, worin er mit seinem Brodherrn stand, seine abhängige Lage minder schwer fühlen. Sein Braumeister schlug ihm einst eine Heirath mit der Tochter eines benachbarten Bierbrauers vor, nur war dabei die unerläßliche Bedingung, daß er fünfhundert Gulden baar einzahlen, und dann das Geschäft mit dem Schwiegervater gemeinschaftlich treiben sollte. Andreas hoffte auf seinen Freund Georg Heller, und bat diesen um den Vorschuß. Nach langem vergeblichen Harren auf Antwort, erhielt er einen mit Entschuldigungen angefüllten Brief, warum es nicht möglich sey seine Bitte zu erfüllen, und die Gründe, weshalb Heller ihm nicht helfen zu können versicherte, waren so aus der Luft gegriffen, so wenig wahrscheinlich gemacht, daß daraus deutlich zu ersehen war, wie wenig der Kaltherzige sich um die gute Meinung seines Freundes kümmerte.

Andreas wurde durch Hellers Undienstfertigkeit gekränkt, und beschloß es ganz und gar zu vergessen, daß er ehemals sein Freund gewesen sey. Anfangs machte ihm die abermalige Vereitelung seines Planes, selbstständig zu werden, viele trübe Stunden; am Ende tröstete er sich über seine mannigfaltig fehlgeschlagenen Hoffnungen durch die Liebe eines zwar armen, aber liebenswürdigen Mädchens, und überließ die Sorge für die Zukunft dem Schicksal, welches, wie er glaubte, auch ihm einst lächeln würde.

Ungefähr ein halb Jahr nach diesem gescheiterten Plane wurde Andreas, als er aus der Brauerei in die Wirthsstube trat, durch die Anwesenheit Hellers überrascht, der sich des Viehhandels wegen eingefunden hatte, und mit einem benachbarten Pächter eben einen Kauf abschloß. Der Anblick des Jugendfreundes machte bei Andreas die alte Neigung rege, und vergessen war in dem Augenblick Alles, was ihm derselbe je zu Leide gethan hatte. Er eilte auf ihn zu und wollte ihn in die Arme schließen; Heller aber wies seine Umarmung zurück und sagte: „Mein lieber Senkel! wir sind zwar Bekannte, aber so vertraut nicht mit einander, wie er zu glauben

scheint. Für einen namhaften Meister und Bürger will es sich nicht wohl ziemen, mit einem Brauknechte auf Du und Du umzugehen.“ Andreas wurde durch diese unerwartete Schlechtheit, durch diesen pöbelhaften Hochmuth so empört, daß er keiner Aeußerung darauf fähig war. Es währte lange, ehe er sich in die nie geglaubte Niedrigkeit seines ehemaligen Jugendfreundes finden konnte, und schweigend, mit gesenktem Haupte, verließ er das Zimmer. Von nun an trat in die Stelle der ehemaligen Anhänglichkeit eine tiefe Verachtung gegen Heller in seinem Herzen ein.

Heller blieb mehrere Tage, seines Einkaufs wegen, an dem Orte, und ließ, recht als Senkeln zum Trotz, viel Geld in den Wirthshäusern aufgehen. Er schien überhaupt an ein lockeres Leben jetzt gewöhnt, und rechtfertigte in jeder Hinsicht die Verachtung, die Senkel für ihn fühlte. Dieser bekümmerte sich aber nicht mehr um ihn, und dachte nicht mehr daran, daß Heller anwesend sey, als er auf die unangenehmste Weise an dessen Gegenwart erinnert wurde.

Senkel konnte nämlich, seines Tagwerks wegen, nur selten des Abends ein Stündchen zu

seiner Geliebten schleichen, und hatte gerade jetzt sie seit einigen Tagen nicht besuchen können. Er eilte nun mit verdoppelter Sehnsucht zu ihr — und fand Hellern in ihren Armen. Jetzt sah er in Hellern nur ein feindseliges Gespenst, das ihm stets auf der Ferse folgte, und ihm jedes gehoffte Lebensglück im Keime zerstörte. Schon von seiner frühsten Kindheit ab hatte jener Genuß, wo er entbehren oder leiden mußte, verlebte eine frohe Jugend, wo er unter dem [illegible]lichsten Drucke stand. Als Jüngling gewann jener doppelt, wo er durch die Ungerechtigkeit seines Verwandten verlor. Als Mann raubte Heller ihm sein Lebensglück, und als er ihm den begangenen Verrath großmüthig verzieh und dennoch sein Freund blieb, ließ der Herzlose ihn hilflos und verweigerte ihm eine mäßige Unterstützung, durch die er sein Glück hätte gründen können. Jetzt trat er aufs Neue verderblich in den Kreis seiner Lebensverhältnisse und zerstörte, zur bloßen Befriedigung einer rohen Sinnlichkeit, abermals alle seine Hoffnungen und das Einzige, woran sein Herz noch hing. Dieses alles stand jetzt plötzlich lebhaft vor der Seele des unglücklichen Senkel, und sein ganzes Gefühl glühte in brennendem Rachedurst auf.

Er trat, ungesehen von dem verbrecherischen Paare, zurück und entfernte sich mit dem festen Vorsatze, sich an Hellern blutig zu rächen. Er ging nach der Herberge, in die Heller eingekehret war, und wollte ihn daselbst erwarten. Er fand dessen Pferd schon gesattelt, und schloß daraus richtig, daß er denselben Abend noch abreisen wolle. Er ging nun hinaus vor das Thor bis in ein nahes Wäldchen, durch welches die Heerstraße ging, und hier erwartete er das Opfer seiner Rache. Heller kam, und Senkel streckte ihn durch einen gewaltigen Schlag mit einem Baumast, der die Schläfe traf, zu Boden. Der Getroffene sank vom Pferde, und aus der linken Schläfe quoll ein starker Blutstrom zur Erde, worin sich der Strahl des Mondes mit schauerlichem Glanze spiegelte. Senkel betrachtete ohne Reue den erschlagenen Feind und ging, da ihm das Leben gleichgiltig geworden war, ohne Furcht vor einer etwanigen Entdeckung seiner blutigen That, nach Hause.

Der Zufall fügte es, daß seine Abwesenheit von Hause von Niemanden bemerkt worden war und er auch keinem Bekannten begegnete. Als den Morgen darauf der Leichnam des Erschlage-

nen gefunden wurde, schrieb man allgemein den Räubern diesen Mord zu, die seit einiger Zeit die Gegend unsicher machten; auf Senkel kam auch nicht der leiseste Verdacht.

Der Mörder, der, allein von unbezwinglicher Rachsucht verleitet, diesen Mord auf sein bisher schuldfreies Bewußtseyn geladen hatte, fühlte zwar, nachdem der erste glühende Haß gegen den Stifter seines Unglücks in etwas verkühlet war, die Vorwürfe seines durch die Blutschuld verletzten Gewissens; die schauderhafte That stand ihm in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor Augen, und seine Seelenruhe, das schöne Eigenthum des unschuldig Leidenden, war dahin. Aber nach und nach suchte und fand sein Verstand Entschuldigungsgründe, nannte den Mord eine erlaubte Nothwehr, da Heller immer der Stifter seines Unglücks gewesen, ihm stets verderblich in den Weg getreten sey, legte die übermenschlichen Beleidigungen, die jener ihm zugefügt hatte, in die Waagschale, die seiner Schuld gegenüber stand, fügte den lasterhaften Lebenswandel des Ermordeten hinzu, und verringerte dadurch die Größe seines Verbrechens. Auf diese Weise wurde sein Gewissen erst betäubt, dann zum Schweigen ge-

bracht, und endlich durch fromme Vorsätze für die Zukunft ganz beruhigt.

Mit Hellers Tode schien Senkels Glücksstern wieder aufgegangen zu seyn. Er erhielt einen Ruf als Braumeister in eine große Brauerei, wo er mit einem ansehnlichen Gehalte angestellt wurde. Er erwarb sich daselbst, durch seine musterhafte Amtsführung, die Gunst seines Vorgesetzten, eines herrschaftlichen Amtmanns, der ihm, als er seinen fortdauernden Fleiß inne wurde, eine bleibende Versorgung zusicherte. Senkel, immer, an eine sparsame Lebensweise gewöhnt, nach und nach kleine Summen von seinem erübrigten Einkommen beilegen, und seine Hoffnung, einst zu einer unabhängigen Nahrung zu gelangen, vergrößerte sich. Sein stilles, sittsames Betragen, seine selbst in der Kleidung bemerkbare Ordnungsliebe, sein gutes Benehmen gegen die ihm untergebenen Arbeiter, dieß alles erwarb ihm einen guten Ruf, und bald ließen ihm einige junge Wittwen und heirathbefähige Mädchen nicht undeutlich merken, daß er, wenn er sich um ihre Hand bewerben wolle, keine abschlägige Antwort zu befürchten haben würde. Senkel, zweimal von Mädchen, auf die er so fest gebaut hatte, hintergangen, war schüchtern

geworden und ging sehr behutsam zu Werke, ehe er zu einer neuen Wahl schritt. Endlich glaubte er Die gefunden zu haben, die ihn durch ihre Hand glücklich machen könnte, und die Folge rechtfertigte die Klugheit seiner Wahl. Ein bescheidenes, zur Ordnung und Wirthschaftlichkeit erzogenes Mädchen, von wohlgebildetem Aeußern, von frommem Gemüthe, mit einer guten Aussteuer versehen, wurde seine Gattin. Nun erhielt er auch, durch die Gunst des Amtmanns, einen wohlgelegenen Gasthof in Pacht, und erlangte also — was so lange sein inniger Wunsch gewesen war — Unabhängigkeit und einen eigenen Heerd.

Noch ehe er mit seiner Braut an den Traualtar trat, erwachten in ihm Zweifel: ob er es auch wagen dürfe, seine blutbefleckte Hand einer frommen Jungfrau zu reichen, und ihr Geschick an sein schuldbeladenes Daseyn zu knüpfen. Lang und heftig war der Kampf in seinem Innern wegen dieser Bedenklichkeit, und nur nach vielem Ringen zwischen seinem verletzten Bewußtseyn und seiner Neigung gewann er den Muth, sich mit seiner Braut zu vermählen, wozu der feste Entschluß, durch ein unter allen Umständen musterhaftes Leben den Zorn des Himmels zu versöhnen, ihm verhalf.

Das erste Jahr seines Ehestandes ging ihm ruhig vorüber. Der Zuspruch der Gäste vermehrte sich der guten Bedienung wegen, seine Gattin bewies sich als eine fleißige Wirthin, als eine sorgsame und fleißige Hausmutter, und alles, was er anfing, hatte ein gutes Gedeihen. Aber als seine Frau ihm einen Knaben gebahr, da stand der Gedanke: der Sohn des Mörders muß durch die Schuld des Vaters unglücklich werden, denn die Hand, die ihn segnen sollte, rauchet von Freundes Blut, wie ein furchtbares Gespenst vor ihm und raubte ihm die Ruhe. Er zermarterte sich in Reue, und lange währte es, bis der Gedanke: daß aufrichtiges Bereuen die größten Verbrechen zu versöhnen im Stande ist, einigermaßen in seinem geängstigten Herzen Wurzel fassen konnte. Sein ganzes Leben glich von nun an einer ununterbrochenen Bußübung. Er that den Armen wohl, so viel als es nur immer sein Vermögen erlaubte, er erzog seine Kinder musterhaft, war ein aufmerksamer Wirth, ein sorgsamer Hausvater, ein dienstfertiger Nachbar, lebte mäßig, blieb von jedem rauschenden Vergnügen entfernt, versäumte nie den Gottesdienst, und war im Genusse von Speise und Trank bis zur klösterlichen Strenge mäßig.

Dadurch befestigte sich bei ihm die Hoffnung immer mehr, daß er im Stande sey den begangenen Mord durch gute Werke zu versöhnen und der Strafe entgehen werde, die das Gesetz in den Worten ausspricht: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Er war getröstet und, wenn nicht glücklich, doch ruhig.

Da öffnete sich einst, als Senkel in der Dämmerungsstunde an der Seite seiner Gattin, von seinen Kindern umgeben, saß, und sich mit ihnen über ihre künftigen Lebenspläne besprach, die Thüre, und die Gestalt des von ihm Erschlagenen, an der linken Schläfe blutend, trat herein und wankte auf ihn zu. Senkel fuhr mit Entsetzen aus seinem Sessel auf und rief mit bebender Stimme: „O Georg! waren fünf und zwanzig Jahre voller Thränen und Reue nicht hinreichend den an Dir begangenen Mord zu versöhnen? Nun wohlan, so räche Dich an Deinem Mörder; tödte mich, und mache meiner Qual ein Ende.“ Seine Gattin schrie: „Mann, welche verwirrte Reden führst Du!“ „Ja, es ist wahr,“ antwortete er; „ich habe den Georg Heller erschlagen, dessen Geist jetzt drohend vor mir steht. Ich glaubte durch strenge Buße diese That zu versöhnen, doch er kommt, Rache an mir

zu nehmen; dort steht er, blutend, wie damals, als ich ihn im Walde erschlug.“ Die Gestalt hatte schweigend dagestanden, und verließ nun das Zimmer.

Ueber die Scene, die nun in der unglücklichen Familie vorging, schweigen wir, da sich die Empfindungen der Gattin und Kinder, die in dem geliebten Gatten und Vater einen Mörder erblicken mußten, kaum vorstellen, schwerlich aber beschreiben lassen. In stillem Schmerz aufgelöst, saßen alle da, als nach einer Stunde die Wache hereintrat und Senkel, im Namen des Gerichts, verhaftete. Willig bot er seine Hände den Fesseln dar, und folgte ohne Murren der Wache ins Gefängniß.

Das Wunderbare bei dieser Geschichte löste sich natürlich auf. Die Gestalt des Erschlagenen war kein Gespenst, sondern der älteste Sohn Georg Hellers, der dem Vater sprechend ähnte und auch dessen Gewerbe erlernt hatte. In der Gegend, wo diese Geschichte sich zutrug, hatten die Fleischer, und haben vielleicht noch, eine eigenthümliche Tracht. Sie besteht in einer langen Weste mit Aermeln, die bis ans Knie geht, und mit vielen silbernen Knöpfen besetzt ist, aus den ledernen Beinkleidern und Stiefeln

unter dem Knie aufgebunden sind. In einer solchen Tracht fand der ältere Heller seinen Tod, und so gekleidet erschien auch dessen Sohn, der sich zufällig durch einen Sturz mit dem Pferde die linke Schläfe beschädigt hatte, und in Senkels Gasthof kam, um seine Wunde verbinden zu lassen. Durch Senkels Erschrecken und dessen angsthaften Ausruf erfuhr er, daß dieser der Mörder seines Vaters sey, worauf er sogleich zu den Gerichten eilte und eine Anzeige von seiner Entdeckung machte, die Senkels Verhaftung veranlaßte.

Senkel wurde hingerichtet, wie dieß denn zufolge der bestehenden Gesetze nicht anders seyn konnte, aber sein früherer musterhafter Lebenswandel, die Umstände, unter denen er sein Verbrechen begangen hatte, und die ruhige Ergebung mit der er starb, erwarben ihm die Theilnahme Aller, und schwerlich ist, nachdem seine Geschichte bekannt gemacht worden war, je das Ende eines Mörders so bedauert worden, wie das seinige.

II.

Begebenheiten eines Räubers.

Karl von Elsenfeld, der Sohn eines H°schen Edelmanns, wurde zu Anfange des vorigen Jahrhunderts geboren. Sein Vater, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, kümmerte sich nicht um die Erziehung seines Sohnes, sondern überließ ihn, nachdem seine Mutter, als er kaum das zweite Lebensjahr erreicht hatte, an den Folgen einer unglücklichen Entbindung gestorben war, der Aufsicht der Bedienten, da er denn freilich wenig Gutes sehen und lernen konnte. Als der Knabe das zehnte Jahr erreicht hatte, nahm sein Vater, mehr des Herkommens wegen, als weil er die Nothwendigkeit davon einsah, einen Hofmeister für ihn an. Doch damit war seine Erziehung wenig gebessert; denn Herr Biermann, den das Unglück zu Karls Mentor bestimmte, war so roh und sittenlos wie sein Prinzipal, liebte die Jagd, den Wein, die Mädchen, und achtete es nicht für der Mühe werth, die Befriedi-

dieser seiner Lieblingsneigungen seinem Zögl[illegible]ge zu verbergen. Wie unter diesen Umständen Karls Erziehung beschaffen seyn mußte, ist leicht [illegible]rmessen. Mit dem Unterricht sah es beinahe eben so traurig aus als mit der Erziehung. Ein wenig Schreiben und Rechnen, ein Mundvoll barbarisches Latein, und von der Geschichte und Erdbeschreibung so viel, als sich aus einem winzig kleinen Kompendio entnehmen ließ, darauf beschränkte sich alles, was Biermann Karln beibrachte, und viel mehr wußte er auch selbst nicht. Dagegen war er wohlgewandt in allen Leibesübungen, war ein Meister im Fechten, Reiten, Tanzen, schoß wie ein tyroler Scharfschütze, suchte im Ringen seines Gleichen, und in allen diesen Künsten unterwies er seinen Zögling mit vielem Erfolg.

Der Herr von Elsenfeld fand den Wittwerstand bei seinem noch nicht hohen Alter dennoch etwas langweilig, und entschloß sich zur zweiten Ehe. Zufolge seiner Rohheit fiel es ihm nicht ein, bei der Wahl einer Ehegenossin auf Vorzüge des Geistes und Herzens zu sehen. Die Erfordernisse, die er von seiner Gemahlin verlangte, bestanden in einem gesunden, wohlgebil-

deten Körper, in dem Rufe der Wirthschaftlichkeit, und außerdem in einem reinen Stammbaum. Da er selbst reich, auf eine Aussteuer nicht nöthig hatte zu sehen, so fand er leicht ein armes Fräulein mit den erforderten Eigenschaften, die sich entschloß die seinige zu werden.

Die neue Gemahlin des Herrn von [illegible]feld besaß die Vorzüge, um derentwillen sie von ihm gewählt wurde, in einem so hohen Grade, daß ihr Gemahl nur zu bald wünschte das Schicksal möchte ihn in dieser Hinsicht weniger begünstigt haben. Ihre kernhafte Gesundheit und erfreuliche Körperfülle preßte dem angehenden Podagristen doch zuweilen Seufzer aus. Oft genug warf sie ihm, nicht eben im sanftesten Tone, seine muthmaßlich liederlich verlebte Jugend vor, und da der bekümmerte Ehemann sich in diesem Punkt nicht schuldfrei wußte, so mußte er, um nur Ruhe zu haben, sich nach und nach das Hausregiment entreißen lassen. Ihre Wirthschaftlichkeit artete in Geiz aus, und ihr Stolz auf einen reinen, in der Dunkelheit des Faustrechts wurzelnden, Stammbaum, litt die bürgerlichen Jagd- und Trinkfreunde ihres Gemahls nie auf ihrem Schlosse.

Karl war ihr ein Dorn im Auge, sobald sie Hoffnung hatte selbst Nachkommen zu erhalten. Sie ergriff jede Gelegenheit ihn seinem Vater verhaßt zu machen, und ihm selbst fiel sie so schwer, benutzte jeden Anlaß ihm das Leben sauer zu machen, so gut, daß sein Wunsch, das väterliche Haus zu verlassen, je länger je stärker wurde.

Karl war nicht ohne gute Anlagen, durch die er, wären sie ausgebildet worden, ein guter, ja vielleicht ein vortrefflicher Mensch hätte werden können. Aber er sah nur böse Beispiele, lebte unter rohen, wilden Menschen, und keine seiner Fähigkeiten wurde entwickelt, kein Trieb zum Guten geweckt und ermuntert: kein Wunder, wenn unter diesen Umständen nichts besseres aus ihm wurde, als ein plumper, eingebildeter Landjunker, der die Jagd und das Bauernquälen für seine einzige Bestimmung hielt, und sich für Beleidigungen und Kränkungen, die ihm widerfuhren, auf eine hinterlistige und möglichst derbe Art rächte. Er mußte die Ausbrüche des unverdienten Hasses seiner Stiefmutter erdulden, aber er war unfähig sie mit guter Art zu ertragen, vergelt Haß mit Haß, und suchte seiner Seits der Stiefmutter bei jeder Gelegenheit den bitter-

sten Verdruß zu verursachen, wobei er es nicht an List und Gewandtheit fehlen ließ. Es entstand zwischen beiden eine theils heimliche, theils öffentliche Fehde, die das Haus des Herrn von Elsenfeld zu einer wahren Hölle machte. Selbst die Bedienten nahmen Parthei und halfen den Zwist noch vergrößern, der endlich der ganzen Gegend zum Aergerniß wurde. Wollte der bedrängte Hausvater Frieden haben, so mußte er sich entschließen seinen Sohn aus dem Hause zu entfernen, und ihn auf eine Universität zu senden, welches er, der Kosten wegen, so lange nicht hatte thun wollen.

Dieses war sowohl Karln als seiner Stiefmutter höchst erwünscht. Ersterer hatte schon lange darnach gestrebt den einförmigen Aufenthalt im väterlichen Hause mit dem Leben in der großen Welt zu vertauschen, und seinen Vater mehreremale, wiewohl stets vergebens, gebeten, ihn in Kriegesdienste gehen zu lassen. Letztere dagegen wünschte einen lästigen Beobachter los zu seyn, der sehr leicht einer ihrer nicht gar zu rühmlichen Heimlichkeiten hätte entdecken und ihrem Gemahle verrathen können, wodurch sie in Gefahr kam, die Herrschaft über ihn zu verlieren.

Sie that daher alles mögliche ihren Gatten in dem Vorsatze, Karln die Universität beziehen zu lassen, zu bestärken, und vermochte ihn, trotz ihres Geizes, dazu, seinem Sohne einen ansehnlichen Jahrgehalt auszuwerfen, damit er um so weniger auf den Gedanken käme, bald zurück zu kehren.

Der junge Elsenfeld fühlte sich höchst glücklich, als er sich auf dem Wege zur Universität befand, und die Dächer der Heimat hinter den Bergen verschwinden sah. Sehr oft war ihm die väterliche Rohheit, noch öfter aber die Hinterlist und Bosheit der Stiefmutter beschwerlich gefallen; er war, längst ins Jünglingsalter getreten, noch immer wie ein Kind, aber nicht wie ein geliebtes, behandelt worden, hatte zu Hause wenig Beschäftigung und noch weniger Vergnügen gehabt, und schon lange, wie jeder Jüngling von lebhaftem Temperamente, hinaus in die Ferne gestrebt. Jetzt dagegen war er ganz sein eigener Herr, gebot über eine Einnahme von vierhundert Thaler jährlich — eine ansehnliche Summe in jenen Zeiten! — und sah einem fröhlichen Leben auf der Universität entgegen. An den Hauptzweck, wegen dessen doch eigentlich die

Hochschule bezogen wird, an die Erwerbung nützlicher Kenntnisse, daran dachte er gar nicht.

Er hatte den muntern Burschenten in Jena rühmen hören, und war dadurch bestimmt worden, diesen Musensitz vor allen andern zu wählen. Der Anfang stimmte aber seine Vorstellung von den akademischen Freuden sehr herab; denn bei all seiner Rohheit, oder vielmehr gerade wegen dieser, wollte er seinen alten Adel geltend machen, und da kam er gewaltig übel weg. Es regnete Schimpfwörter und hagelte Püffe; so gut er auch seine Klinge zu führen wußte, so fand er doch hier seine Meister, und wollte er nicht beständigen Händeln ausgesetzt seyn, die sich alle zu seinem Nachtheil endigt haben würden, so mußte er sein adliches Blut ganz und gar verleugnen. Ein zweiter Umstand, der ihm das Leben in Jena verleidete, war seine grenzenlose Unwissenheit, verbunden mit einer großen Arbeitsscheue. Er hatte das Kabeln und Kommerziren für die ersten und einzigen Beschäftigungen eines Musensohnes gehalten, er machte aber bald die Erfahrung, daß auch selbst die ärgsten Renommisten, wenigstens zu Zeiten, fleißig waren, und, ihrer Zügellosigkeit ungeachtet, doch auch Kennt-

nisse sammelten. Ihm dagegen waren sogar die Anfangsgründe der Wissenschaften unbekannt, und er konnte also, selbst wenn er gewollt hätte, in den Hörsälen der Professoren nichts dazu lernen. Seine unermeßliche Unwissenheit machte ihn auch bei den wildesten Burschen verachtet, und nur die ganz verworfenen, die geradezu Rechnung auf seinen Beutel machten, gingen mit ihm um.

Elsenfeld war nicht ohne Ehrgefühl, und wurde durch diese Zurücksetzung tief gekränkt. Er nahm bei Privatdozenten Unterricht, um wenigstens in etwas das ihm fehlende nachzuholen, auch ließ er es nicht an einigem Fleiße fehlen, doch konnte er nie bedeutende Fortschritte machen, denn sein Hang zum Vergnügen war zu groß.

Allmählich, da er nun mehrere Kollegia besuchte, da er als ein herzhafter und gewandter Schläger bekannt wurde, und Gelegenheit gehabt hatte seinen, mit Gutmüthigkeit verbundenen, muntern Humor zu zeigen, duldeten ihn die sogenannten lustigen Häuser recht gern in ihrer Gesellschaft, und er gewann nun dem Burschenleben je länger je mehr Geschmack ab. Sein aufgeweckter Temperament und sein natürlich guter

Verstand erwarben ihm viel Freunde; nicht leicht ward ein Geniestreich ohne ihn ausgeführt, sehr oft war er aber bei den Leichtfertigkeiten, denen sich die fesselfreie Jugend nur zu gern überläßt, der Anführer. Außerdem kommerzirte er fleißig, trieb sich in der benachbarten Gegend oft zu Pferde und zu Fuß herum, spielte, jubelte, und machte es überhaupt wie viele seines Gleichen, bei denen das Studieren nur Nebensache ist.

Auf diese Weise hatte Eisenfeld drei Jahre auf der Universität verlebt, und, ungeachtet mehrerer von seinem Vater erhaltener außerordentlicher Zuschüsse zu Bezahlung seiner Gläubiger, sich mit einer nicht kleinen Schuldenmasse belastet. Sein Vater hatte ihm schon mehrmals gedroht nichts mehr für ihn zu bezahlen, und da er dessen Sparsamkeit, noch mehr aber den Geiz der Stiefmutter kannte, so mußte er fürchten, daß diesesmal die Drohung wahr werden würde. Er sann hin und her, auf welche Weise er den Vater noch einmal zur Bezahlung seiner Schulden bewegen könnte, und nahm sich fest vor, künftig besser Haus zu halten: da stürzte ihn ein Vorfall in eine ungleich tiefere Verlegenheit.

Eine Liebelei, die er mit einem Mädchen

hatte, und die ein junger Baron, der ein Näherrecht an die Schöne zu haben glaubte, nicht leiden wollte, gab Veranlassung zu einem Duell, in welchem Elsenfeld das Unglück hatte, seinem Gegner den Degen in die Brust zu stoßen. Er mußte, um sich den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen, die Flucht ergreifen, und da er gerade zu der Zeit nicht bei Gelde war, auch seine Freunde ihm keine bedeutende Vorschüsse machen konnten, so hatte er eine trübe Aussicht vor sich.

Er floh bis nach Anspach, und von dort aus schrieb er an seinen Vater, den er mit seiner Lage bekannt machte und um Unterstützung bat. Selbst hinzureisen hatte er nicht den Muth gehabt, da er nicht nur die Ausbrüche des väterlichen Zorns fürchtete, sondern auch gewärtig seyn mußte, auf die Requisition der herzoglich sächsischen Gerichte festgenommen und ausgeliefert zu werden. Lange wartete er vergeblich auf Antwort, und er würde wegen seines Unterhalts in der peinlichsten Verlegenheit gewesen seyn, da seine Baarschaft längst ausgegeben war, wenn nicht ein gutmüthiger Wirth seiner Versicherung, daß nächstens ein beträchtlicher Wechsel für ihn

ankommen würde, geglaubt, und ihm Wohnung und Essen auf Kredit gegeben hätte. Doch wurde er am Ende schon unfreundlich und drohte mit Arrest. Nach langem Harren traf die Antwort endlich ein, aber sie fiel noch bei weitem schlechter aus, als Elsenfeld sie sich für den schlimmsten Fall gedacht hatte. Sein Vater war, wie ein mitgeschickter Todtenschein bewies, gestorben, und hatte ihn, wie die beigelegte beglaubte Abschrift des Testamentes besagte, gänzlich enterbt, das nothwendige Pflichttheil aber auf die ihm während seines Aufenthalts in Jena geschickten Summen abgerechnet.

Man denke sich die Verzweiflung des unglücklichen Elsenfeld, der, von allen Mitteln entblößt, nicht die mindeste Aussicht hatte sich auf irgend eine Weise zu ernähren. Der [illegible]b drang mit Vorwürfen auf ihn ein, entriß ihm die Taschenuhr, das einzige Stück von Werth, das er noch besaß, und wollte ihn, da er dennoch einige Thaler schuldig bleiben mußte, ohne Umstände aus dem Hause werfen. Durch das Bitten seiner Frau, die Theilnahme für die Lage des Unglücklichen empfand, und ihren Mann zu milderen Maaßregeln zu bewegen suchte, ließ der sich

denn doch bereden, dem von der ganzen Welt Verlassenen noch auf zwei Tage Kost und Obdach zu geben.

Auf Anrathen des Wirths meldete sich Elsenfeld bei mehreren Justizpersonen um eine Schreiberstelle, allein sein Bemühen, auf diese Weise unterzukommen, war vergebens. Denn man war mit seiner Handschrift nicht sonderlich zufrieden, und überdem forderte man Zeugnisse seiner guten Aufführung, die er natürlich nicht beibringen konnte, und daher überall abgewiesen wurde. Er sah sich nun zu dem harten Schritt genöthiget, um eine Bedientenstelle nachzufragen; aber auch dabei stand ihm sein Mangel an Attesten im Wege. Müde des vielen vergeblichen Anfragens, war er beinahe schon entschlossen die Stadt zu verlassen und es dem Schicksal anheim zu stellen, ob es ihm den Hungertod oder eine längere Fortdauer des Lebens beschieden habe, als er noch den letzten hoffnungslosen Versuch bei einem Kriegeskommissarius machte, der sich in einigen Feldzügen am Rhein durch seine Betrügereien ein großes Vermögen erworben hatte. Auch dieser bezeugte wenig Lust ihn anzunehmen, aber dessen junge, muntere Frau, die an Elsen-

feldes nicht unebener Figur Wohlgefallen zu finden schien, wußte ihren Gatten zu bereden, daß er den Bittenden annahm.

Wäre es Elsenfeld möglich gewesen seinen früheren Stand zu vergessen, so würde er in seiner neuen Lage ganz erträglich haben leben können, denn es gab wenig Arbeit bei vielem und gutem Essen und Trinken, und war sein Herr gleich zuweilen etwas mürrisch und grob, so war die Frau desto freundlicher und artiger. Da er aber die Erinnerung an das, was er einst war, nicht aus seinem Gedächtniß verlöschen konnte, so hatte er viele bittere Stunden, bis er sich an sein gegenwärtiges Verhältniß gewöhnte.

Mit dem besten Willen, den Trübsinn über sein unglückliches Geschick jedem menschlichen Auge zu verbergen, hatte Elsenfeld seine Gesichtszüge doch nicht so sehr in seiner Gewalt, daß man ihm nicht einen innern Gram angesehen hätte, und seine reizende Gebieterin, die von Anfang an eine große Th[illegible]nne für ihn bewiesen hatte, erkundigte sich [illegible]entlichst nach der Ursache seines Kummer. [illegible] fest er sich nun auch vorgenommen hatte, Niemanden mit seinem Schicksale bekannt zu machen, so konnte er doch nicht

dem sanften Andringen der schönen Frau widerstehen, sondern entdeckte ihr seinen Stand und sein Unglück. Er bemerkte ihr Mitgefühl, sah Thränen in ihren Augen glänzen, und ihm that ihr Mitleiden unbeschreiblich wohl. Von nun an begegnete sie ihm mit einer zarten Achtung, veranlaßte es, daß er wenigstens der gröberen Dienstleistungen überhoben ward, und suchte ihm seine Lage so erträglich als möglich zu machen. Mitleid und Dankbarkeit erzeugten nun eine gegenseitige Neigung zwischen beiden, die sich, bei ihren lockeren Grundsätzen, freilich späterhin auch ohnedieß gefunden haben würde, die aber gerade dadurch, daß sie in den Bewegungsgründen eine Entschuldigung fand, gewissermaßen weniger gemein-sinnlich ward, und beide Theile wirklich einige Zeit über die Natur ihrer Empfindungen täuschten. Die Frau, obgleich an der Seite eines rohen, und noch dazu überaus häßlichen Mannes, hatte sich noch nie eine Verletzung der ehelichen Treue zu Schulden kommen lassen, und war sich, bei dem durch Theilnahme geweckten Wohlgefallen, das sie für Elsenfeld empfand, keiner sträflichen Absicht bewußt. Der Fremde war zu Anfange, als er in den Dienst trat, viel

zu sehr mit seinem Unglück beschäftiget, um in der liebenswürdigen, jungen Frau etwas mehr als eine milde Gebieterin zu sehen. Aber die Verbindlichkeit, die sie ihm durch die schonende, selbst achtungsvolle Behandlung, die sie ihm widerfahren ließ, auflegte, näherte ihn ihr um vieles, da er in der menschenfreundlichen Frau weniger die Herrin, als die Freundin sah, und sie vergaß dagegen wieder über den Unglücklichen den Diener.

Daß dergleichen Gefühle zur Liebe, und zwar zur sinnlichen Liebe führen, lehrt eine alte Erfahrung, und auch bei Elsenfeld und seiner Brodfrau war es der Fall. Ehe sie es sich noch einmal selbst deutlich bewußt waren, befanden sie sich von einer unwiderstehlichen Neigung gegen einander angezogen. Täglich wurden sie vertraulicher, täglich wichen die Schranken des verschiedenen Verhältnisses immer mehr zurück; mancher Liebesblick wurde schon zwischen ihnen gewechselt, mancher Händedruck empfangen und erwiedert, und schon gingen ihre Wünsche über die Grenzen des Erlaubten und Verzeihlichen hinaus.

Nicht Furcht, die Pflicht der Sittlichkeit zu

verletzen, hielt sie von dem Vergehen zurück, sondern nur der Mangel an Gelegenheit; denn längst hatten sie den Vorsatz gefaßt, sich ihrer Neigung zu überlassen. Beiden fehlte es an Grundsätzen, die sie vor dem Fehltritte bewahret hätten, und mit Sehnsucht sahen sie dem Augenblicke entgegen, wo sich der Anlaß darbieten würde ihn zu begehen.

Eifersucht war der Fehler des Kriegeskommissarius nicht, denn seine Gattin war ihm, bei aller ihrer Liebenswürdigkeit, sehr gleichgültig, und seine Geldgierde schien, nebst den Tafelfreuden, den ganzen Inbegriff seiner Empfindungen in Anspruch zu nehmen. Aber die übergroße Zuthätigkeit seiner jungen Frau zu dem artigen Bedienten mußte ihm endlich doch auffallen. Seine Eifersucht wurde, durch die Vermuthung eines sich zwischen beiden entspinnenden Liebeshandels, nicht sonderlich entflammet, aber leiden wollte er ein solches Verhältniß in seinem Hause nicht, und da er seine Gattin und Elsenfeld mit einem gewissen Gleichmuth beobachtete, so kam er um so eher hinter die Wahrheit. Er wollte den Bedienten, ohne ein Wort über die Ursache zu verlieren, verabschieden; aber im Begriff dieses zu thun, über-

raschte er ihn, als er seiner Frau so eben einen Kuß auf die Lippen drückte. Nun erlaubte es seine Ehre denn doch nicht, wie er anfangs willens war, das ärgerliche Verhältniß stillschweigend zu lösen, sondern er mußte den Frechen strafen, der ihm in seinen ehelichen Rechten Eintrag that. Er ergriff ein ihm zur Hand stehendes spanisches Rohr, und schlug damit aus allen Kräften auf den Liebhaber seiner Gattin los. Vergebens war Elsenfeld bemühet, sich der schweren Hand seines mit herkulischer Kraft versehenen Gegners zu entziehen; er mußte mit leidender Geduld die schmerzliche Züchtigung hinnehmen, und seinen Rücken so lange preis geben, bis es dem beleidigten Ehemann an Kräften zur Fortsetzung gebrach. Nun warf ihn der Kriegeskommissarius zum Hause hinaus, und gab ihm noch die Drohung mit auf den Weg: ihm den Hals zu brechen, wenn er sich je von ihm erblicken ließe.

Halb todt vor Schmerzen, ohne Geld, ohne Dienstattest, selbst ohne anständige Kleidung — denn dieser Vorfall trug sich des Morgens zu, wo er noch nicht vollständig angekleidet war — mußte Elsenfeld nun das Weite suchen, da seine Furcht vor dem Kriegeskommissarius ihm

den Aufenthalt in der Stadt widerrieth. Seine Verlegenheit war ohne Grenzen. Er wurde an allen Gliedern von Schmerzen gepeiniget, hatte keinen Pfennig in der Tasche, um die dringenden Bedürfnisse des Magens anschaffen zu können, und seine unscheinbare, mit Puder bestreute, Morgenkleidung gab ihm noch dazu ein so höchst verdächtiges Aussehen, daß er nicht leicht irgendwo Einlaß und Herberge, noch weniger aber ein Unterkommen zu finden hoffen durfte.

Der Hunger zwang ihn zum Betteln. Dieses betrübte Mittel sich das Leben zu erhalten, war für ihn mit tausend Demüthigungen verbunden, da man bei dem jungen, gesund aussehenden Manne nur Arbeitsscheue für die Ursache seiner Dürftigkeit hielt, und er deshalb, seiner vermeintlichen Trägheit wegen, nicht selten wacker ausgeschmählt wurde. In dieser trostlosen Lage fielen dem unglücklichen Elsenfeld mehrmals Gedanken des Selbstmordes ein, denn alle Hoffnung auf die Verbesserung seines Schicksals hatte ihn verlassen, und sein gegenwärtiger elender Zustand drückte seinen Muth zu Boden. Aber bei einem zwanzigjährigen Jüngling reift der Entschluß, freiwillig das Daseyn zu enden, nicht so leicht

zur That. In jenem jugendlichen Alter wird die Lebensluſt, auch von den widrigſten Umſtänden, ſelten ſo ganz unterdrückt, um ihn zur Wahl des dunkeln Weges ins Schattenreich zu beſtimmen. Der Jüngling hat, ſelbſt bei den traurigſten Verwickelungen ſeines Schickſals, noch immer wenigſtens eine dunkle Ahnung ſeiner Kraft es zu beſiegen, und dadurch erhält er ſich aufrecht.

Unter tauſend Mühſeligkeiten und Beſchwerden, oft mit Hunger, Durſt, Müdigkeit, Beſchimpfungen kämpfend, gelangte Elſenfeld bis zur böhmiſchen Grenze. Was er dort eigentlich wollte, davon konnte er ſich keine Rechenſchaft ablegen. Er hatte keinen Zweck, den er zu erreichen ſtrebte; keine Heimat, wohin er zu kommen verlangte; aber auf einem Fleck konnte er nicht bleiben, da man dem jungen Bettler ſchwerlich mehr als einmal das kärgliche Almoſen gereicht haben würde. Er mußte alſo wandern, und da es gleichviel war, wohin er ſeine Richtung nahm, ſo überließ er es dem Zufall, wohin der ihn führen würde, und der brachte ihn nach Böhmen.

Hier ſetzte er ſein Anfragen nach Arbeit und ſein Bitten um Almoſen fort, allein mit dem ſchlechteſten Erfolg. Man erkannte bald an ſei-

neu Grüßen den Ketzer in ihm, und nun erhielt er statt Gaben Flüche und Schimpfreden auf den Weg. Endlich fragte ein Dorfrichter ihn nach dem Paß, und da er keinen vorzeigen konnte, so wurde er als ein Landstreicher aufgegriffen, und nach der nächsten Stadt gebracht. Man warf ihn daselbst in einen alten Thurm, wo er mehrere Vagabonden antraf, die man hier so lange aufbewahrte, bis eine gewisse Anzahl beisammen war, um auf den damals üblichen Schub nach Baiern gegeben werden zu können, von wo sie dann weiter nach Schwaben transportirt wurden. Es waren mehrentheils alte, höchst verworfene Menschen, und Elsenfeld schauderte, sich in seine solche Gesellschaft gebracht zu sehen. Mit Abscheu hörte er ihre Erzählungen von begangenen Einbrüchen, Räubereien, Gaunereien, ja selbst Brandstiftungen und Mordthaten an, und wollte nicht die geringste Gemeinschaft mit den Böswichtern pflegen. Ein Graukopf, dem die Anderen mit einer Art von Unterwürfigkeit begegneten, bemerkte sein Zurückziehen und sagte zu ihm: „Du alberner Thor hältst Dich wohl für besser als wir, weil Du vielleicht noch nicht gestohlen und geraubt hast! Bürschchen, Du

wirst auch dazu kommen! Es fehlte Dir wahrscheinlich bis jetzt an Geschicklichkeit oder an Anlaß dazu; komm nur erst in die Lage, Dein Leben allein dadurch erhalten zu können, und Du wirst, eben so gut wie wir, Anschläge auf die Beutel der Glückspilze machen.“ Er ließ sich nun über das ihm, seiner Meinung nach, zustehende Recht, reichere als er, zur Theilung ihres Ueberflusses zu zwingen, weitläufig aus, und alle Gefangenen, außer Elsenfeld, gaben seiner Ansicht vollkommenen Beifall.

Die unbeschäftigten Gefangenen theilten sich ihre Begebenheiten mit, und hatten ihrer Kunstgriffe, deren sie sich zu ihren Gaunereien bedienten, nicht im mindesten Hehl. Vor allen wohlerfahren im Beutelschneiden, Schlösser öffnen, und in anderen Diebskniffen, war der Alte, und dieser las den Uebrigen ein ordentliches Collegium darüber. Auch versicherte er, daß es für ihn eine Kleinigkeit wäre, aus dem Gefängniß zu entkommen, wenn er es nicht für vortheilhafter hielte, auf die geschwindeste und sicherste Weise nach Schwaben zu gelangen. Dort aber und an dem nahen Rheine, behauptete er, sey der bequemste Schauplatz zur Ausübung seiner freien Kunst.

Das längere Beisammenseyn mit diesen Gaunern verminderte den Abscheu, den Elsenfeld anfangs gegen sie hatte, und er lernte aus Langeweile die Gaunersprache und manche ihrer Kunststücke, worin ihn zu unterrichten sie sehr bereitwillig waren. Er hatte keineswegs die Absicht, sich dieser Geschicklichkeiten zu bedienen; nur Zeitvertreib sollten sie ihm seyn, da ihn der Mangel an aller Beschäftigung noch mehr wie das übrige Unangenehme seiner Lage quälte.

Nachdem er zwei Monate im Thurme gesessen hatte, war endlich die Zahl der aufgegriffenen Landstreicher voll, und der Schub nahm seinen Anfang. Die Gefangenen wurden paarweise mit einer Kette zusammengekoppelt, und durch Militair mit scharf geladenen Gewehren bis nach der baierischen Grenze gebracht. Auf dem Wege dahin begegneten sie einem Transport Rekruten, die in den Reichsstädten angeworben waren. Der Werbeofficier befand sich in Verlegenheit wegen eines entsprungenen Rek[illegible]en, weil er den dadurch der Werbekasse verursachten Ausfall, aus eigenen Mitteln zu decken in Gefahr war. Er kam auf den Gedanken, aus dem Schub den ihm fehlenden Rekruten zu ersetzen, und seine

Wahl fiel auf Elsenfeld, als den jüngsten und wohlgebildetsten der Genossenschaft. Dieser war seiner Seits auch froh, von der sauberen Bande getrennt zu werden. Er kam nun in eine zwar weniger verderbte, aber desto betrübtere Gesellschaft; denn die mehresten waren durch eine teuflische List in die Gewalt der Werber gelockt werden. Sie waren ihrer Heimat, ihren Familien, ihrer Bestimmung entrissen, und beklagten schon jetzt ihr unglückliches Schicksal, ohne noch einmal den ganzen Umfang ihrer schrecklichen Lage zu kennen.

Elsenfelds Trauer über sein Geschick wurde durch die Veränderung seiner Lage um nichts vermindert. Die Tröstungen der Religion kannte er nicht, das Bewußtseyn des inneren Werths mangelte ihm, und selbst die Beruhigung, ohne Schuld zu leiden, kam ihm nicht zu statten. Denn er hatte ja Gelegenheit gehabt, sich Kenntnisse zu erwerben, die ihm einen anständigen Unterhalt sichern konnten; er hatte ja die Enterbung, durch sein zügelloses Leben auf der Universität, verschuldet. Nichts war also, wodurch er seinen Geist zu Ertragung der ihn treffenden Widerwärtigkeiten hätte stärken, nichts, wodurch er

sein Gemüth hätte erheben können; nur allein sein gesunder, kräftiger Körper hielt ihn über dem Abgrunde der Verzweiflung empor. Aber auf sein Gemüth machte die traurige Lage, in der er sich befand, den nachtheiligsten Eindruck. Seine natürliche Gutmüthigkeit verschwand; düstrer Groll gegen Gott und die Menschheit erfüllte seine Brust, und es gab Stunden, wo er sogar mit einem gewissen Wohlbehagen daran denken konnte, andere Menschen so unglücklich zu sehen, wie er es gegenwärtig war.

Er wurde mit den übrigen Rekruten nach einer Festung gebracht, wo er bei kärglicher Löhnung, die bei weitem nicht auslangte seinen Hunger zu stillen, täglich exerziren mußte. Seine natürliche Gewandtheit erleichterte ihm zwar diese Uebung, war aber nicht hinreichend, ihm eine Menge Stockschläge zu ersparen, die der Exerziermeister jedem neuangekommenen Soldaten ohne Ausnahme ertheilte, damit die ihm Untergebenen nicht vergäßen, daß sie unter seiner Gewalt ständen.

Diese Behandlung erregte in Elsenfeld den Vorsatz zu entlaufen. Er würde sogleich zur Ausführung geschritten seyn, wenn er nur einige

Wahrscheinlichkeit des Entkommens gehabt hätte, da dieses aber der Fall nicht war, so beschränkte er sich vorläufig darauf, die Unterofficire durch Pünktlichkeit im Dienst und anscheinende Zufriedenheit mit seiner Lage sicher zu machen. Das gelang ihm zwar, doch verhalf es ihm nicht, wie er gehofft hatte, zu der Freiheit außerhalb der Festungswerke zu gehen. Endlich begünstigte ein Umstand, den er mit Entschlossenheit benutzte, seine Flucht.

Unfern der Festungswerke lag ein Mönchskloster, mit einem großen, von einer hohen Mauer umgebenen Garten, worin oft einige Soldaten von der Festungs-Garnison um ein mäßiges Tagelohn arbeiteten. Der Pater Schaffner kam gewöhnlich selbst auf die Festung, um sich die Soldaten auszusuchen, die ihm für die Gartenarbeiten die tauglichsten schienen. Diese wurden dann von einem Korporal in den Garten gebracht, der sie auch des Abends wieder abholte. Aus dem Garten zu entfliehen ging so leicht nicht an, weil die Mauer hoch, die einzige Gartenthür aber, die ins Freie führte, verschlossen war, und der Pater Schaffner den Schlüssel dazu in der Tasche trug. Einst, an einem heißen Som-

mertage, arbeitete Elsenfeld ganz allein im Garten, und der Schaffner kam aus dem Refectorio, wo man einen vornehmen Gast bewirthet hatte, mit einem mehr als gewöhnlich glühenden Gesicht. Er wies dem Arbeiter mit einer etwas lallenden Zunge, die Arbeit an, und setzte sich darauf in eine schattige Laube, wo ihn bald der Schlaf übernahm. Elsenfeld, der längst auf so etwas gerechnet hatte, schlich zu ihm heran, nahm ihm leise den Gartenschlüssel aus der Tasche, öffnete damit die Hinterthür, und war im Freien. Er lief nun feldein, bis er einen Wald erreichte, wo er dann mit langsameren Schritten seinen Weg fortsetzte. Schon, als die Sonne längst untergegangen war, kam er an eine einsame Waldhütte, in welcher er bei dem Scheine des Kaminfeuers ein einzelnes Mütterchen bemerkte. Er trat in die Hütte und fragte die Alte nach ihrem Mann. Sie sagte ihm sie sey Wittwe, und hätte nur einen einzigen Sohn, der eben verreiset sey. Diese Nachricht war ihm für seine Absicht erwünscht. Er zwang nämlich dem Weibe einen alten Frauenzimmer-Anzug ab, bekleidete sich damit, und eilte dann, seine Kleider zurücklassend, davon. Während der Nacht ging er

längs der bald aufgefundenen Heerstraße, sobald aber der Tag angebrochen war, zog er sich in den Wald zurück, und verfolgte, nach dem Stande der Sonne sich richtend, seinen Weg. Die Müdigkeit zwang ihn endlich auszuruhen und er fiel in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, setzte er seine Wanderung fort, aber nun zwang ihn der Hunger, menschliche Wohnungen aufzusuchen. Seine Verhüllung mußte täuschend genug seyn, denn er fand überall mitleidige Herzen, die, ihn für eine kranke Bettlerin haltend, reichlich mit Speise und Trank labten.

Den dritten Tag erreichte er die sächsische Grenze. Er ging nun mit weniger Eilfertigkeit, wiewohl er sich noch keine Rast erlaubte, aus Furcht von den östreichischen Unterofficiers, die bei dem Nachsetzen entflohener Soldaten, nicht immer fremde Grenzen zu respectiren pflegen, ereilt zu werden. Nachdem er noch einen Tag lang gegangen war, und die Nacht darauf in einem Walde zugebracht hatte, entkleidete er sich bis aufs Hemde, warf die Kleider in einen Sumpf und ging, bloß mit dem Hemde bekleidet, auf der Heerstraße fort. Er vergaß nicht sich einige leichte Wunden beizubringen, und das

Hemde mit Blut zu beflecken, um es deſto wahrſcheinlicher zu machen, daß er von Räubern ausgeplündert worden ſey. Noch nicht lange hatte er gewandert, als ihm eine Kutſche begegnete, worin ein alter Herr ſaß, der, als er ihn gewahr wurde, ſogleich halten ließ, und ihn um den ihn betroffenen Unfall befragte. Elſenfeld gab ſich für den Sohn eines im nördlichen Deutſchland wohnenden, vor kurzem geſtorbenen Kaufmanns aus. Er ſey, erzählte er weiter, im Begriff geweſen eine Reiſe nach Ungarn zu machen und in der vergangenen Nacht von Räubern angefallen worden, die ihm ſein Pferd, ſeine Baarſchaft, ſeine Kreditbriefe und ſelbſt ſeine Kleider geraubt hätten. Seine Lage erregte das Mitleid des alten Herrn, der ihn in die Kutſche einſteigen ließ und mit nach ſeinem Schloſſe nahm. Dort wurde er mit anſtändigen Kleidern verſehen, und als nach kurzer Zeit die ſelbſt gemachten Wunden geheilt waren, gab ihm ſein Wohlthäter einen Vorſchuß von dreißig Dukaten, damit er die Reiſe nach ſeinem angeblichen Wohnorte mit Anſtand machen könnte.

Unſer Abentheurer ſchlug die Heerſtraße nach Dresden ein, in der Abſicht, ſich dort durch Unter-

richt im Fechten einigen Erwerb zu verschaffen. Unfern von Dresden wurde er in einem Gebüsche von Räubern angefallen und seiner ganzen Baarschaft beraubt. Er, dem sein bisheriges Unglück eine Art von Trotz gegeben hatte, fing die Räuber durch Scheltworte zu beleidigen an, und wollte sie, da er nach seinem gegenwärtigen Verlust des Lebens wirklich überdrüßig war, reizen, ihn zu tödten. Diese Kühnheit machte einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf die Buschklepper. Sie ließen seiner Herzhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren, und da sie aus seinem Benehmen ahnen mochten, daß er kein Schooßkind des Glückes sey, so machten sie ihm den Antrag einer der Ihrigen zu werden.

Elsenfelds sittliches Gefühl war nie ausgebildet worden, daher hatte er nur höchst unvollständige Begriffe von Recht und Unrecht. Er besaß nicht die festen Grundsätze, die allein den Menschen von Verbrechen zurückhalten. Ueberdem hatte er die Menschen nur von der schlechten Seite kennen lernen, und der Werth der Tugend war ihm durchaus fremd. War es ein Wunder, wenn er, da er jede Aussicht, sich anständig durchzubringen, verloren hatte, sich den Vorschlag, aus

dem Stegreife zu leben, gefallen ließ? Er nahm ohne Bedenken den Antrag an, und seine neuen Kameraden kündigten ihm an, daß er noch heute ein Probestück machen müsse, um zu beweisen, er verdiene ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu seyn.

Sie sagten ihm: es werde in Kurzem Jemand in einem zweispännigen Wagen vorbei gefahren kommen, der, wie man gewiß wisse, eine Summe Geldes bei sich führe; diesen müsse er anhalten und berauben. Das Wie solle ihm überlassen bleiben, doch würden sie Feigheit, Ungeschicklichkeit oder Verrath an ihm unerbittlich strafen. Sie gaben ihm zu dem Ende ein paar geladene Doppelpistolen und wiesen ihm den Ort an, der am bequemsten zu seinem Geschäft war.

Mit widerstrebendem Gefühl und nicht ohne Angst begab sich Elsenfeld auf seinen Posten, denn er empfand, welch einen bedeutenden Schritt er zu seiner Verschlechterung that, und welcher Gefahr er sich aussetzte. Während er auf seine Beute paßte, stieg mehrmals der Gedanke in ihm auf, sich davon zu schleichen, allein die Furcht, von den Räubern ertappt zu werden, hielt ihn auf seinem Platze zurück. Endlich hörte er in der Ferne einen Wagen rollen. Knirschend

griff er nach dem Pistol, und rief: „mein Schicksal will es, daß ich diesen Weg betreten soll; wohlan, es sey!“

Eine kleine, zweispännige Kutsche näherte sich. Der Räuberlehrling rief dem Kutscher ein donnerndes Halt zu, und als dieser die Pferde darauf stärker anpeitschte, schoß er auf ihn. Der Kutscher, am Arm verwundet, hielt nun. Er befahl ihm fluchend abzusteigen, und riß dann den Schlag auf, worin er einen alten Herrn und eine junge Dame fand. Er forderte die Baarschaft von dem Reisenden, der ihm willig einen schweren seidenen Beutel reichte. Ich muß mehr, ich muß alles haben, oder es kostet euer Leben, schrie er dem Zitternden zu, und befahl ihm anzusteigen. „Junger Mensch, sagte dieser nun, was mir gehörte, habe ich Euch gegeben; was Ihr noch im Wagen finden werdet, sind herrschaftliche Gelder: Ihr ziehet die Rache des Landesherrn auf Euch, wenn Ihr Euch daran vergreift.“ „Das sey meine Sorge,“ erwiederte der Räuber, „nur her damit!“ Er entriß dem Manne eine Chatulle, und hieß dann den Kutscher fortfahren.

Als er mit seiner Beute in das Dickicht ging,

traf er auf die beiden Räuber, die ihn umarmten und versicherten, sie hätten alles mit angesehen und er habe seine Sache vortrefflich gemacht. Aber, fuhr der eine fort, wärst Du entwichen, oder hättest Du Dir Deine Beute entgehen lassen, so war Dein Tod gewiß, denn ich lag mit meiner Flinte im Anschlage, und bei dem geringsten Zeichen, daß Du es nicht ehrlich mit uns meintest, hätte ich Feuer gegeben.

Sie gingen nun auf Schleichwegen nach einer Höhle, deren Inneres ziemlich wohnlich eingerichtet war. Daselbst überzählten sie ihren Raub, der in zweitausend Carolin bestand, die sich in der Chatulle befanden, und außerdem wären noch hundert und fünfzig Thaler in dem Beutel. Elsenfeld hatte gehofft seinen Antheil davon zu empfangen, aber man bedeutete ihn, daß jede Beute in eine gemeinschaftliche Kasse geworfen würde, woraus der Unterhalt für die sämmtlichen Mitglieder bestritten werden müßte. Der eine der beiden Räuber, der sich Ruprecht nannte, war das Oberhaupt der Bande, die außer ihm noch sechs Genossen zählte. Viere davon waren aber auf einem andern Raubzuge begriffen. Sie erquickten sich nun mit Speise und

Trank, und riefen darauf zu ihrer Unterhaltung einige Dirnen herbei, die in einer andern Abtheilung der Höhle wohnten.

Nachdem einige Stunden unter Gesang und Tanz und Scherzen vergangen waren, sagte der Anführer: „Wohlan! genug der Erholung; wir müssen jetzt an unsere Sicherheit denken. Da wir herrschaftliche Gelder genommen haben, so wird man uns gewiß nachstellen, und diese Höhle gewährt uns keinen hinlänglichen Versteck.“ Er befahl den Frauenzimmern sich auf den Weg zu machen, verbarg dann die Kostbarkeiten und die gebrauchten Geräthschaften in eine Kluft, und verließ darauf mit seinen Genossen die Höhle.

Die Räuber gingen auf unwegsamen Pfaden durch das Dickicht, bis sich der Wald öffnete und sie zu einem großen, an einer Heerstraße liegenden Gasthofe kamen. Der Wirth, ein Hehler und Vertrauter der Bande, nahm sie freundlich auf, und öffnete ihnen die ein für allemal für sie bereit gehaltenen Zimmer. Der Anführer hieß den Wirth alles zu seiner morgenden Abreise nach Dresden in den Stand setzen, und dann begaben sie sich zur Ruhe.

Elsenfeld äußerte seine Verwunderung ge-

gen Ruprechten darüber: daß er es wagen könne in einem so stark besuchten Gasthof einzukehren, und sogar, was noch viel kühner sey, nach Dresden reisen zu wollen. „Das will ich Dir mit wenig Worten deutlich machen," sagte Ruprecht. „Dieser Gasthof steht in dem besten Rufe, denn in seiner Nähe ist noch keiner durch die Unsrigen angefallen worden. Ueberdem ist der Wirth als ein reicher Mann bekannt, und sein Hotel wird nur von vornehmen Reisenden besucht. Wem könnte es also wohl einfallen uns hier zu vermuthen? In Dresden selbst wird man uns eben so wenig suchen, und am wenigsten unter der Masque, in der wir auftreten werden."

Als Elsenfeld aufwachte, war es schon hoher Mittag. Ihm schien das, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte, ein Traum gewesen zu seyn, und nur der ins Zimmer tretende Ruprecht überzeugte ihn von der Wirklichkeit des gehabten Abentheuers und davon, daß er Mitglied einer Räuberbande sey. Er fand neben seinem Bette eine sehr saubere Leibwäsche liegen, die, wie ihm Ruprecht andeutete, für ihn bestimmt war. Ein Bedienter, in welchem er zu seinem Erstaunen den zweiten Räuber erkannte, kam,

um ihm bei dem Ankleiden zu helfen, und versah ihn mit allem dem im Ueberflusse, was zur Toilette eines feinen Mannes erfordert wird. Im kurzen stand unser Held in einem reichen und geschmackvollen Reiseanzug gekleidet da, und Ruprecht stellte sich ihm in einer zwar bescheidneren, aber nicht weniger feinen Kleidung vor. Der letztere gab ersterem über diese Verwandlung folgende Auskunft:

Einige bedeutende Räubereien, die durch die Bande verübt worden waren, hatten die Aufmerksamkeit der Polizeibehörden erregt. Schon wurden Soldaten ausgeschickt, um die Heerstraßen zu beobachten, und andere die Wälder und öden Gegenden zu durchstreifen, um die Räuber einzufangen. Um also nicht der strafenden Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, hatte sich Ruprecht entschlossen, vorläufig mit seiner Bande einen anderen Nahrungszweig zu ergreifen, und Dresden zum Schauplatz seiner Thaten gewählt. Elsenfeld sollte daselbst als ein junger Herr von Stande erscheinen, und Ruprecht wollte seinen älteren Freund und Führer vorstellen. Einer der Uebrigen machte den Kammerdiener, zwei andere die Bedienten, einer den Kutscher, und einer

hielt sich, als reisender Kaufmann, von der Bande abgesondert, um auf eine desto unverdächtigere Weise Nachrichten einzuziehen, deren Ruprecht zu seinen Zwecken bedurfte. Für giltige Pässe und Empfehlungen war gesorgt. Eine prächtige Kutsche mit einem herrlichen Gespann Mekelnburger fuhr vor, und brachte die Gesellschaft mit dem Einbruche der Nacht nach Dresden.

Ruprecht blieb mit Elsenfeld einige Tage, unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, auf seinen Zimmern. Die Ursache dieser Vorgabe war aber keine andere, als die Absicht, Zeit zu gewinnen, seinem hoffnungsvollen Genossen im Volteschlagen, Beutelschneiden, und anderen dergleichen freien Künsten Unterricht zu ertheilen. Die Fassungsgabe des Schülers ließ nichts zu wünschen übrig, und nach wenigen Tagen konnte der würdige Mentor seinen Lehrkursus für beendet erklären.

Nun theilten die Räuber ihre Geschäfte auf folgende Art ein: Elsenfeld mußte durch falsches Spiel gewinnen, Ruprecht leerte die Taschen, die Dienerschaft aber brach in die Läden der Juweliere, der Gold- und Silberarbeiter ein, und da, wo starke Kassen zu vermuthen waren.

Alle aber fanden sich da ein, wo es ein groſses Gedränge gab, als bei den Schauspielen und öffentlichen Aufzügen, um dabei Geldbeutel, Uhren, Dosen, und dergleichen zu entwenden.

So beschäftigt lebte die Bande sechs Monate lang in Dresden, und machte in dieser Zeit eine beträchtliche Beute. Ihre Lebensweise war dabei nicht wenig kostspielig, denn die sämmtlichen Mitglieder schwelgten in allen erdenklichen Genüssen. Allmählig fing nun aber die saubere Gesellschaft an verdächtig zu werden, und hielt es deßhalb für gerathen, ihren Aufenthalt zu verändern. Man schaffte die eroberten Kostbarkeiten und das Geld nach und nach in die Höhle, Wagen und Pferde wurden verkauft, und darauf begab sich die Bande nach dem Spessart, um daselbst die Reisenden zu plündern.

Elsenfeld, einmal eingeweiht in die Gaunerkünste, zeichnete sich bald durch Muth, Entschlossenheit und Gewandtheit aus. Er war überdem der Einzige, außer Ruprecht, der durch seine Figur und Anst den Mann von Stande darstellen konnte, und daher der Bande unentbehrlich. Deshalb wurde er von seinen Genossen besonders hochgeschätzt, und behauptete ein ge-

wisses Ansehen unter ihnen. Selbst Ruprecht ehrte ihn vor allen Andern, und würdigte ihn seines Zutrauens in einem so hohen Grade, daß er ihm sogar die verschiedenen Oerter entdeckte, wo die Schätze der Bande verborgen waren.

Die Räuber sahen ihre Hoffnung, bei Gelegenheit der Frankfurter Messe eine gute Beute zu machen, gänzlich vereitelt. Denn sowohl der Kurfürst von Mainz, als die Stadt Frankfurt hatte starke Militairkommandos in den Spessart geschickt, um die Heerstraßen sicher zu machen. Schon war die Messe beendigt, und sie wollte die bis jetzt unthätige Bande die Gegend verlassen, als ein Spion die Nachricht brachte, daß mehrere Frankfurter Kaufleute, mit ansehnlichen Summen versehen, eine Reise machen wollten, die nun, da die Soldaten nicht mehr den Wald beobachteten, leicht zu berauben seyn würden. Diese Nachricht änderte ihren Entschluß.

Bei einbrechender Dämmerung kamen die Kaufleute wirklich durch den Wald, und wurden von Ruprecht, der sich mit Elsenfeld und noch zwei anderen Räubern auf die Lauer gestellt hatte, überfallen. Es waren ihrer vier in einem Wagen, von denen besonders der eine nicht ge-

neigt schien, sich gutwillig berauben zu lassen. Er bot den Räubern eine Summe gutwillig an, versicherte aber, daß er und seine Gesellschafter, wenn man sich damit nicht begnügen wolle, Gewalt mit Gewalt vertreiben würden. Als die Räuber darauf Miene zum Angriff machten, schoß er ein Pistol auf sie ab, wodurch Ruprecht tödtlich verwundet wurde. Elsenfeld und seine beiden Genossen, dadurch aufgebracht, griffen nun die Reisenden herzhaft an, verwundeten zwei davon und beraubten sie ihres Geldes. Die beiden anderen Räuber wollten, um ihren Hauptmann zu rächen, die Kaufleute umbringen, aber Elsenfeld ließ es nicht zu, da er einen Abscheu davor hatte, zwecklos Menschen zu ermorden. Er gab im Gegentheil noch einiges von der geraubten Summe den Kaufleuten zum Reisegeld zurück, und ließ sie ihres Weges ziehen, wie sehr auch seine Kameraden über diese, ihnen ungewohnte, Milde murreten.

Hatte Elsenfeld aber die Räuber durch diesen Zug von Milde erzürnt, so versöhnte er sie wieder durch einen anderen Fang, der ihre Habsucht über Erwarten befriedigte. Er war in Frankfurt gewesen und hatte erfahren, daß ein alter

Kammerherr vom pfälzischen Hofe, mit seiner Tochter und deren Bräutigam, einem gleichfalls betagten Manne, nach Würzburg reisen würde, und den ganzen Mahlschatz seiner Tochter mit sich führe. Er stellte sich mit noch zwei Räubern diesen Reisenden in den Weg und hielt sie an. Die Bedienten entflohen sogleich, und die Herrschaft dachte an keine Gegenwehr, sondern lieferte alles bereitwillig aus, und bat nur zitternd um ihr Leben. Er sicherte ihnen dieses zu, und verwies es seinen Kameraden ernstlich, als diese dem Fräulein unanständig begegnen wollten. Als er darauf den Wagen davon ziehen ließ, dankte ihm die junge Dame mit beweglicher Stimme für seinen Schutz.

Ruprecht war an seiner Wunde gestorben und Elsenfeld wurde, in Berücksichtigung des letzten Fanges, der eine große Summe eingebracht hatte, einstimmig zum Oberhaupt der Bande gewählt. Außer der Achtung, die er sich bei seinen Kameraden erworben hatte, war auch der Umstand, daß er allein um alle Schlupfwinkel wußte, worin die Schätze verborgen waren, der Grund, warum man ihn, obgleich den Jüngsten, zum Hauptmann wählte. Er ließ sich von allen Räu-

dem unbedingten Gehorsam schwören, schwur ihnen dagegen eine unverbrüchliche Treue, und dann schickte er sie sogleich zu einigen Expeditionen aus. Er selbst begab sich auf eine Reise, um die gesammten Schätze der Bande, die theils im Harz, theils im Erzgebirge, theils im Spessart verborgen waren, in Augenschein zu nehmen.

Es war eben, als er die Reise antrat, einer von den schönen Herbsttagen, wo die Natur, ehe sie in ihren Winterschlaf versinkt, sich in ihrer ganzen Pracht und Milde zeigt. Der reine, heitere Himmel spiegelte sein tiefes Blau in den vollen Strömen wieder, das buntgefärbte Laub bedeckte den Boden gleich einem reich geschmückten Teppich, und das muntere Jagdgeschrei in den Feldern und Wäldern, das Singen und Jubeln der frohen Menschen, die nach einer reichen Ernte dem Winter ohne Sorgen entgegen sahen, machte vereint die Segnungen der liebenden Mutter aller Dinge so anschaulich, daß nur ein gänzlich Fühlloser dabei ohne Theilnahme hätte bleiben können.

Auch Elsenfeld wurde von diesem Wohlbehagen, das an dem milden, freundlichen Herbsttage alle Geschöpfe durchströmte, ergriffen, aber auf die Länge machte es ihn schwermüthig. Ihm

schien kein Antheil an diesem holden Liebesblick der Natur zu gebühren; denn war sein ganzes Leben nicht ein Frevel? Brachte sein heilloses Gewerbe den Menschen, welche die Natur durch ihre Segnungen beglücken wollte, nicht Schrecken, Jammer und Thränen? Er rief sich zwar alle Entschuldigungen ins Gedächtniß, seine verwahrloste Erziehung, die ungerechte Enterbung von seinem Vater, die Mißhandlungen, die er unschuldig hatte erdulden müssen, und endlich die Art und Weise, wie er ein Genosse der Räuber geworden war, wo ihm keine Wahl gestattet wurde, ob er ihr Theilnehmer werden wollte, oder nicht. Allein alles dieses beruhigte ihn nicht. Sein Gewissen war erwacht; es machte ihm bittere Vorwürfe über seinen Lebenswandel, und zeigte ihm dessen Verworfenheit in seiner ganzen furchtbaren Größe.

Da entstand in ihm der Vorsatz die Bande zu verlassen. Er wollte auf eine ehrliche Weise sich zu ernähren suchen, und so viel als möglich gut machen, was er, obwohl mehr gezwungen als freiwillig, verschuldet hatte. Er ergriff diesen Gedanken, und bildete ihn während des Weges immer mehr aus, bis er bei ihm zur fixen Idee

geworden war. Zwar ihm ſtanden bei der Verwirklichung ſeines Planes große Hinderniſſe im Wege. Der den Räubern geleiſtete Eid, ſich nie von ihnen zu trennen, ihre Rache, der er nicht leicht entgehen konnte, wenn er ſie heimlich verließ, und manches Andere, war dazu geeignet, ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend zu machen. Aber der Gedanke, mit einem ruhigen Gewiſſen unter den Menſchen leben zu können, war ihm zu lieb geworden, als daß er ihn hätte aufgeben mögen.

Als er die Schätze unterſuchte, fand er, daß ſie über zweimalhunderttauſend Thaler betrugen. Er rief nun ſeine Raubgenoſſen zuſammen, ſtellte ihnen das Gefährliche und Unbequeme ihrer Lebensweiſe vor, und machte ihnen den Vorſchlag, die Schätze zu theilen und eine ehrliche Lebensbahn zu betreten. Sie bezeugten anfangs wenig Luſt dazu; als er ihnen aber bewies, daß ſie mit dem, was auf ihr Theil träfe, ſorgenlos und anſtändig leben könnten, da ließen ſie ſich den Vorſchlag gefallen. Zweien der jüngeren, die wenig Luſt zu einem ruhigen Leben hatten, gab er den Rath, ſich bei den Oeſtreichern um Officierſtellen zu bewerben, welches ihnen bei ihrem Vermögen

auch gelang. Die drei älteſten verheiratheten ſich mit den Mädchen, die mit ihnen ſo lange gelebt hatten, und fingen bürgerliche Gewerbe an. Auf ſeinen Theil, als Hauptmann, blieben fünfzigtauſend Thaler. Er ging damit nach der Rheinpfalz, kaufte ſich daſelbſt für dreißigtauſend Thaler eine ländliche Beſitzung, und wandte den übrigen Theil des Geldes zu frommen Stiftungen an.

Von nun an führte Elſenfeld ein muſterhaftes Leben. Er nahm ſeinen Familiennamen wieder an, und heirathete ein armes, aber vortrefflich erzogenes Fräulein, mit der er eine ſehr glückliche Ehe führte. Er war ſeinen Hausgenoſſen ein ſorgſamer und freundlicher Herr, ſeinen Kindern ein treuer Vater, ſeinen Unterthanen ein milder Gebieter, und erwarb ſich die Achtung aller derer, die ihn kannten.

Achtzehn Jahre vergingen ihm unter Wohlthun und häuslichen Freuden, und er lebte während dieſer Zeit ſo zufrieden als tugendhaft. Seine Gattin war eine feingebildete Frau, die ſeine grenzenloſe Liebe beſaß. Sie brachte ihm einen Geſchmack an den Wiſſenſchaften bei, in deren Tiefen er freilich nicht mehr eindringen konnte,

in deren Vorhöfen er aber doch gern wenigstens verweilte. Der Umgang mit unterrichteten Personen, die Landwirthschaft, und die Lecture machten seine Hauptbeschäftigungen aus. Seine Gattin beschenkte ihn mit sechs Kindern, die von ihr vortrefflich erzogen wurden, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Endlich nahm, durch kluge Wirthschaftlichkeit, sein Vermögen, ungeachtet seiner ungemeinen Wohlthätigkeit, täglich zu, und er war auf dem Wege ein reicher Mann zu werden.

Diese beneidenswerthe Lage wurde plötzlich durch einen Verfall für immer zerstört.

Eines Abends, im Spätherbste, kam eine Kutsche durch Elsenfelds Besitzung gefahren, und brach die Achse. Die Reisenden waren höchst verlegen, denn in der Nähe war kein Wirthshaus; auch wollten sie sich, da sie Sachen von Werth bei sich führten, nicht gern von ihrem Wagen trennen, der aber durchaus nicht weiter zu bringen war. Elsenfeld kam eben mit seiner Gattin von einem Besuche aus der Nachbarschaft nach Hause gefahren. Er nahm die Reisenden mit ihrem Gepäcke sogleich in seine Kutsche, bot ihnen ein Nachtlager an, und ließ ihren Wagen

während der Nacht, von seinen Leuten in den Stand setzen, so daß sie des Morgens ihre Reise fortsetzen konnten. Diese Reisenden waren zwei von den Frankfurter Kaufleuten, die einst in dem Spessartwalde geplündert worden waren. Sie hatten Elsenfeld wieder erkannt, und ließen, als sie nach Hause gekommen waren, es ihr erstes Geschäft seyn, an die kurpfälzische Regierung zu schreiben und Elsenfeld als einen Räuber anzuklagen. Man wollte ihre Klagen nicht annehmen, da sie zu unwahrscheinlich, und der gute Ruf des Angeklagten zu fest begründet war, als daß man ihn für einen solchen Verbrecher hätte halten können. Allein sie erboten sich zu einem Eide, beriefen sich auf den Kutscher, der ihn auch erkannt hatte, und erklärten sich überdem zu einer grossen baaren Gewährleistung bereit, im Fall man es für gewagt halten sollte, den Angeschuldigten gefänglich einzuziehen. Nun mußte man die Klage annehmen.

Elsenfeld feierte gerade mit einer kleinen Gesellschaft vertrauter Freunde seinen Geburtstag, als ein Officier, von einem Kommando Soldaten begleitet, in den Saal trat, und ihn, im Namen des Kurfürsten, für seinen Gefange-

nen erklärte. Wer schildert Elsenfelds Bestürzung, wer das Staunen seiner Freunde und den Jammer seiner Gattin und Kinder, als man den mit Bändern und Blumen umkränzten Geburtstager Fesseln anlegte, auf einen Bauerwagen hob und mit ihm nach Mannheim fuhr. Die arme Gattin sank in Ohnmacht, die Kinder erfüllten mit ihrem Angstgeschrei das Haus, und vergeblich fragten die bekümmerten Gäste um die Ursache dieser Verhaftung, die der Officier nicht angeben konnte.

Elsenfeld war jetzt so durchaus rechtschaffen, daß er selbst um den Preis seines Lebens sich mit keiner Lüge beflecken wollte. Er gestand daher gleich bei dem ersten Verhör die Richtigkeit der Anklage ein. Die Folge davon war, daß sein Vermögen sofort unter Sequester gesetzt, und seine Familie auf einen kärglichen Unterhalt beschränkt wurde, wovon sie, auch bei der genauesten Sparsamkeit, nicht leben konnte. Die treue Gattin wollte ihren Gemahl im Gefängniß besuchen, allein mehrere Wochen lang bat sie vergebens um diese Gunst. Endlich gelang es ihr einen Richter zu erweichen, der ihr die Erlaubniß dazu gab. Elsenfeld hatte bis jetzt seiner Gat-

tin ein Geheimniß aus seinen früheren Vergehungen gemacht, sie hatte also die Anklage für Verleumdung gehalten: wie tief wurde sie gebeugt, als sie von ihm seine Schuld erfuhr. Doch konnte ihr gutes Herz ihn unter den Umständen, die ihn zum Verbrechen verleitet hatten, nicht verdammen. Er verlor nichts in ihren Augen, da sie achtzehn Jahre hindurch Zeugin seiner Besserung und seines tugendhaften Lebens gewesen war. Sie hatte Muth und Willen, alles für seine Rettung zu wagen. Sie begab sich nach Frankfurt zu den Kaufleuten, und erbot sich, ihnen das geraubte Geld nebst den Zinsen doppelt, ja dreifach zu ersetzen, wenn sie ihre Klage zurücknehmen wollten. Sie führte ihnen zu Gemüth, daß ihr Gemahl es ja gewesen sey, der ihnen das Leben erhalten habe, da die anderen Räuber sie, aus Rache für den erschossenen Hauptmann, hätten umbringen wollen. Doch vergebens bat sie diese Fühllosen, die, weniger edelmüthig wie ein Räuber, [illegible] bittlich waren. Nun ging sie mit ihre[illegible]dern, die beiden jüngsten auf dem A[illegible]ad, zum Kurfürsten und warf sich ihm zu Füßen. Schon wankte er, von dem Anblick der jammernden Mutter, der hilflosen,

weinenden Kinder gerührt, und wollte das Wort Gnade aussprechen, da raunte ihm sein Kanzler Baltz, ein alter, harter Mann, der ihn begleitete, etwas zu, worauf er mit abgewandtem Gesicht der Bittenden befahl, ihn zu verlassen.

Die unglückliche Frau, von der Last des Kummers niedergedrückt, und von den mehrmaligen Reisen in der unfreundlichen Jahreszeit angegriffen, verfiel in eine heftige Krankheit, die sich, wegen Mangel an Pflege, in die Länge zog und über drei Monat währete. Während dieser Zeit wurde das Verhör mit Elsenfeld fortgesetzt, und da er den Aufenthalt der übrigen Räuber nicht angeben konnte, so wandten die Richter nach und nach alle Grade der Tortur bei ihm an. Seine Gesundheit wurde dadurch für immer zerrüttet.

Endlich erfolgte das Urtheil. Er sollte, als überwiesener Straßenräuber, hingerichtet, sein Vermögen aber, da außer den Frankfurter Kaufleuten die Beraubten nicht auszumitteln wären, zum Vortheil des Fiskus eingezogen werden. Seine Gattin war eben genesen, als dieses Urtheil erfolgte. Sie beschloß noch einen Versuch zur Rettung ihres Mannes zu wagen. Sie hatte

von ihm gehört, daß er einem Fräulein zwar den Mahlschatz geraubet, sie aber gegen die Mißhandlungen der Räuber geschützt habe, und durch mehrere Zusammenstellungen brachte sie den Namen der Dame heraus, die gegenwärtig an einem Grafen Kleefeld, der den Gesandtschaftsposten eines großen deutschen Hofes bekleidete, vermählt sey. Zu dieser begab sie sich und bat um ihre Fürsprache. Die Gräfin rühmte jene Beraubung als eine der glücklichsten Begebenheiten ihres Lebens, denn ihr hatte sie es zu danken, daß sie von einem alten, häßlichen Bräutigam, dem ihr Vater sie zugesagt hatte, befreiet wurde, da der Alte sie ohne Aussteuer nicht nehmen wollte. Sie war daher sehr bereitwillig, Fürbitte für Elsenfeld einzulegen, und that auch zu Gunsten der Frau von Elsenfeld Verzicht auf eine Entschädigung wegen des ihr geraubten Mahlschatzes.

Ihre Fürbitte bewirkte eine Milderung des Urtheils, welches nun auf eine vierjährige Gefängnißstrafe erkannte. Aber das Vermögen blieb eingezogen, und man nahm auf das, was die Gräfin der unglücklichen Familie zugedacht hatte, keine Rücksicht.

Die vier Jahre waren verstrichen, und auf Krücken gestützt verließ Elsenfeld das Gefängniß, um sich nach dem Aufenthaltsorte seiner Familie hinzubegeben. In einem Schlosse hatte er seine Gattin verlassen, in einer baufälligen Strohhütte fand er sie wieder; einst ging sie in Seide, jetzt in Lumpen gehüllt. Der älteste Sohn verdiente mit Holzspalten, das älteste Mädchen mit Nähen kärgliches Tagelohn: die Mutter spann.

„O Margarethe, so muß ich Dich wiedersehen!“ rief er bei seiner Ankunft weinend aus. Sie wischte sich eine Thräne von der blassen Wange und sagte: „Nun ich Dich wieder habe, bin ich nicht mehr unglücklich. Laß' uns vergessen, was eh'mals war; Du hast Deine Schuld gebüßt, und bist nun rein. Vertrau auf Gott; auch in einer Hütte können wir noch zufrieden seyn.“ Mit gebrochner Stimme rief er: „Nein, Margarethe, nein! ich kann nicht mehr beten. Gott hat an mir nicht wohl gethan.“ Margarethe verschloß ihm den Mund und sprach. „Lästre nicht; was Gott thut, das ist wohlgethan: wenn wir mit Ergebung dulden, so wird er uns auch helfen, daß wir in unserem Elende nicht umkommen.“

Und er half. Die Gräfin Kleefeld war mit ihrem Gemahle auf Reisen gewesen, und hatte die Familie aus den Augen verloren. Als sie zurückgekommen war, erkundigte sie sich nach ihr, und erfuhr ihr trauriges Geschick. Sie räumte den Unglücklichen sogleich eine Freistätte auf ihren Gütern ein, und da ihr Gemahl gerade einen Gesandtschaftsposten am pfälzischen Hofe erhielt, so ließ sie durch ihn den Betrag des einst ihr geraubten Brautschatzes, aus dem ehemaligen Elsenfeldschen Vermögen zurückfordern. Der Graf wußte seinen Antrag durch das Ansehen seines Hofes zu unterstützen, und aus Rücksicht auf diesen, entschloß man sich endlich zur Aushändigung der geforderten Summe, die mehr als zwanzigtausend Thaler betrug. Dieses Kapital überließ, der früheren Schenkung gemäß, die Gräfin der Familie Elsenfeld, die damit in einer schönen Gegend Sachsens sich ankaufte, und noch wieder glückliche Tage sah.

III.

Der Aussatzige in der Stadt Aosta.

(Aus dem Französischen des Verfassers der Reise durch mein Zimmer).

Ach! wenig denkt der Lüstling, froh und stolz,
Den Macht, Vergnügen, Ueberfluß umringt,
Der seine Zeit gedankenlos verschwelgt
Im üppigen, oft grausam wilden Braus,
Ach! wenig nur, in seinem leichten Tanz,
Wie viele sind, die eben jetzt den Tod,
Und all das düst're Heer des Schmerzes fühlen.

Thompsons Jahreszeiten nach der Ueberf. von Neuendorff.

Der südliche Theil der Stadt Aosta ist beinahe wüst, und war vielleicht nie sehr bewohnt. Nur beackerte Felder und Wiesen wird man daselbst gewahr, die an der einen Seite von alten Erdwällen, so die Römer einst aufgeworfen haben, von der andern durch die Mauern einiger Gärten begrenzt werden. Dieser einsame Raum wird gleichwohl höchst anziehend für die Reisenden.

Nahe am Stadtthore erblickt man die Trümmer eines Schlosses, worin der Volkssage nach, der Graf René von Chalans seine Gemahlin, eine Prinzessin, Menzia von Braganza, aus rasender Eifersucht den Hungertod sterben ließ, daher die Einwohner den Ruinen den Namen Bramafan, welches Geschrei des Hungers bedeutet, beilegen. Diese Sage, deren Glaubwürdigkeit verbürgt werden kann, macht allen fühlenden Menschen, die daran glauben, jene Trümmer merkwürdig.

Einige hundert Schritte davon befindet sich ein viereckichter Thurm, der an die alte Mauer lehnet, und von dem Marmor erbauet worden ist, womit sie bekleidet war. Er heißt: „der Schreckensthurm," weil man lange Zeit ihn von Gespenstern bewohnt glaubte. Die alten Mütterchen von Aosta erinnern sich noch gar wohl, in finstern Nächten eine große, weiße Frau, eine Lampe in der Hand haltend, herausgehen gesehen zu haben.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurde dieser Thurm, auf Befehl der Regierung, ausgebessert und mit einer Umzäunung eingefaßt, um einem Aussätzigen zur Wohnung zu dienen, für dessen

Bedürfnisse in seiner traurigen Lage man hinreichend sorgte, damit er von der menschlichen Gesellschaft getrennt bliebe. Das Hospital von St. Moritz wurde zu seinem Unterhalt verpflichtet, auch gab man ihm einigen Hausrath und das zur Bearbeitung eines Gartens nöthige Geräth. Seitdem lebte er lange sich selbst überlassen, ohne einen Menschen zu sehen, ausgenommen den Priester, der ihm von Zeit zu Zeit den Beistand der Religion ertheilte, und den Mann, der ihm wöchentlich seine Nahrungsmittel aus dem Hospital brachte. — Während des Krieges in den Alpen (im Jahr 1797) ging einst ein Krieger, der sich in Aosta befand, zufällig längs dem Garten des Aussätzigen, sah die Thüre halb offen und trat, von Neugierde getrieben, hinein. Hier traf er einen einfach gekleideten Mann, an einem Baume lehnend, der in tiefem Nachdenken versunken schien. Bei dem Geräusch, das der eintretende Officier machte, rief, ohne aufzublicken, der Einsame mit traurigem Tone: Wer ist da, und was will man von mir? „Verzeihen Sie," antwortete der Krieger, „einem Fremden, den der freundliche Anblick Ihres Gartens vielleicht zu einer Unbescheidenheit verleitete,

der Sie aber keineswegs beunruhigen wollte.“ „Nähern Sie sich nicht,“ erwiederte der Thurmbewohner, ihn mit der Hand fortwinkend, „Sie sind bei einem Unglücklichen, vom Aussatze Ergriffenen.“ „Was auch immer Ihr Unglück seyn mag,“ antwortete der Reisende, „ich entferne mich deshalb nicht, denn nie floh ich die Unglücklichen; wird Ihnen aber meine Gegenwart beschwerlich, so will ich Sie gleich verlassen.“

So seyn Sie denn willkommen, sagte jetzt der Aussätzige, sich schnell umwendend, und bleiben Sie, wenn Sie es vermögen, nachdem Sie mich angesehen haben. Durch den schrecklichen Anblick des Elenden, den der Aussatz gänzlich verunstaltet hatte, wurde der Krieger einige Zeit in stummes Erstaunen gesetzt, dann aber äußerte er: „Ich bleibe gern, wenn Ihnen der Besuch eines Mannes angenehm ist, den der Zufall herführte, der aber von einer lebhaften Theilnahme gefesselt wird.“

Der Aussätzige.

Theilnahme! — Ich habe nie mehr als Mitleiden erregt.

Der Krieger.

Ich würde mich freuen Ihnen einigen Trost anbieten zu können.

Der Aussätzige.

Es ist schon ein großer Trost für mich Menschen zu sehen und den Ton einer menschlichen Stimme zu hören, die mich zu fliehen scheint.

Der Krieger.

Darum vergönnen Sie mir, mich einige Augenblicke mit Ihnen zu unterhalten und Ihre Wohnung zu sehen.

Der Aussätzige.

Sehr gern, wenn es Ihnen Vergnügen machen kann. (Bei diesen Worten setzte er einen breiten Filzhut mit niedergeschlagenen Krämpen auf, der ihm das Gesicht bedeckte). Kommen Sie hier, fuhr er fort, nach der Mittagsseite. Ich pflege da ein kleines Beet mit Blumen, die Ihnen gefallen könnten; Sie werden manche seltene finden. Ich habe mir den Saamen von allen denen verschafft, die auf den Alpen wachsen und bin bemüht gewesen, sie durch Verpflanzung und Pflege zu veredeln.

Der Krieger.

Wahrlich, hier sind Blumen, deren Anblick mir ganz neu ist.

Der Aussätzige.

Bemerken Sie diesen kleinen Rosenbusch; die-

ses sind Rosen ohne Dornen, sie wachsen nur auf den höchsten Alpen; aber sie verlieren schon ihre Eigenschaft und treiben Dornen, wenn man sie verpflanzt und sie sich vervielfältigen.

Der Krieger.

Sie könnten ein Sinnbild der Undankbarkeit seyn.

Der Aussätzige.

Wenn Ihnen einige von diesen Blumen gefallen, können Sie dieselben ohne Furcht nehmen, und Sie wagen nichts, wenn Sie sie bei sich tragen; denn ich habe sie zwar gesäet und genieße das Vergnügen sie zu begießen, aber ich berühre sie niemals.

Der Krieger.

Und warum nicht?

Der Aussätzige.

Ich würde mich fürchten sie zu verunreinigen und mich nicht getrauen sie Jemanden anzubieten.

Der Krieger.

Wem aber bestimmen Sie sie?

Der Aussätzige.

Die Leute, welche mir aus dem Hospital Lebensmittel bringen, fürchten sich nicht Sträuße davon zu binden. Zuweilen lassen sich auch Kin-

der aus der Stadt an meiner Gartenthür sehen und ich steige dann, aus Furcht sie abzuschrecken oder ihnen zu schaden, auf meinen Thurm. Ich sehe denn aus meinem Fenster ihrem Muthwillen zu, und wie sie mir einige Blumen nehmen. Wenn sie fortgehen, blicken sie zu mir hinauf und rufen: guten Tag Aussätziger, dieses gewährt mir eine kleine Freude.

Der Krieger.

Sie haben hier viele Gewächse vereinigt: da sind Weinstöcke und mehrere Gattungen von Fruchtbäumen.

Der Aussätzige.

Die Bäume sind noch jung, ich habe sie selbst gepflanzt, so wie die Weinstöcke, welche ich bis zur alten Mauer hinauf gezogen habe, die mir durch ihre Breite einen kleinen Spaziergang bildet; dieß ist mein Lieblingsplatz. Steigen Sie längs den Steinen hinauf, das ist eine Treppe, deren Baumeister ich bin. Halten Sie sich an der Mauer.

Der Krieger.

Ein anmuthiges Plätzchen! und ganz wie geschaffen zum Nachdenken für den Einsamen.

Der Aussätzige.

Auch liebe ich es sehr. Ich sehe von hier die Gegend und die Arbeiter auf den Feldern; ich sehe alles, was auf der Wiese vorgeht, und bin doch von Niemanden bemerkt.

Der Krieger.

Ich bewundere diesen stillen und einsamen Ort; man ist in der Stadt und glaubt in einer Einöde zu seyn.

Der Aussätzige.

Die Einsamkeit ist nicht nur in den Wäldern und zwischen Felsen; der Unglückliche ist überall allein.

Der Krieger.

Welche Reihe von Begebenheiten führte Sie in diese Abgeschiedenheit? Ist diese Gegend Ihr Vaterland?

Der Aussätzige.

Ich bin am Gestade des Meeres im Fürstenthum Oneglia geboren und wohne seit fünfzehn Jahren hier. Was meine Geschichte betrifft, so ist solche eine lange und gleichförmige Reihe von Elend.

Der Krieger.

Lebten Sie hier stets allein?

Der Aussätzige.

Ich verlor meine Eltern noch in meiner Kindheit und habe sie nie gekannt; eine Schwester, die mir geblieben war, starb vor zwei Jahren. Einen Freund hatte ich nimmer.

Der Krieger.

Unglückseliger!

Der Aussätzige.

Es sind die Rathschlüsse des Allmächtigen!

Der Krieger.

Wie ist, ich bitte Sie, Ihr Name?

Der Aussätzige.

O! mein Name ist schrecklich! Ich heiße nur der Aussätzige. Die Welt kennt meinen Familiennamen nicht, auch den nicht, den mir die Religion am Tage meiner Geburt gab. Ich bin der Aussätzige, dieß ist die einzige Benennung, die ich von dem Wohlwollen der Menschen erhielt. Möchten sie immer wissen, wer ich bin.

Der Krieger.

Lebte die Schwester, die Sie verloren, hier bei Ihnen?

Der Aussätzige.

Fünf Jahre lang wohnte sie bei mir, in der nämlichen Wohnung wo sie mich sehen. Gleich

mir unglücklich theilte sie meine Leiden, und ich war bemüht die ihrigen ihr zu erleichtern.

Der Krieger.

Und womit beschäftigten Sie sich in dieser Abgeschiedenheit?

Der Aussätzige.

Das Einzelne der Beschäftigungen eines Verlassenen, wie ich bin, kann nur langweilig für einen Weltmann seyn, der sein Glück in der Thätigkeit des geselligen Lebens findet.

Der Krieger.

O! Sie kennen die Welt nicht; mich machte sie nimmer glücklich. Oft war ich aus freier Wahl einsam, und vielleicht haben wir auch ausserdem mehr Aehnlichkeit in unsern Meinungen, als Sie wohl glauben. Aber ich bekenne, eine immerwährende Einsamkeit dünkt mich entsetzlich und ich habe Mühe sie zu begreifen.

Der Aussätzige.

Den Frieden findet, wer seine Klause liebet, lehrt uns das Beispiel unseres Erlösers. Ich fange an, die Wahrheit dieser Trostesworte zu empfinden. Das Gefühl der Einsamkeit wird durch die Beschäftigung gemildert. Ein arbeitender Mensch ist nie ganz unglücklich, wovon

ich den Beweis habe. Während der schönen Jahreszeit bin ich hinreichend durch den Bau meines Gartens und meiner Beete beschäftiget, den Winter hindurch mache ich Körbe, flechte Matten, verfertige mir Kleider und bereite meine Nahrung von den Vorräthen, die mir aus dem Hospital gebracht werden, und das Gebet füllt die Stunden, die mir von der Arbeit übrig bleiben. Mit einem Wort, das Jahr verfließt, und ist es vorüber, so scheint es mir kurz gewesen zu seyn.

Der Krieger.

Ich glaubte es sollte sie ein Jahrhundert dünken.

Der Aussätzige.

Gram und Plagen verlängern die Stunden, aber die Jahre fliehen mit immer gleicher Schnelle dahin. Es giebt aber noch auf der tiefsten Stufe des Unglücks einen Genuß, den der große Haufe nicht beachtet und der auch Ihnen sehr gering vorkommen wird, nämlich das Seyn und Athmen. Ich verweile in der schönen Jahreszeit ganze Tage unbeweglich auf dem Walle, um die reine Luft und die Schönheit der Natur zu genießen. Alle meine Gedanken sind alsdann beweglich und unbestimmt; die Trauer

ruhet in meinem Herzen ohne es zu drücken; meine Blicke schweifen über jene Gegend und über die Felsen, die sie umgeben. Diese verschiedene Ansichten haben sich so ganz meinem Gedächtniß eingeprägt, daß sie so zu sagen einen Theil meines Wesens ausmachen; jede Stelle ist mir ein Freund, den ich täglich mit neuer Freude sehe.

Der Krieger.

Ich habe oft etwas Aehnliches erfahren. Wenn der Gram mich drückt, und ich in der Menschenbrust das nicht finde, was mein Herz wünscht, dann ist mir der Anblick der Natur und der leblosen Dinge ein Trost; ich liebe die Felsen und die Bäume, und es scheint mir, alle Wesen der Schöpfung sind Freunde, die Gott mir gab.

Der Aussätzige.

Sie ermuthigen mich auch meinestheils Ihnen zu eröffnen, was in mir vorgeht. Ich liebe innig die Gegenstände, die gleichsam meine Lebensgefährten sind, die ich täglich sehe, und jeden Abend begrüße ich, ehe ich mich in meinen Thurm begebe, die Gletscher von Ruitoirs, die dunkeln Wälder des St. Bernhardsberges und die seltsam geformten Gipfel, die das Thal Rhême beherrschen. Ob nun wohl die Allmacht

Gottes bei Hervorbringung einer Ameise eben so sichtbar ist, als bei der Schöpfung des Weltalls, so macht doch das große Schauspiel der Berge einen starken Eindruck auf meine Sinnen, und nicht ohne andächtiges Erstaunen kann ich jene unermeßlichen mit ewigem Eise bedeckten Massen erblicken. Ich habe auch meine Lieblingsstellen, die ich andern vorziehe, zu welchen die Einsiedelei gehört, die Sie dort auf der Spitze des Berges Charvensod sehen. Einzeln, in der Mitte des Waldes, neben einem wüsten Felde liegend, empfängt sie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Wiewohl ich nie dort war, so empfinde ich doch eine ganz eigene Freude, sie zu sehen. Wenn der Tag sich neiget und ich in meinem Garten sitze, so hefte ich die Blicke unverwandt auf jene Siedelei, während meine Einbildungskraft schlummert. Sie ist für mich eine Art von Eigenthum geworden; eine dunkle Ahnung scheint mir zu deuten, als wenn ich einst in glücklicheren Zeiten dort gewohnt, und die klare Erinnerung daran sich verloren hätte. Vorzüglich gern beschaue ich jene fernen Berge, die sich dort am Rande des Horizonts mit dem Aether vermählen. So erweckt auch die Zukunft ein

leises Gefühl von Hoffnung in mir; mein gepreßtes Herz glaubt, daß es vielleicht ein weitentlegenes Land gebe, wo ich, wie eine geheime Ahnung mir als möglich darstellt, noch künftig ein Glück genießen könne, nach welchem ich mich sehne.

Der Krieger.

Mit dieser Feuerseele muß es Ihnen gewiß unendlich schwer geworden seyn, sich in ihr Geschick zu fügen und der Verzweiflung sich zu erwehren.

Der Aussätzige.

Ich würde Sie hintergehen, wenn ich Ihnen versicherte, ich sey stets mit meinem Loose zufrieden; denn mir ward die Selbstverleugnung mancher Einsiedler nicht. Noch habe ich den menschlichen Neigungen nicht so ganz entsagt; vielmehr ist mein Leben ein fortwährender Kampf, und der mächtige Beistand der Religion vermag nicht immer den Schwung meiner Einbildungskraft zu zügeln, die mich in ein Meer von eiteln Wünschen reißt, welche mich in eine Welt zurückführen, wovon mir der klare Begriff mangelt; diese ungeregelten Vorstellungen sind stets gegenwärtig mich zu quälen.

Der Krieger.

Könnte ich Sie in meiner Seele lesen lassen, um Ihnen meine Ansicht von der Welt eigen zu machen, so würden plötzlich Ihre Sehnsucht, Ihre Wünsche verstummen.

Der Aussätzige.

Vergeblich haben einige Bücher mich von der Verderbtheit der Menschen, und von dem unabwendbaren Elende der Menschheit belehrt; mein Herz weigert sich daran zu glauben. Ich stelle mir nur stets Verbindungen von rechtschaffenen, tugendhaften Freunden vor, Männer die für einander passen, und die zu ihrem Glück, Gesundheit, Jugend und Vermögen besitzen; ich denke sie mir in grüneren, anmuthigern Laubgängen wandelnd, als die, deren Schatten mich umdämmert, von einer glänzendern Sonne beschienen, als die mir leuchtet, und ihr Loos scheint mir um so beneidenswerther, je elender das meinige ist. Zu Anfange des Frühlings, wenn der Wind aus Piemont in unser Thal wehet, fühle ich mich von einer belebenden Glut durchdrungen und hüpfe unwillkührlich vor Freude. Ich hege unnennbare Wünsche, und die dunkle Ahnung einer unbegrenzten Glückseligkeit, die

mich erfreuen könnte, und die mir versagt ist. Dann verlasse ich meine Klause und schweife im Felde umher, um freier zu athmen. Ich vermeide die Menschen, denen doch mein glühendes Herz zu begegnen sucht, und von dem Gipfel eines Hügels blicke ich, gleich einem wilden Thiere, hinter Gesträuchen und Hecken versteckt, nach der Stadt Aosta hin. Mit neidischen Blicken sehe ich auf die glücklichen Menschen, die mich kaum kennen, ich strecke seufzend die Hände nach ihnen aus und fordere meinen Antheil an ihrem Glück. In meinem Entzücken, darf ich es Ihnen bekennen? schlang ich oft um des Waldes Bäume meinen Arm und bat Gott sie für mich als Freunde zu beleben, aber ach! die Bäume blieben stumm und ihre kalte Rinde wies mich von sich, denn sie hatte nichts mit meinem klopfenden, brennenden Herzen gemein. Lebensmüde und erschöpft schlich ich dann in meine Einsamkeit zurück und klagte Gott meine Qualen und das Gebet goß einen Tropfen Ruhe in meine Seele.

Der Krieger.

Armer Dulder! Sie leiden also am Leibe und am Gemüth zugleich?

Der Aussätzige.

Die körperlichen Leiden sind nicht immer die schmerzlichsten.

Der Krieger.

Doch vermindern diese sich wohl zuweilen?

Der Aussätzige.

Sie nehmen in jedem Monat mit dem Laufe des Mondes ab und zu. Wenn er im Zunehmen begriffen ist, leide ich gewöhnlich am meisten; nachmals läßt die Krankheit nach und scheint ihre Natur zu verändern; meine Haut wird trocken und weiß, und ich fühle beinahe nichts mehr von meinem Uebel. Aber das wäre noch zu ertragen, wenn mich nur nicht die fürchterliche Schlaflosigkeit marterte.

Der Krieger.

Wie! selbst der Schlaf fliehet Sie?

Der Aussätzige.

Ach mein Herr! die Schlaflosigkeit, die Schlaflosigkeit! Sie haben keine Vorstellung davon, wie lang und traurig die Nacht dem Unglücklichen wird, der sie verleben muß, ohne ein Auge zu schließen, indem er den Geist auf eine schreckliche Gegenwart, auf eine Zukunft ohne Hoffnung richtet. Nein, es ist über allen Begriff! Meine

Unruhe vermehrt sich ohne Grenzen, wie die Nacht zunimmt, und ist diese beinahe zu Ende, so ist meine Angst so groß, daß ich nicht weiß, was ich machen soll; meine Gedanken verwirren sich, und ich empfinde etwas ganz Ungewöhnliches, das ich sonst nie fühle, als in diesen traurigen Augenblicken. Bald scheint mich eine unwiderstehliche Gewalt in einen bodenlosen Abgrund hinabzureißen, bald sehe ich schwarze Flecken vor meinen Augen, und während ich sie beobachte, vergrößern sie sich plötzlich, indem sie sich mir nähern; bald wälzen Berge ihre Last auf mich. Ein andermal sehe ich Wolken aus der Erde um mich her aufsteigen, die sich wie Wogen aufthürmen und mich zu verschlingen drohen, und wenn ich aufstehen will, um diese Vorstellungen zu verscheuchen, so fühle ich mich von unsichtbaren Banden gefesselt, die mir alle Kräfte benehmen. Sie glauben vielleicht, daß es Träume sind; aber nein, ich bin vollkommen wach; ich sehe unaufhörlich die nämlichen Gegenstände, und das ist eine schreckliche Empfindung, die alle meine andere Leiden übertrifft.

Der Krieger.

Es ist aber möglich, daß Sie während dieser

bösen Schlaflosigkeit das Fieber haben, und sicher werden Sie dadurch in eine Art von Geistesverwirrung gesetzt.

Der Aussätzige.

Sie glauben vom Fieber konnte dieses kommen? O! ich wünsche Sie sprächen wahr; bis jetzt fürchtete ich in diesen Erscheinungen die Zeichen des herannahenden Wahnsinns, was, ich gestehe es, mir unsäglichen Kummer machte. Wollte Gott, es wäre das Fieber!

Der Krieger.

Sie erregen in mir eine lebhafte Theilnahme, und ich bekenne, nie konnte ich mir eine ähnliche Lage, wie die Ihrige, vorstellen. Ich glaube aber, sie war weniger traurig, da Ihre Schwester noch lebte.

Der Aussätzige.

Was ich durch den Tod meiner Schwester verlor, weiß Gott allein! — Doch, scheuen Sie sich nicht so nahe bei mir zu seyn? Lassen Sie sich auf diesen Stein nieder, ich werde mich hinter das Gebüsch setzen, so können wir uns unterhalten, ohne uns zu sehen.

Der Krieger.

Warum denn? Nein, Sie sollen mich nicht

verlassen; setzen Sie sich zu mir. (Bei diesen Worten machte der Reisende eine unwillkührliche Bewegung die Hand des Aussätzigen zu ergreifen, der sie schleunig zurückzog).

Der Aussätzige.

Unvorsichtiger! Sie wollen meine Hand ergreifen!

Der Krieger.

Nun ja! ich hätte sie aus gutem Herzen gedrückt.

Der Aussätzige.

Es würde das erstemal gewesen seyn, daß mir ein solches Glück zu Theil geworden wäre; noch hat kein Mensch meine Hand gedrückt.

Der Krieger.

Wie! hatten Sie außer der Schwester, von der Sie mir sagten, nie eine Verbindung; wurden Sie nimmer von Ihresgleichen geliebt?

Der Aussätzige.

Zum Glück für die Menschheit giebt es meines Gleichen nicht mehr auf der Welt.

Der Krieger.

Sie machen mich schaudern.

Der Aussätzige.

Entschuldigen Sie, theilnehmender Fremder,

Sie wissen, daß die Unglücklichen gern von ihrem Elende reden.

Der Krieger.

Reden Sie, reden Sie, merkwürdiger Mann! Sie sagten mir von einer Schwester, die Ihnen Ihr Ungemach tragen half.

Der Aussätzige.

Sie war das einzige Band, welches mich an die übrige Menschheit fesselte; doch es gefiel Gott, es zu zerreißen, und mich einsam und allein auf der Welt zurückzulassen. Ihr Geist war des Himmels, der ihn nun besitzt, würdig, und ihr Beispiel schützt mich gegen die Muthlosigkeit, die mich seit ihrem Tode so oft peinigte. Zwar wir lebten nicht in der angenehmen Vertraulichkeit, welche, meiner Meinung nach, alle unglücklichen Freunde vereinigen sollte, denn die Art unseres Jammers versagte uns diesen Trost. Wenn wir uns näherten, um gemeinschaftlich zu Gott zu beten, so vermieden wir es doch, uns gegenseitig anzusehen, da wir fürchteten, durch den Anblick unseres Elendes im Nachdenken gestört zu werden; unsere Blicke wagten es nur im Himmel sich zu begegnen. Nach dem Gebet ging meine Schwester gewöhnlich in ihre Zelle zurück, oder

unter jenen Nußbäumen, die den Garten begrenzen; so entfernt von einander lebten wir beinahe immer.

Der Krieger.

Warum aber legten Sie sich diesen harten Zwang auf?

Der Aussätzige.

Da meine Schwester, ergriffen von der ansteckenden Krankheit, deren Opfer meine ganze Familie ward, kam, um meine Einsamkeit zu theilen, hatten wir einander noch nie gesehen, und ihr Schrecken war grenzenlos, als sie mich zum erstenmal erblickte. Die Furcht sie zu kränken, noch mehr aber die Besorgniß, ihr Uebel durch meine Annäherung zu vermehren, bestimmten mich daher zu dieser traurigen Lebensweise. Der Aussatz hatte nur ihre Brust ergriffen und ich schmeichelte mir noch mit der Hoffnung ihrer Genesung. Sie sehen jenen Rest von Gitterwerk, den ich nun vernachläßigt habe; es war ein Hopfenzaun, den ich sorgfältig unterhielt, und der den Garten in zwei Theile trennte. Auf jeder Seite hatte ich einen kleinen Gang gemacht, wo wir lustwandeln und uns mit einander unterhalten konnten, ohne einander zu sehen oder zu nahe zu kommen.

Der Krieger.

Man wird verſucht zu glauben, der Himmel fände eine Luſt daran, die traurigen Freuden zu vergiften, die Ihnen übrig blieben.

Der Ausſätzige.

Wenigſtens war ich damals doch nicht ganz allein, denn die Gegenwart meiner Schweſter belebte dieſe Einöde. Ich vernahm den Schall ihrer Tritte in meiner Einſamkeit, und wenn ich bei Tagesanbruch kam, um unter den Bäumen zu Gott zu beten, ſo öffnete ſich leiſe die Pforte des Thurms, und unvermerkt vermiſchte ſich die Stimme meiner Schweſter mit der meinigen. Wenn ich des Abends meinen Garten wäſſerte, luſtwandelte ſie zuweilen bei dem Untergange der Sonne hier auf der nämlichen Stelle, wo ich mit Ihnen ſpreche. Ich ſahe denn ihren Schatten zwiſchen meinen Blumen hin und herziehen; und war dieß auch nicht der Fall, ſo bemerkte ich doch überall Spuren ihres Daſeyns. Nun finde ich auf meinem Wege keine entblätterte Blumen mehr, oder Zweige von den Bäumen, die ſie im Vorübergehen fallen ließ. Ich bin allein; nichts lebt und bewegt ſich mehr um mich und die Spur, die nach ihrer Lieblingslaube führte, verwächſt

mit Gras. Scheinbar, ohne sich um mich zu bekümmern, that sie unaufhörlich alles, was mir Vergnügen machen konnte. Oft, wenn ich in mein Zimmer kam, wurde ich überrascht, frische Blumen in meinen Vasen, oder einige schöne Früchte zu finden, die sie selbst gezogen hatte. Ich wagte es niemals ihr ähnliche Dienste zu erweisen, und bat sie, nicht auf mein Zimmer zu kommen; doch wer mag der Schwesterliebe Grenzen setzen? Ein einziger Zug kann Ihnen einen Begriff von ihrer Zärtlichkeit gegen mich geben. Ich ging einst in einer Nacht, von heftigen Schmerzen gequält, mit großen Schritten in meiner Zelle auf und ab, nnd als ich endlich um die Mitte der Nacht mich niedersetzte, um auszuruhen, hörte ich ein leises Geräusch an der Zimmerthür. Ich schlich heran, um zu horchen, und, denken Sie mein Erstaunen! es war meine Schwester, die für mich zu Gott flehte. Sie hatte meine Klagen vernommen und kam, obwohl ihre Zärtlichkeit mich zu stören ihr nicht erlaubte, um mir nahe zu seyn, und im Fall der Noth mir beizuspringen. Ich hörte sie mit gedämpfter Stimme das Miserere beten; auch ich kniete neben die Thüre nieder und betete, ohne

sie zu unterbrechen, ihr in Gedanken nach. Meine Augen flossen über, und wen würde eine solche Zärtlichkeit nicht rühren? „Begieb Dich zur Ruhe liebe Schwester, ich fühle mich ein wenig besser" sagte ich mit bewegter Stimme, als ich glaubte, daß ihr Gebet beendigt sey, „Ruh' wohl, Gott segne Dich, und belohne Dein Mitleid!" Sie ging schweigend fort, und gewiß wurde ihr Gebet erhört, denn ich schlief darnach mehrere Stunden lang ruhig.

Der Krieger.

Wie höchst traurig müssen Ihnen die ersten Tage nach dem Tode dieser geliebten Schwester vorgekommen seyn?

Der Aussätzige.

Lange befand ich mich in einer Art von Fühllosigkeit, die mir die Fähigkeit benahm, den ganzen Umfang meines Mißgeschicks zu empfinden, als ich aber zur Besinnung kam, und vermögend war meine Lage zu beurtheilen, da war ich nahe daran den Verstand zu verlieren. Jener Zeitpunkt bleibt stets zwiefach traurig für mich, denn er erinnert mich an mein größtes Unglück, welches mich beinahe zu einem Verbrechen verleitet hätte.

Der Krieger.

Ein Verbrechen! ich kann Sie deſſen nicht fähig halten.

Der Ausſätzige.

Und doch iſt es leider nur zu wahr, und ich fürchte viel von Ihrem Wohlwollen zu verlieren, wenn ich Ihnen dieſen Abſchnitt meines Lebens erzählen ſoll; allein ich mag mich nicht beſſer ſchildern als ich bin, und vielleicht bedauern ſie mich, indem ſie mich verdammen. Schon einigemal ſtieg in einem Anfalle von Schwermuth der Gedanke in mir auf, freiwillig dem Leben zu entſagen, doch Gottesfurcht wies dieſen Vorſatz ſtets zurück, bis ein an ſich geringfügiger Umſtand mich verwirrte, und beinahe dahin brachte, mein ewiges Heil zu verſcherzen. Ich erhielt nämlich einen neuen Gram. Es hatte ſich vor einigen Jahren ein Hündchen zu uns gefunden, welches meine Schweſter liebte und ſeitdem ſie nicht mehr lebte, war dieß arme Thierchen ein wahrer Troſt für mich. Sicher hatten wir es des Hundes Häßlichkeit zu verdanken, daß er ſeine Zuflucht zu uns nahm. Alle Menſchen hatten ihn verſtoßen, aber in der Wohnung eines Ausſätzigen war er ein Schatz. Zum Andenken der

uns von Gott durch diesen Freund geschenkten Wohlthat, nannte meine Schwester ihn Mirakel, und diesen Namen, der zwar mit seiner Häßlichkeit in Widerspruch stand, verdiente er durch seine immerwährende Lustigkeit, die gar oft unsern Kummer zerstreute. Obwohl ich stets auf ihn Acht gab, entlief er mir doch zuweilen, indessen glaubte ich nicht, daß er je wem schädlich werden könnte. Jedoch wurden mehrere Einwohner der Stadt darüber besorgt und fürchteten, er würde den Keim meiner Krankheit unter ihnen verbreiten, weshalb sie eine Klage bei dem Kommandanten erhoben, der den Befehl gab, meinen Hund sogleich zu tödten. Es kamen Soldaten in Begleitung einiger Städter zu mir, um diesen grausamen Befehl zu vollziehen. Sie legten ihm in meiner Gegenwart einen Strick um den Hals und führten ihn fort. Als sie an der Gartenthüre waren, konnte ich mich nicht enthalten, ihn noch einmal zu sehen, und da sahe ich, wie er seine Augen zu mir wendete, um von mir Hilfe zu begehren, die ich ihm doch nicht leisten konnte. Man wollte ihn in der Doria ersäufen, aber das draußen stehende Volk tödtete ihn mit Steinwürfen. Ich hörte sein Geschrei

und ging, mehr tod wie lebendig, in meinen Thurm zurück. Meine Knie wankten und hielten mich nicht mehr; ich warf mich auf mein Bett, in einem Zustande, den Ihnen zu beschreiben mir unmöglich wird, mein Schmerz ließ mich in diesem zwar gerechten, aber harten Befehle nur eine unnütze und unmenschliche Rohheit sehen, und wenn ich zwar mich gegenwärtig meiner damaligen Empfindungen schäme, so vermag ich doch noch nicht mit kaltem Blute daran zu denken. Ich brachte den Tag in einer heftigen Gemüthsbewegung hin. Ach! es war ja das letzte lebendige mir angehörige Wesen, das mir so grausam entrissen wurde, und dieser neue Schlag riß alle Wunden meines Herzens wieder auf.

So war meine Stimmung, als ich an dem nämlichen Tage, gegen Sonnenuntergang, mich auf denselben Stein setzte, der Ihnen gegenwärtig zum Sitze dient. Ich hatte eine Weile über mein unglückliches Geschick nachgedacht, da wurde ich dort bei jenen beiden Birken, am Ende der Umzäunung, ein paar junge Eheleute gewahr, die sich erst seit kurzem vermählet hatten. Sie naheten sich längs des Steiges, und gingen an mir vorüber. Eine holde Ruhe, das Zeichen

ihres sichern Glückes, sprach sich in ihren schönen Zügen aus. Sie gingen langsam, mit verschlungenen Armen, und plötzlich sah ich sie stille stehen, und das junge Weib senkte das Haupt auf die Brust des Mannes, der sie dann voll Entzücken in seine Arme schloß. Mein Herz pulsete krampfhaft, und ich muß bekennen, zum erstenmal stahl sich der Neid herein, denn noch nie stand das Bild des Glückes so hell gemalt vor meinen Sinnen. Ich verfolgte sie mit den Augen bis ans Ende der Wiese, bis ich sie zwischen den Bäumen beinahe aus dem Gesicht verlor, und da drang ein Freudengeschrei in mein Ohr. Es waren ihre beiderseitigen Familien: Greise, Weiber und Kinder, die sie umringten; ich hörte den vielstimmigen Jubel ihrer Freude, ich sah die hellen Farben ihrer Kleider zwischen den Bäumen schimmern, und diese Versammlung schien mir von einem Dämmerschein des Glückes umgeben. Mir wurde dieser Anblick unerträglich, alle Qualen der Hölle waren in meinem Busen eingezogen, ich wandte meine Blicke ab und stürzte mich in meine Klause. Gott! wie öde, finster und abscheulich schien sie mir! Ist denn hier, so rief ich, für immer meine Wohnung bestimmt? hier

also soll ich mein bejammernswerthes Leben hinschleppen, und hier das langsame Ende meiner Tage erwarten? Der Ewige hat das Glück gespendet, in Strömen hat er es ausgegossen über alles was da athmet, und nur ich allein bin ohne Hilfe, ohne Freunde, ohne Gesellschaft! — — — O, entsetzliche Bestimmung!

Dieser düstern Gedanken voll, vergaß ich, daß es einen Tröster giebt, ja ich vergaß mich selbst. Warum, so fragte ich, wurde mir des Lebens Licht verliehen, warum ist die Natur nur gegen mich so ungerecht und stiefmütterlich? Gleich einem enterbten Kinde, habe ich das reiche Erbgut der Menschheit vor meinen Augen, und der geizige Himmel verweigert mir meinen Antheil. Nein, nein! schrie ich in einem Anfall von Wuth, es ist für Dich kein Glück auf der Welt; stirb Bejammernswerther, o stirb! schon zu lange befleckst Du die Erde mit Deiner Gegenwart: o möchte sie Dich lebendig verschlingen, damit auch die letzte Spur Deines verhaßten Daseyns verschwände! Meine unsinnige Raserei stieg immer höher, es bemächtigte sich meiner der Gedanke, mich selbst zu vernichten, und bald war meine ganze Denkkraft darauf gerichtet. Ich faßte den

unſeligen Vorſatz, meine Wohnung anzuzünden, und mich ſelbſt, mit allem was an mich erinnern konnte, zu verbrennen. In der heftigſten Unruhe lief ich hinaus aufs Feld, darauf wankte ich eine Zeitlang in dem Schatten meiner Wohnung umher, und ein unwillkührliches Geheul, das, meiner beklemmten Bruſt entſteigend, durch das Schweigen der Nacht ertönte, ſetzte mich ſelbſt in Schrecken. Voll Ingrimm eilte ich nach meiner Wohnung zurück und ſchrie: Wehe Dir! Ausſätziger, wehe Dir! und, als ob alles zu meinem Verderben beitragen wollte, ſo hörte ich den Wiederhall aus den Trümmern des Schloſſes Bramaſan deutlich mir nachrufen: Wehe Dir! Ich blieb erſtarrt vor Entſetzen unter der Thür meines Thurmes ſtehen, und das Echo des Berges wiederholte noch lange nachher: Wehe Dir!

Ich ergriff die Lampe und ging, entſchloſſen, Feuer in meine Wohnung zu werfen, mit Reiſern und trocknem Rebholz verſehen, in das niedrigſte Gemach, welches meine Schweſter bewohnt hatte, und wohin ich ſeit ihrem Tode nicht gekommen war. Ihr Seſſel ſtand noch auf derſelben Stelle wie damals, als ich ſie zum letztenmale wegführte, und ich empfand ein

Grauen, da ich ihren Schleier und einige andere ihrer Kleidungsstücke umher zerstreut liegen sah. Ihre letzten Worte kamen mir jetzt ins Gedächtniß. „Auch sterbend will ich Dich nicht verlassen," sagte sie, „denke daran, in Deiner Todesangst werde ich einst gegenwärtig seyn." Indem ich die Lampe auf den Tisch stellte, wurde ich das Band von einem Kreuze gewahr, das sie einst an ihrem Halse trug, und zwischen zwei Blätter ihrer Bibel gelegt hatte. Bei diesem Anblick wurde ich von einem heiligen Schauer durchdrungen, mein Gemüth fing an klar zu werden, und mir wurde plötzlich die Tiefe des Abgrundes sichtbar, in den ich mich hatte stürzen wollen. Zitternd nahete ich dem heiligen Buch; siehe da, rief ich, die Hilfe, die sie mir verhieß! und wie ich das Kreuz aus dem Buche zog, fand ich ein versiegeltes Schreiben, das meine gute Schwester für mich zurückgelassen hatte. Meine Thränen, bisher durch den Schmerz zurückgehalten, flossen nun in Strömen, und schnell waren alle meine finstern Vorsätze verschwunden. Lange drückte ich diesen theuren Brief an mein Herz, ehe ich mich entschloß ihn zu lesen; ich kniete nieder und rief Gottes Barmherzigkeit an, dann

aber öffnete ich ihn, und las folgende Worte, die für ewig in meinem Herzen eingegraben stehen:

„Mein Bruder! bald zwar muß ich von Dir scheiden, aber ich werde Dich nicht verlassen. Vom Himmel, wohin ich zu gehen hoffe, will ich Dich umschweben, und Gott bitten, daß er Dir Muth verleihe, Dein Daseyn so lange mit Geduld zu ertragen, bis es ihm gefällt uns in einer andern Welt zu vereinigen, wo ich Dir meine ganze Liebe zeigen kann. Dort soll mich nichts hindern Dir zu nahen; dort trennet uns nichts mehr. Ich hinterlasse Dir das kleine Kreuz, welches ich meine ganze Lebenszeit hindurch getragen habe; oft hat es mich in meinen Leiden getröstet, und nie hatten meine Thränen einen andern Zeugen. Erinnere Dich stets, wenn Du es siehest, daß mein letzter Wunsch war: Du mögest leben und sterben als ein wahrer Christ!“

Theurer Brief! ich trenne mich nie von ihm; ich nehme ihn mit in die Gruft, und er wird mir die Pforten des Himmels öffnen, die mein Vergehen mir auf ewig zu verschließen drohte.

Als ich den Brief gelesen hatte, fühlte ich mich matt und erschöpft von dem Uebermaaß

meiner gehabten Empfindungen. Es ſchwamm mir wie ein Nebel vor die Augen, ich verlor für einige Zeit das Andenken an mein Elend, ja ſogar das Gefühl meines Daſeyns, und ich kam erſt wieder zu mir ſelbſt, als die Nacht bereits weit vorgerückt war. Nun empfand ich, als meine Begriffe ſich wieder erhelleten, ein unbeſchreibliches Gefühl des Friedens, und alles, was während des Abends mit mir vorgegangen war, ſchien mir ein Traum geweſen zu ſeyn. Mit meiner erſten Bewegung erhob ich meine Augen zum Himmel, um ihm zu danken, daß er das ſchauderhafte Verderben von mir abgewandt hatte. Noch nie erſchien der Sternenhimmel mir ſo heiter und ſchön. Ein Stern glänzte vor meinem Fenſter. Lange beſchaute ich ihn mit unausſprechlicher Luſt, pries den Allmächtigen, daß er mir die Freude zu Theil werden ließ, ihn zu ſehen, und empfand einen ſtillen Troſt, mir zu denken, daß auch einer ſeiner Strahlen für die dunkle Zelle des Ausſätzigen beſtimmt ſey.

Beruhigt kehrte ich in mein Zimmer zurück, dort las ich, während des übrigen Theiles der Nacht, das Buch Hiob, und die heilige Begeiſterung, die es in meine Seele goß, zerſtreute

gänzlich die trüben Gedanken, die mein Gemüth verhüllet hatten. Nie hatte ich, so lange meine Schweſter lebte, ſo ſchreckliche Augenblicke empfunden; nun reichte es hin, ſie mir nahe zu wiſſen, um ruhig zu ſeyn, und der Gedanke an ihre Zärtlichkeit für mich, war vermögend mich zu tröſten und mich zu ermuthigen.

Mitleidiger Fremder! Gott ſchütze Sie vor dem Unglück je allein leben zu müſſen! Meine Schweſter, meine Gefährtin iſt nicht mehr, aber der Himmel gibt mir Kraft mein Daſeyn muthig zu ertragen; ja ich hoffe er giebt ſie mir, denn ich bitte ihn mit aufrichtigem Herzen darum.

Der Krieger.

Wie alt war Ihre Schweſter da Sie ſie verloren?

Der Ausſätzige.

Sie zählte kaum fünf und zwanzig Jahre, aber ihrer ausgeſtandenen Leiden wegen ſchien ſie älter zu ſeyn. Der Krankheit ungeachtet, die ſie dahinraffte, und die ihre Züge veränderte, würde ſie ſchön geweſen ſeyn, hätte nicht eine ſchreckliche Bläſſe ſie entſtellt. Sie war ein leibhaftes Bild des Todes, und nie konnte ich ſie ohne Seufzen anſehen.

Der Krieger.

Sie haben sie sehr jung verloren?

Der Aussätzige.

Ihr schwächlicher und zarter Körperbau vermochte nicht so vielen seit einiger Zeit auf ihn eindringenden vereinigten Uebeln zu widerstehn; ich wurde ihren unvermeidlichen Verlust gewahr und ihr Zustand war so bedauernswerth, daß ich selbst ihre Auflösung wünschen mußte. Sahe ich sie so kraftlos, matt sich allmählig verzehren, so erregte das herannahende Ende ihrer Leiden eine trübe Freude in mir. Schon seit einem Monat hatte ihre Schwäche zugenommen, und häufige Ohnmachten setzten ihr Leben stündlich in Gefahr. Eines Abends — es war im August — fand ich sie so entkräftet, daß ich sie nicht verlassen wollte. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, denn sie konnte schon seit einiger Zeit im Bette nicht mehr ausdauern. Ich setzte mich neben sie, und in der tiefsten Dunkelheit hielten wir unser letztes Gespräch mit einander. Meine Thränen hörten nicht auf zu fließen und eine furchtbare Ahnung beunruhigte mich. „Warum weinst Du? sagte sie, warum betrübst Du Dich so sehr? auch sterbend verlasse ich Dich nicht, und in Deiner Todesangst werde ich Dir gegenwärtig seyn.“

Einige Augenblicke darauf äußerte sie den Wunsch aus dem Thurm gebracht zu werden, um in ihrer Laube unter den Nußbäumen zu beten. Dort war es, wo sie den gröſten Theil der schönen Jahreszeit zubrachte. Ich will, sagte sie, im Angesichte des Himmels sterben. Doch glaubte ich ihr Scheiden nicht so nahe. Ich wollte sie mit meinen Armen aufheben, allein sie sagte, unterstütze mich nur, vielleicht habe ich noch Kraft genug zu gehen. Ich führte sie langsam bis unter die Nußbäume, machte ihr ein Polster von dürrem Laube, das sie selbst gesammelt hatte, bedeckte sie mit ihrem Schleier, um sie gegen die Feuchtigkeit der Nacht zu schützen und blieb bei ihr; aber sie wünschte in ihrer letzten Betrachtung allein zu seyn. Ich entfernte mich, doch ohne sie aus den Augen zu lassen, und da sahe ich sie denn von Zeit zu Zeit den Schleier lüften und ihre weiſsen Hände zum Himmel heben. Da ich mich nun wieder der Laube näherte, forderte sie Wasser, doch als ich es ihr in ihrer Schale reichte, netzte sie zwar die Lippen, konnte aber nicht trinken. „Ich fühle mein Ende nahen," sagte sie, den Kopf wegwendend, „bald ist mein Durst auf ewig gestillt. Unterstütze mich, lieber

Bruder, helfe Deiner Schweſter den erſehnten, aber furchtbaren Pfad beſchreiten. Stehe mir bei und bete das Gebet der Sterbenden.“ Dieſes waren ihre letzten Worte, die ſie mit mir ſprach. Ich legte ihren Kopf an meine Bruſt, und verrichtete das Gebet der Sterbenden. „Gehe hin zu Deiner Ruhe, geliebte Schweſter!“ ſagte ich, „entfeßle Dein Leben, und laß Deine Hülle in meinen Armen.“ Drei Stunden hielt ich ſie ſo, während des letzten Kampfes der Natur; langſam entſchlummerte ſie, und ohne Anſtrengung löste ſich ihr Geiſt von der Erde los.

Als der Ausſätzige ſeine Erzählung geendet hatte, bedeckte er das Geſicht mit ſeinen Händen; dem Reiſenden aber nahm der Schmerz die Sprache. Nach einem kurzen Schweigen ſtand der Ausſätzige auf. „Fremder,“ ſagte er, „wenn Kummer oder Kleinmuth Ihnen nahet, dann denken Sie an den Einſiedler von Aoſta, und Sie ſind nicht vergebens hier geweſen.“

Sie gingen nun mit einander nach der Gartenthüre, und als der Krieger im Begriff ſtand hinauszugehen, zog er ſeinen Handſchuh an die rechte Hand und ſagte: „Sie haben noch nie Jemanden die Hand gedrückt, bewilligen Sie mir

das Wohlwollen die meinige zu drücken, es ist die Hand eines Freundes, der den wärmsten Antheil an Ihr Schicksal nimmt.“ Da trat der Aussätzige mit einer Art von Schauer einige Schritte zurück, hob Augen und Hände zum Himmel und schrie: „Gott der Güte! überschütte mit Deinen Seegnungen diesen mitleidigen Mann!“

„Erzeugen Sie mir doch eine andere Gefälligkeit,“ bat nun der Reisende; „ich werde fortgehen, und wir sehen einander vielleicht in langer Zeit nicht mehr wieder; sollte es nicht angehen, daß wir mit der nöthigen Vorsicht uns gegenseitig zuweilen schrieben; ein solcher Briefwechsel könnte Sie zerstreuen, und mir machte er eine große Freude.“ Der Aussätzige dachte eine Weile nach, dann sagte er endlich: „Warum gab ich mich der Täuschung hin! Ich darf keine andere Gesellschaft haben, als mich selbst, keinen andern Freund, als Gott; bei ihm sehen wir uns wieder! Leben Sie wohl, edelmüthiger Fremder! seyn Sie glücklich; leben Sie wohl für immer!“ Der Reisende ging; der Aussätzige machte die Thüre zu und verriegelte sie.

IV.

Der Jesuit.

1.

Karl an Albert.

Königsberg, im Mai 1751.

Der kurze Sonnenblick des Glücks, in welchem ich Dich, Du Guter, fand und in Deinem Umgange der Freundschaft Hochgefühl genoß, ging schnell vorüber, und doppelt empfinde ich das Traurige meiner Lage. Kaum hatte ich Dich näher kennen lernen, kaum war ich inne geworden, Du seyst das einzige Wesen auf der Erde, das gleichstimmig mit mir fühlt, mich versteht und begreift, da trennt uns das neidische Schicksal und Dein Beruf treibt Dich fort von mir. Nun stehe ich wieder mit meinem Gram und Grimm allein und nur der kalte, dem Papier anvertraute Buchstabe bleibt mir, als das einzige Mittel, übrig, Dir was mich kränkt und kümmert ans liebevolle Herz zu legen.

Du hast oft während der kurzen Dauer unserer Bekanntschaft gefragt, was der Grund meiner Mißlaune sey, mich traurig mache, und wenn ich Dir die Antwort darauf schuldig blieb, so verletzte Dich vermuthlich mein anscheinendes Mißtrauen. Nicht Mangel an Zutrauen, Du Theurer, verschloß mir den Mund, sondern die Furcht Dir unmännlich zu erscheinen, wenn ich Dich zum Mitwisser meines Kummers machte, weil ich dafür hielt, jede Klage verrathe Kleinmuth. Ich bin von dieser Meinung zurück gekommen. Der Freund muß mit dem Freunde alles gemein haben; Freunde müssen jeden Gedanken, jede Empfindung, jedes Glück und Unglück theilen: darum vernimm was mich kränkt.

Ich bin, wie Du weißt, im Schooße des Ueberflusses geboren, ich habe Eltern und Verwandte, die mich lieben, die milde Natur verlieh mir körperliche Wohlgestalt und Gesundheit; alles dieses wäre für Tausende genug, ein nach ihrer Art recht glückliches Leben zu führen: für mich aber ist das alles nicht ausreichend, und das, was Vielen eine nie versiegende Quelle der Zufriedenheit seyn würde, macht mir sogar oft mein Daseyn unerträglich.

Du wirst mich der Ungenügsamkeit, der Undankbarkeit gegen mein, wie Du glaubst, mildes Schicksal beschuldigen: Du thust mir Unrecht. Höre worin mein Jammer besteht und dann entscheide.

Die Natur ertheilte mir einen lebhaften Geist, ein reges, reizbares Gefühl, und ein von den äußern Eindrücken leicht ergriffenes Gemüth. Dieses sind achtbare Geschenke und Mittel zu einem höheren geistigen Genusse; nur Schade, daß sie nicht zu der pünktlich geregelten Lebensweise meiner Eltern passen, in ihrem streng geordneten Haushalt die gewohnte Ordnung stören, und ich damit überall gegen ihre Pläne anstoße. — Ruhe, Stille, Gleichmuth sind die drei Prinzipe, die in meines Vaters Hause unumschränkt herrschen, ihnen huldiget meine ganze Familie; es waren die Quälgeister, die mich von meiner frühesten Kindheit ab unaussprechlich peinigten und die auch noch gegenwärtig die unbesiegbaren Feinde meiner Zufriedenheit sind.

Schon als Knabe durfte ich mich nie über etwas kindlich lebhaft freuen, weil dieses gegen den Anstand war und die gewohnte Stille des Hauses unterbrach. Ein Freudensprung wurde

mir untersagt, denn ich hätte dadurch in den blank gebohnten *) Zimmern Staub erregen können. Schnelles Gehen oder Laufen hieß unschicklich, lautes Reden gemein, freie Aeußerung eines Wunsches Vorschnelligkeit, und außer dem Vater und der Mutter sorgten noch ein halbes Dutzend Tanten dafür, daß ich nie eine körperliche Kraft üben, nie meiner jugendlichen Lebhaftigkeit freien Lauf lassen durfte. Allenthalben fand ich Hemmketten, überall vernahm ich den hofmeisternden Ton meiner Verwandten und keinen Tritt konnte ich thun, keine Bewegung machen, ohne deßhalb getadelt zu werden. Freilich war dieser Tadel immer nur sanft, die Zurechtweisung stets nur liebreich, belehrend und ich erinnere mich nie eine harte Ermahnung, noch weniger eine Züchtigung erhalten zu haben. Aber ich wollte lieber das Letztere wäre geschehen, so würde ich der Härte Trotz entgegen gesetzt, und dadurch wenigstens einige Kraft geäußert haben, statt daß ich jetzt mich stets leidend verhalten mußte,

*) In den guten Häusern Königsbergs alter Art wurde im vorigen Jahrhundert der Fußboden und die Treppen mit einer Mischung von Terpentin und Wachs spiegelglatt poliert, das nannte man bohnen.

während der Reiz zur Thätigkeit gleich einem nagenden Wurme in mir zehrte.

Bei meiner geistigen Ausbildung verfuhr man auf eine gleiche mir unausstehliche Weise. Nicht das, wozu ich Fähigkeit und Lust bezeugte, sondern was der Pfarrer, der ein Hausfreund meiner Eltern war, vorschrieb, mußte ich lernen, und mein Hofmeister besaß alle Eigenschaften, die erfordert wurden, mir das Lernen verhaßt zu machen. Fragte ich etwas, das mir unerklärlich war, so hieß es: wir sind zum Lernen, nicht zum Fragen da; begehrte ich Auskunft über irgend einen Satz, den ich nicht begreifen konnte, so wurde ich mit dem Spruche zur Ruhe gewiesen: „Ihr sollt glauben und nicht grübeln.“ So marterte man mich körperlich und geistig, bis ich endlich eine öffentliche lateinische Schule besuchen durfte, wo ich wenigstens vernünftigere Lehrer erhielt, die mir durch eine zweckmäßigere Lehrmethode Geschmack am Lernen beibrachten.

Aber noch plagte mich eine Qual anderer Art. Meine Eltern waren einer strengen Andacht ergeben, die bei den Lutheranern alten Schlages zuweilen einen so finstern Charakter annimmt, wie bei den altgläubigen Katholiken, und deren Re-

ligionsübungen oft nur Geißel und Drahtgürtel abgehet, um sie eben so abschreckend zu machen, wie die Bußübungen dieser. Stundenlang wurde in unserem Hause täglich gebetet, und ich, der unschuldige Knabe, dem noch jeder böse Wille mangelte, mußte in bogenlangen Gebeten, in melancholischen Bußliedern mich für einen Missethäter, für einen durch und durch verderbten Sünder, für einen mit Schande bedeckten Lasterhaften bekennen, und lehnte ich mich dagegen auf, so warf man mir ein verstocktes, von Weltlust vergiftetes Herz vor und zerkniffte mich mit endlosen Bußpredigten, worin alle Mitglieder unseres Hauses eine wahre Virtuosität erlangt hatten.

Um meinen Weltsinn zu verändern und den alten Adam in mir zu ertödten, wurde von meiner frommen Familie einstimmig beschlossen mich Theologie studieren zu lassen; eine neue Pein für mich, denn ich hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen den geistlichen Stand und das Erlernen der hebräischen Sprache war mir in tiefster Seele verhaßt. Auch fanden nun neue Beschränkungen Statt, denn man hielt es dem künftigen Geistlichen für unanständig, daß er Tanzen

und die Violine spielen lernen sollte, wozu ich eine große Neigung hatte. So wurde ich denn bis in mein siebenzehntes Jahr geplagt, und nun, als der Verdruß über die mir widerwärtige Lebensbestimmung nachtheilig zu werden anfing, da nahm man endlich den mir so verhaßten Beschluß zurück.

Ich schwankte nun zwischen dem Militairstande und der Landwirthschaft, in der Wahl meiner künftigen Bestimmung, aber beides, so sehr es meinem lebhaften Temperamente auch zusagen mochte, war meinen Eltern ein Gräuel. Anerkennend, daß sie mir zu Gefallen ihren Plan aufgegeben hatten, entsagte ich auch dem meinigen, und wollte mich nun ausschließlich den schönen Künsten widmen, von denen besonders die Dichtkunst vor allen mich anzog. Allein dazu konnte ich des Vaters Zustimmung nicht erhalten, der darin nur eine brodlose Kunst sah und darauf bestand, daß ich ein bestimmtes Brodstudium wählen sollte. So mußte ich denn abermals gegen meine Neigung mich dazu entschließen, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren.

Da sitze ich nun brüte über den ekelhaften Spitzfindigkeiten der alten Rechtslehrer, in einem

barbarischen Latein vorgetragen, zermartre mich, um einen Sinn aus dem Schwall von Unsinn herauszuklauben, und überzeuge mich, wie vergeblich meine Arbeit ist, da ich nimmer den Wust meinem Gedächtnisse werde einprägen, noch weniger aber das Erlernte werde anwenden können.

Gesteh' selbst, daß ich volle Ursache habe, unzufrieden mit meiner Lage zu seyn, da ich von Jugend auf, bei dem entschiedensten Berufe zur selbstständigen Thätigkeit, stets wie ein willenloses Ding behandelt worden bin, stets meine Neigung der Laune Anderer zum Opfer bringen mußte, und einem gänzlich verfehlten, daher höchst unzufriednen und trostlosen Leben entgegen sehe, dessen Vorschmack ich im reichlichsten Maasse schon jetzt empfinde.

Aber meine Klagen sind noch nicht zu Ende, und da ich einmal zu dem Entschlusse gelangt bin, Dir das Innere meines Herzens zu zeigen, so sollst Du auch die geheimsten Falten desselben kennen lernen. — Ich habe geliebt, geliebt mit der vollen Kraft meines der wärmsten Gefühle fähigen Herzens; geliebt mit dem ganzen Inbegriff meiner Empfindungen, und bin hintergangen, verrathen, verspottet, und ein herzloses

Geschöpf hat mit meiner ernsten Neigung ein schändliches Spiel getrieben. O, mein Albert, ich hatte alle Quälereien und Neckereien, die ich von Jugend auf von Eltern, Verwandten, Lehrern und dem Schicksale selbst, das mich in eine so seltsame Lage geworfen hatte, erdulden mußte, vergessen, und auch die widerwärtigste Beschäftigung wurde mir ein leichtes Spiel, als ich das mit dem höchsten Körperreize geschmückte weibliche Wesen sah, von dem mein Inneres sägte, es sey für mich geschaffen. Ich nahete mich diesem Mädchen und wurde von ihrem gebildeten Verstande entzückt, von dem Reichthume ihres Gemüths bezaubert. Unsere Seelen verstanden sich; sie schien nur in mir, so wie ich in ihr zu leben, versicherte mich mit Mund und Hand ihrer Treue und ein neues schöneres Leben ging in mir auf. Selbst meine sonst stets tadelnden Anverwandten gaben dieser Liebe ihren Beifall, und zum erstenmal in meinem Leben hatte ich ihre Beistimmung glücklich zu seyn. Da stirbt ein alter Oheim meiner Geliebten und sie, die bis jetzt Arme, wird durch dessen ihr zugefallene Verlassenschaft so reich, als ich es einst erwarten darf zu seyn. Plötzlich ist die sanfte, sittsame,

taubenherzige, lammfromme Jungfrau in eine launenhafte, gefallsüchtige Närrin verwandelt, und ehe ich mich noch in diese Veränderung finden, ja ehe ich sie noch begreifen kann, ist der ärgste Hasenfuß der Stadt ihr erklärter Bräutigam, und meine treue Liebe, groß genug auch ihre seltsamsten Thorheiten mit Geduld ertragen zu können, wird mit empörendem Hohn zurückgewiesen.

Das, trauter Albert, sind die Quellen meines Unmuths, meiner Traurigkeit, meiner an Menschenhaß streifenden finstern Laune. Magst Du mir noch zurufen: „Sey fröhlich, denn Du hast Beruf dazu, weil Du jung, gesund, und vor kleinlichen Nahrungssorgen gesichert bist.“ Magst Du mich noch tadeln, wenn ich mich unglücklich fühle, und das Leben, dessen Freuden ich nur vom Hörensagen kenne, mir gleichgültig ist?

Ich habe, trotz meiner Jugend, die bittere, aber heilsame Erfahrung gemacht, daß es Thorheit ist, dem verrätherischen Geschlecht, das sich so gern das Schöne nennen läßt, das aber, seinen geistigen Eigenschaften nach, richtiger das Häßliche heißen sollte, zu trauen: ich bin für meine Lebenszeit von dieser Thorheit geheilt.

Ruhe meine Erfahrung, und höre nicht auf zu lieben Deinen ꝛc.

2.

Albert an Karl.

Hamburg.

Dein Brief hat mich als ein schönes Zeichen Deines Zutrauens innig gerührt. Deine Lage fordert meine freundschaftliche Theilnahme auf, und wahrhaft bekümmert bin ich wegen Deines Gemüthszustandes. Aber nicht kaltes Bedauern, nicht fruchtloses Trösten ist es, was Du von mir erwarten darfst: helfen ist des Freundes Pflicht, und wo dieses unmöglich wird, wenigstens rathen; leider muß ich mich in dem gegenwärtigen Fall auf das Letztere beschränken.

Traue mir hinreichende Theilnahme zu, um Deine Lage wie meine eigene beherzigen zu können; glaube aber auch, daß ich ruhige Ueberlegung genug besitze, um den rechten Standpunkt aufzufinden, aus dem allein sie betrachtet werden muß. Bist Du aber, wie von meinem Willen, so auch von meiner Fähigkeit Dir zu rathen, überzeugt, so strenge — ich bitte Dich darum

bei unserer Freundschaft — Deine ganze Willenskraft an, um mit der größtmöglichsten Kaltblütigkeit das in Erwägung zu ziehen, was ich Dir über Deine Verhältnisse, über den Zustand Deines Gemüths, und über Deine künftige Bestimmung sagen muß. Sollte es Dir auch anfangs mißfallen: es ist gut gemeint und, wie ich glaube, Deiner Berücksichtigung werth.

Ich verkenne keineswegs das Fehlerhafte und Beengende Deiner Erziehung, ich fühle sehr gut, wie wehe es dem muntern Knaben und Jünglinge thun mußte, wenn man den kühnen Aufflug seines Geistes mit den kleinlichen Regeln des Anstandes hemmte, und das Wasser der Förmlichkeit in das Feuer seiner lebhaften Jugend goß; auch kann ich es mir sehr deutlich vorstellen, wie unbehaglich es Dir gewesen seyn muß, Dich bei geistlosen, zweckwidrigen Andachtsübungen zu langweilen und mit dem Erlernen von Sachen zu peinigen, an welchen einen Geschmack Dir beizubringen Deinen Lehrern die Fähigkeit mangelte. Aber dem ungeachtet — verzeihe mir, daß ich es Dir so geradezu sagen muß — sind Deine Klagen darüber, insofern Du sie noch gegenwärtig führest, ungerecht. Denke doch, wenn

Du mit Deinem Schicksal haderst, der Vorzüge, die Du vor Tausenden Deines Gleichen genießest. Du hast liebende, ehrwürdige Eltern, deren ganze Sorge auf Dein Wohl gerichtet ist, auch Deine guten Tanten und übrigen Anverwandten würden ja ihr Herzblut für Dein Glück hingeben. Du bist im Schooße des Wohlstands erzogen, und Deines Vaters redlich erworbener, klug gesicherter Reichthum, entfernt von Dir alle Nahrungssorgen auf die möglichst längste Lebensdauer hinaus, selbst wenn Du nie einen Pfennig erwirbst. Stelle Dir dagegen meine, in höchster Dürftigkeit verlebten, Jugendjahre vor, und wie ich noch im frühen Kindesalter, ohne alle Angehörigen, bei schmaler Kost, unter steten Hudeleien meiner Vorgesetzten, in dem Pauperhause *) leben, wie ich vor den Thüren mit Singen mein Brod verdienen mußte; wie ich alle jugendliche Freuden, alle Bequemlichkeiten des Lebens, ja

*) Die Pauperhäuser sind milde Stiftungen zur Unterhaltung und Erziehung elternloser Knaben. Es giebt deren in Königsberg drei. Die darin aufgenommenen Knaben mußten, da der Stiftungsfond nicht ausreichen wollte, noch vor wenigen Jahren durch Singen vor den Thüren einen Zuschuß zu ihrem Unterhalt zu erwerben suchen.

selbst oft dringende Bedürfnisse entbehrend, es für ein großes Glück hielt, wenn mich einmal ein gutherziger Bürger, indem ich vor Kälte bebte, oder vor Hitze lechzte, mit einem Stücke Weizenbrod, oder mit einem frischen Trunk erquickte. Halte meine damalige Lage gegen die Deinige in der Knabenzeit, und Du wirst gewiß Deine Jugend weniger unglücklich finden. Nur weil Du nie Mangel, körperliches Ungemach, und Abhängigkeit von harten Vorgesetzten erfahren hast, wurdest Du von dem, was Deiner Neigung nicht zusagte, so unsanft berührt, und hieltest das für unerträgliches Unglück, was einem Andern, den das Schicksal nicht so weich gebettet hatte, eine kaum achtenswerthe Widerwärtigkeit geschienen haben würde.

Was den Zwang betrifft, den man Dir in Hinsicht Deiner künftigen Lebensbestimmung angethan hat, und das vergebene L. so vieler Dir widerlichen Sachen, so gestehe ich Dir zwar gern das Unangenehme desselben zu, muß Dich indessen abermals mit meinem Beispiele trösten. Auch ich habe einst meinen Danz und Kypke wacker zerlesen, und wie überflüssig ist mir, dem Kaufmanne, nun das Hebräische, so manches

Andere, was ich in der Kneiphöfschen Schule lernen mußte, nicht zu gedenken. Aber es macht mir denn doch auch zuweilen Freude, wenn ich ein wenig mit Kenntnissen prunken kann, die man bei einem Manne meines Standes durchaus nicht vermuthet. Wie einst die Theologie, ist Dir jetzt die Rechtsgelehrsamkeit verhaßt. Wenn Du dem Willen Deiner Eltern Dich unterwarfst, und die nöthigen theologischen Vorlesungen, daneben aber auch die philosophischen, die sogenannten Humaniora hörtest, die dem Menschen in jedem Stande, in jeder Lebenslage anwendbar sind, und nach Vollendung Deiner Studien vor Deinen Vater hingetreten wärest und gesagt hättest: Ich habe Ihrem Befehl gehorsamt, aber mich überzeugt, daß ich in diesem Fache nicht glücklich seyn, der Menschheit nichts nützen kann, so bin ich gewiß, er hätte nichts dagegen gehabt, daß Du Dich einem andern Stande widmetest, zu dem Fähigkeit und Neigung Dich zogen.

Du wünschest Militair, Landwirth oder Dichter zu werden. Aufrichtig gestanden, lieber Karl, auch ich hätte in der Stelle Deines Vaters Dir nicht so leicht meine Einwilligung zu einem von diesen Fächern gegeben. Hör' meine Gründe.

Abgesehen davon, daß keiner, den nicht Stand und Pflicht dazu bestimmen, die Waffen zu führen, den Beruf des Kriegers haben kann, so ist Deine Erziehung und Deine Lage von Jugend auf beschaffen gewesen, daß Du im Militairstande Dich nie glücklich fühlen kannst. Stets an alle nur mögliche Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, nie Entbehrungen, nie einem Ungemache unterworfen gewesen, immer selbst vor jedem rauhen Lüftchen bewahrt geblieben: wie magst Du die Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten ertragen, die von dem Stande des Kriegers unzertrennlich sind. Von übertriebenen Verzärtelungen kannst Du Dich allerdings losmachen, und Du wirst in diesem Fall sogar noch an Gesundheit und Lebensgenuß gewinnen, aber zum Soldatenstande taugst Du nichts.

Derselbe Fall, nur bei einiger Veränderung der Umstände, ist es mit dem Stande eines Landwirths. Du, der an die höchste Eleganz Gewöhnte, Du, dessen Fuß nur auf gebohnten Fußboden oder auf Brüßler Teppiche trat, wie willst Du die oft so unvermeidlich schmutzigen Umgebungen eines Landwirths erträglich finden. Du kennst das Landleben nur aus Schäferromanen,

und höchstens aus den zwei feierlichen Spazierfahrten, die Deine Eltern jährlich zu machen pflegen, und da hat es denn freilich seine schimmernde Lichtseite, die ihm zwar in anderer Hinsicht auch im Ganzen nicht fehlt, die Dir aber in keinem Fall zu Statten kommt. Wer achtzehn bis neunzehn Jahre lang an städtische Eleganz gewöhnt war, der ist für das thätige Landleben — und ein anders ist ja der erbärmlichste Müßiggang — verdorben. Ein Düngerhaufen riecht nicht nach Königsrauch, und Viehställe sind nicht mit Tapeten bekleidet.

Endlich Deinen Wunsch, Dich ausschließlich den Musen und vorzüglich der Dichtkunst zu widmen, betreffend, so muß ich fragen: Was hast denn Du, der Du bereits Dein ein und zwanzigstes Jahr zurücklegtest, bis jetzt geliefert, das Deinen Beruf zum Dichter bekunden könnte? Wäre wirklich entschiedenes Talent dazu bei Dir vorhanden, so müßtest Du schon längst, wenn auch nicht der Lesewelt, doch Deinen Brüdern in Apollo bekannt seyn; dieses ist aber, so viel ich weiß, nicht der Fall. Wende mir nicht ein: Dein Talent sey durch das Ungünstige Deiner Lage gehemmt worden: das wahre Genie läßt

ſich nie unterdrücken, ſondern bricht ſich überall Bahn. — Glaube nicht kurze und lange Silben der Regel nach an einander zu reihen, die nöthigen Endreime daran zu kleben und etwa ein ſchimmerndes, hundertmal gebrauchtes Bildchen einzuweben, heiße ſchon dichten, und wer die Form dazu inne hat, der ſey ſchon ein Dichter. O! ſolcher unſeligen Geſchöpfe haben wir genug, aber ſie ſind die abgeſchmackteſten Weſen, die die Erde trägt, weil ſie auf etwas, das noch weniger als unnütz iſt, einen Werth legen, und ihre wirkliche Beſtimmung gänzlich verfehlen. Ich ſchätze wirkliche Dichter und ihre Schöpfungen über alles hoch und halte die Gabe der Dichtkunſt für das edelſte Geſchenk, was nach der Unſchuld und Tugend die Gottheit den Sterblichen verlieh; aber die Pfuſcher in dieſer ſchönen und edeln Kunſt ſind mir verhaßt, wie jedem, der an dem Schönen und Vollendeten Freude findet, denn ſie entwürdigen durch ihre jämmerliche Mittelmäßigkeit eine erhabene Kunſt, die kein geringeres Ziel als die Vollendung hat.

Noch komme ich auf die Religion, die Dir durch gemißbrauchte Andachtsübungen verleidet worden iſt, und ich bekenne, daß mich Dein Ge-

ſtändniß ſehr traurig macht. Es iſt beklagenswerth, wenn die Religion, ſie, die Heilige, die Göttliche, die allein den Menſchen zu veredeln, erheben, ihm ſeine Würde, ſeinen Zweck erkennen zu laſſen vermag, wenn ſie ihm durch falſche Anwendungen entfremdet wird. Aber, mein Beſter, haſt Du denn nie einen Freund, einen Lehrer gehabt, der Dich ſie kennen und lieben lehrte; fielen Dir nie Bücher in die Hände, worin ihr Weſen entwickelt, ihre Unſchätzbarkeit auseinander geſetzt und Dir theuer gemacht wurde. Faſt fürchte ich, der Mangel an allen wirklichen Leiden und an allen nagenden herzfreſſenden Sorgen iſt die Urſache, daß Du nie noch ein Verlangen nach dem Ueberirdiſchen, Göttlichen in Dir empfunden haſt. Es hätte dann nicht fehlen können, daß Du ſie kennen und demnach innigſt lieben würdeſt gelernet haben, und alle kleinen Plackereien, die Du einſt wegen unzweckmäßiger Andachtsübungen erdulden mußteſt, wären längſt vergeſſen.

Wegen der bittern Erfahrung, die Du in Hinſicht der Liebe gemacht haſt, bedauere ich Dich aufrichtig, und fühle es, wie ſchmerzhaft es Dir ſeyn muß, Deine treue Neigung ſo unwürdig vergolten zu ſehen. Ich würde für Dich höchſt

beſorgt ſeyn, wenn mich die Hoffnung nicht einigermaßen beruhigte, daß Dein Geiſt ſtark genug ſeyn wird, den Schmerz über die Untreue Deiner Geliebten zu überwinden, da ſie in jedem Falle Deiner Trauer unwerth iſt. — Wenn Du aber das ganze Geſchlecht ohne Ausnahme für falſch und treulos hältſt, ſo geheſt Du wohl ein wenig zu weit, und ich könnte Dich leicht widerlegen, wäre ich nicht überzeugt, daß Du bald genug Deine Meinung über dieſen Gegenſtand auch ohne mein Zuthun ändern wirſt, und bis dahin iſt Dir ein wenig Miſtrauen gegen die Frauen ohne Schade. Lebe wohl und behalte lieb Deinen ꝛc.

3.

Karl an Albert.

Königsberg.

Ich habe Dich lange ohne Antwort gelaſſen, weil ich anfangs wirklich Dir ein wenig zürnte, daß Du ſo ſchonungslos mir die größere Hälfte der Schuld wegen meiner freudenlos verlebten und verfehlten Jugend beimeſſen konnteſt. Auch noch jetzt bin ich keineswegs vollkommen von der Gerechtigkeit Deines deßfallſigen Urtheils überzeugt; doch

lange kann ich nun einmal nicht zürnen, und überdem biſt Du durch Deine gute Abſicht hinreichend bei mir entſchuldigt. Eine Antwort aber, oder eine Widerlegung Deiner Gründe erwarte für jetzt nicht von mir, denn ich habe ein volles, und dieſesmal nicht ſo trauriges Herz vor Dir auszuſchütten und kann mich daher in Zergliederung Deiner Anſichten, wie wahr oder falſch ſie auch ſeyn mögen, nicht einlaſſen.

Ich bin von meinem Grame geheilet und habe eine Reiſe gemacht, auf der ich viel für mich Anziehendes geſehen und erfahren habe; höre wie das zuging. — So ſehr ich mich auch bemühte Sophiens Untreue zu vergeſſen, ſo wenig wollte es mir gelingen; der Kummer über ihren Verrath niſtete ſich immer tiefer bei mir ein, und fing an einen nachtheiligen Einfluß auf meine Geſundheit zu äußern. Ich verlor die Farbe, wurde hager, der Appetit fehlte mir, und man ſah es mir deutlich an, daß ich ſchwer an irgend einem Grame litt. Meine Eltern, beſorgt wie ſie um mich ſind, ließen den Arzt rufen, und der mochte denn wohl errathen, wo es mir fehlte, denn er verſchonte mich mit allen Arzneyen und rieth dagegen fleißige Bewegung und recht viel Zer-

ſtreuung. Er hatte gut rathen, mir war jede menſchliche Geſellſchaft zuwider, und am liebſten kauerte ich im einſamen Zimmer, meinen ſchwermüthigen Grillen nachhängend. Nun ging es an ein Sinnen und Vorſchlagen von Seiten meiner Verwandten, um mir Bewegungen und Gemüthserheiterungen zu machen, daß mir das Leben vollends dadurch zur Laſt wurde. Der Vater wollte mir ein Reitpferd kaufen, die Mutter ſchlug Spazierfahrten vor, die Tante Meierin löſete geſchwinde ein Familien-Billet auf das Gartenkonzert; es wurden Abendgeſellſchaften angeordnet, und in unſerm ſonſt ſo ſtillen Hauſe wurde es lebhaft wie in einem ſtark beſuchten Gaſthofe. Gehen wir heute nicht ins Konzert oder nach der Kaſſe? Fahren wir nicht morgen nach Friedrichſtein? Wollen wir nicht einmal eine Waſſerpartie nach Holſtein oder nach Fuchshöfen *) machen? Werden wir nicht übermorgen ein Abendeſſen geben? ſo hieß es ſtets, und wer meine ernſthaften Eltern und die fromme Tanten nicht beſſer gekannt hätte, der müßte geglaubt haben,

*) Alles Namen von nahe bei Königsberg gelegenen Luſtörtern.

sie wären unersättlich im Vergnügen. Diese große Sorgfalt der Meinigen gegen mich, die sie sogar bewog ihrer Lieblingsneigung, der friedlichen Ruhe des stillen Familienlebens um meinetwillen zu entsagen, rührte mich zuweilen sehr, doch war ich wirklich zu abgespannt, um ihren Wünschen entsprechen zu können, und vergebens zermarterten sie sich in dem ihnen ungewohnten geräuschvollen Leben, um mich aufzuheitern; meine finstere Laune blieb wie sie war, und ich nahm an den Lustbarkeiten, die sie meinetwegen veranstalteten, entweder gar nicht, oder nur mit Widerwillen Theil.

Da kam der Arzt, dem mein Vater seine Noth mit mir wiederholt klagte, auf den glücklichen Gedanken, einen Gesellschafter von Geist vorzuschlagen, der durch seine Kenntnisse mich anziehen, durch seinen Umgang mein gebeugtes Gemüth erheben konnte, und nannte als einen solchen den bei der hiesigen katholischen Kirche angestellten Jesuiten Pater Schönberger. Mein Vater, ein strenger Lutheraner, wollte lange von einem solchen Umgange nichts wissen, den er als höchst gefährlich für meine religiösen Grundsätze ansah. Doch der Doctor wußte sein Vor-

urtheil zu bekämpfen, und endlich willigte er unter dem Bedinge ein, daß die Religion nie ein Gegenstand unserer Unterhaltung seyn sollte. Diesem glücklichen Entschlusse danke ich die Wiederkehr meiner Gesundheit und meines Frohsinns; ich danke ihm einen treuen Freund und was ich ihm vielleicht einst danken werde, davon darf ich jetzt noch nicht reden, weil ich über etwas, das meine ahnende Seele fällt, mit mir selbst noch nicht im Reinen bin.

Du wirst begierig seyn meinen neuen Freund kennen zu lernen, und ich will versuchen Dich mit ihm bekannt zu machen. Ich glaube Deinem Wunsche zu begegnen, wenn ich sein Benehmen in Hinsicht meiner Dir möglichst umständlich darstelle, da oft auch kleine und unbedeutend scheinende Züge zur vollständigen Kenntniß eines menschlichen Charakters wichtig sind.

Mein Vater hatte mit dem Doctor verabredet, daß dieser ihn in einer Abendgesellschaft bei uns einführen sollte, ohne daß ich vorher etwas davon wüßte, und meine Bekanntschaft mit ihm sollte anscheinend zufällig anfangen. Die Gesellschaft war schon im Visitenzimmer versammlet, als der Doctor mit ihm eintrat. Denke Dir ei-

nen wohlgewachsenen, blühenden Mann von etwa dreißig Jahren, von mittler Größe, in der einfachen, aber nicht geschmacklosen Tracht eines Weltgeistlichen. Im großen offnen Auge ein sanftes Feuer, und etwas, das, ich weiß nicht ob Tiefsinn oder einen leisen Anflug von Schwermuth ausdrückt. Um den schön geformten Mund einen Zug von Milde und Wohlwollen, der in ihm bei dem ersten Blick den Menschenfreund ankündigt. Denke Dir noch dazu eine Stimme, deren Metall das Ohr entzückt und Du hast die äußere Persönlichkeit dieses Mannes, dessen Inneres bei weitem diese körperlichen Eigenschaften übertrifft.

Ein paar Minuten nach seinem Eintritt herrschte bei meinen streng protestantischen Verwandten, besonders unter dem weiblichen Theile derselben, eine sich [illegible]verlegenheit, aber der in jedem Betracht feingebildete Mann, wußte bald durch ein passend herbeigeführtes Gespräch sich und alle so einheimisch zu machen, daß der anfänglich gezwungene Ton im Kurzen bis auf die letzte Spur verschwand, und als erst die Damen uns verlassen hatten, da beseelte seine geistvolle Unterhaltung die Gesellschaft so, daß mein Vater des

Abends beim Schlafengehn gestand, er erinnere sich nicht seit langer Zeit einen so vergnügten Abend erlebt zu haben. Pater Schönberger ist weit gereiset, besitzet grose Kenntnisse in der Malerei, spielet die Geige meisterhaft, und mit einem Wort, es ist ein vollkommner Mann, der seinem Stande Ehre macht.

Wissenschaftliche Unterhaltungen knüpften bald unsere nähere Bekanntschaft an, der freie Zutritt, den er zu den reichen Kunstsammlungen des Kommerzienrath F** hat, und die er mir zu zeigen sich erbot, so wie unser Zusammentreffen in der Blumenliebhaberei, waren ein Band, das unsern Umgang täglich fester zusammenzog, und dadurch entspann sich eine Freundschaft zwischen uns, die eine ewige Dauer haben wird. Er besucht mich wöchentlich zweimal, ich ihn beinahe täglich, und seine Unterhaltungen haben mich körperlich und geistig geheilt.

O! mein Albert! in welchem Irrthum sind wir gewesen, Du und ich, wenn wir uns die katholischen Geistlichen als finstre Fanatiker, als träge Müssiggänger, und weiß Gott was alles dachten. Du solltest den guten Pater Schönberger in der Nähe beobachten, wie ich, und

Du würdest bereitwillig das Vorurtheil fahren lassen, welches Du so lange gegen die hiesigen Jesuiten geheget hast. Meines Freundes Leben ist in allen seinen einzelnen Theilen, wie im Ganzen, die reinste Harmonie. So zu leben, wie er, das muß ein wahrer Genuß seyn. Seine Stunden sind zwischen kirchlichen Handlungen und Andachtsübungen, die ihm sein Stand vorschreibt, zwischen der Wissenschaft und dem Genuß einer reinen, edeln, uneigennützigen Freundschaft getheilt. Stets thätig, immer nützlich beschäftiget, den tiefen, unerschütterlichen Seelenfrieden in der Brust, genießt er schon hier die Freuden der Seligen. Wie wohl ist mir in seinem heitern, freundlich geschmückten Zimmer! Schwerlich haben die Musen irgendwo einen bescheidnern, oder würdiger und geschmackvoller verzierten Tempel. Welch eine wohlthuende Ruhe herrscht in der ganzen Probstei, wo die sechs Geistlichen wohnen! Aber Du solltest erst ihr liebevolles Betragen gegen einander, ihre gutmüthige Heiterkeit, und ihren, von der feinsten Sitte, von größter Herzensgüte geregelten Frohsinn sehen, wenn sie beisammen sind, und Du würdest Ehrfurcht für sie fühlen; denn in ihrem ganzen Wesen spricht

sich die reinste Menschlichkeit, verbunden mit einer wahrhaft apostolischen Würde und mit einer Engel gleichen Leidenschaftlosigkeit, aus. Wirklich, ich habe in ihrer Gesellschaft sehr, sehr glückliche Stunden verlebt.

Doch, meine Schilderung dieser herrlichen Menschen könnte Dir, so weit sie auch noch hinter der Wahrheit zurückbleibt, partheiisch scheinen; ich will daher Dir eine Skizze der Geschichte meiner Heilung geben, und nebenbei berichten, was ich auf meiner Reise sah.

Schönberger wußte, ohne daß ich es merkte, mein Interesse an wissenschaftliche und künstlerische Gegenstände zu wecken. Bald stellte er einen paradoxen Satz auf, den ich nicht umhin konnte zu bestreiten, aber um meinen Beweis zu führen, wurde mir ein Gang nach der Schloßbibliothek nöthig; ich mußte mehrere Bücher nachschlagen, und bei der Gelegenheit fand ich dann wieder Manches, was mein Nachdenken beschäftigte. Bald wußte er in mir den Wunsch zu erregen, irgend ein Kunstwerk zu sehen — er selbst besitzt mehrere Gemälde von italischen Meistern, und unter andern einen herrlichen h. Hieronymus von Anniballi Caracci — und dieß brachte

mich wieder mit Menschen und neuen Gegenständen in Berührung, und zog mich von dem finstern Gedanken meines Grames ab. So verfuhr er, ohne auch nur mit einem Worte meines Gemüthszustandes zu erwähnen; und vielleicht gerade dadurch, daß er mit so zarter Schonung vermied die Wunde zu berühren, die mich so unaussprechlich schmerzte, gelang es ihm um so eher, mein unbegrenztes Zutrauen zu gewinnen, und ich entdeckte ihm unaufgefordert, alles was mein Herz bedrückte. — O, mein Albert, Du hättest hören sollen, wie kräftig, trostvoll, und beruhigend er zu meinem Herzen sprach, wie er mit der tiefsten Menschenkenntniß jede wunde Stelle meines Innern heilend zu treffen, wie er jede meiner Seelenkräfte anzusprechen wußte, so daß ich endlich mich ermuthigen und den Vorsatz fassen konnte, alles kleinliche Grollen mit dem Geschick, allen Unmuth zu verbannen und mich meiner Bestimmung zu weihen.

Er hatte, wie ich schon erwähnte, meinem Vater das Wort gegeben, nie über religiöse Gegenstände mit mir zu sprechen, und er hielt redlich seine Zusage. Selbst als ich davon anfing und ihm klagte, daß mir in der Jugend, durch

geistlose Andachtsübungen, die Religion beinahe verhaßt geworden wäre, und ich selbst noch jetzt nie das tiefe, innige Gefühl beim Beten haben könne, welches so viele fromme Beter als ihre höchste, seligste Geisteserhebung rühmen: da schwieg er und wich sichtlich meinen Fragen darüber aus. Nur als ich ihn geradezu bat, mich zu unterrichten, wie ich es machen müsse, um mein durch die Umstände so ganz erkaltetes Herz zur Andacht zu erwärmen, da sagte er: „Gehen Sie zum Pfingstfeste in unsere Kirche und wohnen Sie dem Hochamte bei. Aber um des Himmels willen, schreiben Sie meinem Rathe keine andere Absicht zu, als ich wirklich dabei habe. Nicht etwa will ich Sie dadurch zum Proselyten machen, sondern nur auf Ihr, wie Sie sagen, erstorbenes Gefühl durch die wirklich einzig schöne Musik von Hasse wirken.“ Gern folgte ich seinem Rath, und in Wahrheit, ich ward von dem wunderbaren Zauber der Töne bis ins Innerste ergriffen, und zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich eine wahrhaft fromme Regung.

Ich dankte meinem Freunde innig für seinen Rath, und beschrieb ihm die wohlthätigen Wirkungen, die ich von der Anwendung desselben

spürte. Er lächelte beinahe mitleidig und sagte dann: „Halten Sie, mein Lieber, sich ja nicht zu früh für gesund, noch sind Sie wahrlich nicht genesen. Die Wirkung der herrlichen Musik auf Ihre Seele ist nur vorübergehend, und auch Ihr Körper leidet noch. Eine Reise würde Ihnen gut thun. Der Anblick von Gottes schöner Natur, der Genuß der reinen Landluft, nebenbei der Umgang mit geistvollen Menschen, und dann und wann wieder eine solche Musik, dieses müßte so stärkend auf Ihre Nerven, als belebend auf Ihr Herz wirken. Ich wünschte Sie versuchten es."

Ich ergriff diese Idee mit Freuden, und mein Vater, der seit dem Anfange meiner Besserung ein unbegrenztes Zutrauen in Pater Schönberger setzte, gab gern seine Einwilligung dazu, und überließ es mir, die Dauer und Weite meiner Reise zu bestimmen. Ich dachte Deutschland, und einen Theil von Holland zu durchstreichen, und rechnete darauf, bei der Gelegenheit auch Dich besuchen zu können. Aber Pater Schönberger, dem ich meinen Plan anvertraute, schüttelte dazu den Kopf. „Sie sind" sagte er, „Ihrer Genesung noch so gewiß nicht, um an eine so

weite Reise denken zu können; auch lernt ein guter Patriot erst sein Vaterland kennen, bevor er zu den Merkwürdigkeiten des Auslandes sich wendet. Benutzen Sie doch lieber diesen Sommer dazu, sich in Preussen umzusehen, und im künftigen Jahre machen Sie mit erstarkten Kräften einen weiteren Weg.“ Ich fand, daß er Recht hatte, und war mit seinem Vorschlage zufrieden. Nun ging es ans Entwerfen eines Reiseplans, der denn dahin festgesetzt wurde, daß ich das berühmte Fest von Mariä Himmelfahrt in dem ermländischen Kloster zur heiligen Linde mit ansehen, dann aber durch das Ermland, Oberland, bis nach Thorn, und von da, längs der schönen Weichselniederung, bis nach Danzig, endlich aber über Elbing, Frauenburg, und Braunsberg zurückreisen sollte. Ich machte scherzend den Einwand, daß diese Tour doch eigentlich auch durchs Ausland ginge, aber mein Freund nahm die Sache ernsthaft und bewies mir, daß auch der westliche Theil von Preussen, obgleich unter einem andern Szepter stehend, zu meinem Vaterlande gehöre, und in der That, es ist so. Pater Schönberger, der es bedauerte, daß seine Amtsgeschäfte ihn verh der-

den die Reise mit mir gemeinschaftlich zu machen, versah mich mit vielen Empfehlungsbriefen an Klostergeistliche, durch die ich, wie er sagte, am leichtesten die Bekanntschaft auch mit weltlichen Personen von Bedeutung machen würde, und so reisete ich denn, von den guten Wünschen meiner Angehörigen begleitet, ab.

Ich war, eine Winterreise nach Pillau abgerechnet, noch nie über drei Meilen von Königsberg entfernt gewesen, mir war also der Gedanke, mich wochenlang von meiner Heimath zu entfernen, neu und anziehend, und mein Vergnügen war schon am ersten Tage unbeschreiblich, als ich in dem heitersten Wetter durch die anmuthigen Gegenden fuhr, die im reichsten Schmucke einer wunderbaren Fruchtbarkeit prangten. Ich fühlte mich frei wie der Vogel in der Luft, und brach oft unwillkührlich in einen lauten Freudenruf aus, der meinen phlegmatischen Kutscher nicht wenig befremdete. Nur das Nachtquartier in einem einsam gelegenen, etwas dürftigen Wirthshause wollte mir nicht behagen. Doch beschied ich mich, daß es auf Reisen zuweilen nicht anders seyn könne, und tröstete mich damit, daß es in Rössel, wo ich die zweite Nacht zuzubringen gedachte, schon besser seyn würde.

Dort angelangt, ging ich sogleich in das Jesuiterkloster, um einen Empfehlungsbrief, den ich an den Pater Rector hatte, abzugeben. Das große prächtige Gebäude mit seinen weiten, doch imposant geschmückten Hallen und Kreuzgängen, der elegant verzierte Vorsaal, die allenthalben herrschende hohe Reinlichkeit, das alles machte auf mich einen ganz eigenen Eindruck, und ich wurde höchst neugierig das Innere des Kollegiums kennen zu lernen. Der Pater Rector ließ mich bitten ein wenig zu verweilen, da ein dringendes Geschäft ihn hindere mich sogleich zu sprechen, und schickte mir einen jungen Geistlichen zur Unterhaltung. Endlich erschien er selbst, eine hohe, majestätische Figur, mit einem strengen, gebietenden Blick, der sich aber, als er zu sprechen anfing, in die mildeste Leutseligkeit auflöste. Er entschuldigte im Tone des feinsten Hofmannes sein Verweilen, nahm mich darauf bei der Hand, und führte mich in seine mit einfacher Pracht verzierten Zimmer. Nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen hatte, bat er mich, während der Zeit meines Aufenthalts in Rössel im Kloster zu wohnen. Ich machte zwar aus Höflichkeit Einwendungen dagegen, aber er versicherte mir, ich

würde ihn durch längere Weigerungen auf die Vermuthung bringen, ich zweifle an seiner Gastfreundschaft, die er doch dem werthen Freunde seines lieben Schülers und Mitbruders durchaus schuldig sey. Ich mußte es mir also gefallen lassen in dem Kollegio zu wohnen. Mir wurden nun sogleich ein paar schöne Zimmer angewiesen, und ein freundlicher, gewandter Knabe meldete sich als mir zur Bedienung gegeben, und wartete stets auf meine Befehle im Vorzimmer.

Ich würde nicht fertig werden, sollte ich Dir alle die vielen Beweise von seiner Aufmerksamkeit, zarter Achtung und von dem wirklich sinnreichen Bemühen aufzählen, welches diese Religiösen anwandten, mir den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Da der P. Rector seiner vielen Geschäfte wegen nicht immer in meiner Gesellschaft seyn konnte, so hatte er einem andern Geistlichen, einem liebenswürdigen Manne, meine besondere Unterhaltung aufgetragen und ihn sogar deshalb von den kirchlichen Verrichtungen dispensiret, welches ich aber verbat und vielmehr dem Gottesdienste in der schönen Klosterkirche beiwohnete. Wir besuchten die reiche Bibliothek, das wohlgeordnete Naturalienkabinet,

besahen das alterthümliche bischöfliche Jagdschloß, machten dann noch einen Spaziergang durch die angenehmen Umgebungen der Stadt, und so verging mir der Tag sehr schnell. Um sechs Uhr des Abends versammleten sich mehrere Priester und auch einige vornehmen weltlichen Personen in den Zimmern des Rectors, und die Unterhaltung über litterarische Gegenstände wechselte mit Musik, von den Patres gemacht, wobei auch, doch nur italisch, gesungen wurde. Die Bewirthung war ganz vorzüglich, Speisen und Getränke ausgesucht schön. Doch die Mäßigkeit, die bei dem Genusse derselben herrschte und die Sittsamkeit dieser frommer Väter, die ohne im Mindesten peinlich zu seyn, doch der geistlichen Würde so angemessen war, hat mich wahrhaft erbauet.

Ich wollte schon des anderen Tages nach der Linde reisen, um, da vielleicht späterhin der Andrang der Wallfahrer meiner Vermuthung nach sehr groß werden dürfte, in Zeiten ein Unterkommen zu finden, aber der Pater Rector bat mich, das seine Sorge seyn zu lassen und bis zum Anfange des Festes bei ihm zu verharren. Ich wurde überrascht von dieser Zuvorkommenheit, mit welcher der ehrwürdige und angesehene Mann mich

den unbedeutenden Jüngling behandelte, und ward verlegen ihm meinen Dank dafür auszudrücken. „Lassen Sie gut seyn, erwiederte er, als ich seine Gefälligkeit gegen mich rühmte, mein Verdienst dabei ist so gar groß nicht, als es Ihre zu weit getriebene Bescheidenheit sich vorstellt; denn glauben Sie doch, daß uns, wenn wir in Ihnen auch den Freund unseres guten Bruders Schönberger übersehen könnten, dennoch unserer Abgeschiedenheit der gebildete und unterhaltende Großstädtner eine liebe Erscheinung seyn müßte, die solange als möglich in unserer Mitte zu behalten unser eigener Vortheil erheischte. In der Linde werden sie übrigens auch bei den Unsrigen, und ich darf wohl sagen in meinem Hause logiren, denn das d[illegible]e Kloster gehört auch zu unserm Orden [illegible]nd [illegible]het ebenfalls unter meiner Aufsicht.“ — Genug, ich mußte drei Tage bei diesen biedern, gastfreundlichen Menschen verweilen, und wurde nur an dem Morgen des Festes mit der bestimmten Weisung entlassen, in der Linde nirgends anders als im Kloster abzutreten, wo ich ein für mich bereit stehendes Zimmer finden würde.

Da alle im Kollegio befindlichen Geistlichen

schon frühe des Morgens in der Kirche ministriren und dann in Prozession nach der Linde gehen mußten, so hatte ich mich schon am Abende vorher beurlaubt, und machte mich frühe zu Fuß auf den Weg. Zum Wegweiser diente mir der Knabe, der bis jetzt mich bedienet hatte und der auch in der Linde um mich seyn sollte. Er hatte ein allerliebstes Gesicht mit Wangen, die von Gesundheit strotzten und mit ein paar lebhaften schwarzen Augen, die so munter und klug in die Welt hinein sahen, als könne es ihrem Besitzer nimmer fehlen. Der Bursche war mir eine seltsame aber liebe Erscheinung. Er war, wie er mir sagte, siebenzehn Jahr alt, welches auch sein beinahe ausgewachsener Körper glaublich machte. Auch war sein Verstand ziemlich ausgebildet für dieß Alter, und doch hatte er wieder so viel Kindliches und äußerst über manche Dinge so eingeschränkte Begriffe, daß ich oft ganz irre an ihm wurde und auf den Argwohn gerieth, er wolle mich mit seiner verstellten Unwissenheit und Naivität foppen. Weiterhin sahe ich wohl das Ungegründete meines Verdachts ein, und es wurde mir klar, daß sein Verstand durch die Art der Erziehung, die er bei den Jesuiten genossen hat, diese sonderbare Richtung bekommen haben mußte.

Die Heerstraße von Rössel nach der Linde, — beiläufig gesagt, eine halbe Meile lang — war mit einer unbeschreiblichen Menge von Wallfahrern bedeckt. Das Gewimmel von Menschen in der heitern Morgenstunde, die alle zu einem Ziele, zur religiösen Andacht, zur Entlastung ihrer Gewissen, zur Versöhnung mit Gott, zum Preise ihres Schöpfers nach dem Gnadenorte hinströmten, hatte viel Herzerhebendes für mich. Die zahlreichen Prozessionen, denen festlich geschmückte Heiligenbilder, Fahnen, Kreuze, Blumengewinde und grüne Zweige vorgetragen wurden, die feierlichen Lobgesänge, das Klingeln der Glöckchen und die ehrfurchtsvollen Kniebeugungen vor den am Wege befindlichen Bildern aus der Leidensgeschichte hatte etwas Großes, Erhabenes, das auch mich, den Protestanten, zu einer nie gefühlten Rührung hinriß.

Gleich als wir die Stadt verließen, fragte mein Begleiter mich, ob es mir nicht zuwider wäre, wenn er Antheil an der allgemeinen Andacht nähme? Wie, rief ich, zuwider sollte es mir seyn? Woher kommst Du auf den seltsamen Gedanken? Die Herrn Patres, sagte er, hätten ihm verboten, mir nicht etwa durch Ausübung

gottesdienſtlicher Handlungen Veranlaſſung zur Aergerniß zu geben, da er einmal zu meinem Begleiter beſtimmt ſey. — Sieh, mein Albert, welche zarte Schonung dieſe als bigott und fanatiſch verſchrienen Geiſtlichen ausüben. Ich bat den Burſchen ſich durch mich nicht im Mindeſten von ſeiner Andacht abhalten zu laſſen, und zeigte mich erbötig, daran Antheil zu nehmen. Er ſah mich darauf erſt befremdend an und rief: „Sie der Lutheraner!“ Dann aber fuhr er lächelnd fort. Freilich ſind wir ja alle Chriſten und auch Ihr Glaube befiehlt ja unſer Heiland anzubeten. Er zog nun ſein Brevier hervor und fing einen lateiniſchen Lobgeſang auf die Jungfrau Maria an, in den ich einſtimmte und ihn dadurch nicht wenig erbaute.

Bis zur Hälfte des Weges ſind ſieben gemauerte Nichen mit kleinen Altären befindlich, auf denen gut en haut relief in Stein gearbeitete Scenen aus der Leidensgeſchichte ſtehen. Die Altäre waren mit koſtbaren Decken behängt, mit Lichtern beſetzt und mit Eichenlaub und Blumenkränzen umwunden. Vor jedem Altare kniete mein Führer und betete ein lateiniſches, herzlich abgefaßtes Gebet und ich mit ihm. O, Freund!

Du hätteſt die Andacht in ſeinem ſchönen, vom heiligen Gefühle verklärten Geſichte ſehen ſollen; auch Du, auch jeder Menſch mit nicht ganz verhärtetem Herzen hätte mitbeten müſſen. Mir war als führte mich ein Engel ſelbſt zu den Altären hin und löſe die Rinde von meinem Herzen, die mich ſo lange gleichgültig gegen alles Heilige gemacht hatte. Noch nie habe ich mit einer ſolchen Erhebung gebetet.

Auf der Hälfte des Weges fanden wir auf dem freien Platze eines Dorfs eine Kapelle, in welcher auf einem Altare das Bild der ſchmerzensreichen Mutter ſtand. Die Kapelle war mit Blumengewinden geſchmückt und mit Betenden angefüllt. Als wir unſern Platz daſelbſt eingenommen hatten, aten ſechs engelſchöne, mit weißen Chorhemden bekleidete Knaben vor den Altar, und ſtimmten mit den wohlklingendſten Stimmen, die ich je hörte, das „Stabat Mater“ an. Wie dieſer himmliſche Geſang mein Herz bewegte, davon verſuche ich Dir vergebens eine Vorſtellung zu machen. Es war als wenn mein ganzes Innere aufgelöſet würde; meine Seele ſchwamm in einem nie geahneten Entzücken, Thränen des heiligſten Gefühls überſtrömten

meine Wangen und mein Herz brannte von reiner Andacht. Als wir uns von den Knien erhoben, sahe mich mein Begleiter mit einem leuchtenden Blicke an, umarmte mich dann und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Darauf zog er sich erröthend zurück und sagte: „Verzeihen Sie mir diese unschickliche Dreistigkeit, aber ich konnte nicht anders, Ihre herzliche Frömmigkeit machte mir zu viel Freude.“ Ich drückte dieses harmlos fromme Wesen noch einmal an meine Brust und gab ihm einen Kuß auf die Stirne.

Als wir auf dem zweiten Theile des Weges noch sieben Leidensstationen zurückgelegt hatten, kamen wir in einen dichten Wald, dessen mächtige Stämme gleich den Säulen eines gothischen Doms zum Himmel emporstrebten, und mit ihren dichten Wipfeln eine tiefe Dämmerung verbreiteten, in der wir auf dem bethauten grünen Rasen wie in einer mit Teppichen belegten Tempelhalle wandelten. Wir entfernten uns von dem großen Haufen der Wallfahrer, und gingen in der erquickenden Stille und Kühle des anmuthigen Haines fort, bis wir unvermuthet die ungemein prachtvolle Wallfahrtskirche vor uns liegen sahen. Sie liegt, nebst dem im edeln Style gebauten

Kloſter, auf einer Inſel in einem herrlichen von Waldbergen rings umgebenen Thale, und ſchwerlich könnten die Umgebungen eines der Andacht geweihten Orts paſſender gewählt werden, als ſie es hier ſind. Die Kirche wird von einer weiten viereckichten, nach außen hin geſchloſſenen Säulenhalle, umgeben, die in jeder ihrer vier Ecken eine mit einer hohen Kuppel verſehene Kapelle enthält. Am Portal der Kirche erheben ſich zwei hohe in einem reichen Style erbaute Thürme und zwiſchen ihnen ſteht das koloſſale Bild der Jeſusmutter, mit einer transparenten Glorie umgeben, die, von der Sonne beleuchtet, wie von Millionen Diamanten funkelte. Auf dem Wege zur Kirche und auf dem geräumigen Vorplatze derſelben wogte eine Menſchenzahl von vielleicht zwanzigtauſend Köpfen. Feierliche Lobgeſänge, Inſtrumentalmuſik, Glockengeläute und das Geklingel der Sakriſtane, alles das ſprach jede Seite meines Gefühls an und verſetzte mich in eine, ich möchte ſagen, ſelige Stimmung.

Wir gingen nach dem Kloſter, wo wir von einem Diener empfangen wurden oder uns nach dem für mich beſtimmten Zimmer führte und mir einige leckerhafte Erfriſchungen darbot. Er ent-

schuldigte es, daß die Herrn Geistlichen mich nicht selbst empfangen könnten, da sie sämmtlich in der Kirche Beichte säßen. Mein Guide nahm nun Abschied von mir, weil er beichten wollte. Gern wäre ich sogleich mit ihm in die Kirche gegangen, allein ich unterließ es, da ich ihn zu stören fürchtete. Bald nach seiner Entfernung stellte sich mir ein anderer Jüngling vor, als von den Geistlichen zu meiner Gesellschaft geschickt. Ich bat ihn mich zur Kirche zu führen, doch er überredete mich damit noch anzustehen, weil ich mich dort in einem störenden Gedränge wegen der vielen Beichtenden befinden, und also die Kirche selbst nicht besehen können würde. Er rieth mir vielmehr die Hochmesse abzuwarten, um den vollen Eindruck von der Pracht der Kirche und des Gottesdienstes zugleich zu haben und erbot sich mich durch einen Nebengang zu einem guten Platze zu führen. Bis dahin machten wir einen Spaziergang in dem geschmackvoll eingerichteten Klostergarten.

Als die Zeit des Hochamts herannahete, führte mich mein Begleiter an eine kleine Thüre an der Kirche, schloß solche auf, und wir befanden uns in einer Kapelle unweit des Hochaltars, und

aus dieser heraustretend, in dem Heiligthume selbst.

Wie soll ich Dir den Eindruck beschreiben, den der Anblick dieses mit königlicher Pracht geschmückten Tempels und der versammelten Volksmenge von mehreren tausend Menschen, die alle in stiller Andacht den feierlichsten, geheimnißreichsten Akt ihres Gottesdienstes erwarteten, auf mich machte. Die Kirche war, bis auf den durch eine Marmorbalustrade getrennten Platz vor dem Hochaltar, gedrängt voll Menschen. Dieser Platz aber, eigentlich der Chor, war leer, und in der Mitte desselben stand der Baumstummel, worauf die heilige Jungfrau einst einem Hirten erschienen seyn soll; jetzt stehet die silberne Bildsäule der Heiligen darauf. Aber vorzüglich wurde mein Auge von dem schimmernden Prunke des Hochaltars angezogen, der an Reichthum jede Vorstellung übertraf. Anfangs wurde ich von dem Glanze des Silbers, womit der ganze Altar überzogen ist, von dem des Goldes, woraus die sämmtlichen heiligen Gefäße bestanden, der Juwelen, womit das Tabernakel, die Monstranze, und die Krone des Marienbildes besetzt ist, und welches alles, bei dem Scheine unzähliger Ker-

zen, blitzähnlich strahlte, geblendet. Als mein Auge aber nach und nach des funkelnden Schimmers mehr gewohnt werden war, da leuchtete mir, wie aus einer Glorie, das Antlitz der Jesusmutter entgegen, und ich wurde von der übermenschlichen Schönheit und dem unaussprechlich ausgedrückten Charakter der Göttlichkeit dieses wunderbaren Bildes, wie von einer himmlischen Erscheinung berührt.

Jetzt intonirte die Musik, und der Messpriester trat in Begleitung vieler Geistlichen, unter denen ich auch meine lieben Gastfreunde aus Rössel bemerkte, aus der Sakristei und bestieg die Stufen des Hochaltars. Die heilige Handlung begann, und nie habe ich das Heilige würdevoller behandeln sehen, als es hier geschah. O! wenn bei diesen Priestern nicht wahre Frömmigkeit zu finden ist, so ist sie nirgends in der Welt! Aber wie soll ich das, was ich während der Messe fühlte, aussprechen, wie die Empfindung schildern, die mich dabei durchdrang, ergriff, begeisterte, und bis in das Innerste meines Wesens erschütterte! Vergebens suche ich Worte dafür, die Sprache ist zu arm; mir wenigstens fehlen die Ausdrücke, um es Dir zu veranschau-

lichen! Die Musik war einzig und ganz darauf berechnet, alle Fibern des Herzens in Thränen einer flammenden Andacht aufzulösen. Bald drückten der Flöten schmelzende Töne den sanften Klagelaut eines betrübten Gemüths aus, oder sie lispelten den zarten Hauch des Flehens einer bescheidenen Andacht zum Himmel empor, bald schrie der Klarinette gellender Ton den übergroßen, nicht mehr zu verhallenden Schmerz zu den Wolken hinan; jetzt rollten der Orgel donnernde Töne wie eine Windsbraut, dröhnend durch das weite Gewölbe, oder schallten wie des erzürnten Richters drohende Stimme; dann tönten alle Instrumente wie der Chor eines betenden und dankenden Volks. Jeder Nerv in mir bebte vor Rührung, jede Ader pulsete Anbetung. Mir selbst unbewußt, war ich auf die Knie gesunken, und begoß mit meinen Thränen den Marmorboden. Schon hatte der Priester den Segen ertheilt, und noch kniete ich, kniete fort bis die Weihrauchswolken in den Lüften verschwammen, und die Himmelsmelodien, die meine Seele zur feurigsten Anbetung entflammt hatten, verklungen waren. Die Menschenmenge zerstreute sich nun, die Priester gruppirten sich zur Prozession,

ich aber ging, um mich den in mir aufgeregten Empfindungen ungestört überlassen zu können, in das tiefste Dickicht des Waldes.

Mehrere Stunden lag ich in dem Schatten einer uralten Eiche hingestreckt, um mein tiefbewegtes Herz durch die mich umgebende Ruhe zu beschwichtigen. Lange brausten noch immer jene Orgeltöne, klangen noch immer jene melodischen Stimmen, tönten noch immer jene Harmonien in meinem Innern wider, und ich war keines zusammenhängenden Gedankens fähig. Als mein Gemüth endlich ruhiger geworden war, legte ich mir die Frage vor: Wie war es Dir möglich in der Kirche einer fremden Glaubenspartei, die der, zu welcher Du Dich bekennest, feindlich gegenüber steht, eine Andacht zu haben, zu der Du Dich, allem guten Willen ungeachtet, in einem Tempel Deiner Glaubensgenossen nie erheben konntest? War diese Andacht an fremden Altären unrecht? — Nein, sie war ja auch dem Gott geweiht, dem ich diene, und wenn ich früher in einer lutherischen Kirche nicht solcher frommer Gefühle fähig war, so lag die Schuld nicht an mir, sondern daran, daß unser Kultus keine so ergreifende Wirkungen auf das Gemüth macht-

wie der katholische. Also hätte er in dieser Hinsicht einen Vorzug vor dem unserer Kirche? Unstreitig, denn die durch seine Würde, durch seinen Pomp erregte Andacht ist ja der wesenlichste Theil des wahren Gottesdienstes, der die schwache Menschennatur bessert und veredelt.

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich so anhaltend, daß ich keine Achtung auf die Zeit gab und nicht daran dachte, daß es unschicklich wäre, mich, ehe ich mich meinen Freunden im Kloster vorgestellt hatte, auf so lange zu entfernen. Das Gehen eines Menschen weckte mich endlich aus meinem Nachdenken, und vor mir stand, als ich aufblickte, Pater Baumann aus Rössel, der mir freundlich zurief: „Ei! in welche tiefe Einsamkeit hat sich unser lieber Gast verborgen? Kommen Sie, mein Freund, der Gottesdienst ist geendet, und man erwartet Sie bei Tische.“ Ich entschuldigte mich über meine unschickliche Entfernung, er aber sagte: „Verlieren Sie keine Worte darüber! Auch ich kenne das Bedürfniß, mich zuweilen, wenn meine Seele von irgend einer Empfindung tief bewegt ist, in die Einsamkeit zurückzuziehen, um daselbst mein Gefühl ausströmen zu lassen und den Verstel-

lungen ruhig nachhängen zu können, die in dem erregten Gemüthe entstehen.“

Ich. Das war gerade jetzt auch mein Fall. Ich hatte dem Hochamte beigewohnt, war von dieser heiligen Handlung tief ergriffen, und fühlte den Drang, mir von meinem Gefühle Rechenschaft abzulegen.

Er. Wie! Sie, der Protestant, wären von unserm Kultus ergriffen worden? das nimmt mich Wunder, da sonst Ihre Glaubenspartei nur spottend auf unseren Gottesdienst herabsieht. Dürfte ich Sie wohl um eine Andeutung Ihrer gehabten Empfindungen bitten?

Ich. Es waren die frömmsten und reinsten, die ich je gehabt habe; meine Andacht wurde durch die heilige Handlung nicht bloß erregt, sondern auch bis zur Anbetung gesteigert.

Er. Ihr Bekenntniß macht mir so viel Freude, als es mir unbegreiflich ist. Wie mögen Sie, dessen Glaube den unsrigen als eine Kette von Irrthümern, als einen Götzendienst wohl gar darstellt, von Etwas gerührt werden, das Sie, den Lehren Ihrer Kirche zu Folge, nothwendig als eine, gelinde gesprochen, überflüssige Zeremonie ansehen müssen, bloß darauf berechnet, dem rohen

Haufen zu imponiren: wie mögen Sie dadurch bis zur Andacht und Anbetung gerührt werden?

Ich. Es ist dennoch so, und sollten unsere Theologen das behauptet haben, was Sie ihnen in den Mund legen, so stimme ich ihrer Meinung nicht bei, da ich mich von dem Gegentheil überzeugt habe. Ich bin zwar nur ein Laie und allen dogmatischen Streitigkeiten fremd, aber von heute ab werde ich es gegen jeden Theologen meiner Glaubenspartbei behaupten: es ist ein bedeutender Mangel unserer Kirche, daß sie kein Meßopfer hat, denn wie mag das große, von keiner Menschenvernunft begriffene Mysterium der Erlösungslehre, dem Menschen würdiger dargestellt, passender ans Herz gelegt werden, als eben durch die Messe.

Er. O, Sie wissen nicht, wie sehr mich Ihre so richtige Ansicht von dieser Sache beglückt! Ja so ist es wirklich, wie Sie glauben. Nähmen sich doch Ihre Theologen, die uns nach dem äußern Schein und oft so hart verdammen, die Mühe, auf den Grund der Ursachen unseres kirchlichen Ritus und unserer Dogmen zu dringen, könnten sie es doch über sich gewinnen, mit kaltem Blut, ohne Vorurtheil Untersuchungen dar-

über anzustellen, und dabei die Bruderliebe nie aus den Augen zu setzen, die doch allen Christen ziemt: aller Streit würde bald aufhören, und die ganze Christenheit sähe einer ewigen Vereinigung entgegen.

Ich. Aber gestehen Sie, auch Ihre Theologen sind nicht immer die sanftmüthigsten.

Er. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß es auch unter den unsrigen unbesonnene Eiferer gibt, allein Sie müssen, wenn Sie billig seyn wollen, auch zugeben, daß sie mehr Entschuldigungsgründe für sich haben, als die Ihrigen. Abgesehen von allen Dogmen, die jede Parthei für die richtigen hält, so sind wir doch immer die Angegriffenen, also zuerst zur Vertheidigung aufgefordert. Dann aber, wer läßt sich gern Etwas entreißen, woran er seine Beruhigung, seine ganze Seligkeit, alle seine Hoffnungen geknüpft hat?

Ich. Tritt derselbe Fall auch nicht bei unsern Theologen ein?

Er. Nein, mein Freund! Die Ihrigen wollen uns nehmen, die Unsrigen Ihren Glaubensbrüdern nicht, sondern im Gegentheil ihnen geben. Wir sollen das Meßopfer, die Fürbitte und das

Verdienst der Heiligen, den Glauben an ihre Wunder, die Firmung, die letzte Oelung u. s. w. aufgeben, wir dagegen verlangen von den Ihrigen nichts Wesentliches aufzugeben, sondern nur das anzunehmen, was ihnen fehlt.

Ich. Und die heiligen Schriften nicht zu lesen, das Unverehelichtbleiben des Priesterstandes nennen Sie nichts aufgeben.

Er. Nein, nichts Wesentliches. Wenn wir dem gemeinen Mann, welcher der Schriftsprache nicht kundig ist, die Lesung der Bibel untersagen, so geschieht solches deßhalb, damit er nicht das von ihm falsch verstandene Heilige mißbraucht. Es ihm zu erklären, ihm den richtigen Sinn zu deuten, ihm das Nöthige davon mitzutheilen, dazu sind wir ja da; dem sprachkundigen denkenden Menschen, von dessen Fähigkeiten die Bibel zu verstehen wir überzeugt sind, werden wir das Lesen derselben nie untersagen. Ihre zweite Ausstellung das Verbot der Priesterehe betreffend, muß ich Sie bitten das Wesen und die erforderlichen Eigenschaften eines Priesters zu erwägen, ehe Sie über die Nothwendigkeit dieses Verbots entscheiden. Des Priesters Pflicht, auch nach den Grundsätzen Ihrer Parthei, ist ein Lehrer,

Führer und Berather der Menschen zu seyn. Er hat aber noch einen höhern Beruf: Er soll der Verkündiger des göttlichen Willens, der Verwalter der göttlichen Geheimnisse, der Vermittler zwischen Gott und Menschen seyn. Ihm werden in der Beichte die tiefsten, lastendsten Geheimnisse vertraut, ihm liegt der ganze Lebenswandel so vieler Menschen, mit allen ihren Verirrungen, Schwächen, Thorheiten und Lastern wie ein offenes Buch klar vor Augen, und des Herzens geheimste Falten werden ihm aufgedeckt. Der Nutzen der Ohrenbeichte ist leicht zu beweisen, denn der Priester erhält dadurch Gelegenheit den Strauchelnden vor dem Fallen zu bewahren, den Gefallenen aufzurichten, den Irrenden zu leiten, in dem Lasterhaften die Stimme des Gewissens zu wecken, den Zweifelnden im Glauben zu stärken u. s. w. Gestehen Sie selbst, diese hochwichtigen Obliegenheiten, wenn sie entsprechend erfüllt werden sollen, erheischen eine mehr als gewöhnliche Charakterstärke, eine ungetrübte Gemüthsruhe, große Kraft und eine über kleinliche Leidenschaften und die gewöhnlichen menschlichen Regungen erhabene Seelenreinheit. Wer aber will diese Erfordernisse, der an häusliche Bequemlich-

keiten und Freuden gewöhnte, von häuslichen Sorgen und Bekümmernissen gedrängte verheurathete Priester nehmen? Kann der Geistliche, der von der Zanksucht seines Weibes gequält, von ihrer Untreue in Verzweiflung gebracht wird, kann er, dessen Sohn ihn durch Liederlichkeit betrübt, dessen Tochter ihn durch unglückliche oder unwürdige Liebe kränkt, dessen unerwachsenes Kind vielleicht eben an einer schmerzhaften Krankheit, ja wohl gar im Todeskampfe darnieder liegt, kann er, frage ich, in solchen Verhältnissen Sinn und Gefühl für die Gewissensbedürfnisse seiner Gemeindeglieder haben? Bleibt er nicht ein Mensch, und muß er nicht als solcher über seinem Leide das Leid Anderer vergessen? Wenn dagegen in unserer Kirche der Priester von allen Verhältnissen des bürgerlichen und Familienlebens geschieden ist, so kann er ganz und mit ungetheilter Seele sich dem Ewigen und Himmlischen weihen und ganz das seyn, was er seyn soll; ein Bote Gottes an die Menschheit, ein Verkündiger des göttlichen Friedens. — Wenden Sie dagegen ein, daß auch die Priester unserer Kirche nicht alle ihre erhabene Bestimmung erfüllen, so will ich Ihnen solches keinesweges bestreiten, denn

in welchem Stande gäbe es nicht Schwache und Unwürdige; aber hier ist nur die Rede von den Fähigkeiten zum Beruf, und diese kann nur der unverehlichte Priester haben.

Wir waren während dieses Gesprächs an eine Brücke gekommen, die über einen Kanal führt, der den Wald von dem Klostergarten trennt. Es war eine Zugbrücke, die durch einen einfachen, aber sinnreichen Mechanismus aufgezogen und niedergelassen werden konnte und so den Zugang öffnete oder verschloß. Ehe wir in den Garten traten, sagte der Geistliche zu mir: „Für heute, mein Freund, wollen wir von dem in Rede stehenden Gegenstande abbrechen, denn meine Brüder und ich sind ein wenig erschöpft und also mehr zu einem muntern Gespräche, als zu einer so ernsthaften Unterhaltung geneigt, die den Geist anstrengend beschäftigt.“ — Der letzte Strahl des verglimmenden Abendroths schimmerte eben von den goldnen Kreuzen der Thurmspitzen, der Fohrenwald duftete seinen Balsam aus, und auf dem See schwamm der Thau gleich einem Schleier. Jenseit des Sees auf einem freien Platze, wo auch die Wirthshäuser liegen, tönte eine fröhliche Musik herüber, und tausende von Menschen lie-

ßen es sich im Freien, in der lauen Abendluft bei Speise und Trank wohl seyn. Dieses fröhliche Leben machte mit der tiefen Stille des Gartens, die nur durch das Plätschern einiger Springbrunnen unterbrochen wurde, einen angenehmen Kontrast. Mein Führer sagte mir jetzt, daß es von mir abhinge, ob ich im Kloster an einer Tafel von sechszig Gedecken speisen wolle, oder ob ich es vorziehe im Garten in einer Laube in Gesellschaft von zwei oder drei Personen zu essen. Ich wählte das Letztere, da ich kein Freund von großen Gesellschaften bin und es auch der Wunsch meines Begleiters zu seyn schien. „Ich habe darauf gerechnet, äußerte er, und für diesen Fall bereits die nöthigen Anstalten getroffen.“ Er führte mich in eine bedeckte, hell erleuchtete Laube, wo wir eine elegante Tafel und noch zwei Patres aus Rössel fanden, die schon unserer warteten. Wir aßen hier und brachten bei einem mäßigen Trunke und unter anziehenden Gesprächen die Zeit bis nach Mitternacht hin. Nun führte mich mein Begleiter ins Schlafgemach und erbot sich mich des Morgens frühe zu wecken, damit er mir, noch ehe der Gottesdienst anginge, das Innere der Kirche und ihre Schätze zeigen könnte.

Ich muß für heute abbrechen, morgen setze ich meinen Bericht fort.

1.

Karl an Albert.

(Zur Fortsetzung.)

Als er am andern Morgen mich weckte, warf ich mich schnell in die Kleider und folgte ihm nach der Kirche, die er mir aufschloß. Wir waren durch das Hauptportal gegangen, damit ich von da aus den besten Ueberblick des Ganzen genießen könnte. Der Eindruck, den dieser weite, leere, prächtige Tempel auf mich machte, war unbeschreiblich, und setzte mich beinahe außer mir. Diese Tausende von Bildern, wohin das Auge auch blickte, schienen zu leben, und ich glaubte mich in einer Versammlung von Heiligen und Erzvätern zu befinden. Du wirst Dir schwerlich eine Vorstellung davon machen können, was diese Fresko-Gemählde, womit die Wände bis zur gewölbten Decke, diese mit eingeschlossen, bekleidet sind, für eine Wirkung thun. Man sollte denken, sie müßte nicht anders als kleinlich und unangenehm seyn, aber das gerade Gegentheil ist

der Fall. Man glaubt in den offnen Himmel zu blicken und die Chöre der Seligen zu sehen. Dabei sind die marmornen Altäre, die hohen, schlanken Pfeiler und die übrigen Verzierungen so einfach und doch so ungemein prächtig, daß man den geläuterten Geschmack der Erbauer, Verzierer, die Einfachheit und Würde so sinnvoll mit der königlichen Pracht zu verbinden wußten, nicht genug bewundern kann.

Nachdem wir die Heiligthümer und den unermeßlich reichen Schatz, der hier aufbewahrt wird, besehen hatten und auch zu der stillen Gruft des ersten und größten Wohlthäters der Kirche hinab gestiegen waren, sagte mein Führer: „Sie haben nun alle Merkwürdigkeiten unseres Gotteshauses gesehen und mir bleibt nur noch übrig Sie auf Etwas aufmerksam zu machen, das dazu geeignet ist Ihre Bewunderung zu erregen. Sie besitzen Kenntnisse von der Malerei. Sehen Sie diese vollendeten Gemälde an den Wänden, die an Korrektheit der Zeichnung, Ausdruck, täuschender Wahrheit und herrlichen Kolorit ihres Gleichen suchen, deren Zahl vielleicht allein in der Kirche an zehen tausend beträgt, sehen Sie die nicht weniger schönen Malereien in der Sakristei, in

der Schatzkammer, in den vier Kapellen, und in den Arkaden: dieses alles ist das Werk eines einzigen Menschen, der noch dazu in der Blüthe seiner Jahre starb. Glauben Sie, daß dieses irgend einem Maler in der Welt, der bloß des Erwerbes, des Ruhmes wegen, oder aus Liebe zur Kunst malte, je möglich gewesen wäre? Eine zweite Merkwürdigkeit, das prächtige metallene Thor, das den Lindenbaum so natürlich darstellt, wurde von einem Schmied verfertigt, der nicht zeichnen konnte, nie im Auslande gewesen war, und nie eine künstlerische Ausbildung genossen hatte. Endlich die dritte: Dieses Gotteshaus, das an Pracht, Geschmack, und Reichthum manchen Königspallast überstrahlt, ist ganz aus frommen Beiträgen entstanden; kein König, kein Fürst hat die Erbauer und Verzierer desselben unterstützt. Fromme Begeisterung schuf und bildete hier das Unglaubliche, der Andacht heilige Flamme vollbrachte allein das unmöglich Scheinende: haben Sie von Ihren Glaubensgenossen etwas Aehnliches aufzuweisen?" „Nein," antwortete ich, „allein wenn Sie dieses als einen Vorzug Ihrer Glaubenspartei in Anschlag bringen wollen, so muß ich Ihnen die Kaba in Mekka

entgegen setzen, die sich wenigstens noch reicherer Schätze rühmen kann."

Er. Reicherer Schätze wohl, aber sie wurden von des Orients reichsten Fürsten gespendet; diese entstanden aus dem bescheidenen Vermögen des Privatmannes. Doch das ist das Wenigste; aber dieser Aufwand von Kunst und Kraft, wo mag ihn ein unbegeistertes Gemüth hervorbringen? Und was war die Ursache dieser Begeisterung? Nichts anders als der Glaube. Und daß dieser Glaube kein Wahn, keine Schwärmerei war, beweiset die hohe Vollendung der Kunstwerke; denn der Irrthum kann seinen Formen nie das Himmlische beigesellen.

Ich. Ohne im Ganzen Ihre Meinung bestreiten zu wollen, muß ich Sie doch an die Götterbilder und Kunstwerke der klassischen Vorzeit überhaupt erinnern.

Er. Ihr Einwand stößt meinen Satz nicht um. Was wissen wir im Grunde von jenen Kunstwerken? Gemälde von Bedeutung und plastische Kunstwerke aus der griechischen Kunstperiode besitzen wir nicht mehr; ich habe die berühmtesten davon gesehen. Was nach meinem Urtheile das Vollendetste davon ist, der Laokoon,

der Torſe, der ſterbende Fechter, das ſind Menſchenbilder; allerdings ſehr ſchön, und der ihnen gezollten Bewunderung vollkommen würdig. Aber nur die richtige Auffaſſung und Darſtellung des menſchlichen Körpers in der Anwendung ſeiner Muskelkraft iſt es, was man daran bewundert, von etwas Ueberirdiſchem, Himmliſchen, auch nicht eine Spur. Zwei andere mit ihnen wetteifernde Kunſtwerke, von Einigen noch höher als jene geſchätzt, ſind die mediceiſche Venus und der Apollo von Belvedere. Ich müßte ein Böotier ſeyn, wenn ich ſie nicht ſchön nennen wollte; ich geſtehe ihnen mit voller Ueberzeugung den höchſt möglichen Grad der vollendeten Nachbildung menſchlicher Formen und Umriſſe zu, nur das Göttliche kann ich an ihnen nicht finden. Apollo iſt das Ideal eines ſchönen Mannes in übermenſchlicher Größe; ſtolz, hehr, wie der geſunde, kräftige, glückliche Menſch in ſeiner Jugendblüthe und im Vollgefühle ſeiner Kraft; die Proportionen laſſen nichts zu wünſchen übrig, die durch den Meißel dargeſtellten anatomiſchen Verhältniſſe erregen Bewunderung: das alles geſtehe ich gern, nur den zur Anbetung hinreißenden Gott muß man mir in ihm nicht aufdringen

wollen. *) Die Venus — nun, Ihnen wird ja bekannt seyn, zu welchen unnatürlichen Verirrungen der Sinnlichkeit ihre Nacktheit Anlaß gab: wie könnte auch bei den verdorbensten Menschen der Anblick der Bildsäule einen dergleichen Sinnenreiz hervorbringen, wenn sie wirklich den Ausdruck übermenschlicher Hoheit und Würde hätte? Sehen Sie dagegen unsere Madonna an: wie unaussprechlich schön ist dieses Gesicht, und doch welchem auch ganz in der niedrigsten Sinnlichkeit versunkenen Menschen könnte bei ihrem Anschauen ein unreiner Gedanke beikommen, auch wenn sie ihm nicht ein Gegenstand der Verehrung wäre? Sie würden sich unter geschaffenen Menschen vergebens nach einem Urbilde von dieser himmlischen Würde umsehen: es konnte nur in der Seele des glaubigen Künstlers entstehen, und weil es so unverkennbar den Stempel der Göttlichkeit an sich trägt, darum war der Glaube, der es in seiner Seele darstellte, und die Farben

*) Der Verfasser findet sich gedrungen zu erinnern, daß er in diesem Urtheil nicht seine individuelle Ansicht niederlegen wollte. Der Pater Baumann hat allerdings Beweggründe, sich so über die klassischen Kunstwerke des Alterthums zu äußern.

dazu, die er unmittelbar aus dem Himmel holte, kein Wahn.“ *)

Ich konnte seinen Gründen nichts entgegensetzen, und bekenne, daß ich geneigt war seiner Meinung beizupflichten, die mir einleuchtend und beherzigenswerth schien. Mir war es um Wahrheit zu thun, denn ich gestehe frei, daß ich in dem katholischen Kultus Vieles finde, was mich ungemein anspricht, und daß ich, seitdem ich ihn näher kenne, in unserer Glaubenslehre so Manches vermisse, was dem Herzen Trost, dem Gewissen Beruhigung gewähret. Um also eine nähere Einsicht in die Dogmen der Katholiken zu erhalten, bat ich ihn mich mit den Gründen bekannt zu machen, warum die Kirche den Wunderglauben überhaupt, und insbesondere die in der heiligen Linde geschehenen Wunder, unterstützt. Er sah mich scharf an, und frug dann um die Ursache meiner Bitte. Als ich ihm versichert hatte, nur

---

*) Um einer falschen Beurtheilung vorzubeugen, muß der Verfasser erklären, daß diese Beweisführung, so wie das Urtheil über die Antiken und überhaupt die ganze Unterredung, seine Erfindung ist. — Wer mehrmals in Altertümerkirchen schöne Gemälde, besonders Madonnen, [illegible] wird oft ähnliche Aeußerungen und Urtheile gehört haben.

das Verlangen nach Belehrung habe mich bewogen, ihn um Aufklärung über diesen Gegenstand zu ersuchen, da sagte er: „Ich könnte mich auf die Meinungen derer Kirchenväter, die noch bei Ihren Theologen in Ansehen stehn, ich könnte mich auf urkundliche Zeugnisse glaubwürdiger Männer, ausgestellt bei Gelegenheiten, wo kein Betrug, keine Sinnentäuschung statt finden konnte, berufen. Aber ich will mich kürzer fassen und Sie auf die Bibel verweisen, deren Aussprüche Sie doch werden gelten lassen. Diese berichtet uns von vielen Wundern, also haben solche wirklich statt gefunden: warum soll nun, was sich in früheren Zeiten zugetragen hat, unter ähnlichen Umständen sich nicht auch in späteren Zeiten begeben können? Sie können fragen: warum geschehen in unsern Zeiten keine Wunder mehr? und ich antworte: nach meiner Ueberzeugung geschehen deren allerdings auch noch, nur werden sie nicht allgemein bekannt, weil man den Spott der rohen Menge fürchtet und sie verheimlichet. — Wenn Sie an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, so werden Sie auch zugeben, daß die Seele mit ihrer Trennung von dem sichtbaren, in die Verwesung übergehenden, Körper nicht auch

ihre Wirksamkeit verloren haben könne, denn ein denkendes Wesen ohne die Kraft zu wirken, wäre der schrecklichste Zustand, den es geben könnte. Also die Seele behält, nach ihrer Trennung vom Körper, noch die Kraft thätig zu seyn, welches aber ohne alle Organe nicht möglich wäre. Sie muß daher nothwendig mit Organen versehen seyn; natürlich mit viel feineren, als sie hier im irdischen Leben besaß. Sind ihre Organe aber zarter, um so vollkommner werden sie — um so kräftiger, bestimmter, den an den groben Körper gefesselten Menschen unbegreiflicher, wird ihre Thätigkeit, allem Vermuthen nach, seyn. So denke ich mir z. B. die Erscheinungen. Nehmen Sie an: der Körper einer Seele bestehe nach dem Ableben ihres irdischen Leibes aus Atomen, die sie nach Willkühr verdichten und trennen könne; etwa wie sich der Nebel zu Wolken vereiniget und wieder in der Luft verschwimmt, so haben Sie die Erscheinungen der Geister und Heiligen sogar erklärt. Die Seele sich ganz ohne Organismus zu denken, ist ein Unsinn, den ich nicht erst widerlegen darf. Hat sie aber, sobald sie zu einem vollkommneren Zustand gelangt ist, einen vollkommnern, uns unbekannten Organismus,

so muß sie, je nach dem größeren oder geringeren Grade der Vollendung, den sie erlangt hat, ja auch Dinge wirken können, die uns, die wir noch auf der Erde wallen, mit unsern groben Organen unbegreiflich, und daher für uns Wunder sind. Doch auf die Wunder im Allgemeinen zu kommen, so halte ich, nachdem ich ihre Möglichkeit erwiesen, und an ihr wirkliches Stattfinden zu glauben erkläret habe, dafür, daß eine durch Seelenreinheit erlangte gewisse nähere Aehnlichkeit mit den verklärten Geistern dazu gehört, um die Wunder und Erscheinungen wahrnehmen zu können. Der Mensch besitzt ein geistiges Auge; ist dieses von grober Sinnlichkeit, Leidenschaften, und thierischen Begierden ungetrübet, so hat es Schärfe genug, durch den Erdennebel bis in die Welt reinerer Geister zu schauen, deren Wunder sich einer fleckenfreien Seele darstellen, so oft dieses zur Erreichung großer Zwecke nöthig wird. — Sehen Sie, einen solchen reinen Sinn, ein solch ungetrübtes Auge besaß unfehlbar der Schäfer, dem die Gottesmutter auf dem Lindenbaume erschien, vor dessen Stammel wir jetzt eben stehen. Ob Sinnentäuschung, ob vorsätzlicher Betrug Statt finden konnte, das mögen Sie entscheiden

nach den Verhandlungen, die damals über dieses Wunder, das man beharrlich genug anfocht, geführet wurden. Ich werde sie Ihnen vorlegen, sobald wir zum Kloster zurückgekehret sind. Sie werden nun fragen: welchen Zweck dieses Wunder hatte, und warum es gerade hier geschehen mußte? und ich könnte Sie leicht mit irgend einem Gemeinplatze, den zu widerlegen Ihnen gleichwohl schwer werden sollte, abweisen. Aber mir ist es um Ihre Ueberzeugung zu thun, und darum will ich Ihnen Gründe, wie sie in einer Sache Statt finden können, wo der Sterbliche das Himmlische, der von dem Erdennebel umhüllte Mensch die Handlungen höherer Geister beurtheilt. Sehen Sie diese Gegend an, ganz wie zur Bewahrung eines Heiligthums geschaffen, still, abgeschieden, aber anmuthig, und die Seele zu reinen, frommen, erhabenen Empfindungen stimmend, ist sie. Da hätten wir also einen Grund, warum gerade hier der Schauplatz des Wunders seyn mußte. Aber ungleich wichtiger noch ist ein zweiter, der auch zugleich die Frage beantwortet, was das Wunder überhaupt bezwecken sollte. Der Volksstamm, der diese Gegend umwohnt, kräftig und wacker, wie schon sein äußeres An-

sehen lehrt, war, wie unsre Chroniken berichten, roh, blutdurstig, und zu ewigen Händeln geneigt. Dieser Theil des Landes ist überdem weit von schiffbaren Gewässern entfernt, und außer allem Zusammenhange mit großen Städten und Handelsstraßen. Glauben Sie nicht, daß dieses Heiligthum, das in Folge des hieselbst geschehenen Wunders entstand, viel zur Kultivirung des Volkes, welches gegenwärtig zu den kunstfleißigsten und gebildetsten in Preussen gehört, beigetragen hat? Der dritte, vielleicht noch wichtigere Zweck des Wunders war folgender. Soweit die Geschichte reicht, waren die Preussen und die Polen in dem wüthendsten Hasse gegen einander entbrannt, der Jahrhunderte lang schrecklich in seinen Wirkungen war. Seitdem dieses Gotteshaus aber besteht, und jährlich zwanzigtausend Wallfahrer aus Polen hieher kommen, verschwindet dieser Haß immer mehr, und beide Völkerstämme leben in friedlichen, sogar freundschaftlichen Verhältnissen mit einander. Ist dieser Zweck, ist die Versöhnung zweier feindlich gegen einander gesinnter Völker nicht eines Wunders werth, ist er nicht einer Religion würdig, deren Hauptlehre Frieden und Versöhnung predigt? Und

sollte ich nicht an ein Wunder glauben, das so wohlthätig, und unserer Lehre wie dem Glücke des Volkes so angemessen ist?“

Was sagst Du, mein Albert, zu dieser Vertheidigung des Wunderglaubens der römischen Kirche? Freilich wird sie Dir weniger einleuchtend wie mir scheinen, denn ich schreibe sie Dir so trocken hin, wie sie mir mein Gedächtniß aufbehielt und sie ermanglet sowohl des rednerischen Schmuckes und der Ausführlichkeit, mit der sie mir vorgetragen wurde, als auch selbst des Zusammenhanges. Aber um so unbefangener wirst Du sie prüfen können. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie eine sehr beherzenswerthe Seite hat.

Die übrigen Unterredungen ähnlicher Art, die ich noch mit den Geistlichen während meines Aufenthalts in der heiligen Linde gehalten habe, will ich übergehen, da sie für Dich nicht so anziehend seyn dürften, als sie es für mich waren. Von dem übrigen Theil meiner Reise werde ich Dir wenig zu berichten haben, da sie ohne alle Abenteuer und Unfälle ablief. Denn durch die Empfehlungen meiner geistlichen Freunde veranlaßt, ging mein Weg aus einem Kloster ins andere,

und traf es ja einmal, daß ich in einer Stadt oder auf einem Landhofe übernachten mußte, so fand ich daselbst durch die Vorsorge der guten Priester überall die freundlichste Aufnahme, daher blieb ich von allen denkbaren Verlegenheiten und Abentheuern gesichert.

Ohne Merkwürdigkeiten, die des Erwähnens wohl werth wären, blieb übrigens meine Reise zwar nicht. Ich habe die romantischen Gegenden des Bisthums Ermland, den herrlichen Dom in Frauenburg mit seinen Schätzen und Gemälden, Thorn mit seinen Alterthümern, Graudenz mit seiner sinnreichen Wasserleitung des großen Kopernikus, die Riesengebäude in Marienwerder und Marienburg, die paradiesischen Gefilde der Weichselufer, das uralte Danzig mit seinen reizenden Umgebungen, das prunkvolle Kloster Oliva mit dem romantischen Karlsberge, das heitere Elbing und überhaupt viel Interessantes gesehen, wovon ich Dich lange unterhalten könnte. Doch alles das ist Dir aus eigener Anschauung bekannt und daher meine Beschreibung davon überflüßig. Wäre es aber auch nicht der Fall, so würde doch meine Schilderung davon schwerlich Deiner Neugierde genügen; denn aufrichtig gestanden habe ich alle

die merkwürdigen Gegenstände der Natur und Kunst, so anziehend sie auch waren, dennoch nur mit halbem Auge gesehen, da mein Geist zu sehr mit einem hochwichtigen Gegenstande beschäftiget war, als daß ich den sinnlichen Eindrücken eine volle und ungetheilte Aufmerksamkeit hätte widmen können. Ich beschäftigte mich nämlich während meiner Reise unausgesetzt mit dem Nachdenken über die Religion. Was sie ist? wie sie auf den Menschen wirket? welche Pflichten sie ihm auflegt? Ich suchte mir diese Fragen nach den Grundsätzen meiner Glaubenspartei zu beantworten, leider muß ich gestehen, daß mir dieses nicht genügend gelingen wollte. Betrachte ich die Religion aus dem Gesichtspunkte der kalten prüfenden Vernunft, so muß ich viele Dogmen als überflüßig, unhaltbar, ungereimt verwerfen. Aber welche Kälte erfüllt alsdann mein Gemüth! wo ist Hoffnung und Trost, wenn das, was mir die Vernunft zu bieten hat, für das Bedürfniß meines Herzens nicht ausreichet, oder wenn ich mit meinen Begriffen, oder von menschlichen Empfindungen behindert, ihr auf der steilen Bahn, die sie unverrückt wandelt, nicht folgen kann? Nehme ich aber die Religion als

eine Sache des Gefühls und des Herzens, so thun mir die Lehren unserer kirchlichen Parthei nicht genug, und sind nicht vermögend mich da zu erwärmen, wo der Mensch warm und durchglüht seyn soll, um sich über seine thierische Natur in die höheren Regionen des Glaubens zu erheben. Für die Vernunft hat uns Luther zu viel, für den Glauben zu wenig gelassen und den Theil der Menschheit, dem das Eis der kalten Spekulationen nicht genügt, beunruhigenden Zweifeln hingegeben.

Sieh, mein Lieber, dieß war der Gegenstand meines Nachdenkens, der mich während eines großen Theils meiner Reise beschäftigte, und dessen Wichtigkeit es wohl entschuldigt, wenn ich mich den Eindrücken neuer und merkwürdiger Gegenstände weniger hingab, als es außerdem der Fall gewesen wäre. Meine Zweifel einem katholischen Geistlichen zu gestehen, schämte ich mich, und mit lutherischen kam ich nicht in Berührung.

So kam ich auf meiner Rückreise bis nach Braunsberg, wo ich abermals in einem Jesuitenkollegio abtrat, weil der Superior durchaus nicht zugab, daß ich irgend anderswo als bei ihm wohnen sollte. In Braunsberg ist zugleich ein

Priester-Seminarium und ein Jesuitennovizenhaus, und es werden unter andern theologischen Vorbereitungen auch Disputirübungen gehalten. Einer solchen Disputirübung wohnte auch ich bei, und dieser habe ich eine große Berichtigung meiner Meinungen zu danken. Es war sonderbar, das dießmal zur Disputation gewählte Thema paßte so zu dem, was gerade in demselben Augenblick meinen Geist beschäftigte, als ob ich es selbst zur Lösung meiner Zweifel aufgegeben hätte. Um nicht aufs neue zu tief in den theologischen Text gerathen, will ich davon nichts weiter erwähnen.

Meine Reise hat die vortheilhafteste Wirkung auf meine Gesundheit geäußert, und die Meinigen sind hocherfreut über mein frisches, blühendes Aussehen. Ihnen ist meine Abwesenheit, die ungefähr vier Wochen gewähret hat, eine halbe Ewigkeit gewesen, und tausend Besorgnisse, daß mir unterweges ein Unfall zustoßen könnte, haben sie gequält. An dem Tage meiner Zurückkunft war mir Alles, was zu unserer Familie sich rechnet, bis Brandenburg entgegen gefahren, und ich wurde mit einer Wärme empfangen, als ob ich Jahrelang entfernt gewesen wäre. So er-

freylich mir auch einer Seits dieſer Beweis von Anhänglichkeit iſt, ſo peinigt mich eine ſolche kleinliche Beſorgniß doch wieder, und gewährt mir die trübe Ausſicht, ſtets wie ein unmündiges Kind in den Banden der Abhängigkeit erhalten zu werden. Soll ich denn immer in dem beſchränkten Kreiſe des väterlichen Hauſes gebannt bleiben?

Die größte Freude nach meiner Zurückkunft machte mir das Wiederſehen meines lieben Pater Schönberger, zu welchem, wie Du leicht glauben kannſt, mein erſter Gang war. Er empfing mich mit einer wahrhaft brüderlichen Zärtlichkeit und zeigte mir ſeine ganze freundſchaftliche Zuneigung. Wie viel bin ich dieſem herrlichen Manne nicht ſchuldig! Iſt er es nicht, dem ich meine Wiedergeneſung verdanke, und hat er mir nicht durch dieſe Reiſe einen Genuß bereitet, den ich ſo groß kaum zu ahnen wagte? Ach, und er wird, ich fühle es, mein Leitſtern durchs Leben ſeyn. Ich habe für heute noch einen Abendſpaziergang mit ihm verabredet, darum muß ich ſchließen. Nächſtens ein Mehreres. Lebe wohl!

5.

Albert an Karl.

Hamburg.

Ich habe meine Antwort lange verschoben, nicht weil es mir an Zeit gebrach; denn die habe ich für meine Freunde, wenigstens zu einigen Zeilen, immer, sonderrn weil ich es absehen wollte, wo es mit Deiner seltsamen Kur, mit Deiner Reise, und mit Deiner neuen Freundschaft hinaus wollte. Die Sache war mir von Anfang an räthselhaft, doch auf bloße Vermuthungen hin wollte ich keine Behauptungen wagen. Nun glaube ich endlich darüber im Reinen zu seyn und will mit dem, was ich Dir über Deine Meinungen und Verhältnisse zu sagen für nöthig erachte, nicht länger zurückhalten.

Bevor ich mich in die höchst nöthigen Erörterungen über Deine mich höchstlich befremdenden Aeußerungen von Glaubenssachen und über Deine geistlichen Freunde einlasse, muß ich Dich bitten, es ja keinen Augenblick zu vergessen, wie sehr ich unter allen Umständen Dein Freund bin und ewig seyn werde. Ferner bitte ich Dich zu glauben, daß ich Deine Briefe mit vielem Nachdenken mehr-

mals gelesen und reiflich erwogen habe, was Dir darauf zu antworten mir die Freundespflicht gebietet. Ich habe Dir wichtige Wahrheiten zu sagen, die Dir allerdings nicht angenehm seyn werden, deshalb schien mir diese Vorerinnerung nothwendig, und darum fordre ich auch, daß Du das, was ich Dir schreiben muß, in reifliche Ueberlegung nimmst.

Daß Du unter Deinen Umständen einer Kur bedurftest, sehe ich ein, aber auch, daß man sich in den Heilmitteln gänzlich vergriffen hat, die, wenn nicht vorgebauet wird, oder wenn Dein eigener gesunder Verstand Dich nicht hindurch hilft, zu Deinem gewissen Verderben ausschlagen werden.

Dein lieber Pater Schönberger will Dich zum Proselyten machen, und halb hat er Dich schon gewonnen. Du giebst dieß vielleicht nicht zu? — wohl, ich will es Dir klar beweisen. Denke Dir von dem Pater Schönberger diesen Beweggungsgrund weg, nimm, wie Du es thust, seine Neigung zu Dir, sein Anschmiegen an Dich, sein Benehmen in Deines Vaters Hause, das ihm doch, so sehr er auch Weltmann seyn mag, einen nicht kleinen Zwang kosten muß,

nimm alles dieses als einen reinen uneigennützigen Beweis seiner Freundschaft zu Dir an, so muß Dir doch die Frage endlich einfallen: Worauf gründet sich denn diese Freundschaft? Hat er in der kurzen Zeit Eurer Bekanntschaft bis zu Deiner Reise Dich von einer so schönen Seite Deines Geistes und Herzens kennen lernen, daß er dadurch bestimmt werden konnte Dein Freund zu werden? Gesteh selbst, daß dieses in Deiner damaligen Gemüthsstimmung nicht der Fall seyn konnte. Gleichheit des Alters, des Standes, der Beschäftigung, der Lebensweise, der Neigungen findet zwischen Euch auch nicht Statt: welcher 30jährige Mann giebt sich denn wohl bei so bewandten Umständen ohne besondere Absicht einem ein und zwanzigjährigen Jünglinge in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft zur rücksichtslosen Freundschaft hin? Mußte Dir dieses nicht auffallen, wenn Du weniger vom Vorurtheile verblendet wärest? Aber nun auch das Unmögliche angenommen, Edelberger wäre aus einer unbegreiflichen Neigung so sehr Dein Freund, wie Du glaubest: welche Eigenschaften besitzest denn Du, daß Du die ernsten Häupter jenes Ordens, der Fürsten zu seinen Füßen zu sehen gewohnt ist,

zu einer gleichen Freundschaft schon bei der ersten Bekanntschaft hinreißen konntest? Ahnest Du auch hier noch keinen Plan, und glaubst Du, daß die einfache Empfehlung eines Ordensbruders niedern Grades Dir, dem Protestanten, dem noch zur Zeit unbedeutenden Jünglinge, eine so ungemein prächtige Aufnahme in allen Ordenshäusern bereiten könne, so kann ich freilich Deine Verblendung nur beklagen. Du hast in dem streng katholischen Ermlande, wo der lutherische Ketzer selten eines Dankes gewürdigt wird wenn er grüßet, in einem Lande wo der religiöse Fanatismus vielleicht in eben dem Grade herrschet wie in Spanien, *) da hast Du nichts als Duldung, Liebe und Zuvorkommenheit gesehen, und glaubest, daß solches der allgemeine Charakter der dortigen Geistlichkeit sey? Wie sehr bist Du im Irrthum. Ich bitte Dich, öffne die Augen, so wirst Du den Plan entdecken, der so deutlich einzusehen ist, daß kein Unbefangener auch nur einen Augenblick darüber ungewiß seyn kann. Du, der einzige Erbe eines reichen Hauses, der wohlgebildete, talentvolle

*) In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war dieß wirklich der Fall.

Jüngling, bist eine gar herrliche Acquisition für ein Jesuiten-Novizenhaus, theils Deiner selbst, theils des lockenden Beispiels wegen, das bald mehrere protestantische Jünglinge, zur Nachfolge verleiten dürfte.

Ist es Dir möglich, so betrachte doch einmal mit kaltem Blute das Benehmen dieser Priester gegen Dich und Du wirst finden, daß demselben ein wohl durchdachter P[illegible]n zum Grunde liegt, an dessen Gelingen ihnen sehr viel gelegen seyn muß. Dein Gefühl wird zuerst durch die herrliche Messe von Hasse bestochen und diese zugleich zum Probierstein gebraucht, um zu sehen, was sich mit Dir wagen läßt. Nun äußerst Du, daß Dich der lutherische Kultus zuweilen kalt läßt, und der Plan, Dich für die allein seligmachende Kirche zu gewinnen, gedeihet zur Reife. Pater Schönberger hat Deinem Vater sein Wort gegeben, nie über religiöse Gegenstände mit Dir zu reden. Er hält sein Versprechen, aber er bringt eine Reise in Anregung, und ordnet Deinen Weg so, daß Du genug siehest und höreſt, um für die römische Kirche eingenommen zu werden. Ueberlege selbst, ist Deine Reise nicht so durch alle Ordenshäuser gegangen, als ob Du sie in der

Function eines Ordens-Provinzials zu revidiren gehabt hätteſt? Konnte dieſes wohl ohne alle Abſicht geſchehen? Glaube nur, daß man an jedem Orte Deine Ankunft beſtimmt vorher wußte und zu Deiner Aufnahme ſehr ſorgfältig vorbereitet war. Nun [illegible] Du, wirſt durch die freundſchaftliche Aufnahme, durch die große Zuvorkommenheit ſo vieler, zum Theil hochbewürdeter Männer geſchmeichelt, Deine Phantaſie wird durch den Pomp des Kultus erregt, Deine leicht reizbare Empfindung ergriffen; was Wunder, wenn Du dort lauter Vollkommenheiten und im väterlichen Glauben, den man Dir nie lieb gemacht habe, und der Dir ſtets vom Glück Begünſtigten nie Bedürfniß geweſen war, nur Mängel erblickſt. Sieh, wie das alles ganz natürlich ſo kommen mußte. Du biſt vielleicht Dir ſelbſt noch unbewußt, auf dem Wege Deinen Glauben zu wechſeln, und meine Freundespflicht erfordert es, Dir darüber die Augen zu öffnen und Dir die verderblichen Folgen davon zu zeigen. Halte mich für keinen fanatiſchen Eiferer, glaube nicht, daß ich anders Denkende ihrer Meinungen wegen verdamme, und laß mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß mir Dein Wohl wie mein eigenes am Herzen liegt.

Glaubst Du mir dieses, so thue auch, was die Pflicht von Dir in diesem Falle erfordert, und überlege wohl, was ich Dir nachstehend sagen werde.

Wer den väterlichen Glauben aus Eigennutz, oder aus irgend einer irdischen Rücksicht verläßt und sich zu einer anderen Kirche wendet, der ist verabscheuenswerth und verdienet kein Mensch zu seyn. In diesen Fall kannst Du, wie ich Dich kenne, nie kommen. Aber wer sich durch Sinnenreiz, durch eine bestochene Phantasie, durch ein krankhaftes Gefühl verleiten läßt, die Religion zu wechseln, der ist zum mindesten thöricht und leichtsinnig zu nennen und bringt sich um die Achtung aller besseren Menschen. Dahin scheint es mit Dir kommen zu wollen, und ich muß Dich vor einem Schritte warnen, dessen unausbleibliche Folge eine bittre, lebenslängliche Reue seyn würde. — Was Dich bei dem römischen Kultus anzieht, die Musik, die Zeremonien, der Pomp, kann zwar Dein Gefühl ergreifen, aber es veredeln, Dein Herz erheben, eine wirkliche heilsame Andacht in Dir zu entflammen, wie Du irriger Weise glaubest, das vermag es nicht. Keine Andacht, die den Menschen veredeln, besser ma-

chen soll, muß die freiwillige Erhebung eines frommen Gemüths zum Himmlischen seyn, welche auf der Ueberzeugung beruht, in den höhern Regionen ihre Heimat und Befriedigung der ewig dorthin ziehenden Sehnsucht zu finden. Sie kann durch Außendinge, die auf die Sinne wirken, zwar gesteigert, aber nie hervorgebracht werden. Das, was die Sinnlichkeit besticht, kann und darf dem denkenden Menschen für nichts mehr gelten, als was es ist — für Täuschung, der er sich zwar zuweilen mit Vorsatz auf Augenblicke überläßt, um dem Geiste einen Ruhepunkt zu gestatten, der er sich aber nie so ganz hingiebt, daß vage Gefühle der Vernunft das Zepter zu entreißen im Stande sind.

Das, was Du in den lutherischen Dogmen und in den kirchlichen Gebräuchen vermissest, fehlt diesem Glaubenssystem keinesweges, sondern Dir mangelt nur noch zur Zeit die Empfänglichkeit dafür, und das Vermögen es zu würdigen. Unsere Religion ist nicht bloß auf kalte Vernunft gegründet, sie nimmt das Gefühl, den Glauben allerdings in Anspruch und verwirft die Offenbarungen nicht. Aber sie macht das Gefühl nicht zur Hauptsache, sie verlangt nicht, daß der

Glaube blind seyn soll und fordert von den Offenbarungen untrügliche Zeichen ihres höheren Ursprungs. Daß Du bei unserem Gottesdienste kalt bleibest und dagegen von der schönen Musik bei dem Hochamte des römischen Kultus gerührt, von dem Glanze desselben ergriffen, nur darin den Quell der wahren Andacht finden willst, liegt allein in Deinem von Deinen Verhältnissen bedingten Gemüthszustande. Du warest noch nie wegen Deines Unterhalts in Verlegenheit, Du kamst noch nie in die Lage wegen Deines Lebens oder wegen Deiner Ehre einen harten, Deine Kräfte erschöpfenden Kampf unternehmen zu müssen, kein geliebter Freund, kein theurer Anverwandter war in Gefahr Dir durch den Tod entrissen zu werden; überhaupt kein wirkliches grosses Leiden belastete Dich und führte Dich zum Gebet. Nur auf diese Weise, nur wenn Du mit Bangigkeit hättest Hülfe flehen müssen, nur wenn Du Deine Noth, zu groß von Menschen begriffen und gemindert zu werden, hättest Gott klagen müssen, nur dann würde es Dir nicht an frommer Rührung, Erhebung und Andacht gefehlt haben, die Du jetzt irrig durch leere Zeremonien erwecken zu können glaubest.

Um die Vorzüge und Mängel unserer und der römischen Kirche auseinander zu setzen, habe ich weder Zeit noch Fähigkeit; auch bedarf es dessen nicht, da die von den berühmtesten Gottesgelehrten darüber herausgegebenen Streitschriften ganze Bibliotheken füllen, und zu meinem Zweck es hinreichend ist, Dir zu beweisen, daß der Glaubenswechsel Dir nichts fruchten kann, Dich unglücklich machen muß.

Zuerst also bitte ich Dich zu bedenken, daß es um die Güte einer Sache sehr zweideutig stehen muß, der man durch Täuschung Eingang zu verschaffen strebet. Wahrheit bahnt sich überall den Weg und der höchste Widersinn ist es, durch die Lüge ihr die Bahn öffnen zu wollen. Nun haben aber Schönberger und die übrigen seines Ordens, mit denen Du in Berührung gekommen bist, Gesinnungen gegen Dich geheuchelt, die sie nicht hatten, noch haben konnten; sie haben Dir eine Duldung gegen anders Denkende blicken lassen, die ihrem Innern fremd ist, sie haben Dich also getäuscht; sie haben, von Deinem Vorurtheil begünstigt, sich der Lüge bedient, um Dich für ihre Religion einzunehmen. Ein sicherer Beweis, daß Du, wenn Du in ihre Absicht einge-

heſt, unglücklich werden mußt; denn im Fall einer Religionswechſelung, findeſt Du, ſobald eine ruhige Ueberlegung den Nebel verwehet, mit dem man Dich jetzt umhüllt, etwas ganz anderes, als Du erwartet haſt. Ich mag mich auf einen Glaubensſtreit nicht einlaſſen, und am Ende ſind die Abweichungen mehrentheils ja auch nur Meinungen, die wenig entſcheiden, wenn das Herz rein, der Wille gut iſt. Aber ich darf behaupten, jene Geſellſchaft, die Dich für ſich gewinnen und in ihre Mitte ziehen will, iſt nicht gut und hegt gefährliche Grundſätze, deren Ausübung mit Deinem Gefühl, mit Deinen Einſichten nie zu vereinbaren ſeyn wird. Mußt Du nicht höchſt unglücklich werden, wenn das Gelübde des unbedingten Gehorſams Dich zwingt Handlungen zu begehen, vor denen Dein Gefühl zurückbebt, die Du vor Deinem Gewiſſen nie zu rechtfertigen vermagſt? Willſt Du Dich von den ſchlüpfrigen Grundſätzen, von der zweideutigen Denkart und von den höchſt gefährlichen Lehren der Väter der Geſellſchaft Jeſu überzeugen, ſo lies die Schriften eines P. Buſenbaum, Sanchez oder Suarez, die Du in der Büchersammlung des Herrn ** finden kannſt. Prüfe ernſtlich ihre da-

rin aufgestellte Moral und dann entscheide selbst ob Du einer Gesellschaft angehören magst, die sich zu dergleichen Grundsätzen öffentlich bekennt. Daß Du als Jesuit — mir ist es nicht zweifelhaft, daß sie Dich in ihren Orden aufnehmen wollen — auf die Freuden des häuslichen und ehelichen Lebens Verzicht leisten, daß Du deine ganze Selbstständigkeit aufgeben und Dein Lebelang ein willenloses Werkzeug in der Hand des Ordens seyn mußt, darf ich wohl nicht erst erinnern.

Wenn Du nun aber alles dieses übersehen könntest, um eine schwärmerische Idee zu verwirklichen, so hast Du doch noch Pflichten gegen Deine ehrwürdigen Eltern zu berücksichtigen. Wolltest Du sie wohl durch Deinen Glaubenswechsel in Verzweiflung stürzen? Dieses würde unfehlbar der Fall seyn; Du würdest unaussprechlichen Jammer über ihr Haupt bringen und trostlos würden sie in das ihnen von Dir früher geöffnete Grab steigen. Und weshalb? Tauschest Du etwa große Wahrheiten gegen Irrthümer ein? giebst Du Dich für irgend eine erhabene, der Menschheit nützliche Idee hin, opferst Du Dich und den Frieden Deiner Eltern dafür? Nein, mein Freund, bloß einem schwärmerischen Gefühle, bloß einer

übeln Laune zu Gefallen, willst Du die edelsten Güter des Lebens wegwerfen und noch überdem ein Verbrechen begehen, das unter den dabei obwaltenden Umständen unverzeihlich ist. — Ach! ich gehe wohl in meiner Furcht zu weit; gewiß hast Du längst Deinen Irrthum abgelegt und es herzlich bereuet, Deinen Freund in eine unnöthige Furcht gesetzt zu haben. Gieb mir nächstens diese Ueberzeugung und lebe wohl.

6.

Karl an Albert.

Aus Polen.

Mir ist durch die Gnade Gottes und der Heiligen die Ueberzeugung geworden, daß ich mein wahres Heil allein im Schooße der heiligen römisch katholischen Kirche finden kann und daß der Priesterstand allein meine Bestimmung ist. Demzufolge habe ich die Irrthümer, in denen ich erzogen worden bin, abgelegt, und mich zu dem wahren Glauben gewendet. Am Tage des heiligen Bernardus wurde mir das Glück zu Theil, in die Gemeinde rechtgläubiger Christen aufgenommen zu werden, und zugleich habe ich mein

Novitiat bei den verehrten Vätern der Gesellschaft Jesu angetreten. Bei deinen tiefeingewurzelten irrigen Meinungen im Betreff unseres allein seligmachenden Glaubens und der frommen Vätern, denen anzugehören ich das Glück habe, kann fortan zwischen mir und Dir keine Gemeinschaft bestehen, bevor Du nicht den Irrlehren entsagt, und Dich mit der rechtgläubigen Kirche vereinigt haben wirst, und ich muß mir bis dahin Deine Zuschriften verbitten. Deine gegen die ehrwürdigen Männer, zu deren Jüngern ich mich zähle, ausgesprochenen Lästerungen und Verläumdungen vergebe ich Dir nach dem Gebothe der christlichen Liebe von Herzen, und bitte Gott, daß er Dich mit dem Licht der Gnade erleuchte, damit Deine Seele gerettet werde.

(Der Beschluß folgt im zweiten Bändchen.)

V.

Einfache Lebens- und Leidensgeschichte eines Dachstuben-Magisters.

Es gibt Menschen, denen, von der Wiege bis zum Grabe, ein mildes, günstiges Geschick lächelt, denen, sie mögen anfangen was sie wollen, Alles gelingt. Bei ihren Vornehmungen finden sie stets bewährte Helfer, in allen ihren Verlegenheiten treue, umsichtige Rathgeber; Mühseligkeit und Noth lernen sie nie kennen. Was sie auch thun mögen ihre Ruhe zu untergraben, das Schicksal ist stets bemüht den Bau ihres Glücks wiederherzustellen: selbst ihre Irrthümer und Thorheiten schlagen zu ihrem Besten aus. Und schließen sie endlich, nach einem langen, glücklichen Leben, ihre Augen zur ewigen Ruhe, so stehet noch ein geliebter Freund, eine zärtliche Gattin an ihrem Sterbelager, und macht ihnen den Uebergang in die andere Welt leicht, und drückt ihnen mit sanfter, liebender Hand die Augen zu. Andere dagegen haben, von ihrer früh-

sten Jugend ab bis zum Ziel ihres Lebens, alle nur mögliche Widerwärtigkeiten zu ertragen, und das Glück thut nichts für sie. Bei allen ihren Unternehmungen stellen sich ihnen Hindernisse in den Weg, ihre wohlberechnetsten Pläne scheitern: ihr ganzes Leben ist ein ununterbrochner Kampf mit einem bösen Schicksal. Die Freuden des Lebens bleiben ihnen unbekannt, Kummer und Noth sind ihre treue Gefährten, und stets hinkt das Unglück ihrer Ferse nach. Selbst wenn sich endlich ihr müdes, grambelastetes Haupt zur Gruft neiget, so rüttelt noch Fühllosigkeit an ihrem Sterbekissen, und ihr letzter Scheideblick wird noch durch den kalten Hohn ihrer Peiniger beleidigt. Jenen zum Nachdenken bei ihrem unverdienten Glück, Diesen zu einigem Troste bei ihren unverschuldeten Leiden, will ich die Begebenheiten meines Lebens erzählen. Mir selbst aber soll die Erinnerung an die Vergangenheit eine Beruhigung gewähren; denn ich werde mich in der Ueberzeugung befestigen, nicht durch eigene Schuld mein Schicksal herbeigeführt zu haben.

Mein Vater war Kaufmann in einer ansehnlichen Seestadt, und besaß den Ruf eines rechtlichen, in seinem Geschäft vielerfahrenen Mannes.

In den Vorurtheilen seiner Zeit erzogen, hatte er sich von manchen Lehren des Aberglaubens nicht losmachen können. So glaubte er unter andern fest an gewisse unglückliche Tage, und an solchen übernahm er nicht leicht ein bedeutendes Geschäft, da er sich für überzeugt hielt, es müsse alsdann mißlingen. Der ○○te September war in seinem hundertjährigen Kalender als ein unglücklicher Tag bezeichnet, und es war allerdings für mich ein Unglück, daß ich an diesem Tage zur Welt kam; denn dieser Ursache wegen entzog mir mein Vater seine Liebe. Vergebens suchte sein Beichtvater ihn eines Andern zu belehren, umsonst machten ihn die Anverwandten auf die Wohlgestalt des ihm so ähnlichen Knaben aufmerksam: er blieb dabei, er könne mich nicht ausstehn, weil ich an einem unglücklichen Tage geboren sey, und ihm also nur Gram und Verdruß machen werde.

Mit doppelter Zärtlichkeit liebte mich meine Mutter, die mich für die Ungerechtigkeit meines Vaters entschädigen zu müssen glaubte. Doch das machte mich ihm nur noch verhaßter, und schon in meinen ersten Lebensjahren mußte ich Mißhandlungen von ihm erdulden, die mich ihm

gänzlich entfremdeten, und meine Liebe zu ihm erstickten. Ich hing dagegen mit desto größerer Anhänglichkeit an meine Mutter und an eine ältere Schwester, doch wieder nur zu meinem Unglück. Meine Mutter, eine der edelsten ihres Geschlechts, deren hohe Tugend es selbst der boshaftesten Verleumdung unmöglich machte, ihr etwas Böses nachzusagen, und von der ich, außer einer großen Reizbarkeit des Gefühls, keine menschliche Schwäche weiß, hatte sich mit Festigkeit dem Willen ihres Gatten entgegengesetzt, als er die ältere Schwester an einen alten, reichen Mann verheirathen wollte, den sie nicht lieben konnte. Dieses entzündete einen unversöhnlichen Haß in ihm gegen die Mutter, und er ergriff jede Gelegenheit sie zu kränken. Personen von einer gewissen Bildung stehen in dieser Hinsicht ganz eigene Mittel zu Gebot, die tiefer verwunden, wie rohe Ausbrüche des Hasses und des Zornes bei Ungebildeten. Bei meiner Mutter, die sehr zart empfand, waren sie wirksam genug ihre Gesundheit zu zerstören. Nur der, welcher sich so ganz die reizbaren Gefühle der Kindheit zu denken vermag, kann sich eine Vorstellung machen von dem, was ich litt, als ich, noch im

frühen Knabenalter, die unaussprechlich geliebte Mutter an unheilbarem Grame hinwelken sah. O, ein solcher früh verlebter Schmerz, der alle Wonnen der Jugend zerstört, wirkt durch das ganze Leben verderblich fort. Eltern, wollt ihr aus euern Kindern kräftige, an Leib und Seele starke Menschen erziehen, so verkümmert ihnen die Freuden ihres jugendlichen Alters nicht durch den Anblick häuslicher Trübsale; jene Freuden sind der befruchtende Thau für ihr Herz, das ohne sie kalt und unentfaltet bleibet! Mich machte das Leiden meiner Mutter noch als Kind sehr elend. Aber auch daß ich meine Schwester liebte, ward mir verderblich. Ich hing mich an sie und war stets ihr Begleiter auf ihren Spaziergängen. Sie nahm mich einst auf einem etwas weitführenden Weg mit; durch Zufall verirrte sie sich, und von dem für mein Alter zu angreifenden Gehen, hatte ich mir den Knöchel des Fußes ausgetreten. Meine Klagen über Schmerzen wurden anfangs für Weichlichkeit gehalten und nicht beachtet. Als man endlich den Arzt kommen ließ, war das Uebel schon zu weit gediehen, und um den Fuß ins Gerade zu bringen, mußte er mir gebrochen werden.

Mein Schmerz, den ich dabei litt, war unerträglich, und wurde noch durch den Anblick der darüber tief bekümmerten Mutter vermehrt. Mein Vater dagegen äußerte nicht nur keine Theilnahme, sondern überhäufte mich noch dazu mit Vorwürfen, als ob ich durch eigene Schuld mir diesen Unfall zugezogen hätte. Dennoch haßte ich ihn nicht, und würde ihn geliebt haben, wenn er weniger ungerecht gegen mich gewesen wäre. Während ich noch auf dem Krankenlager lag, suchte meine Mutter die widrigen Eindrücke zu verlöschen, die meines Vaters Härte auf mich gemacht hatten. Sie entschuldigte sie mit seinen vielen Sorgen und Verdrießlichkeiten, versicherte, daß er es nicht so böse meine, und suchte mich zu überzeugen, daß seine Strenge ihren Grund nur in der Liebe zu mir habe. Ich besaß Gutmüthigkeit genug es zu glauben; die Gute glaubte es wahrscheinlich selbst, und bereitete mir dadurch neues Weh. Sie hoffte nämlich, wenn ich mich zu ihm drängte und recht viel Anhänglichkeit zu ihm blicken ließ, so würde er mir gewogen werden, und seinen Haß in Liebe verwandeln. Sie hatte sich geirrt.

Sobald mein Fuß geheilet war und ich wie-

der darauf treten konnte, hieß sie mich zu meinem Vater gehen und mich ihm als genesen darstellen. Sie erinnerte mich, ja recht freundlich zu seyn. Ach! diese Erinnerung war überflüssig: mich machte ohnehin der Gedanke an den überstandenen Schmerz innig froh, und überdem war ja heute gerade mein Geburtstag, an welchem Mütterchen mich zu beschenken pflegte. Ich ging in das Zimmer meines Vaters, fand ihn am Schreibtisch sitzend, erhob mich auf den Zehen, um ihn erreichen zu können, und umschlang ihn mit meinen Armen. Unglücklicherweise kam ich mit dem Ellenbogen dem Tintenfaß zu nahe und warf es um. Mein Vater sprang auf, ergriff ein spanisches Rohr und versetzte mir damit einen Hieb, der mir den Knochen des Oberarms brach. Ich fing an zu taumeln und fiel in Ohnmacht, und erst als man mich aufs Bett gebracht hatte, machte man die Entdeckung, daß mir der rechte Arm gebrochen sey. Meine Empfindungen, als mir der Wundarzt die Schienen umlegte, und meine Mutter mit verweinten Augen, mit gramvollem Blick vor mir stand, ist mir unmöglich zu beschreiben. Es herrschte eine Bitterkeit in meinem Gemüth, die mich gleich-

gültig gegen den Schmerz machte, und mein einziger Wunsch war der Tod. Wer einer heiteren Jugend unter den Augen liebender Eltern genoß, der wird fühlen, was ich entbehrt habe, da ich solche nie kennen lernte. Da als war ich acht Jahre alt, und hatte schon mehr Drangsale erlebt, als mancher während seines ganzen Lebens. Doch hatte dieses letztere Uebel wenigstens das Gute, meinem Vater seine Härte gereuen zu machen; er hat mich nach der Zeit nie auf eine ähnliche Art mißhandelt.

Meine ältere Schwester wurd, unglücklich verheirathet, denn der Mann ihrer Wahl, dem sie, gegen den Willen der Eltern, ihre Hand gab, war ihrer unwerth. Der Kummer darüber stürzte meine Mutter ins Grab. Da stand ich nun, ein neunjähriger Knabe, verlassen und einsam, ohne einen Menschen, der sich meiner annahm. Wohl liebte mich meine ältere Schwester, doch erlaubte ihr roher Gatte ihr nicht, mich zu sich zu nehmen, und auch der Vater untersagte ihr jede Einmischung in meine Erziehung. Diese blieb vorläufig einer alten Haushälterin überlassen, die zwar kein hartes Herz, aber ein Uebermaaß von Frömmigkeit besaß, wodurch sie mir das Leben

unbeschreiblich sauer machte. Alle Stunden, die ich nicht in der Schule zubrachte, mußte ich zum Beten und Singen verwenden; jedes Spiel war mir bei harter Strafe untersagt, und um ja nichts an meiner Frömmigkeit mangeln zu lassen, mußte ich täglich gewisse Gebete auswendig lernen. Ich konnte in meinem zwölften Jahr schon den ganzen Kubach, den Benjamin Schmolk, und sämmtliche Lieder aus Quandts großem Gesangbuche auswendig, und überdem eine große Menge Sprüche aus der Bibel.

Nun ging eine Aenderung in meiner Erziehung vor, die aber nichts in meiner Lage verbesserte. Ich erhielt einen Hofmeister und wurde in die lateinische Schule gebracht. Um fünf Uhr des Morgens mußte ich jetzt aufstehen, und nach verrichtetem Gebet meine Schularbeiten lernen, die mir der Hofmeister abfragte und mich dann mit dem Unterricht bis um sieben Uhr beschäftigte. Darauf ging ich in die Schule und blieb darin bis um eilf Uhr. Kam ich nach Hause, so fiel ich bis zur Essenszeit wieder in die Hände des Hofmeisters, der mich nach dem Essen gemeinschaftlich mit der Schule bis um acht Uhr des Abends beschäftigte. Ich lernte auf diese Weise recht viel,

doch was ich lernte hatte wenig Nutzen für mich, da mein Geist bei der ununterbrochenen Arbeit abgestumpft wurde und die Kenntnisse bei mir ein todter Schatz waren, den ich nicht anzuwenden wußte. Alles, wodurch die Jugend zur glücklichsten Zeit des Lebens wird, blieb mir fremd. Ich hatte keinen Freund, mir fehlte der jugendliche Frohsinn und ich kann eigentlich nicht sagen, daß ich während dieser Zeit gelebt habe. Ein Wesen, an dem ich mit inniger Liebe hing, war meine jüngere Schwester; doch nur bei Tische und des Sonntags sprachen wir uns. Sie war ein sanftes, liebes Geschöpf, deren Herz langsam unter der rauhen Behandlung der bigotten Haushälterin verblutete. Meine Zuneigung zu ihr machte mir Kummer, denn ihre Lage war bei ihrer größeren Jugend und bei ihrer Zartheit noch trauriger wie die meinige.

Endlich fielen die Fesseln, die so lange meinen Geist und meinen Körper im widernatürlichen Zwange gehalten und mir schon im Lenze des Lebens mein Daseyn zur lästigen Bürde gemacht hatten: ich wurde aus der Schule entlassen und bezog die Universität. Zwar blieb ich, da die Universität in meinem Geburtsort war, noch im-

mer in dem Hause und unter der Aufsicht meines Vaters, doch waren nun nicht mehr wie vormals alle meine Tagesstunden mit zwangmäßigem Lernen angefüllt und nicht mehr jeder meiner Schritte wurde von einem pedantischen Hofmeister bewacht. Ich war nun wenigstens für einige Stunden des Tages Herr meiner Zeit, und konnte zuweilen einen Spaziergang vor das Thor machen, oder das Theater besuchen; wiewohl letzteres wegen des knapp zugeschnittenen Taschengeldes nur selten. Ich fing an aufzuleben, das Gefühl der neuen Freiheit gab meinem Geist die eingebüßte Schwungkraft wied ; mein Bl[illegible] in die Zukunft erheiterte sich, und kühne Pläne schwebten vor meiner Seele. Leider währeten jene schönen Träume nicht lange.

Meine jüngere Schwester, die, erwachsen, zu einer vollendeten Schönheit herangeblühet war, fing an zu kränkeln und augenscheinlich nagte ein tiefer Gram an ihrer Seele. Lange drang ich vergebens in sie mir ihren Kummer zu entdecken; sie schwieg und antwortete nur mit Thränen. Doch ich ließ nicht ab meinen Antheil an ihrem Schmerz zu begehren, und sie gestand mir endlich, daß eine hoffnungslose Liebe ihr Herz gebro-

chen habe. Auf einem Balle hatte sie einen jungen Mann kennen lernen, der ihre Neigung gewann und erwiederte. Wenige Zusammenkünfte unter den Augen einer alten Tante reichten hin, diese Liebe zu einer grenzenlosen Höhe anzufachen, und als der Geliebte um ihre Hand bat, war sie namenlos glücklich. Da erfuhren dieß die stolzen Anverwandten des Liebhabers, und bestürmten ihn solange, bis er von seiner Liebe abstand und sich mit einem reicheren Mädchen verlobte. Ihre Neigung war rein und grenzenlos, darum aber auch ewig. Sie konnte den Unwürdigen nicht hassen, doch ihre Liebe war ihr Tod. Die Rosen ihrer Wangen bleichten und der Schmerz brach das schöne, treue Herz. Der Leichenzug meiner Schwester begegnete dem Hochzeitswagen des Bräutigams, der nun, von den Folgen seiner Untreue ergriffen, seinen Wankelmuth zu spät bereuete. Ich verlor die einzige treue Seele auf Erden, die mich verstand und liebte. Mich machte dieser Verlust sehr, sehr unglücklich.

Eines bedeutenden Familienstipendiums wegen, dessen nahe Erledigung erwartet wurde, mußte ich die Theologie studiren, so wenig Lust ich auch dazu hatte. Zwar besaß mein Vater

Vermögen genug, mich hinreichend unterstützen zu können, aber er machte eine Ehrensache daraus, mich in dem Genuß eines von seinen Vorfahren gestifteten Stipendiums zu sehen. Meine Selbstständigkeit war zu früh vernichtet, als daß ich einen eigenen Willen hätte äußern dürfen, daher nagte ich denn an den hebräischen Wurzeln und ackerte in dem steinichten Felde der Dogmatik und Ascetik, weil es mein Vater so wollte.

Unter diesen widerwärtigen Beschäftigungen, die mir lange genug das Leben zur Last machten, behauptete dennoch die Jugend ihre Rechte. Der Gram über den Tod der geliebten Schwester wurde milder, der Kummer über das gezwungene Studium, einer meiner Neigung nicht zusagenden Wissenschaft, verlor seine Schärfe, und der starre Trübsinn, der so lange mein unzertrennlicher Gefährte war, lösete sich vom Herzen. Nun fanden sich viele Studirenden zu mir, vielleicht von meiner Anspruchslosigkeit, vielleicht von der Vermuthung einer vollen Börse angezogen, und bemüheten sich, mich in ihre Zirkel zu ziehen. Längst suchte ich einen Freund und für die Freuden der Geselligkeit war ich sehr empfänglich, daher folgte ich bereitwillig ihren Einladungen. Aber ich fand

bei ihnen eine Rohheit, die mir in tiefster Seele zuwider war, und erhielt von ihnen Anträge zu Liederlichkeiten, die mich empörten. Deshalb zog ich mich von ihnen zurück. Nur einen jungen Mann von artigen Sitten und sanftem Herzen wählte ich zu meinem Freunde, und schloß einen Bund mit ihm auf Leben und Tod.

Richter, so nannte sich mein Freund, überredete mich einst einem Kommerz beizuwohnen, bei dem es seiner Versicherung nach zwar lustig aber anständig hergehen sollte. Wer auf einer Universität gewesen ist, dem wird es bekannt seyn, daß man sich unmöglich ganz von dergleichen Vergnügungen ausschließen kann, ohne für einen Kopfhänger zu gelten, an dem sich ein Jeder reibt. Ferner, es sind nicht alle Kommerze Saufgelage, bei denen man sich von Sinnen trinkt; im Gegentheil kommt es bei manchen kaum zu einer unmerklichen Weinlaune. Ich hatte also nicht die Meinung mich in ein unanständiges Bacchanal zu mischen, da ich den Bitten meines Freundes nachgab; denn ich kannte die sämmtlichen Theilnehmer als gesittete Menschen. Ueberdem wurde der Kommerz in einer feinen Weinsorte gehalten, deren Kostbarkeit schon allein kein Uebermaaß zu-

ließ. Die Trinkkellation wurde in einem Garten vor dem Thore gehalten. Es ging dabei fröhlich, aber anständig zu, und ich bereuete es anfangs nicht, die Einladung angenommen zu haben.

Wir waren beinahe mit unserm Getrank am Ende, und berathschlagten, wo wir den Rest des Abends zubringen sollten, als vier bekannte Renomisten in den Garten traten und uns begrüßten. So unangenehm uns auch diese Ueberraschung war, so konnten wir doch nicht umhin den Raufbolden einen Smolis zuzubringen, da sie ohne dieses leicht hätten Händel suchen können. Doch sie waren gerade deßhalb erschienen und unser Bemühen Frieden zu erhalten war also vergeblich. Sie nahmen unsere Artigkeit an, bestellten aber, um sie zu erwiedern, sogleich einige Flaschen Wein. Ich sah voraus, daß jetzt ein Bachanal entstehen würde und machte Anstalt fortzugehen. Aber dieses hatten sie gerade erwartet und stellten sich durch meine beabsichtigte Entfernung hoch beleidigt. Meine Bekannten schlugen sich nun wohl ins Mittel und stellten den Frieden her, doch nur unter dem Beding, daß ich Antheil an der Fortsetzung des Trinkens nähme. Ich entschloß mich, wiewohl ungern, dazu. Indessen hatte ich nichts

damit gebessert. Die Schändlichen waren nur in der Absicht gekommen, um mich in Händel zu verwickeln und griffen mich solange mit Sticheleien an, bis ich nicht länger ausweichen konnte, sondern antworten mußte. Ein Wort kam nun zum andern, man wurde immer anzüglicher und der Zwist endete mit einer Herausforderung. Der nächste Tag war zum Duell bestimmt. Es endete glücklich genug mit ein paar leichten Hiebwunden, die wir einander beibrachten; aber auf Veranlassung meiner Gegner wurde der Zweikampf bekannt und zog mir eine Ladung vor dem Rector zu. Die Sache wurde ungewöhnlich scharf inquiriret, und das Urtheil fiel dahin aus, daß wir, jeder, acht Tage lang in die Kustodie kamen. Die Folge davon war aber für mich ungleich härter. Gerade jetzt war das Stipendium erledigt, und ich war der nächste Kompetent dazu. Eine von den Bedingungen, unter denen das Stipendium bezogen werden konnte, war, daß der Stipendiat keine akademische Strafe erlitten haben durfte. Händel hatte man nur deshalb veranlaßt, damit, vermittelst der mir zuerkannten Strafe, mir das Stipendium entzogen und dem Sohne des Dekans zugetheilt werden konnte.

Ich hatte nun außer diesem Verlust noch den Nachtheil, die ganze Last des Zornes meines Vaters ertragen zu müssen, der mich mit Vorwürfen überhäufte, mich in meinem Unterhalt auf das unentbehrlichste beschränkte und mich überall für einen unverbesserlichen Wüstling ausgab.

Endlich wurde er gütiger gegen mich. Er sah das Unrecht ein, welches er mir von meiner Geburt an gethan hatte, er ließ mir zum ersten Mal ein Herz voll Liebe erblicken, und gewann sich dadurch meine ganze kindliche Neigung. O! es ist ein süßes Gefühl, wenn der verkannte Unschuldige sich gerechtfertiget sieht, und Wonne ist's, wenn der strenge Vater seine Liebe endlich dem verstoßenen Kinde zuwendet. Wie ehrwürdig war mir jetzt der Greis geworden; mit welcher Liebe klammerte ich mich an sein Vaterherz und was wäre mir zu schwer gewesen für sein Zufriedenheit zu thun! Ach! es war nur ein Sonnenblick durch Regenwolken. Kaum hatte ich erfahren, wie glücklich die Liebe eines Vaters macht, da entriß ihn mir der Tod.

Die Hinterlassenschaft meines Vaters war bei weitem geringer, als man vermuthet hatte, und dieses blieb jedem, der seine Geschäftsführung

kannte, räthselhaft. Möglich, daß große Verluste im Handel, oder Betrügereien seiner Gehilfen die Masse verringerten, oder daß Unterschleife bei der gerichtlichen Aufnahme vorgefallen waren, genug, es blieb nach der Auseinandersetzung nur noch ein mäßiges Kapital übrig. Mir machte dieses wenig Kummer, denn meine Bedürfnisse zu bestreiten, reichte die auf meinen Theil treffende Hälfte hin. Aber desto mehr litt meine Schwester, deren kaltherziger Gatte es der armen Dulderin entgelten ließ, daß er auf eine reichere Erbschaft gerechnet hatte. Das unglückliche Weib lag auf der Folterbank einer heillosen Ehe, deren schrecklichste Martergrade sie nach und nach ausstehen mußte. Nicht nur mußte sie von der Rohheit ihres Mannes leiden; nicht nur sahe sie seiner übeln Haushaltung wegen einem künftigen Mangel entgegen; sondern sie hatte auch den Jammer ihrer Kinder, die sie über alles liebte, durch den unbezwingbaren Eigensinn ihres Gatten verwahrloset zu sehen. Absichtlich war er ihr in der Erziehung ihrer Kinder hinderlich, und stets bemüht, das einzureißen, was sie gebauet hatte. Sie machte mich zum Vertrauten ihrer Leiden, und belastete dadurch mein Herz mit schwerem

Kummer. Ich sah das Verderben sie ereilen, und war außer Stande es von ihr abzuwenden.

Sowohl aus eigenem Triebe, als auch auf Anrathen meines Vormundes änderte ich meinen Studienplan, und widmete mich der Rechtsgelehrsamkeit. Eigener Trieb hatte mich früher nicht bewogen die Theologie zu studiren, und die Gründe, warum ich es einst thun mußte, waren nicht mehr vorhanden. Daher folgte ich jetzt meiner Neigung, obgleich ich dadurch zwei Universitätsjahre gänzlich verlor. Ich warf mich mit vielem Eifer in das jetzt von mir gewählte Fach, und machte darin ziemliche Fortschritte, ungeachtet die Sorge um das Schicksal meiner Schwester gleich einem Bleigewicht meine Seele nieder drückte.

Auch einen andern Kummer hatte ich, der mich unaussprechlich quälte. Richter, mein zweites Ich, den ich mit heißer Bruderliebe liebte; dem ich aus der Fülle des Herzens eine unwandelbare Freundschaft gelobt hatte, Richter fing an liederlich zu werden und verschwendete Geld und Gesundheit in unwürdiger Lust. Bitten und Warnungen, die ich nicht spaarte, um den Leichtsinnigen zur Bahn des Guten zurückzuführen, wa-

ren vergebens angewandt. Er fing an, sich meinem Umgange zu entziehen und suchte mich durch Heuchelei zu täuschen. Aber dem Blicke des besorgten Freundes entgingen seine Handlungen nicht. Er machte einen unverhältnißmäßigen Aufwand, trank, spielte, fröhnte der sinnlichen Liebe und hatte in Kurzem sich mit einer drückenden Schuldenlast beladen und seine Gesundheit zu Grunde gerichtet. Er stand am Rande des Abgrundes und nur die Hand des treuen Freundes konnte ihn retten. Hätte ich es nicht thun sollen? Sein Vater hatte zum zweiten Male geheirathet und wurde von seiner jungen Gattin unumschränkt beherrscht. Diese haßte ihren Stiefsohn und wartete begierig auf eine Gelegenheit, ihn um die Liebe seines Vaters zu bringen. Wurde Richters Aufführung bekannt, so hatte er das Aergste zu fürchten. Seine Schuldner wollten sich nicht länger beruhigen lassen. Ich besaß einiges Zutrauen bei begüterten Personen, die Geldgeschäfte machten, und ich benutzte es, um einige Summen aufzunehmen, dem Freunde damit zu helfen. Die Hälfte meines nicht bedeutenden Vermögens ging darauf, doch das war mir kein Grund, ihm meine Hilfe zu versagen. Ich stellte seine Glücks-

umstände wieder her, sorgte für seine Pflege, und der Genesene, von Sorgen Befreite, sank mir weinend und Besserung gelobend in die Arme.

Ich hatte ihn gerettet, aber mich selbst in die drückendste Verlegenheit gestürzt. Meine Schulden konnten unmöglich lange meinem Vormunde verborgen bleiben, von dem ich viel zu fürchten hatte. Er war ein harter Mann und besaß ein großes Ansehen, wodurch er mir viel schaden konnte. Ich wurde unglaublich durch meine Verhältnisse gepeiniget. Mir fehlte es oft an dem Unentbehrlichen, unaufhörlich wurde ich von meinen Gläubigern gemahnet; das Leiden meiner Schwester beugte mich tief. Mein Zustand wurde mir unerträglich.

Endlich brach das Ungewitter los. Mein Vormund erfuhr, daß ich Schulden hatte und zog genauere Nachrichten darüber ein, die ihn davon völlig in Kenntniß setzten. Er war furchtbar aufgebracht und wollte wissen, auf welche Weise ich solche bedeutende Summen verschwendet hätte? Ich konnte ihm dieses nicht sagen, ohne meinen Freund zu verrathen; dazu aber wollte ich mich nicht entschließen. Der Vormund ließ mir die Wahl zwischen einem offenen Geständniß

und Verzeihung, oder bei fortdauerndem Schweigen, die Warnung in öffentlichen Blättern. Wer fähig ist der Freundschaft große Opfer zu bringen, dem wird es nicht zweifelhaft seyn, wozu ich mich entschloß. Wer aber weiß, was einem unbescholtenen Jünglinge sein guter Ruf gilt, der wird begreifen, was mich dieses Opfer kostete. Mich reute es nicht, was ich für Richter that, aber meine Ruhe war zerstört. Denn ich war öffentlich für einen Wüstling erklärt, dem Mangel bloß gegeben, und des Zutrauens meiner Schwester beraubt. Diese entzog mir ihre Achtung, da sie mich für einen Heuchler hielt, der seine Ausschweifungen nur mit der Maske des Anstandes bedeckte. Das Verfahren meines Vormundes war übrigens so zwecklos als hart, denn seine Vormundschaft ging mit dem nächsten halben Jahre zu Ende.

Mein Trübsinn über meine Lage wäre mir vielleicht verderblich geworden, wenn nicht die mächtigste aller Leidenschaften mich ergriffen und meinen Geist in eine andere Stimmung versetzt hätte. Auf einem Morgenspaziergange machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, die ich in Begleitung ihrer Mutter in einem Garten antraf,

und die meine Brust mit einer unwiderstehlichen Neigung füllte. Ich suchte mich ihr zu nähern, und mein Bemühen gelang. Die Mutter, eine wenig bemittelte Wittwe, erlaubte mir sie zu besuchen und ich gewann die Liebe ihrer holden Tochter Julie.

Nun schien mein Schicksal versöhnt. Alle drückende Verhältnisse des Lebens wurden mir jetzt leicht zu ertragen. Die Liebe erweckte in mir den Muth, über alle meine unendlichen Mühen zu siegen; ich trank aus den Augen meiner reizenden Julie Vergessenheit meines widrigen Geschicks; ich war einen Augenblick lang unaussprechlich glücklich.

Ich theilte dem Freunde meine Wonne mit, und machte ihn mit meiner Geliebten bekannt. Wie hätte ich auch Dem, für den ich so viel gethan und gelitten hatte, meine Neigung verheimlichen sollen? Ach! dieses Zutrauen machte mich namenlos elend. Richter war einer der schönsten jungen Männer; die Natur hatte seinen Körper mit einer großen Fülle von männlichen Reizen geschmückt, und sein Betragen hatte etwas so unwiderstehlich Angenehmes, das ihm aller Herzen gewann. Julie dagegen war ein holdes Geschöpf,

das kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, und in einer glücklichen Unbefangenheit aufgewachsen war, die ihrem ganzen Wesen einen unbeschreiblichen Zauber verlieh. Die Erinnerung an die himmlische Unschuld, die aus ihrem seelenvollen Auge strahlte, bringt noch jetzt, nachdem Jahre der Leiden sich über mein zerrissenes Herz gewälzt haben, mir die Brust in Bewegung. Auch Richter gewann sie lieb. Vielleicht hat er mit sich gekämpft, um dem Freunde seinen Himmel nicht zu stehlen; vielleicht war es sein Vorsatz nicht, mich unglücklich zu machen; doch ihm fehlten feste Grundsätze und er verrieth mich. Er liebte Julien, fand Gegenliebe und verführte sie.

Nur wenige Menschen trifft ein so ungeheures Unglück, daß der Herzensfreund ihre Liebe verräth. Daher würde es vergebene Mühe seyn, den Umfang meiner Empfindungen bei diesem Verluste darstellen zu wollen. Den Freund und die Geliebte auf einmal zu verlieren, auf eine so beispiellos grausame Weise zu verlieren, war mehr als ich ertragen konnte. Ich versank in eine finstere Schwermuth und war dem Wahnsinne nahe.

Daß ich nicht selbst mörderisch mein Leben endete, verhinderten nicht sowohl meine Grund-

ſätze, als vielmehr eine ſtarre Betäubung, die mich zu jedem Handeln unfähig machte. Mein Trübſinn machte meiner Schweſter vielen Kummer; doch ſie hatte an ihrem eignen Schickſal zu viel zu tragen, um ſich mit mir beſchäftigen zu können. Aber eine gutmüthige Seele, ein Student, mit dem ich nie einen genauen Umgang gepflogen hatte, bemerkte meine Trauer und drängte ſich voll mitleidiger Theilnahme an mich, um mich ihr zu entreißen. Er ermüdete nicht durch meinen Unmuth, er ließ ſich durch meinen Unwillen nicht zurückſchrecken; er kettete ſich unauflöslich an mich; und es gelang ihm, mich dahin zu bringen, daß ich meinem Schmerz Worte, meinem Gram Thränen geben konnte. Nur ihm verdanke ich es, daß ich nicht in meiner Qual verſank. Dieſes Engelherz, das ſo liebevoll für meine Erhaltung beſorgt war, wurde mir leider zu bald entriſſen. Ich genoß ſeines Umganges nur ſo lange, bis ich wieder für mich ſelbſt denken und handeln konnte; da verſchwand er, und nie habe ich wieder etwas von ihm gehört.

Die untreue Julie machte reißende Fortſchritte auf der Bahn des Laſters. Sie wurde, nachdem Richter ſie verlaſſen hatte, die Buhlerin

eines Prinzen, und betäubte das Gefühl ihrer Schande durch den elenden Schimmer, womit ihr vornehmer Liebhaber sie ausstattete. Richter fing seine frühere ausschweifende Lebensweise wieder an. Er machte aufs neue Schulden, zog sich eine böse Krankheit zu, und gerieth in ein furchtbares Elend, da sein Vater nun, von seiner Liederlichkeit unterrichtet, seine Hand ganz von ihm abzog. Seine Sachen waren bis auf den letzten Rest verpfändet, selbst keine Betten hatte er mehr. Seine Krankheit nahm überhand. Er besaß weder Geld noch Kredit, um sich sättigen zu können. Der Hauswirth drohte, ihn aus der Wohnung zu werfen. Dieß erfuhr ich, und eilte zu ihm.

Ich fand ihn, in der leeren Bettstelle liegend, in dem elendesten Zustande. Als er mich erblickte, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und rief: „Du kommst, Dich an meinem Elende zu weiden; wohl, ich habe es um Dich verdient: Du erhältst Genugthuung durch mein Schicksal.“ „Unglücklicher!“ antwortete ich, „Du verkennest mich; Dich, wo möglich, zu retten komme ich.“ „Nein, o nein,“ schrie er, „nur das nicht! lieber sterben! Fluche mir, nur wolle mir

nicht helfen. Von Dir, den ich so schändlich verrathen habe, kann ich keine Hilfe annehmen; Deine Güte martert mich mehr als der Tod!“ Ich kehrte mich daran nicht, sondern ließ eine Lohnkutsche kommen, brachte ihn nach meiner Wohnung und sorgte für seine Pflege.

Ich gestehe, mein Herz war nicht frei von Groll gegen ihn. Ach, ich war ja auch nur ein Mensch! Aber ich drückte das bittere Gefühl in meine Brust zurück und zeigte ihm nur Theilnahme, da er meiner Hilfe bedurfte. Meine Unterstützung peinigte ihn, doch konnte er sie nicht entbehren, und so nahm er sie an.

Seine Pflege war kostspielig, und gerade damals mangelte es mir an Gelde. Ein Kapital, das ich noch besaß, war noch nicht fällig, darum sah ich mich genöthiget, abermals ein Darlehn aufzunehmen. Dieses konnte nicht so heimlich geschehen, daß es mein gewesener Vormund nicht erfahren hätte. Ihm wurde auch bekannt, daß ein Arzt in meine Wohnung kam. Daraus, und aus den Apothekerrechnungen, deren Einsicht er zu erlangen wußte, glaubte er von meinen Ausschweifungen überzeugt zu seyn, und hielt es unter diesen Umständen für Pflicht,

meine Anstellung im Justizfach zu verhindern. Er war offen genug, mir dieses wissen zu lassen. Da er der vertraute Freund des Justizchefs, und gewohnt war sein Wort zu halten, so konnte ich fest auf die Erfüllung seiner Drohung rechnen. Mir war dieß sehr gleichgiltig, denn alle Hoffnungen waren in meiner Brust erstorben. Ich entschloß mich im Finanzfach eine Laufbahn zu suchen. Als Richter hergestellt war, und ich ihn mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, ging ich auf das Land, um in einem Domainenamte mir die nöthigen praktischen cammeralistischen Kenntnisse zu erwerben.

Hier hätte ich ganz angenehm leben können, wenn es mir gelungen wäre, mich der Schwermuth zu entringen, die mit einer Weltenlast meinen Geist zu Boden drückte. Was ich verloren hatte, konnte nicht so leicht verschmerzt werden. Zu tief verwundet, konnte mein Herz nur langsam genesen. Die verlorene Heiterkeit eines tiefsühlenden Gemüths kehret immer nur spät, ach! nur zu oft nie wieder zurück.

Nach der Beendigung meines Aufenthalts auf dem Lande, war mein Vermögen, bis auf Eine unbedeutende Summe, verzehrt. Ich mußte

mich daher bemühen einen Posten zu erhalten, der mir den nöthigen Unterhalt gab. Ich reichte zu dem Ende meine akademischen Zeugnisse bei der Finanzbehörde ein, und meldete mich zur Prüfung. Sie fiel ehrenvoll für mich aus, und ich durfte nun auf ein anständiges Unterkommen hoffen.

Der Chef des Finanzkollegiums, dem ich meine Aufwartung machte, nahm mich zuvorkommend auf, und bestimmte mir einen Tag, an dem ich wieder vor ihm erscheinen sollte. Mit großen Erwartungen ging ich zu ihm, und diese wurden noch gesteigert, als er mich auf das freundlichste empfing, auf ein Sopha neben sich nöthigte, und mir meine Wünsche ihm vortragen hieß. Die Freundlichkeit und Herablassung meines Gönners stieg. Er versicherte, für mein Glück die innigste Sorgfalt tragen zu wollen, nur verlangte er einen Beweis meiner Dankbarkeit gegen ihn. Dieser Beweis bestand in einer Büberei, die ich begehen sollte, um einen Mann, dem der Finanzchef übel wollte, zu stürzen. Mein staunendes Schweigen über die mir zugemuthete Niederträchtigkeit wurde für Einwilligung genommen, und ehe ich meinem Abscheu vor dem Ver-

rathe Worte geben konnte, hatte der Minister mich schon völlig in seinen Plan eingeweihet. Meine Empörung war zu groß, als daß ich meine Gesinnung hätte verhehlen können. Ich sagte dem Böſewicht, daß ich mich zu gut halte, um auch gegen die glänzendſte Verſorgung ein Bubenſtück zu begehen, und ließ ihn die Verachtung nicht undeutlich merken, die ich gegen ihn empfand. Ich that noch mehr, ich warnte den von ihm angefeindeten Beamten, der ein ſehr rechtſchaffener Mann und das Haupt einer zahlreichen Familie war. Was ich that war ſtrenge Pflicht, ihre Ausübung brachte mich um alle meine Hoffnungen angeſtellt zu werden, denn mein Gegner herrſchte beinahe unumſchränkt in der Provinz.

Meine Ausſicht in die Zukunft war nun höchſt trübe. Ohne Vermögen und ohne Erwerbsmittel, ſahe ich nicht ein, wovon ich mich ernähren wollte. Zu jedem Poſten war mir, wenigſtens ſo lange mein mächtiger Feind lebte, der Weg verſperrt. Mich auf ein Studium zu legen, wodurch ich, unabhängig vom Staate meinen Unterhalt hätte erwerben können, dazu fehlten mir die Mittel und bei ſo vielen widrigen Begebenheiten nach gerade auch der Muth. Selbſt auf die ge-

wöhnliche Zuflucht armer Gelehrten, auf eine Privatlehrerstelle, durfte ich nicht rechnen, da mir zwei Erfordernisse fehlten, worauf man in der Regel mehr als auf wissenschaftliche Kenntnisse sieht: nämlich Geläufigkeit in der französischen Sprache und Musikkunde.

Jetzt, da es zu spät ist, sehe ich es wohl ein, daß mir nur Selbstvertrauen mangelte, um mir ein erträglich Loos zu gründen. Dem Gelehrten stehen allerdings viele Wege zum Erwerbe offen. Aber woher sollte ich, dem noch nie ein Sonnenblick des Schicksals gelächelt hatte, den Muth hernehmen dreist und mit Unbefangenheit zu handeln? Meine Zaghaftigkeit verhinderte mich entscheidende Schritte zu thun, und was ich schüchtern und ohne Hoffnung eines günstigen Erfolgs unternahm, das mißlang.

Den letzten Rest meiner Habe wollte ich anwenden den Doctorhut zu gewinnen. Nicht Eitelkeit bewog mich zu diesem Vornehmen, sondern die Ueberzeugung, mir durch jene gelehrte Würde in einer entfernten Gegend, wo die Gewalt meines Feindes nicht wirksam seyn konnte, die Erlangung eines Amtes zu erleichtern. Ich arbeitete fleißig an meiner Disputation, und schon hatte

ich den Tag zur Promotion verabredet, als ein Umstand auch dieser meiner Absicht für immer ein Ziel steckte. Ein junger Mensch, den ich zufällig kennen gelernt hatte, trat mit der Miene der höchsten Verzweiflung in mein Zimmer, und beschwor mich ihn zu retten. Er hatte, so erzählte er mir, von einem vornehmen Gönner hundert und zwanzig Thaler mit dem Auftrage erhalten, dafür einige Sachen einzukaufen. Dieses Geld sey ihm aber unter so sonderbaren Umständen gestohlen worden, daß er sich von dem Verdacht es unterschlagen zu haben, nicht würde reinigen können, und sein ganzes künftiges Glück stände auf dem Spiel, wenn er die gestohlene Summe nicht herbeischaffen könnte. Mich jammerte die Verlegenheit des Jünglinges und ich gab ihm das Geld. Statt nach dem Auditorio maximo zu fahren, ging ich demüthig in den kleinen Disputirsaal und gewann mir die Magisterwürde.

Meine Schwester hatte schon lange gekränkelt; ihr Gatte verlor nun durch einen unbesonnenen Handel sein schon durch frühere üble Wirthschaft geschmälertes Vermögen und der Kummer über ihre hülflose Lage endete ihr Leben. Sie starb

als ich gerade an einem hitzigen Fieber darnieder lag. Als ich nach langer Zeit zur Besinnung kam und genas, dankte ich es denen nicht, die für mich Sorge getragen hatten, denn ihre Hülfe war Grausamkeit. Was sollte ich mit meinem verarmten Herzen, mit meinem zerrütteten Gemüthe, in meiner verlassenen Lage; was sollte ich noch in der Welt? Hatte ich eine Bestimmung als Mensch, und konnte ich sie erfüllen? O nein! es war Grausamkeit mich dem Tode zu entreißen, um mich einer langen Qual hinzugeben! Ich fühle es, der Tod ist das größte Uebel nicht. Meine Büchersammlung und meine Kleider mußte ich verkaufen, um den Arzt und Apotheker zu bezahlen. Die mehresten meiner Sachen von einigem Werth waren mir während meiner Krankheit gestohlen worden. Als ich meine Schulden getilgt hatte, blieb mir nichts mehr übrig, als ein abgetragener Rock und ein winzig Bündelchen alter Wäsche, mit welchem ich ein Dachstübchen im vierten Stocke bezog.

Was nun anfangen? Die Noth zwang mich ein Gewerbe zu ergreifen, was ich als Gewerbe immer verabscheuet hatte, die Schriftstellerei. O! wüßtet Ihr, die Ihr über arme Autoren spot-

tet, denen der Hunger die Feder in die Hand drängt; wüßtet Ihr, welche Qual ihnen ihre Arbeit macht, Ihr würdet sie bedauern, statt sie zu höhnen. Der Tagelöhner, wenn er seine Arbeit vollendet und sein einfaches Mahl gehalten hat, welches ihm die Gesundheit würzt, legt sich sorglos auf sein Lager und genießet eine sanfte Ruhe. Der arme Schriftsteller dagegen, wenn er den Tag über und vielleicht noch einige nächtliche Stunden an sein Pult gefesselt war, besteigt sein Bett nur, um von Sorgen, von bittern kleinlichen Nahrungssorgen gemartert zu werden und die Schlaflosigkeit streuet ihm Dornen auf sein Lager. Seine Gesundheit schwindet bei dem Mangel an Bewegung und an freier Luft. Bei schlechten, für seine Lebensweise nicht passenden Nahrungsmitteln, bei drückenden Sorgen, bei dem Mangel an so manchem Unentbehrlichen muß ja auch die stärkste Natur endlich unterliegen. Und doch kann er, will er nicht verhungern, seinen Schreibtisch nicht verlassen: muß unter der Pein eines siechen Körpers den Kopf anstrengen, um etwas zu Tage zu fördern, wofür er das Wenige erstrebt, was er bedarf, um sein Hungermahl zu bezahlen und die Miethe für die dumpfigte Höhle, die nur von seinen Klagen wiederhallt.

Ich schrieb, doch was ich schrieb, trug das Gepräge meines verödeten Herzens, meines umdunkelten Geistes, meines zerrütteten Körpers: konnte es Beifall finden? Alle gelehrte Hilfsmittel fehlten mir; keine geistreiche Lectüre erheiterte, keine Labung erquickte, kein Umgang stärkte mich. Und was meinen Jammer unendlich vermehrte, mein Gedächtniß nahm von Tage zu Tage immer mehr ab, so daß ich oft einen Aufsatz dreimal umarbeiten mußte, den ich unter andern Umständen mit einem Male vollendeter geliefert haben würde. Mit vieler Mühe fand ich einen Verleger. Denn ohne Ruf, im abgeschabten Rocke, mit den Zügen des Grams im Gesicht, findet man so leicht keinen Buchhändler, der es nur der Mühe für werth hält, das Manuskript anzusehen. Im Begriff, dem Hunger es zu überlassen, mich von der langen Qual zu befreien, machte ich von einer schwachen Regung der Lebensliebe angetrieben, noch einen Versuch mit einer Handschrift, und sie wurde angenommen.

Seit der Zeit verdiene ich mit meinen schriftstellerischen Arbeiten gerade so viel, daß ich, wenn nicht Krankheit meine Beschäftigung unterbricht, täglich einmal etwas warme Kost essen kann. So

lebe ich nun seit mehreren Jahren, ein Einsiedler mitten in einer reichen Stadt. Ich sehe keinen Menschen, als die mürrische Wirthin, die mir meinen Teller mit Speise und meinen Wasserkrug bringt. Ich entbehre nicht nur die Bequemlichkeiten des Lebens, sondern auch das, was jeder, der kein Bettler ist, zu dem dringendst Nothwendigen rechnet. Kein menschliches Wesen, so weit Gottes Erde reicht, ist mir verwandt und nimmt Theil an meinem Schicksal. Selbst der Genuß der freien Natur, dessen jedes geschaffne Wesen sich doch freuet, ist mir nicht gestattet, da meine Arbeit mich beinahe ununterbrochen an den Schreibtisch fesselt, und die müden Beine den siechen Körper nicht mehr bis vor das Thor tragen wollen. Jede Hoffnung einer Verbesserung meines Zustandes ist längst bei mir verschwunden. Ich stehe allein in Gottes Welt; allein mit meinem ewigen Gram, und ungetrocknet, ungesehen, fließen die unzählichen Thränen, die des Schicksals eiserne Hand mir vom blutenden Herzen preßt.

Sagt, Ihr, die Ihr im Besitz von Glücksgütern die Vorsehung preiset, die Eure Wege ebnete und Euch auf Rosen bettete; sagt, wel-

chen Zweck hat sie mit mir? Was verbrach ich, daß mein Leben von meiner Geburt an eine zusammenhängende Reihe von Elend seyn mußte? Mein Lebenswandel war, wenn gleich nicht von menschlichen Schwächen, doch von aller Schuld frei, meine Handlungen unsträflich und mein Sinn gut. Ich habe während meines ganzen Lebens nicht mir, nicht Andern nützen können. Ich konnte meine Bestimmung als Mensch, als Bürger, als vernünftiges Wesen nie erfüllen, und all mein Bestreben, zu einem Ziele zu gelangen, war stets vergebens. Wollt Ihr mich etwa damit zur Ruhe verweisen, daß mein hartes Loos eine Leidensschule sey, mich zu vervollkommnen? Thörichter Wahn! Ich bin ja nicht vollkommner geworden, wie ich aus den Händen meiner Lehrer ging, und konnte es ja auch nicht werden. Mein Geist ist nicht vollkommner geworden, denn die Summe meiner Kenntnisse hat sich durch die Abnahme meines Gedächtnisses verringert. Mein Herz, das matt und langsam in der wunden Brust klopfet, ist nicht besser geworden, kann es auch nicht seyn; denn ich habe alle Theilnahme an dem Leben verloren. Einst konnte ich noch beten; jetzt kann ich

es seit lange nicht mehr. Mein Gebet würde ja auch Läſterung seyn, denn ich habe keine Wünſche, keine Hoffnungen mehr: ich bin keiner frommen Empfindung mehr fähig. Selbſt mein Dulden kann Andern nicht als Beiſpiel nützlich werden, denn niemand ſiehet es. Ungeſehen vertraure ich mein dunkles Daſeyn, und meine Klagen verhallen ungehört in meiner öden Kammer.

Sagt mir, die Ihr alles wißt und alles erklärt; ſagt mir: zu welchem Zwecke war ich da? und wem und wozu nutzte ein ganzes langes Menſchenleben voller Qual? Ich habe Euch mein Leben offen dargelegt; ich habe mich nicht beſſer gemacht, als ich war, und auch nichts verſchwiegen, was mich hätte anklagen können: zeigt mir, wo ich fehlte, beweiſet mir, daß ich Schuld an meinem Unglück war. — — — — — —

So fahre denn hin, armſeliges Leben; eckelhaftes Geſchenk, um das ich nicht gebeten habe, und das mir zur Marter aufgedrungen wurde! Löſe dich los, du harte blutige Sklavenkette, die den gequälten Geiſt an den morſchen Körper gefeſſelt hält. Höre endlich auf, du tiegerherziges Schickſal, das Opfer deiner teufliſchen Laune

langsam zu zerfleischen; zerreiß' die letzten mürben Fäden, die die Seele an die Folterbank des Daseyns knüpften, und gönne mir endlich des Grabes Ruhe! — — — — — — —

Der müde Pilger hat geendet; doch schmerzvoll, wie sein Leben, war sein Tod.

VI.

Der Verlorene.

Vergebens erschöpfte schon seit einer halben Stunde Herr Pastor Semmelmann die ganze Fülle seiner Beredsamkeit, um die Wittwe Meier, seine geistliche Tochter, über die Trennung von ihrem Sohne zu trösten. Ludwig, ein neunzehnjähriger Jüngling, verließ seine Heimat, um die Universität zu beziehen; ihm flossen die Thränen der tiefbekümmerten Mutter nach, die händeringend und verzweiflungsvoll jammerte: Ach, nun sehe ich mein geliebtes Kind nimmer, nimmer wieder!

Dem geistlichen Herrn war es höchst verdrießlich, von seiner salbungsvollen Rede so ganz keine Wirkung zu spüren. Er wäre gern mit dem Donner des Gesetzes drein gefahren, und hätte den übergroßen Kummer der Wittwe eine heidnische Zaghaftigkeit genannt, wie denn das sonst wohl seine Art war. Aber der vortreffliche Wein, den Frau Meier ihm vorgesetzt hatte, bestimmte

ihn zur Sanftmuth. Ihm zu Liebe ließ er sich die Mühe nicht v ;drießen, alle schon bereits vorgetragenen Gemeinplätze, die den Schmerz der Weinenden stillen sollten, noch einmal herzubeten. Er strengte seine ganze Kraft an, um sie durch seine Trostsprüche, wo nicht zu überzeugen, doch wenigstens zu betäuben; als aber das alles nichts verfangen wollte, da rief er verwundert aus: „In der That, eine solche Beharrlichkeit im Schmerz ist mir noch nicht vorgekommen! Sagen Sie mir doch, Theuerste! welche Gründe haben Sie, allen Trost so hartnäckig von sich zu weisen, und an der glücklichen Rückkehr Ihres Sohnes zu verzagen?“ „Sie kennen mich, verehrter Herr Pastor,“ erwiederte die Wittwe, „und wissen, daß ich auch großen Kummer mit christlicher Ergebung zu tragen vermag. Wenn ich daher über die Trennung von meinem Sohne so tief betrübt bin, so ist nicht eine unvernünftige Zärtlichkeit, der es zu schwer wird die Abwesenheit des geliebten Kindes zu ertragen, die Ursache davon, sondern die gerechte, durch so manche traurige Anzeichen begründete Furcht, ihn für immer, für Zeit und E[illegible]igkeit, verloren zu haben.“

„So lassen Sie doch hören: was waren das für Anzeichen?“

„Schon in der Nacht nach seiner Geburt“, fuhr Frau Meier fort, „zeigte es sich, daß dieses Kind mehr als gewöhnliche Anfechtungen von den Mächten der Finsterniß zu leiden haben würde; wozu denn wohl sein Vater, der in dem Geburtsjahre des Knaben sein Gewissen mit einer schweren Sch belastete, Ursache gegeben haben mag. war in der Nacht, nach dem Tage, als ich en Ludwig geboren hatte, eingeschlafen, un das Kind lag in einer Wiege unfern meiner Bette. Da träumte mir, ein Ungeheuer in der Gestalt eines Bären, doch noch bei weitem gräßlicher anzusehen, wollte mir den Neugebornen rauben, und ich rang deshalb mit ihm. Meine Kräfte verließen mich in diesem furchtbaren Kampfe, das Ungethüm siegte und entwich mit meinem Knaben. Die Angst weckte mich aus dem Schlafe, und ein ungeheures Entsetzen ergriff mich, als ich wachend wirklich eine schreckbare Gestalt, neben der Wiege stehend, die Hand nach dem C uglinge ausstrecken sah. Ich fing an zu beten o schlug ein Kreuz, worauf sich das unheimliche Wesen entfernte. Die Wart-

frau aber, die sich auch im Zimmer befand, war leichenblaß und zitterte heftig; sie mußte also die Erscheinung auch bemerkt haben, obgleich sie es nicht gestehen wollte.“

„Ich gelobte es mir nun, den Knaben beständig unter Augen zu haben, und alle mir mögliche Sorgfalt auf seine Erziehung zu wenden, damit die Saat des Verderbers in seinem Herzen nicht wuchere. Meine Absicht schien mir zu gelingen, denn der Knabe war bis zu seinem neunten Jahre folgsam und gut. In diesem Alter äußerten sich aber mancherlei böse Neigungen bei ihm: er wurde ungehorsam, verlor die Lust zum Lernen, verübte tausend Muthwilligkeiten, und machte mir vielen Verdruß und Gram. Diese Veränderung geschah zu schnell, als daß ich sie meiner Nachlässigkeit oder seinem Temperamente hätte zuschreiben können; eine andere Ursache mußte also die Veranlassung dazu seyn. Das war in der That der Fall. Ich entdeckte durch genaue Beobachtung meines Kindes, daß ein Bettelweib ihn auf seinen Spielplätzen, und wenn er zur Schule ging, aufsuchte und vermittelst eines häßlichen Buben, den sie bei sich führte, zu Leichtfertigkeiten und Ungezogenheiten verleitete.

Mir kostete es viele Mühe, das Böse, welches bei ihm schon Wurzel gefaßt hatte, auszurotten. Meinem unablässigen Bestreben gelang solches endlich zwar, und er machte mir durch seine Folgsamkeit, wie durch seine ganz ungewöhnlichen Fortschritte im Lernen eine große Freude, leider ward sie aber von Zeit zu Zeit durch Anzeichen, die auf nichts Gutes hindeuten, unterbrochen. Als er zum erstenmale zum Abendmahl ging, verlosch die Kerze auf dem Altar gerade in dem Augenblick, als er davor trat. Nun bedeutet solches in der Regel zwar den Tod des Geistlichen, oder des Kommunikanten; aber beides ist nicht erfolgt, und darum weiset dieses Zeichen auf etwas Anderes von betrübter Art hin. Sein sonst so vortreffliches Gedächtniß verläßt ihn öfters bei Gebeten, die er schon als Knabe auswendig konnte, und er sagt verkehrte, ja sinnlose Worte her. Wenn der Priester in der Kirche den Segen spricht und das Zeichen des Kreuzes über die Gemeine macht, wird er jedesmal leichenblaß und sein Körper zittert, ohne daß er sich unwohl fühlet. Und die schreckbaren Träume, die mich seinetwegen quälen; o! sie lassen mich das Aergste fürchten. Mein Kind, mein armes Kind! was soll ich thun, um Dich zu retten?"

„Warum aber“ frug der Pfarrer, „ließen Sie ihn von sich, da Sie ihn, wäre er unter Ihrer Aufsicht geblieben, am besten vor aller Verführung hätten bewahren können?“

„Ach ich mußte ja wohl,“ erwiederte Frau Meier, „da er der Bestimmung seines verstorbenen Vaters zufolge, Theologie studiren soll.“

Der Pastor nahm von dieser Bestimmung Ludwigs Anlaß, die Besorgnisse der betrübten Mutter zu zerstreuen, und versicherte, daß in dem Studium der Theologie ein bewährtes Gegengift wider alle Verführung liege, und sie deshalb nichts für ihren Sohn zu fürchten habe. Dieser Beruhigungsgrund fand Eingang, und Herr Semmelmann verließ die Getröstete, nachdem er die Flasche geleert und versprochen hatte, den Jüngling in sein Gebet einzuschließen.

Während Frau Meier dem Seelsorger ihre Bekümmernisse vertraute, fuhr Ludwig, von den frohsten Empfindungen beseelt, an der Seite seiner Schwester Marie, auf dem Wege nach der berühmten Hochschule, wo er künftig den Kreis seines Wissens erweitern, und die Kenntnisse zu

seinem dereinstigen Fortkommen erwerben sollte. Marie begleitete ihn bis in das nächste Dorf, wo sie einer Verwandtin einen Besuch abstatten wollte, und daselbst schieden sie nicht ohne Wehmuth, denn die Geschwister liebten sich herzlich.

Ludwig war bis jetzt noch nie über eine Stunde weit von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, und ihm ging eine neue Welt auf, als er nun über Berg und Thal in dem Postwagen dahin rollte, und die mannichfaltigen, ihm noch neuen Gegenstände, sich im bunten Wechsel seinem Blicke darstellten. Bald zog ihn die anmuthige Landschaft, bald ein freundliches Dorf, bald wieder der stolze Pallast eines reichen Landbesitzers an; jetzt erfreute ihn die muntere Schaar arbeitender Landleute, dann überraschte ihn ein bunter Zug fremdartig gekleideter Wanderer; hier weilte sein Blick auf das idyllische Gemälde einer, auf grüner Flur weidenden, Heerde, dort gewährten ihm die grauen Trümmer eines zerstörten Bergschlosses und der bemooste, von uralten Linden umgebene, Kirchthurm, eine romantische Ansicht. Seine Brust erweiterte sich; der traurige Abschied von der tiefbekümmerten Mutter, das wehmüthige Lebewohl der trauten Schwester, war vergessen;

die Zukunft stand wie eine Blumenflur vor ihm, und seine einförmige Kindheit trat, von der heitern Gegenwart verdrängt, in den unscheinbaren Hintergrund zurück.

Was auch die besorgte Mutter fürchten mochte, Ludwig war bis jetzt ein wirklich guter Mensch, in dessen Herzen auch nicht eine unlautere Regung herrschte. Wohl hatten ihn die dunkeln Andeutungen seiner Mutter, über den Einfluß eines bösen Wesens, auf ihn zuweilen traurig gemacht, aber im Bewußtseyn, nichts Sträfliches zu wollen und auch wissentlich nichts Unrechtes zu thun, wurde er bald beruhigt und trat seine neue Laufbahn mit den besten Vorsätzen, mit den frohsten Hoffnungen, an.

Ludwigs Fleiß und Führung machte Aufsehen unter seinen Lehrern, und er galt einstimmig wie für einen talentvollen, so auch für einen musterhaften jungen Menschen, der einst ein ausgezeichneter Gelehrter zu werden versprach. Seine Lebensweise war eingezogen und sein Umgang beschränkte sich auf ein paar anständige Familien, an die er empfohlen war, und auf einige Landsleute, die auf derselben Universität studirten, unter denen Diedrich, der Verlobte seiner Schwe-

ser, sein vertrauter Freund war. Dieser hatte von Marien den Auftrag erhalten, ihren Bruder genau zu beobachten, sich seiner, im Fall er durch seine Unbekanntschaft mit der Welt in Gefahr gerathen sollte, anzunehmen, und ihm ein treuer Rathgeber zu seyn.

Diedrich erfüllte die ihm von seiner Geliebten aufgetragene Pflicht mit gewissenhafter Sorgfalt und konnte Marien nur Erfreuliches von seinem Freunde melden. Frau Meier, die um den Briefwechsel ihrer Tochter mit Diedrich wußte und auf diesem Wege Nachricht von der guten Führung ihres Sohnes erhielt, entschlug sich endlich ihrer Besorgnisse und neigte sich zu der Meinung einer ihrer Freundinnen, die ihre gehabten Erscheinungen und Träume für Wirkungen einer gereizten Einbildungskraft, und die Anzeichen für bedeutungslose Spiele des Zufalls erklärte. Wie gern hofft nicht eine Mutter von ihrem Kinde das Beste, besonders wo sie so gerechten Anlaß dazu hat! Doch ihre Ruhe sollte nicht von langer Dauer seyn.

Die Unglück weissagenden Träume der Matrone traten wieder ein, und regten aufs Neue die Furcht vor der möglichen Verführung ihres

Sohnes in ihr auf. Vergebens strebte sie diese ahnungsvolle Gesichte zu vergessen, oder ihnen eine weniger traurige Deutung zu geben; ihre Bangigkeit vermehrte sich mit jedem Tage und steckte selbst Marien an. Diedrich, der bisher nichts als Rühmliches von Ludwig gemeldet und oft recht weitläuftige Berichte zu dessen Lobe gesendet hatte, lieferte jetzt nur kurze Nachrichten von ihm, die noch dazu ziemlich gezwungen und lückenhaft schienen. Dieses trug nicht wenig dazu bei, Mutter und Schwester in der Furcht zu bestärken, daß es sich mit Ludwig zu dessen Nachtheile geändert habe, und wirklich war dieses der Fall.

Ludwig hatte, wie denn das auf Universitäten gewöhnlich ist, nicht vermeiden können, auch mit solchen Personen in Berührung zu kommen, deren Grundsätze und Sitten in einem zweideutigen Rufe standen, und so war er auch mit einem in dieser Hinsicht berüchtigten Herrn von Schwarzenfels in Bekanntschaft gerathen, der sich dringend um seine Freundschaft bewarb. Herr von Schwarzenfels war, seiner Aussage nach, schon auf mehreren der besuchtesten deutschen Universitäten gewesen und hielt sich jetzt in **, wo

Ludwig studierte, wie er selbst äußerte, mehr aus Liebe zur akademischen Ungebundenheit, als des Studierens wegen auf. Er verband die Geschliffenheit eines Weltmanns mit dem muntern Humor eines Glücklichen, und war so sehr seiner Artigkeit als seines feinen Witzes wegen beliebt und überall gern gesehen. Ueber sein Vaterland und seine Familie wußte Niemand Auskunft zu geben und er selbst äußerte sich höchst unbestimmt darüber. Daß er reich sey, schloß man aus seinem bedeutenden Aufwande; was sein eigentlicher Lebensplan sey, blieb jedem ein Geheimniß, und wurde er darum befragt, so versicherte er lächelnd, er habe keinen andern, als das Leben zu genießen.

Dieser räthselhafte Mensch wußte sich in Ludwigs Vertrauen einzuschleichen, der anfangs nur den guten Gesellschafter, den an Erfahrung und Kenntnissen reichen Menschen in ihm schätzte, aber bald von seinem Umgange so angezogen ward, daß er ihm unentbehrlich wurde. Sie brachten alle ihre Erholungsstunden mit einander zu, sie besuchten die gleichen Kollegien, obgleich Schwarzenfels sich keinen Theologen nannte, und Ludwig vernachläßigte alle seine Freunde und Bekannten, da er ausschließlich seine Zeit in seines neuen Freundes Gesellschaft zubrachte.

Diedrich hatte über den neuen Verkehr seines Freundes manche Bedenklichkeiten und äußerte sich darüber gegen ihn. Der aber war zu eingenommen von Schwarzenfels, als daß er der Stimme des treuen Warners hätte Gehör geben sollen. Ludwig war bisher ein strenger Orthodoxe gewesen, wie es in der damaligen Zeit die Theologen gewöhnlich alle waren, aber nachdem ihm Schwarzenfels das Unhaltbare, Widersprechende und selbst Lächerliche mancher Dogmen erwiesen, und so manchen für unumstößlich gehaltenen Lehrsatz mit seinem beißenden Witze als abgeschmackt dargestellt hatte, fing er an freiere Meinungen zu äußern und erlaubte sich Zweifel, die den rechtgläubigen Gottesgelehrten unerhört und frevelhaft schienen. Sonst hatte er in seinem Betragen die strengste Sittlichkeit, in seiner Lebensweise die pünktlichste Regelmäßigkeit beobachtet; jetzt fand das Gegentheil Statt, und konnte man ihm zwar nichts wirklich Unanständiges nachsagen, so war es doch zu bemerken, daß er immer mehr und mehr das Wesen eines Libertins annahm. Nie versäumte er sonst den sonntägigen Gottesdienst, jetzt wandte er die bisher dazu bestimmte Zeit zu Spaziergängen und an-

herrn Vergnügungen an. Alles dieses erfüllte den gutherzigen Diedrich mit Besorgnissen für seinen Freund, und er suchte diesem über die Ursache seiner Veränderung die Augen zu öffnen. Doch der nahm seine herzlich gemeinten Warnungen erst mit nichts sagenden Komplimenten; dann aber mit kaum verhehltem Unwillen auf, und ließ ihm endlich nicht undeutlich merken, daß er eines unberufenen Vormundes nicht bedürfe.

Diedrich war zu gutmüthig, um Marien die Sinnesänderung ihres Bruders zu melden, aber auch zu gewissenhaft, um durch falsche Nachrichten sie zu täuschen. Er konnte daher in seinen Briefen an sie über ihn nur schweigen, oder höchstens melden, daß er sich körperlich wohl befinde. Als aber Marie, durch die Ahnungen und Träume der Mutter geängstigt, ihn beschwor, sie auf das Umständlichste zu benachrichtigen, wie es um ihren Bruder stehe, da ließ sich die Wahrheit nicht länger verhehlen, und er meldete, obgleich mit der größtmöglichsten Schonung, daß Ludwig einen Umgang pflege, der den nachtheiligsten Einfluß auf seine Grundsätze äußere.

Marie wurde durch diese Nachricht in die tiefste Betrübniß versetzt. Sie liebte ihren Bruder

aufrichtig und mit der vollen Zärtlichkeit eines reinen, tiefen Gemüths: wie schmerzlich mußte es ihr zu erfahren seyn, daß sein Benehmen die Furcht ihrer Mutter wahr zu machen drohe! wie bange mußte ihr um die gute, schon seit einiger Zeit kränkelnde Mutter werden, im Fall diese die Sinnesänderung ihres Sohnes erfahren sollte!

Sie schrieb an Ludwig und bat ihn, von dem gefährlichen Umgange mit seinem neuen Freunde zu lassen. Alles was die schwesterliche Liebe Rührendes hat, legte sie in ihre Bitte an ihn, um ihn zu bewegen seinen Verkehr mit Schwarzenfels abzubrechen. Sie stellte ihm der Mutter Angst und ihre Besorgniß vor, sie machte ihn auf das Unpassende seines Betragens mit seiner künftigen Laufbahn aufmerksam; sie erinnerte ihn an sein Seelenheil, und machte ihn, um ihren Zweck desto sicherer zu erreichen, mit den Unglück weissagenden Anzeichen bekannt, die die Furcht der Mutter um ihn begründeten. Die gute, mit dem menschlichen Herzen unbekannte Seele versprach sich die beste Wirkung von diesem Briefe: ach umsonst!

Ludwig war schon zu vertraut mit seinem Freunde, und zu eingenommen von ihm, um

ihm aus dem Briefe seiner Schwester ein Geheimniß zu machen. Schwarzenfels erfuhr den ganzen Inhalt des Schreibens, und nahm davon Gelegenheit Ludwigen den treuen Diedrich als einen hämischen Angeber verhaßt zu machen, und ihm die Besorgnisse seiner Mutter und Schwester als Wirkungen eines lächerlichen Aberglaubens darzustellen, den man dem rohen Pöbel überlassen müsse.

In diesem Sinne antwortete Ludwig seiner Schwester, und bat sie, sich keine Sorge um ihn zu machen, da ein Frauenzimmer nicht wohl die Handlungen eines Mannes beurtheilen könne, und seine Ansichten und Meinungen ganz und gar über ihren Gesichtskreis gingen. Den guten Diedrich aber ließ er, wegen der Marien über ihn gegebenen Nachrichten, hart an, und brach allen Umgang mit ihm ab.

Schwarzenfels hatte, gleich von dem Anfange seiner Bekanntschaft mit Ludwig ab, ein solches Uebergewicht über ihn erhalten, daß dieser seine Meinungen unbedingt dem Urtheile seines Freundes unterwarf, sie darnach modelte. Das war kein Wunder, denn Ludwig war ein unerfahrner Jüngling, dessen Grundsätze noch

keine Festigkeit erlangt hatten; Schwarzenfels aber besaß alle Eigenschaften, die ein junges, lebensfrohes Gemüth für ihn einnehmen konnten. Er war fröhlich, aufgeweckt, scharfsinnig, witzig, angenehm im Umgange, unerschöpflich an munteren Einfällen, und verbindlich in seinem Betragen, ohne jedoch seiner Selbstständigkeit im mindesten etwas zu vergeben. Er besaß das Talent, die Fehler und Schwächen der Menschen aufzufassen und von ihrer lächerlichsten Seite darzustellen. Doch war er duldsam gegen die Meinungen und Vorurtheile Anderer, und behauptete: kein Mensch habe das Recht den andern zu seinen Ansichten zu bekehren: alle Menschen irrten, nur jeder auf seine Weise: darum könne man wohl über vermeintliche Irrthümer Anderer lachen, widersinnig sey es aber, sie gegen ihren Willen davon befreien zu wollen. Er war freigebig bis zur Verschwendung, machte sich aber kein Verdienst daraus: denn, pflegte er zu sagen, ich weiß sehr gut, daß meine Wohlthaten übel angewandt werden, aber mir macht es Vergnügen zu geben, und darum verdiene ich für meine Wohlthätigkeit, die doch nichts weiter als eine Art von Selbstsucht ist, mehr Tadel als Lob.

Mußten diese Eigenschaften schon den unerfahrenen Jüngling einnehmen, so thaten es Schwarzenfelsens ausgebreitete Kenntnisse noch mehr. Er war in den todten wie in den lebendigen Sprachen gleich unterrichtet; alle, die nur irgend im Gebrauche sind, waren ihm so geläufig, als ob er sich nur ausschließlich damit beschaftigt hätte. Er kannte alle philosophischen Systeme gründlich, und wußte die scharfsinnigsten Anwendungen davon zu machen. Er besaß feine anatomische und botanische Kenntnisse, war in der Rechtslehre nicht fremd, und disputirte er mit einem Theologen, so brachte er ihn gemeinhin durch seine regelrechten Schlüsse zum Schweigen. Wer die Wissenschaften liebt, achtet natürlich auch den hoch, der ihnen mit glücklichem Erfolge obliegt, und Ludwig konnte Schwarzenfelsen um so weniger seine Bewunderung versagen, da dieser in allen Fächern des Wissens gründliche Kenntnisse zeigte. — Ludwig rief oft, wenn er wieder eine neue Probe von seines Freundes ungewöhnlicher Gelehrsamkeit erhalten hatte: „Wie ist es möglich, daß Du bei Deiner regen Lebenslust, bei Deiner Genußliebe, Dir diesen Umfang von Kenntnissen hast erwerben können!“

„Ganz allein dadurch“ erwiederte jener, „erlangte ich mein Wissen, daß ich meinen Geist durch kein finsteres Brüten in dumpfen Mauern verkrüppelte, und ihm durch kein sklavisches Beobachten dessen, was man gute Sitte nennt, die Spannkraft raubte, die er haben muß, um Vieles und leicht zu fassen und die er nur gewinnen kann, wenn er sich von allen Rücksichten ungefesselt frei bewegen darf. Nur der am ewigen Quell der Lust berauschte Geist mag in dem unermeßlichen Reich des Wissens bedeutende Fortschritte machen und mit kühnem Fluge sein würdiges Ziel erreichen; der in die Schranken des Anstandes und der Methode gebannte wird stets Schneckengleich auf der Bahn des Gewöhnlichen hinschleichen und nimmer Großes wirken; denn die Schwingen seiner Psyche sind durch Regeln und Verhältnisse gelähmt.“

Auf diese verführerische Weise wußte Schwarzenfels Ludwigs sittliche Grundsätze wankend zu machen, und ihm eine gute Seite an dem Sinnengenusse zu zeigen, ohne welche der Jüngling stets einen Abscheu dagegen behalten haben würde. Ludwig meinte sich nur lächerlichen Vorurtheilen zu entwinden, wenn er eine Schranke der stren-

gen Zucht nach der andern überschritt. Er wollte es seinem Freunde gleich thun an Wissen und Gewandtheit im Umgange, daher glaubte er in dessen Fußtapfen treten zu müssen. Täglich wurden seine Sitten lockerer, seine Grundsätze wankender: was Wunder, wenn der Unerfahrene seine Unschuld, seine Sitten, seine Tugend dabei einbüßte!

Er fiel, und daß er keine Reue über seinen Fall fühlte, dafür sorgte sein Verführer. Nur Mittel zum Zweck hieß bei ihm der Sinnengenuß; aber bald wurde ihm das Mittel zum Zweck selbst. Die wohlthätige Freundeshand des treuen Diedrich, die ihn dem Abgrunde, der sich vor ihm geöffnet hatte, entziehen wollte, stieß der Verblendete in seinem Wahnsinn mit rohem Trotz von sich, und Schwarzenfels riß ihn immer tiefer in den Strudel sträflicher Vergnügungen hinein.

Das, was ihm die Mutter zu seinem Unterhalt ausgesetzt hatte, und ein nicht unbedeutendes Stipendium, welches er genoß, reichten bei weitem nicht aus, um seinen verschwenderischen Aufwand zu bestreiten; aber Schwarzenfels hatte stets für ihn offne Kasse. Ludwig gerieth dadurch

in eine Abhängigkeit von dem Wüstlinge, die derselbe benutzte, ihn immer fester in die Banden der Lust zu verstricken und bald war alle Scham und Reue aus seinem Herzen gewichen.

Ludwig machte reißende Fortschritte auf der Bahn des Lasters. Lange schon hatte er seine Lust in den Armen feiler Dirnen gebüßt; aber nun wurde der Verführte zum Verführer. Ein Mädchen von der milden Natur mit hoher Anmuth ausgestattet, von der Unschuld zartem Reiz geschmückt, lebte mit ihren betagten Eltern, in einem bescheidenen Glücksstande, unfern der Wohnung Ludwigs. Er sah sie, und die Begierde nach ihrem Besitz erwachte in ihm. Aber wie sollte er ihr sich nähern, da sie höchst eingezogen lebte und stets von dem Auge der sorgsamen Eltern bewacht wurde? Schwarzenfels wußte Rath. Ludwig mußte auf dessen Anrathen eine ernsthafte Bewerbung vorgeben, und um sie zu begründen eine nahe, gewisse Versorgung erdichten. Die Eltern, die ihr einziges, geliebtes Kind gern noch vor ihrem Ende versorgt zu sehen wünschten, gestatteten ihm den Zutritt in ihr Haus und die Jungfrau fand Wohlgefallen an dem schönen jungen Manne. Er wurde nun der

tägliche Gesellschafter des Mädchens, und besaß bald ihre volle Liebe. Ein liebendes Herz ist leicht überlistet; auch Ludwigen gelang es über die Tugend der Jungfrau zu siegen, die sich ihm im Vertrauen auf seine Schwüre hingab. Nachdem er den höchsten Preis ihrer Liebe erhalten hatte, erkaltete seine Neigung zu ihr. Die Arme fühlte bald nur zu gut wie wenig noch sie in dem ausschließlichen Besitz seines Herzens sey, und furchtbare Ahnungen begannen sie zu quälen, da ihr Fehltritt bald offenbar werden mußte. Sie bat, sie beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, sondern dafür zu sorgen, daß durch eine schnelle Heirath ihre Ehre wieder hergestellt würde, da ihre Eltern sonst der Gram über ihr Vergehen tödten würde. Aber der Hartherzige besaß Grausamkeit genug der Unglücklichen schonungslos die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen auf eine Heirath mit ihm zu eröffnen, und wollte seinen niedrigen Betrug mit seiner unwiderstehlichen Neigung zu ihr entschuldigen. Ein namenloser Jammer bemächtigte sich der Armen bei dieser Entdeckung. Sie fühlte den Verlust ihrer Unschuld doppelt, da sie gezwungen war, den aufs tiefste zu verachten, dem sie sich im Vertrauen auf seine Redlichkeit hingegeben

hatte. Mit ihren Hoffnungen war auch ihr Glaube an die Menschheit zerstört, und Verzweiflung nahm Besitz von ihrem Herzen. Sie glaubte ihren greisen Eltern die Schonung schuldig zu seyn, nichts von ihrer Schande laut werden zu lassen, und da der Gram ihr ohnehin das Leben unerträglich machte, so verschaffte sie sich Gift und machte damit ihrem jammervollen Daseyn ein Ende.

Ludwig ward durch diesen Todesfall, dessen Ursache ihm nur zu wohl bekannt war, wohl tief erschüttert, aber durch Schwarzenfels auch schnell wieder beruhigt. Dieser bewies ihm, daß das Mädchen aus Nervenschwäche den übereilten Schritt gethan habe, und bei ihren krankhaften Empfindungen in jedem Fall der menschlichen Gesellschaft unnütz gewesen sey. Ein Stachel blieb wohl in der Brust des Verführers zurück, und sein Gewissen wurde furchtbar laut, wenn er sich die über dem Grabe ihrer Tochter verzweifelnden Eltern dachte; doch er griff zu dem gewöhnlichen Mittel der Wüstlinge, die Stimme des ernsten Richters in der Brust durch neue Genüsse zu betäuben, und das schlug ihm denn auch, wenigstens für den Augenblick, nicht fehl.

Jetzt erhielt er einen Brief von seiner Schwester, worin sie ihm die gefährliche Krankheit seiner Mutter meldete und ihn bat schleunig herüber zu kommen, da die Kranke ihn vor ihrem Ende noch zu sprechen sehnlich wünschte. Marie nahm den Tod derselben für gewiß an, und gründete ihre traurige Ueberzeugung auf Anzeichen, die das Ende der geliebten Kranken angedeutet haben sollten. Eine nahe Nachbarin, die längst in dem Ruf stand, Todesfälle bestimmt vorher sagen zu können, wollte auf dem Hause der Frau Meier einen Sarg haben stehen sehen. Marien selbst hatte geträumt, daß die Mauer des Hauses eingestürzt sey, und gleich darauf, daß ihr ein Zahn ausfalle, der sie sehr schmerze. Endlich hatte man die Todtenuhr deutlich schlagen hören. Ludwig schwankte zwischen der Pflicht dem Verlangen seiner kranken Mutter zu gehorsamen und dem Wunsche seinen gewohnten Genüssen nachzuhangen: Schwarzenfels bestimmte ihn zum letztern.

„Ich habe nichts dagegen, sagte dieser, daß Du nach Deiner Heimat reisest, nur würde es mich verdrießen, wenn der jämmerliche Aberglauben, von dem Deine Schwester durch die Muhmen ihrer Verwandtschaft angesteckt ist, und das

flüchtige Verlangen einer kranken Frau, das vielleicht in dem Augenblicke des Entstehens schon wieder vergessen ist, auf Deinen Entschluß irgend einen Einfluß haben sollten. Was wäre der Mann, wenn er sich durch solche Armseligkeiten bestimmen ließe! Wer selbstständig seyn will, muß dergleichen weibisches Gequengle verachten und am wenigsten darf es je ein Beweggrund seiner Handlungen seyn. Darum willst Du meinem Rathe folgen, so reise immerhin, nur nicht gleich, damit es nicht scheine, als ob die Phantasien abergläubiger Muhmen und die Fieberträume einer alten Frau für Dich bedeutend sind."

Ludwig blieb zurück, trieb es in der Gesellschaft seines Freundes wie immer, und noch an demselben Tage übte er ein Bubenstück an der unbewachten Unschuld eines leichtgläubigen Mädchens aus. In kurzer Zeit brachte ihm ein besonders geschickter Bote die Nachricht von dem Absterben seiner Mutter, und lud ihn zu ihrem Begräbnisse ein.

Er reisete nun nach Hause und machte sich Vorwürfe, daß er der dringenden Einladung seiner Schwester nicht Folge geleistet habe. Während der Reise stellte sich ihm sein bisheriges Le-

ben in seiner ganzen Abscheulichkeit dar, und die Reue darüber fing ihn zu nagen an. Aber bis zu einem Entschlusse, davon abzulassen, kam es nicht. Seine Thorheit war ihm zu lieb geworden, der Weg zum Guten schien ihm zu rauh, zu ermüdend, und die Erinnerung an die genossene Lust zu süß, um den festen Vorsatz, diese zu meiden, und jenen einzuschlagen, in ihm hervorzubringen.

So mit sich selbst zerfallen, langte er im mütterlichen Hause an. Die trauernde Schwester empfing ihn in Thränen schwimmend, doch machte sie ihm keine Vorwürfe, daß er die letzten Stunden der sterbenden Mutter durch sein Ausbleiben verbittert habe; denn sie glaubte, er würde ohnedieß seine leichtsinnige Vernachläßigung der schuldigen Kindespflicht mit Beschämung fühlen, und wollte ihm die Kränkung erspaaren, sein Unrecht eingestehen zu müssen.

Ludwig fühlte hier zum ersten Male den ganzen Umfang seiner Schlechtheit. Er sollte die Stütze seyn, woran die schutzlose, vom Gram gebeugte Schwester sich aufrichten könnte, und er vermochte nicht, ihr auch nur ein einziges herzliches Wort des Trostes zu sagen; denn was er auch sie zu beruhigen vorbrachte, ging nicht zu

Herzen, weil es nicht von Herzen, nicht aus einem reinen Gemüthe kam. Sein Schmerz über den Verlust einer liebenden Mutter war nicht rein und tief, war beinahe nur ein Mißbehagen und ein aus Reue, Unmuth und Erbitterung zusammengesetztes Gefühl, das ihn sich selbst unerträglich machte, und nichts mit der stillen, innigen Trauer der guten Marie gemein hatte. Er fühlte seine Versunkenheit, es fehlte ihm aber Wille und Muth, sich daraus zu erheben.

Noch hatte er die Leiche nicht gesehen, und jede Aufforderung der Schwester dazu, unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß ihn der Anblick zu sehr erschüttern würde. Es erschien nun aber ein alter Oheim der Verstorbenen, ein greises Haupt, das sichtlich von der Bürde vieler Jahre gebeugt wurde, diesem mußte auf sein Verlangen die Erblichene gezeigt werden, und konnte denn auch Ludwig sich nicht füglich länger weigern, sie zu sehen.

Der alte Oheim wankte an der Hand Mariens in das Zimmer, wo die Verstorbene aufgebahret stand, und Ludwig folgte. Als dieser sich dem Sarge nahte und die Hand auf die Leiche legte, rief der Alte im Tone des höchsten Entsetzens

aus: *) „Ewige Barmherzigkeit! was muß ich sehen! Arme Dulderin, Deine Grabesruhe wird unterbrochen; die Greuel deines Kindes pressen Deinen geschlossenen Augen Thränen aus!“ Marie glaubte den Greis vom Irrwahn befangen, der aber, ihre Gedanken merkend, faßte sie bei der Hand, zog sie näher zum Sarge und sagte: Nein, meine Tochter, nicht kindischer Wahnwitz spricht aus mir. Blick' hieher, sieh', wie diesen gebrochnen Augen zwei Thränenbäche entströmen: weißt Du, was dieses furchtbare Zeichen bedeutet? Der, bei dessen Hinzutreten diese Augen flossen, ist mit einer Todsünde befleckt, und die Leiche der Mutter weinet, weil ihr Sohn seinem ewigen Verderben zueilet.“ Ludwig wurde bis ins Innerste erschüttert von dieser Rede, Marien aber ergriff ein namenloser Schrecken, als sie wirklich die geliebte Todte weinen sah. „Du Beklagenswerther, fuhr der Greis, zu Ludwig gewendet, fort, laß' diese schreckbare Warnung nicht ungenutzt, sondern wende Dich zum Wege

*) Dieses und die früher in dieser Erzählung vorgekommenen Anzeichen und Vorbedeutungen sind keinesweges Erfindungen des Verfassers, sondern wurden einst von unsern Vorfahren und werden noch zum Theil von Vielen geglaubt.

der Gnade, ehe denn es zu spät wird. Sieh, ich habe Dich nie gekannt, Dein Wandel ist mir verborgen, und doch weiß ich, daß eine schwere Schuld Dein Herz belastet und der Verderber Dir nahe ist. Denn nur allein die frevelhafte Todsünde der Blutsverwandten unterbricht, wenn sie ihnen nahen, den Todesschlummer seliger Leiber. Er gebot nun Ludwigen, sein Vergehen einem frommen Geistlichen zu bekennen und dessen Anweisung zu folgen, und wankte dann, von Marien geleitet, von dannen.

Marie fiel ihrem Bruder um den Hals und beschwor ihn mit einer rührenden, vom Weinen erstickten Stimme, dem Rathe des alten Oheims zu folgen, indem sie ihm zugleich entdeckte, daß seine Mutter im tiefsten Kummer über sein wildes Leben hinübergeschlummert sey. Doch dieser, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, nannte den Oheim einen kindischen Greis, der abgeschmackte Dinge behaupte und versicherte, die Besorgnisse um ihn wären ganz ungegründet gewesen. Aber als Marie ihn des Abends bat, die um den Sarg gestellten Kerzen anzünden zu helfen, und jetzt aufs Neue Thränen in den Augen der Leiche blinkten, da rang die fromme Schwe-

ster verzweifelnd die Hände und rief, als Ludwig sich schnell entfernte: „o, er ist unrettbar verloren, denn selbst diese schauervollen Thränen erweichen ja sein verderbtes Herz nicht mehr!“

Der Nachlaß der Verstorbenen war nicht groß, man fand daher kein Bedenken, den dem Sohne zufallenden Theil diesem auszuhändigen, weil er davon seinen Unterhalt auf der Universität bestreiten sollte. Mariens Antheil, der nach dem Willen der Mutter etwas mehr betrug, wurde an Diedrich übersandt, da dieser ein Amt in der Universitätsstadt erhalten hatte, und sich nach Ablauf der Trauerzeit mit Marien verbinden wollte. Marie selbst zog auch dahin, wo ihr Bruder und ihr Verlobter sich aufhielt, um bis zu ihrer Verheirathung daselbst, unter der Aufsicht einer bejahrten Verwandtin, zu bleiben.

Mit verdoppelter Wuth stürzte sich nun Ludwig in den Strudel verbotener Freuden; nur auf diese Weise konnte sein verletztes Gewissen betäubt und zum Schweigen gebracht werden. Keine Rücksichten galten ihm etwas, denn er war schon zu weit über die Grenzen der Sittlichkeit hinausgeschritten, um etwas Anderes, als die Stimme seiner Leidenschaften, zur Richtschnur seiner Hand-

lungen zu nehmen; und ist es mit den Menschen erst dahin gekommen, so ist kein Frevel so groß, daß er ihn nicht beginge.

Ludwig hatte jetzt wieder seine Augen auf ein Mädchen geworfen, die noch kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, und bei einer alten, kränklichen, etwas geistesschwachen, Base lebte. Daß er diese Schutzlose für ihre ganze Lebenszeit unglücklich machte, kam bei ihm nicht in Betrachtung; ihre Unschuld, die ihr bei jedem andern noch nicht ganz verderbten Menschen zum Schilde gedienet haben würde, entflammte gerade seine Begierde noch mehr, der sie zu opfern er fest entschlossen war. Des Mädchens große Unbekanntschaft mit der Welt, verhüllte ihr die Arglist des Verführers, seine Schmeicheleien wurden von ihr für Wahrheit aufgenommen und gern angehört; sie taumelte sorglos an dem Abgrunde, der sie zu verschlingen drohte.

Der Verworfene hielt sich seines Sieges für gewiß. In der Meinung, daß es ihm nicht fehlschlagen könne, prahlte er öffentlich mit seinem Vorhaben, und so bekam auch Diedrich zufällig Kenntniß davon. Dieser fühlte den Beruf, den Frevel zu verhindern, in welcher Absicht er denn alle

Schritte des liederlichen Ludwigs beobachtete, um zu rechter Zeit zur Rettung des Mädchens handeln zu können. Durch Ermahnungen, den Lüstling von seinem Vornehmen abbringen zu wollen, wäre vergebene Mühe gewesen, da dieser der Stimme der Pflicht und Menschlichkeit muthwillig sein Ohr verschloß. Eben so erfolglos würden seine Warnungen bei dem Mädchen angewandt gewesen seyn, weil bereits eine Neigung zu dem Verführer sie verblendete. Gewalt allein konnte hier Wirkung thun, und Diedrich beschloß sich ihrer zu bedienen.

Das Verbrechen sollte auf einer Spazierfahrt begangen werden. An einem abgelegenen Orte wurde ein Fest veranstaltet; Musik, Tanz und Wein sollten die Jungfrau betäuben und dem Schändlichen die Erreichung seines Zweckes erleichtern. Diedrich erfuhr dieses und eilte auf einem andern Wege dahin, um dem Böswicht sein Opfer zu entreißen.

Er konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, die sich seiner bemächtigte, seit er sich zu dieser Maaßregel entschlossen hatte. Er gab Marien ihr kleines in tausend Thalern bestehendes Vermögen aufzuheben, und nahm tief bewegt

von ihr Abschied. Um die Geliebte nicht zu kränken, hatte er ihr den Zweck seiner Reise verhehlt; sie wußte nur, daß ihn ein dringendes Geschäft zu einer kurzen Abwesenheit zwinge, und schrieb seine trübe Stimmung einer kleinen Verdrießlichkeit zu, die ihm, seinem Vorgeben nach, begegnet seyn sollte.

Diedrich hatte einen angesehenen Beamten von der obervormundschaftlichen Behörde vermocht ihn zu begleiten, und die Jungfrau unter seinen Schutz zu nehmen. Mit diesem fuhr er hin an den Ort, wo man die Orgien feiern wollte und langte eben an, als das Fest begonnen hatte. Ludwig hatte nebst mehreren seiner Genossen auch Schwarzenfels und einige Frauenzimmer von zweideutigem Rufe eingeladen. Eben drehte man sich in einem raschen Walzer im Saale herum, als Diedrich mit seinem Begleiter eintrat. Ein donnerndes „Halt" des Eintretenden machte die Musik verstummen, und die erhitzten Tänzer standen vom Schrecken gebannt unbeweglich. Diedrich nahm die Jungfrau bei der Hand, entdeckte ihr die nahe Gefahr, in der sie schwebte, und führte die Ueberraschte dann zum Pupillenrath, der ohne Verzug mit ihr den Saal verließ.

Ludwig griff nach dem Degen, der in einer Fensterblende stand, entriß ihn der Scheide und rannte ihn dem wehrlosen Diedrich in die Brust, indem er rief: „Nimm das zum Lohn Verfluchter für Deine Angebereien.“

Der Edle sank mit einem Schrei des Schmerzes zur Erde, und schloß seine Augen für immer.

Namenloses Grausen durchbebte den Mörder, als er Diedrichs Herzblut der Brust entströmen sah und sein Todesröcheln hörte. Er warf das unselige Werkzeug [illegible]s Frevels von sich, verhüllte mit beiden Händen das Gesicht und rief mit gräßlicher Stimme: „Wehe mir! dieß Blut wird mich bei dem furchtbaren Richter anklagen, dessen Gerechtigkeit mich auf ewig verdammen muß, wehe, wehe mir!“

„Thor!“ rief Schwarzenfels ihm zu, „zu diesen erbaulichen Betrachtungen hast Du Zeit genug, wenn Du in Sicherheit bist; jetzt eile, Dich zu retten, denn was Du gethan hast, läßt sich nicht verheimlichen, und der nächste Augenblick kann Dich in Fesseln sehen.“ Bei diesen Worten führte er ihn zum Saale hinaus und zeigte ihm die Richtung, die er nehmen mußte, um über die nicht weit entfernte Grenze zu kommen.

Der Verbrecher, der trotz seiner Verzweiflung doch noch nicht alle Lebensluſt verloren hatte, ſchlug den Weg nach der Grenze ein, die er ungehindert erreichte.

Wer beſchreibt den Gram der unglücklichen Marie, als ſie die Ermordung ihres Geliebten, und den Vollbringer dieſes Mordes erfuhr! Ihr ganzes Erdenglück war für immer dahin, alle ihre Freuden ſanken mit Diedrichs Tod auf ewig ins Grab, und zu dem Gram über ihren unerſetzlichen Verluſt, geſellte ſich der Schmerz über des Bruders Frevelthat. Mit gebrochnem Herzen beſattete ſie den geliebten Freund zur Ruhe.

Der Mörder hielt ſich unterdeſſen in einem Wirthshauſe unfern der Grenze auf. Schwarzenfels hatte ihm verſprochen ihn mit dem nöthigen Gelde zum Weiterreiſen zu verſehen, aber er ließ vergebens auf ſich warten. Ludwig, deſſen Baarſchaft zu Ende ging, ſendete einen Boten an den Freund mit der Bitte, ſein Verſprechen zu erfüllen, doch der hatte ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsort verlaſſen und Niemand wußte zu ſagen, wo er ſich befand. Die Verlegenheit des Flüchtigen war grenzenlos. Leicht konnte ſein Aufenthaltsort verrathen und er den Gerichten

des Landes, in welchem er den Mord begangen hatte, ausgeliefert werden. Der Wirth, der sein Verbrechen ahnen mochte, schien ihm den Aufenthalt in seinem Hause nur ungern zu gestatten, und er war gewiß, fortgewiesen zu werden, sobald er seine Bedürfnisse nicht mehr baar bezahlen konnte. Endlich wurde ihm auch seine Lage lästig, besonders da während dieser unfreiwilligen Einsamkeit sich sein Gewissen stärker als je zu regen begann.

Diese Lage, die vielleicht bei manchem Andern eine wohlthätige Sinnesänderung bewirkt hätte, bewog ihn zu einem neuen Bubenstück. Er schrieb an seine Schwester, heuchelte eine tiefe Reue und den Vorsatz sich zu bessern, und bat sie, ihn mit dem nöthigen Gelde zu unterstützen, damit er sich in der Ferne eine Laufbahn suchen könne, die seinem Zwecke entspreche.

Die gutmüthige Marie sandte ihm die Hälfte ihres kleinen Vermögens, von einem Briefe begleitet, worin sie alles erschöpft hatte, was ihr die wärmste Schwesterliebe eingab, um ihn zu bewegen, doch ja aufrichtig in seinem Vorsatze zur Besserung zu Werke zu gehen. Sie führte ihm seine himmelschreienden Verbrechen, den Kum-

mer der sterbenden Mutter und ihr unaussprechliches Unglück, dessen Urheber er war, zu Gemüthe, und bath ihn, in dem Vorsatze, sein heilloses Leben zu ändern, doch ja zu beharren. Ach, die Gute bewirkte nichts weiter damit, als eine flüchtige Rührung, die nur zu bald von dem Durst nach Genuß verdrängt wurde, der ihn unaufhörlich peinigte.

Er reisete sogleich, wie er das Geld empfangen hatte, nach einem Badeorte ab, wo er Schwarzenfels zu finden hoffte. Diesen traf er zwar nicht da, aber eine Menge ihm willkommener Zerstreuungen, denen er sich ohne alles Maaß überließ. Kein Gedanke an die Zukunft hielt ihn vom unmäßigen Genusse wilder Freuden ab, kein Vorsatz, endlich seinem wüsten Leben ein Ziel zu setzen, kam in ihm auf. Schon hatte er die Hälfte des von Marien erhaltenen Geldes mit lockern Genossen verjubelt, da fiel es ihm ein, im Hazardspiel sein Glück zu versuchen, und in zweien Abenden war seine sämmtliche Baarschaft verspielt.

Er hatte deutlich bemerkt, daß er es mit falschen Spielern zu thun habe, aber dadurch war er nicht abgehalten worden, fortzuspielen, denn

er war selbst nicht unerfahren in den Handgriffen des Volteschlagens, und hoffte, sie zu überlisten. Doch hier hatte er seine Meister gefunden, und seine Aussicht, von dem Spiele zu leben, war zertrümmert.

Er war frech genug, sich noch einmal an Marien zu wenden, und sie unter dem Vorgeben, er sey auf der Heerstraße von Räubern geplündert, um eine abermalige Unterstützung zu bitten. Da er kaum erwarten durfte, sein Gesuch erfüllt zu sehen, so drohte er, im Fall sie ihm ihre Hilfe verweigere, mit eigener Hand sich das Leben zu nehmen. Sie antwortete folgendes:

„Nicht weil ich an Dein Vorgeben, Du seyst geplündert, glaube; nicht weil ich fürchte, Du könntest Deine Drohung wahr machen, sondern um mich der Möglichkeit zu berauben, Deine grenzenlosen Ausschweifungen künftig noch unterstützen zu können, sende ich Dir den ganzen Rest meines kleinen Vermögens. Du empfängst das Wenige, was Deiner hilflosen Schwester ihr elendes Daseyn fristen sollte, und künftig wird sie niedrige Arbeiten um Lohn thun müssen, um ein Leben zu erhalten, dessen Blüten Du zerstöret hast. Ludwig, Ludwig! Du bist tief gesunken!

Lügner, Heuchler, Schwelger, Wohllüſtling, Verführer der Unſchuld, Mörder: giebt es noch einen Greuel den zu begehen Du nicht fähig wäreſt? Die Saat des endloſen Verderbens reift heran, und der Tag der furchtbaren Ernte wird nicht fern ſeyn. Wehe Dir! Dein wartet ein ſchreckliches Gericht.“

Nur ein dumpfes Gefühl des Mißbehagens, einen finſtern Groll gegen Gott und die Natur, keine wahrhafte Reue weckte Mariens Brief in dem Elenden, und um ſich der übeln Laune zu entledigen, eilte er wiederum dem Spieltiſche zu. Er ſpielte mit Unglück und mit jedem Goldſtück, das er dem Banquer hinſchob, glaubte er das Blut ſeiner Schweſter hinzugeben. Aber er verhärtete ſich gegen ſein erwachendes Gefühl und ſpielte fort, bis die letzte Münze aus ſeinen Händen verſchwunden war. Was nun anfangen? Kein Mittel zum Erwerb ſtand ihm offen, und er hatte die Ausſicht, ſchon in den nächſten Tagen ſein Leben durch Betteln friſten zu müſſen, da er alles, bis auf den letzten Reſt verſpielet hatte, und noch überdem ſeinem Hauswirth eine nicht unbedeutende Summe ſchuldig war.

Als er mit der quälenden Sorge wegen ſeines

Unterhalts beschäftigt, in der stillen nächtlichen Stunde in seinem Zimmer auf und nieder ging, hörte er in dem nebenanstoßenden Gemach Geld zählen. Der Geldzählende war ein bekannt reicher Jüngling, und bloß des Vergnügens wegen in den Badeort gekommen. Wie, wenn Du diesem einen Theil seines Ueberflusses nähmest, dachte Ludwig. Der Gedanke beschäftigte ihn jetzt ausschließlich, und bald gestaltete er ihn zur That. Er öffnete, als er glaubte, daß sein Wandnachbar eingeschlafen sey, vermittelst eines krumm gebogenen Nagels die Thüre von dessen Zimmer, und verfuhr dabei mit solcher Geschicklichkeit, daß der junge Mann nicht erwachte. Nun ging er an den Koffer, öffnete auch diesen, und belud sich mit mehreren Geldrollen. Doch seine Habsucht ward an ihm zum Verräther. Er hatte nicht nur die Tasche gefüllt, sondern auch einige Rollen in den Arm genommen, eine davon entglitt ihm, fiel auf die Erde, und von dem Gepolter wachte der Schlafende auf. Dieser sprang aus dem Bette, packte den Dieb, und suchte ihn fest zu halten. Der aber, dem sich jetzt die Schande und Gefahr, die seiner harreten, vergegenwärtigte, ergriff den Jüngling, warf ihn aufs Bett und erwürgte ihn.

Er schloß nun den Koffer und das Zimmer, brachte seinen Raub in Sicherheit, und legte sich zu Bette.

Einiges, unfern seiner Zimmerthür zerstreutes, Papier verrieth ihn. Man stellte, sobald die Mordthat entdeckt wurde, eine genaue Untersuchung bei allen, in dem Gasthofe abgetretenen, Fremden an, und Ludwig, den jene Verzettelung des Papiers gleich anfangs verdächtig gemacht hatte, wurde als muthmaßlicher Mörder festgenommen.

Es schien um ihn geschehen, denn die Beweise gegen ihn waren zu klar, als daß er hätte hoffen dürfen, durch hartnäckiges Leugnen, sich von der Strafe zu befreien. Der nahe Tod stand mit allen seinen Schrecken vor ihm. Sein Zustand war jetzt schrecklich. Blickte er in die Vergangenheit, so stellte sich die große Reihe von Schandthaten dar, die er trotz seines noch jugendlichen Alters begangen hatte, und die Furien der Reue zerrissen seine Brust; wandte er sich zur Zukunft hin, so mußte er vor dem nahen strengen Gerichte zittern, das seiner wartete, und der gewöhnliche Trost aller Bösewichter, daß mit dem Leben auch das Daseyn ende, erschien ihm nun als eine fade Lüge. Er wollte beten, aber er hatte nicht das

Herz," die blutbefleckten Hände zum Himmel zu heben, und eine düstere Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

In dumpfen Hinbrüten versunken, saß er eines Abends, da öffnete sich die Gefängnißthüre, und ein großer, stattlicher Mann trat zu ihm ein. Ludwig glaubte einen von seinen Richtern vor sich zu sehen und wollte aufstehen, aber der Fremde winkte ihm sitzen zu bleiben, sah ihn mit einem Blicke an, der bis in die tiefsten Falten des Herzens zu dringen schien und dann sagte er: „Ich bin gekommen zu sehen, ob in dem Herzen eines Menschen, der so nah' am Ziele seines Lebens steht, auch noch die treue Begleiterin der Sterblichen, die Hoffnung wohnet."

„Hoffnung," rief der Gefangene, „woher sollte mir die kommen? Ich stehe am Ziel und hoffe nicht mehr."

„Das Leben ist aber doch so schön, hat der Freuden so viele und Du solltest bei Deiner Jugendkraft, bei Deiner Fähigkeit zum Genusse nicht wünschen es länger zu genießen?"

„Was hilft ein Wunsch, der unerfüllbar ist! Ich kann meinen Kerker nicht sprengen, und wär' ich's auch: was nutzt ein Leben ohne die

Mittel dazu seine Freuden, von kleinlichen Sorgen ungestört, zu kosten?“

„Hm, also sind Dir doch die Lebensfreuden nicht so fremd geworden, daß Du Dich ihrer nicht noch erinnertest! Wie wäre es auch anders möglich, bei Deiner ungeschwächten Lebenskraft! Nun wohl, so ist doch noch nicht alle Hoffnung in Dir erstorben, und wo noch ein Fünkchen davon glimmt, da ist Hülfe auch noch denkbar.“

„Ach! wo wäre für mich Hülfe?“

„Nun, es käme nur auf den Preis an, den Du dafür bieten willst. Ich zum Beispiel, wäre wohl der Mann, Dich zu befreien und noch obendrein manches für Dich zu thun, wenn wir nur wegen des Lohnes dafür einig werden.“

„Leider habe ich nichts und kann nichts geben, aber gern wollte ich, könnten Sie mich aus diesem Kerker befreien, ewig Ihr treuer Diener seyn.“

„Das ist gerade der Preis, den ich begehre. Ich habe für diesen Fall schon eine Verschreibung aufgesetzt, unterzeichne sie und Du bist noch heute frei.“

Er zog bei diesen Worten eine Schrift hervor und reichte sie dem Gefangnen hin.

Ludwig las und schauderte. Es war eine förmliche Verschreibung seiner Seele an den Fürsten der Finsterniß, der ihn dafür befreien und noch sechs Jahre lang in allen Genüssen des Lebens schwelgen lassen wollte.

„Nein" rief er, „mein Leben ist verfallen, ob ich meine Seele retten kann, weiß ich nicht; doch sie freiwillig hinzugeben, wäre der größte aller Frevel."

„Thor" antwortete der Fremde, „als ob sie nicht bereits mein Eigenthum und der Vortheil nicht ganz auf Deiner Seite wäre! Denke was Du gethan hast und ob es noch in Deiner Macht stehet das, was Du verbrachst, wieder gut zu machen. Wähnst Du die Seufzer und Thränen, die Du ausgepreßt, die Verführungen der Unschuld, die Du begangen, das Blut das Du vergossen hast, könnest Du durch unfruchtbare Reue im Kerker, wo Dir freilich kein anderer Zeitvertreib übrig bleibt, versöhnen? O! wer möchte so wohlfeilen Kaufs sich nicht alles erlauben! Nein Du bist und bleibst mein Eigenthum und nur aus Mitleid will ich Dir eine Frist gestatten Dein junges Leben zu genießen. — Doch, ich will Dich nicht übereilen und lasse Dir die Schrift nebst den

Mitteln zu Deiner Befreiung zurück. Sobald Du mit Deinem Blute die Verschreibung unterzeichnet hast, magst Du Dich dieses Lichtes bedienen. Zündest Du es zwischen neun Uhr des Abends und drei Uhr des Morgens an, so bist Du jedem Menschen unsichtbar und jeder, dem Du nahest, sinket in Todesschlaf. Dieser Schlüssel öffnet alle Schlösser, und in diesem Taschenbuch findest Du hinreichende Summen, um glänzend leben, jede erdenkliche Laune befriedigen zu können. Sobald Du unterzeichnet hast, kannst Du Dich dieser Sachen frei bedienen; doch hüte Dich, daß, bevor Du durch die Unterschrift rechtmäßiger Eigenthümer geworden bist, nicht der Blick eines Menschen darauf fällt, in dem Fall wäre ihre Wirkung für Dich verloren.“ Er warf nach diesen Worten einen Lichtstümmel, den Schlüssel und das Taschenbuch auf den Tisch und entfernte sich.

Ludwig glaubte geträumt zu haben, als der Fremde ihn verlassen hatte, und war geneigt, die Erscheinung für ein Spiel seiner erhitzten Phantasie zu halten, bis sein Blick auf den zurückgelassenen Kontrakt fiel. Also doch Wahrheit? rief er, indem er die Schrift ergriff. Er las sie noch einmal durch, und war entschlossen, sie nicht zu

unterschreiben. Aber da kam ihm sein naher schmachvoller Tod in Gedanken und erschütterte seinen Entschluß. Er blickte auf das geöffnete Taschenbuch und sah es mit einer großen Menge Banknoten gefüllt. Die Lust zum Leben erwachte bei dem Anblick dieses Reichthums stärker in ihm. Er schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen der schwachen Hoffnung, durch den Tod auf dem Schaffot seine Verbrechen abgebüßt zu haben, und der Gewißheit, einst für immer verloren zu seyn, doch zuvor noch alle Lebensfreuden in unbeschränktem Maaße genießen zu können, und schon neigte sich sein böser Wille zum Letztern hin. Da hörte er ein Rasseln an der äußeren Gefängnißthüre: Jetzt oder nie, dachte er, ritzte sich schnell mit einer Nadel den Finger blutig und unterschrieb den furchtbaren Kontrakt.

Mit Schmerzen erwärtete er nun den Eintritt der neunten Stunde, um die Brauchbarkeit des Lichtes und des Schlüssels zu erproben. Mit ihrem letzten Glockenschlage zündete er das Licht an, nahm das Taschenbuch zu sich und öffnete mit dem Schlüßel den Kerker. Er fand die Wächter schlafend, und auf der Straße herrschte eine Todtenstille. Glücklich gelangte er zum Thore hinaus

und eilte unaufhaltsam fort, um recht bald die Grenze zu erreichen.

Bei dem Anbruch des Tages gelangte er an das Ende eines großen Waldes und sahe in der Ferne eine ansehnliche Stadt vor sich liegen. Dort angekommen, ließ er sich zu einem reichen Wechsler hinführen und setzte eine bedeutende Banknote in baar Geld um, worauf er sich mit allem dem versah, was einem Reisenden von Stande erforderlich ist. Nach einer kurzen Ruhe nahm er Extrapost, und fuhr nach einer der größten Residenzen Deutschlands, wo er durch den Inhalt seines Taschenbuchs seinen Glanz vergrößerte, und unter dem Namen eines Barons Meierfeld auftrat.

Wer, der in und mit der großen Welt lebte, kennt nicht den Wandel eines, mit seinem Gewissen zerfallenen, Wüstlings, dem alle Mittel zur Befriedigung seiner sträflichen Neigungen zu Gebote stehn? wer sah' nicht irgend jemals das Beginnen eines vom Gefühl seines unermeßlichen Unwerths gänzlich moralisch vernichteten Bösewichts, der durch stete Vermehrung seiner Schandthaten das Bewußtseyn seiner Nichtswürdigkeit betäuben will? Wer dieß je sah und beobachtete, der hat eine Vorstellung von der Lebensweise, die

der verwotfene Ludwig während fünf Jahren nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse führte. So manche Gefallene weinte über ihn als ihren Verführer, so manche verzweifelnde Mutter fluchte ihm als den Verderber ihres Sohnes, der von ihm verlockt, die breite Bahn des Lasters betrat. Die Summe seiner Verbrechen wurde unzählbar. Noch manches Menschenleben, das durch des Frevlers Schuld unterging, belud sein Gewissen, so manches zerstörte Lebensglück fiel ihm zur Last, und rastlos arbeitete er im Dienst der Hölle fort.

Da hörte seine Schwester von ihm, und das Mitleid der Guten erwachte noch ein Mal. Sie beschloß, ihre letzten Kräfte aufzubieten, um den Trotz seiner Schlechtheit ihr noch immer theuern Bruder zu retten, und machte sich auf den Weg zu ihm. Sie nährte sich, seitdem der Gefühllose ihr kleines Vermögen ihr entlockt hatte, kümmerlich von ihrer Händearbeit, und kaum reichte was sie verdiente, zu ihrer Lebensfristung hin. Dennoch wagte sie ihr Letztes daran, und trat mit wenigem Gelde versehen, zu Fuß, den Weg nach Ludwigs Aufenthaltsort an.

Mit wunden Füßen, mit erschöpften Kräften erreichte sie ihr Ziel. Kaum erlaubte sie sich

eine kurze Ruhe zur nöthigen Erholung, ehe sie mit schwerem Herzen nach Ludwigs Wohnung ging, den sie unter seinem angenommenen Namen leicht erfragte. Es war schon ziemlich spät des Morgens, aber die Bedienten sagten, ihr Herr habe sich eben erst schlafen gelegt und könne nicht geweckt werden. Sie kam des Nachmittags, da war er ausgefahren, des Abends, da hatte er Gesellschaft. Drei Tage mußte die gute Marie vergebens gehen, ehe es ihr endlich gelang, bei ihm vorgelassen zu werden.

Er empfing sie noch im Bette, da er nicht wußte, es sey seine Schwester, die ihn sprechen wolle und es ihm Vergnügen machte, ein Mädchen durch den verletzten Anstand in Verlegenheit zu setzen.

Die zarte, blasse, rührende Gestalt überraschte ihn, als sie ins Zimmer trat. Sie war ärmlich, doch anständig gekleidet, und die sanfte Schwermuth, die auf ihrem Gesichte lag, verbunden mit dem offnen Blick, aus dem sich die Reinheit ihrer Seele spiegelte, gab ihrer Gestalt eine unaussprechliche Würde. Ludwig mußte sich einige Augenblicke besinnen, ehe er sie wieder erkannte, darauf rief er verlegen: Du kommst nach Deinem Gelde? ich bedaure, daß ich vergessen

habe an Abtragung meiner Schuld zu denken; Du sollst sie jetzt ausgezahlt erhalten. Meine Geschäfte haben mich verhindert mich früher daran zu erinnern.

„Pfui, Unseliger!“ zürnte sie ihm zu, „ist das der erste Gruß, mit dem Du Deine Schwester empfängst? Daß es Dich nicht freut mich zu sehen, weiß ich: doch, daß Dein erster Gedanke bei meinem Anblick nur Geld ist, diese schnöde Waare, mit der Du Dein Verderben erkaufst, das schmerzt mich deinetwegen tief. Du kannst nicht an mich denken Deiner Geschäfte wegen? was sind denn Deine Geschäfte? Dem Laster neue Anhänger zu werben und zur Zahl der Verdammten zu vermehren! Wer gab Dir das Recht Dich Baron zu nennen? wer giebt Dir die großen Summen, die Du unsinnig verschwendest? Glaubst Du, ich habe den weiten, beschwerlichen Weg hieher gemacht des elenden Geldes wegen? Nein, Unglücklicher! um die Pflicht der Schwester zu erfüllen, kam ich her; um Dir den Spiegel vorzuhalten, damit Du Dich in Deiner ganzen Verworfenheit erblicken, und vor Dir selbst zurück schaudern mögest, damit Du das Dir nahende Verderben gewahr wirst, und ihm wo möglich noch entfliehest.“

„Laß' das Predigen", unterbrach sie Ludwig, „an mir geht Deine Beredsamkeit verloren. Deine Frömmelei eckelt mich an, vergebens versuchst Du mich zu bekehren. Gehe Deinen Weg und laß mich den meinigen gehen; wir haben nichts mit einander gemein. Doch Dein mir geliehenes Geld sollst Du noch heute erhalten."

„Kannst Du mir Geld geben, das Du durch eigenen Fleiß redlich erworben hast; wohl, so will ich es nehmen, denn ich bin arm bis zum äußersten Mangel. Doch woher hast Du Dein Geld? Im Namen des dreieinigen Gottes beschwöre ich Dich, mir die Quelle Deiner Einnahme zu sagen! Sieh, Du schrickst zusammen, Du erblassest; Dein Zittern sagt mir genug. Ich sollte von Dir Geld nehmen, das ein arger Sold der Hölle ist? nein, Deiner Sünden mache ich mich nicht theilhaftig. Du wolltest Deine Schulden bezahlen? womit wolltest Du den Kummer Deiner Mutter um Dich, der bis über das Grab hinaus reichte, womit meine Thränen, womit das von Deinen Mörderhänden vergossene Blut, womit die Seufzer und Flüche der von Dir Verführten, bezahlen? Unglücklicher, es giebt eine Ewigkeit, in der Deine Thaten gerichtet werden, zittre vor dem

Spruch des strengen Richters, dessen Langmuth Du vielleicht in diesem Augenblicke schon erschöpft hast! Sieh, wie Dein unstätes Aug' mir drohen will und nicht vermag; wie Dein Mund sich vergeblich zum Hohne öffnet und keiner Worte mächtig ist. Das Gefühl Deiner Schuld durchdringt Dich; o! wirf sie von Dir und ergreife den Schutz der Religion, so kannst Du noch gerettet werden."

Ludwig war erschüttert und wollte seiner Schwester eine milde Antwort geben, da stürmten einige seiner Lustgenossen mit wildem Gelächter hinein. Sie zogen ihn wegen seines Alleinseyns mit der Jungfrau auf, und machten unsittliche Anspielungen darauf. Marie rief ihrem Bruder zürnend zu: „Magst Du es leiden, daß man Deine Schwester für eine verworfene Dirne hält, die einem Manne einsame Besuche auf seinem Schlafzimmer giebt! Sage diesen Elenden wer ich bin, und weshalb ich komme." Ludwig aber schämte sich seiner Schwester, deren ärmliches Ansehen seinem angenommenen Range widersprach, und äußerte stotternd: „Laßt sie in Frieden, meine Freunde! es ist eine unglückliche Dirne, deren Verstand gelitten hat, und die sich einbildet, meine Schwester zu seyn.

Marie, dieses hörend, rang die Hände und rief: „O, der schändlichen Lüge! So weit ist es mit Dir gekommen, Nichtswürdiger! daß Du Dein eigenes Blut verleugnest und mir Wahnsinn andichtest, um Deinen falschen Schimmer zu behaupten. Wehe Dir Herzloser! Du bist zur Strafe Deiner Greuel reif.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ den Verächtlichen in tiefster Beschämung zurück.

Ludwig schwor nun seinen Freunden zu, daß eine unglückliche Verstandesverirrung die Jungfrau verleitet habe, ihn für ihren Bruder anzusehen, und zwang sich darüber zu lächeln. Aber seine Gäste schüttelten spöttisch den Kopf und schienen seiner Behauptung keinen Glauben beizumessen. Bald war die Geschichte in der Stadt verbreitet, man bezweifelte seine angebliche hohe Abkunft, und er sahe sich aus manchen Zirkeln verwiesen, wo man nur Personen mit einem ahnenreichen Stammbaum den Zutritt gestattete.

Dieses verwilderte ihn noch mehr, statt ihn zur Besinnung zu bringen, und er erschöpfte sich in verschwenderischem Aufwande, um durch den Glanz seiner Lebensweise dem Gerüchte von seiner dunkeln Geburt zu widersprechen. Marie wollte

noch einen Versuch machten, sein Herz zu rühren, allein sie wurde auf seinen Befehl von den Bedienten stets abgewiesen, und als sie endlich mit Gewalt bis zu ihm vordringen wollte, drohete man ihr mit dem Irrenhause. Ihr blieb also nichts übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen und sich tiefgebeugt in die ferne Heimat zu begeben.

Der furchtbare Kontrakt war nun bis auf drei Monate abgelaufen, und alle rauschende Vergnügungen waren nicht vermögend, die Furcht zu betäuben, die in dem Herzen des Verworfenen vor einer nahen schrecklichen Zukunft, Raum gewann. Jede Freude hatte ihren Reiz für ihn verloren, jeder Genuß kam ihm schaal und abgeschmackt vor, und die herannahende Strafe stand in der schreckbarsten Gestalt vor seiner Seele. Jetzt, da Höllenangst seine Seele füllte, und der Tag keinen Frieden, die Nacht keine Ruhe mehr für ihn hatte, entstand in ihm der Vorsatz sich zu bekehren. Er suchte nun die Einsamkeit auf, und wollte beten, doch wenn er seine Gedanken zu dem Ewigen erheben und um Vergebung seiner Schuld flehen wollte, so tönte ihm ein schallendes Hohngelächter entgegen und gräßliche Gesichter verwirrten seine Sinne. Dadurch wurde er zerstreut

und abgeschreckt, und seine ewige Verdammniß schien ihm unabwendbar.

Endlich, da sein Zustand immer unerträglicher wurde, ging er zu einem Geistlichen, der in dem Rufe eines sehr frommen Mannes stand, entdeckte diesem seinen ganzen Lebenslauf bis auf die kleinsten Umstände, bekannte ihm alle verübten Frevel und Greuel und bat ihn um Rath und Hülfe. Der Prediger nahm sich seiner an, munterte ihn zum Gebet auf und gab ihm eine Anweisung, wie er durch ernstliche Buße den strengen Richter versöhnen könne. Mit Begierde nahm der Geängstigte den Unterricht an, die Furcht vor der nahen Strafe gab seinem lange schwankenden Willen einige Festigkeit und er unterzog sich mehrere Tage lang den ihm aufgelegten Bußübungen mit vieler Strenge. Seine Angst verlor sich und die schrecklichen Gesichte, die ihn anfangs allenthalben verfolgten und ihn der Verzweiflung nahe brachten, quälten ihn nur selten noch. Seine Hoffnung lebte wieder auf und er glaubte sich gerettet.

Doch, wer den Keim des Bösen Jahrelang mit Liebe pflegte und ihn üppig emporwuchern ließ, dem fehlt gewöhnlich die Kraft zur Ausdauer, wenn gleich sein Wille auch den Vorsatz errang.

[illegible] seinem Herzen zu vertilgen. Auch mit Ludwig war dieß der Fall. Täglich wurden ihm seine frommen Beschäftigungen beschwerlicher, täglich erwachte in ihm mehr die Neigung zu den alten gewohnten Genüssen, und war es gleich sein Vorsatz, nie wieder zu seiner früheren ausschweifenden Lebensweise zurück zu kehren, so glaubte er sich doch Einiges gestatten zu dürfen, woran sein verzärtelter Körper gar zu sehr gewöhnt war.

Er hatte auf den Rath des Pfarrers den Wein gemieden; doch zur nöthigen Stärkung genoß er dann und wann ein kleines Glas voll. Da die Entbehrung ihm dieses Getränk doppelt schmackhaft machte, so ließ er sich einst von dem Wohlschmacke desselben verleiten, so viel zu trinken, daß er davon ein wenig heiter wurde. In dieser Stimmung empfand er das Verlangen einen kleinen Spaziergang zu machen, und gab ihm nach, da er nichts Sträfliches darin sah. Um seinen einstigen Genossen auszuweichen, wählte er einen einsamen Ort zu seinem Spaziergange. Doch hatte er wider Vermuthen das Unglück mehrere seiner früheren Freunde zu treffen. Sie bezeugten ihre Freude ihn wieder zu sehen, machten ihm Vorwürfe über seine Zurückgezogenheit und höhnten

ihn wegen seines ernsten Wesens. Seine Eitelkeit erwachte. Er wollte sie nicht mit seiner Sinnesänderung bekannt machen, er fürchtete ihren Spott, daher entschuldigte er seine Zurückgezogenheit mit dringenden Geschäften und stimmte in ihren muntern Ton ein. Mit seinem Muthe ihnen seine Besserung wissen zu lassen, verschwand auch die Kraft zu widerstehen, als sie ihn einluden sie in eine Gesellschaft zu begleiten; und wiewohl er einige Einwendungen machte, ließ er sich doch dazu überteden. Hier huldigte man, wie immer, allen sinnlichen Genüssen. Einmal dabei mußte Ludwig, wie ihm auch sein Gewissen schlug, Theil daran nehmen; bald fand er recht viel Geschmack daran, und als er spät in der Nacht die Gesellschaft verließ, fühlte er sich aufs Neue tief verstrickt in der Sinnlichkeit.

Noch lag er auf seinem Lager und verschlief den Rausch der letzten Nacht, als sich die Thüre seines Schlafzimmers öffnete und der furchtbare Inhaber der Verschreibung, die ihn an die Hölle band, hineintrat. Ludwig schrack auf und der Fürchterliche donnerte ihm zu: „So hältst Du mir also Wort, elendes Zwittergeschöpf! Du willst das Böse thun, um die Frucht davon zu genießen,

und doch durch eine kurze unfruchtbare Buße den Lohn des Guten davon tragen. Nein, so läßt sich der Teufel nicht betrügen! Zahle mir die Summen zurück, die ich zu Deiner Verschwendung hergab, mach' gut, was Du verbrachst und ich will Dich Deiner Verbindlichkeit entlassen. Kannst Du es nicht, wohlan so bist Du mein."

Ludwig wollte beten. „Spaare Dein heuchlerisches Gebet, es hilft Dir nichts" rief der Fremde ihm zu. „Nachdem was Du aufs Neue diese Nacht begangen hast, darfst Du nicht hoffen Dich mir zu entziehen. Doch, fuhr er fort, indem sein drohender Blick freundlicher wurde, damit Du sieheſt wie großmüthig ich bin, so will ich Dir nochmals sechs Jahre Zeit lassen, wenn Du, was Du schriftlich schon gethan hast, auch jetzt mündlich Gott abschwöreſt. Du sollst denn wiederum über meine Schätze gebieten können." Ludwig schwor, und der Böse verschwand.

Kurz darauf besuchte ihn der Geistliche, dem Ludwig nicht verhehlte was er gethan hatte, und zu seiner Entschuldigung anführte: er wollte die gestattete Frist benutzen, sich von seinen Verbindungen loszumachen und sich ernstlich zu bessern. Der Prediger schauderte, als er hörte, was der

Heillose wiederum begangen hatte. „Scheusal!“ rief er, „Du hoffst Gott und den Teufel zugleich zu betrügen; Du willst durch Höllengreuel einen guten Zweck erreichen? Wehe Dir, Du hast die Thore der Barmherzigkeit Dir auf ewig verschlossen; bald und schrecklich wird es mit Dir enden!“ Er verließ den Unverbesserlichen, der nun sein tolles Leben wieder anfing, wo er es gelassen hatte.

Die sechs Jahre waren nun verflossen und Ludwig hatte ein schwelgerisches Fest veranstaltet, um den Eintritt der neuen Epoche des Kontrakts zu feiern. Alles, was die Sinne berauschen konnte, war aufgeboten worden, und die Gesellschaft überließ sich einer ausschweifenden Freude. Unter tollem Jubel war die Mitternachtsstunde herangerückt, mit deren Eintritt Ludwig von einem namenlosen Grausen befallen wurde, das er vergebens zu bekämpfen strebte und welches sich auch der übrigen Gesellschaft mittheilte. Dumpf tönte der Glockenschlag der nahen Kirchthurmuhr. Mit dem letzten Schlage der zwölften Stunde erschallte ein fürchterlicher Donner, die Thüre des Saals sprang auf, und Ludwigs schreckbarer Gläubiger trat ein. „Folge mir,“ rief er mit brüllender

Stimme dem Zitternden zu. „Noch nicht,“ sagte dieser; „Du hast mir noch sechs Jahre zugesagt.“ Der Verderber schlug ein schallendes Gelächter auf und erwiederte: „Elender! mich hofftest Du zu betrügen? Dein doppelter Bundbruch hat Dich gerichtet; Du bist nun mein.“ Mit diesen Worten packte er ihn und stürmte mit ihm zum Zimmer hinaus. Ein fürchterlicher Orkan erhob sich, ein gräßliches Geheul wurde in den Lüften gehört und Ludwig blieb verschwunden.

Der fromme Pfarrer, der dieses schreckliche Ende des Verlorenen aus dem Munde einiger Anwesenden erfuhr, und die frühere Geschichte desselben aus seinem eigenen Geständnisse kannte, machte sie zur Warnung für leichtsinnige Jünglinge bekannt.

VII.

Das Zauberschloß.

Vor alten Zeiten wohnte in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg ein hochstudirter und vielerfahrner Mann, mit Namen Willfried. Ihm war es gelungen in die Tiefen geheimer Wissenschaften zu dringen, und alle damals lebende Gelehrten, die sich mit der Magie beschäftigten, erkannten ihn für ihren Meister an. Er konnte die unergründlichsten Geheimnisse mit Hilfe seiner Zauberformeln enthüllen; eine Wunschelruthe entdeckte ihm verborgene Schätze und machte ihn zum reichen Mann. Köstlicher als alles dieses war aber ein Ring, den er aus der Verlassenschaft eines alten Zauberers an sich zu bringen gewußt hatte, und der ihn zum unumschränkten Herren der Luftgeister machte. Sobald er diesen Ring am Finger umdrehte, mußten von den Sylphen so viele, als er wünschte, erscheinen und ihm in Allem, was er befahl, so weit ihre Macht reichte, Folge leisten.

Daß eine tiefe Gelehrsamkeit nicht immer vor menschlichen Thorheiten bewahrt, bewies auch Meister Willfried. Er besaß, vermittelst seiner Wunschelruthe, unermeßliche Schätze; seine Macht über die Sylphen gab ihm einen ausgedehnten Wirkungskreis, in welchem er, mehr wie ein regierender Fürst auf seinem Throne, hätte Gutes vollbringen können; und dennoch strebte er vermessen nach höherer Macht. Die Gnomen oder Erdgeister besitzen, wie jedem in der Magie Erfahrenen bekannt ist, eine weit größere Gewalt als alle anderen Geister, und diese unter seine Botmäßigkeit zu bringen, dahin ging sein einziges Tichten und Trachten.

Viele Jahre hindurch hatte er Mühe und Fleiß vergebens angewandt, um ein Mittel dazu ausfindig zu machen. Er hatte deshalb große Reisen unternommen, hatte mit allen Gelehrten der Welt gebriefwechselt und alle Büchersammlungen durchwühlt, ohne seinem Ziele näher gekommen zu seyn. Auch seine Sylphen hatte er darum befragt, ohne von ihnen eine befriedigende Auskunft darüber erhalten zu können. Endlich führte ihm der Zufall eine alte arabische Handschrift zu, in welcher er im Betreff seines Wunsches folgende Auskunft fand.

„In der Mitte von Afrika liegt," so hieß es in der Handschrift, „ein Berg, in welchem sich der Eingang einer tief unter der Erde verborgenen Höhle befindet. In dieser Höhle wird ein eisernes Schloß aufbewahret, an dessen Besitz die Oberherrschaft über die Gnomen geknüpft ist. Das Schloß wird aber von den Erdgeistern bewacht und kann ihnen nur von einem in Asien unter einer ganz besondern Konstellation gebohrenen, noch mit der Liebe unbekannten Jünglinge, entrissen werden. Auch müssen diesem Jünglinge schon andere Geister unterwürfig seyn.

Willfried mittelte nun durch seine astrologischen Kenntnisse aus, daß in Bagdad ein solcher junger Mensch, wie er ihn zur Besitznahme des Schlosses bedurfte, zu finden sey. Er versah sich nun mit einem ansehnlichen Geldvorrat', nahm seinen Ring und ein Zauberbuch mit, hüllte sich in ein weites orientalisches Gewand, um für einen morgenländischen Kaufmann gelten zu können und ließ sich durch einen Sylphen nach Bagdad tragen. Sobald er daselbst angelangt war, begab er sich auf den Bazar, um unter der daselbst ab- und zuströmenden Volksmenge eine Negierung wegen des ihm nöthigen Jünglinges zu

halten. Noch nicht lange hatte er sich hier befunden, als er einen schönen, aber ärmlich gekleideten Burschen gewahr wurde, der unbeschäftigt dastand und gedankenlos ins weite Blau hinstarrte. Er ahnete, daß sein gutes Schicksal ihm diesen jungen Mann in den Weg geführt habe und da er genauer dessen Züge betrachtete, brachte er vermittelst seiner Wissenschaft heraus, daß er sich nicht geirret habe.

Er fragte den Burschen: warum er so müßig dastehe? Weil ich nichts zu thun habe, erwiederte jener. Und möchtest Du wohl arbeiten um etwas zu verdienen? fragte er weiter. Ey freilich, antwortete der Jüngling, dafür stehe ich ja auf dem Bazar.

Willfried ließ sich nun von dem Burschen, der sich Achmet nannte, zu dessen Vater führen, von dem er durch Spendung einiger Goldstücke leicht die Erlaubniß bewirkte, seinen Sohn für einige Zeit in Dienste zu nehmen. Er miethete sich eine anständige Wohnung, kleidete seinen Diener neu und betrug sich so sanft und milde gegen denselben, daß der ihn wirklich recht lieb gewann.

Sobald der Magus der Anhänglichkeit und

des Gehorsams seines neuen Dieners versichert zu seyn glaubte, befahl er ihm zwei Maulthiere zu miethen und mit ihm einen Spazierritt in die Umgegend von Bagdad zu machen. Als sie in einen großen Wald gekommen waren, lenkte Willfried von der Heerstraße ab und schlug den Weg nach einem finstern Dickicht ein. Achmet warnte seinen Herrn vor der Gefahr von Löwen oder Tigern zerrissen zu werden, die sich in dieser Wildniß in unzählbarer Menge aufhielten. Aber der ließ sich dadurch nicht abhalten seinen Weg fortzusetzen, bis sie in ein tief verstecktes Felsenthal kamen. Daselbst stieg er ab, ließ sich auf dem Rasen nieder und las lange aufmerksam in seinem Zauberbuche.

Endlich machte er sein Buch zu, erhob sich und drehete den Ring. Sogleich erschienen zwei Sylphen und fragten nach seinem Befehle. Achmet gerieth bei dem Anblick der Geister in große Angst und wollte entfliehen. Willfried hielt ihn zurück und beruhigte ihn durch die Versicherung, daß er nicht das mindeste von diesen freundlichen, den Menschen holden Wesen, zu fürchten habe, wohl aber reich und für seine ganze Lebensdauer glücklich werden könne, wenn er ihm pünktliche Folgsamkeit zeigen wolle.

Auf des Magiers Befehl wurden beide nun von den Geistern ergriffen und in einem Nu über Meere und Länder bis mitten nach Afrika gebracht. Daselbst setzten die Sylphen sie am Fuße eines Berges nieder und verschwanden dann auf den Wink ihres Meisters. Willfried zog nun sein Zauberbuch hervor und sagte Beschwörungsformeln daraus her. Dann zündete er ein Feuer an und streuete einiges Rauchwerk darin. Kaum war dieses geschehen, als sich die Luft von einem dicken Nebel verhüllte, ein furchtbarer Donner rollte, ein Erdbeben entstand und sich mit einem schrecklichen Knall eine Spalte im Berge öffnete, aus welcher eine hohe Flamme loderte.

Willfried sagte nun zu Achmet: „jetzt steht es in Deiner Macht Dich und mich für immer glücklich zu machen; darum merke auf, was Du zu thun hast. Nimm diesen Ring und habe wohl Acht, daß Du ihn nicht verlierst, denn er ist von großem Werth, und so lange Du ihn an Deinem Finger trägst, kann Dir kein Unglück begegnen. Gehe nun in jene Bergspalte und steige in den langen finstern Gang hinab, den Du dort finden wirst. Stehe aber weder still noch sieh Dich um, wenn man Dir ruft. Am Ende des Ganges

wirst Du ein hell erleuchtetes, reich geschmücktes Gemach finden. Gehe durch dieses und die beiden darauf folgenden ohne Dich aufzuhalten, oder etwas von den darin befindlichen Kostbarkeiten zu berühren. Du kommst nun in einen anmuthigen Garten, worin Du eine Menge der prachtvollsten Blumen und der herrlichen Früchte finden wirst. Es ist Dir erlaubt von den Blumen und Früchten zu nehmen so viel als Du magst, nur darfst Du Dich dabei nicht zu lange verweilen, denn die Kluft schließet sich nach einer Stunde für immer und nach dieser Zeit ist Dir die Rückkehr zur Erde nicht mehr möglich. Eile also bis zum Ende des Gartens. Dort erhebt sich auf marmornen Säulen ein prächtiger Dom und in diesem lieget auf einem goldnen Altar ein unscheinbares eisernes Schloß. Nimm dieses und tritt sogleich damit Deinen Rückweg an. Es ist ein unschätzbarer Talismann, wodurch wir uns in den Besitz alles dessen setzen können, was wir nur immer wünschen mögen. Laß' Dich durch nichts schrecken oder in Deinem Wege aufhalten, denn keine Macht in der Welt vermag Dir zu schaden, wenn Du genau thust, was ich Dir sage und nichts mehr und nichts weniger."

Achmet noch voll Schrecken über die abentheuerliche Luftreise und über das, was er so eben gesehen hatte, bat Willfrieden fußfällig ihn mit diesem Auftrage zu verschonen. Der Magus gab sich alle Mühe dem Jünglinge seine Zaghaftigkeit zu benehmen. Er setzte ihm die Vortheile auseinander, die ihm durch die Heraufbringung des Schlosses erwachsen würden, er betheuerte ihm, daß nicht die geringste Gefahr dabei vorhanden sey und verschwendete eine Menge Liebkosungen und Verheißungen, um ihn zu dem Gange zu bewegen. Als aber Alles nichts fruchten wollte, und eine Minute nach der andern ungenutzt verging; da zog Willfried plötzlich einen Dolch hervor und rief: „Wohlan, wenn nichts vermag Dich zur Befolgung meines Willens zu bewegen, so soll Dein Ungehorsam wenigstens nicht ungestraft bleiben.“ Mit diesen Worten wollte er dem erschrocknen Achmet den Dolch in die Brust stoßen. Als dieser sah, daß ihm nur die Wahl zwischen dem gewissen Tode und dem schauderhaften Gange blieb, erklärte er sich bereit in die Höhle zu gehen.

Sobald er den ersten Schritt hinein gethan hatte verloschen plötzlich die Flammen und er sahe

vor sich eine undurchdringliche Finsterniß. Er stieg nicht ohne großes Bangen in die schauerliche Nacht hinab. Mit jedem Schritt, den er weiter that, wurde ihm unwohler zu Muth. Anfangs herrschte in dem dunkeln Gange eine Todtenstille; doch bald ließ sich ein solches Getöse und Poltern hören, als wenn das Felsengewölbe über ihm zusammen gestürzt würde. Dazwischen wurden Stimmen vernehmbar, die ihn mit den entsetzlichsten Schmähworten schimpften, denn wieder andere, die ihn mit den süßesten Schmeicheltönen baten stille zu stehn; ja, sogar Willfrieden glaubte er zu hören, der ihm befahl umzukehren. Aber er dachte an die Warnung seines Meisters, daß es um sein Leben geschehen sey, wenn er stille stände oder gar umkehrte, und schritt weiter fort.

Das Herz wurde ihm wieder leicht, als ein Lichtstrahl ihm ins Auge fiel und er den Eingang zu einem glänzenden Saale gewahr wurde. Die Wände des Saales waren mit reichem Silberstoff bekleidet, der in dem Schimmer von tausend Wachskerzen strahlte, die in silbernen Kronleuchtern von der gewölbten Decke herunter hingen. Tische, Gueridons, Kandelaber, alles war von gediegenem Silber. In einer Menge schön ge-

formten Gefäßen von eben diesem Metall waren Blumen, Früchte und Getränke. Achmets Apetit wurde rege. Er hatte nie einen so heftigen Hunger, einen so brennenden Durst gefühlt; nie ein solches Verlangen gehabt den Balsamduft der Blumen einzuathmen. Alles lud ihn zum Verweilen ein. Doch er ermannte sich und schritt in den zweiten Saal.

Dieser übertraf noch bei weitem den vorigen an Pracht. Alles, was in dem ersteren von Silber gewesen war, bestand hier aus lauterem Golde. Er fand hier noch schönere Blumen, leckerhaftere Speisen; der Wein blinkte lieblicher; und überdem standen große Vasen mit Goldmünzen gefüllt. Sein Appetit wurde hier noch mehr gereizt. Aber auch seine Begierde nach dem Gelde wurde erregt. Ach, dachte er, wenn du ein paar Hände voll von jenen Goldmünzen hättest, so wäre Deinem armen Vater für immer geholfen. Vielleicht gab dieses getheilte Verlangen nach dem Gelde und nach dem Genusse der Speisen und Getränke allein ihm die Kraft seine Neigungen zu bekämpfen. Er riß sich, wiewohl nicht ohne Widerstreben, von dem verführerischen Anblick los und trat ins dritte Gemach.

Hatte ihn in den beiden ersten Sälen der Reichthum geblendet und der Gaumenkitzel gelockt, so überraschten ihn hier Annehmlichkeiten ganz anderer Art. Der Fußboden war mit kostbaren gewirkten Teppigen belegt, die sich unter seinen Tritten wie weiches Moos schwellten, und das Auge durch die Farbenpracht der darin eingewebten Blumen ergötzten. Gelbe Säulen mit weißen Kapitälen stützten einen Dom, der das Gewölbe des gestirnten Himmels täuschend nachahmte und von dem ein sanftes magisches Licht ausströmte, welches alle Gegenstände ungemein verschönerte. Die Säulen waren mit Blumenketten umwunden. Zierlich verschlungene Festons zogen sich längs den Wänden hin. Ein Duft von tausend Wohlgerüchen erfüllte das Gemach und wechselte in jedem Augenblick. Bald duftete der strenge Lavendel, bald die süße Hyazinthe, bald die liebliche Rose, bald die feine Reseda, bald die würzige Nelke oder die zarte Levkoje; bald floß alles in einander und kitzelte vereint wie Ambra, Kopal, Myrren, Sandel und Weihrauch die Nase. Der Sinn des Gehörs wurde nicht weniger befriedigt. Sanfte, zarte, bald schwellende, bald in der Luft verschwimmende Töne, leise wie des Zephyrs

Säuseln im Blumenkelche, melodisch wie Philomelens Liebesklage, oder wie des sterbenden Schwanes Abschiedsgesang, drangen durch das horchende Ohr des Jünglings in sein Herz und lösten es in nie gekannten Wonnegefühlen auf. Nun sahe er auf einem Lager von Rosen mit einem azurblauen Gewande, nur halb verhüllt, ein Mädchen, dessen vollendete Formen und dessen Götterreize überhaupt jede Vorstellung übertrafen, die er sich von den Houris gemacht hatte. Das zarte Roth ihrer Wange glich dem ersten Schimmer der Morgenröthe, wenn sie von des Taurus beschneietem Gipfel zurückstrahlet, die nußbraunen Haare umlagerten in üppigen Locken die reine hohe Stirne und den elfenbeinernen Nacken und wiegten sich auf den halbenthüllten, blendend weißen Busen, der in leisen Athemzügen auf- und nieder wogte. Mit einem Wort, die Dame war ein Inbegriff aller denkbaren Reize. Achmet, der noch nie etwas für ein Frauenzimmer empfunden hatte, wurde bei ihrem Anblick bis ins Innerste ergriffen und brach in einen Schrei des Entzückens aus. Er hatte die Warnung Willfrieds vergessen. Schon eilte er auf sie zu, schon streckte er die Arme nach ihr aus, da blitzte ihm noch

zu rechter Zeit der Ring in die Augen und erinnerte ihn an die Gefahr, in der er schwebte. Mit einem tiefen Seufzer riß er sich los und lenkte seine Schritte zum Garten. Nur einem ganz unschuldigen, noch nie von sinnlichen Trieben bewegten, Jünglinge was es möglich, bei einem Anblick sich selbst zu beherrschen, der dazu geeignet war, den kältesten Greis zu erwärmen, den strengsten Philosophen zu fesseln. Achmets Unschuld, verbunden mit der Warnung Willfrieds, siegte über sein erwachendes Gefühl, und er erreichte glücklich den Garten.

Hier hatten Kunst und Natur — freilich die letztere auch durch Zauberkünste hervorgerufen — gewetteifert, wer von beiden die andere übertreffen könne. Der Wettkampf war unentschieden geblieben, aber beide hatten sich in ihren Formen und Gebilden erschöpft und vereint ein Ganzes dargestellt, welches die kühnste, glühendste Phantasie, wenn sie sich die Gärten in des Propheten Paradiese vor die Seele zaubert, bei weitem überflog. Blumenbeete von einer Menge und Farbenmischung, wie man sie nimmer so zahlreich und schön in des Kalifen Gärten sah, schimmerten und dufteten hier in überschwenglicher Fülle. Die

Farben schienen zu glühen und zogen das Auge unwiderstehlich an. Zwischen diesen Blumenflo-ren warfen mehrere Springbrunnen ihr helles Wasser in weiten Bogen zum Himmel und ver-breiteten eine angenehme Kühlung. Ihre Wasser-strahlen fielen in große Vasen von dem reinsten Kristall nieder, aus denen das Wasser in kleinen klaren Bächen, die über Gold-kiesel zwischen den Blumenbeeten rieselten, abfloß. Früchte aller Art, grün und weiß, und purpurn, und rosen-farb, und golden, schimmerten neben zarten Blü-then aus den smaragdnen Blättern schön belaub-ter Bäume, auf deren Aeste sich zugleich unzäh-lige Singvögel wiegten, bei denen zweifelhaft war, ob der Farbenschmelz ihres Gefieders, oder die melodischen Töne ihrer Kehle mehr Bewunde-rung verdienten.

In diesem Garten war es, nach Willfrieds Aeußerung, dem Achmet erlaubt, sich umzuse-hen und von den Früchten und Blumen zu neh-men, und er bediente sich dieser Erlaubniß. Er lustwandelte in den Gängen umher, die an Weiche und Zartheit des Rasens einem englischen Bow-linggreen nichts nachgaben und pflückte von den Früchten und Blumen so viele, als nur seine,

eben nicht kleine, Taschen zu fassen vermochten. Doch vergaß er darüber sein eigentliches Geschäft nicht, sondern eilte durch den Hauptgang nach einer offnen Säulenhalle, die im Hintergrunde des Gartens sichtbar wurde, wo, der Beschreibung Willfrieds zufolge, das Schloß zu finden seyn mußte.

Neun Säulen von braunem Porphyr trugen dort eine zierliche rundgewölbte Kuppel von grünlichem Marmor, auf deren Spitze eine große, vergoldete Kugel ruhte. Zu dieser Halle führten sieben Stufen von weißem Marmor. In der Mitte der Halle stand auf drei Stufen von Jaspis ein runder Altar von gediegenem Golde, auf welchem das eiserne Schloß lag. Achmet nahm es, und weil er die Taschen voller Früchte und Blumen hatte, die er, des unansehnlichen Schlosses wegen nicht zurücklassen wollte, so wickelte er es in seinen Turban, und trat darauf den Rückweg an.

Kaum hatte er den Fuß aus der Halle gesetzt, als sich ein Gepolter und Geprassel, ein Sausen, Heulen, Brüllen, Winseln und ein solches Getöse hören ließ, so, daß er glaubte, es sey um ihn geschehen. Er eilte aus dem Garten auf dem

nämlichen Wege, auf dem er hinein gekommen war, und seine Furcht ließ ihm nicht Zeit, auch nur einen Blick nach der schönen Dame zu thun. So kam er durch alle drei Säle bis in den Gang, den er jetzt von einem sanften Lichte erhellet fand. Schon sahe er von ferne den Ausgang und glaubte sich geborgen, als mit einem fürchterlichen Knall sich der Ausgang schloß und er sich in einer undurchdringlichen Dunkelheit befand.

Während Achmet dieses Abentheuer bestand, das für ihn ein so mißliches Ende zu nehmen schien, wartete Willfried mit Schmerzen vor dem Eingange der Höhle auf des Jünglings Rückkehr. Er kannte aus seinem Zauberbuche alle die Lockungen, die sich Achmet in den Weg stellten und fürchtet, daß er nicht Kraft genug haben würde, ihnen zu widerstehen. Je mehr sich die Zeit zur Rückkehr ihrem Ende nahete, je mehr nahm seine Furcht zu, und tausendmal bereuete er es, en Jüngling zu diesem gefahrvollen Unternehmen beauftragt und ihm den unschätzbaren Ring anvertraut zu haben, der, wenn Achmet den Verführungen, die seiner in der Höhle warteten, unterlag, auch mit verloren ging. Mit dem Ablauf der Stunde schloß sich plötzlich die Kluft,

und aus dem Berge schoß eine blitzähnliche Flamme, die den harrenden Willfried eine Strecke weit fort schleuderte und da einen großen Sumpf warf.

Der Schrecken und der schnelle Flug durch die Luft hatten den Magier so betäubt, daß er lange bewußtlos im Schlamme lag. Als er endlich die Besinnung wieder erhielt, raufte er sich die Haare aus vor Verzweiflung über das Mißlingen seines Planes und über den gewissen Verlust des unschätzbaren Ringes. Wäre er noch im Besitze desselben gewesen, so hätte er sich leicht mit Hilfe der Luftgeister aus seinem nassen Jammer befreien können; nun aber blieb ihm, fern von seinen magischen Werkzeugen, nur die trübe Aussicht, im Schlamme zu versinken, oder, im Fall es ihm auch gelang sich da herauszuarbeiten, eine Beute des Hungers oder der wilden Thiere zu werden.

Endlich besann er sich auf sein Zauberbuch, welches er nun gleich hervor zog und darin zu lesen anfing, so wenig bequem auch seine gegenwärtige Lage dazu war. Er fand nach langem Hin- und Herblättern eine Formel, durch die er einige Wasserniren zu seinem Dienste zwingen konnte. Er bediente sich sogleich derselben und ließ sich

aus dem Sumpfe in einen Fluß, und von da bis zur Küste von Europa bringen. Doch, da diese Wassergeister ihn nur in ihrem Element nutzbar seyn konnten, so mußte er die lange beschwerliche Reise von dem Strande des mittelländischen Meeres bis nach seiner Heimat zu Fuß antreten. Seiner ungeheuren Schätze ungeachtet, die er zu Hause besaß, fehlte es ihm doch gegenwärtig an allen Mitteln, seine Reise bequem einzurichten, und nur die Gastfreyheit der Klöster half ihm fort.

Achmet war unterdessen in Verzweiflung als er gewahr wurde, daß er die Zeit zum Hinausgehen aus der Höhle versäumt habe und nun für immer von der Oberwelt getrennt sey. Er suchte durch Tappen an den Wänden nach einem Ausgange, aber nirgends war ein solcher zu finden. Er wollte darauf nach den herrlichen Sälen und nach dem Garten zurückkehren, allein die Pforte, die dahin führte, war verschlossen. Nun überließ er sich dem Schmerz, verwünschte den Magus, der ihm den verderblichen Auftrag gegeben hatte, und machte sich auf das Sterben gefaßt. Endlich schlief er von Kummer und Thränen erschöpft ein.

Er mußte ziemlich lange geschlafen haben, denn als er erwachte, spürte er einen nagenden Hunger. Er besann sich auf die Früchte, die er aus dem Garten mitgenommen hatte und wollte sich davon sättigen; allein diese Hoffnung wurde zu Wasser; sie waren steinhart und schienen in Kiesel verwandelt worden zu seyn. Nun brach er in ein lautes Wehklagen aus und rang trostlos die Hände. Aber bei dem Händeringen drehete er zufällig den Ring und plötzlich stand ein Sylphe in der Gestalt eines schönen Jünglinges vor ihm, und fragte nach seinem Befehl.

Achmet wurde durch diese Erscheinung nicht wenig überrascht, doch war sie ihm nicht furchtbar, da er sie schon einmal gesehen hatte, als Alfried sich und ihn nach Afrika bringen ließ. Auch war er froh, in dieser schauervollen Einsamkeit, ein lebendiges Wesen zu sehen. Er fragte den Geist, wie er hieher komme? und der sagte, weil Achmet jetzt Beherrscher der Gnomen sey, so stände es auch den Sylphen frei, um ihrem Herrn zu dienen, bis ins Gnomenreich zu kommen. Achmet verstand von dem allen kein Wort, weil er aber hörte, daß der Geist ihm zu dienen bereit sey, so bat er denselben ihn zu seinem Va-

ter nach Bagdad zu bringen. Kaum hatte er sein Verlangen ausgesprochen, so öffnete sich die Höhle, der Sylphe hob ihn auf, und in wenigen Augenblicken sahe er sich vor seines Vaters Hausthüre.

Der alte Selim hatte längst seinen Sohn für tod beweint, als die gemietheten Maulthiere ohne Reiter nach der Stadt zurückgekommen waren. Er glaubte ihn von wilden Thieren zerrissen. Er war daher nicht wenig erstaunt, Achmet wieder zu sehen und schloß ihn freudentrunken in seine Arme. Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, mußte Achmet seine gehabten Abentheuer erzählen, die bei seinem Vater wenig Glauben fanden. Der war vielmehr der Meinung, seinem Sohne habe geträumt, oder sein Verstand sey in Unordnung gerathen. Als dieser aber durch das Schloß und die mitgebrachten Früchte die Wahrheit seiner Erzählung erwies, da konnte er freilich nicht länger daran zweifeln. Er wunderte sich indessen nicht wenig über das Verlangen des alten Zauberers nach einem schmutzigen verrosteten Schlosse, und lachte seinen Sohn weidlich aus, daß er sich mit einer Menge bunter Glasscherben — dieses Aussehen hatten jetzt die Früchten und Blumen — beladen hatte, die zwar

durch ihr Farbenspiel das Auge ergötzten, aber übrigens, seiner Meinung nach, zu nichts in der Welt zu gebrauchen wären. Man warf nun beides, das Schloß und den glänzenden Inhalt von Achmets Tasche, als unnützen Plunder, in den Winkel und bekümmerte sich nicht weiter darum.

Achmet sowohl als sein Vater Selim zählten den Fleiß eben nicht zu ihren Haupttugenden und arbeiteten in der Regel nur dann, wenn die Bedürfnisse ihres Magens sie dazu zwangen. Jetzt, da ihnen noch einige Zechinen von dem Gelde übrig waren, welches Willfried dem Achmet als Lohn gegeben hatte, lebten sie ohne Sorgen und unbekümmert um den nächsten Tag. Bald nahm unter diesen Umständen ihr Geldvorrath ein Ende und der Mangel fing an einzutreten. Der klügste Rath wäre freilich nun wohl gewesen recht schnell wieder an die Arbeit zu gehen, um etwas zu verdienen; allein das Nichtsthun war ihnen so lieb geworden, daß sie nur mit Schrecken daran dachten, wieder thätig seyn zu müssen. In dieser Noth suchte Selim in allen Winkeln seiner Wohnung, um etwas Verkaufbares zu finden, von dessen Erlös er wenigstens noch einen Tag lang leben und so seinem Müßiggange fröhnen könne.

Er fand aber nichts als das Schloß. Er brachte es hervor und überlegte mit seinem Sohne, was er wohl dafür erhalten würde, wenn er es verkaufte. „Man wird mir, rief er unmuthig aus, kaum zehn Aspern dafür geben, denn es ist so verrostet, daß sich der Schlüssel nicht ein Mal umdrehen läßt.“ Achmet nahm ihm das Schloß aus der Hand, um seine Kräfte daran zu versuchen. Mit größerer Stärke gelang es alsbald den Schlüssel umzudrehen. Kaum aber hatte er dieses gethan, als ein kleiner dickköpfichter Zwerg mit fürchterbar großen rollenden Augen vor ihm stand und ihn um sein Begehren frug. Selim sank vor Schrecken über diese Erscheinung in Ohnmacht. Achmet, zwar auch bestürzt über die urplötzliche Ankunft der kleinen Mißgestalt, aber einigermaßen doch schon an unbegreifliche Dinge gewöhnt, faßte ein Herz und forderte ein paar Schüsseln gutes Essen und einige Flaschen Schiraswein. Kaum waren einige Minuten vergangen, als der Gnom mit dem Geforderten erschien. Selim wurde von seinem Sohne ermuntert und erstaunete nicht wenig den Tisch mit leckern Speisen und Getränken besetzt zu sehen. Von dem angenehmen Duft derselben angezogen, verlor er

nun keine Zeit damit sich über die Herbeischaffung derselben den Kopf zu zerbrechen, sondern setzte sich daran, hieß Achmet ein Gleiches thun und beide ließen es sich vortrefflich schmecken.

Aber die Freude währte nicht lange. Am folgenden Tage waren die Speisen verzehrt und man befand sich des Unterhalts wegen wieder in der nämlichen Verlegenheit. Man fiel endlich darauf etwas von dem schönen glänzenden Tischgeräth, welches der Gnom mit den Speisen gebracht hatte zu verkaufen, und Achmet ging zu dem Ende mit einer Schüssel zum Juden. Der Jude merkte wohl die Unkunde des Verkäufers mit dem Werthe der Schüssel und bot ihm zwölf Zechinen. Erfreut über dieses Gebot, das seine Erwartung bei weitem überstieg, ließ er sich das Geld zahlen und verwandte sofort einen Theil davon zum Ankauf von Lebensmitteln. Natürlich wurde bei dem müßigen Wohlleben der Geldvorrath bald wieder erschöpft und man sahe sich genöthiget zum Verkauf der zweiten Schüssel zu schreiten.

Achmet war zwar unwissend aber keineswegs dumm. An der dringenden Bitte des Juden, wenn er noch mehreres dergleichen Metall habe, es doch ja an keinen Anderen, als an ihn zu

verkaufen, merkte er, daß er die erste Schüssel viel zu wohlfeil abgelassen habe, und ging daher mit der zweiten zu einem Silberarbeiter, um den Metallwerth davon schätzen zu lassen. Der Silberschmidt fand die Schüssel fünfhundert Zechinen an Werth und behielt sie auch um diesen Preis.

Diese Summe Geldes schien dem erfreuten Achmet ein unerschöpfliches Kapital. Er kam mit seinem Vater überein, daß sie sich jetzt besser kleiden und eine bequemere Wohnung beziehen wollten. Sie richteten sich nun so gut ein, als es ihre eingeschränkten Bedürfnisse verlangten und lebten, nach wie vor, in ruhiger Unbefangenheit, dem Schicksal die Sorge für die Zukunft überlassend, da das Glück es ihnen noch nie an dem Nothwendigen hatte gebrechen lassen.

Einst lustwandelte Achmet in einem Lustwäldchen, welches an die Gärten des Kalifen grenzte, und bemerkte nicht, daß er in einen Bezirk gekommen war, den kein Mensch, der nicht zum Hofstaate des Kalifen gehörte, betreten durfte, bis er hinter dem Gebüsch einen Zug Sänften sahe, worin allem Vermuthen nach Damen des Harems befindlich waren. Er war verloren, wenn man ihn entdeckte, denn Todesstrafe

litt derjenige, der so unglücklich war einem Frauenzimmer des Sultans zu begegnen. Was sollte er machen? zu fliehen war zu spät und im Gebüsch konnte er leicht gesehen werden. Er wurde einen hohlen Baum gewahr und schlüpfte hinein. Der Zug kam näher und gerade als er dem Baume gegen über war zerbrach die Sänfte, worin sich Zaide, des Kalifen Tochter, befand. Die Prinzessin wurde vor Schrecken über diesen Unfall ohnmächtig. Achmet konnte durch eine Spalte des Baumes alles mit ansehen und wurde, als man, um die Prinzessin zu ermuntern, ihr den Schleier zurückschlug, von ihrer großen Schönheit in Entzücken gesetzt. Als sie aber, ins Bewußtseyn zurückkehrend, die großen schwarzen Augen aufschlug, und als die Rosenfarbe des Lebens wieder ihre blassen Wangen färbte, da vergaß er sich und die Welt über diesen Anblick, seine Seele lag in seinen Augen und seine Empfindung verlor sich in dem Anschauen der himmlisch schönen Gestalt. Lange war sie schon mit ihrem Gefolge fort und noch immer starrete er auf den Fleck hin, wo sie gestanden hatte; noch immer sah er sie mit dem Auge seines Geistes vor sich stehen. Als er aber endlich wieder zu sich selbst gekommen und

auf dem Rückwege nach Hause begriffen war, da wurde ihm zum ersten Mal in seinem Leben sein niedriger Stand verhaßt, der es ihm nicht erlaubte, sich eine Hoffnung auf den Besitz der liebenswürdigen Dame zu machen.

Von nun an bemeisterte sich die Liebe seines Herzens und ward in ihm zu einer unwiderstehlichen Leidenschaft. Bei Tage und bei Nacht dachte er nur an die schöne Zaide und bejammerte sein Schicksal, welches eine so unübersteigliche Kluft zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Liebe geschaffen hatte. Sein einziges Vergnügen bestand in einem Spaziergange nach dem Lustwäldchen, wo er die Prinzessin gesehen hatte. Dort ging er hin und verweilte an der Stelle, wo sie in Ohnmacht fiel. Er vergegenwärtigte sich daselbst diese Scene und brach dann in Thränen einer glühenden Sehnsucht aus.

Einst war er wieder daselbst, in der Hoffnung, sie wenigstens noch einmal zu sehen. Ihn kümmerte es nicht, daß er sich dadurch der Gefahr aussetzte, entdeckt und getödtet zu werden; denn bei seiner Hoffnungslosigkeit hatte das Leben keinen Werth für ihn. Es schien ihm ganz unmöglich, ohne den Besitz der Prinzessin noch län-

ger leben zu können. Er überließ sich seinem Liebesgram, brach in laute Klagen aus und rang kummervoll die Hände. Dadurch schob er den Ring herum, und ein Sylphe stand vor ihm, der sich bereit zeigte, seinen Willen zu vernehmen. Achmet klagte ihm sein Leid und fragte: ob er ihm nicht zum Besitz der schönen Zaide helfen könne? Der Luftgeist gestand, daß dieses über seine Kräfte gehe und er ihm darin nur mit seinem guten Rathe zu dienen vermöge. „Aber," sagte er, „wie magst Du deßhalb verlegen seyn, bist Du doch im Besitz des unschätzbaren Schlosses, welches Dir die mächtigen Erdgeister unterwürfig macht, die Dir wohl helfen können. Auch hast Du ja eine Menge unschätzbarer Edelsteine, die Du aus dem unterirdischen Garten als Blumen und Früchte mitgebracht hast, und diese können Dir, gut angewandt, zur Erlangung Deines Wunsches wohl beförderlich seyn. Vor allem aber vernachlässige den Ring nicht, der Dich zum Herren der Sylphen, und das Schloß nicht, welches Dich zum Gebieter der Gnomen macht."

Achmet ging froh über diese Nachricht, die ihn zuerst mit dem Umfange seines Reichthums und seiner Macht bekannt gemacht hatte, nach

Hause und entdeckte seinem Vater seine Leidenschaft für die Tochter des Kalifen. Selim glaubte, sein Sohn habe den Verstand verloren. Er suchte ihm den Gedanken an diese ungereimte Neigung auszureden. Als aber Achmet auf seinem Sinne blieb und noch dazu verlangte, Selim sollte sich in dem Pallaste des Kalifen erkundigen, ob die Prinzessin noch unversagt wäre, da zerriß der betrübte Vater seine Kleider und wehklagte über die Narrheit seines Sohnes. Achmet bat seinen Vater sich zu beruhigen, da er in seinem Innern überzeugt sey, zum Besitz der schönen Zaide zu gelangen. Er erklärte ihm auch welchen unermeßlichen Schatz er an den vermeinten glänzenden und bunten Gläsern besäße. Doch von der Wunderkraft des Ringes und des Schlosses sagte er ihm nichts.

Er nahm nun von seinem Schatze einen der kleinsten Steine und verkaufte ihn an einen Jouvelier um zehntausend Zechinen. Für dieses Geld schaffte er kostbaren Hausrath und auch prächtige Kleider für sich und seinen Vater an. Darauf nahm er sechs von den, aus der afrikanischen Höhle mitgebrachten, Blumen, die sich in herrliche Brillantensträuße verwandelt hatten, legte

sie in ein silbernes Körbchen, und bat seinen Vater, sie dem Kalifen in der Stunde, wenn er dem alten Gebrauche nach, öffentliche Audienz gab, zum Geschenk zu überbringen und den Beherrscher der Gläubigen dann um die Hand seiner Tochter für ihn zu bitten. Damit er desto gewisser vorgelassen würde, so übergab er ihm einen kostbaren Rubin zum Geschenke für den Kämmerling. Selim wollte sich lange nicht zu diesem kindischen Auftrage verstehen, und nur als Achmet versicherte, er habe geschworen zu sterben, wenn er die Prinzessin nicht die Seinige nennen könne, da überwand die väterliche Liebe seine Angst vor einem übeln Empfange, und er begab sich in den Pallast des Kalifen.

Er mußt daselbst lange im Vorzimmer harren, denn der Kämmerling, der die Gehörverlangenden bei dem Kalifen einführte, übersah ihn stets und verhalf denen erst zur Audienz, deren Anstand einen vornehmeren Rang vermuthen ließ. Selim zog nun den Rubin hervor und drückte ihn dem Kämmerling in die Hand. Kaum hatte dieser das Geschenk erblickt, so trat er einen Schritt zurück und sahe erstaunet bald den Stein bald den Geber an. Selim glaubte, der Höfling

sey aufgebracht über das Geschenk eines nutzlosen, rothen Scherbens und wollte sich entschuldigen. Aber jener, der wohl den großen Werth des Rubins kannte, umarmte den überraschten Darbringer, und indem er kriechend höflich dankte, bat er ihn zu folgen, indem er ihn unverzüglich bei seiner Hoheit melden wolle. Er führte ihn in den Audienzsaal und sagte, indem er sich zur Erde neigte: „Dieser ehrwürdige Jouvelenhändler wünscht sich Ewr. Hoheit zu Füßen zu werfen.“ Aus dem Geschenke Selims hatte er geschlossen, daß Selim ein Jouvelenhändler sey und deshalb kündigte er ihn als solchen an.

Der Kalif fragte den Selim um sein Begehren Dieser warf sich vor dem Throne nieder, berührte mit seiner Stirne die Erde dreimal und dann überreichte er dem Herrscher das silberne Körbchen mit den Edelsteinen, die er Seiner Hoheit als ein unwürdiges Geschenk von ihm anzunehmen bat. Der Kalif besah die Steine und fragte erstaunet seinen Großvessir: ob er je etwas Schöneres in der Art gesehen habe? Der Vessir mußte gestehen, nie solche kostbare Edelsteine in den Händen eines Privatmanns erblickt zu haben. Nun wollte der Kalif wissen: wer der

Geber sey und woher er die seltenen Kleinodien habe? Selim, um den Kämmerling nicht Lügen zu strafen, nannte sich einen Jouvelenhändler und versicherte: Sein Sohn habe die Jouvelen so eben von einer Reise mitgebracht. „Beim Propheten"! rief der Kalif. „dieser Mann muß unermeßliche Schätze besitzen, denn was er mir so eben zum Geschenke dargebracht hat, übersteigt das Vermögen manches Emirs." „Deine Gabe, sagte er, sich zu Hamet wendend, hat meinen Beifall, und ist die Bitte, die Du mir vorzutragen gedenkst, ziemlich, so darfst du hoffen, daß ich sie gewähre." „Beherrscher der Gläubigen" nahm Selim das Wort. „was ich bitten will ist so kühn, daß dein Sklave sich scheuet es auszusprechen". — „Fürchte nichts", erwiederte der, durch den Reichthum des Geschenks gut gestimmte, Sultan; „ein solcher Ehrenmann wie Du, verdient alle Rücksichten und billig ist's, daß ich Deinen Wunsch anhöre. Darum laß' mich hören, was Du verlangst." „Nun wohl", sagte zitternd Selim, „mein Sohn Achmet erkühnet sich, um die Hand Deiner Tochter, der Prinzessin Zaide, zu bitten". Der Kalif gerieth durch diesen Antrag in keine geringe Verlegenheit; denn

die Kühnheit eines unbekannten Privatmanns, dessen Wünsche sich so hoch verstiegen, beleidigte seinen Stolz nicht wenig. Gleichwohl mochte er auch nicht unerkenntlich für das kostbare Geschenk scheinen, welches seiner Habsucht so ungemein schmeichelte. Er sagte daher zu Selim: „Dein Begehren ist allerdings ein wenig dreist, indeß will ich es Dir nicht nur verzeihen, sondern unter gewissen Bedingungen auch gewähren. Höre also. Wenn ich einem Unterthane meine Tochter vermählen soll, so muß er wenigstens der reichste Mann in meinem Lande seyn. Damit ich weiß, ob Dein Sohn dieses ist, so komm in sechs Wochen wieder und bringe zur Morgengabe für meine Tochter ein Geschenk von Jouvelen, die doppelt so viel werth sind wie die, welche Du heute mir gebracht hast: dann soll Dein Sohn mein Eidam werden."

Selim ging über diesen Bescheid so verwandert als erfreut nach Hause und konnte nicht aufhören gegen seinen Sohn die Huld und Herablassung des Kalifen zu rühmen. Achmet dagegen war froh, die Dame seiner Gedanken noch unvermählt zu wissen und die Hoffnung zu ihrem Besitz erhalten zu haben. Er setzte noch ein paar kleine

Steine in Geld um, schaffte sich Sklaven und andere Bedürfnisse eines reichen Mannes an, und vertrieb sich die Zeit mit mancherlei Lustbarkeiten die er bis jetzt nur dem Namen nach gekannt hatte.

Bei Hofe gab es unterdessen lange Gesichter, denn der Großvessir hatte schon früher das Versprechen erhalten, daß die Prinzessin mit seinem Sohne vermählt werden sollte. Nachdem des Kalifen Freude über den Zuwachs seines Schatzes durch die geschenkten Jouvelen ein wenig abgekühlet war, wagte der Minister den Herren an sein früher gegebenes Wort zu erinnern, und stellte ihm zugleich das Unpassende einer Vermählung der Prinzessin mit einem gänzlich unbekannten Manne vor. Der Kalif erwiederte: „Wie magst Du glauben, daß ich meine Tochter dem Sohne eines Jouvelenhändlers geben werde? Nun auf eine gute Art abweisen wollte ich ihn. Denn was ich von ihm als Bedingung der Gewährung seiner Bitte gefordert habe, ist mehr, als ein Mann, der nicht Fürstenthümer im Besitz hat, geben kann.“ Um den Vessir ganz zu beruhigen, ertheilte der Kalif ihm den Befehl, sogleich die Vermählungsfeierlichkeiten zum Beilager der Prinzessin mit seinem Sohne anzuordnen.

Die Rüstung zu dieser Vermählungsfeier wurde mit so vielem Geräusch betrieben, daß das Gerücht davon auch zu Achmets Ohren kam. Der aber blieb völlig ruhig dabei. Sein Vater freute sich der stillen Ergebung seines Sohnes, denn ihm war vor dessen Verzweiflung bange gewesen, und er hatte gefürchtet, abermals eine Sendung nach Hofe übernehmen zu müssen, die unter diesen Umständen ihr Schwieriges gehabt haben würde. Achmet aber hatte seine Liebe keinesweges aufgegeben, sondern setzte, nach wie vor, sein Glück in Zaidens Besitz, allein er hatte die Mittel in seiner Hand der Ihrige zu werden, und darum war er ruhig.

Der Tag des Beilagers nahete heran, und ganz Bagdad war in Bewegung, um Theil an den Festlichkeiten zu nehmen, die der Vermählung wegen gegeben wurden. Achmet ging in den Wald, wo er einst zuerst Zaide sah. Hier zog er sein Schloß hervor und drehete den Schlüssel darin um. Als nun ein Gnome erschien, befahl er diesem sich unsichtbar in den Pallast des Kalifen zu begeben, den Bräutigam in dem Augenblick, wenn er mit der Braut nach dem Schlafgemach geführt werden würde, zu ergreifen und

bis an die Grenze von Tibet zu tragen. Doch gebot er dem Geist, für den Schutz und Unterhalt des Entführten Sorge zu tragen.

Der Gnom richtete den Auftrag Achmets so geschickt aus, daß Niemand von dem Brautgefolge das Verschwinden des Bräutigams bemerkte. Nur allein die Braut vermißte ihn und war nicht wenig verwundert, als sie die halbe Nacht vergebens auf ihn gewartet hatte und allein zu Bette gehen mußte. Als am Morgen darauf der Kalif erschien und seine Tochter allein im Brautgemache fand, wurde er höchst aufgebracht über diese vermeintliche Verletzung des Anstandes und erkannte dem Frevler die Strafe des Spießens zu. Er ließ sogleich den Großvessir rufen und machte ihm das Verbrechen seines Sohnes und die über ihn verhängte Strafe bekannt. Der betrübte Vater wagte keine Vorbitte zu thun und hielt es für ein Glück, daß sein Sohn nicht wieder erschien, da er sonst dem martervollen Tode nicht entgangen wäre.

Da die Heirath zwischen dem Sohne des Großvessirs und Zaiden sogleich für ungültig erkläret worden war, so hielt nach Verlauf einiger Zeit ein mächtiger Emir um die Prinzessin an, und

bekam die Bewilligung des Kalifen dazu. Zaide, die zu dem Sohne des Großvesirs keine sonderliche Neigung gehabt hatte, war mit dieser Verbindung um so mehr zufrieden, da der Emir ein schöner Mann war und auf ihr Herz einigen Eindruck gemacht hatte. Auch der Kalif gewann seinen künftigen Eidam lieb. Er beschleunigte deshalb die Anstalten zur Vermählung, die nicht weniger prachtvoll wie die erste vor sich ging, aber auch ein nicht weniger tragisches Ende nahm.

Achmet hatte nämlich abermals einem Gnomen den Auftrag gegeben den Bräutigam zu entführen und an den Fuß des atlandischen Gebirges zu bringen. Der geistige Diener richtete diesen Befehl mit gleicher Behendigkeit aus, wie das erste Mal.

Jetzt aber blieb die Prinzessin nicht so gleichgültig dabei. Der Verlust des geliebten Bräutigams ging ihr wirklich nahe; auch fürchtete sie die Schande, als eine zweimal Verlassene. Der Kalif war nicht minder erzürnt und schwur in der ersten Wuth dem Bräutigam einen martervollen Tod. Aber er hatte gut schwören, der Emir war außer seinem Bereich. Bei kälterem Blute fiel ihm aber ein, daß das Verschwinden der be-

stimmten Männer seiner Tochter nicht mit natürlichen Dingen zugehen müsse, denn es war beinahe unmöglich, daß diese ungesehen durch alle zahlreiche Wachen und Dienerschaft hätten aus dem Pallaste kommen können.

Nachdem Zorn und Schmerz über diese zweite mißlungene Vermählung bei Hofe ein wenig in Vergessenheit gerathen war, hielt es Achmet nunmehr für Zeit seine Bewerbung zu erneuern. Er rüstete zu dem Endzweck seinen Vater aufs Neue kostbar aus, und sendete ihn zum Kalifen um seine Bitte, um die Hand der schönen Zaide, zu wiederholen. Er gab ihm doppelt so viele und schöne Brillanten wie zum ersten Male und außerdem noch eine Rose, von der Größe einer natürlichen, die aus einem einzigen Diamant bestand, und eine Schnur von dreihundert Perlen, die alle gleich groß und von der Form und Größe einer Olive waren. Das erstere sandte er um die Bedingung des Kalifen zu erfüllen, die beiden letzteren Stücke hatte er aber für die Prinzessin Zaide zum Geschenk bestimmt.

Selim benahm sich nun schon weniger furchtsam wie bei der ersten Audienz, denn er kannte jetzt den Werth der Geschenke, die er dem Kalifen

überbrachte. Er trat dreist in den Vorsaal. Der Kämmerling hatte ihn nicht sobald gesehen, als er auf ihn zu kam, ihn mit hochtrabenden Worten als seinen Freund begrüßte und sich erbot ihn zur Audienz zu führen. Der erinnerte sich seiner und empfing ihn freundlich. Selim überreichte nun die Kostbarkeiten und bat um Antwort, um die Bewerbung seines Sohnes.

Der Kalif blieb vor Verwunderung lange sprachlos, als er das dargebrachte Geschenk, welches beinahe den Werth eines Königreichs aufwog, in seinen Händen hielt. Endlich sagte er: „Tritt ab, ehrlicher Selim, und warte im Vorsaal; Du sollst nicht ohne Bescheid aus meinem Pallaste gehen.“ Er ließ darauf die Großbeamten des Reiches näher treten, zeigte ihnen den unschätzbaren Schmuck und fragte sie um ihre Meinung. Die Gefragten waren in keiner geringen Verlegenheit, denn der Herrscher hatte noch mit keiner Sylbe verrathen, was er eigentlich dachte, und sie konnten sehr leicht etwas sagen, was ihm zuwider war. Nach vielen unvorgreiflichen und unmaaßgeblichen Dafürhalten kamen sie denn am Ende darin überein, daß sie eigentlich nicht wüßten, was von der Sache zu halten sey. Der Sul-

tan erboßte sich über den vermeintlichen Stumpfsinn seiner Räthe, und erklärte sie sämmtlich für Dummköpfe. Darauf äußerte er: er vermuthe, der Bewerber sey ein Prinz aus irgend einem großen Königreiche, der sich inkognito hier aufhalte, und Selim, sein angeblicher Vater, sey nichts mehr und nichts weniger, als dessen Gesandter. „Denn" fuhr er fort, „welcher Jouvelenhändler, und wäre er der reichste in der Welt, könnte solche unschätzbare Kleinode besitzen und noch mehr sie verschenken, ohne sich zu Grunde zu richten." Er glaubte daher gut gethan, wenn er die Bewerbung annähme, aber von der Freigebigkeit des Bewerbers noch so viel als möglich Nutzen zöge. Die Höflinge, froh den Entschluß ihres Herrn vernommen zu haben, ermangelten nicht, ihm beizupflichten und ihn als einen Ausfluß übermenschlicher Weisheit gebührend zu preisen.

Selim wurde also wieder in den Audienzsaal gerufen und dahin beschieden: daß sein Sohn die Ehre haben sollte der Eidam des Beherrschers der Gläubigen zu werden, wenn er sich durch nochmalige Darbringung eines dem hohen Range seiner Braut würdigen Geschenkes als einen Mann ausweise, der es würdig sey der nächste Verwandte

des vornehmsten Fürsten des Morgenlandes zu seyn. Zu diesem Geschenke wurde nichts weiter erfordert, als zwölf Kameelladungen mit Silberbarren, sechs dergleichen Ladungen mit Goldkörnern. Sechs Kameele mit reichen Stoffen, sechs mit köstlichen Rauchwerken und Oelen bepackt und außerdem noch sechs Sklaven mit so viel Perlen und Edelsteinen, als sie tragen könnten.

Das hieß denn doch den Mund ein wenig voll nehmen, und man muß gestehen, wäre es nicht ein Sultan gewesen, der diese Bedingungen machte, unter denen Achmet sein Tochtermann werden sollte, so hätte man sie wohl etwas unverschämt nennen können. Doch von einem gekrönten Haupte dergleichen zu sagen, wäre frevelhaft. Selim mochte indessen doch sein Theil dabei denken, denn seine Miene war nicht die fröhlichste und gegen seinen Sohn wollte er heute weder den Verstand noch die Herablassung des Sultans rühmen.

Achmet war begierig den Bescheid des Sultans zu erfahren. Selim erstattete ihm mit trauriger Miene den Bericht, und bat ihn um Gotteswillen, sich alle Gedanken an die schöne Sultanstochter vergehen zu lassen, die in jedem Falle zu theuer für ihn gehalten werde. Achmet

lachte laut auf, und rief: Fürwahr Se. Hoheit sucht im Fordern seines Gleichen; denn was er verlangt, könnte ja beinahe den Schatz des Groß-Moguls leeren. Doch ich will Sorge tragen, ihn zu befriedigen. Er verschloß sich nun in sein Zimmer und rief, vermittelst seines Schlosses, einen Gnomen herbei, dem er sein Bedürfniß vortrug und ihm die Abhelfung desselben gebot.

Der gerufene Gnome sagte, als er den Befehl seines Gebieters vernommen hatte: „Deinen Wunsch zu erfüllen ist uns bis auf die Perlen, die in unserm Gebiet nicht wachsen, wegen deren wir aber durch einen Tauschhandel mit den Nixen Rath schaffen wollen, nicht schwer, und Du sollst vollkommen befriedigt werden. Aber Dir fehlt außerdem noch zweierlei, und ich halte es für meine Pflicht, Dich daran zu erinnern, wenn Du mir deshalb nicht zürnen willst.“ Achmet bat ihn sich näher zu erklären und der Erdgeist fuhr fort: „Du wirst selbst einsehen, daß Du, als Eidam des Kalifen, dem Umgange mit weißen, klugen, vielgewandten Männern nicht ausweichen kannst, und es würde Dir gewiß peinlich seyn, es bei jeder Gelegenheit fühlen zu müssen, daß sie Dich an Verstand, an feinen Sitten übertreffen. Fer-

ner, Du hast zwar eine recht artige männliche Gestalt, aber eine etwas zartere Gesichtsfarbe, ein wenig mehr Ebenmaaß und etwas mehr höfische Gelenkigkeit, würde Dir bei Deiner künftigen Gemahlin nicht schaden. Mein Rath wäre also, Du ließest Dich von mir nach dem Brunnen der Weisheit bringen, der in dem Reiche Habesch, unfern der Quellen des Nil, befindlich ist. Ein einziges Bad, welches aber zwölf Stunden lang währen muß, reicht hin, Dich zum weisesten, klügsten und angenehmsten Sterblichen zu machen. Willst Du Dich darauf noch in dem Quell der Schönheit baden, der in der Mitte der Insel Borneo fließt, so wirst Du auch an körperlicher Schönheit Deines Gleichen nicht haben.“

Wäre Achmet ein junger Herr von Stande gewesen, so würde ihn ohne Zweifel der Vorschlag des Gnomen nicht wenig beleidigt haben. Denn welcher Günstling des Glücks, der von der Wiege ab die Vortheile einer vornehmen Geburt genoß, hielte sich nicht für hinreichend klug und schön? Unser Achmet aber, dem noch Niemand geschmeichelt hatte, der vielmehr, wenn er auf dem Bazar durch Päcketragen und Botenlaufen ein paar Aspern zum Mittagsbrod verdiente, sich oft

genug einen häßlichen und dummen Jungen hatte nenne hören müssen, obwohl er beides nicht war, wußte es dem ehrlichen Gnomen Dank, daß er ihn auf seine Mängel aufmerksam machte und nahm seinen Vorschlag an. Seine einzige Bedenklichkeit war, daß er die Reise zu dem Brunnen der Weisheit und der Quelle der Schönheit wegen, den ihm vom Kalifen zum Erscheinen bei Hofe gesetzten Termin nicht würde einhalten können. Aber auch darüber beruhigte ihn der Gnom und versicherte ihn innerhalb sieben Tagen wohlbehalten zurück zu bringen. Nun machten sie sich unverzüglich auf den Weg.

Die Badekur ging glücklich von Statten, welches ohne Begleitung des Gnomen schwerlich der Fall gewesen seyn dürfte. Der Brunnen der Weisheit lag in einer grauenvollen Einöde und wurde von einer Menge Löwen bewacht, die jedem Sterblichen den Zugang dazu verwehrten. Es galt hier einen Kampf mit den Löwen, die als verzauberte Philosophen, durch keine Unsichtbarkeit getäuscht werden konnten. Mit Hilfe seines Begleiters, der auch für ein gutes Schwerdt gesorgt hatte, gelang es Achmet endlich, die Bestien zu überwinden. Aber dieses kostete ihm

keine geringe Anstrengung, und er war gänzlich erschöpft, als er den letzten in die Flucht getrieben hatte. Nun naheten reizende Mädchen und luden den Ermüdeten ein, sich auf weichen Rosensitzen auszuruhen und sich durch Wein, den sie ihm in blinkenden Pokalen darboten, zu erquicken. Aber gewarnt durch den Erdgeist, gab er ihnen kein Gehör, sondern ging ihnen vorüber, nicht achtend des Hohngelächters, das sie über seine Gleichgiltigkeit gegen ihre Reize und über seine Unhöflichkeit gegen ihre Einladungen erschallen ließen. So gelangte er zum Bade und kehrte daraus als ein Ausbund von Verstand und Weisheit zurück.

Die Quelle der Schönheit fand er von Schlangen umlagert. Auch diese besiegte er mit des Gnomen Hilfe und dadurch, daß er die ihm von seinem Begleiter vorgeschriebenen Maaßregeln strenge befolgte. Diese bestanden in einem Fasten, welches er halten mußte, obwohl sich ringsum in seiner Nähe stets die leckersten Speisen und Getränke befanden. Ferner in einer pünktlich erhaltenen Gemüthsruhe, wenn gleich es an häufigen Versuchen nicht fehlte, seine Sinne in Aufruhr zu bringen. Mit einem Wort, er erreichte auch hier seinen Zweck, und langte am Abende des

siebenten Tages wohlbehalten bei seinem Vater an.

Selim kannte seinen Sohn kaum wieder, so sehr war er an Leib und Geist verändert. Seine Haltung, Anstand und Benehmen waren die eines Prinzen und erfüllten den Alten unwillkührlich mit Ehrfurcht vor dem Jünglinge. Seine Schönheit hatte nicht weniger gewonnen. Rosen und Lilien mischten sich auf seiner Wange, und nur ein zarter Anflug von männlichem Braun, überflog, wie ein leichter Schatten, die reine Haut des Gesichts. Die Lippe hatte ein höheres Roth, das schwarze Auge ein lebhafteres Feuer, und sein Wuchs war merklich länger und schlanker geworden.

Der Tag erschien nun, an welchem die feierliche Vorstellung Achmets und die Ueberreichung seiner Geschenke vor sich gehen sollte. Als Achmet des Morgens beim Erwachen die Augen aufschlug, wurde er eine Menge von Sachen in seinem Schlafzimmer gewahr, die zur Toilette eines vornehmen Herren zu gehören pflegen. Als er aufstund, erschienen zwei junge Sklaven, die ihn zum Bade führten, dann mit wohlriechenden Oelen salbten und ankleideten. Die Kleidung be-

stand aus den reichsten Stoffen und war mit dem kostbarsten Pelzwerk und mit vielen Brillanten besetzt. Der Gürtel aber und der Griff des Dolchs übertrafen an kunstvoller Arbeit und Kostbarkeit alles, was von der Art je ein Sultan besessen hat. Vor der Thüre hielten bereits die mit den Geschenken für den Kalifen beladenen Kameele und Sklaven, auch außerdem befand sich daselbst ein großes, reich geschmücktes Prunkgefolge. Zwei Pagen, schön wie die Liebesgötter, führten einen stolzen, arabischen Hengst vor, dessen Steigbiegel von massivem Golde, und dessen Satteldecke und Zügel mit Jouvelen von allen Farben bedeckt waren. Ein ähnliches zweites, doch nicht ganz so prächtig verziertes Roß, stand für den alten Selim bereit, der voran ritt um die Audienz für seinen Sohn zu erbitten.

Der eben beschriebene Zug, dem sich noch ein Chor von Gold strotzender Musiker anschloß, setzte sich nun in Bewegung. Kaum konnte er aber vor dem ungeheuren Zusammenlauf von Menschen, die herbeikamen ihn zu sehen, seinen Weg fortsetzen. Lange, noch ehe Selim den Pallast erreichte, hatte sich schon das Gerücht von der nahen Ankunft des wunderschönen und unermeßlich

reichen Bräutigams, dorthin verbreitet. Der Kalif, der auf die erste Nachricht davon den Thron bestiegen hatte, um den künftigen Eidam mit gebührender Würde zu empfangen, langweilte sich nicht wenig auf seinem erhabenen Sitze, bis Selim erschien und das Kommen seines Sohnes ankündigte. Der Monarch schickte nun zwei Kämmerlinge zum Empfange Achmets entgegen, die ihn, sobald er an der Pforte des Serails abgestiegen war, im Namen ihres Gebieters begrüßten und zu den Stufen des Thrones brachten.

Der Kalif wurde, so bald er Achmet sah, von dessen schöner Gestalt eingenommen. Noch mehr aber gefielen ihm die mitgebrachten Geschenke. Er begegnete dem jungen Manne sehr huldvoll, und sagte ihm ohne Umstände die Hand seiner Tochter zu. Ja, er trieb seine Zuvorkommenheit so weit, daß er ihn allem Herkommen zuwider, selbst nach Zaidens Gemächer führte und ihn der Prinzessin als ihren künftigen Gemahl vorstellte.

Die Prinzessin ward sogleich von der angenehmen Gestalt des jungen Mannes gewonnen. Noch mehr wurde ihr Herz aber von seiner geistreichen Unterhaltung bestochen, und mancher Seufzer

wurde ihrer Brust von dem Gedanken entlockt, daß dieser ihr, so wie die beiden vorigen Männer, in der Brautnacht entrissen werden könne. Der Kalif, der einen verkappten Prinzen in Achmet ahnete, und durch den Glanz, womit er auftrat, noch mehr in seiner Meinung bestärkt wurde, glaubte die Vermählung nicht genug beschleunigen zu können und schlug vor, das Beilager noch an demselben Tage zu halten. Achmet war über diese Zuvorkommenheit entzückt, bat jedoch sein Glück noch einige Zeit aufschieben zu dürfen, damit er zuvor eine seiner erhabenen Braut würdige Wohnung besorgen könne. Der Kalif war es zufrieden. Die schöne Zaide dagegen schien nicht sonderlich erbaut von diesem Aufschub; nur die jungfräuliche Scham hielt sie zurück, das, was sie davon dachte, zu sagen und das wäre allerdings keine Lobrede der Zärtlichkeit des Bräutigams gewesen.

Sobald Achmet vom Hofe entlassen, und in seiner Wohnung angelangt war, welches beiläufig gesagt, ziemlich spät des Abends geschah, beschied er sogleich die Sylphen und Gnomen zu sich, und machte ihnen den Auftrag, ihm während der Nacht einen Pallast zu bauen. Dieser Pallast

sollte dem Serail gegen über stehen und mit aller nur denkbaren Pracht, Zierlichkeit und Bequemlichkeit, nicht weniger mit allen Bedürfnissen für Bewohner fürstlichen Ranges ausgestattet seyn. Doch wünschte er ihn von etwas kleinerem Umfange zu haben wie das Serail, damit der Sultan nicht durch das Uebertreffen seiner Residenz beleidigt würde. Die Geister versprachen seinen Befehl zu erfüllen.

Der Kalif hatte, wenn er nicht die Nacht im Harem zubrachte, die Gewohnheit, frühe aufzustehen und am Fenster in die weite Ferne stundenlang hinzustarren. Er versicherte seinen Lieblingen, daß er so dastehend sich mit dem Wohle seiner getreuen Unterthanen beschäftige. Man will indessen nicht gemerkt haben, daß auf diese Weise viele ersprießliche Beschlüße aus dem Gehirne Sr. Hoheit gekommen wären. Dem sey wie ihm wolle, genug, der Kalif stand an dem Morgen, welcher auf die Nacht folgte, in der die Geister auf Achmets Befehl den Bau vollbringen sollten, wieder am Fenster und wurde zu seiner Verwunderung ein Prunkgebäude gewahr, wo er noch gestern eine wüste Stelle gesehen hatte. Er glaubte anfangs, seine Sinne täuschten ihn und rief seine

Kämmerlinge herbei, die zu ihrem Staunen dasselbe erblickten. Er sandte sie nun hin, um sich an Ort und Stelle von dem Daseyn des Pallastes zu überzeugen. Sie gingen und kamen mit dem Bericht von der Wirklichkeit und der unbeschreiblichen Pracht des Pallastes zurück und äußerten, sie wüßten nicht was sie von einem solchen Wunder denken sollten. Diese Aeußerung hätte ihnen aber beinahe den Hals gekostet. Denn der Kalif hatte in seinen Staaten das Denken bei Todesstrafe verboten; kein Wunder also, wenn ihn der Frevel in seiner Gegenwart vom Denken zu reden in Wuth setzte. Nur dem Umstande hatten sie ihre Rettung zu danken, daß gerade jetzt Achmet mit einem glänzenden Gefolge seinen Einzug in den neuen Pallast hielt, bei welchem Anblick sich der Zorn des Sultans legte. Wie ein solcher Pallast in einer Nacht habe gebauet werden können, darüber zerbrach sich übrigens der Beherrscher der Gläubigen den Kopf nicht. Er war, wie gesagt, allem Denken spinen feind und hatte für die Fälle, in welchen ihm etwas unbegreiflich blieb, stets den Waidspruch bei der Hand: was wirklich ist, das muß auch möglich seyn: auf welche Weise? darnach fragt nur ein Thor.

Achmet fand an dem Werke der nächtlichen Baumeister bei weitem seine Erwartung übertroffen. Der Pallast war ein Muster des schönen Baustyls und das Materiale desselben so kostbar, als er es nicht hatte verlangen können. Das ganze Gebäude bestand aus gehauenen Quaderstücken von rothem ägyptischem Granit. Die Fensterbogen und die Thüreingänge waren mit den kunstvollsten Bildhauerarbeiten verziert. Das vergoldete Dach, welches sich in mehrere halbrunden Kupolen abgetheilt sich kühn emporwölbte, wurde von mächtigen Säulen von weißem polirten persischem Marmor unterstützt, deren Sockel und Kapitäle von Porphyr waren. Die Thüren waren sämmtlich von getriebenem Metall und im Feuer vergoldet. Im Innern aber glänzte alles von Jaspis, Agat, Bernstein, Bergkristall, Gold und Silber, Teppigen aus Persien und Kaschemire, Goldbrokat, Silberstoff, Sammet und Damast. Ein reicher Schatz fehlte eben so wenig, als wohlgefüllte Keller und Vorrathskammern. Mit einem Wort, es war an allen denkbaren Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Genuß-Artikeln ein Ueberfluß vorhanden, den selbst der Pallast eines Sultans nicht aufzuweisen hatte.

Der Kalif erwartete mit Schmerzen Achmets Ankunft, weil er die Vermählung zu beschleunigen wünschte, damit er ohne seine Neugierde zu verrathen, unter dem Vorwande seine Tochter zu besuchen, den Pallast, den ihm seine Kämmerlinge als ein Wunder von Pracht gerühmt hatten, in Augenschein nehmen könnte. Achmet ließ nicht lange auf sich warten. Er kam darin dem Wunsche seines hohen Schwiegervaters zuvor, daß er bat die Vermählung noch an demselben Tage und zwar in seinem neuen Pallaste feiern zu dürfen. Gern wurde ihm sein Gesuch gewährt. Er gab nun mit Hülfe seiner Geister ein Fest, wie man noch nie ein ähnliches in Bagdad gesehen hatte, und welches würdig zu beschreiben, sich selbst der allezeit fertige Hofhistoriograph unvermögend fühlte. Die Mannigfaltigkeit der Speisen und Getränke, die Kostbarkeit der Geräthe, die Menge der Sklaven setzten den Hof in Erstaunen. Aber doch war dieses alles kaum beachtungswerth im Vergleich der so sinnreichen als prachtvollen Belustigungen und Ergötzlichkeiten, womit die Gäste unterhalten wurden. Alles nur irgend Denkbare um den Sinnen zu schmeicheln, das Gemüth zu ergötzen, das Herz zu erfreuen, war hier

auf die glücklichste Weise angewendet, und jeder Theilnehmer des Festes fühlte sich bis zur Ausschweifung froh.

Die schöne Zaide war dennoch ein wenig besorgt, ihren Bräutigam, den sie nun schon mit großer Zärtlichkeit liebte, gleich den beiden vorigen, auf dem Wege zum Brautgemach, zu verlieren. Ihr Vater aber, gegen den sie sich deßhalb äußerte, hatte ihr guten Muth eingesprochen und einen Grund für seine besseren Hoffnungen in dem Aufwande ihres Gemahls gefunden, der sich nicht wohl ohne Einwirkung höherer Mächte thun ließ. Und wer mit diesen im Bunde steht, so meinte er, der würde sich wohl gegen Unfälle zu schützen wissen. Sie fand diesen Trost bestätiget und sahe den nächsten Morgen als das glücklichste Weib in den Armen des glücklichsten Mannes aufbrechen.

Zaide war des alten Kalifen Herzblättchen und es freute ihn sie so glücklich zu wissen. Natürlich war es also, daß er einen Theil seiner Liebe für die Tochter auch auf den übertrug, der sie so glücklich machte. Achmet wurde ihm immer lieber und gewann täglich mehr Einfluß auf ihn, den er dazu anwandte, den alten Despoten zur

Ergreifung guter Regierungsmaaßregeln und zu Erlaſſung weiſer Beſchlüſſe zum Beſten ſeiner Unterthanen zu vermögen. Dieſes hatte aber durchaus nicht den Beifall der Höflinge, denen dadurch manche Gelegenheit entging, ſich von dem Mark des Landes zu bereichern und auf Koſten der Unterthanen zu ſchwelgen oder Schätze zu ſammeln. Sie ſannen deshalb hin und her, auf welche Weiſe ſie den vielgeltenden Eidam wohl um ſein Anſehen bringen könnten. Doch alle ihre Verſuche, ihn beim Kalifen anzuſchwärzen, blieben vergebens, oder ſchlugen ſogar zu ihrem eigenen Nachtheile aus. Sie führten dem Sultan mit beſorgter Miene zu Gemüthe, daß ſein Tochtermann die unermeßlichen Schätze nur allein mit Hülfe der Magie erlangt haben könne, und daß dieſes denn doch eine eigene Sache ſey. „Thoren, die ihr ſeyd," rief der Kalif, „als ob ich das nicht längſt wüßte! Was kümmert das aber mich? mag er immerhin ein Magus ſeyn, iſt er doch nicht weniger ein guter Muſelmann, der täglich fünfmal ſein Gebet verrichtet. Seine Magie hat uns noch keinen Schaden gebracht." Man gab darauf ſeine Macht als ſelbſt gefährlich für den Kalifen aus, aber der Argwohn wollte nun einmal

bei dem alten Herrn nicht Wurzel fassen und er entgegnete ihnen: „Was bedarf er meiner Macht, da er so reich und mächtig ist als ich selbst es bin und bei seiner Jugend an den Regierungssorgen wahrlich kein Behagen finden kann.“ Kurz, die Gunst des Kalifen zu seinem Eidam blieb unwankbar und alle Hofkünste, ihn darum zu bringen, waren umsonst angewandt. Doch Achmets Glück sollte auf eine andere Weise erschüttert werden.

Der alte Willfried war unterdessen, wie oben erzählt, von den Niren bis zur europäischen Küste getragen worden und mußte von da ab den langen Weg bis zu seiner Heimat zu Fuße machen. Zu Hause angelangt, fehlte es ihm, der durch Hülfe seiner Zauberkunst so große Schätze besaß, nicht an Mitteln zu einem bequemen und angenehmen Leben; aber der Verlust seines Ringes und die verlorene Hoffnung zum Besitz des Schlosses zu gelangen, schmerzte ihn tief, und Alles, was er besaß, dünkte ihn nicht des Achtens werth im Vergleich dessen, was ihm fehlte. Er nahm seine Zauberbücher wieder vor, um die mit seinem Ringe verlorene Macht wieder zu gewinnen, und da er dabei auch den Beistand der

Hölle nicht verschmähete, so gelang es ihm, die Feuergeister unter seine Herrschaft zu zwingen. Er hatte stets ein böses Herz gehabt und seine großen Kenntnisse mehr zum Schaden, als zum Nutzen seiner Herrschaft angewandt; jetzt, da er sich der Salamander zur Ausführung seines Willens bedienen konnte, nahm seine Bosheit in einem hohen Grade zu, und er fand nur seine Lust darin, Uebels zu thun.

Einst dachte er an den Verlust des Ringes und an das Schloß, und da er besonders das letztere noch zu haben wünschte, fragte er die Feuergeister: ob sie ihm nicht zu dessen Besitz verhelfen könnten? Sie erklärten solches für unmöglich, da Achmet, als Herr der Sylphen und Gnomen zugleich ihnen an Macht überlegen sey. Zu seiner Verwunderung erfuhr er nun, daß Achmet, den er längst in der Höhle umgekommen glaubte, noch lebe und im Besitz der beiden köstlichen Stücke sey, die zu haben er so sehnlich wünschte. Jetzt ließ ihm der Neid länger keine Ruhe, er bestürmte die Höllengeister um Rath: auf welche Weise er sich den Besitz jener Kleinodien verschaffen könne? und diese ertheilten ihm die Auskunft: nur durch List könne er sie dem

Achmet entwenden, da keine Macht der Welt hinreiche, sie ihm zu rauben.

Um seinen Zweck zu erreichen, begab er sich auf die Reise nach Bagdad, wozu er durch den Beistand der Salamander nur wenige Tage bedurfte. Er erkundigte sich dort nach dem Eidam des Kalifen und hörte jeden Mund von seinem Lobe überfließen. Dieses erboßte ihn noch mehr. Er ging darauf zum Pallaste Achmets, um die zu seinem Zwecke dienenden Nachforschungen einzuziehen. Bei der Gelegenheit sahe er die liebenswürdige Zaide am Fenster. Er wurde von heftiger Liebe zu ihr erfüllt und beschloß neben der beiden magischen Stücke sich auch ihrer zu bemächtigen.

Er hatte von der Dienerschaft Achmets erfahren, daß ihr Herr auf einer Jagd sey, von der er erst in einigen Tagen zurückkehren werde. Dieser Umstand war seiner Absicht günstig und er bauete darauf seinen Plan. Er warf sich in ein reiches Gewand, schuf sich durch seine Zaubereien ein glänzendes Gefolge, und ließ, als ob er von der Abwesenheit Achmets nicht das mindeste wüßte, sich in dessen Pallast als einen vertrauten Freund melden, der ihn dringend zu spre-

chen wünschte. Da man ihn von Achmets Abwesenheit benachrichtigte, ließ er Zaiden um die Erlaubniß bitten, den Pallast besehen zu dürfen, und wandte vor, sein Herr, der Sultan von Mousel, habe ihm den Auftrag gegeben, ihm einen Riß von diesem weltberühmten Wundergebäude zu bringen. Zaide glaubte dem Freunde ihres Gemahls diese Bitte bewilligen zu müssen, und gab Befehl ihn allenthalben herum zu führen. Willfried schien ämsig jedes Gemach abzuzeichnen, ließ sich von dem redseligen Hausverwalter alles zeigen, bis er an ein kleines Gemach kam, zu welchem sein Begleiter keinen Schlüssel hatte. Aus diesem Umstande vermuthete er, daß das Schloß daselbst niedergelegt seyn müßte. Auf seinen Befehl veranstalteten jetzt plötzlich die Salamander ein Feuer im Pallast. Alles gerieth in Verwirrung, auch Willfried schickte zum Scheine sein Gefolge zum Retten; er selbst aber ging nach dem verschlossenen Gemach, öffnete es mit einem Nachtschlüssel und nahm den lang gewünschten Schatz, das Sa[illegible] welches er auf einem Sammetkissen liegen fand. Sobald er sich seines Raubes bemächtigt hatte, verlosch das Feuer, welches nichts weiter als ein Gaukelspiel der Salamander gewesen war, und Willfried entfernte sich.

Als die Nacht hereingebrochen war, machte Willfried Gebrauch von seinem Schlosse. Er rief durch Umdrehung des Schlüssels die Gnomen herbei und gebot ihnen Achmets Pallast nebst dessen Bewohnern und ihn nach einer wüsten, aber rejzenden Insel des großen Oceans zu versetzen. Nur mit Widerwillen gingen sie an diese Arbeit, nachdem sie ihn gewarnt hatten, einen Mann nicht zu beleidigen, der ein Günstling des Schicksals sey. Aber er verlachte ihre Warnung, berief sich auf seine Macht über sie, und nun mußten sie wohl Folge leisten. Sobald sie zur Stelle waren, ließ er der Prinzessin und Achmets sämmtliche Dienerschaft, bis auf eine Sklavin, die Zaidens Vertraute war, in einen Wald am Ufer des Ganges hinversetzen.

Zaide erstaunte nicht wenig, als sie bei ihrem Erwachen eine Todtenstille in ihrem Pallaste bemerkte und noch mehr gerieth sie in Verwunderung, als sie ans Fenster trat und sich in eine ihr ganz fremde Gegend versetzt fand. Auf ihr Klingeln erschien die ihr allein noch übrig gelassene Sklavin, und brachte ihr mit weinenden Augen die Nachricht, daß sie beide die einzigen lebendigen Wesen im Pallaste wären. Nun unterlag es bei

ihr keinem Zweifel mehr, daß sie sich in der Gewalt eines boshaften Zauberers befände, der sie ihrem Gemahle geraubet habe. Sie gerieth in eine tiefe Betrübniß, und als Willfried sich ihr vorstellte und sie zu trösten bemühet war, würdigte sie ihn keines Blickes.

In Bagdad verursachte unterdessen das Verschwinden des herrlichen Pallastes, der die größte Zierde der Stadt gewesen war, keinen geringen Schrecken. Der erste, der es entdeckte, war der Sultan. Er blickte, wie gewöhnlich, des Morgens zum Fenster hinaus, um sich über den herrlichen Wohnsitz seiner geliebten Tochter zu freuen, und sah statt dessen eine leere Stelle. Er wollte seinen Augen nicht trauen, und rief sogleich die Pallastbeamten herbei, um sich durch ihren Ausspruch zu überzeugen, daß er recht gesehen habe; aber alle erklärten mit gesenkten Häuptern, daß auch sie, da, wo der Pallast gestanden habe, nur einen leeren Raum erblickten. Der Kalif war über den Verlust seiner Tochter untröstlich und verlangte die Meinung des Großvessirs darüber zu hören. Der Minister, der Achmet längst als den glücklicheren Nachfolger seines Sohnes haßte, besonders da er ihn im Verdacht hatte,

die Ursache von dessen Verschwinden zu seyn, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, den Eidam des Kalifen als einen boshaften Zauberer darzustellen, der durch ein Gaukelspiel sich in den Besitz der schönen Zaide gesetzt habe. Der betrübte Vater war nur zu geneigt, seinem Vessir Glauben zu schenken und wurde höchst aufgebracht gegen Achmet. Sein Zorn erhielt aber noch neue Nahrung, als der Sohn des Großvessirs und der Emir wieder in Bagdad erschienen und berichteten: sie wären vor der Thüre der Brautkammer von unsichtbaren Händen nach entfernten Weltgegenden entführt und jetzt ebenso zurückgebracht worden. Es hatte mit ihrer Zurückkunft aber folgende Bewandniß. Die Gnomen, die, wie oben erzählt, die beiden jungen Männer auf Achmets Befehl hatten entfernen und sie während der Zeit der Entführung bedienen müssen, konnten nun, da das Schloß in Willfrieds Besitz war, die Befehle ihres vorigen Gebieters nicht mehr ausrichten. Da sie aber doch die Unschuldigen nicht wollten umkommen lassen, so brachten sie dieselben nach Bagdad zurück.

Der Kalif befahl nun den Achmet aufzusuchen und vor ihn zu bringen, damit er ihn zur

Zurückbringung seiner Tochter bewegen und dar-nach bestrafen lassen könnte. Der Großvessir unterstand sich zwar unterwürfigst vorzustellen, daß der Entführer mit Hilfe seiner Zauberkünste sich gewiß längst in Sicherheit gesetzt haben würde, doch der Kalif nan te ihn einen Dummkopf und gebot ihm seinen Befehl zu vollziehen. Der Zufall hatte dießmal dafür gesorgt, daß des Herrschers Wort nicht zu Schanden wurde.

Achmet hatte nämlich nicht die leiseste Ahnung von dem ihm wiederfahrenen Unglück und kehrte nach beendigter Jagd nach der Residenz zurück. Er begegnete auf seinem Wege dahin denen, die ausgeschickt waren ihn aufzusuchen, und diese nahmen ihn ohne weiteres gefangen und führten ihn, ohne sich über die Ursache seiner Verhaftung auszulassen, vor den Kalifen. Dieser rief ihm mit donnernder Stimme entgegen: „Böswicht, wo ist Dein Pallast geblieben, und wohin hast Du meine Tochter gebracht?“ Dem überraschten Achmet waren diese Fragen durchaus unverständlich. Als er aber zum Fenster geführt wurde und seinen Pallast nicht mehr erblickte, da brach er in ein lautes Klagen aus und wollte vor Schmerz über seinen Verlust verzweifeln.

Der Kalif hielt seinen Jammer für Verstellung. Er befahl ihm spätestens innerhalb drei Tagen Zaiden wieder herbei zu schaffen, oder des martervollsten Todes gewärtig zu seyn. Vorläufig ließ er den Bedaurungswürdigen in ein festes unterirdisches Gefängniß werfen. Achmet war in Verzweiflung. Der Verlust seiner heißgeliebten Gemahlin ging ihm so nahe, daß er für die Zerstörung seines ganzen übrigen Glücksstandes keinen Sinn mehr hatte und der Tod sein einziger Wunsch war.

Während Achmet im Gefängniß lag und keiner seiner vielen Freunde es wagte eine Fürbitte für ihn einzulegen, unterließ der rache dürstende Großvessir nicht des Kalifen Zorn gegen den Unglücklichen stets anzufachen und ihm jeden Gedanken an Vergebung, oder auch nur Aufschub der Bestrafung auszureden. Im Ganzen gelang ihm solches recht gut, aber einiges Mitleid blieb gleichwohl noch in der Brust des Kalifen zurück, und bewog ihn, die Strafe seines Eidams dahin zu mildern, daß er nur lebendig gespießt werden sollte, da man ihn anfangs hatte wollen in Oel sieden lassen.

Der Morgen des Tages, an welchem diese

martervolle Hinrichtung vollzogen werden sollte, war angebrochen, und überall hörte man ein lautes Wehklagen über das traurige Schicksal des edeln Achmet. Die tausende Dürftiger, die er unterstützt hatte, die arbeitenden Bürger, deren Laster durch seinen Rath vermindert worden waren, die Priester, deren Moscheen von seinen Geschenken bereichert waren; alle diese jammerten um ihren Wohlthäter.

Aber dabei blieb es nicht. Als Achmet zum Tode hinaus geführt wurde, traten einige Mulla's unter das Volk und riefen: „wie Ihr Feigen! wollt Ihr es dulden, daß Euer Wohlthäter, der frömmste und gerechteste Mann der Stadt, einen schmachvollen Tod erleide, da es doch in Eurer Macht steht ihn zu erretten? Wer wird künftig Euer Fürsprecher beim Kalifen, wer Euer Ernährer seyn wollen, wenn ihr Eure Gutthäter so muthlos in ihrem Unglück verlaßt? Auf! eilt ihn zu befreien; verlangt vom Kalifen seine Begnadigung, und verweigert er sie, so entreißt ihn den Wachen. Lasset Ihr diesen Mann sterben, so fürchtet den Zorn des Propheten, der die Undankbarkeit bestraft.“

Kaum hatte das Volk diese Rede angehört,

als es nach dem Serail hinstürmte und mit einhelliger Stimme die Begnadigung Achmets verlangte. Vergebens versuchte der Kalif die ungeheure Menschenmenge durch seine Leibwache zerstreuen zu lassen. Sie wuchs mit jedem Augenblick, der Pallast war eng umzingelt, und wollte er nicht sein Leben in Gefahr setzen, so mußte er Achmets Losgebung aussprechen.

Achmet konnte sich nicht über diese unerwartete Errettung freuen; denn sein Verlust beugte ihn zu tief, und die Aussicht des nahen Todes war ihm beinahe lieb geworden. Er wanderte, als das Volk, das ihn mit Jubelgeschrei empfangen hatte, auseinander gegangen war, zum Thore hinaus, setzte sich unter einen Baum und hing seinem Kummer nach. Zufälliger Weise fiel sein Blick auf den magischen Ring, der ihm zeither ganz aus den Gedanken gekommen war, und ein Strahl der Hoffnung ging in ihm auf. Er drehete ihn um und sogleich stand ein Sylphe vor ihm, der ihm sanfte Vorwürfe darüber machte, daß er ihn nicht früher gerufen habe, um sich von ihm befreien zu lassen. Achmet dankte dem mitleidigen Geist für seine Theilnahme und bat ihn zu sagen, was mit Zaiden vorgegangen sey und wo

sie sich gegenwärtig befinde? Der Geist berichtete, was wir bereits davon wissen und Achmet fragte weiter: ob es möglich sey seine Gemahlin zu befreien? „Mit Gewalt nicht, erwiederte der Sylphe, denn dem Zauberer dienen die Gnomen, wiewohl nur mit Widerwillen, und das magische Schloß, das sie an ihn fesselt, trägt er mit einer goldnen Kette um den Hals gebunden. Auch läßt er sie durch Salamander bewachen. Mit List aber magst Du Dich allerdings wieder in den Besitz Deines Eigenthums setzen. Vor allem gehört dazu eine Wurzel, die Dich den Salamandern unsichtbar macht. Diese Wurzel will ich Dir bringen und dann mag Deine Klugheit das Uebrige thun.

Achmet dachte über die Art und Weise, wie er Zaide befreien wollte, nach, und als er mit sich darüber einig war, und die unsichtbar machende Wurzel empfangen hatte, ließ er sich, in einen alten Schiffer verkleidet, von dem Sylphen nach der Insel bringen, auf der sich seine Gemahlin befand. Als er daselbst angelangt und in die Nähe des Pallastes gekommen war, sahe er Zaiden weinend an einem Fenster stehen. Er nahete sich ihr und bat um einige Speise, indem er

vorgab, an der Küste der Insel gestrandet zu seyn. Zaide holte gleich einige Lebensmittel herbei und gab sie ihm. Als er dankte, sagte sie: „bete für meine Erlösung aus der traurigen Lage in der ich mich befinde.“ „Ja erwiederte er, das will ich und mein Gebet wird erhöret werden.“ „Wer bist Du“! fragte sie. „Daran kann Euch nichts liegen“ antwortete er, „aber ich kenne Euer Schicksal und kann Euch vielleicht helfen, wenn Ihr mir eine Unterredung ohne Zeugen bewilligen und den Rath, den ich Euch gebe, befolgen wollt.“ Sie bat ihn sogleich zu reden, aber er verweigerte dieses, da er die Salamander in der Nähe ahnete. Zaide hatte nichts mehr zu wagen und willigte daher ein, ihn den nächsten Abend durch ihre Sklavin zu sich in ihr Schlafgemach führen zu lassen. Achmet begab sich nun fort und verbarg sich den Tag über in einem Gebüsch.

Daselbst hatte er eine Unterredung mit dem Sylphen, der ihm folgende Unterweisung gab. Willfried war eben auf einer Reise begriffen, um sich an einem Feinde zu rächen, und konnte nicht früher, als am Abende des andern Tages zurück kehren. Willfried liebte den Wein leidenschaftlich und hatte es blos unterlassen sich wie

sonst gewöhnlich täglich des Abends zu berauschen, weil er sich thörichter Weise einbildete, die Liebe der schönen Zaide zu gewinnen und deßhalb beinahe immerwährend in ihrer Gesellschaft war. Nun sollte Zaide, wenn er zurück kehrte, eine größere Freundlichkeit gegen ihn heucheln, und vorgeben auch gern Wein zu trinken. Durch die Hoffnung, ihre Gunst zu gewinnen, erfreut, und durch ihre angebliche Vorliebe für den Wein dreist gemacht, würde er nun seiner Neigung keinen Zwang mehr anthun, und ein wenig Aufmunterung von ihrer Seite würde hinreichen ihn zu einem tüchtigen Rausche zu verleiten. Sobald er dahin gebracht sey, könne man ihn des Schlosses berauben und ihn ohne viele Mühe unschädlich machen.

Als der Abend hereingebrochen war, ging Achmet wiederum zum Pallaste und fand bereits die Sklavin seiner warten, die ihn sogleich stillschweigend zu Zaiden führte. Er hatte die Wurzel, die ihn den Salamandern unsichtbar machte, bei sich. Er wurde unendlich bewegt, als er wieder nach langer Trennung allein seiner holden Gattin gegenüber war, und mehr als einmal fühlte er sich versucht ihr in die Arme zu sinken

und sich ihr in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Nur allein der Gedanke, daß jeder Augenblick jetzt kostbar sey, und zur Befreiung Zaidens benutzt werden müsse, hielt ihn davon zurück. Er theilte ihr das mit, was ihm der Geist gerathen hatte, und gab ihr ein Pulver, dessen sie sich bedienen sollte, damit ihr der Wein nichts schade, wenn sie dem Willfried Bescheid thun müßte. Noch verabredete er mit ihr, daß sie ihm, sobald der Magus hinreichend berauscht seyn würde, durch das Fenster ein Zeichen geben sollte. Darauf entfernte er sich.

Zaide erwartete am Abende des anderen Tages ihren Entführer hinter einem mit Wein besetzten Tische. Als er in das Zimmer trat, that sie, als ob sie die Flaschen vor ihm verbergen wollte. Er bat sie sich keinen Zwang anzuthun und getäuscht durch ihre Verschämtheit, glaubte er ihr Muth einsprechen zu müssen. Er setzte sich daher zu ihr, gestand, daß der Wein auch seine Leidenschaft sey und bat um einen Pokal voll. Zaide hatte die feurigste Sorte, die sich in ihrem Keller befand, aufsetzen lassen. Sie kredenzte dem Zauberer so fleißig und wußte dabei nach und nach in eine solche Freundlichkeit überzuge-

hen, daß der Alte ungemein froh wurde und immer fleißiger dem Becher zusprach. Sobald sie die Wirkung des Weines bei ihm spürte, setzte sie ihm unvermerkt einen größeren Pokal vor und veranlaßte ihn, solchen mehrere Male auf ihre Gesundheit zu leeren.

Endlich war der Wein des alten Schwelgers mächtig geworden, die Augen sanken ihm zu und er fiel auf das Sofa zurück. Nun gab Zaide dem harrenden Achmet ein Zeichen und er eilte zu ihr hinauf. Er bat sie sich zu entfernen, weil das, was er jetzt thun wolle, ihre Gegenwart nicht erlaube. Kaum war er allein mit Willfried, als er ihm das Gewand öffnete und das magische Schloß aus dem Busen zog. Er befestigte es um seinen Hals, durchstieß dann den Zauberer mit seinem Dolch und ließ durch die Gnomen, die ihn frohlockend als ihren Herren begrüßten, den Körper ins Meer werfen.

Jetzt wieder im Besitz seiner früheren Macht, ließ Achmet sogleich durch die Gnomen den Pallast an seine alte Stelle zurücktragen und die von dem Zauberer verbannte Dienerschaft herbeibringen. Er selbst zeigte sich darauf Zaiden in seiner wirklichen Gestalt. Man denke sich ihre

Wonne, als sie in ihrem Befreier ihren geliebten Gemahl erblickte; man denke sich die Freude des Kalifen, als er am nächsten Morgen statt des öden Platzes den Pallast wieder sah. Kaum nahm er sich die Zeit anzukleiden und dann eilte er hinüber, um die schmerzlich entbehrte Tochter zu begrüßen. Er wollte jetzt den Großvessir, der den ihm nun wieder lieb gewordenen Eidam so sehr bei ihm verschwärzt hatte, hinrichten lassen, aber Achmet bat um seine Begnadigung, die der glückliche Vater auch bewilligte. Achmets Glück wurde nun nie wieder getrübt, und als nach langen Jahren der alte Kalif zu seinen Vätern ging, bestieg Achmets ältester Sohn, als ein Nachkommen des Propheten von mütterlicher Seite, den Thron von Bagdad.

VIII.

Kleinigkeiten.

Zwei Lithauische Volkssagen.

1. Ursache warum das Pferd länger frißt als das Rind.

Bekanntlich frißt ein Pferd auf der Weide, auch wenn solche fett ist, beinahe ununterbrochen und gönnet seinen Kinnbacken nur selten eine kurze Ruhe; dagegen das Rindvieh bei hinreichendem Graswuchs nur wenige Stunden zu seiner Sättigung bedarf, und dann mit Gemächlichkeit wiederkauet und die Verdauung abwartet. Die Lithauer erzählen als Ursache davon folgende Sage. Zu der Zeit, als die Thiere noch reden konnten, wandelte unser Herr einst unter der Hülle eines armen Reisenden auf der Erde herum. Er traf auf das stolze muthige Pferd und bat dieses, ihm den Weg nach einem Flusse zu zeigen. Das Pferd wies ihn kek ab und sagte: ich habe keine Zeit

dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen. In der Nähe des Pferdes weidete aber ein Rind, das hörte nicht sobald was der Wanderer begehrte, als es ihm zubrüllte: komm Fremdling, ich will Dir den Weg nach dem Flusse zeigen. Da sagte der Herr zum Pferde: weil du des Fressens wegen Dir nicht die Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, so sollst Du zur Strafe nimmer satt werden; zum Ochsen aber: Du gutmüthiges Thier sollst auf eine leichte Weise deinen Hunger stillen, und dann der Ruhe pflegen können, weil du bereitwillig warest mir zu dienen.

2. Die Erfindung des Bratens.

Ob die Menschen früher gebratenes oder gekochtes Fleisch gegessen haben, dürfte schwerlich mit Gewißheit ausgemittelt werden können; denn wenn gleich die ältesten geschichtlichen Urkunden schon des Bratens erwähnen, so gedenken sie auch eben sowohl des gekochten Fleisches. Die Wahrscheinlichkeit ist für das Kochen, weil vermuthlich die Menschen ihre Speise schon kochten, als sie sich noch ausschließlich von Pflanzenkost nährten. Hören wir was in Lithauen die Sage von der Erfindung des Bratens erzählt. Ein reicher

Mann machte einst eine Reise und verirrte sich. Er mußte die Nacht in einem unwirthbaren Walde zubringen und auch am folgenden Tage irrte er mehrere Stunden ohne Weg und Steig umher. Endlich traf er auf eine Höhle, die von einem Waldbruder bewohnet wurde, der sein Leben in stiller Beschauung zubrachte. Der Einsiedler nahm den von dem langen Wege erschöpften und hungrigen Reisenden freundlich auf, und setzte ihm von seiner Kost vor, aber diese bestand nur aus Wurzeln und Kräutern und wollte dem verwöhnten Gaum des Reichen nicht behagen. Der Waldbruder, der seinen Gast gern gut aufnehmen wollte, dachte darüber nach, wie er demselben wohl eine Speise bereiten möchte, die seinem Geschmacke zusagte. Er hatte in seiner Höhle ein Kaninchen und würde, so lieb ihm das Thierchen auch war, es gern seinem Gaste zu Gefallen geschlachtet haben, leider fehlte ihm aber ein Topf, es zu kochen. Doch sein Verlangen, den Reisenden gut zu bewirthen, machte ihn erfinderisch; er schlachtete das Kaninchen und machte es vermittelst eines aus einem Baumast verfertigten Spießes am Feuer gar. Der hungernde Reiche fand diese Speise so leckerhaft, daß er, sobald er nach Hause

zurück gekehret war, sich das Fleisch auf eine ähnliche Weise bereiten ließ und auch seinen Freunden von diesem neuerfundenen Gericht mittheilte, die es, weil es auf der Tafel eines reichen Mannes stand, sehr schmackhaft fanden und diese bis dahin nicht gekannte Zubereitungsart allenthalben anpriesen, wodurch denn bald der Braten das Hauptgericht auf jeder gut besetzten Tafel wurde.

Historische Züge und Anekdoten.

1. Sonderbare Zeremonie bei der Thronbesteigung eines deutschen Fürsten im Mittelalter.

In dem Herzogthum Kärnthen verbreitete sich das Christenthum früher unter dem Bauernstande als unter den Edeln, daher die von den deutschen Kaisern eingesetzten christlichen Herzoge den Bauern viele Vorzüge und Rechte einräumten, die meistens auch unter den erblichen Fürsten fortdauerten. Unter andern war es ein Vorrecht des Bauernstandes, den neuerwählten Fürsten zu bestätigen, welches bis zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auf folgende sonderbare Weise geschah.

Der neue Landesherr begab sich in Begleitung seiner Edeln und des Volkes in Bauernkleidern,

einen Hirtenstab in der Hand, einen Stier und ein Pferd, beide von schwarzer Farbe, führend nach Kärnburg, wo auf dem Felde ein Marmorblock lag, der den Namen „der Fürstenstein" hatte. Auf diesem Fürstensteine saß denn ein Bauer, der, sobald der Herzog ankam, fragte: Wer ist's, der da so stolz einher schreitet? Das Volk antwortete ihm: Der Herzog ist's. Dann fragte er weiter: Ist er ein gerechter Richter, ein Beförderer des Landeswohls, ein Erhalter unserer Freiheiten, ein Schirmer der christlichen Religion, ein Schützer der Wittwen und Waisen? das Volk erwiederte: Er ist's und wird es stets seyn. Nun mußte der Herzog geloben stets Gerechtigkeit zu üben und den Bauernstand zu achten. Nachdem dieses geschehen war, fragte der Bauer: Wie will man mich von meinem Sitze wegbringen? und ein Adlicher antwortete: Man wird Dich mit sechszig Pfenningen lösen, der Stier und das Pferd sollen Dein seyn, Dir wird des Fürstenkleid geschenkt und Dein Haus soll vom Zinnse frei bleiben. Nun stieg der Bauer vom Steine, gab dem Herzoge eine Maulschelle auf die linke Backe und dieser bestieg jetzt den Stein, auf welchem er die Privilegien des Landes beschwor, und

sich dann, nachdem ihm der fürstliche Mantel umgehangen war, auf einen Thron setzte und die Huldigung annahm. Diese seltsame, aber bedeutungsvolle Zermonie hat bis zum Jahr 1114 gewähret, wo Ernst der Eiserne sich ihr zum letzten Male unterwarf.

2. Strafe eines Heiligen für begangenen Kirchenraub.

Das Kapitel zu St. Petri in Prag führet den Apostel Petrus mit einer Peitsche im Wappen. Als Ursache warum man dem Heiligen außer seinem Schlüssel auch noch eine Peitsche zuertheilt hat, wird folgendes angegeben. Der Herzog Friedrich von Böhmen hatte ein dem Kapitel zugehöriges Dorf eingezogen und es einem seiner Hofbedienten geschenkt. St. Peter nahm aber den an seinem Kapitel begangenen Raub sehr übel, erschien in der nächsten Nacht dem Herzoge, und züchtigte ihn dermaßen mit der Peitsche, daß er die Striemen davon so lange er lebte trug. Natürlich wartete er einen zweiten Besuch des Heiligen nicht ab, sondern erstattete sofort das geraubte Dorf und fügte noch außerdem reiche Geschenke für das Stift bei, um seine Reue über den begangenen Frevel außer Zweifel zu setzen.

2. Bestrafter Vorwitz.

Georg Podiebrad König von Böhmen hatte einen Barbier, der auf die Nachsicht seines großmüthigen Gebieters bauend, sich manche Freiheiten gegen denselben heraus nahm, die ihm vielleicht nur darum übersehen wurden, weil er zu unbedeutend für den Zorn des hochherzigen Fürsten war. Durch diese Nachsicht dreist gemacht, hatte der Barbier, während er dem Könige den Bart abnahm, einst die Frechheit zu fragen: in wessen Gewalt gegenwärtig das Königreich Böhmen wäre? Eine solche Frage, unter den Umständen gethan, war wohl geeignet selbst den Herzhaftesten zittern zu machen. Georg verlor indessen die Fassung nicht, sondern antwortete ganz ruhig und als ob er dem Witze des Baartscherers Beifall gäbe: in der Deinigen. Kaum hatte der Barbier aber sein Geschäft beendigt, als der König ihm eine Maulschelle gab, wovon er zu Boden stürzte und ihn darauf mit Füßen trat, daß er bald darauf starb. Die Strafe war freilich hart, aber für einen so rücksichtslosen Vorwitz wohlverdient.

Gedruckt in der Officin des Verlegers.

Päonien.

Eine

Sammlung

von

Erzählungen, Mährchen, Sagen und Legenden

vom

Verfasser der Gespenstergeschichten.

Zweites Bändchen.

Mainz, 1820.

Bei Florian Kupferberg.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt des zweiten Bändchens.

I. Das beschämte Mißtrauen . . Seite 1
II. Der graue Mann . . . . — 28
III. Legende von der heiligen Ottilia — 111
IV. Der Jesuit (Beschluß) . . — 133
V. Die Todtenbraut . . . . — 194
VI. Kleinigkeiten:
1) Züge aus dem Leben eines Zerstreuten — 248
2) Eine Sage vom Rübezahl . . — 255
3) Das Narrenreich in Polen . — 262
4) Kluge Antwort wegen eines doppelten Eides . . . . . — 265
5) Beispiele von Nationalhaß zwischen den Böhmen und Deutschen . — 268
6) Eine Fürstenlehre . . . — 275
7) Fürstliche Großmuth . . . — 277
8) Die Wunder des heiligen Adalbert — 278
9) Lesefrüchte:
a) Ursache, warum die Frauen mehr schwatzen als die Männer . — 284
b) Warum Gott die Menschen schuf — 286
c) Folgen der Priesterrache auf das Schicksal von Europa . . — 287

Beyer

Das beschämte Mißtrauen.

An dem Hofe des jungen Königes Don Philip von Spanien galt niemand mehr, als dessen ehmaliger Erzieher, Don Ferdinand Alvarez, ein Mann von großem Vermögen und aus dem reinsten Altkastilischen Adel stammend. Mehr der Ehre wegen, als um irgend eines Vortheils willen, hatte er das wichtige Amt angenommen und, nach dem einstimmigen Urtheil des Hofes und des Volks, mit Ruhm verwaltet. Als Don Philip nach dem Ableben seines Vaters den Thron von Spanien bestieg, übertrug er Don Alvarez den Posten des ersten Ministers und schenkte ihm ein unbeschränktes Zutrauen. So wenig dieses, als Folge eines dankbaren Herzens, und da Don Alvarez seinem Posten gewachsen war, auffallen konnte, so wunderte sich doch Jedermann über die häufigen Besuche, die der König, ganz der spanischen Etiquette zuwider, in

dem Hause seines Ministers abstattete. Als man aber entdeckte, daß dieser Zuspruch nicht sowohl dem Don Alvarez, als vielmehr seiner jungen engelschönen Schwester Isabelle galt, da wunderte man sich nicht mehr.

Don Alvarez war nicht der Letzte, der die Neigung des jungen lebhaften Monarchen zu seiner Schwester gewahr wurde. Mit Kummer erfüllte ihn aber die Entdeckung, daß das Herz des unerfahrenen Fräuleins nicht gleichgiltig bei den Huldigungen des liebenswürdigen Fürsten blieb. Den auf die Ehre seines Hauses eifersüchtigen Spanier lüstete es durchaus nicht darnach, seine Schwester zur königlichen Maitresse erheben, oder vielmehr erniedrigt zu sehen, und er dachte darauf, sie Don Philips Nachstellungen zu entziehen. In dieser Absicht beredete er sie, die schöne Jahreszeit auf seinen Gütern zuzubringen, und betrieb ihre Abreise so schnell und heimlich, daß der König ihre Entfernung aus der Hauptstadt nicht eher erfuhr, bis es nicht wohl mehr anging sie zu hintertreiben.

Donna Isabella, die Ursache errathend, warum ihr Bruder es sich so angelegen seyn ließ, ihr den Genuß der Landluft zu verschaffen, konnte

nicht umhin seine Absicht zu billigen. Denn sie durfte nie hoffen die rechtmäßige Gemahlin des Königs zu werden, da dieser schon mit einer auswärtigen Fürstentochter verlobt war; sich ihm aber zur Buhlerin hinzugeben, dazu war sie zu tugendhaft und zu stolz.

An einem drückend heißen Nachmittage wurde bei Donna Isabella ein junger Reisender von Stande gemeldet, der um die Erlaubniß bitten ließ, einige Stunden während der Schwüle des Tages in dem Schlosse ausruhen zu dürfen. Die Dame bewilligte sein Gesuch und ließ ihn zu sich in den kühlen Gartensaal einladen, wo sie sich eben befand.

Der Reisende überraschte sie durch seine angenehme körperliche Bildung und durch sein gewandtes artiges Betragen, welches einen Mann von vornehmem Stande verrieth. Er war nicht weniger erstaunet, in dieser Einsamkeit eine junge Dame von so großer Schönheit und Liebenswürdigkeit anzutreffen, und äusserte sich auf das verbindlichste über dieses ihm widerfahrene Glück. Während der Unterhaltung, die sich nun zwischen beiden entspann, hatten sie gegenseitig Gelegenheit sich Eines von des Andern Vorzügen

zu überzeugen, welches eine schnellere Annäherung unter ihnen begünstigte, als sonst wohl zwischen zwei einander völlig unbekannten Personen gewöhnlich in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft Statt findet. Vor allem wünschte die Dame von seinem Stande und von dem Woher? und Wohin seiner Reise unterrichtet zu seyn. Er gab ihr darüber folgende Auskunft:

„Ich stamme aus der berühmten portugiesischen Familie Pacheko und bin der jüngste Sohn des Don Alfonso Perez. Da meinen älteren Brüdern die großen Stammgüter unseres Hauses einst zufallen, so habe ich auf kein reiches Erbtheil zu rechnen, und suchte daher an dem Hofe von Lissabon mein Glück zu machen. Bei der ausgezeichneten Gunst, mit der mich der König beehrte, wäre mir meine Absicht unfehlbar gelungen, wenn nicht ein unglückliches Duell, worin ich meinen Gegner tödtlich verwundete, mich gegenwärtig gezwungen hätte die Flucht zu ergreifen. Jetzt bin ich gesonnen mich an den Hof von Madrit zu begeben, um dort Schutz gegen die Verfolgungen der Anverwandten meines Gegners zu suchen. Leider habe ich dort weder Bekannt-

schaften noch Empfehlungen, die mir eine gute Aufnahme daselbst sichern könnten.

Donna Isabella nahm einen lebhaften Antheil an dem Fremden, der sich Don Henriquez nannte. Sie erbot sich ihm eine Empfehlung nach Madrid zu geben, die ihm den besten Empfang bei Hofe verschaffen würde. Sie machte die Gunst des Königes für sie geltend, schrieb selbst an den Monarchen, und bat ihn um Schutz für Don Henriquez. Dieser wollte, nachdem die Dame das Empfehlungsschreiben ihm eingehändigt hatte, wissen wem er diese Gefälligkeit zu danken habe. Sie vertröstete ihn aber auf eine künftige nähere Bekanntschaft, und nahm sogar von ihm sein Ehrenwort darauf, daß er sich nicht nach ihrem Namen erkundigen wolle.

Don Henriquez bemerkte den Eindruck sehr wohl, den er auf das Fräulein gemacht hatte, und gerieth darüber in Entzücken. Sie hatte seine Neigung von dem Augenblick ab, da er sich ihr vorstellte, unwiderstehlich gefesselt. Sobald ihm ein Hoffnungsstrahl schimmerte seine Liebe nicht abgewiesen zu sehen, faßte er den Muth, der Dame die Empfindungen, die er für sie fühlte, zu entdecken. Sie nahm seine Liebeserklärung zwar

verschämt auf und ohne sie zu erwiedern; doch schien sie keineswegs erzürnt darüber. Sie umging eine bestimmte Antwort durch den Vorwand, daß sie ihn noch zu wenig kenne. Die Hoffnung aber ließ sie ihm, in Zukunft seine Neigung zu begünstigen, wenn sein Betragen ihr Zutrauen rechtfertigen würde.

Als Don Henriquez in Madrid angelangt war, beeilte er sich eine Audienz bei dem Könige zu erhalten. Er überreichte dem Monarchen das Schreiben der Donna Isabella nicht ohne bange Erwartung des Erfolgs, den es für ihn haben würde. Der König hatte es kaum flüchtig durchgelesen, als er ihn mit einiger Heftigkeit fragte: wer er sey und wie er zu der Bekanntschaft der Dame komme? Der junge Edelmann wurde nicht wenig bestürzt über des Königes ernsten, ja beinahe zürnenden Blick und über die Hast, mit der er die Fragen an ihn that. Doch hielt er für das Beste in allem nur strenge Wahrheit zu berichten. Während seiner Erzählung, in der freilich von seiner Neigung zu Donna Isabella nichts vorkam, heiterte sich das Antlitz des Königes merklich auf, der ihm nun mit der größten Herablassung seinen Schutz zusicherte.

Der gütige Monarch schien eine sehr günstige Meinung von dem Fremden zu fassen. Er gab seinem Minister Alvarez Befehl den Don Henriquez in sein Haus aufzunehmen, als einen lieben Gast zu behandeln und für dessen persönliche Sicherheit zu haften.

Diesem königlichen Befehl leistete Don Alvarez Folge. Aber kaum hatte er den Familiennamen des jungen Portugiesen erfahren, als er in eine Bestürzung gerieth, die zu verbergen er alle Gewandtheit eines Hofmanns aufbieten mußte. Folgendes war die Ursache davon. Don Alvarez hatte sich in seiner Jugend in Lissabon aufgehalten. Dort wurde er mit einem Fräulein aus der Familie des Don Henriquez bekannt und spann mit ihr ein zärtliches Verhältniß an. Das Fräulein begünstigte ihn in der Ueberzeugung, daß er sie als seine Gemahlin heimführen werde; er aber brach aus eigennützigen Rücksichten seine Verbindungen mit ihr ab und ging nach Spanien zurück. Nun fürchtete er, daß die aufgebrachte Familie, die der Staatsverhältnisse wegen von dem Könige von Portugall abgehalten war, öffentlich Genugthuung an ihm zu nehmen, endlich einen langgehägten Racheplan zur Reife ge-

dracht und den Don Henriquez abgeschickt habe, um ihn zur Ausführung zu bringen.

Seine Verlegenheit, in Folge des königlichen Befehls den mit Freundschaftsbezeugungen überhäufen zu müssen, den er für einen Meuchelmörder ansah, war nicht klein. Er nahm alle erdenkliche Maaßregeln, um seine Person zu sichern. Er umgab sich mit seinen treusten Bedienten, ließ den Fremden stets durch Spione beobachten und ging in seinem Mißtrauen so weit, daß er einen stählernen Brustharnisch auf dem bloßen Leibe trug, um gegen einen unvermutheten Dolchstoß gesichert zu seyn.

Unterdessen war Donna Isabella, getrieben von ihrer Liebe und ohne die Erlaubniß ihres Bruders dazu abzuwarten, nach Madrid zurückgekehrt. Der Minister stellte seinen Gast der Schwester vor und erhielt Veranlassung sich über die Verwirrung zu verwundern, die Don Henriquez ergriff, als er in der Schwester seines Gastfreundes die junge Dame erblickte, die seit er sie zuerst gesehen, den Inbegriff seiner Wünsche ausmachte. Auch Donna Isabella gerieth in Erstaunen den geliebten Fremdling in dem Hause ihres Bruders zu wissen.

Sie faßte sich aber schnell und gab ihm einen Wink über ihre Bekanntschaft zu schweigen.

Sobald Don Alvarez mit seiner Schwester allein war, unterhielt er sie mit seinen Besorgnissen, die durch einen namenlosen Brief, den er aus Lissabon erhalten hatte, und der den Don Henriquez als einen boshaften, rachsüchtigen Menschen schilderte, noch vermehret worden waren. Donna Isabella stellte ihrem Bruder das grundlose seiner Furcht vor, da der Fremde, wenn es in seinem Plan läge ihn zu ermorden, sicher nicht die Gastfreundschaft von ihm angenommen haben würde. Auch berief sie sich auf des Gastes Stand und Benehmen, wodurch jeder Argwohn, daß er fähig sey einen Meuchelmord zu begehen, lächerlich erschiene. Der Minister wurde durch diese Gründe zwar schwankend in seiner Meinung gemacht, doch keinesweges ganz von seinem Mißtrauen geheilt.

Die beiden Liebenden suchten nun Gelegenheit einander ins Geheim zu sprechen. Lange wollte dieses nicht gelingen, da des Ministers nie schlummernde Argwohn ihnen jeden Weg dazu versperrte. Isabellens Kammerfrau vermittelte endlich eine Zusammenkunft in den Zimmern ihrer Dame,

während der Minister bei Hofe war. Jetzt erklärten die Liebenden sich gegen einander, und da der Drang des Augenblicks über die weibliche Verschämtheit siegte, so gelobte das Fräulein dem Geliebten eine ewige Treue.

Don Henriquez war vor Entzücken außer sich, als er die Gewißheit der Erwiederung seiner Liebe von dem Fräulein zugesichert erhalten hatte. Seine Freude darüber war so ausschweifend, daß sie selbst dem Don Alvarez auffiel. Dieser würde leicht die Ursache davon errathen haben, wenn nicht der Gedanke, sein Gast stehe ihm nach dem Leben, bei ihm zur fixen Idee geworden wäre, worauf er alles bezogen hätte. Auf diese Weise entgingen die Liebenden einer Entdeckung ihres Verständnisses. Aber ihrer Liebe drohte von einer andern Seite Gefahr.

Der König hatte sich nämlich gegen Don Henriquez von dem ersten Augenblick seines Erscheinens bei Hofe ab, auffgezeichnet gnädig bewiesen. Er hatte ihm nicht nur den freien Zutritt zu seiner Person erlaubt, sondern ihm sogar das öftere Erscheinen beim Lever und bei der Jagd zur Pflicht gemacht. Ihm wurde selbst das vielbeneidete Glück zu Theil, dem Monarchen bf=

ters allein Gesellschaft zu leisten. Als einstmals bei einer solchen Gelegenheit gerade die Pflichten der Freundschaft der Gegenstand ihrer Unterhaltung ausmachten, sagte der König zu seinem neuen Günstlinge: „Don Henriquez, ich habe mich entschlossen Eure Freundschaft zugleich mit Eurer Klugheit auf die Probe zu stellen. Ich hoffe es wird Euch nicht unangenehm seyn die Gelegenheit zu erhalten, mir einen Beweis zu geben, daß ihr meines Wohlwollens und meines Schutzes würdig seyd."

Don Henriquez bat den König über ihn zu bestimmen; er würde selbst sein Leben mit Freuden hingeben, um den huldvollen Monarchen zu überzeugen, er habe mit seinem Zutrauen keinen Unwürdigen beglückt.

„Eine so harte Probe verlange ich nicht," antwortete der König. „Es bedarf von Eurer Seite nur Verschwiegenheit, ein wenig Gewandtheit und, soll ich meinen Wunsch erreichen, auch etwas Glück. Wisset ich liebe. Meine Verhältnisse verbindern mich aber mich dem Gegenstande meiner Neigung zu nähern, und deshalb habe auf Euch gerechnet: Ihr sollt der Vermittler meiner Liebe werden."

Don Henriquez fühlte sich durch dieses königliche Vertrauen hochgeehrt und bat den König, ihm den Gegenstand seiner Neigung zu nennen. Aber wie wurde ihm zu Muth, als der Monarch den Namen der Donna Isabella aussprach! Wäre die Laube in der sie saßen, nicht so dunkel gewesen, so hätte der König das Erblassen seines Vertrauten bemerken und dessen Leidenschaft für die Dame seines Herzens entdecken müssen. Jetzt verbarg die abendliche Dämmerung die Gemüthsbewegung, worin der Günstling über das Vertrauen seines hohen Nebenbuhlers gerieth.

Der König verlangte Don Henriquez sollte Donna Isabella, mit der er in einem Palaste wohnte, dahin zu vermögen suchen, daß sie ihm eine geheime Unterredung gestatte. Der Vertraute gerieth über diesen Antrag in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Was sollte er thun? Konnte er einem so mächtigen Monarchen, an den ihn noch überdem die Pflicht der Dankbarkeit fesselte, seine Bitte abschlagen? Dieses wäre Unsinn gewesen. Er hätte sich dadurch nicht nur des hohen Schutzes verlustig gemacht, sondern selbst sein Leben in Gefahr gesetzt, ohne daß es ihm etwas gefruchtet hätte. Sollte er den Auf-

trag ausrichten? Nimmermehr! Wer kann von einem Liebenden erwarten, er solle selbst die Vernichtung seiner Hoffnungen befördern helfen? Und war die schöne Isabelle wirklich tugendhaft, so mußte nach einem solchen Antrage von seiner Seite ihre Liebe zu ihm sich ja in Haß verwandeln. Endlich faßte er sich so weit, um den König versichern zu können, er werde seinen Auftrag ausrichten. Sich selbst beruhigte er mit der Hoffnung, die Klugheit der Dame werde ein Mittel ersinnen, die königliche Zudringlichkeit mit guter Art zurückzuweisen.

Während Don Henriquez bei dem Könige von allen Qualen der Eifersucht gefoltert wurde, leistete ihm sein Diener zu Hause ebenfalls einen übeln Dienst. Dieser hatte nämlich mit Donna Isabellens Kammermädchen einen Liebeshandel angesponnen und ihr, als er von ihr um die Veranlassung des Duells seines Herrens befragt worden war, entdeckt, sein Gebieter habe sich wegen eines Fräuleins duellirt, in die er sterblich verliebt gewesen sey. Die Zofe hinterbrachte was sie erfahren hatte ihrer Gebieterin, welche durch diese Nachricht höchst aufgebracht wurde. Sie sahe in Don Henriquez nur einen Falschen,

der ihr Liebe geheuchlet habe, während sein Herz für eine Andere schlug. Sie beschloß, was es ihr auch kosten sollte, ihre Neigung zu unterdrükken und ihm mit der Verachtung zu begegnen, die er ihrer Meinung nach verdiente.

Ihrem Entschlusse getreu, vermied sie es mit Don Henriquez zusammen zu treffen. Er bemühete sich daher vergeblich sie zu sprechen, und hatte also keine Gelegenheit ihr von der Absicht des Königes Nachricht zu geben. Der König aber ward täglich dringender und ließ endlich sogar Zweifel an dem guten Willen seines Vertrauten merken. Ihm blieb nichts übrig als um jeden Preis sich eine Unterredung mit Donna Isabella zu verschaffen zu suchen.

Zu diesem Ende stand er öfters in der Galerie des Palasts auf der Lauer. Don Alvarez, der dieses bemerkte, und dessen kaum etwas eingeschlummerter Argwohn, des Fremden Anwesenheit gelte seinem Leben, mit erneuerter Stärke erwachte, wollte endlich von dieser Furcht, die ihm sein Leben verbitterte, befreiet seyn. Er ging deshalb zum Könige, entdeckte ihm seine Besorgnisse, und bat ihn den gefährlichen Gast vom Hofe und aus der Stadt zu entfernen. Der König, der

die Ursachen von Don Henriquez Spähungen nur zu gut wüßte, lachte über die Angst seines Ministers, und gab ihm die Versicherung, daß seine Furcht ohne allen Grund sey, da er aus einem eigenhändigen Briefe des Königes von Portugal die Ursache von der Anwesenheit seines Schützlings kenne.

Endlich gelang es dem Don Henriquez seine Dame zu treffen und ihr Rede abzugewinnen. Aber wie erstaunte er, als sie gegen des Königes Wunsch, sie heimlich zu sprechen, nichts einzuwenden hatte, sondern ihn beschied, sie würde des nächsten Abends an einem Fenster, welches nach einer abgelegenen Straße hinausging, anzutreffen seyn. Er wollte sprechen, wollte ihr Vorwürfe machen über ihre Wankelmüthigkeit, aber ihr stolzer Blick gebot ihm Schweigen. Noch ehe er sich von seiner Ueberraschung wegen ihrer ihm so ganz unerwarteten Sinnesänderung erholen konnte, hatte sie ihn bereits verlassen.

Der unglückliche Liebhaber war in Verzweiflung. Er wollte sich und die Ungetreue morden; er wollte den Hof, er wollte die Menschen alle fliehen; er wollte tausenderlei, und trieb es ein Paar Stunden lang wie alle Verliebte, wenn

sie sich von dem Abgott ihres Herzens hintergangen glauben. Doch that er nichts von allem dem, sondern faßte den Entschluß, die Unbeständige, die so leichtsinnig seine treue Liebe für die kurze Gunst eines königlichen Liebhabers aufgeben konnte, zu vergessen. Dieses Vorsatzes voll, der wohl leichter gefaßt als ausgeführt war, ging er zum Könige und benachrichtigte denselben von der ihm zugestandenen Zusammenkunft. Der König umarmte ihn für diese erfreuliche Bothschaft, rühmte seine Geschicklichkeit im Unterhandeln und versprach ihm den ihm geleisteten Dienst reichlich zu lohnen. Diese Danksagung war dem Gekränkten ein Dolchstoß. Er schützte Unpäßlichkeit vor, um sich entfernen zu können, da es ihm unmöglich wurde länger seine Gefühle zu verbergen. Zuvor befahl ihm der König noch ihn des Abends zu dem Rendezvous zu begleiten.

Als es dunkel geworden war, begab sich der König in Don Henriquez Begleitung nach dem bezeichneten Ort, um Donna Isabella zu sprechen. Er hatte sich in den Mantel gehüllt, um unerkannt zu bleiben und deshalb auch keine weitere Begleitung mitgenommen. Der Vertraute mußte auf Befehl des Königes an der Straßenecke

warten. Er selbst näherte sich dem Fenster, wo er Donna Isabella antraf.

Wer je geliebt hat, der wird sich die Empfindungen des Don Henriquez denken können, als er jetzt den Wächter machen mußte, damit sein hoher Nebenbuhler ungestört ihm die Geliebte abwendig machen könnte. Haß und Liebe, Zorn und Schmerz kämpften einen furchtbaren Kampf in seiner Brust. Gleichwohl sah er sich gezwungen das, was in ihm vorging, zu verbergen, wenn er nicht unglücklich seyn und überdem den Verdacht einer schwarzen Undankbarkeit auf sich laden wollte. Denn war es nicht ein mächtiger Monarche, der sein Nebenbuhler war? und hatte ihn dieser nicht so huldvoll aufgenommen, ihm seinen Schutz gewährt und mit Gnadenbezeugungen überschüttet? So von widersprechenden Gefühlen bestürmt, hatte er nicht wahrgenommen, daß Jemand von einem Fackelträger bezleitet sich näherte. Schon war es zu spät, dem Könige das für diesen Fall verabredete Zeichen zu geben. Wollte er dessen Anwesenheit nicht verrathen lassen, so blieb ihm nichts übrig, als dem Kommenden in den Weg zu treten und einen lauten Zank mit ihm anzufangen, damit der König, durch den

Streit aufmerksam gemacht, Gelegenheit erhielt, sich unbemerkt zu entfernen.

Er zog seinen Degen und gebot dem sich Nahenden sogleich umzukehren. Dieser Befehl wurde von Don Alvarez — denn der war es selbst — mit einem Hohngelächter beantwortet. Er rieth darauf dem Kühnen, ihm sogleich Platz zu machen, wenn er sich nicht verhaftet sehen wolle. Don Henriquez, der wohl einsah, daß der Minister seine Drohung im nächsten Augenblicke wahr machen konnte, da er sich in der Nähe seines Palasts befand, suchte dessen Ehrgefühl zu reizen, und warf ihm mit verstellter Stimme Feigheit vor, da er statt sich selbst zu vertheidigen, sich auf die Hülfe seiner Diener verlassen wollte. Dadurch erreichte er denn den Zweck, daß Don Alvarez den Degen zog und ein Gefecht mit ihm anfing.

Der König aufmerksam durch diesen Streit gemacht, und Gefahr für seinen Liebling fürchtend, eilte herbei, gab sich zu erkennen und gebot den Fechtenden einzuhalten. Er fragte mit anscheinendem Zorne: wer es sey, der die Kühnheit habe seinen Begleiter auf einem Abendspaziergange anzugreifen? Don Alvarez warf

sich zu des Königs Füßen und bat um Verzeihung, daß er, des Monarchens Nähe nicht vermuthend, sich mit dessen Begleiter, der von ihm auch nicht erkannt worden sey, in einen Streit eingelassen habe. Der König nahm gnädig seine Entschuldigung an und entfernte sich mit seinem Vertrauten.

Dem Minister kam der nächtliche Spaziergang des Königes in einer engen abgelegenen Straße denn doch ein wenig sonderbar vor, und er fing den Grund davon zu ahnen an. Um sich Gewißheit von dem was er fürchtete zu verschaffen, begab er sich sogleich in das Schlafzimmer seiner Schwester. Diese aber, die so etwas vermuthet haben mochte, hatte sich schnell zu Bette begeben und stellte sich tief schlafend an. Seine Muthmaßungen blieben daher ungewiß.

Alle in dieser Geschichte handelnden Personen brachten die Nacht schlaflos unter den unangenehmsten Empfindungen zu; der König, weil er die gehoffte Bereitwilligkeit, seine Liebe zu begünstigen, bei Donna Isabella nicht gefunden hatte; diese, weil der Kummer über Don Henriquez vermeinte Falschheit sie quälte; Don Alvarez aus Mißtrauen und Aerger über seinen verhaßten Gast; der dagegen aus Liebes-

gram. Letzterem machte die Frage: wie er seine Leidenschaft gegen die so offenbar falsche Geliebte am geschwindesten unterdrücken und ihr die verdiente Verachtung am deutlichsten zeigen könne? viel Kopfbrechens.

Als endlich der Morgen anbrach war er über die zu nehmenden Maßregeln mit sich einig. Er wartete nun mit Ungeduld auf die Stunde, in der er bei Hofe erscheinen konnte, um seinen Vorsatz auszuführen.

Sobald er bei dem Könige erschien, bat er denselben um Erlaubniß und Schutzbriefe zu einer Reise nach Italien. Der König, der alles gethan zu haben glaubte, um dem Don Henriquez den Aufenthalt an seinem Hofe angenehm zu machen, und der sich an seine Gesellschaft zu sehr gewöhnt hatte, um sie so gleichgültig entbehren zu können, wollte die Ursache dieses so schnell gefaßten Entschlusses wissen. Don Henriquez entdeckte sie ihm. Er verschwieg dem Monarchen nicht den Anfang seiner Liebe zu Donna Isabella, seine gehabten Hoffnungen und deren Vereitelung durch des Königes Dazwischenkunft. Er bekannte ferner, daß es ihm unerträglich wäre, in dem Hause eines Man-

nes, dessen unverdientes Mißtrauen ihn beleidige, in der Nähe einer Dame, die er so heiß geliebt habe und deren Wankelmuth ihn so tief kränke, zu bleiben. Er versicherte endlich, daß er auch in der Ferne dessen, was sein hoher Beschützer für ihn gethan habe, stets dankbar eingedenk seyn werde.

Der König blieb nicht ungerührt bei dem Liebesgrame seines Günstlinges. Er gab seinem Entschlusse nach Italien zu gehen Beifall, lud ihn aber ein, noch einige Tage in Madrid zu verweilen, um Zeuge der Bestrafung der Donna Isabella zu seyn, die er nunmehr ihres bewiesenen Wankelmuths wegen zu hassen vorgab. Die Bestrafung aber sollte darin bestehen, daß er ihr einen Gemahl geben wollte, der ihr höchst zuwider wäre.

So sehr Don Henriquez auch auf Donna Isabella erzürnt war, so dünkte ihm eine solche Rache zu hart, und er flehete um Schonung für sie. Aber der König erwiderte: sie hat nicht nur Euch, sondern auch mich beleidigt, darum ist Euer Verwenden vergebens: sie wird innerhalb drei Tagen vermählt.

Don Henriquez wollte sich wenigstens so

bald als möglich von einem seiner Ruhe so nachtheilig gewordenen Orte entfernen. Auch hatte er kein Verlangen, Zeuge des Unglücks seiner ungetreuen Geliebten zu seyn. Da er aber dennoch auf ausdrücklichen Befehl des Königes die Vermählung der Dame beiwohnen sollte, so traf er Anstalten, um unmittelbar darnach abreisen zu können. Zu dem Ende ließ er bei Donna Isabella um die Erlaubniß bitten ihr aufwarten zu dürfen, und als sie seinen Besuch annahm, kündigte er ihr an, daß er gekommen sey von ihr Abschied zu nehmen.

Ihr Erblassen bei dieser Nachricht überzeugte ihn, daß er noch geliebt sey und ließ ihn beinahe seinen Entschluß gereuen. Sie dagegen suchte sich zu fassen und verbarg ihren Schmerz unter der spöttischen Frage: ob er vielleicht zu seiner verlassenen Geliebten nach Portugall zurückkehre? „Sie irren," erwiederte er, „wenn Sie glauben, ich besitze dort noch eine Geliebte. Zwar ich läugne es nicht, dort eine Dame geliebt zu haben; doch ihre mir bekannt gewordene Untreue veranlaßte das Duell, dessen Folgen mich zu fliehen zwangen. Bei solchen Verhältnissen ist die Fortdauer einer Liebe nicht wohl denkbar. Ich

reise überdem nicht nach Portugall zurück, sondern nach Italien.“

Donna Isabella behauptete nach diesem Geständniß ihres Geliebten nicht länger den Ton der verachtenden Kälte. Sie sah ein, wie sehr sie ihm durch ihren Verdacht unrecht gethan habe, und gestand ihm, daß sie nur, weil sie sich von ihm hintergangen glaubte, in eine Zusammenkunft mit dem Könige gewilligt habe, der sich übrigens nicht der mindesten Aufmunterung von ihr rühmen könne. „Nun so bin ich der unglückseligste der Menschen!“ rief jetzt Don Henriquez aus, „denn der König, dem ich meine Liebe entdeckte, der aber wahrscheinlich durch Ihre Kälte gegen ihn beleidigt wurde, ist entschlossen Sie binnen drei Tagen mit einem Manne, dessen Namen mir noch unbekannt ist, zu vermählen.“

Das Fräulein bereuete nun bitter den voreiligen Schritt, den sie, von Eifersucht und Mißtrauen verleitet, gethan hatte. Mit gerungenen Händen und fließenden Thränen bat sie den Geliebten, ein Mittel zu ersinnen, wodurch der grausame Beschluß des Königes hintertrieben werden könne. Es bedurfte dieser Bitte nicht; denn ihre Rettung war ja auch sein Glück. Aber was konnte

er gegen den festen Willen des Königes? Noch waren sie im Klagen über ihr Unglück begriffen, als Don Alvarez ins Zimmer trat und seiner Schwester bekannt machte, daß es der Graf von Almavia, der Gesandte am französischen Hofe sey, mit welchem sie der König morgen vermählen wolle. Dieser werde morgen mit Kourierpferden aus Paris eintreffen. Der Minister befahl nun seiner Schwester, sich auf die morgende Vermählung anzuschicken; dem Don Henriquez aber ließ er nicht undeutlich merken, daß er dessen Gegenwart in den Zimmern seiner Schwester für überflüßig halte.

Don Alvarez wurde von seiner betrübten Schwester vergeblich um Hintertreibung der ihr verhaßten Heirath gebeten. Des Königes Gunst galt ihm mehr wie ihr Glück und jeden Versuch, dem Willen seines Herren entgegen zu handeln, hielt er für eine frevelhafte Thorheit. „Deine Tugend zu schützen — sagte er — habe ich, auf die Gefahr mir die Allerhöchste Ungnade zuzuziehen, dich einst vom Hofe entfernt, und indem ich auf diese Weise Alles für Dich wagte, Dir einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gegeben. Mich Deinem Eigensinne aufzuopfern, würde Unsinn

seyn. Hoffe daher nicht, daß ich auf Deine Bitte Rücksicht nehmen werde. — Was blieb ihr nach dieser Erklärung noch übrig? — Sie entschloß sich noch vor dem Altare Nein! zu rufen, und, sollte auch dieses nichts helfen, dann zu sterben.

Während Donna Isabella in der höchsten Angst wegen der ihr bevorstehenden Vermählung mit einem ihr gänzlich Unbekannten war, bemühte sich Don Henriquez vergeblich den König zu sprechen und ihn um die Zurücknahme seines Entschlusses zu bitten. Stets war der Monarch mit Staats-Angelegenheiten beschäftiget und für jeden andern als den Minister unzugänglich. Als er endlich sein Gesuch schriftlich einreichen wollte, da hieß es, der König sey eben in Begleitung eines Kammerherren auf die Jagd gefahren.

Der unglückliche Tag, an welchem die Hoffnung der Liebenden für immer zerstört werden sollte, war angebrochen. In Don Alvarez Palaste wurden die prächtigsten Anstalten zur Vermählungsfeier gemacht. Der König ließ den Don Henriquez nach Hofe rufen und kündigte ihm an, daß er ein Zeuge der Vermählung Isa-

bellens seyn sollte. Der kummervolle Liebhaber warf sich dem Monarchen zu Füßen, eröffnete ihm wie nur ein Mißverstand ihn mit seiner Geliebten entzweiet habe, und flehte um Zurücknahme seines Entschlusses. Der König entschuldigte sich mit seinem einmal gegebenen königlichen Worte, welches er unter keinen Umständen brechen könnte, und rieth dem unglücklichen Liebhaber sich in sein Schicksal zu finden. Nun bat der Trostlose, ihn wenigstens von der Anwesenheit bei der Vermählung zu entbinden. Doch auch dazu verstand sich der König nicht, sondern äußerte: ein Mann von Charakter müsse nie dem Anblick einer für ihn unangenehmen Begebenheit ausweichen, weil dieses gerade eine Gelegenheit sey, seinen Muth und seine Festigkeit zu beweisen.

Der König fuhr in Begleitung des Don Henriquez nach dem Palaste des Don Alvarez, wo eine Gesellschaft der Ersten des Hofes versammelt war. In einer nahen Kapelle harrte ein Priester und alles war zur Trauung bereitet. Auf einen Wink des Königes erschien nun auch Donna Isabella. Sie war mehr todt wie lebendig und warf nur einen matten Blick auf die Gesellschaft, um den verhaßten Bräutigam zu erspähen.

Der König näherte sich ihr und sagte: „Donna Isabella, Ihr ungegründetes Mistrauen gegen Ihren Liebhaber verdiente eine Strafe. Ich konnte sie derselben nicht überheben, da Sie auch mich in Ihre Eifersucht verwickelten. Sie mein Herr" — sich zu Don Henriquez wendend — „waren gleichfalls strafschuldig, da Sie so wenig Zutrauen in mein Wohlwollen setzten, daß Sie glauben konnten, ich würde zürnen, wenn Sie mir Ihre Liebe offen gestanden. Ich halte Sie beide nun für bestraft genug, durch die Angst der verflossenen Tage, und möchte sie jetzt beide wieder fröhlich sehen. Empfangen Sie, Don Henriquez, aus meiner Hand den Lehrbrief über die Grafschaft Almavia, die durch den Tod ihres Besitzers so eben erledigt worden ist, und führen Sie Ihre schöne Geliebte zum Altare. —

II.

Der graue Mann.

1.

Es war nicht geheuer in dem Hause des Ministers Grafen Blumenberg. Man hörte seit einiger Zeit ein Gehen und Auftreten in Gemächern, die fest verschlossen waren, wo also kein Mensch hinkommen konnte; man vernahm Stimmen, die bald aus dem Fußboden, bald aus den Wänden hergekommen schienen, und endlich ließ sich sogar eine graue Gestalt blicken, die dem Bilde von dem Großvater des Ministers zum Sprechen glich. Die Dienerschaft des Grafen Blumenberg bestand aus treuen, dem Verhältniß ihres Standes sehr gebildeten und aufgeklärten Leuten, denn ihr Herr setzte eine Ehre darin, nur von vernünftigen Personen umgeben zu seyn, weshalb er so aufmerksam in der Wahl seiner Bedienten, als unermüdet in dem Bestreben war, ihnen die Gelegenheit zu erleichtern, ihren Verstand auszubilden.

Absichtlicher Betrug war daher so wenig, wie ein gemeiner Aberglaube denkbar. Auch bestritt jeder einzelne die deßfalls sich gemachten Erfahrungen des Andern, bis sich am Ende Alle durch ihre eigenen Sinnen von der Wirklichkeit eines im Hause umgehenden unheimlichen Wesens überzeugt hatten.

Graf Blumenberg war ein abgesagter Feind aller in den untern Volksklassen herrschenden Vorurtheile, und besonders des Gespensterglaubens; allen seinen Bedienten wurde gleich bei ihrem Antritt des Dienstes bei Strafe der Verabschiedung untersagt, dergleichen Geschichten aufzubringen oder nachzuerzählen, und wirklich wurde ein Jäger, der dieses Verbot einst übertrat, sogleich abgelohnet. Natürlich scheute sich alles ihm etwas von den gespenstischen Erscheinungen zu entdecken. Aber auf die allgemeine Ueberzeugung fußend beobachteten die Diener nicht ein gleiches Stillschweigen gegen fremde Personen, und auf diesem Wege wurden die Spuckereien in des Ministers Hause bald bekannt und zum Stadt- und Hofgespräch. Nun konnte es nicht fehlen, daß er nicht selbst über das Wahre oder Falsche dieses Gerüchts befragt worden wäre, und zu seiner nicht

geringen Verwunderung erfuhr er, daß er, der heftigste Gegner alles Aberglaubens, in seinem Hause einen Schauplatz von Geistererscheinungen habe, ohne es einmal selbst zu wissen.

Höchst aufgebracht sein Haus durch ein müßiges Stadtgeschwätz berüchtigt, und seine Befehle übertreten zu sehen, wollte der Minister die Urheber des ihm so verhaßten Gerüchtes, wie er gedroht, mit der Verabschiedung bestrafen, und fing deßhalb eine strenge Untersuchung an. Aber da hätte er von dem Hauchofmeister an, bis auf den Ofenheizer ab alle seine Leute abschaffen müssen; denn es war auch nicht einer darunter, der es nicht mit einem körperlichen Eide hätte erhärten wollen, daß er unheimliche Dinge gehört und gesehen habe. Der Minister schlo[illegible] unwillig das Verhör mit den Worten: „Es ist vergebene Mühe die Narrheit bekämpfen zu wollen; sie ist einmal dem Menschen angeboren: wer sie von ihm trennen wollte, müßte sein Wesen zerstören.“

Graf Blumenberg pflegte, wenn er allein zu Hause war, unausgesetzt täglich ein Mittagsschläfchen auf dem Sopha seines Schlafzimmers zu machen. Diese Gewohnheit war ihm so lieb geworden, daß er sich durch kein Geschäft davon

abhalten ließ, und der Kammerdiener hatte den gemessenen Befehl, ihn in keinem Fall, eine fürstliche Botschaft ausgenommen, zu wecken. Um desto gewisser ungestört zu bleiben, verschloß er selbst das zu seinem Arbeitszimmer führende Vorgemach, schob einen inneren Riegel davor und ging durch das Arbeitszimmer in das nebenanstoßende Schlafgemach, welches keinen andern Ausgang hatte. Er war also durch drei Thüren vor jeder möglichen Störung gesichert. Einst, da er wie gewöhnlich seine Mittagsruhe hielt, fühlte er sich am Arme leise berührt, und als er aufblickte, sah er einen Mann in unscheinbarer grauer Kleidung vor sich stehen. Erschrecken staunete er den Fremden an und rief: Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie kamen Sie hier hinein?

Der Fremde sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an und sagte darauf mit gemessener, beinahe klangloser Stimme: „Gemach! drei Fragen auf einmal sind zu viel; ich werde nur eine davon beantworten.“

Diese Sprache in meinem Zimmer ist höchst sonderbar! Ich will wissen wer sie sind?

„Darauf muß ich für jetzt die Antwort schuldig bleiben.“

Wissen Sie, daß ich Sie dazu zwingen werde.

„Ich weiß gerade das Gegentheil davon.“

Wie kamen Sie hier hinein?

„Nicht auf dem gewöhnlichen Wege, denn die Thür ist, wie Du siehest, noch verschlossen.“

Der Minister sahe daß die Thüre verschlossen war und rief verwundert aus: Bei Gott, ich weiß nicht, was ich davon denken soll!

Der Fremde antwortete: „Denke davon was Du willst, nur höre mir jetzt aufmerksam zu. Du hast eine Schlange in Deinem Busen genährt. Dein gewesener Secretair, durch Deine Empfehlung so eben Kabinetsrath geworden, hat, von einer mächtigen gegen Dich verbundenen Parthei dazu bestochen, es unternommen Dich zu stürzen. Seine Maßregeln sind so gut getroffen, daß ihm seine Absicht nicht fehlschlagen kann, wenn ich Dir nicht helfe.“

Wie ist dies möglich, rief Graf Blumenberg aus, ich bin mir keiner sträflichen Handlung bewußt, und Espenbach ist mein Herzensfreund, ist ein rechtschaffener Mann.

Die Möglichkeit und auch die Wirklichkeit will ich beweisen. Du hast die adlichen Landstände nicht geschont, hast sie bei den Steuern mit

ausgezogen und manche ihrer Privilegien angegriffen. Das Volk segnet Dich dafür, aber der Adel hasset Dich deshalb; er hat, da er noch mehr durch Dich zu verlieren fürchtet, Deinen Untergang beschlossen und Espenbach zum Werkzeuge gewählt, um Dich zu stürzen. Espenbach war so lange rechtschaffen, als ihm die Versuchung fern blieb; sie nahete und er wurde ein Bösewicht. Man wußte seinen Ehrgeiz zu reizen. Er ist Kabinetsrath und soll nach Deinem Falle Minister werden; diese Aussicht bewog ihn gegen Dich eine Bäuberei auszuüben, so schändlich als eine erdacht werden kann. Doch ich muß den Beweis darüber führen, um Glauben bei Dir zu finden; höre also:

„Der ooosche Hof macht Ansprüche auf eine Länderei an der Grenze, deren Ungültigkeit nur eine alte Urkunde darzuthun vermag. Diese Urkunde sollst Du an den ooosschen Hof ausgeliefert haben und der dortige Gesandte, auch zu der Parthei des gegen Dich verschworenen Adels gehörig, rühmt sich, daß er jenes wichtige Document aufgefangen hat.“

Eine Verläumdung, die ich leicht widerlegen

kaum, sagte der Minister, denn die Urkunde ist in meinem Beschlusse. —

„War, magst Du sagen, denn sie ist Dir längst entwendet.“

Der Minister wollte dem Fremden das Gegentheil beweisen; er eilte in sein Arbeitszimmer, schloß einen eisernen Schrank auf und fand statt der daselbst niedergelegten Urkunde ein anderes Papier, aber ganz in der Form derselben, welches eine Quittung über die Aushändigung von einem Agnaten des [illegible]schen Hofes ausgefertigt, enthielt. Erschrocken kam er zurück, da hielt ihm der Graureck die Urkunde entgegen und rieth ihm, sie an den Platz zu legen, den sie früher eingenommen hatte.

Wer bist Du unbekannter Freund? gieb Dich mir zu erkennen, damit ich Dein Verdienst um mich lohnen kann, so fragte der Minister.

„W[illegible] ich bin, magst Du ahnen,“ sagte der Graureck und warf einen flüchtigen Blick auf ein Bild, welches den Großvater des Grafen vorstellte. Diesem kam ein Grauen an als er bemerkte, daß der räthselhafte Unbekannte dem Bilde in jedem Zuge ähne. Ehe er darüber laut werden konnte fuhr der Fremde fort: „Noch eins.

In Deinem Schreibpulkt befindet sich eine geheime Schublade, um zu eröffnen, wenn man die bronzene Figur, die als Verzierung angebracht ist, umdrehet. In dieser Schublade liegt eine in Chiffern geschriebener höchst verrätherischer Briefwechsel, den Dir Dein vermeintlicher Freund hineingelegt hat, damit es ja nicht an Beweisen Deiner Schuld fehle. Eile und vernichte diese Chifferschrift sogleich, denn vielleicht ehe eine Stunde vergeht, wird man Deine Papiere untersuchen. Der Minister ging zum Schreibpult und fand es, wie es der Fremde gesagt hatte. Als er in das Schlafzimmer zurücktrat, um dem Räthselhaften zu danken, war dieser verschwunden, ohne eine Spur seines Daseyn zurückgelassen zu haben.

Da stand nun der Ueberraschte von den seltsamsten, widersprechendsten und unangenehmsten Gefühlen bestürmt, und ungewiß ob er träume oder wache. Einen Freund, dem er seine geheimsten Gedanken ohne allen Rückhalt anvertraut hatte, der von ihm aus dem Staube der Dürftigkeit und des Subalternendienstes hervorgezogen, unterstützt und befördert, dem von ihm mit eigenen großen Aufopferungen eine glänzende Laufbahn eröffnet und gesichert worden war;

einen Menſchen, der ihm alles zu verdanken hatte, der von ihm Jahrelang geprüft und immer treu befunden war: dieſen ſahe er jetzt als einen niedrigen gewiſſenloſen Buben handeln; ſahe ihn ſich zur ſchändlichſten Verrätherei erniedrigen und auf das Verderben ſeines Wohlthäters ſein Glück gründen wollen. Die Ueberzeugung daß ſein Zutrauen auf eine ſchändliche Art verrathen worden ſey, und er ſo noch an einem furchtbaren Abgrunde geſtanden habe, erregte ein unausſprechlich bitteres Gefühl in ihm; Abſcheu und Furcht ſtürmten nechſelweiſe in ſeiner Bruſt und erfüllten ſie mit der ſchmerzhafteſten Empfindung. Dieſer Zuſtand ſeiner Seele ward aber bald durch den Gedanken an den Graurock und deſſen unbegreifliches Kommen und Verſchwinden unterbrochen. War es ein Menſch oder ein Geiſt? Ein Geiſt? Wie hätte der aufgeklärte Mann, trotz allem Unbegreiflichen, was er ſo eben erfahren hatte, ſo ſchnell ſeinen Unglauben an die Exiſtenz der Geiſter ablegen können? wie hätte das ein bloß geiſtiges Weſen ſeyn ſollen, was mit einem ſo augenſcheinlich feſten Körper noch ſo eben drei Schritte von ihm ſtand? Gleichwohl blieb es unerklärlich, wie ein lebendiger Menſch durch feſt verſchloſſene

Thüren dringen, durch dicke Mauern verschwinden, und überdem Dinge wissen konnte, die, außer den Inhabern jenes lichtscheuen Geheimnisses, kein Sterblicher wissen konnte? Ueberall stieß er auf unauflösliche Räthsel, und so sehr er auch seinen Verstand anstrengen mochte, so gelang es ihm doch nicht auch nur einen Lichtstrahl in dieses geheimnißvolle Dunkel zu bringen.

2.

Der Minister war der zweite Sohn des Präsidenten Grafen von Blumenberg, den man zu seiner Zeit in Hinsicht seines alten Adels und reicher Besitzthümer zu den wichtigsten Männern im Staate zählte. Ehrgeiz war seine herrschende, beinahe einzige Leidenschaft gewesen, der er stets alles aufzuopfern bereit gewesen war; doch wo er von dieser Neigung nicht bestimmt geworden, hatte er sich immer als einen streng rechtlichen Mann gezeiget. Der Präsident wollte Minister, wollte der erste Mann nach dem Fürsten werden, und wandte ein langes thätiges Leben daran, dieses Ziel zu erreichen. Wenn er es dennoch verfehlte, so hatte er solches der Furcht zu verdanken, die alle dem Fürsten Naheſtehenden vor sei-

nem Stolze hegten, der allen Mitbewerbern um die fürstliche Gnade Gefahr zu drohen schien. Nach langem vergeblichen Bemühen seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, sahe er endlich ein, daß es ihm nie gelingen würde seine Gegner zu überwinden, und voll Unmuth gab er seinen Plan auf. Aber da die Größe seines Hauses unverändert sein einziger Wunsch blieb, so sollten seine Söhne das vollenden, wozu er den Grund gelegt hatte und darauf zweckte der Unterricht, den er ihnen ertheilen ließ, ab. Der älteste, Friedrich, und der jüngste, Albrecht, sollten im Civildienste des Staats ihre Laufbahn machen, der mittelste, Heinrich, war für das Militair bestimmt. Er hatte sich bei dieser Wahl durchaus vergriffen. Friedrich hatte ein lebhaftes heroisches Temperament, ging in seinen Handlungen gern geradezu und griff überall durch. Die Schleichgänge der Politik, weit aussehende Berechnungen, anhaltendes Studiren, alles das war ihm in tiefster Seele verhaßt, und zu einer sitzenden Lebensart hatte er nicht die mindeste Neigung. Heinrich dagegen war sanfter, ruhiger und überlegter in seinen Handlungen, als sein Bruder, und hatte viele Neigung zu Kopfarbeiten.

Albert schien wie zum Hofmann geboren; zart an Geist und Leib, wurde er leicht durch jede körperliche oder geistige Anstrengung ermüdet, sein Gefühl durch jede rauhe Wirklichkeit verletzt und nur in der Dichtkunst heiterm Reiche, nur unter ästhetischen Formen befand er sich wohl.

Die Jünglinge machten alle drei Einwendungen gegen die ihnen bestimmte Laufbahn, doch der Vater blieb auf seinem Sinne, wies mit Härte ihren Widerspruch zurück und sie mußten sich seinem Willen unterwerfen. An Gehorsam gewöhnt fügten sie sich in ihre Bestimmung, aber sie wurde ihnen unerträglich. Friedrich sollte sich unter den Augen seines Vaters zum Staatswirth bilden. Seine Abneigung gegen diese Wissenschaft wurde durch die rauhe Gemüthsart des alten Präsidenten, der die Gabe nicht besaß in seiner Lehre und Leitung sich einem jungen lebhaften Gemüth faßlich und angenehm zu machen, noch vergrößert. Sein Vorsatz dem Vater zu gehorchen, vermochte den Widerwillen nicht zu überwinden, den er gegen das vielseitige Studium der Staatswirthschaft hatte und er überzeugte sich, daß er davon abstehen, oder an Leib und Geist zu Grunde gehen mußte. Da er um es darauf ankommen zu las-

sen, zu viel Lebenslust besaß, so entwich er aus seines Vaters Hause und ging in Schwedische Krieges-Dienste. Nicht der gemessene Befehl seines Vaters, nicht dessen Drohung ihn zu enterben, die freilich, da die Hauptbesitzungen der Familie Majorate waren, nur eine leere Floskel blieb, konnte ihn zur Rückkehr bewegen. Der Präsident, dessen Liebling er gewesen war, wollte ihm endlich unter dem Beding, daß er in vaterländische Militairdienste treten sollte, den eigensüchtigen Schritt verzeihen, da kam der Todtenschein seines Sohnes an. Heinrich kämpfte mit seiner Abneigung gegen den Kriegesdienst wie sein Bruder gegen das Civilfach, und er hätte es vielleicht wie jener gemacht, wenn ein willkührlicher Austritt aus dem Militair ihn nicht entehrt haben würde. Nach dem Tode des Bruders bat er seinen Vater den ihm nicht zusagenden Soldatenstand verlassen zu dürfen, und diesesmal nicht vergebens. Der durch den Verlust seines ältesten Sohnes gebeugte Mann, war jetzt weicher als sonst und hatte nichts dagegen, daß Heinrich die Stelle seines Bruders einnahm. Er zeigte so viel Brauchbarkeit als Vorliebe für dieses Fach, und gab die Hoffnung einst darin Bedeutendes

zu leisten. Albert, für den der Präsident schon eine Officierstelle in der Garde von dem Fürsten erbeten hatte, starb ehe er sie antreten konnte.

Heinrich hatte es bald bis zum Posten eines Finanzraths gebracht, und wurde nach seines Vaters Tode als dessen alleiniger Erbe Herr großer Reichthümer. Er besaß einen großen Schatz von Kenntnissen, die zu seinem Fache gehörten, und viel guten Willen sie in Anwendung zu bringen. Dabei vermied er aber die Fehler seines Vaters, Stolz und Ehrgeiz zu zeigen und seine Absichten auf ein hohes Ziel zu verrathen. Um so eher gelangte er dazu. Er stieg von Stufe zu Stufe, weil keine Feinde ihm entgegen arbeiteten. Der Fürst ward aufmerksam auf ihn, lernte ihn näher kennen und fand in ihm einen so brauchbaren Staatsmann als angenehmen Gesellschafter, und so konnte es denn nicht fehlen, daß der allgemein beliebte Mann, nachdem er durch seine Vermählung mit einem Fräulein aus einem der angesehensten Häuser des Landes seinen Einfluß vergrößert hatte, endlich zum Posten des ersten Ministers gelangte.

Dieses war sein Ziel gewesen; er hatte kein von der Klugheit gebotenes Mittel verschmäht es

zu erreichen; aber er hatte sich keine Unrechtlichkeit deshalb vorzuwerfen. Daß er seine Gesinnungen und Grundsätze sorgfältig verhehlte, daß er Mißbräuche, denen er nicht abhelfen konnte, nicht tadelte, und daß er auch für Böswichter und Schurken, die unschädlich zu machen ihm unmöglich war, ein freundlich Gesicht hatte, wer mochte ihm das verdenken? Aber nun hatte er die höchste Stufe seiner möglichen Wirksamkeit erreicht, und jetzt hielt er es für Pflicht, die Schlechten durch Tadel und Verachtung zu schrecken, das Böse bei seinem rechten Namen zu nennen, um es der allgemeinen Mißbilligung preis zu geben, und durch Wort und That seine Denkart bekannt zu machen, um bei den Guten Zutrauen zu ihm, bei den Bösen Furcht vor Strafe zu erwecken. Natürlich machte er sich dadurch viele Feinde, doch das kümmerte ihn wenig; denn der Fürst von gleichem Eifer für das Gute beseelt, hatte dem Minister sein vollkommnes Vertrauen geschenkt, daher verunglückten alle Versuche ihn zu stürzen.

Unter den Feinden des Grafen Blumenberg standen die Landstände oben an. Es waren ihrer nur wenige im Verhältniß der Größe des Staats, denn die Landstandschaft war an alten stiftsfähi-

gen mit Majoratsgütern beliehenen Adel geknüpft und mehrere Familien davon waren längst ausgestorben. Daher hatte man auch seit langer Zeit die Zusammenberufung der Stände unterlassen, und die Fürsten waren seit vielen Jahren gewohnt ohne Zuziehung der Stände zu regieren. Die Stände ließen sich dieses so lange recht gern gefallen, als man ihre Vorrechte nicht antastete; Also bald man aber einige ihrer auf unrechtmäßigem Wege erlangten und mit dem Wohl des ganzen unverträglichen Privilegien angriff, fingen sie um eine Zusammenberufung zu mahnen an, hoffend im vollen Vereine und als Stellvertreter des ganzen Volkes würden sie um so sicherer den Absichten des Fürsten und seines Ministers widerstehen können. Graf Blumenberg sah recht wohl ihren Plan ein, und es wurde ihm nicht schwer ihn zu vereiteln. Er veranlaßte nämlich einen einheimischen Gelehrten eine Geschichte des Vaterlandes zu schreiben, und öffnete ihm zu diesem Zweck die geheimen Staatsarchive. In dieser Geschichte kamen die Anmaaßungen und Usurpationen der adlichen Stände zur Sprache, und es wurde ihnen darin sehr bestimmt nachgewiesen, welche gemeinschädliche Bevorrechtungen sie sich

auf eine unstatthafte Weise zu erwerben gewußt hatten. Sobald dieses Werk verfaßt und in Umlauf gesetzt war, gab der Minister einigen Wortführern des nicht repräsentirten Bürgerstandes unter den Fuß, um Abschaffung der unrechtmäßigen Bevorrechtungen des Adels und um Theilnahme des Bürger- und Bauernstandes an die Volksvertretung zu bitten. Dadurch gelang es ihm mehrere lästige Privilegien des Adels wie die Steuerfreiheit, Reciſefreiheit u. a. m. zu vernichten und die ständischen Umtriebe zu vereiteln, da der einstimmige Wunsch des Volkes ihm sowohl den Vorwand für seine Maaßregeln lieh, als auch einen Rückhalt gewährte, im Fall man essen gegen ihn ankämpfen sollte wollen. So vorsichtig er aber hiebei zu Werke ging, so war man seinen Maaßnehmungen doch auf die Spur gekommen, und nun wurde sein Sturz beschlossen. Man verläumdete ihn beim Fürsten und bei dem Volke, doch ohne Erfolg, denn Graf Blumenbergs rechtlicher Charakter war zu bekannt, und der Haß seiner Gegner lag zu klar am Tage, als daß man ihnen geglaubet hätte. Ihre Bitten bei dem Landesherren um Absetzung des Ministers, weil er ihre ständischen Rechte gekränkt habe, waren

eben so vergebens, weil, was er gethan hatte, mit der vollen Beistimmung des Fürsten geschehen war. Nun wurde darauf gedacht, durch Kabale den Minister zu stürzen und seine Feinde spaarten weder Geld noch Mühe ihren Zweck zu erreichen. Der Sekretair des Ministers, von Espenbach, wurde durch reiche Geschenke und durch die Aussicht selbst Minister zu werden gewonnen und vermocht, ihnen zu ihrem Vorhaben die Hand zu bieten. Er war des Grafen Vertrauter und Hausfreund, der ihn eben durch seine Fürsprache zum Kabinetsrath befördert hatte, als der Undankbare sich zu dem Bubenstücke hergab, eine Urkunde aus dem Schranke seines Freundes und Gönners zu entwenden und sie dem in das Komplot verwickelten Gesandten am [illegible]schen Hofe zu überschicken, damit dieser, als hätte er sie selbst dort aufgefangen, dem Fürsten durch einen Kurier übersenden könnte. Espenbach selbst hatte noch die obenerwähnte Chiffer-Korrespondenz in das Schreibpult des Ministers gelegt, und dann dem Fürsten eine Anzeige von der fehlenden Urkunde und von dem verrätherischen Briefwechsel seines Wohlthäters gemacht. Der Fürst wurde nach einer so bestimmten Anschuldigung denn doch wan-

kend in dem Glauben an die Treue seines Ministers, und um sich die Ueberzeugung in dieser so wichtigen Sache zu verschaffen, ordnete er sogleich eine Kommission zur Untersuchung der Papiere des Angeklagten an. Sie bestand aus einem Geheimen, dem Obertribunal-Präsidenten und dem Kabinetsrath Espenbach, dem Ankläger selbst, denen allen die tiefste Geheimhaltung und die größte Genauigkeit in dieser Untersuchung bei eigener schwerer Verantwortung anbefohlen ward.

3.

Eben war der Graf mit der Vernichtung der ihm böslich untergeschobenen Papiere fertig, als die Untersuchungs-Commissarien Einlaß begehrten und ihm die Verfügung des Fürsten bekannt machten. Obgleich er durch den Unbekannten vorher davon benachrichtiget worden war, so fiel es ihm doch schwer die Aeußerung seines Unwillens zu unterdrücken. Eine solche Untersuchung war beinahe unerhört, und das freche Betragen des Menschen, der ihm Alles zu danken hatte, und ihn dafür durch ein Bubenstück unglücklich machen wollte, empörte ihn unaussprechlich. Was seinen gerechten Unwillen noch vergrößerte, war das be-

leidigende Betragen des Kabinetsraths, welches dieser in der Zuversicht, die Beweise von seines ehmaligen Gönners Schuld zu finden, sich gegen ihn erlaubte. Merklich stimmte derselbe aber seinen Ton herab, als er, nachdem er mit auffallender Geschäftigkeit das geheime Fach des Schreibpults eröffnet hatte, statt der selbst hinein gelegten Papiere ein Bündel Blumenbergischer Familienschriften daselbst fand, die der Minister damit verwechselt hatte. Seine Verwirrung wurde selbst den andern Kommissarien auffallend und er konnte kaum seine Augen aufschlagen vor dem Blicke voll der tiefsten Verachtung, mit welchem ihn der Minister ansah. Noch hoffte er seinen Zweck durch die fehlende, von ihm selbst weggenommene Urkunde zu erreichen. Er brachte sie in Erinnerung. Als aber der Graf an den eisernen Schrank trat, die Urkunde herausnahm und sie den Kommissarien überreichte, da verlor der schlechte Mensch seine Fassung gänzlich.

Er sollte noch tiefer gedemüthigt werden. Die Kommissarien hatten den Befehl, sich sogleich nach Beendigung ihres Geschäfts zum Fürsten zu begeben, um ihm Bericht zu erstatten. Als sie daselbst erschienen, langte so eben der Kurier von

dem Gesandten an, der es übernommen hatte, die Urkunde dem Fürsten zu übersenden. Der Fürst eröffnete den Brief, der den darauf Bezug habenden Bericht des Gesandten auch enthielt, aber statt der Urkunde lag der ganze zwischen dem Gesandten, den Ständen und dem Kabinetsrath wegen dieser Kabale geführte Briefwechsel bei, und erwies ihre schlechte Absicht unwiderleglich. Der Kabinetsrath wurde nun als ein Staatsverräther zur lebenslänglichen Festungsstrafe verurtheilt, der Gesandte zurückberufen, und so wie Alle, die an diesem Komplot unmittelbar Theil genommen hatten, nach Verdienst gestraft. Der Minister aber, der in dem ersten Unwillen über die ihm gelegten Fallstricke seine Entlassung gefordert hatte, erhielt von dem Fürsten eine öffentliche Ehrenerklärung und stieg in dem Zutrauen seines Herren. Seine Feinde hatten statt ihm zu schaden ihm einen wesentlichen Dienst geleistet.

Graf Blumenberg dachte, als dieser Vorfall beigelegt war, an den grauen Mann und wünschte sich Aufklärung über dessen Wesen und Absicht zu verschaffen. Ihm machte die Sache viel Kopfbrechens. Der Dienst, den ihm derselbe geleistet hatte, war von der größten Erheblichkeit

und er ihm dafür vielen Dank schuldig. Gleichwohl beunruhigte es ihn nicht wenig, einem räthselhaften Unbekannten einen so entschiedenen Einfluß auf sich zu gestatten. So wenig er auch geneigt war, den grauen Mann für ein Mitglied der Geisterwelt zu halten, so blieb es doch ausgemacht, daß dessen Erscheinen und Verschwinden in einem verschlossenen Zimmer, so wie dessen Kenntniß und Hintertreibung so tief geheim gehaltener Dinge, die Kräfte eines gewöhnlichen Menschen überstieg, und auf eine natürliche Weise nicht erklärbar war. Er sann hin und her wie er es möglich machen könnte, sich Licht in dieser Dunkelheit zu verschaffen, doch sahe er bald ein, daß alle seine Mühe vergeblich sey, so lange er nicht des grauen Mannes wieder habhaft werden könne. Auf diesen Fall bereitete er sich vor. Er ließ in aller Stille einen Schlosser kommen und durch ihn die Schlösser an seinem Schlafzimmer, am Vorgemach und an dem Arbeitszimmer ändern, und zwar in der Art, daß sie durch keinen Nachschlüssel geöffnet werden konnten. Außerdem ließ er an jeder Thüre Riegel von Innen und Außen machen; die Schlüssel aber gab er von jetzt ab nie aus seinen Händen.

4.

Einst als der Graf spät von Hofe nach Hause gekommen war und sich hatte entkleiden lassen, begab er sich in sein Arbeitszimmer, um daselbst noch ein wenig zu arbeiten, wie denn das so seine Gewohnheit war, wenn er den Abend hatte bei Hofe zubringen müssen. Noch nicht lange befand er sich daselbst, als ihn ein Klopfen auf dem Tische aufmerksam machte; er sah auf und der graue Mann stand vor ihm.

„Ich komme, sagte derselbe, Dich vor einer neuen Bosheit Deiner Feinde zu warnen. Du bist auf Morgen zu einem Gastmahl bei dem Baron von Fallberg gebeten, und daselbst will man Dir ein langsam wirkendes Gift beibringen. Hüte Dich daher dort etwas zu essen oder zu trinken, was dir besonders gereicht werden sollte.“

Der Graf, empört über eine solche Schändlichkeit, vergaß seinen Vorsatz den geheimnißvollen Fremden genauer zu beobachten, und brach in Verwünschungen über die Niederträchtigkeit seiner Gegner aus. Er äußerte, das Gastmahl nicht beiwohnen zu wollen. Aber der Graurock sagte, es wäre höchst nöthig, daß er dort erscheine, einmal weil der Fürst anwesend seyn

würde, dann aber und hauptsächlich, weil sich dort wohl eine Gelegenheit treffen könne, den Giftmischer zu entlarven und auf diese Weise für immer unschädlich zu machen.

Während dieser Vorstellung beruhigte sich der Minister ein wenig und fing an den Geheimnißvollen aufmerksamer zu betrachten. Er sah wohl, daß es ein Mensch mit Fleisch und Bein war, aber wie war er abermals durch die verschlossenen Thüren gekommen? Sollte in dem nebenanstoßenden Schlafgemach eine Tapetenthür befindlich seyn, durch die er gekommen wäre? Der Gedanke schien ihm auf einmal das ganze Geheimniß aufzuklären, und er glaubte, der Augenblick sey da, wo er dem Fremden den Schleier des Unbegreiflichen abziehen könne. Er warf, als ob es von ungefähr geschehe, die Thüre des Schlafzimmers ins Schloß, ging dann mit schnellen Schritten durchs Arbeitszimmer, verschloß dessen Thüre gleichfalls, schob den Riegel von Außen vor und darauf eilte er den Kammerdiener zu rufen, den er mit noch ein paar Bedienten an die Thüre des Vorgemachs stellte und dann nach dem Arbeitszimmer zurück ging. Er fand die Thüre verschlossen, doch als er sie öffnete,

den grauen Mann nicht mehr anwesend und nirgends war eine Spur seines Entkommens zu entdecken. Noch beinahe mehr mußte es ihn befremden, auf dem Schreibtisch einen mit der zierlichsten Schrift beschriebenen Bogen Papier zu finden, der augenscheinlich, wie die noch nasse Tinte bewies, erst in diesem Augenblicke geschrieben worden, und wozu auch der geübteste Schreiber länger als drei Viertelstunde Zeit bedurft hätte; gleichwohl war der Minister kaum drei Minuten abwesend gewesen. Der Inhalt des Schreibens war ein dem Grafen gemachter Vorwurf einer sträflichen Neugierde, die ernste Drohung eines unabwendbaren Unglücks, wenn er es je nochmals wagen würde, das ihm undurchdringliche Geheimniß erforschen zu wollen, das Versprechen einer einstigen Aufklärung, wenn er seinem Schützer unbedingt vertrauen wolle, und endlich die Weisung, das Fest des Baron Fallberg unter allen Umständen zu besuchen. — Dem Minister war das Verhältniß, worin er mit dem Geheimnißvollen gerathen, allerdings nicht angenehm, denn er sahe sich unter eine Art von Vormundschaft gesetzt, die ihm auf seinem hohen Standpunkte nur lästig seyn konnte.

Dennoch nahm er sich vor den Weisungen seines Schützers unbedingt Folge zu leisten, da derselbe ihm auf eine so unzweideutige Art bewiesen hatte, wie sehr es ihm mit seinem Schutze ein Ernst sey und wie gut er dabei fahre.

Der Baron Fallberg, ein durch seine Besitzungen und Familienverbindungen mächtiger Mann, hatte nie zu Graf Blumenbergs Freunden gehört und war sein heftigster Feind geworden, seitdem dieser die Privilegien des Adels angegriffen hatte. Aber er besaß nicht Großherzigkeit genug seinem Feinde offen entgegen zu treten, sondern zog es vor, hinterlistig an dessen Verderben zu arbeiten. Er war der Urheber aller Verläumdungen, durch die man den Charakter des Ministers hatte beflecken wollen, er hatte den Plan zur Entwendung des Documents entworfen und manche andere mißlungene Versuche, dem gehaßten Gegner des Adels zu schaden, hatten ihm ihr Entstehen zu danken. Aber er war vorsichtig genug gewesen, stets Andere bei Ausführung seiner Entwürfe vorzuschieben und sich die Verschwiegenheit seiner Anleitungen zu sichern, damit er im Fall des Verraths von aller Verantwortung frei blieb. Das

Mißlingen der Kabale mit dem Kabinetsrath war ihm unerklärlich und brachte ihn gegen den Minister zum Aeußersten. Er fürchtete, daß dieser auf einem ihm unbekannten Wege zur Kenntniß seiner Theilnahme an der Verschwörung gegen ihn gelangt seyn möchte, und nur einen gelegenen Zeitpunkt abwarte, sich an ihm zu rächen; denn daß man einen Widersacher haben könne, ohne ihm bei vorkommender Gelegenheit alles nur mögliche Böse zuzufügen, das war dem Baron Fallberg schlechterdings unglaublich. Darum beschloß er alles zu wagen, um seinen gefürchteten Gegner zu vernichten.

So sehr Graf Blumenberg auch Welt- und Hofmann und gewohnt war, seine Empfindungen zu beherrschen, so sauer wurde es ihm dennoch bei dem Gastmahle des Baron Fallberg zu erscheinen; da die Schändlichkeit deßselben sein Gefühl in einem zu hohen Grade empörte. Vielleicht hätte er sich auch nicht dazu bestimmen können, wenn nicht einige, freilich in diesem Falle sehr verzeihliche Rachsucht ihn vermocht hätte, das Fest beizuwohnen. Denn der graue Mann hatte ihm ja gesagt, daß er dort erscheinen müßte, wenn sein Feind entlarvt

und deſſen ſchändliche Abſicht offenbar werden ſollte.

Das Gaſtmahl welches der Baron Fallberg gab, war äußerſt glänzend, und er hatte nichts geſpart um Geſchmack und Reichthum zu zeigen, weil der Fürſt ihn zum erſtenmal der Ehre ſeines Beſuches würdigte. Alles, was bei Hofe Zutritt hatte, war dazu eingeladen. Graf Blumenberg vergaß der Warnung des grauen Mannes nicht. Er aß bei Tafel nur von den Gerichten, welche er ſelbſt aus der ihm dargereichten Schüſſel nehmen konnte, und zum Trinken bemächtigte er ſich einer Kriſtallflaſche mit Waſſer, aus welcher er ſich ſelbſt einſchenkte. Nach der Tafel war Ball. Der Miniſter hatte ſich zum Spiele geſetzt. Ihm wurde durch den Kammerdiener des Barons ein Glas rother Champagner, den er ſonſt gern zu trinken pflegte, dargereicht. Der Baron befand ſich in der Nähe und der Miniſter bemerkte, daß jener das Glas und ihn mit den Augen fixirte. Er hielt es noch in der Hand, als ein Engländer, der ſich Lord Selton nannte, und erſt ſeit kurzem bei Hofe vorgeſtellt war, auch mit ſeinem Glaſe hinzutrat und dem Miniſter, wie dem Baron Fallberg, vorſchlug,

auf die Gesundheit des Fürsten zu trinken. Die Genehmigung beider voraussetzend sagte er: „da ich diesen Toast vorgeschlagen habe, so darf ich Sie wohl bitten, einen bedeutungsvollen Gebrauch meines Vaterlandes nachzuahmen, der die Uebereinstimmung der Gesinnung der Trinkenden bezeichnet: man verwechselt nämlich die Gläser.“ Er nahm nun, ehe der Minister es verhindern konnte, dessen Glas und gab ihm das seinige dafür, und darauf tauschte er auf die nämliche Weise mit dem Baron. Dieser gerieth in eine sichtliche Verlegenheit, und als der Lord und der Minister anstießen und das Glas leerten, so entschuldigte er sich mit einem plötzlichen Uebelbefinden und wollte sich wegbegeben. „Halt, rief der Engländer, seit wenn ist es in Deutschland Sitte den Landesherrn auf eine so offenbare Weise zu beleidigen? Ich würde auf die Gesundheit meines Königes zu trinken nicht ausschlagen, läge ich auch schon im Todeskampf. Trinken Sie, oder ich erkläre Sie für einen Schurken, der seinen edeln Fürsten haßt.“ Er hatte bei diesen Worten das Glas des Barons umfaßt, damit dieser es nicht verschütten konnte und wiederholte seine Erklärung so laut, daß der Fürst

sie hörte und nach der Ursache des Streits fragte. Lord Selton sagte sie ihm und behauptete, daß der Wein vergiftet sey. Der Baron stellte sich höchst beleidigt über diese Anschuldigung, doch der Fürst sagte: „Ihre Weigerung auf meine Gesundheit aus diesem Glase zu trinken, das so eben von Ihrem Bedienten meinem Minister überreicht wurde, sieht in der That etwas verdächtig aus. Doch Verdacht ist noch keine Gewißheit, darum Milord, erwarte ich von Ihnen die Beweise ihrer Behauptung. „Ich bin zum unumstößlichsten bereit, erwiederte der Lord. Haben Ew. Durchlaucht die Gnade jenem Kammerdiener, [illegible]hört am Büffet beschäftigt ist, zu befehlen, daß er dieses Glas Wein sogleich in Ihrer Gegenwart austrinke. Der Fürst that dieses und der Kammerdiener weigerte sich wie sein Herr solches zu thun. „Wohlan, rief der Fürst, ich lasse Dir den Wein mit Gewalt einschütten, denn deine Weigerung sagt mir genug.“ Da warf sich der Kammerdiener dem Fürsten zu Füßen und gestand: ihm sey von seinem Herrn befohlen worden eine Flüßigkeit, wovon er das Fläschchen noch in der Tasche trage, in den Wein zu schütten, den er dem Minister überreichen

sollte. Er mußte nun das Fläschchen vorzeigen, und man fand es mit aqua tofana bezeichnet. Der Fürst ließ sogleich die nahe Wache herbeirufen und den Baron Fallberg und den Kammerdiener, doch jeden abgesondert verhaften. In den Papieren des Giftmischers, die in Beschlag genommen wurden, fanden sich noch mehrere verrätherische Anschläge, die den Verbrecher mehrfach des Todes schuldig machten, der Fürst aber milderte die ihm zuerkannte Hinrichtung in lebenswierige Festungsstrafe und Verlust des Adels.

5.

Dem Grafen Blumenberg hatte seine Gattin während einer kurzen aber glücklichen Ehe zwei Kinder geboren, die ihm unaussprechlich theuer waren und es auch zu seyn verdienten. Günter, sein Sohn, besaß einen feinen durchdringenden Verstand, ein aufgewecktes lebhaftes Temperament und einen kühn empor strebenden Geist, der sich nur hohe Ziele steckte und sie um zu erreichen seine ganze Kraft daran zu setzen fähig war. Er verband mit einer schnellen Fassungsgabe ein sehr glückliches Gedächtniß und eine bewundernswürdige Beharrlichkeit, daher er

in keiner Wissenschaft, die er zum Gegenstande seines Studiums machte, bei der Oberfläche stehen blieb, sondern bis zur Tiefe derselben drang und sich gründliche Kenntnisse erwarb. Er hatte bei seiner Jugend — er zählte erst zwei und zwanzig Jahr — mehr in den Wissenschaften gethan, als manche hochbejahrte Gelehrte, die für berühmt gelten wollen. Daß er bei seinen großen Fähigkeiten und Kenntnissen auch von einem gewissen Ehrgeitze beseelt wurde, der ihn nicht selten zum Ungewöhnlichen und Unerreichbaren hintrieb, ist wohl sehr natürlich, da er nur vermittelst desselben zu den großen Anstrengungen bewogen wurde, denen er sich unterzog. Er sollte einst die Laufbahn seines Vaters betreten, und er war mit dieser Bestimmung einverstanden, weil sie ihm einen umfassenden Wirkungskreis eröffnete, wie er seinem Thätigkeitsdrange entsprach. Der Minister war im Ganzen recht wohl mit seinem Sohne zufrieden, nur dessen gar zu große Lebhaftigkeit, und der zu kühne Flug seines Geistes machte ihm bisweilen einige Frage. Mit den Geschäften eines Staatsmannes ist das gewaltsame Wirken eines kühnen, keiner Rücksicht achtenden Genius beinahe immer unvereinbar und

nicht selten von den verderblichsten Folgen. Der Staatsmann muß die bestehenden Formen schonen, und sind sie mit den Forderungen des Zeitgeistes durchaus unverträglich, so darf er sie nur nach und nach mit leiser Umsicht lösen, nie aber darf er sie mit rascher Willkühr brechen, da solches nimmer ohne große, oft unheilbare Verletzung sehr zarter Verhältnisse geschehen kann, die zu Erhaltung des Staatsverbandes nothwendig bestehen müssen. Graf Blumenberg war daher bemühet seinem Sohne Mäßigung zu empfehlen, und seine eigenen Erfahrungen ihm zur Beherzigung mitzutheilen. Er hoffte von seinen Lehren und von der Zeit, die gewöhnlich nach und nach das in der Brust des Jünglinges rasch lodernde Jugendfeuer zu dämpfen pflegt, das Beste.

Ida, die Tochter des Ministers, fünf Jahre jünger als ihr Bruder, war ihres Vaters Stolz. Sie hatte noch in der Wiege ihre Mutter verloren, doch eine unverheirathete Tante hatte sich mit ihrer Bildung beschäftiget, und mit so glücklichem Erfolg, daß Ida als Jungfrau für ein Muster ihres Geschlechts gehalten ward. Die Natur war ausgezeichnet freigebig gegen sie gewesen, aber so reizend ihr Körper, so liebenswürdig war ihr Geist.

Die Comteß Blumenberg galt bei Hofe und in der Stadt für die Krone weiblicher Schönheit, und jede Eigenschaft, die den Geist und das Gemüth einer Jungfrau schmückt, war ihr in einem vorzüglichen Grade eigen.

Diese beiden Kinder waren es, die dem Minister sein Haus zu einem Tempel des Glücks machten und ihn zu den schönsten Hoffnungen für sein höheres Alter berechtigten. Er sahe in der Tochter seine Gattin, in dem Sohne sich selbst verjüngt, und lebte bei ihrem Anblick seine frohe Jugend noch einmal. Der glückliche Vater hatte die Ueberzeugung, daß seine Kinder von guten Grundsätzen beseelt, von dem Gedanken erfüllt waren, sich seiner Liebe werth zu zeigen; was hätte er also für sie fürchten, warum sich nicht dem süßen Vatergefühl ohne alle Besorgnisse für ihre Zukunft überlassen sollen?

6.

So sehr das wunderbare Erscheinen des räthselhaften grauen Mannes auch lange Zeit hindurch die Aufmerksamkeit des Ministers fesselte, so war bei diesem doch endlich dessen Andenken ziemlich in Vergessenheit gerathen, da derselbe seit dem

Vorfalls mit dem Baron Fallberg nichts von sich hören ließ, und gänzlich verschollen zu seyn schien. Endlich ereignete sich aber eine Begebenheit, bei der er sich wieder für des Ministers Ruhe thätig zeigte.

Die Anwesenheit eines hohen Fremden am esischen Hofe gab Veranlassung zu mehreren glänzenden Festen. Unter andern wurde auch eine Redoute gegeben, bei welcher alles nur gänzlich maskirt erscheinen durfte. Der Zutritt zu dieser Redoute war zwar allen Personen von einem gewissen Stande gestattet, aber jeder mußte, bevor er die Säle betrat, sich in einem Vorzimmer vor dem Hofmarschall demaskiren, der die Verpflichtung hatte, das Incognito der Masken zu bewahren. Eine Gesellschaft von Personen aus den ersten Ständen hatte sich zu einem Charaktertanz vereiniget und wollte eine Scene aus Tassos befreitem Jerusalem durchführen. Auch Fräulein Ida von Blumenberg befand sich unter dieser Gesellschaft und ihr war die Rolle der Armida zu Theil geworden; ein Jugendfreund ihres Bruders, Baron von Wandelstein, den sie wohl leiden mochte, übernahm den Rinaldo. Ida würde sich in keinem Falle zur Uebernahme

der ihrem Charakter gar nicht entsprechenden Rolle der verführerischen Zauberin verstanden haben, wenn nicht das vertrauliche Verhältniß, in welchem sie mit dem Baron Wandelstein, als dem täglichen Gaste und Hausfreunde ihres Vaters, stand, die Annäherung, in der sie zufolge ihrer Rolle mit ihm kommen mußte, entschuldigt hätte. Wandelstein war übrigens ein aufgeweckter, angenehmer junger Mann, von dem das Publikum vermuthete, daß er sich einst um die Hand der schönen Ida bewerben werde.

Die Redoute war, ganz wie es der Fürst gewünscht hatte, außerordentlich zahlreich und glänzend. Die Masken hatten sich reich und geschmackvoll kostumirt und mit Juwelen bedeckt, der Reichthum des Hofes und der Hauptstadt war auf eine gute Art zur Schau gelegt, und der vornehme Gast schien erstaunt über den Glanz, der bei dieser Festlichkeit herrschte. Da es in der Regel an diesem Hofe sehr still und eingezogen herging und dergleichen rauschende Hoffeste zu den Seltenheiten gehörten, so belebte der Reiz der Neuheit die Theilnehmer der Redoute, und weckte einen Frohsinn, der sich nicht oft in den Fürstensälen in dem Grade zeigt, als es hier der Fall war. Vor al-

lem fand der Charaktertanz ungemeinen Beifall. Fräulein Ida vorzüglich entzückte Jedermann sowohl durch ihr schönes Tanzen, als durch die unvergleichliche Gewandtheit, mit welcher sie dem Charakter ihrer Rolle getreu die unwiderstehliche Zauberin spielte. Rinaldo war nicht weniger natürlich und wußte sich der Vertraulichkeiten, wozu ihn seine Maske berechtigte, so gut zu bedienen, daß Idas Blut nicht ohne alle Wallungen blieb. Der Tanz hatte sie erhitzt, die Erfrischungen, die er ihr darbot, konnten, um ihr nicht schädlich zu werden, nur in warmen Getränken bestehen, die das rasch pulsende Blut wenigstens nicht besänftigten. Der allgemein herrschende Frohsinn, die Zaubertöne der ausgewählt schönen Musik, die durch den ihr einstimmig ertheilten Beifall geweckte Eitelkeit, die edle hohe Gestalt ihres Rinaldo, alles das wirkte vereint auf das Herz des unerfahrnen Mädchens und verbarg ihr das Gefährliche ihrer Lage. Sie führte ihren Rinaldo an Rosenketten im Saale umher und überall tönten witzige Anmerkungen über dieses Verhältniß, die aber nicht boshaft waren, da auch diejenigen, die Ida unter der Maske erkannten, zu gut wußten, daß sie bei

ihrem anerkannten Werthe kein Gegenstand der Verläumdung sey. Die Säle waren überfüllt, es war stückend heiß und das Gedränge und Getümmel nahm mit jedem Augenblick zu. Ruhen wir nicht ein wenig im Nebenzimmer aus? lispelte Rinaldo; Armida winkte bejahend, und er führte sie durch ein paar Gemächer in ein leerstehendes Zimmer und ließ sich mit ihr auf ein Sopha nieder. Hier in der stillen Kühle athmete man wieder freier, und Ida wußte es ihrem Begleiter Dank, daß er sie dem betäubenden Gewühle entzogen hatte.

Der Minister war ebenfalls auf der Redoute, so wenig Geschmack er auch einer solchen Lustbarkeit abgewinnen konnte; allein er durfte sich, als eine dem Fürsten nahe Person, nicht davon ausschließen. Er hatte, da es untersagt war im Domino zu erscheinen, der Bequemlichkeit wegen die Maske eines Zauberers gewählt. Die Langeweile trieb ihn, da er weder tanzte, noch auch sich, in den Strudel der sich mit Witzspielen bekämpfenden jungen lebensfrohen Welt mischen mochte, im Saale umher und mit Sehnsucht wartete er auf die Zeit des Demaskirens, um sich der fürstlichen Familie nahen zu können. Da kam eine

erscheinbare, in ein Gewand von erdfarbenem Flor gehüllte Maske, die er noch nicht bemerkt hatte, zu ihm, drückte ihm einen Schlüssel in die Hand und raunte ihm zu: „Dieser Schlüssel öffnet die Tapetenthüre des dritten Gemachs rechts hinter dem Büffet, dort befindet sich der Erbprinz als Rinaldo mit Deiner Tochter, willst Du sie vor Verführung retten, so eile sie ihm zu entziehen.“ Dieses sagend, verschwand die Maske, in deren Stimme der Graf den grauen Mann erkannte, unter die Menge.

Das eben Gehörte machte das Blut des Ministers erstarren und er eilte an den bezeichneten Ort um das Unglück seines Kindes zu verhüten. Die Angst raubte ihm die Fassung; er drehete den Schlüssel zu rasch um und verdarb das Schloß, statt es zu öffnen. Was nun machen? Zeit war nicht zu verlieren, daher rannte er mit einem kräftigen Stoße die Thüre ein, und stand vor dem Erbprinzen, der in Wandelsteins Maske bemühet war, durch Schmeicheleien die Tugend der schönen Ida einzuschläfern. Das Gepraſſel der eingestoßenen Thüre unterbrach den Verführer auf eine unangenehme Art, und sein Zorn darüber ließ ihn seine angenommene Rolle vergessen. Er riß sich

die Larve vom Gesicht und rief: wer ist der Unverschämte, der es wagt im fürstlichen Pallaste verschlossene Thüren zu erbrechen? Der Minister zog auch seine Larve ab und antwortete: Ein um die Ehre seines Kindes besorgter Vater, den auch im fürstlichen Pallast kein Schloß von seiner Tochter trennen soll. Und zu Ida sich wendend sagte er: Unglückliche! wie mochtest Du selbst die Hand zu Deiner Schande bieten? Verzeihung, mein Vater! rief diese, ich vermuthete in dieser Maske nicht Se. Durchlaucht; ich glaubte in der Gesellschaft meines Tänzers, des Baron Wandelstein zu seyn, und wußte nicht daß die Thüren verschlossen waren. Den durch die Absicht des Lüstlings empörten Vater verließ seine sonst ihm eigene Mäßigung und er sagte zum Erbprinzen: Die mir von Ew. Durchlaucht durch Verführung meines Kindes zugedachte Schmach überhebt mich wohl der Entschuldigung wegen des gestörten Burgfriedens, denn der wird mehr durch begangene oder versuchte Laster, wie durch eine zum Schutze der Unschuld erbrochene Thür gestört. Wehe aber diesem Lande einst, wenn dessen Beherrscher das Glück der Unterthanen seiner Sinnlichkeit opfert. Der Erbprinz entfernte sich mit einem Hohnge-

lächter und der Minister führte seine Tochter nach Hause.

7.

Der Vorfall mit dem Erbprinzen gab dem Grafen Blumenberg einen wichtigen Stoff zu Betrachtungen über seine künftige Lage. Der Erbprinz war als ein Mensch bekannt, der rücksichtslos allen Lastern fröhnte und der unversöhnlich haßte. Der regierende Fürst, ein musterhafter Regent, der seinen Minister nach Verdienst schätzte und liebte, war alt und kränklich, konnte bald und unvermuthend sterben, und welch ein Schicksal stand dann dem Minister bevor, da vorauszusehen war, daß der Erbprinz, sobald er zur Regierung gelangte, ihn seiner Rache opfern würde. Dieses bedenkend, beschloß Graf Blumenberg wenigstens die Freiheit seines Sohnes zu sichern und ihn zu dem Ende in auswärtige Dienste gehen zu lassen. Er machte Güntern mit seinem Plane bekannt; wie sehr erstaunete er aber, als der sonst stets so folgsame Sohn den Vorschlag des um ihn besorgten Vaters bestimmt von der Hand wies. Der Minister war nicht gewohnt etwas zu befehlen, ohne durch giltige Gründe dazu bestimmt worden zu seyn; aber eben so wenig

duldete er bei seinen Anordnungen auch Widersprüche, die nicht durch hinreichende Ursachen gerechtfertiget wurden. Er erwartete daher auch von seinem Sohne die Gründe seiner Weigerung zu hören. Der wollte sich anfangs nicht zu einer Erklärung über seine Abneigung, dem Willen seines Vaters Folge zu leisten, verstehen, doch da der darauf drang, so bekennte er, daß die Freundschaft für den zweiten Sohn des Fürsten und die Liebe ihn an die Heimath kette. Sophie von Edelberg, die Tochter eines angesehenen mit den Magnaten des Landes verzweigten Hauses war es, die den Grafen Günter gefesselt hatte. Der Minister wollte seinen Ohren nicht trauen, als Günter ihm das Geständniß seiner Neigung machte. Zwar wetteiferte Fräulein Sophie an Körperreiz mit den ersten Schönheiten des Hofes, galt für eine der geistvollsten ihres Geschlechts und gegen ihre Familien- und übrigen Verhältnisse ließ sich nichts einwenden. Aber ihre Sucht zu glänzen und zu gefallen und das sichtliche Bemühen, jeden nur einigermaaßen bedeutenden jungen Mann zu ihren Füßen zu sehen, mußte jeden, der fähig war sie mit kaltem Blute zu beobachten, von einer Verbindung mit ihr abschrecken.

Der Minister war über die Mängel in Sophiens Charakter längst im Reinen und er machte seinen Sohn darauf aufmerksam. Durch Zwang wollte er ihn aber nicht in seiner Neigung beschränken, und die Vorstellungen, die er ihm machte, gingen bei dem durch seine Leidenschaft Verblendeten verloren.

Nicht weniger unzufrieden, wie mit der Liebe seines Sohnes, war der Graf Blumenberg auch mit dessen Freundschaft. Prinz Waldemar war zwar nicht lasterhaft, allein ein Ehrgeiz ohne Grenzen und eine nicht zu bezähmende Herrschsucht, Leidenschaften, die in seiner Lage als nachgeborener Prinz nie Befriedigung finden konnten, wirkten nachtheilig auf seinen Charakter zurück, und machten für Güntern, der gleichfalls der Stimme des Ehrgeizes sein Ohr nicht verschloß, seinen Umgang gefährlich. Prinz Waldemar tadelte alle Regierungsmaaßregeln seines Vaters, mit großer Bitterkeit stellte er alle wirklichen oder vermeintlichen Mängel der Staatsverfassung, ohne Rücksicht ob es möglich war ihnen abzuhelfen oder nicht, schonungslos dar, und stets trat er auf die Seite der Unzufriedenen, da diese nach seiner Ansicht immer Recht hatten. Mit seinem Bruder

aber, dem Erbprinzen, lebte er in öffentlicher Feindschaft. Welche Gefahr mußte nicht der besorgte Vater unter diesen Umständen von dem Umgange seines Sohnes mit dem Prinzen fürchten!

Eines Tages ging der Minister in der Abend-Stunde auf einem einsamen Spaziergange und dachte über die Mittel nach, seinem Sohne über seine tadelnswerthe Neigung und über seine gefährliche Freundschaft mit dem Prinzen die Augen zu öffnen, da stand plötzlich, als er um die Ecke bog, der graue Mann vor ihm. Dem Grafen war der Unerklärliche lieb geworden, denn dessen Erscheinen hatte sich noch stets als ihm heilsam erprobt, und eine leise Ahnung flüsterte ihm zu, daß der Räthselhafte ihm vielleicht einen Ausweg in dieser aufs äußerste bekümmernden Angelegenheit zeigen könne. Der Unbekannte erklärte, daß er gerade um dieser Sache wegen erschienen sey, bestätigte die Ansicht des Ministers von der Gefahr die Günstern durch Freund und Geliebte bedrohe und verlangte, daß der Graf seinem Sohn am folgenden Tage zu der nämlichen Stunde auf derselben Stelle, wo sie sich eben befanden, hinbescheiden und ihm gebieten möchte, dem Unbekannten unbedingt, in allem was er

von ihm verlangen würde, Folge zu leisten. Der Minister setzte kein Mißtrauen in seinen unbekannten Schützer und that was er begehrte.

Als Günter auf dem Platze erschien, wartete der Graurock seiner schon und hieß ihm folgen. „Nicht eher, sagte Günter, bis ich weiß wohin und zu welchem Zwecke.“

Der graue Mann. Hat Dein Vater Dir nicht befohlen mir unbedingt Folge zu leisten?

Günter. Vor allen Dingen muß ich mir das Du verbitten, da es in der gesitteten Welt nicht gebräuchlich zwischen Unbekannten ist.

Der graue Mann. Vorschneller Jüngling! wie magst Du es wagen meine Sitte zu tadeln, ehe du weißt, wer ich bin, und ob meine Weise mir unangemessen ist? Doch jetzt keinen Wortstreit; folge mir!

Günter. Ich bleibe bei meiner Erklärung.

Der graue Mann. Dein Vater hat Dir befohlen mir zu folgen.

Günter. Mein Vater hat mir noch nie die Gründe seiner Befehle vorenthalten, und auch jetzt will ich sie wissen.

Der graue Mann. Entweder verachtest Du des Vaters Gebot, oder eine weibische Furcht

hat sich Deiner bemeistert, außer dem giebt es keinen Grund Deiner Weigerung.

Günter. Diesen Verdacht zu widerlegen will ich folgen.

Der graue Mann. Folgen und auch thun, was ich Dir heißen werde. Günter, von dieser Stunde hängt Deines Vaters Ruhe, hängt Dein künftiges Schicksal ab; versprich mir ein Mann zu seyn und dich ruhig zu verhalten, wie sehr auch was Du sehen oder hören wirst, Dein Gefühl empören möge: Dein Wohl und Wehe hängt davon ab.

Günter. Wie kann ich über meine Handlungsweise für einen Fall, den ich noch nicht kenne, eine Zusage leisten?

Der graue Mann. Also könntest Du nicht für Dich einstehen, unter allen Umständen Dich zu betragen, wie es einem Manne ziemt?

Günter. Das wohl; doch keine Theilnahme an einem Bubenstück, darauf rechne nicht.

Der graue Mann. Ich fordere nur Dein Schweigen für eine Stunde, bei einer Scene die Dein Gefühl beleidigen wird, deren Stattfinden aber Dein Lautwerden nicht verhindern kann und die Du Deines eignen Besten wegen beiwohnen mußt.

Günter. Unter dieſen Umſtänden verſpreche ich es.

Die Dämmerung war unterdeſſen hereingebrochen, und der Unbekannte führte Güntern in eine abgelegene Gegend der Stadt, bis zur Mauer des fürſtlichen Parks. Daſelbſt öffnete er mit einem Schlüſſel eine kleine von Gebüſchen verſteckte Thür und brachte den jungen Grafen durch ein Baumdickicht nach einem Tempelförmigen Pavillon, deſſen Hinterwand an einen künſtlich zuſammengefügten Felſen lehnte. In dem Felſen befand ſich eine verborgene Thür, die in ein kleines Gemach führte, welches von dem Innern des Tempels nur durch eine ſpaniſche Wand getrennt war. Dahin führte der graue Mann Güntern, hieß ihn genau beobachten, was im Tempel, den er durch eine Spalte der Wand überſehen könnte, vorgehen werde, gab ihm den Schlüſſel zum Ausgange des Parks und war verſchwunden, ohne daß Günter ſah, wo er blieb. Eine geraume Zeit regte ſich nichts, dann aber kam der Kammerdiener des Erbprinzen, zündete Kerzen an und ſchloß die Fenſterladen. Ihm folgte bald darauf der Erbprinz mit Sophien am Arm, aus deren Betragen zu einander ſich auf einen vertrau-

ten Umgang von der zweideutigſten Art ſchließen ließ. Günter, der auf Sophiens Tugend und auf ihre Liebe zu ihm feſt vertrauet hatte, wurde tief verletzt von dieſer Entdeckung und heftig wie er war, würde er ſicher aus ſeinem Verſteck hervorgebrochen ſeyn, und der Ungetreuen in Gegenwart des Prinzen ihre Schlechtheit vorgeworfen haben, wenn er nicht dem grauen Manne ein gänzliches Schweigen und ruhiges Verhalten hätte verſprechen müſſen. Bald ſollte ſein Gefühl noch mehr empört werden. Sophiens Vater und Bruder erſchienen, und nun verwandelte ſich die Schäferſtunde in eine geheime Sitzung, in welcher politiſche Angelegenheiten zum Vortrage kamen. Günter hörte hier den Sturz ſeines Vaters verabreden, der für den Fall des Todes des regierenden Fürſten feſt beſchloſſen wurde. Aber auch den Prinzen Waldemar wollte man zu Fehltritten verleiten, um einen Vorwand zu haben, ihn gefangen ſetzen zu können und Günter ſollte, vermittelſt ſeiner Neigung zu Sophien, als Werkzeug gebraucht werden, den Prinzen ſtrafbar zu machen und mit ihm zugleich fallen. Günter wurde durch das, was er in ſeinem Verſteck mit anhören mußte, gänzlich von

ſeiner Liebe zu Sophien geheilt; er wußte es dem grauen Manne Dank, daß dieſer ihm den Abgrund gezeigt hatte, der zu ſeinen Füßen klaffte, und eilte, als der Erbprinz mit ſeinen ſaubern Verbündeten den Tempel verlaſſen hatte, voll Zorn und mit Abſcheu gegen die hinterliſtige Sophie erfüllt, nach Hauſe.

Der Miniſter war begierig zu erfahren, was der graue Mann mit ſeinem Sohne verhandelt habe. Günter verhehlte ihm nichts und zeigte ſich nun bereit den Willen ſeines Vaters im Betreff ſeiner Anſtellung in auswärtigen Dienſten, zu erfüllen. Eine Reiſe nach der Schweiz wurde zum Vorwande genommen, und ſchon nach einigen Tagen war Günter nach der Reſidenz des Hofes unterweges, bei welchem er Dienſte nehmen ſollte. Der Miniſter beſaß daſelbſt Freunde, vermittelſt denen er ſeinem Sohne dort eine günſtige Aufnahme verſchaffte. Günter wurde im diplomatiſchen Fache angeſtellt, doch erhielt er die Erlaubniß, ehe er ſeinen Poſten antrat, noch eine Reiſe machen zu dürfen und während der Zeit blieb ſeine Anſtellung ein Geheimniß.

8.

Der regierende Fürſt war geſtorben und der

Minister saß am Abende des Sterbetages, betrübt über den Tod eines von ihm hochverehrten Herrn, und besorgt um sein Schicksal unter der Regierung des neuen ihn hassenden Fürsten, in seinem Arbeitszimmer, da stand der graue Mann unerwartet vor ihm und sagte: „Wohl hast Du Ursache über Deine Zukunft nachzudenken, denn was Du befürchtest ist nur zu gegründet.“

Der Minister. (erschrocken empor fahrend) Wie, schon wieder hier Du geheimnißvolles Wesen? wie magst Du meine Gedanken wissen?

Der graue Mann. Was du denkst ist mir unverborgen. Du fürchtest den Haß des neuen Fürsten, und wie gegründet Deine Furcht ist, davon sey Dir ein Beweis, daß der Fürst so eben den Befehl gegeben hat, Dich noch in dieser Nacht zu verhaften.

Der Minister. Weh mir! so muß ich eiligst Anstalten zur Flucht treffen.

Der graue Mann. Diese Maaßregel dürfte Dich schwerlich retten, denn nach allen Thoren ist bereits der Befehl abgegangen, Dich nicht hinaus zu lassen.

Der Minister. O! so bin ich verloren! der fürstliche Wütherich hasset mich unversöhnlich

und wird kein Verbrechen scheuen, mich zu verderben.

Der graue Mann. Sey ruhig! ich habe einmal die Rolle Deines Schutzgeistes übernommen und werde sie durchführen. Eile sogleich zu Deiner Tochter und begieb Dich mit ihr in den Garten. Verliere keine Zeit dabei, ich werde auch dort seyn und das Weitere zu Deiner Rettung veranlassen.

Der Minister ging zu seiner Tochter und lud sie ein mit ihm in den Garten zu kommen. Ida staunte über den seltsamen Einfall des Vaters, im Dunkeln spazieren zu gehen, doch folgte sie, ohne sich eine Bemerkung darüber zu erlauben. Im Garten angelangt, fanden sie den grauen Mann bereits sie erwartend. Der Minister sahe darin einen neuen Beweis, daß der Unbekannte ein Wesen höherer Art seyn müsse, denn er war wieder auf eine ganz unerklärbare Art dahin gekommen, da die einzige Pforte des mit einer hohen Mauer umgebenen Gartens fest verschlossen gewesen war. Der graue Mann führte den Grafen und Ida in ein abgelegenes Gebüsch, wo ein seit langen Jahren unbeachtet gebliebener Trümmerhaufen stand, zeigte ihnen daselbst eine

Oeffnung, die unter der Erde fortführte und hieß sie hinunter steigen, sich längs der Mauer des Ganges fortgreifen und wenn sie das Ende desselben erreicht haben würden, sich der Leitung des Menschen zu überlassen, den sie daselbst finden würden. Der Minister zögerte, der Unbekannte sagte aber: „sind die Proben, die ich Dir gegeben habe, daß ich für Dein Wohl besorgt bin, noch nicht hinreichend gewesen, Dein Mißtrauen zu besiegen?“ Da ermannte sich der Graf, nahm seine Tochter beim Arme und stieg mit ihr in die lichtlose Tiefe hinab.

Ida frug zitternd den Vater: wohin er sie führe? „Weiß ich es doch selbst nicht, mein Kind, erwiederte er, wir müssen fliehen, und dieses scheint der einzige uns übrig gebliebene Ausweg zu seyn.“ Sie gingen vorsichtig weiter, aber der Gang schien sich zu einer endlosen Länge auszudehnen. Endlich wehete sie ein frischer Luftzug an und sie befanden sich wieder auf der Oberwelt zwischen dichten Gebüschen, die unfern dem Stadtwalle standen. Jetzt trat ein Mann zu ihnen, der sie bat, ihm zu folgen. Er ersuchte sie um die größtmöglichste Eil und führte sie eine Strecke zwischen Gartenhäusern und Ackerbeeten an einen abgele-

genen Ort, wo sie einen Reisewagen fanden. Der Wirth nöthigte sie einzusteigen, setzte sich selbst auf den Rücksitz und nun ging es im raschen Trabe fort. Nach einigen Stunden wurden in einem dichten Walde die bereits müden Pferde mit andern verwechselt und dann die Reise sogleich wieder fortgesetzt. So ging es die Nacht und den darauf folgenden Tag fort, ohne daß irgendwo ein Ruhepunkt gemacht wurde, nur während des Umspannens welches noch einige mal in menschenleeren Gegenden erfolgte, bot der Begleiter der Fliehenden ihnen einige Erfrischungen an.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergange als die Reisenden in eine anmüthige Ebne anlangten, in deren Mitte auf einem mäßigen Hügel sich ein prächtiges Schloß erhob, welches das Ziel der Reise bezeichnete. Als der Graf seinem Begleiter nach dem Namen des Schloßbesitzers frug, entschuldigte sich derselbe mit einem Verbote ihn zu nennen, versicherte aber, daß der Herr des Schlosses sich seinen Gästen in jedem Fall selbst bekannt machen werde.

9.

Die Geflüchteten bedurften der Ruhe, ihnen wurden daher nach einem leichten Abendessen ihre

Schlafzimmer angewiesen. Als sie am folgenden Morgen angekleidet waren, nöthigten die aufwartenden Diener sie zum Frühstück in den Gartensaal, den sie so kostbar als geschmackvoll verziert fanden. Aber hinreißend schön war die Gegend, die sich vor ihnen ausbreitete, als sie die Glasthüre des Saales öffneten und auf die breite mit Orangenbäumen besetzte Terrasse hinaustraten. Hinter dem Park, der sich sanft in die Tiefe hinabzog, breitete sich ein weites mit mehreren freundlichen Dörfern besetztes Thal aus, in welchem reiche Getreidefluren mit grünen Wiesenmatten wechselten, die von einem ansehnlichen Strome umflutet wurden. Jenseits des Stromes erhob sich das Land, anfangs sanft, dann amphitheatralisch, bis zu fernen hohen Waldbergen, die den Horizont an der einen Seite begrenzten, während an der andern Seite, wo der Strom abwärts floß, der Blick sich über eine reiche mit unzähligen Höfen und Dörfern bedeckte Ebne in eine weite, dem Auge unerreichbare Ferne verlor.

Von der herrlichen Aussicht hingerissen rief Ida: Gott! wie himmlisch schön ist diese Gegend; wer hier doch für immer wohnen könnte! „Das hängt allein von Dir ab, sagte der graue

Mann, der mit diesen Worten zu Ida und ihrem Vater hintrat. „Willkommen in meinem und Deinem Eigenthum, sagte er zum Grafen, indem er ihn umarmte, sieh in mir Deinen todt geglaubten Bruder Friedrich.„ Wie, rief der überraschte Graf, Du ein Mensch? Du mein Bruder Friedrich? habe ich nicht dessen Todtenschein in meinen Händen gehabt? „Und dennoch lebe ich, erwiederte der graue Mann, komm in die Kühle des Saales zurück, dort will ich Dir die sonderbaren Schicksale meines Lebens erzählen und die Räthsel meines Dir unbegreiflichen Erscheinens lösen.„ Er führte darauf den Minister und Ida zum Saale zurück, und während die junge Gräfin auf seinen Wink das Frühstück einschenkte, begann er folgende Erzählung:

Die Ursache meines Entweichens aus dem väterlichen Hause ist Dir bekannt. Unvermögend den Widerwillen zu bekämpfen, den ich gegen die Laufbahn eines Staatsmannes hatte, mußte ich entweder entfliehen oder unter der Last einer mir verhaßten Beschäftigung untergehen. Durch das Lesen der Klassiker von den Großthaten der griechischen und römischen Helden begeistert, hatte ich mir schon längst den Waffenruhm zum Ziele

meines Lebens gesetzt, und war entschlossen, auch gegen den Willen meines Vaters, die militärische Laufbahn zu betreten; nur war ich noch nicht mit mir selbst darüber einig, welchem Fürsten ich meine Dienste widmen sollte. Zufällig bekam ich die Geschichte Karls des XII. in die Hände; die Heldenthaten dieses ritterlichen Königs entflammten mich und ich entschied mich für Schweden. Durch die Freigebigkeit meines Vaters war ich hinreichend mit Gelde versehen; einige Kostbarkeiten, die ich an Geburtstagen und bei andern Gelegenheiten zum Geschenk erhalten hatte, brachten mir, als ich sie verkaufte, auch einige Summen ein, und dadurch war ich im Stande die Reise und meine Equipirung zu bestreiten und meinem Stande gemäß zu leben.

Der nicht unrühmlich bekannte Name unserer Familie verschaffte mir in Stockholm eine gute Aufnahme, man bewilligte mir eine Officierstelle in dem Gothenburger Dragoner-Regiment, und ich sahe auf diese Weise, schneller als ich es gehofft hatte, meinen Wunsch erfüllt. Aber nur zu bald wurde ich gewahr, daß ich dennoch fehl gegriffen hatte und durch Erreichung meiner Absicht um nichts glücklicher geworden sey. Die

Schwedischen Officiere haßten den Fremdling, der sich so unwillkommner Weise in ihre Mitte gedrängt hatte, und ließen es mir bei jeder Gelegenheit fühlen, wie überlästig ich ihnen sey. Dadurch wurde mein Dienstverhältniß höchst unangenehm. Von allen Seiten strömten Verdrießlichkeiten auf mich ein, und an einen freundschaftlichen Umgang mit meinen Cameraden war nicht zu denken. Dazu kam noch das unfreundliche nordische Klima, eine meiner Gewohnheit nicht zusagende Lebensweise, der ich mich unterwerfen mußte, und der Mangel an allen mir zum Bedürfniß gewordenen Vergnügungen und Erholungen. Unendlich bedauerte ich den raschen Schritt, den ich gethan hatte, und würde um ihn ungeschehen zu machen, gern einige Jahre von meinem Leben dahin gegeben haben. Doch zu stolz, um dem Vater meine Uebereilung zu gestehen, und ihn um die Wiederaufnahme zu bitten, ertrug ich mein Schicksal, zwar nicht mit Geduld, doch ohne einen Schritt zur Verbesserung desselben zu thun. Am Ende wurde mir denn aber doch mein Zustand unerträglich; ich sahe ein, daß ich mein Ziel durch Waffenthaten, Ruhm zu erwerben, in Schweden nie erreichen

würde, und fing auf eine Veränderung meiner Lage zu denken an.

Gerade damals waren einige Englische Kriegsschiffe auf der Rhede von Gothenburg vor Anker gegangen und die Bekanntschaft einiger Englischen Marine-Officiere, die ich bei der Gelegenheit machte, erweckte in mir den Wunsch den Landdienst mit dem Seedienste zu vertauschen. Je länger ich mich mit diesem Gedanken trug, je lebhafter wurde er in mir und reifte nach und nach zum Entschlusse, den auf die passendste Weise auszuführen, nunmehr der ausschließliche Gegenstand meines Nachdenkens wurde.

An der Wirthstafel, wo ich gewöhnlich speiste, traf ich in der Regel einige Englische Seeofficiere und unter diesen auch den Contre-Admiral, der die Flotille commandirte. Es war ein ernster, verschlossener Mann, dem selten wer Rede abgewann. Er hatte mich jedesmal, wenn er an der Tafel saß, anhaltend mit den Augen fixirt und sein Blick schien mit einem gewissen Wohlgefallen auf mir zu ruhen. Dieser Umstand gab mir den Muth mich dem finstern Manne zu nahen und ihm mein Anliegen vorzutragen. Er hörte meine Bitte an, ohne eine Miene zu

verhindern, sahe mich darauf lange schweigend an und dann äusserte er den Wunsch mit meinen Familienverhältnissen und mit der Veranlassung, die mich, den Deutschen, bewogen hatte in Schweden Dienste zu nehmen, bekannt gemacht zu werden. Ich gab ihm darüber umständliche Auskunft und er entließ mich mit dem Versprechen, mich binnen einigen Tagen über mein Gesuch bescheiden zu wollen.

Mit Schmerzen wartete ich auf die Entscheidung, die sich länger verzögerte, als ich nicht gedacht hatte. Der Admiral schien mir auszuweichen, ich bekam ihn selten zu sehen und dann, wenn ich ihn irgend antraf, war er stets in Gesellschaft, so daß eine Eröffnung zwischen uns unmöglich wurde. Schon zweifelte ich daran, daß er die Sache je zur Sprache bringen würde, als er mich eines Abends zu sich einladen ließ, und da ich erschien, mich also anredete:

„Sie haben wahrscheinlich schon längst auf einen Bescheid über Ihr Gesuch in den Englischen Seedienst angestellt zu werden geharrt, indessen hatte ich triftige Gründe Ihnen nicht früher als jetzt darauf zu antworten. Unter andern wollte ich Ihnen Zeit lassen Ihren Vorsatz

reiflich zu überlegen. Jetzt sagen Sie mir, warum Sie in unsere Dienste bei der Marine treten wollen?“

Ich. Weil mir der Schwedische Landdienst unerträglich wird und ich bei dem Seedienste Gelegenheit zu erhalten hoffe, mich auszuzeichnen und mein Glück zu machen.

Er. Warum traten Sie in Schwedische Dienste?

Ich. Ich glaube es Ihnen schon gesagt zu haben, weil ich eine unüberwindliche Abneigung gegen Civildienste hatte, wozu mich mein Vater bestimmte, und weil ich hoffte im Militärstande Ruhm und Ehre zu erwerben.

Er. Der Zwang, mit dem Ihr Vater Sie bedrohte, entschuldigt Ihr Entweichen einigermaßen in meinen Augen; aber wie Sie im Kriegesdienste Ruhm erwerben wollten, so wie, was Sie mit diesem Ruhm, wenn er anders zu erlangen möglich war, anfangen wollten, das bleibt mir, ich gestehe es, unerklärlich.

Ich. Milord scheinen meine kriegerische Fähigkeit zu bezweifeln; ich wüßte nicht, daß ich Ihnen je Gelegenheit dazu gegeben hätte.

Er. Nicht im geringsten; im Gegentheil ich

setze recht viel militärische Talente bei Ihnen voraus. Aber meine Ansicht von Ruhm ist wahrscheinlich von der Ihrigen verschieden, und daher also auch die Ungleichheit unserer Meinungen. Der wahre Ruhm — der, welcher sich auf das Urtheil des großen Haufens gründet, ist sehr leicht zu erwerben, aber darum auch nichts werth — kann nur durch einen ausgezeichneten Grad von Pflichterfüllung errungen werden; er wird nur durch den Beifall der Weisen und Tugendhaften begründet; er läßt sich nur erstreben, wenn der Wunsch sich einer Idee, die er für recht und gut, für erhaben erkennt, mit seiner ganzen Wesenheit hingiebt, wenn er seine volle ungetheilte Kraft an ihre Ausführung setzet, wenn er sich ihr ganz und für immer opfert. Sagen Sie mir, welche Pflicht gebietet Ihnen in Schwedischen oder Englischen Diensten die Waffen zu führen? für welche Idee wollen Sie kämpfen und Ihr Blut und das Blut anderer Menschen vergießen? Muß Ihnen Schwedens oder Englands Sache in einem etwanigen Kampfe nicht immer fremd bleiben? — Weil vielleicht in Ihren Adern das Blut etwas schneller pulset, als es dem friedlichen Staatsbürger gerade Noth thut, darum müssen Sie die

Kunst erlernen, die Menschen nach Regeln zu morden; die Kunst Menschen zu hunderten in die Luft zu sprengen, Gliederweise hinzüstrecken, oder unter dem Schutte aufgeflogener Minen, zusammengestürzter Mauern zu begraben? Sagen Sie mir, welchen wahren, bleibenden, Ihr Herz befriedigenden Ruhm erwarten Sie davon, wenn Sie in einem ungerechten, dem Interesse Ihres Vaterlandes fremden Kriege als General eine Schlacht gewonnen, eine Provinz erobert, ein Land verheert, sich zu Orden und Reichthümern empor gemordet haben? Zwar die Menge wird es an Lob und Beifall nicht fehlen lassen; oder was ist ein solches Lob, ein solcher Beifall dem Menschen von Grundsätzen und Gefühl werth, dem sein Bewußtseyn sagen muß, nicht zum Schutze eines unterdrückten Volks, nicht um der guten Sache willen, sondern um den Ehrgeiz und den Eigennutz zu befriedigen hast du alle deine Talente, alle Kräfte deines Körpers und Geistes, hast du die beste Hälfte deines Daseyns angewandt? Wenn Sie sich dann bei der Vollendung Ihrer Laufbahn die Frage vorlegen: Was hat die Menschheit, was hat das Vaterland durch deine Thätigkeit gewonnen? und die Antwort

lautet: Nichts! Um die Laune eines länderſüchtigen Monarchen zu befriedigen, um die Pläne ränkevoller Hofleute auszuführen habe ich blühende Länder verwüſtet, die Brandfackel über die friedliche Wohnungen glücklicher Menſchen geſchwungen, tauſende von Menſchen zur Schlachtbank geführt, Schaaren von Wittwen und Waiſen gemacht, in Gottes herrliche Natur Jammer und Elend gebracht und das alles wie ein feiler Lohnknecht für bunte Flitter, für Orden und Titel und Reichthum für die Bewunderung eines albernen Pöbels, der oft genug Thaten bewundert, die nur Abſcheu verdienen. Wenn Ihr Bewußtſeyn Ihnen dieſe Antwort giebt: wie ſtehet es denn um Ihr Glück, um Ihre Ruhe aus?

Ich. Ich bin erſtaunet, Milord! Sie ſich ſo äußern zu hören, Sie, den erfahrenen, mit Ruhm bedeckten Krieger! Hätten Sie denn während Ihres thatenvollen Lebens ſtets gegen Ihre Ueberzeugung gehandelt?

Er. Keinesweges! Abgeſehen davon, daß ich von meiner früheſten Jugend ab, gezwungen habe dienen müſſen, ſo kämpfe ich nur für mein Vaterland; ſeine Sache iſt die meinige, und darum darf ich auch, im Fall ich tapfer war, und

meine militärischen Kenntnisse zu Englands Nutzen gereichten, auf einigen Ruhm Anspruch machen. Aber dieß wäre nicht der Fall, hätte ich meine Kraft, mein Leben für eine mir fremde Sache verschwendet. Der Zustand des Menschen soll in der Regel nicht kriegerisch, sondern friedlich seyn; nur die Selbsterhaltung, die Nothwehr darf ihm die Waffen in die Hand geben. Wählt er, ohne daß das Vaterland ihn dazu ruft, den Stand des Kriegers, so ist zwischen ihm und einem Räuber, der seine Existenz auf den Beutel und das Leben seiner Nebenmenschen gründet, kein Unterschied.

Ich. Sie sprechen ein hartes Urtheil über den Stand des freiwillig dienenden Kriegers aus, und um es zu entkräften darf ich Sie wohl nur an den Prinzen Eugen von Savoyen, dem alten deutschen Theuern, erinnern.

Er. Ich gestehe, von allen Heerführern neuerer Zeit ist Prinz Eugen mein Liebling; aber auch seine Thaten werden mich zur Zurücknahme meines Urtheils nicht bewegen. Er war ein Prinz, und einem solchen bleibt, wenn er kein Land zu regieren hat, leider! in den wenigsten Fällen ein anderes Ziel für seinen Thatendrang, als der

Kriegesdienst. Er handelte im Geiste seiner Zeit, wenn er, da er im Vaterlande keinen Wirkungskreis finden konnte, dem Auslande seine Dienste widmete. Aber demungeachtet, und ob er gleich durch so manche liebenswürdige Eigenschaft als Mensch, die Menschheit mit seinem blutigen Berufe versöhnte, so bleibt es doch immer tadelnswerth, daß er für ihm fremde Sache focht. Wiewohl er, unter allen, die je in fremden Heeren fochten, vielleicht am ersten entschuldigt zu werden verdient; denn er kämpfte doch mitunter gegen die Türken, die Erbfeinde der Christenheit — und Frankreich war ja auch deren Verbündter — also für eine große Idee. — Es ist ein Unglück für die Welt, daß sich einem kriegeslustigen, eroberungssüchtigen Fürsten stets unzählige Köpfe und Arme darbieten, die sich um schnöden Sold und um das elende Phantom des Ruhms dazu willig finden lassen zur Befriedigung seiner Launen, seiner Habsucht, seines Ehrgeizes ihre Kräfte und Talente anzustrengen. Wären die Fürsten stets in der Nothwendigkeit gewesen, zur Vertheidigung der Gerechtsame ihres Volkes nur allein die Söhne des Vaterlandes ins Feld rufen zu müssen, hätten nie ehrgeizige Ausländer die

Flamme der Zwietracht geschiert und den Leidenschaften der Monarchen geschmeichelt, um bei entstehenden Kriegen ihnen unentbehrlich zu werden; die Hälfte der Kriege, die seit einem Jahrtausend Europa verwüsten, wären unterblieben, und die andere Hälfte weniger blutig und verderblich gewesen. — Dieß meine Meinung von dem Geschäfte eines Kriegers, in so fern er nicht die Waffen zur Vertheidigung seines Vaterlandes führt. Was Ihr Gesuch ins Besondere betrifft, so mögen Sie selbst urtheilen, ob ich Ihnen, wenn ich anders folgerecht bleiben will, beuöthig seyn kann. Außerdem stehet aber Ihrer Anstellung auch noch ein anderes unübersteigliches Hinderniß entgegen. Der Seedienst nimmt nämlich sowohl die Körperkräfte als den Verstand in Anspruch, er erfordert Kenntnisse, Erfahrungen und Uebungen, die von der früheſten Jugend auf erlernt werden müssen, und Sie sind längst über das Alter hinaus, wo er angefangen werden muß. Aus diesem Grunde ist also ihr Vorhaben ganz unausführbar, und Sie thun wohl es aufzugeben.

Ich. Ihre Erklärung, Herr Admiral, raubt mir sehr viel, mehr als Sie wohl glauben, doch danke ich Ihnen für die Offenheit, mit der Sie

sie gegen mich ausgesprochen haben. Ist mir die Wahrheit in diesem Falle unendlich bitter, so weiß ich doch ihren Werth zu schätzen.

Er. Ich habe nach meiner Ueberzeugung gesprochen und mache deßhalb keinen Anspruch auf Dank. Aber wie mag das, was ich so eben gesagt habe, Ihnen bitter vorkommen?

Ich. Sie haben mir die Augen geöffnet und gezeigt, daß mein Lebensplan verfehlt, die Zeit, die ich anwandte ihn auszuführen, verschwendet war. Ich habe meiner Familie und meinem Vaterlande entsagt, um meiner Neigung zu folgen; ich habe alles, was dem Menschen theuer seyn sollte, hingegeben, um einen Stand zu erwählen, den Sie mir, unter den Verhältnissen worin ich stehe, als unnütz, als tadelnswerth darstellen: weh mir! ich bin zu einem Leben ohne Zweck verdammt.

Er. Nicht doch! kehren Sie in Ihre Heimath zurück, werfen Sie sich Ihrem Vater in die Arme, und Sie werden Gelegenheit finden in Ihrem Vaterlande einen ehrenvollen Wirkungskreis zu finden.

Ich. Nimmermehr! Der Vater glaubt seinen Stamm durch meine Flucht, durch meinen Unge-

horsam entehrt und würde mich nicht wieder aufnehmen, oder meine Anwesenheit würde ihm eine immerwährende Kränkung seyn.

Er. (nach einer Pause) Nun wenn Sie dieses nicht wollen, so habe ich einen andern Vorschlag. Ich hatte einst einen Sohn, den ich unaussprechlich liebte, den mir aber ein früher Tod entriß. Mit ihm verlor ich meines Lebens höchste Freude, und mein Schmerz um ihn endete nur im Grabe. Eine sprechende Aehnlichkeit mit ihm, die ich an Ihnen bemerkte, hat Sie mir lieb gemacht. Wollen Sie die Pflichten eines Sohnes gegen mich übernehmen, so will ich Ihr Vater seyn und sie erben einst meinen Namen, meinen Familientitel und mein großes Vermögen. Ist Ihnen mein Antrag genehm, so erhalten Sie die, wie ich glaube, nicht unnütze Bestimmung den trüben Abend eines Greises zu erheitern, und nach meinem Tode giebt Ihnen meine Verlassenschaft die Mittel sich einen ehrenvollen Wirkungskreis nach eigener Neigung zu wählen. Nur mache ich die Bedingung, daß Sie mich, so lange ich lebe, nie verlassen, und während der Zeit Ihrem Vaterlande gänzlich entsagen.

Dieses war das wesentlichste meiner Unterre-

dung mit dem Admiral Lord Selton, die einen viel andern Ausgang nahm, als ich mir vorgestellt hatte. Der Vorschlag war zu vortheilhaft, als daß ich ihn nicht hätte annehmen sollen. Um mich ganz von meiner Heimath zu trennen, bewog Milord Selton einen Geistlichen mir einen Todtenschein auszustellen, und dieser wurde nach meiner Heimath geschickt. Ich nahm meine Entlassung und ging mit dem Admiral nach England, wo er meine Adoption veranlaßte, aber auch durch einen gerichtlichen Akt meine Herkunft bescheinigte. Ich begleitete ihn auf einer Expedition nach den Westindischen Inseln und darauf in den Bengalischen Meerbusen, und blieb bei ihm, bis er auf der Rückreise nach England unfern dem Kap der guten Hoffnung starb. Ich betrauerte meinen Wohlthäter, an welchen mich nicht nur allein die Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit gebunden hatte, aufrichtig; denn er war ein Mann von dem liebenswürdigsten Charakter, ein Mensch von dem edelsten Herzen, der sich die Hochachtung, Bewunderung und Liebe aller derer erwarb, die mit ihm in irgend eine Berührung kamen. Vier Jahre lang genoß ich das Glück mit diesem verehrungs-

werthen Manne umzugehen und von ihm als ein Sohn geliebet zu werden, und seinem Umgange verdanke ich sowohl die Veredelung meines Gemüths, so wie die Ausbildung meines Verstandes.

In London angekommen fand ich die Verlassenschaft des Lord Selton, deren alleiniger Erbe ich war, bei weitem größer, als ich erwartet hatte. Ich konnte mich selbst nach Englischem Maaßstabe für ungemein reich halten. Außerdem besaß ich eine Pairie und war also auch in Hinsicht des Ehrgeizes befriediget. Da mich das Glück durch einen Engländer und auf Englischem Boden, so ungewöhnlich begünstigt hatte, da ich auf einer Stufe stand, auf der ich viel nützen konnte, so hielt ich mich auch verpflichtet dem Englischen Volk und Staat meine Kräfte zu weihen. Dieser Ueberzeugung gemäß erwarb ich mir eine genaue Kenntniß von den Sitten, Gesetzen und der Staatsverfassung der meines neuen Vaterlandes, unterzog mich den öffentlichen Geschäften, die man mir übertrug, sobald man sich von meinem guten Willen und von meinen Fähigkeiten überzeugt hatte, und war, wie durch meine Verhältnisse so auch in meiner Gesinnung,

ganz Engländer. Daß ich unter dieſen Umſtänden an keine Rückkehr in mein Vaterland dachte, wirſt Du mir nicht verübeln. Mein Vater, den mein Glück hätte erfreuen können, war damals, als ich durch meine Thätigkeit anfing zu beweiſen, ich ſey der Stelle, auf die ein günſtiges Schickſal mich gebracht hatte, nicht ganz unwerth, nicht mehr am Leben; gegen Dich, muß ich geſtehen, hegte ich einiges Mißtrauen, ich hielt Dich, verzeih mir dieſen Irrthum, für ſelbſtſüchtig und wollte abwarten, wie ſich Dein Charakter entwickeln würde, ehe ich ich von meinem Leben in Kenntniß ſetzte. Späterhin ließen meine eigenen Angelegenheiten mich, Dich und mein Vaterland vergeſſen.

Für einen Deutſchen, der ſeine Jugend in den höhern Zirkeln ſeines Volkes lebte und gebildete Frauenzimmer kennen lernte, haben die vornehmen Engländerinnen wenig Liebenswürdiges. Der Mehrzahl derſelben fehlt es an Geiſt und Lebhaftigkeit, die Geiſtvollen haben zu viel Männliches, oft mit einer nicht geringen Beimiſchung von Biſarrerie, allen aber fehlt die zarte, holde Sittſamkeit und die liebenswürdige Weiblichkeit, die den deutſchen Frauen ſo vorzüglich eigen iſt,

und die dem schönen Geschlechte in unsern Augen einen so unwiderstehlichen Reiz giebt Darum hatte ich mich nie zu einer Heirath mit einer Engländerin entschließen können, wie sehr mein Herz auch das Bedürfniß ehelicher Freuden fühlen mochte, und wie sehr man sich auch von allen Seiten angelegen seyn ließ, mich zur Wahl einer Gemahlin aus den ersten Häusern des Landes zu bestimmen. Endlich schien mir der Zufall diejenige in den Weg geführt zu haben, die dem Ideal, das ich mir von der künftigen Gefährtin meines Lebens geschaffen hatte, glich.

Die Tochter eines Landedelmanns, der seiner Wittwe nichts als Schulden und einen noch unbeendigten Proceß um ein kleines Landgut hinterlassen hatte, kam mit ihrer Mutter nach London, da die letztere ihren Rechtsstreit, von dessen glücklichem Ausfall allein ihr künftiger Unterhalt abhing, persönlich zu betreiben wünschte. Das Mädchen war wunderschön und entfaltete bei näherem Umgange eine bei den Engländerinnen seltene Tiefe des Gemüths. Aber sie war noch ganz und gar ein rohes Kind der Natur, und die unbemittelten Eltern hatten noch nicht das mindeste für ihre Bildung gethan. Ich lernte sie

zufällig kennen, wurde von dem großen Liebreitz ihrer Gestalt angezogen, von ihrem natürlich guten Herzen entzückt, und empfand eine ernsthafte Neigung zu ihr. Der schönen Molly schien auch ich nicht gleichgiltig zu seyn. Gleichwohl sah ich sehr wohl ein, daß sie bei ihrem gänzlichen Mangel an Bildung auf die Dauer mich weder glücklich machen, noch es selbst seyn konnte, und da ich sie mit der ganzen Fülle meines Herzens liebte, so beschloß ich mit Genehmigung der Mutter sie in allem dem unterrichten zu lassen, was ein Frauenzimmer, das bestimmt ist in der grossen Welt zu leben, wissen muß, wenn es nicht zurückgesetzt und verachtet seyn will. Ich unterstützte die Mutter, die den Aufenthalt in London ausserdem nicht würde haben bestreiten können, ich bezahlte die Lehrer und Lehrerinnen, und Molly zeigte eine bewundernswürdige Gelehrigkeit. Ich sah mit Entzücken die Fortschritte, die sie machte, und schon dachte ich mich ihren Besitz als nahe, und träumte von den goldenen Tagen, die ich an ihrer Seite verleben würde, als eine Angelegenheit mich nöthigte eine Reise nach den nördlichen Provinzen zu machen. Unverhergesehene Geschäfte verzögerten meine Rückreise

länger als ich geglaubet hatte. Als ich endlich wieder in London angelangt war, eilte ich sogleich nach der Wohnung der Wittwe Klinkerton, fand sie leer und Mutter und Tochter verschwunden.

Mein Kummer darüber war unbeschreiblich. Was sie bestimmt hatte ihre Wohnung so plötzlich zu verlassen und wo sie sich hingewendet hatten, darüber konnte mir niemand die mindeste Auskunft geben, und alle meine Erkundigungen darnach waren umsonst. Ich ließ kein Mittel unversucht ihren Aufenthalt zu erfahren; ich bat um Anzeige davon in den öffentlichen Blättern, ich durchstrich die Stadt in allen Richtungen, ich nahm ein ganzes Heer von müßigen Dienern in Sold, um ihren Wohnort aufzuspüren, ich bot endlich große Prämien für ihre Entdeckung und warf das Geld mit vollen Händen fort, ohne dadurch meinem Zwecke auch nur um einen Schritt näher zu kommen. Endlich, nach langem vergeblichen Bemühen, brachte einer meiner Späher die Nachricht, daß Mistreß Klinkerton mit ihrer Tochter nach Nordamerika gegangen sey. Nach welcher Stadt und mit welchem Schiffe wußte er nicht zu sagen. Ich verschaffte mir über die Wahrheit dieser Nachricht Gewißheit und

reiſete ſogleich nach. Lange blieb ich dort, ohne alle Spur von meiner Geliebten, und als ich mit unſäglicher Mühe ausgemittelt hatte, wo ſie und ihre Mutter gelandet war, da mußte ich auch zugleich die niederſchlagende Nachricht vernehmen, daß ſie ſchon längſt nach Kalekutta abgegangen wären. Meine Leidenſchaft für Molly wurde durch dieſe Hinderniſſe nicht verringert, im Gegentheil füllte ſie meine ganze Seele, und keine Beſchwerde war für mich ſo groß, daß ich dieſelbe nicht um die Hoffnung, Molly zu beſitzen, erduldet hätte.

In Kalekutta währte es abermals lange, bis ich etwas von Miſtreß Klinkerton erfahren konnte, und dieſes iſt in einer Stadt, die an Umfange und Volkomenge London beinahe gleich kommt, kein Wunder. Wer kümmert ſich dort, in einem ſolchen Gewühl von Menſchen aus allen Aſiatiſchen Völkerſtämmen, wo alles nur ein Intereſſe, das des Handels, des ſchnellen Reichwerdens hat, um eine unbegüterte Wittwe. Monate lang durchſtrich ich alle Straßen, beſuchte ich alle Spaziergänge, trieb ich mich in allen Läden umher, und ſtets täuſchte mich meine Hoffnung eine Spur der Verſchwundenen zu entdecken. Endlich wies mir

ein Krämer, an den sie Empfehlungsbriefe gehabt hatte, ihre Wohnung nach, aber als ich dahin ging, so erfuhr ich, daß Mistreß Klinkerton bereits seit mehreren Wochen begraben sey; wo ihre Tochter sich hingewendet, das wußte mir niemand zu sagen.

Nun verdoppelte ich meine Mühe sie ausfindig zu machen. Der Gedanke, daß Molly gänzlich schutzlos sey, vielleicht sogar Mangel leide, beunruhigte mich ungemein, und ich bot große Summen dem, der mir ihren Aufenthalt anzeigen würde. Ein Jude kam um diesen Preis zu verdienen zu mir, und benachrichtigte mich, daß in einer entlegenen Vorstadt ein europäisches Mädchen, gerade wie ich es beschrieben, bei einem Maleven befindlich sey. Ich eilte dahin, und mein Entzücken aber auch mein Schmerz war grenzenlos, als ich wirklich Molly, aber krank und mit tiefgebeugtem Gemüthe fand. Meine Geliebte berichtigte mir über ihre schnelle Abreise aus England und nachherigen Schicksale folgendes: Ein ihrer Mutter bekannter Amerikaner hatte mich bei Mistreß Klinkerton verläumdet und es wahrscheinlich gemacht, daß es mein Ernst nicht sey Molly zu heirathen, sondern nur unred-

liche Absichten mich, sie zu unterstützen und für ihre Erziehung zu sorgen, veranlaßten. Auf den Rath des Amerikaners und auf sein Versprechen sie zu unterstützen bauend, ging nun Mistreß Klinkerton mit Molly nach Philadelphia, wo sie aber bald sich überzeugte, daß der hinterlistige Rathgeber die schändlichen Absichten auf Molly wirklich habe, die er mir fälschlich beigemessen hatte. In einem fremden Lande und ohne alle Mittel mußte sie sich entschließen die Stelle einer Erzieherin bei den Kindern einer Lady anzunehmen, die zu ihrem Gemahle nach Kalkutta reisete. Dort angekommen mußte sie dieses Unterkommen auch bald wieder aufgeben, weil der Gemahl der Lady Mollys Tugend nachstellte. Sie wollte nun eine Töchterschule anlegen, wobei sie wahrscheinlich ihre Rechnung gefunden haben würde, wenn der Tod nicht allen ihren Plänen ein Ende gemacht hätte. Molly blieb in einem hilflosen Zustande zurück, und sahe sich genöthigt bei einem alten Maleyen Schutz und Unterkommen zu suchen. Ich traf sie im Bette an, und sie, die an der Aufrichtigkeit meiner Liebe nie gezweifelt hatte, freute sich innig mich wieder zu sehen, ohne jedoch die Hoffnung einer langen glücklichen

Zukunft mit mir zu theilen. Sie versicherte mir ihr Herz sey von Kummer und Furcht und von der langen unbefriedigten Sehnsucht nach mir gebrochen, und sie werde nie genesen. Sie hatte nur zu wahr geahnet, denn nach vier Wochen begleitete ich ihren Sarg zur dunkeln Ruhestätte.

Da stand ich nun mit verödetem Herzen, in einem fremden Welttheil, von keinem Menschen gekannt, mit meinem Gram allein; die schönsten Blüten meines Lebens waren verwelkt; mein Daseyn wurde mir zur Qual. Ich trieb mich, um meinen Schmerz zu zerstreuen, in allen Englischen Besitzungen von Ostindien umher, und kehrte endlich, da es mir nirgends gelingen wollte, dem Leben wieder eine frohe Seite abzugewinnen, nach England zurück, wo ich mich mehreren langwierigen Geschäften der Regierung unterzog. Diese verwickelten mich mehrere Jahre hindurch in einen unübersehbaren Schwall von Arbeiten, die mir, wenn auch nicht Zufriedenheit und ein frohes Gefühl meines Daseyns, doch einen gewissen Gleichmuth gaben, der mir die Einsamkeit meines Lebens erträglich machte. Erst mein herannahendes Alter erregte in mir wieder eine schmerzliche Sehnsucht nach dem mir nie zu Theil

gewordenen häuslichen Glück, doch überzeugte ich mich bald, daß es für mich zu spät sey, durch Schließung eines Ehebandes es gründen zu wollen. Ein theilnehmendes mir durch die Bande des Bluts verwandtes Wesen wurde mir dringendes Bedürfniß, und der Gedanke an Dich, mein theurer Bruder! stieg in mir auf. Aber ob Du in dem Strudel des Hof- und Staatslebens Deine bessere Menschheit gerettet hättest; ob Du noch Gefühl für Bruderliebe in Deinem Busen hegtest, das war eine Frage, über die ich erst Gewißheit haben mußte, ehe ich mich Dir zeigen konnte, da mir Deine Verderbtheit oder Kälte unerträglich gewesen seyn würde.

Ich trat, von Dir unerkannt, unter meinem Adoptivnamen bei Hofe auf, und wurde von dem alten Fürsten, der für die Engländer eingenommen war, mit Auszeichnung behandelt. Mit Vergnügen sahe ich Deine nützliche Thätigkeit und Deine unwandelbare Rechtlichkeit; aber ich bemerkte auch sehr wohl die Feindschaft, die Du Dir bei dem Adel dadurch zuzogst, begriff sehr gut die Gefahr, der Du Dich blos stelltest, und beschloß, Dich gegen die Umtriebe Deiner Feinde zu sichern. Um jeden Verdacht, als sey ich auf

Deiner Seite und zu Deinem Besten thätig, von mir zu entfernen, mußte ich jedem Verkehr mit Dir ausweichen, wodurch ich es erlangte, daß Deine Gegner sich vor mir nicht hüteten, und ich einige Kenntniß ihrer Pläne erhielt. Größere Aufschlüsse verschaffte mir mein Englisches Geld, welches ich mit vollen Händen an feile Menschen spendete, dafür aber auch so gut bedient wurde, daß mir keiner von den Anschlägen Deiner Feinde entging. Dich geradezu zu warnen wäre vergebene Mühe gewesen, denn Deine harmlose Offenheit, gestützt auf das Bewußtseyn Deiner Rechtlichkeit, würde alles verdorben haben; darum mußte ich die Rolle eines mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Wesens annehmen, die mir, wie ich glaube, nicht übel gelang. Mir war es bekannt, daß das Haus, welches Du nach unserm Vater bewohntest, mehrere geheime Ausgänge hatte, die einst der Großvater hatte erbauen lassen, von denen einer in ein nahes, am Walle gelegenes Gartenhaus, der andere aber unter dem Walle fort bis außerhalb der Stadt führte. Von der Ursache, warum der Großvater diese Maulwurfsgänge hatte anlegen lassen und wie ich sie kennen lernte, davon ein andermal

Dieſe Gänge liefen durch das ganze Haus fort, und man konnte durch künſtlich verdeckte Oeffnungen in alle Zimmer gelangen. Ich kaufte das Gartenhaus und konnte nun, ſo oft es nöthig war, die Rolle eines Geiſtes ſpielen, und mir dadurch Glauben bei Dir erwerben. Die Eintauſchung der Urkunde und die Verwechſelung des Berichts des Geſandten erkaufte ich mit Geſchenken von einem Sekretair der Geſandtſchaft. Ich hoffe Du weißt es mir Dank, daß ich auf dieſe Weiſe Dich allen Gefahren entzogen habe, die Dir von Deinen Feinden drohten, und Dich der Ruhe freuen, die nach einem thatenvollen Leben in Geſellſchaft Deines Bruders Dich erwartet.

Der Miniſter dankte dem Bruder mit einer Umarmung; aber eine Wolke auf ſeiner Stirn zeigte, daß er doch nicht ganz froh war; Friedrich fragte nach der Urſache ſeiner Verſtimmung.

„Ich habe Kinder, ſagte jener, und bin ein Bettler; ich verwandte redlich meine Kräfte im Dienſte des Vaterlandes, und bin geächtet, entehrt.“

„Du biſt noch ſo reich als Du warſt, denn nicht nur fällt Deinen Kindern einſt mein großes Vermögen zu, wovon dieſe ſchöne Beſitzung nur

einen geringen Theil ausmacht, sondern auch Deine Lehensgüter bleiben Dir. Ich habe mich dem alten Fürsten kurz vor seinem Tode entdeckt, und er hat meine Ansprüche als ältester Sohn an die Lehnsgüter durch ein eigenhändig ausgestelltes Document anerkannt. Ich fodere sie nun zurück, und unter meinem Namen wirst Du sie nach wie vor besitzen; wegen der mir seit dreißig Jahren zustehenden Einkünfte lege ich Beschlag auf Dein ganzes Allodium und rette so auch dieses Dir. Was Deine Aechtung anbetrifft, so soll sie im Kurzen aufgehoben werden. Ich habe dem alten Fürsten eine starke Summe vorgeschossen, die mir sofort nach meiner Aufkündigung zurück gezahlt werden soll. Da man solches in diesem Augenblicke außer Stande ist, so werde ich den Zahlungstermin nur unter dem Bedinge Deiner gänzlichen Begnadigung verlängern; auch kann ich über den Einfluß des Englischen Gesandten gebieten, und werde ihn zu Deinem Besten benutzen.

Friedrich erfüllte was er versprochen hatte, und der Minister erhielt im Kurzen eine von dem Fürsten eigenhändig unterzeichnete Ehrenerklärung und die Einladung, seinen Posten wieder einzu-

nehmen. Aber er zog es vor, die freundliche Ruhe des ſtillen harmloſen Landlebens in der Geſellſchaft ſeines Bruders zu genießen, von dem er ſich nun nicht mehr trennte. Seine Kinder machten ihm Freude, und erſt nach langen Jahren ſchloſſen die beiden Brüder als lebensſatte Greiſe die müden Augen, von einer Reihe hoffnungsvoller Enkel umgeben.

III.

Legende von der heiligen Ottilia.

In den Zeiten König Hilderichs von Frankreich lebte ein Herzog mit Namen Ettich, der war so edel von Geschlechte als berühmt an ritterlichen Thaten, und reich an Land und Leuten. Sein Stamm galt für den adelichsten nach dem Königlichen, wegen seiner Gewalt im Kriege achtete ihn männiglich für einen Hauptpfeiler des Thrones, und das ganze große Land Elsaß gehörte ihm als erbliches Eigenthum. Dabei war er als ein frommer und gottesfürchtiger Herr bekannt, welcher der heiligen Kirche und ihren Dienern viel Gutes erwies. Doch klebte ihm ein gar arger Fehler an, der wohl mehr in seinem Geblüte als in seinem Herzen lag und ihm vielen Kummer machte. Er war nämlich sehr jähzornig und heftig aufbrausend, daher ließ er sich oft von seiner Hitze zu Uebereilungen hinreissen, die er nachmals bitter bereuete.

Um Gott und seine Heiligen wegen seiner im Zorn begangenen Sünden zu versöhnen, nahm Herr Ettich sich vor, ein Frauenkloster zu bauen. Er bat seine Freunde und andere gute Leute, ihm einen schicklichen Ort dazu aussuchen zu helfen, damit das Gotteshaus bequem und gegen die Anfälle der heidnischen Allemannier gedeckt gelegen sey. Da trat einer von seinen Jägern zu ihm sprechend: „So Euch mein Rath nicht zu gering dünkt, wollte ich Euch wohl eine Stelle zum Bau des Klosters anzeigen, wie nicht leicht eine bessere mag gefunden werden in Euren Landen.“ — Rede kühnlich, antwortete der Herzog, ich will Dich anhören, und wenn Dein Rath gut ist, so soll er Dir wohl vergolten werden. Der Jäger aber sagte: „Nicht um Sold noch Gewinn, sondern daß es Euch, meinem hohen Herren, zu Eurem Vornehmen frommen möge, habe ich Euch berichten wollen, was mir wegen des Platzes, den Ihr suchet, gerathen dünkt. Vernehmet denn: In dem großen Walde, wo Ihr zu jagen pflegt, wenn es Euch gelüstet Euere Kraft an dem Muthe des wilden Uhu oder des grimmen Bären zu erproben, da liegt von einem undurchdringlichen Dickicht umgeben, ein hoher Berg, auf dessen

Gipfel noch etwelche alte Mauern von einer Burg stehen, die, wie mir ein unsern davon siedelnder Waldbruder gekündet hat, vor alten Zeiten Kaiser Maximinus erbauet haben soll. Dort, so will mich bedünken, wäre der rechte Ort zu Erbauung eines Klosters, sintemal die Gott geweiheten Jungfrauen daselbst in abgeschiedener Stille ihrem Heiland dienen mögen, der Heiden wilde Schaaren aber von wegen der Abgelegenheit und des unwegsamen Vorlandes nicht leicht dahin dringen können. Der Herzog begab sich an die Stätte, die ihm der Jäger bezeichnet hatte, und als er sie besehen, da gefiel sie ihm gar wohl. Er berief nun Bauleute dahin, und ließ auf der Höhe des Berges eine große schöne Kirche bauen, nebst geräumigen Zellen für die Klosterfrauen. Und als der Bau vollbracht war, da benamste Herr Ettich das Kloster, Hohenburg, denn es stand auf dem höchsten Berge des ganzen Gaues.

Und dieser Herzog hatte eine Hausfrau, Perswinda genannt, die war eine Tochter des Königes Hilderich und wegen ihrer Frömmigkeit und Andacht fast berühmt. Ob solcher Tugenden war Herr Ettich seinem ehelichen Gemahl mit großer Liebe zugethan, und hielt es gar hoch

in Ehren. Doch war er schwer bekümmert, daß der Ehesegen ausblieb, obwohl er schon mehrere Jahre vermählet war. Da Frau Perswinda das heimliche Grämen ihres Eheherren sah, und gar wohl dessen Ursach wußte, sprach sie zu Herren Ettich, also: „Mein Herr und Gemahl, mir ist nicht unbekannt, was Euer Herz drückt und ist Euer Grämen auch das meinige; ja wohl mag ich noch mehr Anlaß zur Betrübniß haben denn Ihr, da es nicht Euch, wohl aber mir zur Schmach gereicht, daß Gott meinen Leib verschlossen hat und sich eine niedere Bäurin fast besser dünket denn ich, so sie ein Kind an ihren Brüsten säuget. Doch bin ich darum noch nicht ganz verzaget, sondern der Meinung, so wir Gott mit Fasten und Beten anliegen wollten, daß er uns Kinder erwecke, so möchte er unser Flehen wohl erhören. Darum wollet meinen Rath annehmen und mit mir auf ein Jahr lang nach unserm Stift zu Hohenburg ziehen, damit wir dort unsere Zeit begehen mit Fasten und Beten und andern gottseligen Werken.“ Darauf antwortete Herr Ettich der Herzog und sprach: „Ihr habet ein kluges Wort geredet, meine vielliebe Frau; wohl mag ein stilles, frommes Leben mit Gebet und

Andacht uns zu unserem Wunsche verhelfen; es geschehe wie Ihr gesaget habt. Und sie zogen hinaus gen Hohenburg und lebten dort in aller Gottseligkeit ein Jahr lang und übten viel gute Werke. Da aber das Jahr um war, befand sich Frau Perswinda gesegneten Leibes. Herr Ettich der Herzog war aber darüber gar freudigen Sinnes und sagte: Hat Gott unser Gebet in Hohenburg erhöret, so will ich, so lange ich lebe, keine andere Heimde haben als diese Stätte. Und er ließ Bauleute kommen, so viel deren im Lande Elsaß und am Rhein zu haben waren, und gebot ihnen zu bauen eine stattliche Burg, so schön man sie nicht gesehen hatte im ganzen Burgundischen Reiche; noch hatte sie an Festigkeit ihres Gleichen. Und als der Bau vollendet war, da gab er ein herrliches Banket und zog mit seinem ganzen Hofgesinde in die neue Burg, um daselbst zu wohnen sein Lebelang.

Als nun die Zeit herangenahet war, da genas Frau Perswinda einer Tochter, die war blind. Und der Herzog war fast sehr gekränket über solches Unglück und klagte also: „Was haben nun unsre guten Werke geholfen, und was, daß wir unsern Leib kasteieten? Ist mir doch ein größer

Leid geſchehen, wie wenn mir nimmer ein Kind geboren wäre; denn nun wird man dieſe Schmach für Gottes Strafe achten und ſagen, wir habens mit unſern Sünden verſchuldet.“ Die Herzogin antwortete hierauf und ſprach: Wollet Euch, mein Herzeer-Gmahl, dieſe Sache nicht alſo gar ſehr zu Gemüthe ziehen und eine ſo betrübte Vorſtellung davon machen, denn Euch wohl bekannt iſt, wie Chriſtus von einem Blindgebornen ſagte: dieſer Menſch iſt nicht durch ſeines Vaters Schuld blind geboren. Solcher Troſt wollte aber bei dem Herzoge nichts verfangen und er gegenredete: „Ihr mühet Euch umſonſt mein Gemüth zu beſchwichtigen über dieſes Unheil; ſo Ihr aber noch einige Liebe zu mir traget, ſo ſorget, daß das Kind von einem unſerer treuen Diener getödtet werde, damit unſer Name nicht ſtinkend werde vor den Leuten. Bis Ihr dieſes ausgerichtet habet, werde ich nimmer froh.“

Die unglückliche Mutter betrübte ſich gar ſehr über ſolch hartes Gebot, und bat unſern Herrn mit Andacht und Thränen um Rath und Hülfe. Da gab ihr Gott in den Sinn, daß ſie eine Frau zu ſich berief, die ihre treue Dienerin und unlängſt eines todten Kindleins geneſen war. Selbiger

klagte die Herzogin ihre Noth, sie bittend für das Kind heimlich Sorge zu tragen. Die Frau nahm das blinde Kindlein und zog damit in einen fernen Gau. Allda war ein Frauen-Münster, genannt Palma. Daselbst bath sie um Herberg, und daß die Klosterfrauen ihr helfen möchten das Kind wohl und gottesfürchtig zu erziehen. Dem Herzoge berichtete aber Frau Perswinda, daß sein Befehl das Kind zu tödten vollzogen worden sey.

Zu der Zeit lebte im Baierlande, in der Stadt Regensburg, ein heiliger Bischof mit Namen Erhard. Der war ein frommer, von dem Herrn mit großer Wunderkraft begabter Mann, dessen Ruf der Gottseligkeit durch die ganze Christenheit erschallte. Dieser Fromme hörte einstmals in der Nacht eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl über den Rhein zu fahren nach dem Kloster Palma, und dort ein blindes Mägdelein zu taufen, und ihr in der Taufe den Namen Ottilia beizulegen, so würde sie sehend werden. Der Bischof war diesem himmlischen Befehl gehorsam. Und als er in das Kloster kam, wunderte er sich ein Kind von sechs Jahren, als wie alt Sanct Ottilia damals war, noch ungetaufet zu finden. Und als er die heilige Handlung verrichtete, da schloß das

Kindlein die Augen auf und blickte den Bischof mit einem gar holdseligen Lächeln an. Dieses gewahr werdend rief der ehrwürdige Mann: „so wie jetzt, liebe Tochter, sollst Du mich einst ansehen, wenn wir beide vor dem Throne des Lammes stehen!“ Darauf offenbarte der Bischof den Klosterfrauen, wie es ihm durch ein himmlisch Gesicht kund geworden sey, daß dieses Kind eine große Heilige seyn werde, und befahl es ihnen zu einer sorgfältigen Zucht. Die gottseligen Schwestern thaten, wie ihnen der Bischof geheißen hatte, und unterwiesen sie im Lesen der heil. Schrift und andern Gottseligkeiten.

Als Sanct Erhard wieder in seine Heimath zurückgekommen war, da schrieb er an den Herzog Ettich und meldete ihm, was er mit Gottes Hülfe an seiner Tochter gethan habe, und ermahnete ihn sich ihrer anzunehmen, wie es einem christlichen Vater gezieme. Aber des Herzogs Gemüth war von dem Guten abgewendet, und er achtete die Zuschrift des heiligen Mannes nicht einmal einer Antwort werth, viel weniger daß er gethan hätte, was derselbe begehrte.

Sanct Ottilia, die ganz allein dem Mitleid der frommen Klosterfrauen zu Palma überlassen

blieb, nahm mittlerweile zu an Weisheit und Gottesfurcht, und erbauete Alle durch ihren heiligen und strengen Lebenswandel. Und als sie erwachsen war, da begehrte sie abzulegen die klösterlichen Gelübde, und aufgenommen zu werden in die Zahl der Bräute Christi. Doch die Abtissin gewährte ihre Bitte nicht, weil dazu die Einwilligung der fürstlichen Eltern mangelte.

Da nun die tugendreiche Jungfrau Ottilia ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, kehrte einst ein Pilgram, der auf einer Bethfahrt nach den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus zu Rom begriffen war, in das Kloster Palma ein und erzählte, wie er auf seiner Reise in der Burg des Herzog Ettich eingesprochen und daselbst ehrlich bewirthet worden sey. Da entbrannte in Sanct Ottilia ein groß Verlangen nach ihrem Vater und ihrer Mutter, und sie bat den Pilger ihr Kunde zu geben, wie es zustehe um ihre Eltern. Der Wallfahrer berichtete, daß der Herzog zwei Söhne habe, Adalricus und Hildericus genannt, die ihm viele Freude machten durch ihre Tugenden und ihren adelichen Sinn, vornehmlich der ältere, Adalricus, der darum auch des Vaters Liebling sey. Nun

ward die heilige Magd sehr betrübt, und als sie allein in ihrer Zelle war, weinte sie bitterlich und klagte Gott ihr Leid, daß es ihr nicht vergönnet sey die Ihrigen zu sehen. Aber ihr Bruder Adalrich hatte vernommen, daß er noch eine Schwester habe, die fern gehalten werde in einem Kloster, und er machte sich heimlich auf, sie zu sehen.

Als er nun zum Kloster gekommen war und Ottilien sich kund gegeben hatte als ihren Bruder, da ward das Herz der frommen Jungfrau vor großer Wonne beweget, und wildiglich weinend sagte sie: „Mein herzlieber Bruder, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es auf Erden eine so große Freude geben könne als die ist, so ich empfinde durch Deine Gegenwart. Dürftest Du doch nimmer von mir scheiden.“ Darauf sprach er: „Du armes Schwesterlein! gar sehr jammert mich dein Fernseyn von unserm Hause, und damit solches nicht länger sey, so verspreche ich Dir es bei unserm Vater dahin zu bringen, daß er Dich an seinen Hof nimmt, wohin Du gehörst.“ Sanct Ottilia antwortete: „Ach wenn Du dieses thun wolltest, denn wo kann wohl eine Jungfrau lieber seyn, als in ihrer Eltern Hause. Darum bitte für mich meinen Vater, daß er mich,

sein Kind, gnädig ansehe und mir seine Huld schenke.“ Da sagte der Bruder: ich will's thun.

Wie nun Adalricus wieder zurückgekehret war, trat er vor den Herzog sprechend: „gnädiger Vater ich begehre, daß Ihr eine Bitte Eures Sohnes wollet erhören.“ Der Vater antwortete und sprach: Bittest du unziemliche Ding', so ist's unbillig, daß ich dich erhöre. Darauf antwortete der Sohn also: „Es ist eine ziemliche Bitt'. Ist es Euch gefällig, so begehre ich, daß Ihr meine Schwester erlösen wollet aus dem Elende, worin sie so lange hat schmachten müssen. Sie duldet unverschuldet und ist Eurer Gnade wohl werth, darum nehmet sie auf an Euren Hof und schenket Ihr Eure Huld.“ Den Herzog aber verdroß solche Rede und er hieß seinen Sohn schweigen und dieser Sache nimmer wieder gedenken.

Aber der tugendreiche Jüngling Adalrich war über das Gebot seines Vaters sehr bekümmert, denn er liebte seine fromme Schwester und hatte ihr sein Wort gegeben, sie aus ihrer Verbannung zu erlösen. Er gedachte nun, wie er wohl sein Versprechen zu erfüllen vermöge und achtete: so der Herzog seine Tochter von Angesicht sehen möchte, so würde sein Herz bewegt werden

von ihrer holdseligen Gestalt und seine väterliche Liebe erwachen. Also denkend rüstete er einen bedeckten Wagen aus und sandte ihn nach dem Kloster Palma, um seine Schwester abzuholen.

Und es geschah, daß der Herzog Ettich mit seinen beiden Söhnen und mit seiner Ritterschaft in einer Halle seiner Burg Hohenburg saß, da sah er einen zierlichen Wagen auf der Heerstraße, der nach der Burg kam. Da fragte er: wer wohl in dem Wagen sitzen möchte? Sein Sohn Adalricus sagte: „Eure Tochter Ottilia ist es, die da kommt. Da sprach der Herzog: wer ist so frevelhaft und thöricht, daß er sie ohne mein Heißen hieher berufen hat. Nun merkte der Sohn, daß es doch nicht konnte verhohlen bleiben und sagte: „Herr Vater, ich Euer Sohn und Diener meinte, es sey Schande, daß eine Herzogstochter in so großer Noth und Armuth leben soll, hoffend also Ihr werdet Euch Eures Kindes erbarmen, habe ich einen Wagen gesandt sie hieher zu bringen.“

Der harte Vater ward fast zornig ob dieser Rede seines Sohnes, die ihn beschämte vor allen seinen Rittern, und sein Grimm entbrannte. Und er hob einen gewichtigen Stab auf, und

schlug den jungen Degen bis er leblos zu seinen Füßen sank. Da ward der Jüngling siech von dannen getragen und er genas nimmer, sondern starb nach wenigen Tagen. Seine Tochter aber wollte der Herzog nicht sehen, sondern ließ sie sammt ihrer Amme in das Kloster zu Hohenburg bringen, und gebot sie daselbst mit Speise und Kleidern zu halten wie eine niedere Magd.

Frau Perswinda genoß zu der Zeit schon der ewigen Ruhe, konnte daher ihrem Töchterlein nicht mit Trost beiräthig seyn. Nun starb auch Ottiliens Amme und die arme Jungfrau hatte auf dieser Welt keinen mehr, der ihr mit Liebe und Freundschaft zugethan war. Die fromme Magd grub mit eigenen Händen ein Grab für ihre Amme und bestattete sie selbst, um ihre Dankbarkeit zu zeigen, denn sie erkannte es wohl, daß die Amme es gewesen sey, die ihr Leben erhalten habe, als ihr Vater sie zu tödten befahl. Von dieser Amme ist es wunderbar, daß, als nach dreißig Jahren ihr Grab geöffnet wurde, man wohl ihren Körper verwesen fand, nicht aber die Brüste, woran Sanct Ottilia gesogen hatte; diese waren noch ganz unversehret.

Als nun Adalricus, der Bruder Sanct

Ottilienes, an den empfangenen Schlägen starb, da wurde die heilige Magd gar sehr betrübt und trug großes Leid um ihn, denn sie war ihm mit großer Liebe zugethan und wußte, daß er um ihrentwillen die tödtlichen Streiche erlitten hatte. Der Herzog aber ging in sich und bereuete tief, was er gethan hatte. Er weinete sehr um den Tod seines geliebten Sohnes und nimmer wurde er wieder froh sein Lebelang.

Einstmals ging der Herzog Ettich durch den Kreuzgang des Klosters zu Hohenburg, da begegnete ihm seine Tochter, die ein Gefäß in den Händen trug. Da rührte die fromme demüthige Gestalt der Jungfrau sein Herz, sein Widerwille gegen sie schmolz vor der erwachenden väterlichen Liebe und er redete sie an und fragte: „Tochter wo geheſt Du hin und was trägst Du?“ Da antwortete sie: Mein Herr Vater, ich trage ein wenig Habermehls, um armen hungernden Menschen ein Müselein zu bereiten. Er aber sprach: „Vielliebe Tochter, nicht länger sollst Du in so unwürdiger Armuth leben, von nun an soll es besser mit Dir werden und ich will das Unrecht gut machen, so ich an Dir begangen habe.“ Er übergab ihr nun das Kloster, stattete

es mit großem Gute aus und verordnete, daß die Klosterfrauen zu ewigen Zeiten Gott um Vergebung seiner Sünden bitten sollten. Sanct Ottilia wurde nun zur Abbatisin gemacht und stand dem Kloster mit großer Weisheit und Gottesfurcht vor, so daß aus allen Gegenden des Landes fromme Jungfrauen kamen, bittend um die Aufnahme darin. Und obwohl sie nur solchen die Einkleidung gestattete, deren Gottseligkeit geprüft war, so bestand dennoch in kurzer Frist ihr Konvent aus hundert und dreißig Schwestern; mehr aber konnte sie nicht annehmen, da es im Kloster an Raum gebrach.

Als Sanct Ottilia etwelche Jahre dem Kloster vorgestanden hatte, da starb der Herzog ihr Vater. Und in der Nacht darauf, als er begraben worden war, da erschien sein Geist vor ihrem Lager ganz von Flammen umgeben, mit trauriger Gebehrde und entsetzlich anzuschauen. Und er that ihr kund, wie er um seiner vielen Sünden willen, die er auf Erden noch nicht gebüßet habe, schreckliche Pein erdulden müsse, sie bittend für ihn zu beten, damit seine Strafe vermindert werde. Da ordnete die Heilige ein strenges Fasten an für sich und für alle Klosterfrauen, kasteiete sich

und betete Tag und Nacht mit großer Andacht. Und sie trieb die geistlichen Uebungen so lange und so strenge, daß sie ganz schwach ward und die Kräfte ihres Leibes schwanden. Und als sie einst um Mitternacht im Gebet versunken in der Kirche vor dem Hochaltare lag, da hörte sie eine Stimme, die rief: „Ottilia du auserwählte Dienerin Gottes! peinige Dich nicht länger um Deinen Vater, Dein Gebet hat Erhörung gefunden. Blick auf.“ Da erhob die Heilige ihre Augen und sahe, wie zwei Engel die Seele ihres Vaters aus dem Fegfeuer zogen und sich mit ihr zum himmlischen Freudenreiche erhoben. Und vor ihrem Blick stand der Himmel offen mit seiner Herrlichkeit. Da lobete sie Gott und sprach: „Ich danke Dir Herr, daß Du Deine geringe Magd gewürdiget hast den Glanz Deiner Herrlichkeit zu schauen.“

Diese heilige Jungfrau führte nun stets ein so erbauliches Leben, daß viele Christen ein Beispiel daran nahmen, und davon zur Nachfolge ermuntert wurden. Sie sättigte sich nur mit geringen Speisen, ein härenes Gewand war ihre Kleidung, ihre Lagerstatt die bloße Erde, ihr Kissen ein harter Stein. Ihr Leben war zwischen

Gebet und guten Werken getheilt; sie pflegte die Armen und gab ihnen mildiglich reiche Allmosen, den Kranken stand sie mit geistlichen und leiblichen Heilmitteln bei; keinen Unglücklichen entließ sie ungetröstet aus ihrem Kloster.

Da die Heilige aber inne wurde, daß nur wenig Kranke und Arme zu ihrem Kloster kamen, Ursache dessen, der hohe Berg, auf dem das Stift lag, für die Preßhaften und Schwachen zu beschwerlich zu ersteigen war, so dachte sie daran, unten am Fuße des Berges eine Kirche zu Sanct Martins des Bischofs Ehre zu erbauen, wie auch ein Pilgerhäuslein, damit arme Pilgrame und Kranke daselbst Unterkommen fanden und Pflege. Als sie aber den Bau begonnen hatte, da fehlte es ihr an Gelde die Bauleute zu bezahlen. Und sie ward fast bekümmert darüber, daß ihre Kräfte nicht auslangen wollten dieses heilige Liebeswerk zu vollbringen. Da kam aber ein unbekannter Mann zu ihr, der brachte ihr drei Lindenzweig' und gebot ihr, solche neben den neuen Bau zu pflanzen, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Und als sie dieses that, da fand sie bei dem Eingraben der Zweige einen großen Schatz, mit welchem sie den Bau gar stattlich

ausführen konnte, und die Zweiglein grünten fröhlich und wuchsen heran zu großen Bäumen, die noch stehen bis auf den heutigen Tag. Den neuen Bau aber nannte sie Nieder-Hohenburg und richtete ihn ein zu einem Kloster, damit etwelche von ihren Klosterfrauen darinnen wohnen könnten, um die Kranken und Pilgrame zu pflegen. Als aber die Schwestern sie frugen, nach welcher Regel sie die Klosterzucht gehalten wünschte, da sagte sie: Liebe Schwestern, was mich betrifft, so wünschte ich wohl die strenge geschlossene Klausur. Da aber der Mensch schwach und nicht jedem gegeben ist, in der Strenge zu verharren, so will mich bedünken, es wäre besser eine offene Regel, damit, was uns zum Heile gereicht, nachmals nicht andern, die eine solche große Strenge zu beobachten unvermögend sind, nicht zum Unsegen ausschlage. Die Schwestern pflichteten ihrer frommen Vorsteherin bei, und das Kloster bekam eine offne Regel.

Die heilige Ottilia hatte eine sonderliche Andacht zu Sanct Johannes Baptista und begehrte mit brünstigem Gebet von ihm, daß er ihr eine Stätte anzeigen solle, wohin sie zu seiner Ehre eine Kirche erbauen könne. Als sie nun einst

in heißer Andacht versunken vor dem Hochaltare lag, da erschien ihr Sanct Johannes in der Gestalt, wie er einst Christus getauft hat, und bezeichnete ihr die Stelle, wo sie eine Kirche ihm zur Ehre bauen sollte. Darauf ließ sie unverweilt Werkleute kommen und ordnete den Bau der Kirche. Bei diesem Bau offenbarte sich die Wunderkraft der Heiligen auf eine gar herrliche Weise. Es begab sich nämlich, daß ein Wagen, der mit Steinen zum Kirchenbau beladen war, und von vier Ochsen gezogen wurde, zu nahe an einen Abgrund kam und hinabstürzte, bis auf eine Höhe von siebenzig Fuß. Dieses sehend streckte Sanct Ottilia betend ihre Hand aus, da blieb der Wagen mit den Ochsen in der Luft schweben und senkte sich gemach zur Erde, also, daß weder das Gespann noch die Werkstücke beschädigt wurden.

Nach dem Tode des Herzogs Ettich war dessen Sohn Hildericus in dem Lande Elsaß Herzog geworden. Derselbe hatte drei Töchter, Eugenia, Athalia und Gundelinda. Als solche erwachsen waren, hörten sie von der großen Frömmigkeit ihrer Base, welches ihren Sinn also rührte, daß sie begehrten aufgenommen zu

werden in die Zahl der Bräute Christi zu Hohenburg, damit sie ein geistlich Leben führen könnten, gleich ihrer Muhme. Sanct Ottilia war hoch erfreut über das Ansinnen der tugendreichen Mägdelein und gewährte mit Genehmhaltung des Herzogs ihres Bruders, deren Verlangen. Sie hielt sie zu aller Gottesfurcht an, und die Jungfrauen führten ein heiliges Leben gleich ihrer frommen Base, absonderlich aber Athalia, die nachmals eine große Heilige und Wunderthäterin wurde.

Einstmals stand Sanct Ottilia vor ihrem Betpult und betete; da kam zu ihr die Kellnerin klagend, wie es an Wein gebreche, allen Klosterfrauen davon zur Genüge zu geben. Da sprach die Heilige: „der Herr, der mit fünf Broden und zween Fischen fünftausend Mann speisete, der vermag auch uns mit ein wenig Weines zu tränken" Christus hat gesprochen: Ihr sollt zuerst nach dem Reiche Gottes trachten, dann werden Euch auch alle zeitliche Ding' nach Eurer Nothdurft zufallen. Darum gehe zuvor zur Kirche und verrichte Deine Andacht, und dann sehe zu nach dem Weine." Die Kellnerin that wie ihr befohlen war, und als nun die Zeit des Es-

ns herannahete, da fand sie das Faß voll Wein, elches sie zuvor leer gelassen hatte.

So nahm Sanct Ottilia zu in allen Tugen- en, und übte sich in großen Gotteswerken, bis s dem Herren gefiel, sie ihrer sauern Pilgram- haft zu erledigen. Da sie nun empfand, daß ie Zeit ihrer Heimfahrt herannahete, begab sie ch nach der Sanct Johanniskirche und ließ da- lbst alle Klosterfrauen vor sich kommen. Sie rmahnte sie, daß sie allezeit Gott vor Augen alten und seine Gebote nimmer übertreten soll- n. Auch begehrte sie, daß sie für die Seele res Vaters immerdar beten möchten. Darauf ebot sie ihnen zu gehen nach der Kirche unsere eben Frauen zu Hohenburg, und daselbst einen salter lesen. Sie aber blieb in der Sanct Jo- anniskirche, und daselbst trennte sich ihre selige eele von ihrem Leibe und fuhr auf zur ewigen reude.

Als nun Sanct Ottilia verschieden war, n empfanden die betenden Klosterfrauen einen ßen Geruch. Und sie gingen, wohl ahnend as geschehen sey, nach der Sanct Johanniskirche, n fanden sie ihre selige Mutter todt auf den tufen des Altares liegen. Sie wurden darü-

ber sehr betrübt, besonders aber deshalb, weil die Heilige ohne den Genuß des Sakramentes verschieden war. Und sie warfen sich nieder und ruften die Gnade unseres Herrn an, ihn bittend, daß er seinen Engeln gebiete, die Seele der Entschlafenen zurückzuführen in den Leichnam, damit sie die letzte Speisung genießen könne. Und zur Stunde ward Sanct Ottilia wieder lebendig und sagte: „O ihr lieben Schwestern! warum habt Ihr mir solche Unruhe gemacht, daß ich aus der seligen Gesellschaft Sanct Luciens wieder zurück mußte kommen in diesen arbeitseligen Leib. Darauf hieß sie ihr geben einen Kelch mit dem heiligen Sakramente, das nahm sie selber und darnach schied die heilige Seele aus ihrem Leibe. Zum Andenken an dieses Wunder ist der Kelch aufbewahret worden bis zu unsern Tagen. Nun nahmen die frommen Frauen den heiligen Leichnam und begruben ihn vor Sanct Johannis Altar. Da blieb ein süßer Wohlgeruch acht Tage lang in der Kirche. Und unser Herr wirkte zu seiner Dienerin Ehre viele große Zeichen und Wunder an ihrem Grabe.

Der Jesuit.

(Beschluß.)

Der Pater Aloisius Seubert an Albert.

Rhein * im August 176r.

Albert!

Du gelobtest einst, ewig und unter allen Umständen mein Freund zu bleiben; jetzt tritt der Fall ein, daß ich Dich an Dein Gelübde mahnen und auf die Erfüllung Deiner Zusage meine einzige Hoffnung bauen muß.

Mit der bittersten Reue gestehe ich es mir, daß Du tief von mir gekränkt und so schwer beleidigt worden bist, als es ein Freund von dem andern werden kann. Ich habe Deine rettende Hand undankbar von mir gestoßen; habe Dich, den edelsten Freund, in thörichter Verblendung

(*) Städtchen in Ost-Preußen.

aufgegeben und Deinem liebevollen Rathe mein Ohr verschlossen: und dennoch darf ich es wagen, auf diese Freundschaft, gegen die ich so viel verbrach, mich zu berufen! Ja, ich muß es; denn nur allein von Dir kann ich Hülfe erwarten! Ich kenne Dein Herz; hast Du das Andenken des einst geliebten Freundes daraus verbannt, spricht keine wohlwollende Empfindung darin mehr für mich; so wirst Du doch die Regungen des Mitleids für den unglücklichen Menschen nicht unterdrücken.

Sechs Jahre sind vergangen, seitdem ich Deine herzlich gemeinten, nur zu gegründeten Warnungen so schnöde von mir wies und jeder Gemeinschaft mit Dir entsagte. Was ich während dem gethan, erfahren, gelitten habe, will ich Dir mit ungeschminkter Wahrheit berichten und es Dir denn anheim stellen, ob Du, was ich verbrach, vergeben, vergessen und mich Deiner Hülfe würdigen willst. Vernimm mein Bekenntniß.

Als ich von der Reise zurückkehrte, die ich auf Veranlassung des Pater Schönberger unternommen hatte, war ich, wie Du weißt, gegen den lutherischen und für den katholischen Gottesdienst

eingenommen. Daß dieſes eine Folge des Umganges mit den Jeſuiten war, und auf welche Weiſe bei mir die Vorliebe für den römiſchen Kultus erregt und unterhalten wurde, haſt Du ganz richtig eingeſehen; ich darf mich alſo darüber nicht weiter auslaſſen, ſondern kann in der Geſchichte meiner Religionsveränderung fortfahren.

Pater Schönberger baute auf den Grund, den er in meiner Begeiſterung für ſeinen Glauben und für das glückſelige Leben eines Jeſuiten fand, mit vielem Erfolge fort, und hatte es bald dahin gebracht, daß ich zur Veränderung meines Glaubensbekenntniſſes und zum Eintritt in den Orden entſchloſſen war und ſelbſt darum bat. Um den Widerſpruch meiner Denk- und Handlungsweiſe mit der geſunden Vernunft vollſtändig zu machen, kämpfte ich gegen die Neigung zu einem mit hoher Liebenswürdigkeit begabten Mädchen, die bereit war mir ihre Hand zu geben. Sie, meine Eltern, Dich, den treuen Freund, alle Anſprüche auf die Freuden und Annehmlichkeiten des Familienlebens aufzuopfern, um ganz allein dem in meinen Augen heiligen Zwecke zu leben; gleichſam ein Märtyrer für den

Glauben zu werden, dieser Gedanke begeisterte mich und beschleunigte den unseligen Schritt, den ich gethan. Daß man nun eine leichte Arbeit mit mir hatte, und daß man sich jetzt so benehmen konnte, als ob ich nur allein meinem freien Entschlusse folgte, ist leicht erklärlich.

Nachdem ich die Unwiderruflichkeit meines Vorsatzes betheuert hatte, verließ ich auf den Rath meiner geistlichen Freunde das väterliche Haus heimlich, und reisete nach Polen, um dort den Uebertritt zur römischen Kirche zu vollbringen. — Wenn Du mich in Rücksicht auf diesen Schritt, durch den ich einen unendlichen Jammer über meine guten Eltern brachte, ein liebenswürdiges Mädchen um ihre Hoffnungen betrog, Dich, meinen edeln Freund, auf das tiefste kränkte und alle die theuern Bande, womit ich an die Menschheit gefesselt war, muthwillig zerriß, für einen herzlosen Verworfenen hältst; so kann ich nicht klagen, daß Du mir Unrecht thust; denn ich muß jetzt, nachdem meine traurige Verblendung aufgehöret hat, mich selbst verabscheuen. Aber da Dein gutes Herz gewiß bereit ist, den einst geliebten Freund so viel als möglich zu entschuldigen, so darf ich nicht verschweigen, daß ich da-

mals innig überzeugt war, mich dem edelsten Zwecke geweihet, einer großen, göttlichen Idee hingegeben, mich für die heilige Sache der Menschheit geopfert zu haben. Nur wenn Du diesen Wahn, der mich damals bethörte, berücksichtigst, kann es Dir erklärlich werden, wie ich die höchsten Güter des Lebens so gleichgültig wie nichtigen Tand dahin zu werfen vermochte; wie es mir ein leichtes war meine Verhältnisse aufzulösen und wie ich dazu kam, mein Heil in einem Orden zu suchen, der mit dem Heiligen stets ein frevelhaftes Spiel trieb, und von jeher sein Gedeihen nur auf das Elend der Menschheit gründete.

Der Ort, wo ich meinen Glauben abschwören und mich auf meine künftige Bestimmung vorbereiten sollte, war das prächtige an den Ufern der Narew gelegene Kloster zu Lomza. Sobald ich dort angelangt war, wurde ich in den Dogmen der römischen Kirche unterrichtet und dann erfolgte vor einer zahlreichen Versammlung vornehmer Polen der feierliche Uebertritt.

Ach könnte ich wenigstens diesen schrecklichen Moment aus meinem Gedächtniß vertilgen; nähme ein gütiger Gott die quälende Erinnerung daran

von meiner Seele, so dürfte ich hoffen, einst die mir so ganz fehlende Gemüthsruhe zu erhalten! Aber das wird nie geschehen, sondern die wohlverschuldeten Gewissensbisse werden mich peinigen, so lange mein irdisches Daseyn währet. Meine Hand sträubt sich das folgende niederzuschreiben; doch um ganz wahr zu seyn, darf ich Dir nichts verhehlen und so vernimm denn und schaudere: Ich mußte verfluchen die Irrlehren, worin ich erzogen, abschwören meine Freunde und Verwandte, und — ewige Allmacht, deine Donner schwiegen! — verfluchen die Leiber die mich gezeugt, die Brüste die mich gesäuget hatten! O, warum verstummte der verruchte Mund, der diese Lästerung aussprach, nicht für immer! Und das konnten Menschen von mir fordern, die sich Diener des Gottes der unendlichen Liebe nennen! und das konnte ich Ungeheuer in dem Wahnsinn der Verblendung thun! Sieh, Albert! dahin kann es mit einem Menschen, der sich in seinem Innern nicht klar ist, kommen, wenn er sich in seinem Irrwahn für ein unmittelbares Werkzeug zur Ausführung der Pläne Gottes hält. — Freilich als ich diese frevelhaften Worte, die zu überbieten eines Teufels Zunge selbst nicht vermöchte,

aussprach, da war es, als ob der Weltenbau über mir zusammenbrach und die Abgründe der ewigen Finsterniß sich öffneten, um mich zu verschlingen; aber die listigen Priester hatten bald mein verletztes Bewustseyn mit ihrem Waidspruch, daß alles in majorem Dei gloriam geschehen sey, beschwichtigt und mir bewiesen, daß gerade diese unnatürliche Lästerung erforderlich gewesen wäre, um die Kraft meines Glaubens zu erhärten.

Ich trat nun sofort mein Noviziat an und unterwarf mich willig den harten Prüfungen, die mir auferlegt wurden. Ich mußte die niedrigsten, zum Theil höchst ekelhaften Arbeiten verrichten, mußte Entbehrungen mich unterwerfen, wie sie vielleicht einst kaum die Bewohner der Thebaischen Wüste ertrugen, und alle erdenkliche tyrannische, oft läppische, oft sogar schamlose Uebungen wurden mir aufgelegt, und ich bestand dieses alles wie ein Held; denn mich begeisterte der Gedanke: für Gottes Ehre, zur Ausbreitung seines Ruhmes zu leiden, und als ein vollkommener, verklärter Mensch daraus hervorzugehen. Endlich, da mein Körper unter diesen Anstrengungen zu erliegen drohte, ohne daß der Wille bei mir wankte, da erklärte man mich für bestan-

den in der Prüfung und die unnatürlichen Kasteiungen nahmen ein Ende. Ich war erschöpft, meine Körperkraft geschwächt, aber mein Geist war heiter, denn ich hatte ja für Gottes Sache gelitten und man hatte mich werth gefunden ein Arbeiter in seinem Weinberge zu seyn.

Nun fing eine neue Epoche für mich an. Für meine Bedürfnisse wurde sehr anständig gesorgt und die Körperpflege war für mich, den zur Genügsamkeit Gewöhnten, mehr als ausreichend. Aber jetzt begann der Unterricht, der mir ganz neue Ansichten von dem Wesen des Ordens und von meiner künftigen Bestimmung gab. Ich wurde dem Orden zum unbedingten blinden Gehorsam verpflichtet und aller übrigen Rücksichten gegen den Staat, die Menschheit, die Sittlichkeit, ja selbst gegen die Religion entbunden, wenn solche mit den Zwecken des Ordens im Widerspruche ständen. Ich mußte geloben stets das zu thun, was meine Oberen mir gebieten würden, ohne jemals zu untersuchen, ob es nach meinen Ansichten gut oder böse sey; ich mußte versprechen meine Meinungen, Gefühle, mein ganzes Wohl, selbst mein Leben, wenn es erfordert würde, für den Orden aufzuopfern, ohne

je auf eine andere Belohnung Anspruch zu machen, als die mir mein Bewußtseyn, dem Orden nützlich gewesen zu seyn, gewähren würde. Und doch wankte und wich ich selbst nach allen diesen furchtbaren Verpflichtungen nicht in meinem blinden Vertrauen auf die Vortrefflichkeit des Ordens.

Also vorbereitet mußte ich nun die Lojalitischen Casuisten studiren und mich mit den Grundsätzen der Gesellschaft bekannt machen, die von der Hölle selbst erfunden zu seyn schienen. Ich schauderte bei der Lehre von den erlaubten und sogar gebotenen Meineiden, bei der Verpflichtung das Geheimniß des Beichtstuhls den Oberen zu verrathen und bei der teufelischen Moral, die alle Verbrechen erlaubt, sobald sie Mittel zu einem guten, das heißt dem Orden zuträglichen Zwecke sind. Da ich in meiner wöchentlichen Beichte meine Gedanken über jene die Menschheit schändende Lehren bekennen mußte, so wurden mir harte Pönitenzen wegen meiner Zweifel zuerkannt, und mir jedes Urtheil über die Maaßregeln des Ordens bei den härtesten Büßungen untersagt. Ich gehorsamte mit blutendem Herzen, denn mein schönes Ideal von der Hoheit und Heilig-

keit des Ordens war in ein Sinneverwirrendes Zerrbild verwandelt worden. Aber da mir selbst jede traurige Miene, die mein Inneres verrieth, noch mehr aber jeder bescheidene Einwand die härtesten Weisungen zuzog, so wurde ich ein Heuchler, und stellte mich mit den Lehren der Lojalicischen Moral vollkommen einverstanden, so wenig auch dieses jetzt der Fall war.

Getäuscht durch meine anscheinende Ruhe, und zufrieden mit meinem Eifer mir die Grundsätze der Gesellschaft eigen zu machen, hielt man mich endlich für würdig den Profeß zu thun, und ich erhielt die höheren Weihen. Neue Lehren und neue Einsichten in das Wesen der Gesellschaft folgten nun; sie würden jeden Unbefangenen mit Abscheu erfüllt haben; ich aber hielt noch immer fest an dem Glauben, daß, allem bösen Anschein ungeachtet, die Zwecke des Ordens dennoch gut und die Oberen desselben für das Wohl der Menschheit thätig wären. Die Distinctionen meiner Lehrer verwirrten meine Begriffe und bestärkten mich in der Meinung, nur in meiner ungeübten Urtheilskraft liege der Grund, wenn ich es nicht vermochte die von meinen Vorgesetzten aufgestellten Lehren mit dem Sittengesetz in Uebereinstim-

mung zu bringen. So lehrten sie im Betreff der Rache folgendes: Ein Mitglied der Gesellschaft Jesu darf sich als Mensch nicht rächen, denn solches verbietet die christliche Lehre. Aber als Jesuit ist er nicht nur befugt dazu, sondern sogar verpflichtet; denn wer einen Jesuiten beleidigt, der beleidigt den Orden; in dem Orden die Kirche, in der Kirche aber Gott. Nun ist es die Pflicht eines Jesuiten, Gottes Sache zu der seinigen zu machen, also in seiner Beleidigung die Beleidigung Gottes zu rächen. Ferner: begehet ein Jesuit eine lasterhafte Handlung, so ist wohl zu unterscheiden, ob er sie als Mensch oder als Jesuit begehet. Im ersteren Falle kann er als Priester sie sich selbst vergeben und ist alsdann entsündiget; im anderen Falle ist er sträfbar und hat die härteste Ahndung verschuldet. Sündigt er heimlich gegen die Moral, so daß es niemand erfährt, so kann er sich durch die eigene Absolution vorwurfsfrei machen; wird aber ein von ihm begangenes Verbrechen offenbar und dadurch ein nachtheiliges Licht auf ihn als auf ein Mitglied der Gesellschaft geworfen, so muß er strenge bestraft werden, weil er die Ehre des Ordens aufs Spiel setzte. Und solche Grundsätze konnte ich

annehmen! Dahin kann es mit einem Menschen kommen, der seiner Vernunft den Zügel entreißt und sich von dem Gefühl täuschen, von der Schwärmerei verführen läßt; dahin sage ich, kann es mit ihm kommen, daß er auch gegen die schändlichsten Lehren keinen Abscheu mehr empfindet, sondern sich von ihrer Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit überredet, und in seinem blinden Glauben den größten Frevel für etwas Gutes erkennet.

Ich bestieg die Kanzel und predigte mit Begeisterung, aber meine Vorträge erlitten scharfe Zensuren, denn sie waren nicht in dem Sinne des Ordens. Mir fehlte es noch an der Kunst meine Worte so zu stellen, daß sie einer doppelten Auslegung fähig waren. Ferner verlangte man, daß ich durch groteske Bilder die Phantasie der Zuhörer erregen und beschäftigen, durch einen blumenreichen, geschmückten Vortrag ihnen eine Unterhaltung gewähren sollte, damit die Kirche stark besucht würde. Da die polnische Sprache dazu viel geschmeidiger wie die deutsche ist, und da es mir nicht an gutem Willen dem Verlangen meiner Oberen nachzukommen fehlte, so erwarb ich mir bald ihre Zufriedenheit. Auch

in Hinsicht der würdevollen Stellungen, der Blicke voll Andacht und Salbung, die mir anzunehmen vorgeschrieben wurde, ließ ich nichts zu wünschen übrig. Nun wurde mir auch ein Beichtstuhl anvertraut, und von meinen Vorgesetzten dazu gezwungen, mußte ich das Siegel des Geheimnisses brechen und ihnen auf Verlangen öfters berichten, was mir in der Beichte anvertraut war. Ich schauderte, doch that ich was sie wollten und beruhigte mich mit dem Gebot in allen Dingen meinen Obern blinden Gehorsam zu leisten.

Du wirst fragen: wie es möglich war, daß ich nach allem diesen noch immer an die guten Zwecke des Ordens glauben, ihm so ganz meine persönliche Ueberzeugung aufopfern, so ganz mein Gefühl für das sittlich Gute verleugnen konnte? und ich lege mir jetzt selbst diese Frage vor und kann zu ihrer Beantwortung nur den Wahn anführen, von dem ich damals noch immer eingenommen war: daß mir, wenn ich einst tiefer in die Geheimnisse des Ordens eingedrungen seyn würde, das alles, was mir jetzt dunkel und mit der Moral im Widerspruche zu seyn scheine, klar werden und in Einklang mit meinen Grundsätzen

kommen müsse. — Da man Folgsamkeit und Eifer an mir bemerkte, so fing man an von der zuvor noch gegen mich beobachteten Zurückhaltung nachzulassen und ich entdeckte manche offenbare Unsittlichkeiten an den Ordensbrüdern, die mein Gefühl empörten und die sich mit keiner andern Ausrede entschuldigen ließen, als mit der Distinction zwischen Priester und Menschen. Man munterte mich auf, auch weniger strenger in meinem Lebenswandel zu seyn und ich war nun schon klug genug, diese Aufforderung, wenigstens dem Scheine nach zu befolgen; denn eine dunkle Ahnung warnte mich, gegen diese Menschen nicht mit einer Reinheit des Wandels glänzen zu wollen, die ihnen, wie ich jetzt nur zu deutlich sah, gänzlich fremd war. Ich bekam darauf mehrere Aufträge, die den Vortheil der Gesellschaft zum Zweck hatten, aber höchst unsittlicher Art waren.

Unter andern mußte ich bei einer jungen, lebenslustigen Wittwe den Gewissensrath machen, da meine wohlgebildete Gestalt der Köder seyn sollte, vermittelst dessen man sie anlocken wollte dem Orden reiche Geschenke zu machen. Mein Verhältniß wurde jetzt sehr drückend, denn ich sollte ganz gegen meine Natur und Neigung eine

doppelte Rolle spielen. Den Frommen, Gotter-
gebenen sollte ich zu einer Zeit darstellen, wo ich
schon ziemlich deutlich fühlte, daß die Zwecke des
Ordens schwerlich immer gut seyn könnten, und
ich als Mitglied des Ordens in die Lage kam,
das, was ich durchaus für böse erkennen mußte,
zu befördern. Doch dieses war noch nicht die
schwerste Aufgabe, hatte ich doch lange genug
systematischen Unterricht in der Verstellungskunst
genossen, um wie jeder Lojalite stets in den Au-
gen der Menge von einem Heiligenglanze umge-
ben zu erscheinen. Aber ich sollte noch zugleich
auf eine andere ganz entgegengesetzte Weise täu-
schen; ich sollte erst eine geistige und dann eine
sinnliche Liebe gegen die Wittwe blicken lassen;
ich, der junge, lebenskräftige Mann, sollte die
Leidenschaften einer jungen, schönen Frau erre-
gen, mich stellen, als ob ich mich von einer hef-
tigen Neigung zu ihr durchdrungen fühle, und
doch dabei kalt bleiben; denn bei der härtesten
Strafe wurde es mir von meinen Obern unter-
sagt, mich zur letzten Vertraulichkeit hinreißen zu
lassen, da die Folge davon seyn konnte, daß die
Wittwe ihre Freigebigkeit gegen den Orden be-
schränkte. Ich schauderte vor diesem schändlichen

Anfrage und vor der teufliſchen Kälte ſeiner Erfinder, denen es nicht darauf ankam zwei Herzen einer jahrelangen Marter zu unterwerfen, zwei Menſchen um die Ruhe ihres Lebens zu bringen, wenn nur der Orden dadurch an Geld und Gütern gewann. Nach dem Plane des Rectors ſollte die Witwe ſtets nach dem Gegenſtande ihrer Zärtlichkeit ſchmachten, ſich in unerfüllten Wünſchen verzehren, und dieſen qualvollen Zuſtand wollte man benutzen, um von ihr zu vortheilen. Und ich ſollte das Marterholz ſeyn; ich ſollte an ihrer Schönheit mein Herz entzünden; ſollte die wärmſten Empfindungen heucheln, die nur zu bald in Wirklichkeit übergehen mußten, und dabei kalt bleiben. Welch ein unmenſchliches Verlangen! Ich machte beſcheidene Vorſtellungen dagegen und äußerte, daß ich meines Herzens nicht ſo ganz ſicher ſeyn könne, um da unbefangen zu bleiben, wo ich zu glühen ſcheinen ſolle. Der Rector ſahe mich mit einem durchbohrenden Blicke an und ſagte darauf, ſeine Miene ſchnell zum Ausdrucke der liebreichſten Sanftmuth umwandelnd: „Der Jeſuit, mein Bruder, hat kein Herz; er hat nur Verſtand und handelt nur nach den Regeln deſſelben. Damit Sie, mein lieber

Bruder, dergleichen oft widerlegte Irrthümer, wie die von Ihnen eben geäußerten, endlich einmal vermeiden lernen, so lege ich Ihnen zum Zeichen meiner väterlichen Sorge für Ihre Pflichterfüllung die strenge Disciplin während acht Tage bei Wasser und Brod auf.“ Ich hatte nicht den mindesten Ungehorsam gegen die erhaltenen Befehle geäußert, sondern nur, um nicht wider Willen meiner Natur zu unterliegen und ein Verbrechen zu begehen, die Besorgniß laut werden lassen, daß mein Herz nicht Kraft genug besitzen dürfe, in einer so gefährlichen Lage zu bestehen. Und dafür, daß ich mich als der Menschheit noch angehörig bekannte, mußte ich eine Härte, ja, ich darf wohl sagen, eine empörende Strafe leiden. Ich dankte nach herkömmlicher Weise für die väterliche Zurechtweisung und begab mich in das Korrectionszimmer, einem halbdunkeln, dumpfigen Gewölbe, wo ich acht Tage lang bei Wasser und Brod, ohne Betten, und was das härteste war, ohne Bücher zubrachte. Hier hatte ich Zeit genug zum Nachdenken über die Gesellschaft, der ich angehörte, so wie über meine Lage, und das Ergebniß davon war, daß meine Zweifel an die guten Zwecke des Ordens fester begründet

wendung in Hinsicht meiner Lage aber gewann schon in meiner Einsamkeit die Ueberzeugung: daß ich unbedingt allen Befehlen meiner Obern folgen müsse, wenn ich mich nicht selbst verderben wollte.

Nach Beendigung meiner Strafzeit und nachdem mir einige Tage zur nöthigen Erholung gestattet worden waren, machte ich einen Besuch bei der Wittwe und wurde so artig als ehrerbietig von ihr aufgenommen. Sie war ein schönes Weib, noch in der vollen Blüte ihrer Reize. Aus ihren großen schwarzen Augen sprach die entschiedenste Lebenslust, und in ihren Benehmen entwickelte sie eine bezaubernde Anmuth, die auch dem kältesten Manne gefährlich werden mußte. Ich fühlte das schwierige meiner Lage und die Unmöglichkeit mich dagegen sicher zu stellen sehr wohl. Wie sollte ich in der öfteren Nähe einer mit so vielem Körperreize begabten Person, wie sollte ich, wenn sie den Reichthum ihres Geistes vor mir entfaltete, mich frei halten von einer Leidenschaft, die meinen sichern Untergang herbei führen mußte, wenn ich mich ihr, dem Verbote zuwider, überließ, und die mich namenlos elend zu machen drohte, wenn ich sie ungestillt

im Busen trug? Ich stellte mich kaltfromm an, doch diese erkünstelte Kälte ging wider meinen Willen in eine große Wärme in dem Laufe unserer Unterhaltung über, deren Gegenstand freilich nur religiöser Natur war, worin aber die schöne Wittwe so viel Weltliches zu mischen wußte, daß ich nur mit Mühe mich in meiner priesterlichen Würde behaupten konnte. Am Ende des Besuchs lenkte die Dame sehr klug wieder ein, und überreichte mir eine gewichtige silberne Monstranz zum Geschenk für unsere Kirche. Man war im Kloster zufrieden mit mir und ermahnte mich fortzufahren, für das Beste des Ordens thätig zu seyn.

Ich wiederholte meine Besuche öfter, und wurde von meinem geistlichen Mündel immer mehr eingenommen, die mit einer mir zuweilen höchst peinlichen Offenheit ihr Herz vor mir aufschloß, und sich selbst in ihren Schwächen, die sie mir bekannte, höchst liebenswürdig zeigte. Ich bemerkte ihre große Neigung zu mir und war gewiß, bei ihr nicht vergebens um Liebe zu flehen. Ach welche unaussprechliche Kämpfe mußte ich bestehen, um meiner Leidenschaft nicht zu unterliegen! Mir half dabei nicht die Reinheit mei-

nes Herzens, denn diese war längst bei den verderblichen Lehren des Ordens und bei den beständigen, mir zur Pflicht gemachten, Uebungen in der Verstellungskunst entwichen. Aber die Furcht vor der Strafe war es, die meine Sinnlichkeit im Zaume hielt, da ich nicht hoffen durfte den Argusaugen meiner Oberen ein innigeres Verhältniß mit der Wittwe verbergen zu können, und ich in diesem Falle das schrecklichste zu fürchten hatte. Dennoch durfte ich mich dem Umgange der Wittwe nicht entziehen, noch mein Benehmen gegen sie verändern, da der Pater Rector, durch die wirklich bedeutenden Geschenke, die unserm Kloster das Wohlwollen der schönen Wittwe von Zeit zu Zeit zufließen ließ, noch immer nicht befriedigt, mich stets ermahnte die Neigung der Geberin zu benutzen, um sie zu einer noch größeren Freigebigkeit zu vermögen.

Einst, als ich ihr einen Besuch abstattete, fand ich einen Wagen vor ihrer Thüre und sie selbst reisefertig gekleidet. „Schön, daß Sie kommen," rief sie mir entgegen, „mit Sehnsucht habe ich Sie erwartet." Sie führte mich in ein Kabinet und sagte: „Sie scheinen verwundert über meine Abreise, ja, wenn ich nicht irre, sogar betroffen da-

von; ich will Ihnen die Ursache, weshalb ich Lomza verlasse, entdecken, und noch so manches Andere aufklären, was Ihnen in meinem Benehmen dunkel geblieben seyn mag. Vernehmen Sie also: Durch das Absterben meines Gatten wurde ich Erbin eines bedeutenden Vermögens, aber ein verwickelter Prozeß, den mir mein Gemahl hinterließ, hätte mich leicht um den größten Theil der Erbschaft bringen können. In diesem verwilderten Lande hofft man, auch bei unbezweifeltem Rechte, vergebens einen Prozeß zu gewinnen, wenn man sich nicht der Vermittelung Einflußvoller Personen dabei bedienen kann. Auch ich sahe mich genöthiget, diesen Weg einzuschlagen; mehrere wichtige Männer von Ihrem Orden bezeigten sich geneigt mir in meiner Angelegenheit zu helfen, und Thorheit wäre es gewesen, von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen. Daß Ihr Orden nichts umsonst zu thun gewohnt ist, war mir längst bekannt, und ich verstand mich gern zu einer der Sache angemessenen Belohnung. Aber ein wenig Verstellung, die uns Weibern in nöthigen Fällen zu Gebote steht, ließ mich den Herren ein wenig tiefer, als es ihnen wohl lieb seyn mochte, in die Charte se-

den, und ihre Plane verrathen. Sie wollten sich nach und nach in den Besitz meines Vermögens setzen und mir höchstens einigen Nießbrauch davon lassen; sie wollten mich, vermittelst der bei mir vorausgesetzten Frömmelei, und wenn ich nicht eine bei mir vermutheten leidenschaftlichen Schwäche unter einer Art von Vormundschaft halten, die mich auf immer von ihnen abhängig gemacht haben würde. Da ich dieses unwürdige Spiel errathen hatte, so wurde es mir nicht schwer es den frommen Vätern verlieren zu machen. Man hatte Sie dazu ersehen, meine Leidenschaft zu erregen, und ich gestehe, die Wahl war klug getroffen, denn es erwachte wirklich eine Neigung für Sie in meinem Herzen. Aber ich bemerkte bald die schändliche Absicht Ihrer öfterern Besuche bei mir; ich sah, daß Sie sich zu einem elenden Werkzeuge zur Ausführung der niedrigsten Plane Ihrer Oberen brauchen ließen, und nun verwandelte sich meine Neigung in Abscheu. Die Klugheit befahl mir jedoch eine unveränderte Anhänglichkeit an Ihren Orden und eine wachsende Leidenschaft für Sie zu heucheln, bis ich zum Besitze meines Vermögens gelangt wär. Jetzt habe ich diesen Zweck erreicht, meine

Kapitale sind im Auslande in Sicherheit gebracht, wohin ich im nächsten Augenblicke nachfolge. Ich weiß, was ich nach diesem Bekenntniß von der Rache Ihres Ordens zu fürchten habe, aber in fünf Stunden bin ich über die Grenze und offene Angriffe auf meine Person dürfen sich die andächtigen Herren, um den bösen Schein zu meiden, doch wohl nicht erlauben. Jetzt leben Sie wohl für immer, und nehmen Sie für Ihre würdigen Obern die Beschämung mit, von einem Weibe überlistet worden zu seyn.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich, und noch hatte ich mich nicht von meinem Erstaunen erholt, da rollte schon ihr Wagen auf der Landstraße fort.

Mit der kränkenden Ueberzeugung, mich da verachtet zu sehen, wo ich hätte geliebt werden können, ging ich in mein Kloster zurück und stattete dem Rector pflichtmäßigen Bericht von der Abreise der Wittwe und ihren Aeußerungen ab. Er hörte mich an ohne eine Miene zu verändern, dann aber sagte er: „Freilich dürfen wir keinen offnen Gewaltschritt gegen die Dame thun und ohnedem ist sie noch vor Nacht auf ketzerischen

Grund und Boden; aber sie frohlockt denn doch wohl zu früh; unser Arm reicht weit!“

Mein Herz litt unaussprechlich nach dieser Begebenheit, und um so mehr, als ich meinen Empfindungen keine Worte geben, ja ihnen nicht einmal nachhängen durfte, da hiedurch der Zustand meines Innern offenbar geworden wäre und ich die härteste Behandlung zugezogen hätte. Ich war in einer höchst traurigen Lage. Die Religion gewährte mir keinen Trost, seitdem ich sie zu so vielen unedeln Zwecken benutzt sah, die Wissenschaft machte mir keine Freude, denn überall stieß ich auf Schranken, womit sie von dem Orden, der sich anmaaßte über die Geister zu herrschen, umgeben worden war. Das hohe Ideal von Religiosität, welches früher meine Seele füllte, war mir genommen worden; die Begeisterung für das Himmlische, die mich zum Uebertritt zur römischen Kirche bewogen hatte, war der traurigen Ueberzeugung gewichen, daß ich getäuscht worden war und daß es nicht die Sache Gottes sey, wofür ich alles was mir theuer war und mich selbst geopfert hatte. Den Befehlen meiner Vorgesetzten war ich pünktlich gehorsam, weil ich die entsetzlichen Strafen fürchtete, die

unausbleiblich den Widerspänstigen treffen; aus eben dem Grunde heuchelte ich auch eine Seelenruhe und schien mit meiner Lage vollkommen zufrieden. Uebrigens hatte sich meiner ein Stumpfsinn bemeistert, der vielleicht allein mich vor Verzweiflung schützte, da er mich gleichgültig gegen alles machte, was nicht unmittelbar auf die Sinne wirkte.

Dieser Seelenzustand konnte indessen nicht von Dauer seyn, da meine jugendliche Natur kräftig dagegen ankämpfte und meine gesunkene Hoffnung aufs Neue belebte. Zwar sahe ich noch kein festes Ziel vor mir, durch dessen Erreichung ich zufriedener, glücklicher geworden wäre, aber eine gewisse Ahnung sagte mir, daß es ein solches geben müsse, und daß ich es durch standhaftes Ausharren erreichen würde. Endlich gestaltete sich das dunkle verworrene Gefühl zu bestimmten Begriffen und ich fing an einen hohen Beruf zu glauben, der mir im Orden zu Theil werden sollte. Ich dachte mir nämlich die Möglichkeit, durch Eifer für das Ordenswohl, durch pünktlichen Gehorsam und durch Anstelligkeit höhere Stufen in der Gesellschaft zu erringen, und wäre ich dahin gelangt, dann wollte ich den Orden reformiren,

seine Statuten auf die strengste Sittlichkeit, die reinste Tugend gründen. Ich übersah bei diesem Plane zweierlei; einmal, daß in den Grundsätzen des Ordens der Lojaliten keine Veränderung vorgehen kann, ohne daß er gänzlich vernichtet werde; ferner daß man zu einem guten Zwecke keine sträflichen Mittel anwenden soll. Daß ich überdem hiebei das Maaß meiner Kräfte verkannte, welches viel zu geringe war, um mir je eine bedeutende Stelle im Orden zu erwerben, das war wohl zu entschuldigen; denn die wenigsten Menschen kennen sich selbst genau genug, um sich nicht mehr zuzutrauen, als sie leisten können. — Geschmeichelt von der Vorstellung, einst als Reformator in den Jahrbüchern der Jesuiten zu glänzen; aber auch beseliget von der Hoffnung, das Reich der Tugend durch die Verbesserung eines großen mächtigen Ordens ausbreiten zu können, fühlte ich den Muth in mir zu diesem Zweck alles, selbst das Aergste und Ungeheuerste zu ertragen, und war sogar entschlossen — o, bis zu welchen ungereimten und frevelhaften Widersprüchen kann sich der Mensch verirren! — das größte Verbrechen auf Befehl des Ordens zu begehen, wenn ich mich dadurch meinem Ziele nähern

könnte. Das Schicksal nahm mich bald genug beim Wort.

Der Rückblick auf meine Begebenheiten hat mein Gemüth tief erschüttert. Ich muß abbrechen um mich zu erholen; und sobald ich neue Kräfte gesammelt habe, setze ich meinen Bericht fort.

2.

Fortsetzung.

Seit ich priesterliche Handlungen verrichtete, vermehrte sich der Besuch in unserer Kirche, und besonders ließen sich Frauen von einem gewissen Alter häufig darin sehen. Diese besonders waren es, die wahrscheinlich, um den zweideutigen Grund ihres Kirchenbesuchs zu verschleiern, meine Salbung beim Predigen und Beichtehören unablässig rühmten und mir dadurch einen großen Ruf verschafften. Diesem Rufe hatte ich es vielleicht zu danken, daß eine junge Dame, die unlängst aus dem geräuschvollen Warschau angekommen war, und in Lomza künftig wohnen wollte, mich zu ihrem Beichtvater und Gewissensrath wählte. Mit ihrem Herkommen und der Verwechselung ihres Aufenthalts hatte es folgende Bewandniß:

Rosalie von S** war die Tochter eines polnischen Edelmanns, der sich in Oestreichischen

Diensten bis zu dem Range eines Obristen empor geschwungen hatte. Er liebte den Aufwand, und da er sich noch in der Blüte des Lebens befand, also eine lange glänzende Laufbahn vor ihm lag, so verzehrte er, in der Hoffnung einst noch ein hinreichendes Vermögen für seine Gemahlin und Tochter sammeln zu können, den größten Theil seines väterlichen Erbes.. Seine Gemahlin wurde ihm frühe durch den Tod entrissen und hinterließ ihm Rosalien als ein sechsjähriges Mädchen, das er nun nach Warschau in eine weibliche Erziehungs-Anstalt brachte. Das Glück wollte Rosalien dabei wohl, denn die Erzieherin, eine geborne Deutsche, war eine vortreffliche Frau, die sich ganz vorzüglich zur Bildung junger Frauenzimmer eignete. Als das Fräulein ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, starb ihr Vater. Sein ganzer Nachlaß betrug sechstausend Thaler, von deren Zinsen sie nun leben mußte. Ihre Erzieherin hätte sie gerne noch länger bei sich behalten, aber der Vormund, ein alter störrischer Mann, glaubte an ihren Zinsen jährlich etwas ersparen zu können, wenn sie an einem wohlfeilern Orte lebte, und gab sie in dieser Absicht nach Lomza

unter Obhut einer betagten Wittwe seiner Verwandtschaft.

Diese Rosalie war es, die mich zu ihrem Beichtvater wählte und die, weil sie sich in ihrer Lage nicht glücklich fühlte, mich gar oft mit ihrem Gemüthszustande beschäftigte. Sie war das schönste Mädchen, welches ich je sah. Das Verhältniß, in welchem ich zu ihr, als der Berather ihres Gewissens und Bewahrer ihrer geheimsten Gedanken und Empfindungen stand, war äußerst gefährlich für mich, denn ihr Herz lag offen vor mir da und die schönen Züge eines edeln, herrlichen Gemüths, die sich mir darin entfalteten, rissen mich zur Bewunderung und Liebe hin. Aber wenn sie in unschuldsvoller Vertraulichkeit mir jeden Zug ihrer Seele, jede Regung ihres Herzens entdeckte und mich mit den liebenswürdigen Schwächen bekannt machte, die eine unerläßliche Zugabe der schöneren Weiblichkeit sind, so stieg die mir drohende Gefahr auf das Höchste. Ich, ein junger Mann, dessen Jugend unentweiht blieb, in voller Lebenskraft, mit der geistlichen Würde bekleidet, die ihm ein entschiedenes Uebergewicht giebt; mir gegenüber eine Jungfrau, deren große Schönheit, durch das kindliche

Vertrauen, mit dem sie sich ihrem Beichtiger naht, durch die schwärmerische Andacht, die dem geistvollen Auge entstrahlt, neue Reize gewinnt: welche verführerische Lage! Müßte ich nicht ein Engel oder ein fühlloser Marmorblock gewesen seyn, wenn in meiner Brust nicht Wünsche aufgestiegen wären, die zwar von der Sittenlehre verdammt werden, deren Entstehen aber in dem Wesen unserer Natur gegründet ist, und die den Menschen, so lange sie nicht in Begierden ausarten, auch für kein Verbrechen angerechnet werden können? Unendlich schwer wurde es mir diese Regungen zu verbergen. Eine bittre Reue über die unglückliche Wahl meines Standes, die mir den rechtmäßigen Besitz dieses liebenswürdigen Mädchens für immer unmöglich machte, ergriff mich. Darauf folgte ein finstrer Groll gegen mein Schicksal, der bei jeder Zusammenkunft mit Rosalien stärker wurde. Endlich aber gingen alle meine Empfindungen in einer unaussprechlichen Sehnsucht nach Rosaliens Besitz unter, kühne Wünsche erwachten in mir, und obwohl ich sie mir nie deutlich zu gestehen wagte, so betäubten sie doch mein Gewissen und entflammten mich zu frevelhaften Vorsätzen.

Verführung also war mein fürchterliches Ziel! Ich wollte der Schöpfung herrlichstes Meisterstück zertrümmern, die edelste Blume in Gottes herrlicher Natur zerknicken, um meine lüsterne Begierde zu befriedigen, um einen kurzen Augenblick im niedern Sinnenrausch zu schwelgen! Ich schauderte, als mein Gewissen diese Mahnung an mich that und verwarf mit Abscheu den schändlichen Vorsatz. Aber bald erwachte meine Leidenschaft aufs Neue. Und als nun das Mädchen ein immer größeres Vertrauen gegen mich bewies, als ich sogar die deutlichsten Spuren ihrer aufkeimenden Neigung zu mir entdeckte, o! da ward der böse Wille in mir wieder laut und der Höllenplan sie zu verführen bildete sich immer klarer bei mir aus.

Ich konnte in allen Tageszeiten zu ihr kommen, denn die Wittwe, unter deren Schutz sie lebte, verehrte mich wie einen Heiligen, und ließ mich ohne Bedenken mit ihr allein. Ich wußte, daß die Wittwe täglich die Messe besuchte, und darauf noch ein paar Stunden umherging, um Neuigkeiten zu sammeln und über den guten Namen ihrer Nachbarn Gericht zu halten. Da Rosalie diese Art von Unterhaltung verab-

scheute, so ging sie nie in Gesellschaft der Alten aus. Ich beschloß eine solche Zeit zu benutzen, um die ersten Schritte zu meinem teuflischen Vorhaben zu thun. Das Verlangen, mich meinem Ziele zu nähern, ließ mir in meinem einsamen Zimmer keine Ruhe, und da noch nicht zur Messe geläutet worden war, so machte ich einen Spaziergang außerhalb der Stadt. Es war ein heiterer Maimorgen; der tiefblaue Himmel spiegelte sich in dem klaren Strome der Narew, tausend Lerchen wirbelten ihren Jubel in die weite Luft, in dem nahen Jednazever Eichenwalde flötete die Nachtigall ihre schmelzenden Töne, und auf den umliegenden Bergen hatte sich der sonnige Lenz in seinem zartgrünen Gewande gelagert. Mir wurde wohl und weh zugleich. Der laue Hauch des sanften Westes schien die starre Eisrinde der sündhaften Verhärtung, die sich um mein Herz gelegt hatte, zu schmelzen, mir war, als wenn die allliebende Mutter Natur mich mit ihren tausend milden Blumenaugen anblickte, und mit sanfter Trauer die Frage an mich that: Du allein willst in meinem Paradiese der Teufel seyn? willst, ein Mörder, mit blutiger Ferse durch die lachende Schöpfung schreiten?

mit wildem Muth zerstören, was als des Schöpfers Meisterstück in der Fülle der Schönheit zum Preise seiner Allmacht prangte? Weh und Verzweiflung bringen über ein so zartes, reines Wesen, das den gültigsten Anspruch auf das höchste Lebensglück hat? Nein, barmherziger Gott! nein! rief ich tief bewegt aus, ich bin kein Teufel, will nicht mit rauher Faust die holde Blume zerknicken! Fluch dem Gedanken, den ich dazu hegen konnte. Fluch, tausendfacher Fluch jedem frevelhaften Wunsche, jeder unreinen Begierde! Nein, ein so verabscheuungswerther Bösewicht, der die ihm vertrauende Unschuld verrathen könnte, bin ich nicht, eines solchen Höllenfrevels bin ich nicht fähig!

Jetzt fiel es mir wie eine Binde von den Augen und ich sahe ein, wie nahe ich daran gewesen war, ein Verbrechen zu begehen, welches zu den schändlichsten gehört; ein Verbrechen, wodurch sich die entartete Menschheit tief unter die Thiere erniedrigt und mit den Teufeln in eine Reihe stellt. Was kann schändlicher seyn, als das ganze Lebensglück eines menschlichen Wesens um den kurzen Genuß eines sinnlichen Augenblicks opfern? O, zu welchen Greueln ist der Mensch fähig,

wenn in ihm die Leidenschaft der Vernunft den leitenden Zügel entreißt und die bestimmende Ursache seiner Handlungen wird! Dieser Gedanke erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Wehmuth und heiße Thränen strömten über meine Wangen. Mein vergangenes Leben vergegenwärtigte sich mir und ich sah mich in einer Menge von Irrthümern verwickelt, die mich, wenn ich nicht aufs eiligste ihnen entsagte, zu den größten Verbrechen verleiten und die Vernichtung meiner bessern Menschheit bewirken mußten. Zerstört waren meine hohen Ideale von engelreiner Frömmigkeit, von Gottähnlicher Seelenruhe, von fleckenfreier Tugend; zertrümmert lag das schöne Bild erhabener Menschheit im Staube. Die Menschen, die mir einst als die hehren Boten Gottes zu Ausbreitung seines Reichs auf Erden erschienen waren, fand ich, als ich sie näher kennen lernte, als niedere, schleichende Heuchler, in selbstsüchtige, ränkevolle Böswichter verwandelt, die auf dem Fundament der Kirche den Triumphbogen ihrer eigenen Größe zu errichten strebten, die im Namen Gottes die ungezähmte Begierde ihrer Herrschsucht befriedigten, im Namen der Kirche ihren Rachedurst stillen, im Namen des Erlösers

ihre Räuberhände an das Gut der Wittwen und Waisen legten; die, um sich Platz zu machen, eine reiche Saat des Menschenwohls zertraten und wie die Wucherpflanzen ihre weitverbreiteten Wurzeln entkräftend und aussaugend durch die fruchtbarsten Länder unseres Erdtheils streckten. Und ich war ein Mitglied dieser Gesellschaft, war ein Werkzeug ihrer Pläne; hatte, um mich ihr zu ergeben, mich von allem losgerissen, was mir theuer und heilig war! Weh mir, was hatte ich gethan! Eine furchtbare Reue durchdrang und marterte mich. Dann aber erhob sich meine bessere Menschheit in mir und eine innere Stimme rief mir zu: dulde mit Ergebung, was Du verschuldet hast, aber verzweifle nicht. Gut zu machen, so viel Du kannst, ist Deine Pflicht; nimmer aber hat noch Verzweiflung eine böse That, einen voreiligen Schritt gut gemacht. — Aber, fragte ich mich traurig: wo hast du je die Gelegenheit etwas gut zu machen? und mein guter Genius sagte tröstend: sie wird sich finden; sie ist schon da. Kannst Du nicht der Schutzengel jenes Mädchens seyn, das Du so eben verführen wolltest?

Dieser Gedanke brachte eine wohlthuende Be-

ruhigung in mein Herz; ich fühlte mich erhoben und mit meinem Gewissen versöhnt, und gelobte feierlich, nie einem strafbaren Gedanken mehr Raum zu geben und so viel in meinen Kräften stand, Rosalieus unbewachte Unschuld zu schützen. Albert! diesen Schwur habe ich gehalten; zu dieser guten That darf ich mich bekennen, und wenn meine übrigen Handlungen Deinen gerechten Zorn erregen, so laß diese That Dich versöhnen; denn war ich gleich schon tief gesunken, so gewann meine bessere Natur doch den Sieg und die Tugend zählte mich wieder zu ihren Jüngern.

Mein Benehmen gegen Rosalien war von jetzt ab streng geregelt und darauf berechnet, alle leidenschaftliche Aufwallungen, sowohl von ihrer, als von meiner Seite zu verhindern. Ich beschränkte meine Besuche bei ihr so viel als möglich, und wenn sie mich umständlich mit ihren Empfindungen bekannt machen wollte, so wies ich diese Offenherzigkeit, zwar mit der ihr schuldigen Achtung, aber ernstlich und entschieden, als überflüssig zurück. Dagegen lehrte ich sie aufmerksam auf ihr Herz seyn, und zeigte ihr die Gefahren, die für sie daraus entspringen könnten, wenn sie die nöthige Wachsamkeit über ihre Em-

pfindungen verabsäumte. Diese Warnung weckte ihr Nachdenken; sie wurde schüchterner gegen mich und erleichterte mir dadurch die Bekämpfung meiner Leidenschaft, die nun stets meinem festen Willen, gut zu seyn, unterworfen blieb.

Bald darauf, nachdem ich mein Verhältniß auf diese Weise mit Rosalien geordnet hatte, wählte ein gewisser Graf R. Lomza für einige Zeit zu seinem Wohnsitz. Niemand vermochte zu begreifen, warum dieser durch große Reichthümer und vielseitige Bildung ausgezeichnete junge Mann, der in dem Glanz des Hofes aufgewachsen war, der, wenn er das Bedürfniß der Einsamkeit fühlte, eines der prachtvollen Schlösser seines Vaters beziehen konnte, das kleine unansehnliche Städtchen, wo es ihm an vielen gewohnten Bequemlichkeiten fehlen mußte, zum Wohnorte wählte. Jung und lebenslustig, wie er war, konnte er sich wohl nur in der großen Welt gefallen, in welcher, als ein Stern erster Größe zu glänzen, es ihm weder an Mitteln noch an Talenten gebrach. Den Obern unseres Klosters konnte des Grafen Absicht nicht unbekannt geblieben seyn, da er ihnen öftere Besuche machte;

auch ich sollte auf eine mir höchst unerwartete Art Mitwisser seines Geheimnisses werden.

Der Pater Rector kam nämlich einst auf mein Zimmer und ließ sich sehr umständlich über den oft abgehandelten Satz aus, daß man zur Förderung guter Zwecke sich auch schlechter, oder schlecht scheinender Mittel bedienen könne; besonders denn, wenn das Interesse der Kirche in Rede komme. Diese Erläuterung eines abscheulichen, unter den Jesuiten unbedingt angenommenen Grundsatzes ließ mich gleich anfangs einen Auftrag unmoralischer Art fürchten; aber so abscheulich, wie er wirklich war, hätte ich ihn doch nicht vermuthet.

Mein Oberer rühmte mir die Anhänglichkeit des Grafen an den Orden; versicherte bei einer klugen Schonung und Begünstigung seiner Schwächen sey viel durch ihn zu gewinnen, und eröffnete mir endlich, daß der Graf sterblich in Rosalien verliebt sey, sie aber wegen Familienverhältnissen nicht heirathen könne und daher sich entschlossen habe, eine Art von Gewissensheirath mit ihr einzugehen. Mir wurde nun der saubere Auftrag, sie, da sie mein Beichtkind sey, der Absicht des Grafen geneigt zu machen, wobei mir die

Wahl der Mittel, selbst solcher, wobei meine Sinnlichkeit ins Spiel gezogen würde, überlassen blieb. Bei dieser schändlichen Zumuthung konnte ich kaum meine Empörung verbergen, und nur der Gedanke an die furchtbare Rache eines beleidigten Lojaliten hielt mich ab, dem niedrigen Kuppler meine tiefe Verachtung unverhohlen zu zeigen. Diese Furcht vermochte mich, meinen Ingrimm zu verbergen und mit niedergeschlagenen Augen doppelsinnig zu versichern: ich würde meine Pflicht thun. Ich meinte damit, Rosalien zu retten und übte sonach eine von den Hauptkünsten der Jesuiten, einen Doppelsinn in Worte zu legen, aus. Jetzt hatte ich den Pater Rektor auch auf solche Weise getäuscht, da er mein Versprechen, meine Pflicht zu erfüllen, auf die Ausführung seines Befehls bezog und das Niederschlagen der Augen dem Bemühen zuschrieb, seinen Blicken den Ausdruck der saunischen Lust in meinem Gesichte, die sein Auftrag, nach seiner Voraussetzung, bei mir erregt haben mußte, zu entziehen. Er gab mir nun noch einige Andeutungen, wie ich in der kürzesten Zeit das Herz des Mädchens gewinnen und ihre Sinnlichkeit entflammen könne, wodurch er meine Ver-

achtung gegen ihn auf den höchsten Grad steigerte.

Ich ging zu Rosalien und machte sie ohne Rückhalt mit der Absicht des Grafen und den Gesinnungen des Rectors, ihm zu Erreichung seines Zweckes behülflich zu seyn, bekannt. Das Mädchen schauderte vor der Schlechtheit der frommen Väter und wollte, da sie die ihr drohende Gefahr vollkommen zu würdigen wußte, sogleich die Stadt und Gegend verlassen. Aber wohin sollte sie sich wenden? Ueberall blieb sie schutzlos wie sie war, dem mächtigen Orden erreichbar, der, wo sie auch seyn mochte, sicher alles anwenden würde, sie durch Verführung oder Gewalt dem Grafen auszuliefern. Auch würde ihre plötzliche Flucht mich als ihren Warner verrathen und der fürchterlichsten Rache des Ordens bloß gestellt haben, daher bat ich sie, das, was ich ihr mitgetheilt hatte, als ein höchstgefährliches Geheimniß zu bewahren und mir die Auffindung der Mittel zu ihrer Rettung zu überlassen.

Auf folgende Weise gelang es mir Rosalien in Sicherheit zu bringen. Mir war eine vornehme protestantische Familie bekannt, deren Haupt zu

den Magnaten des Reichs gehörte *). An die Gemahlin dieses Familienhaupts, Gräfin von D** wandte ich mich und theilte ihr so viel von Rosaliens Lage mit, als nöthig war, um sie zum Schutz derselben zu bewegen. Die Gräfin war eine so würdige als einflußreiche Dame, die auch das, was die Klugheit mir zu verschweigen gebot, vollkommen errieth und sogleich in meine Absicht einging. Sie kam zu dem Ende selbst nach Lomza und nahm Rosalien zu ihrer Gesellschafterin an, wogegen die Wittwe, deren Obhut das Mädchen anvertraut war, um so weniger etwas einwenden konnte, da die Gräfin bereits die Genehmigung des Vormunds erhalten hatte.

Ich war zwar froh, daß mein Plan gelungen, Rosalie gerettet war, doch die Trennung von ihr wurde mir unbeschreiblich schmerzhaft und ich fühlte nun erst, wie groß und unvertilgbar meine Liebe zu ihr sey. Mir wurde meine Lage uner-

---

(*) Ungeachtet des in Polen herrschenden strengen Katholicismus war einigen protestantischen adlichen Familien durch Reichstagsbeschlüsse Sitz und Stimme auf dem Reichstage zugesichert, sie wurden mit Starosteien beliehen und man hat sogar Beispiele, daß Protestanten die hohe Würde der Woiwoden bekleidet haben.

träglich und ich beschloß, mich durch die Flucht von dem Orden loszumachen, den ich, seit ich ihn in seiner ganzen Verworfenheit hatte kennen lernen, auf das tiefste verabscheute. Ich wurde von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt und mein Zustand glich dem, der Verdammten Hoffnungslose Liebe, grimmiger Haß gegen die Lojaliten, bittere Reue über meinen Glaubenswechsel, über die frevelhaften Eide, die ich geschworen und endlich das, alle Geisteskräfte lähmende, Gefühl der Selbstverachtung, das alles beschwerte mein Gemüth und drängte mich zu einem Versuch, mich aus dieser unseligen Lage zu retten.

Der Pater Rector merkte sehr gut, daß ich es gewesen war, der ihm das der Wohllust des Grafen bestimmte Opfer entrissen hatte, doch verhehlte er sehr gut den Verdruß über die Vereitelung seiner Absicht und behandelte mich mit vieler Auszeichnung. Ich Thörigter wähnte, meine Mithülfe zu Rosaliens Entfernung sey ihm verborgen geblieben; ich ließ mich durch die scheinbare Ruhe und Freundlichkeit des Tigers täuschen und sah die Kralle nicht, die sich bereits ausstreckte um mich zu packen. — Um meine Flucht

ins Werk zu stellen, hatte ich einige unentbehrliche Kleidungsstücke in eine Grenzstadt heimlich vorausgeschickt und an einem Morgen begab ich mich unter dem Vorwande eines Spazierganges selbst auf den Weg. Ich nahm die Richtung nach der preußischen Grenze, und beinahe hatte ich sie erreicht, als einige verkappte Männer aus dem Dickicht eines Waldes hervordrangen, mich ergriffen, banden, dann auf einen in der Nähe stehenden Wagen hoben und mit mir den Rückweg nach dem Kloster antraten.

Von meinen Empfindungen, als ich meine Absicht entdeckt, und mich wieder in der Gewalt des Ordens sah, der nie und unter keinen Umständen das, was er als ein Verbrechen gegen sich ansieht, vergiebt, kein Wort; Du kannst sie Dir denken.

Es war Abend, als ich im Kloster anlangte. Ich mußte einige Zeit im Vorzimmer verweilen, dann ertönten einige Glockentöne, und ein Ordensbruder führte mich in einen Saal, wo ich hinter einem schwarz behangenen Tische den Rector und die Aeltesten des Konvents sitzend fand. Mit einer Sanftmuth, die mich noch mehr empörte, als es die heftigsten Ausbrüche des Zorns

gethan haben würden, da ich wußte, daß sie erkünstelt und nur ein Schleier des unversöhnlichen Hasses sey, hielt der Rector eine Ermahnung an mich, äußerte sein Bedauern über meine Vergehungen und schritt sodann zur Anklage. Ich wurde angeschuldigt, eine Rechtgläubige in die Hände einer Ketzerin geliefert zu haben, wo ihr Glaube in Gefahr gerathe; dann wurden mir ketzerische Meinungen vorgeworfen, die ich durch Worte und Handlungen geäußert haben sollte; ferner nahm man als erwiesen an, daß ich in der wöchentlichen Beichte mein Sündenbekenntniß den Regeln des Ordens zuwider nicht vollständig abgelegt hätte; welches mir als eine Hauptschuld angerechnet wurde, endlich aber war meine Flucht ein Gegenstand der Beschwerdeführung. Man nahm alles als erwiesen an und gestattete mir keine Vertheidigung; wahrscheinlich, weil man mein Lautwerden über den Verführungsplan mit Rosalien fürchtete. Ich mußte abtreten, während man über mein Schicksal rathschlagte und nachdem ich wieder vorgerufen war, kündigte mir der Rector mit der Miene eines Heiligen, der eben im Begriff ist ein Wunder zum Besten der Menschheit zu thun, an, daß, obgleich ich durch

meine Verbrechen den Tod eigentlich verschuldet habe, dennoch die Kirche, als eine zärtliche Mutter, Gnade vor Recht ergehen lasse und die Todesstrafe in ein ewiges Gefängniß verwandeln wolle.

Denke Dir, wie mir bei der Ankündigung dieses Urtheils, wodurch ich zu einer langen, unaussprechlichen Qual verdammt wurde, zu Muthe werden mußte. Ich kniete vor dem Barbaren nieder und bat um den Tod, der gegen ein Leben im Kerker für die ganze Dauer des Daseyn Wohlthat genannt werden konnte. Aber der herzlose Böſewicht blieb taub bei meinem Flehen, legte mit heuchlerisch andächtiger Miene die Hände segnend auf mein Haupt und sagte: „ziehe hin in Frieden.“ Mit dieser Segensformel sandte mich der Teufel im Priestertalar in eine Gruft, wo ich lebendig verwesen sollte: welcher höllische Spott!

Man führte mich mit verbundenen Augen durch lange Gänge und viele Stufen abwärts bis in ein enges unterirdisches Gewölbe, welches zu meinem Kerker bestimmt war. Jetzt wurde mir das Loch gezeigt, das zum Herablassen des Brodes und Wassers bestimmt war und dann die zentner-

schwere Eisenthüre verschlossen, die mich auf ewig von der ganzen Menschheit trennen sollte. Ich lag lange besinnungslos auf dem Boden meines feuchten, dumpfen Kerkers da, und kam erst wieder zu mir selbst, als man mir zurief, mein Brod und Wasser vom Seile zu nehmen. Ich wollte mich todthungern, um meiner Qual ein Ende zu machen, doch von der Ausführung dieses verzweiflungsvollen Vorsatzes hielt mich die ernste Mahnung des Gewissens ab, die mir meine entsetzliche Lage als eine gerechte Strafe meines durch den Glaubenswechsel begangenen Verbrechens darstellte, welches ich mit Ergebung tragen müsse, um den furchtbaren Richter über den Sternen zu versöhnen. Der Gedanke verhinderte mich zwar an dem Selbstmorde, aber er milderte meinen Jammer über meine Lage nicht; dieses war der Himmelstochter Hoffnung überlassen, die den Unglücklichen selbst noch in der grausen Nacht unterirdischer Grüfte nicht verläßt, und die auch mir Trost in meiner furchtbaren Einsamkeit brachte.

Man hatte, bevor man mich in den Kerker hinabstieß, meine Taschen untersucht und alles Metall von mir genommen, aber ein Federmesser

war zufällig übersehen worden und mir geblieben. Ich fand es erst nach einigen Tagen und freute mich ungemein darüber, denn es schien mir ein Werkzeug zu meiner Rettung werden zu können. Ich glaubte nämlich damit eine Oeffnung in die Mauer machen zu können und versuchte sogleich den Cement in einzelnen Körnern abzulösen. Der geringe Erfolg schreckte mich nicht ab, da schon die Beschäftigung, die ich durch diese Arbeit erhielt, mir eine Erleichterung meines Zustandes gewährte. Nach vielen Tagen war es mir erst gelungen einen spitzen Stein aus der Mauer loszubrechen, dessen ich mich nun zu meiner Arbeit bediente. Sechs Wochen lang mochte ich mich auf diese Weise beschäftiget haben, bis ein glücklicher Erfolg meine ununterbrochene Thätigkeit krönte. Ein großer Stein war los geworden, dieser riß im Fallen einige andere mit sich und ein matter Lichtglanz schimmerte durch die Nacht meines Kerkers. Die Oeffnung in der Mauer war groß genug, daß ich hindurch kriechen konnte, und nun befand ich mich in einem Todtengewölbe unter einer Menge zum Theil sehr alter Särge. Zu jeder andern Zeit würde mir dieser Wohnsitz der Verwesung höchst unangenehm

gewesen seyn; jetzt war mir die Gesellschaft der Todten die liebste, denn ich hatte von ihr keinen Verrath zu befürchten. Ich stieg auf die in mehrern Schichten aufeinander stehenden Särge, um an die Fensteröffnung zu gelangen, doch ein sehr starkes Eisengitter war hier meinem Entkommen ein unüberwindliches Hinderniß. Ich fand beim fernern Suchen eine Treppe, die an einer verschlossenen Fallthüre endigte. So lange es Tag war, hielt ich mich ruhig, sobald aber die Nacht hereingebrochen war, versuchte ich die Fallthüre zu öffnen, welches mir nach einiger Anstrengung gelang. Ich befand mich nun in der Kirche, durch deren hohe Fenster der Mond sein schauerliches Licht warf, welches in einem weiten Raume eine Menge seltsamer Gestalten bildete, die unter andern Umständen mich mit Schrecken erfüllt haben würden, in meiner gegenwärtigen Lage aber, wo die Flucht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, mich nur weniger berühren konnten. Lange sann ich vergebens auf ein Mittel aus der Kirche zu kommen; die Thüren waren verschlossen und die Fenster mehr als drei Mann hoch von dem Boden: jeder Ausgang schien mir verschlossen. Schon wollte ich einige

Holzstücken an die Kirchthüre tragen und vermittelst der vor einem Marienbilde brennenden ewigen Lampe anzünden, um auf diese Weise mir einen Ausgang zu öffnen; doch zögerte ich noch damit, weil meine Rettung in diesem Falle doch äußerst ungewiß war, und ich auch vor dem Gedanken einer Brandstiftung, deren Folgen sich nicht berechnen ließ, schauderte. Da entdeckte ich ein anderes Rettungsmittel. In einem Winkel unter dem Orgelchore lag eine Leiter, die aufgerichtet bis an die Fenster reichte. Dadurch kam ich zwar hinauf, aber nicht hinunter. Um eines lebensgefährlichen Sprunges überhoben zu seyn, stieg ich ins Todtengewölbe hinab, öffnete den Särgen und nahm von den Leichentüchern soviel als zu einem Seile, mich von dem Fenster bis auf den Boden hinunter zu lassen, erforderlich war. Dadurch kam ich glücklich aus der Kirche und befand mich im Freien.

Meine Empfindungen, als ich mich außerhalb der Mauern des Klosters wußte, magst Du ahnen; eine deutliche Vorstellung wirst Du so wenig davon erhalten, als meine Kräfte unzureichend sind, sie auszudrücken; sie waren unaussprechlich. Ich eilte mit beflügelten Schrit-

ten den Berg hinunter, bis an das Ufer der Narew; aber ach! schon hier sahe ich mich durch ein unüberwindlich scheinendes Hinderniß in meiner Flucht aufgehalten. Wie sollte ich über den reißend schnellen und tiefen Fluß kommen? Die Fährleute schliefen und ihnen konnte ich mich auch nicht anvertrauen. Mit klopfendem Herzen gieng ich in dem hellen Mondscheine, der mein Verräther zu werden drohte, längs dem Gestade des Flußes. Da fand ich endlich einen kleinen Nachen, diesen machte ich los, warf mich hinein und ließ mich, da mir die Ruder fehlten, Stromabwärts treiben. Ich mochte eine Stunde weit gefahren seyn, als der Nachen auf dem rechten Ufer strandete und ich mich, da ich ausstieg, nahe an einer Heerstraße befand, die ich nun verfolgte. Als der Tag anbrach zog ich mich in den Wald zurück und setzte meinen Weg auf wenig betretenen Fußsteigen fort, auf denen ich glücklich die preußische Grenze erreichte.

Das süße Gefühl der Freiheit und der Sicherheit vor den Nachstellungen meiner Henker, erweckte in mir eine Freude, die keinen Gedanken an die Zukunft in meiner Seele aufkommen ließ; aber bald erinnerten mich die Bedürfnisse

meines Körpers daran, und die schmerzliche Ueberzeugung keinem anzugehören, dem Mitleid fremder Menschen überlassen zu seyn, drängte sich mir auf. Ich war ohne Geld, in einem zerrissenen Priesterkleide, und die Bewohner der Gegend, in welcher ich mich befand — die äusserste Grenze Preußens nächst dem großen Johannisburger Walde — stehen nicht in dem Rufe großer Nächstenliebe, besonders gegen Anhänger des katholischen Glaubens, die von ihnen in der Regel verabscheuet werden. Dennoch fand ich, diesem Rufe zuwider, in der niedern Hütte des Landmanns überall, wo ich einsprach, offne Herzen für meine Bitte um Speise und Trank und eine weiche Lagerstätte zum schlafen. So gelangte ich bis nach Rhein, wo mir der biederherzige Amtmann, den ich mit meinen Begebenheiten bekannt machte, mit echtpreußischer Gastfreiheit in seinem Schlosse aufnahm und mir daselbst bis zur Entwickelung meines Schicksals einen Aufenthalt gestatten will.

Noch muß ich Dir entdecken, daß, seit ich auf freiem Fuße bin, die Liebe zu Rosalien aufs Neue in mir erwacht ist und meine ganze Seele füllt. Wenn gleich die ruhige Vernunft

die Hoffnung, ſie einſt die meinige nennen zu können, eitel ſchilt; ſo kann ich mich ihrer doch nicht entäußern, da ſie feſt und innig mit meinem Daſeyn verwachſen iſt, welches mir ohne ſie unerträglich ſeyn würde.

Nun mein Albert, habe ich Dir meine Schickſale, meine Vergehungen und meine Leiden offenherzig dargeſtellt, und nun bitte ich Dich, nimm Dich meiner an. Vergiß meine Verirrungen — ich bin ja geſtraft genug dafür! — Gedenke der ſchönen Tage unſerer Freundſchaft, wende mir wieder Deine Liebe zu und verſöhne mich mit meinem Geſchick. Nur Dir kann es gelingen, mir die Verzeihung meiner ehrwürdigen Eltern auszuwirken: o, thue es doch! Meine einzige, letzte Hoffnung beruht auf Dir; ohne Deine Fürſprache darf ich nicht wagen, mich an meine Eltern zu wenden, und wo ſoll ich hin, wenn das Vaterhaus mir verſchloſſen bleibt. Antworte bald und gütig.

3.

Herr Sebastian Ziergiebel in Hamburg, an den Pater Aloisius Seubert in Rhein.

Hochwürdiger Herr Pater.

Da Herr Albert, berühmter Kauf- und Handelsherr allhier, dessen Disponent ich zu seyn die Ehre habe, gegenwärtig dermaaßen gefährlich krank darnieder liegt, daß, Gott geklagt! wenig Hoffnung zu dessen Genesung vorhanden, als habe ich vermöge der mir zustehenden Befugniß, Dero Schreiben eröffnet und selbiges dem geneigten Anverlangen gemäß, Namens meines Herrn Prinzipals, als welcher solches selbst zu thun ausser Stande, andurch beantworten wollen.

Ob Herr Albert die von Denenselben ihm angebothene Erneuerung der Freundschaft würde annehmen wollen, falls seine Gesundheitsum-

stände ihm erlaubten zu resolviren, ist billig zu bezweifeln, da er, als ein frommer, seinem väterlichen Glauben treuer Lutheraner, des Spruches eingedenk seyn wird, der da heißt: „Sitzet nicht da, wo die Spötter sitzen.“ Doch habe ich dadurch unmaaßlicher Weise nur mein Dafürhalten zu Tage gelegt, ohne der Entscheidung meines verehrten Patrons vorgreifen zu wollen. Anlangend die begehrte Vermittelung zwischen Denenselben und Dero werthen Eltern, so ist sothanem Anverlangen zu genügen aus dem Grunde unmöglich, weil bereits beide und zwar die Frau Mutter vor drei Jahren, der Herr Vater aber seit einem Jahre verstorben sind.

Da es zweifelsohne Denenselben daran gelegen seyn wird zu wissen, wie es um die Verlassenschaft Dero seligen Herrn Vaters stehe, so ermangle nicht dienstfreundlich anzuzeigen, daß derselbe vor seinem Hintritt ein Testament gemacht und darin, mit gänzlicher Enterbung Ew. Hochwürden, das St. Marien Hospital zu Königsberg und andere fromme Stiftungen zu Erben eingesetzt hat. Wiewohl Dieselben sich solchen schmerzlichen Verlust — sietemal der Nachlaß sehr ansehnlich gewesen — selbst beizumessen ha-

ben, ſo befehle ich doch nicht, Ihnen nach der Pflicht chriſtlicher Liebe mein Beileid darüber zu bezeugen. Für das Briefporto habe Denenſelben ein Debet von Mk. B. 2. 0 Schl. eröffnet, und bin

4.

Albert an Seubert.

Mein Karl,

Rechne mir die herzlose Antwort nicht zu, die mein alter in Geldgeschäften fühllos gewordener Buchhalter an Dich geschrieben hat; ich bekam ja Deinen Brief, einer schweren Krankheit wegen, nicht zu Gesicht, wie Du selbst aus jenem unsinnigen Schreiben entnommen haben wirst. Armer Karl! Du hast viel gelitten, viel verloren; doch der Freund ist Dir geblieben, und wird brüderlich für Dich sorgen. Dein Herz ist tief verwundet, es kann nur am Busen des theilnehmenden Freundes genesen, eile daher in meine Arme, wo Du Schutz, Ruhe und Versöhnung mit Deinem Geschick finden sollst. — Gern wäre ich auf das schnellste zu Dir geeilt, wenn mein noch immer schwacher Gesundheits-Zustand mir das Reisen nicht verböte; doch

konnte mich nur die Rücksicht, daß ich mich Dir und meiner sehr geliebten Familie erhalten muß, bestimmen, den Vorsatz Dich selbst abzuholen aufzugeben.

Deine Liebe zu Rosalien wird vielleicht nicht immer hoffnungslos bleiben; ich werde auf Mittel denken Dich Deinen Wünschen näher zu bringen, Mund gegen Mund ein Weiteres.

Beikommender Wechsel wird für Deine Reisekosten ausreichen; und nun säume nicht, sogleich zu mir zu kommen, ich harre Dein mit Sehnsucht.

5.

Der Amtmann Pikoll zu Rhein an Albert.

Wer schon einmal den Schmerz empfand, einen geliebten Freund von seinem Herzen sich losreißen zu sehen, und wer diese Trennung männlich ertrug, den kann ein zweiter ähnlicher Verlust zwar betrüben und erschüttern, aber nicht zu Boden werfen, noch ihm die Fassung rauben, mit der ein Mann von Charakter unangenehme Ereignisse tragen soll, die er weder veranlaßt hat, noch verhindern konnte. Diese Fassung setze ich auch bei Ihnen voraus, da ich in den Fall gekommen bin, Ihnen eine unangenehme Nachricht melden zu müssen. —

Ihr Freund Seubert hat sich abermals von Ihnen losgesagt, er hat sich losgesagt von der Gesellschaft, hat sich, ach das ich es sagen muß! losgesagt von dem Leben — er ist nicht mehr. — —

Der Brief Ihres Buchhalters verlöschte die letzte Hoffnung des Unglücklichen, der nachdem er aus seinen früheren Verhältnissen getreten war und sich dann in seinen Erwartungen betrogen gesehen hatte, nur noch mit schwachen Fäden an das Leben gefesselt wurden, die unvermögend waren, ihn auf der Erde zu halten, als der getrübte Geist, im Gefühle seines Elendes, sich von hinnen sehnte.

Nach dem Empfange jenes unseligen Briefes, wurde die Stimmung Ihres Freundes zusehens trüber und ein harter Kampf verschiedenartiger Empfindungen schien in seinem Innern vorzugehen. Ich errieth die Ursache davon und bemühete mich, ihn zu ermuthigen, besonders dadurch, daß ich ihn auf seine großen Fähigkeiten, sich eine anständige Existenz zu erwerben, aufmerksam machte, für den Nothfall ihm aber einen immerwährenden Aufenthalt in meinem Hause anbot. Doch nur für kurze Augenblicke gelang es mir, eine düstere Schwermuth von ihm zu entfernen, die sich seiner bemeistert hatte und immer fester Wurzel in seinem Herzen faßte. Eine bittre Reue, ein unheilbarer Schmerz marterte ihn, die Verzweiflung nahm bei ihm

Ueberhand und brachte ihn endlich zu dem finstern Entschlusse sein Daseyn eigenwillig zu endigen. Ich ahnete diesen traurigen Vorsatz bei dem Unglücklichen, und ließ ihn nicht aus den Augen. Aber mit verderblicher Klugheit wußte er mich wegen seines Entschlusses zu täuschen, und als ich meiner Berufspflichten halben auf einige Stunden abwesend seyn mußte, da führte er ihn aus. Ein Brief an mich, den ich in seinem Zimmer fand, meldete mir die Wahl seiner Todesart, und als ich an den nahen See eilte um ihn wo möglich noch lebend anzutreffen, da spühlten die Wellen den entseelten Körper ans Ufer.

Ich verliere keine Worte, um Sie über dieses traurige Ereigniß, das auch mich tief erschüttert, zu beruhigen. Ihr Pflichtgefühl wird Ihnen die Stärke geben, den Schmerz zu überwinden, den das traurige Ende Ihres Freundes in Ihnen erregen muß. Empfangen Sie die Versicherung ꝛc.

V.

Die Todtenbraut.

Seit mehreren Stunden ging der alte Graf Zellenstein von einem Fenster zum andern und blickte unmuthig in die weite von dem Schlosse beherrschte Landschaft, deren Umrisse bereits der hereinbrechende Abend verschleierte. Leodogar, sein einziger Sohn, sollte heute von seinen Reisen zurückkehren; auf ihn beruheten alle Hoffnungen des schon bejahrten Familienhaupts auf ein glückliches Alter, auf das Fortblühen seines Stammes; leicht verzeihlich also die Ungeduld des zärtlichen Vaterherzens nach dem Augenblicke des Wiedersehens, leicht erklärlich, daß jede Minute des längern Harrens die Folter seiner Sehnsucht steigerte.

Graf Zellenstein wurde einst in seinem noch kräftigen Mannesalter von drei hoffnungsvollen Söhnen und einer liebenswürdigen Tochter umblüht, die gemeinschaftlich mit einer vortreffli-

chen Gattin sein Haus zu einem Himmel des ehelichen und Familienglücks machten. Ihm eröffneten sich die lachendsten Aussichten für den Abend seines Lebens, den er einst von einer zahlreichen Enkelschaar erheitert in den Armen seiner glücklichen Kinder zu endigen hoffen durfte. Um sich diese Hoffnung zu sichern, ließ er keinen seiner Söhne von sich, so glänzend auch die Versprechungen waren, die man ihm bei Hofe und in der Armee zu einer ehrenvollen Laufbahn derselben machen mochte. Er selbst lehnte das ihm angetragene Amt eines Oberkammerherrn ab, um durch keinerlei Verhältnisse in dem Genusse seines häuslichen Glücks beschränkt zu seyn, und seine Söhne sollten einst, seinem Plane nach, eine ähnliche Lebensweise führen.

Diese reizende Aussicht sollte sich nicht verwirklichen. Er stand auf dem Punkt seinen ältesten Sohn zu vermählen, als plötzlich dessen Braut und bald darauf der Bräutigam starb. In nicht gar langer Zeit darnach folgte auch der zweite, und in Jahresfrist die Tochter. Ueber die Ursache dieser Todesfälle lag ein undurchdringlicher Schleier, der selbst keine, einigermaßen begründete, Muthmaßung zuließ. Die drei Kinder

des Grafen hatten, so wie die Braut des älte-
sten Sohnes, sämmtlich in der vollen Blüthe ih-
rer Gesundheit gestanden, als sie der Tod über-
raschte; keine Spur einer gewaltsamen Verletzung
war an ihren Körpern bemerkbar, weder ein Zei-
chen der Vergiftung noch des Schlagflusses war
an den Leichnamen zu entdecken, und die Aerzte
mußten gestehen, daß ihre Kenntniß unzurei-
chend sey, die Ursache des Todes dieser lebens-
kräftigen Personen anzugeben.

Der Schmerz der unglücklichen Eltern über die-
se großen Verluste läßt sich denken. Mit jedem
neuen Trauerfall starb ihnen eine süße Hoffnung
ab, und die trübe Aussicht auf ein kinderloses
Alter vergrößerte sich. Sie sahen sich vergebens
nach Trost und Beruhigung um, das kalte oft
nur von den Gesetzen der Höflichkeit gebotene Be-
dauern ihrer Freunde wurde ihnen lästig, und
nur die Furcht Leodogar, den letzten übrig
gebliebenen auch zu verlieren, konnte die Gräfin
vermögen an ihren alten Oheim, der bei einem
entfernten Hochstifte Domherr war, zu schreiben
und ihn um Rath zu bitten, wie sie dem befürch-
teten Verluste des nun nur noch einzigen Sohnes
wohl vorbeugen könne.

Der Domherr ſtand bereits auf einer hohen Stufe des Greiſenalters, und ſein Weſen war allen, die mit ihm in irgend eine Berührung kamen, ein tiefes, unerforſchliches Räthſel. Bei den reichen Einkünften ſeiner Präbende und einem ungemein großen eigenen Vermögen lebte er mit der Strenge eines Karthäuſer-Mönchs, ohne doch, wie es ſchien, auf Handlungen religiöſer Frömmigkeit irgend einen Werth zu legen. Er beſaß eine große und koſtbare Bücherſammlung, die vortrefflichſten optiſchen und mechaniſchen Inſtrumente, eine ſchön eingerichtete Sternwarte, reiche Kunſtſammlungen und alles, was ein Gelehrter und Kunſtfreund nur irgend zu ſeinen Bedürfniſſen rechnet, und dennoch kam nie ein Wort von Kunſt oder Wiſſenſchaft über ſeine Lippen, vielmehr vermied er es ſorgfältig, ſich in ein Geſpräch darüber einzulaſſen. Er war kalt und verſchloſſen und man würde ihn deshalb für einen entſchiedenen Menſchenfeind gehalten haben, hätte man nur irgend eine Spur von Groll oder Härte in ſeinen Handlungen entdecken können. Er beſaß keinen Freund und keinen Feind, und mit derſelben eiskalten Miene, mit der er eine Bitte, die er nicht erfüllen konnte oder wollte, abſchlug, er-

wies er Gefälligkeiten, wenn er es für gut fand. Noch nie hatte Jemand eine Spur von Leidenschaftlichkeit an ihm bemerkt und schon zweimal war der ihm angetragene Bischofstab von ihm ausgeschlagen worden. Man hielt ihn für einen Eingeweihten geheimer Wissenschaften, doch um diese Vermuthung zu begründen fehlten alle genaueren Merkmale. Was er liebte oder haßte konnte Niemand sagen; sein Leben glich einer Hieroglyphenschrift, deren Schlüssel verloren gegangen ist.

Der Domherr hatte jedesmal, wenn ihm ein Sterbefall des gräflichen Hauses mit den räthselhaften Umständen gemeldet worden war, in seinem lakonischen Antwortschreiben geäußert: man solle die übrigen Kinder auf Reisen, oder irgendwo auswärts senden, da ihnen der Aufenthalt im elterlichen Hause nicht zuträglich sey; man hatte nie auf diesen durch keine angegebene Ursache begründeten Rath geachtet. Jetzt aber, als er schrieb: schickt den Leodogar ungesäumt auf Reisen, wenn ihr nicht bald mit ihm den letzten Zweig eueres Stammes begraben wollt, da wurden die unglücklichen Eltern von der Furcht ihre letzte Hoffnung zu verlieren, bewogen, dem

Rathe des alten Oheims zu folgen und sich, wie schwer es ihrem Herzen auch wurde, von dem geliebten Sohne zu trennen, der nun auf Reisen ging.

Drei Jahre hatte Leodogar in der Schweiz, Frankreich und Italien zugebracht, als dem alten Grafen die Oede seines Hauses unerträglich wurde und er den Sohn zur Rückkehr aufforderte. Zwar geschah solches gegen das ausdrückliche Verbot des alten Domherrn, welcher bestimmt erklärt hatte, Leodogar dürfe das Vaterhaus noch nicht wieder betreten; allein die Eltern sehnten sich zu sehr nach ihrem Kinde, um noch länger einem durch keinen Grund motivirten Gebot eines räthselhaften Greises zu gehorsamen. Der Graf schrieb an Leodogar, der sich gerade in Neapel befand, und machte ihm die schnellste Rückkehr zur Pflicht, und dieser folgte gern dem Rufe zur geliebten Heimath.

Mit noch mehr Ungeduld, mit einer noch schmerzlicheren Sehnsucht wie seine Eltern erwartete Fräulein Eugenie, die Pflegetochter der Gräfin, Leodogars Rückkehr. Früh verwaiset war sie in das Zellensteinsche Haus, mit welchem sie durch die Gräfin nahe verwandt war, aufge-

nommen und gleich einem eigenen Kinde auf das sorgfältigste erzogen worden. Die heranwachsende Jungfrau entwickelte jenen seltenen Liebreiz, der zwar nicht bei dem ersten Anblick bezaubert und hinreißt, aber nach und nach einen desto tiefern und dauernden Eindruck macht. War ihr Wuchs gleich schlank, wie der einer jungen Pappel, ihre Farbe ein zartes Zusammenschmelzen von Blütenschnee und Rosenglut, ihre Stimme silberreines Metall, ihr Blick von dem innigsten Gefühle belebt, ihr Mund unbeschreiblich schön; so konnte man doch wohl alle diese Vorzüge vielleicht einzeln bei andern Jungfrauen in einem noch höhern Grade finden, aber die bewundernswürdig harmonische Verschmelzung aller dieser Einzelnheiten zu einem vollendeten Ganzen, gab Eugenien eine Anmuth, die jeden Mann, der sie näher kennen lernte, unwiderstehlich einnahm. Zartheit war eine vorherrschende Eigenschaft ihres Körpers; zart wie dieser, war ihre Denkart, war ihr Gemüth. Noch in ihrem frühen Kindesalter Zeugin von dem unermeßlichen Seelenleiden einer geliebten Mutter, dann durch den Tod derselben, aus dem Kreise ihrer Gespielinnen und lieb gewordener Verhältnisse gerissen, konnte

sie dem gesellschaftlichen Leben wenig Geschmack abgewinnen, und schuf sich eine Idealwelt, in der sie lebte und mit der sie mehr wie mit der wirklichen verkehrte. Sie mied schüchtern die rauschenden Vergnügungen glänzender Zirkel, ihr Gefühl wurde von der Leichtigkeit und Herzlosigkeit des großen Haufens unter den vornehmen Ständen verletzt, und die Einsamkeit war ihr ein Bedürfniß. Die Gräfin Zellenstein, diese Anlage zur Schwärmerei ihrer Pflegetochter bemerkend, und deren Folgen fürchtend, unterließ nicht derselben nach Kräften entgegenzuwirken, wodurch sie Eugenien, von der sie übrigens wie eine Mutter geliebet wurde, ohne es zu wollen, viele trübe Stunden machte. Graf Leodogar, ein zwar lebhafter, aber gutmüthiger Jüngling, kannte die Empfindungen seiner schönen Base besser wie seine Mutter, und bemühete sich durch seine Theilnahme sie mit ihrem Verhältnisse auszusöhnen. Er wurde der Vertraute Eugeniens, ihr inniger Freund und endlich ihr Liebhaber. Eugenie erschrack als auch sie eine Neigung zu Leodogar in sich bemerkte, und wollte sich von ihm zurückziehen. Schon längst hatte sie den Gedanken genährt, in ein

Kloſter zu gehen und ihr Leben ausſchließlich der Andacht und der frommen Selbſtbeſchauung zu widmen. Sie hatte ſich das Kloſterleben als ihrer Gemüthsſtimmung angemeſſen, als höchſt verdienſtlich gedacht und allmählig den Glauben in ſich aufgenommen, daß außer dem Kloſter kein Heil für ſie ſey. Sie hielt ihre Liebe für ſündlich und ſtrebte ſie zu bekämpfen. Bei Leodogars Liebenswürdigkeit, bei der Stärke ihrer Neigung zu ihm, überſtieg die Ausführung des Vorſatzes ihre Kräfte. Sie rang mit blutendem Herzen, doch gewann ſie den Sieg noch nicht, weil ihre Neigung ſie überraſcht hatte, und als ſie das Weſen derſelben kennen lernte, ſchon zu mächtig geworden war. Ihr Wille, das einmal als gut anerkannte unter allen Umſtänden auszuführen, beſtimmte ſie endlich ſich aus der Nähe des Geliebten zu entfernen und zwiſchen heiligen Mauern eine in ihren Augen tadelnswerthe Leidenſchaft zu vergeſſen. Kaum fünfzehn Jahre alt, floh ſie in ein nahes Kloſter, daſelbſt die Aufnahme begehrend. Die Gräfin, über dieſe Flucht aufs höchſte beſtürzt, und durch Leodogar von ſeiner Liebe unterrichtet, fuhr ſogleich mit ihm nach dem Kloſter, um den geliebten

Flüchtling zur Rückkehr zu bewegen. Sie billigte Leodogars Liebe, denn sie kannte den hohen sittlichen Werth der Jungfrau und wünschte daher, sie einst als Gattin ihres Sohns zu sehen. Zwang mochte bei Eugenien nicht anwenden, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen; sie war gewohnt ihre Kinder nur durch Liebe zu lenken, deshalb überließ sie es Leodogarn das Fräulein zur Rückkehr zu bereden. Die fromme Schwärmerin hatte einen harten Kampf zwischen ihrem vermeintlichen Pflichtgefühl und ihrer Neigung zu bestehen, und wenn die letztere doch am Ende siegte, so geschah dieß nur, weil sie der Versicherung des Geliebten, daß er ohne sie nie glücklich werden könne, glaubte, und weil die Todesfälle, die um diese Zeit in der Zellensteinischen Familie sich ereigneten, es ihr zur Pflicht machten, den trauernden Eltern mit ihrem Troste beizustehn. Als sie an Leodogars Arm aus dem Kloster zurückkehrte, da sagte sie zu ihm: „Ich bringe Dir, mein Freund, ein großes Opfer, denn ich verlasse die Bahn, auf der allein ich den Frieden meiner Seele zu finden hoffte. Doch ich bereue es nicht, wenn es Dir frommt. Sey dieses aber eingedenk und vergiß nie, daß ich,

das arme schwache Mädchen, nicht ohne Stütze in der mir fremden Welt leben kann. Wirst Du mir untreu, so raubst Du mir den Stab meines Lebens und brichst mir das Herz.“ Leodogar beruhigte sie mit den Schwüren der feurigsten Liebe, und von der Zeit ab überließ sie sich ihrer Neigung.

Jetzt, nach einer dreijährigen Trennung von Leodogar, harrte sie mit einem schmerzlichen Verlangen dem Erwarteten entgegen und bange Thränen entrollten ihrem Aug', als der zu seiner Ankunft bestimmte Tag zum Ende ging und er immer noch nicht kam.

Düstere Gewitterwolken hatten am Abend dieses Tages den Horizont umzogen, die Luft war drückend [illegible] eine dumpfe Stille herrschte in der Natur [illegible]inzelne falbe Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit die grause Dunkelheit, die sich über die Erde verbreitet hatte. Die Kronleuchter im Saale waren angezündet und die Familie saß, in trübsinnigem Harren versunken, schweigend da. Jetzt trat der greise, längst in den Ruhestand versetzte Hausverwalter Hubert in den Saal und begehrte mit dem Grafen allein zu sprechen. Dieser, verdrießlich wie er jetzt war, befahl dem

Alten mit rauhen Tone sein Anliegen vorzutragen, da er vor seiner Gemahlin und Nichte keine Geheimnisse habe. Der Greis berichtete, erstaunt über diese nicht gewohnte Unfreundlichkeit seines Herren, daß in der alten, unfern dem Schlosse auf einem Berge stehenden Familiengruft sich ein seltsames Leuchten sehen lasse, welches wohl keiner natürlichen Ursache beizumessen sey, da Jedermann, besonders bei Nacht, den unheimlichen Ort vermeide. Der Graf fuhr den Alten an und nannte ihn einen abergläubigen Träumer. Plötzlich aber hielt er in seiner Strafrede ein, da er, nach der Grabkapelle blickend, wirklich ein solches Leuchten wahrnahm. Indem er über die Ursache dieser Erscheinung nachdachte, sahe der alte Hubert Eugenien starr[illegible], wandte sich dann, von stummen Entsetzen [illegible]ifen, nach der Thüre und verließ den Saal. Der Graf, in höchster Bestürzung ihm nacheilend, erfuhr nicht ohne große Mühe von ihm, daß er auf der Stelle, die Eugenie eingenommen hatte, eine Grabesgestalt in Leichengewändern eingehüllt, gesehen habe.

Schon hatte die Thurmuhr neun geschlagen und längst hatte man alle Hoffnung auf Leodo-

gars Ankunft aufgegeben, da ließen sich Posthörner hören, Peitschen knallten, mehrere Windlichter leuchteten und ein Wagen hielt vor dem Portal des Schlosses. Alles eilte hinaus den Kommenden zu empfangen und Leodogar sank in die geöffneten Arme seiner Lieben.

Die Freude des Wiedersehens war von Seiten der Eltern und Eugeniens um so größer, je länger man vergeblich auf den Kommenden gewartet hatte, der durch einen sonderbaren Zufall aufgehalten worden war. Sein Weg hatte ihn nämlich durch die Besitzungen eines Edelmanns geführt, und als er daselbst einer Kirche vorbei gekommen war, hatte er deutlich seinen Namen rufen hören. Er ließ sogleich halten und umging die Kirche, fand aber Niemanden, der ihn hätte gerufen haben können. Schon wollte er, da er glaubte, seine Sinne hätten ihn getäuscht, seine Reise fortsetzen, als er abermals gerufen wurde. Sein wiederholtes Suchen war wiederum vergebens, obgleich diesesmal selbst die Bedienten die Stimme vernommen hatten. Als er nun, ohne den Rufer entdeckt zu haben, sich fortbegeben wollte, erscholl der Ruf zum drittenmal. Die Kirche war verschlossen und sonst nirgends ein Ort,

wo sich Jemand hätte verbergen können; natürlich glaubte er den Rufenden in der Kirche versteckt. Er sandte deshalb einen Bedienten zum Gutsbesitzer und ließ um die Kirchenschlüssel bitten. Der Gutsherr, ein alter hektischer Mann, kam selbst und versicherte dem Reisenden, er würde Niemanden in der Kirche finden, dergleichen Neckereien aber, die wahrscheinlich von irren Geistern herrührten, wären hier seit Menschen Gedenken nichts seltenes, und vorzüglich nachdem seit länger als dreißig Jahren ein Fräulein, die als Braut gestorben, in der zur Familiengruft bestimmten hintern Abtheilung der Kirche beigesetzt sey. Graf Leodogar bat dennoch um die Oeffnung der Kirche und ließ sich den Sarg des Fräuleins zeigen. Der Kirchenpatron begann eine lange wunderbare Geschichte von den Schicksalen der Verstorbenen, nach deren Beendigung Leodogar gerührt ausrief: „Arme Blume, deren Lenz so früh verblühte, wer entschädigt dich für den eingebüßten Antheil an Lebensfreuden? Da hörte man ein tiefes, schmerzhaftes Stöhnen, welches aus dem Sarge zu kommen schien und sämmtliche Anwesenden bis ins Innerste erschütterte. Alles verließ sogleich voll Schrecken die

Kirche. Der Gutsherr bat Leodogar bei ihm einzusprechen und dieser nahm die Einladung um so williger an, als er nach dem gehabten Schrecken der Erholung wirklich bedurfte. Sowohl sein Gastfreund als er suchten sich bei kälterem Blute das grauenhafte Gestöhne natürlich zu erklären und waren nicht abgeneigt, es für den schlechten Spaß irgend eines vorwitzigen Bedienten zu halten. Allein der dreimalige Ruf ließ sich doch schlechterdings nicht auf eine natürliche Art deuten, und denn blieb auch der Kirchenpatron dabei, daß sich schon öfter in der Nähe der Kirche unheimliche Dinge zugetragen hätten.

Diese Erzählung, die Leodogar während der Abendtafel vortrug, mischte einen Wermuthtropfen in den Freudenkelch des Wiedersehens, da sowohl die Eltern, als die Braut an eine unglückliche Beziehung des schauerlichen Rufes auf das Leben Leodogars dachten und deshalb mit ängstigenden Ahnungen erfüllt wurden. Die letzte Spur des Frohsinns verlor sich aber, als Leodogar seinen Vater fragte, weshalb er die sonderbare Beleuchtung des Grabgewölbes veranstaltet habe und was die drei daneben tanzenden Figuren zu bedeuten gehabt hätten? Der alte

Graf sah den Fragenden erstaunt an und blieb ihm die Antwort schuldig; die Gräfin, wohl bemerkend, was in ihrem Gemahle vorgieng, lenkte das Gespräch schnell auf andere Gegenstände; Eugenie aber saß erblassend und in sich versunken da, und erhielt Farbe und Sprache erst nach einer geraumen Zeit wieder.

Leodogar fühlte sich nach seiner Rückkehr unaussprechlich glücklich. Die geliebte Heimat hatte durch seine jahrelange Entfernung neue Reize für ihn erhalten. Alle Tummelplätze seiner Knabenzeit, alle Lieblingsörter seines Jünglingsalters besuchte er, und die Erinnerung an eine froh daselbst verlebte Jugend verschönerte sie ihm. Er hatte auf seinen Reisen einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, von neuen Ideen und Bildern gesammlet, sein Verstand war ausgebildet, seine Phantasie geläutert und erweitert, sein Gefühl verfeinert, seine geistige und physische Kraft erstarkt. Er hatte das Leben im edleren Sinne genossen, hatte mit der großen Welt verkehrt, ohne dabei seine Sittenreinheit einzubüßen, war ein aufmerksamer, theilnehmender Beobachter der Erscheinungen im Menschenleben gewesen und hatte sich dabei eine Le-

bensphilosophie abgezogen, deren kluge Anwendung ihn glücklich und zufrieden machen konnte. Er wollte jetzt in beneidenswerther Unabhängigkeit den einfachen Freuden der Natur, den Musen, seiner Familie und der ehelichen Liebe leben; zur Ausführung seines Planes wurde nichts erfordert, was er nicht schon besessen hatte, oder dessen Erlangung ihm unmöglich gewesen wäre. Kein Verhältniß drängte sich zwischen ihn und seine Wünsche, keine Sorge von Bedeutung quälte ihn, kein ungemessenes Verlangen zerstörte seine Ruhe: ihm winkte in den Armen der Liebe das glücklichste Loos.

Seine Eltern hatten viele Freude von der Anwesenheit ihres Sohnes, den sie mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit liebten, da er von allen Kindern ihnen allein übrig geblieben war und sich ihrer Liebe werth bezeigte. Er war zum kräftigen blühenden Manne heran gereift, an Leib und Seele gesund, besaß eine glückliche Temperamentsmischung, die allen seinen Handlungen den richtigen Takt verlieh. Ein munterer Humor, ein ruhiges Gemüth gab seinem Betragen jene Anmuth, die einem jungen Manne alle Herzen gewinnt, um wie viel mehr mußten seine Eltern davon eingenommen werden.

Daß Eugenie, die liebende und geliebte Braut, von der Nähe des theuren Bräutigams beseliget wurde, bedarf wohl keiner Versicherung. Sie gehörte zu jenen sanften Seelen, die ohne Hinneigung an einen geliebten Gegenstand nicht leben können. In ihrer Kindheit hatte eine zärtliche Mutter ihr ganzes Herz erfüllt, die heranblühende Jungfrau ergab sich ganz den frommen Empfindungen und machte ihren Schutzheiligen zum Gegenstande ihrer Liebe. Leodogar zog sie davon ab und ihre Neigung auf sich. Ihr Herz war getheilt zwischen Andacht und Liebe, aber die letztere siegte und nun ergab sie sich ihr so innig, daß ihr ganzes Wesen nur dieser einzigen Empfindung anzugehören schien. Doch nahm die Liebe der Jungfrau den Charakter ihres Gemüths an; nicht stürmisch und glühend, aber sanft, tief und innig wie jenes, war sie und ließ an eine ewige Dauer glauben. Eugeniens Liebe, als sie den heiß ersehnten Leodogar wiedersah, rauschte nicht in lauten Freudentönen auf, stürmte nicht in der wogenden Brust, glühte nicht in dem brennenden Blicke; nur ein etwas erhöhetes Roth schimmerte mit mildem Glanze auf der zarten Wange, nur der sanfte Silberton

des Wonnegefühls entstieg der keuschen Schwanenbrust, nur die blinkende Freudenzähre entrollte dem Veilchenaug; und still an ihren Geliebten geschmiegt überließ sie sich dann ihren Empfindungen, bis Leodogar sie durch seine Erzählung aufschreckte und ihre Furcht rege machte. Ahnungen und Vorgefühle wurden bei ihr stets durch ihren vorherrschenden Hang zur Schwärmerei genährt; sie verkehrte gern auf Kirchhöfen und zwischen Gräbern, lebte mehr der Zukunft, die sie sich zu einem rein geistigen Leben gestaltete, als der Gegenwart, der sie selten eine gute Seite abgewinnen konnte, und mischte oft ihren Genüssen Thränen einer sehnsuchtsvollen Wehmuth bei, da ihr die reine lachende Freude beinahe roh vorkam. Leodogar liebte Eugenien zärtlich, ohne die Art ihres Empfindens zu theilen; ihm erschien alles nur im Rosenlichte der Freude; er hatte Frieden mit der Natur und mit den Menschen, und sein Frohsinn wurde durch keine Widerwärtigkeiten verstimmt. Auch Eugeniens an Schwermuth grenzende Schwärmerei berührte sein Gefühl nicht unsanft. Er hielt ihre Stimmung dem sanften weiblichen Herzen, welches noch keinen Wirkungskreis in der Häuslichkeit

fand, für angemessen, hoffte das Uebermaaß ihres Gefühls würde sich im Ehestande, wenn die Pflichten der Gattin und Mutter sie in Anspruch nähmen, von selbst verlieren und befand sich bei dem Gedanken an ihren Besitz unaussprechlich glücklich. Wer hätte aber auch in seiner Lage seyn und die mit den schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, so wie mit körperlichen Reizen so reich geschmückte Jungfrau nicht lieben sollen; diese Reinheit der Seele, diese Zartheit der Empfindungen, dieser Reichthum des Gemüths, verbunden mit so vieler Liebenswürdigkeit, mußten Eugenien das Herz eines jeden Mannes gewinnen. Leodogar betete seine reizende Braut an und sehnte sich nach dem Zeitpunkte, der sie auf ewig mit ihm vereinigen sollte. Er wünschte den Tag der Vermählung recht nahe angesetzt zu sehen, aber darin waren ihm sowohl seine Eltern als auch Eugenie entgegen. Man wollte den Anstand nicht verletzen und daher wurde die Vermählungsfeier noch auf drei Monate hinausgeschoben. Dieser Zeitraum dünkte freilich dem Liebenden eine Ewigkeit, allein unerträglich wurde ihm das Verschieben seines Glückes nicht, da ihn kein Trieb wilder

Sinnlichkeit spornte, und da er doch während der Zeit des Umganges seiner Braut genoß.

Ein Monat war den Liebenden unter seligen Gefühlen verflossen, eine jede Stunde ihres beinahe immerwährenden Beieinanderseyns hatte sie einander lieber gemacht. Mit dem höchsten Freudengefühl sahen Leodegars Eltern diese stets innigere Befestigung des schönen Bundes, der ihnen ein glückliches Alter sichern sollte, und segneten ihr Schicksal, das ihnen nach so vielem Gram dennoch eine reiche Freudenernte für die Zukunft verhieß. Diese vier glückliche Menschen genügten einander so sehr in ihrem Umgange und ihre Aussichten auf nahe künftige Freuden beschäftigten sie so ausschließlich, daß ihnen jeder Besuch, den sie Standeshalben ablegen oder annehmen mußten, lästig wurde. Ihr stilles Glück vertrug keine Zeugen, die nicht mit voller Seele Theil daran nehmen konnten, darum beschränkten sie so viel wie möglich allen gesellschaftlichen Umgang auf die wenigen treuen Freunde, die sich mit ihnen aus aufrichtigem Herzen über ihre Zufriedenheit freuten.

Aus diesem Grunde war es der Familie nicht ganz angenehm, als sich einst, da sie noch spät

des Abends in einer Gartenlaube beisammen saßen, eine fremde Dame melden und um ein Nachtlager bitten ließ, da ihr Reisewagen unfern dem Schlosse gebrochen war. Man wollte sich erheben, um die Fremde zu empfangen, aber diese kam schon von einem Bedienten geführt zur Laube und stellte sich dem gräflichen Ehepaare vor. In lange weitfaltige Schleier gehüllt erschien die Gestalt der Dame in dem matten Dämmerlichte des Abends beinahe gespensterhaft und erweckte in allen einen unwillkührlichen Schauder. Die Umrisse und Züge des Gesichts erlaubte die Dunkelheit nicht mehr zu erkennen, aber als sie zu sprechen anfing, da hörte man eine bezaubernd wohlklingende Stimme und vernahm so gewählte Ausdrücke, daß über ihren Stand kein Zweifel Statt finden konnte. Der alte Graf bat um ihren Namen, um ihr die gebührende Ehre erzeigen zu können; sie nannte sich eine Marchese von Val Ambrosa, aus dem Kirchenstaate herstammend.

Wenn gleich dann die Zellensteinische Familie wohl fühlte, daß ihre behagliche Ruhe durch die Ankunft dieser vornehmen Fremden auf einige Zeit unterbrochen werden würde, so herrschte in

diesem Hause doch zu viel wahre Gastfreundschaft und zu viel gute Lebensart, um es der Fremden auch nur auf die entfernteste Weise merken zu lassen, man wäre ihres Besuches gern überhoben; im Gegentheil beeilten sich der Graf und die Gräfin sogleich die nöthigen Befehle für die Bequemlichkeit ihres Gastes zu geben, baten die Marchese sich als in ihrem Eigenthum befindend anzusehen, und führten sie ins Schloß, wo man eben die Abendtafel gerüstet hatte.

Als man in den Speisesaal trat und der Kerzenglanz die Fremde beleuchtete, da wurde man ein Gesicht gewahr, das durch eine ganz ungewöhnliche Schönheit überraschte. Man hatte erwartet, das bräunliche italische Teint an ihr zu erblicken, sie hatte aber das zarte Kolorit einer Nordländerin, nur ihr Auge war wie bei den mehresten römischen Damen schwarz, auch hatte sie die bei ihren Landesmänninnen gewöhnliche stolze Haltung. Die Marchese wußte durch ihr Betragen sämmtliche Mitglieder der Familie für sich einzunehmen, und bald hatte sie die Herzen aller gewonnen. Der gute Ton erlaubte nicht sie über ihre Abkunft, Verhältnisse und den Zweck ihrer Reise zu befragen, indessen kam sie dem

Wunsche ihrer Gastfreunde, etwas davon zu erfahren, entgegen, und erzählte Folgendes;

Ihre Mutter war eine geborne Deutsche. Ihren Gemahl — er war der letzte seines Stammes — hatte sie kurz nach der Hochzeit verloren und war jetzt unabhängig in dem Besitz eines großen Vermögens. Der Wunsch das Vaterland ihrer Mutter kennen zu lernen, zu welchem dieselbe eine große Vorliebe geheget hatte, war der Beweggrund ihrer Reise gewesen; sie hatte sich vorgesetzt, die vornehmsten deutschen Höfe zu besuchen und war gerade auf dem Wege nach Berlin begriffen, bis wohin sie aber von Zellenstein noch über vierzig Meilen hatte.

Die Gräfin Zellenstein fand sich bewogen, der liebenswürdigen Fremden den Vorschlag zu machen, einige Tage in Zellenstein auszuruhen, und diese willigte gern ein, da ihr, wie sie versicherte, wirklich einige Erholung Noth that. Die kurze Unterhaltung während der Tischzeit war hinreichend gewesen, alle Familienglieder zu überzeugen, daß die Anwesenheit der Fremden, statt den stillen häuslichen Freuden Eintrag zu thun, vielmehr eine Mannichfaltigkeit in dieselben zu bringen, sie also erhöhen würde, und man wünschte sich Glück zu ihrer Gesellschaft.

Als die Familie am andern Morgen sich zum Frühstück versammlete, sagte die Marchese, daß sie bei der Untersuchung ihres Gepäckes ein Kästchen mit Juwelen von bedeutendem Werthe und wichtigen Familienpapieren vermisset habe. Da es unmöglich verlohren oder gestohlen seyn könne, sondern wahrscheinlich bei dem Einpacken in ihrem früheren Aufenthaltsorte in einer östreichischen Stadt zurückgelassen worden seyn müsse, so habe sie ihre sämmtliche Dienerschaft dahin geschickt, um es abzuholen, und im Fall es abhanden gekommen seyn sollte, gerichtliche Hülfe nachzusuchen, um es wieder zu erlangen. Man billigte ihre genommenen Maaßregeln und tröstete sie über ihren Verlust, der sie übrigens nicht sonderlich zu beunruhigen schien.

So ruhig wie man in dem Zellensteinischen Hause bei der Anwesenheit der Marchese leben zu können gehofft hatte, ging es denn doch nicht zu. Der Anstand erforderte, daß man der Dame wegen Gesellschaften hat; man wurde nun wieder gebeten, alles drängte sich hinzu, die schöne Fremde kennen zu lernen, jedes ebenbürtige Haus wollte an ihrem Umgange Theil nehmen, und so reihete sich Fest an Fest, wovon

Signora Val Ambrosa stets die Königin war.

Dort in den hellerleuchteten Sälen im raschen Tanze sich drehend, oder unter der Auswahl der geistreichsten junger Männer, die ihr gleich einer Fürstin huldigten, da schien ihre Stelle zu seyn, da bezauberte sie jedes männliche Herz, da riß sie jedes Weib zum Neide, aber auch zur Bewunderung hin. Bei ihrer Toilette schienen sie die Grazien selbst bedient und ihr Zytherens Gürtel umgelegt zu haben. Gegen ihren Tanz hätte eine Gardel verloren, vor ihrem Witze würde eine Ninon sich gebeugt haben, und wenn sie im Anstande einer Königin, im streng sittlichen Benehmen einer Beaumont glich, so schien sie doch dabei die Anspruchlosigkeit einer eben aufblühenden Jungfrau zu besitzen, der es noch nie eingefallen, daß sie auf Männerherzen einen Eindruck machen könne.

Eugenie, die sich stets in ihrer Nähe befand, erschien dabei offenbar in einem unvortheilhaften Lichte. Rauschende Feste waren ihr von jeher zuwider gewesen, und jetzt wurden sie es doppelt, da sie sich in die Wonnetage ihrer Liebe drängten und den Geliebten so manche Stun-

de von ihrer Seite entfernten. An Welten, Lebensluſt und den angenehmen weiblichen Künſten, die auf das Gefallen berechnet ſind, war die Italierin ihr bei weitem überlegen, und glich jene dem zart duftenden Veilchen, ſo mußte dieſe dagegen mit der prangenden Roſe verglichen werden, die den Preis unter allen Blumen des Gartens behauptet.

Der Zeitraum, den die Marcheſe zu ihrem Aufenthalt in Zellenſtein beſtimmt hatte, war verfloſſen, aber ihre Dienerſchaft noch nicht zurück. Natürlich, daß man unter den Umſtänden ſie bat, ihre Anweſenheit zu verlängern, eben ſo natürlich, daß ſie dieſe Einladung annahm. Uebrigens waren der Graf, ſeine Gemahlin und Leodogar mit dem längern Bleiben ihres reizenden Gaſtes ſehr zufrieden. Nur eine Stirne verfinſterte, ein paar Augen trübten ſich zuweilen über die Anweſenheit der Fremden; doch das bemerkte Niemand, denn die ſanfte Trauer dieſes Geſichts ſah kaum anders aus, wie der ruhige Gleichmuth einer ſtillen beſcheidenen Seele, und dafür nahm ſie auch jeder. Eugenie nämlich bemerkte ſehr wohl die Flammenblicke, ſo die Italierin auf Leodogar warf,

sah wie dieser davon getroffen, das Auge zur Erde senkte, dann es erhob und über die vollendete Gestalt der Fremden gleiten ließ; ihr entgieng es nicht, wie er von den Reizen der Marchese willkürlich ergriffen, wie er zerstreut und nachdenkend wurde, und sie ahnete nichts Gutes. Doch zu edel, um sich über eine so natürliche, als im Entstehen verzeihliche Empfindung ihres Geliebten zu beklagen, zu gut, um ihn durch Eifersucht zu kränken, verschloß sie ihre Furcht in sich und wachte über ihr Betragen, so daß sie von dem, was in ihr vorgieng, nichts verrieth.

Auf dem Pfarrhofe zu Zellenstein befand sich, als Leodogar noch im Knabenalter war, die Tochter eines Amtmanns, die ihre Eltern früh verloren hatte und von ihrem Vormunde dem Pfarrer zur Erziehung übergeben war. Graf Zellenstein bekannte sich zwar mit seiner Familie zur katholischen Kirche, die Mehrzahl der Einwohner seiner Herrschaft war aber Lutherisch, so auch der Pfarrer, der, als ein würdiger Geistlicher von dem Grafen geschätzt, oft als ein gern gesehener Gast im Schlosse erschien. Er brachte dann auf ausdrückliches Bitten des Grafen zuweilen seine wohlgezogenen Kinder und unter

diesen auch Emilien, die kleine Amtmannstochter mit. Zwischen den Kindern des Grafen und die des Pfarrers entspann sich eine Vertraulichkeit, die sich täglich vergrößerte und zuletzt eine innige Freundschaft wurde, die noch fortdauerte, als sie schon sämmtlich erwachsen waren.

Von Anfang an zeigte vor allen die kleine Emilie eine Anhänglichkeit an den jungen Grafen Leodogar, die sich durch keine Kälte, Neckerei oder Muthwilligkeit von seiner Seite zurückweisen ließ, und die ihm, so wenig er sich auch zuerst daraus machte, doch am Ende schmeichelhaft war. Ihre stille Neigung, die aber nie in Zudringlichkeit ausartete, wuchs mit den Jahren, und obwohl Emilie sich als merkende Jungfrau mehr von Leodogar zurückzog, so nahm doch ihre Liebe für ihn zu, und so mehr, je mehr sie solche in sich verschließen mußte. Wie sehr ihr auch die Verschiedenheit ihres Standes mit dem des jungen Grafen, jede Aussicht, je die Seinige zu werden, benehmen mochte, so nährte sie doch noch immer eine geheime Hoffnung dazu, die von einer lebhaften Einbildungskraft unterhalten wurde, und die ihr alle Hindernisse

verkleinerte, die einer Verbindung mit ihm entgegen ſtanden.

Leodogar, damals ein neunzehnjähriger Jüngling, gerührt von Emiliens ſtummer und doch ſo beredeter Zärtlichkeit, war auf dem Wege ſie wieder zu lieben, als Eugenie erſchien und ſeine Neigung auf ſich zog. Emilie verlor nun alle Hoffnung und verzehrte ſich in ſtillem Schmerz. Eugenie entfloh nach dem Kloſter und Emiliens Wünſche erwachten wieder; ſie hoffte aufs neue. Aber als Leodogar durch ſein Bitten Eugenien zur Rückkehr und Erwiederung ſeiner Liebe bewog, als dieſe ſelbſt der Freundin ihre Gefühle für den Geliebten als unendlich darſtellte, da brach der Armen das Herz, der ſo lange ſchweigend getragene Liebesgram zerrüttete ihre Sinne und ſie kehrte mit ihren Begriffen, Vorſtellungen und Handlungen in das Kindesalter zurück.

Emiliens Wahnſinn war friedlicher Art, wenn man ſie frei gewähren ließ. Sie ſtreifte in der Gegend umher, war in ſich ſelbſt verſunken, gleich als ob ſie angeſtrengt über etwas nachdachte, und ſchien dabei von allen Eindrücken der Außenwelt ganz unberührt zu bleiben. Zu-

Weilen näherte sie sich wieder den Menschen, fragte oft: „nicht wahr, sie ist schöner und auch besser wie ich, darum kann er nur sie lieben?“ und brach dann in ein mildes Weinen aus. Es zeugte für die Schönheit ihrer Seele, die selbst der Wahnsinn nicht ganz zu zerstören vermochte, daß sie ihre glückliche Nebenbuhlerin nicht haßte, sondern vielmehr gern in deren Gesellschaft war und sich von Eugenien mehr, wie von irgend jemand anderm zurechtweisen ließ, und ihr Gehör gab, wenn jene ihr etwas Unschickliches zu thun verbot. Dabei hatte sie aber den Wahn, Eugenie sey kein Mensch, sondern ein körperloser Geist, der nur menschliche Gestalt angenommen habe, damit Leodogar ihn lieben könne. Ferner zeugte die Sorgfalt, die sie auf eine reinliche und anständige Kleidung verwandte, von der ursprünglichen Zartheit ihres Gemüthes. Noch war es von ihr merkwürdig, daß der Wahnwitz ihr einen inneren Sinn erschlossen hatte, der sich zuweilen in ganz unbegreiflichen Wirkungen äußerte. So sagte sie oft etwas auf das bestimmteste voraus, was dem gewöhnlichen Menschenverstande durchaus unmöglich war vorher zu sehen. Dann wußte sie zuweilen ganz genau, was in weiter

Entfernung von ihr vorging, und nicht selten entdeckte sie tief verborgene Dinge mit großer Klarheit. Eugenie duldete die Unglückliche gern in ihrer Nähe, da solche derselben wohlzuthun schien, und auch als Leodogar von seinen Reisen zurückgekehrt war, erlaubte man ihr es, ihre Besuche fortzusetzen, da sie sich ruhig verhielt und nur mit ihrer Guitarre oder mit kindischen Spielen beschäftigte, die sie zu Eugeniens oder Leodogars Füßen sitzend trieb.

Signora Val Ambrosas Ankunft, die eine Reihe von Festen und Besuchen veranlaßte, hatte Emilien mehrere Tage hindurch von Eugenien und Leodogar getrennt, und sie wurde darüber sehr traurig. Sie machte mehrere Versuche die beiden ihr theuren Menschen zu sprechen, und wenn sie dieses wegen Anwesenheit der Fremden, die sie stets vermied, nicht konnte, so kehrte sie jedesmal betrübt nach Hause zurück. Endlich ging sie eines Morgens in den Schloßgarten, wo sie die Liebenden in einer Laube sitzend fand. Die Marchese, die sonst gewöhn-

lich immer die dritte Person unter ihnen zu seyn pflegte, war noch nicht aufgestanden, denn sie schlief nach italischer Sitte sehr lange. Mit einer kindlichen Freude begrüßte die Wahnsinnige ihre Freunde und machte ihnen sanfte Vorwürfe über ihre Entfernung. Eugenie sagte ihr, daß eine Fremde im Schloße sey und sie sich an deren Anwesenheit gewöhnen müsse, wenn sie in der Nähe ihrer Freunde seyn wolle. „Ach, erwiederte sie, ich will mir ja alles gern gefallen lassen, wenn ich nur bei Euch seyn darf.“

Schon mehrere Male war sie auf dem Schlosse gewesen, ohne die Fremde getroffen zu haben, da sie stets nur die frühen Morgenstunden zu ihren Besuchen gewählt hatte, in denen die Italierin noch nicht sichtbar war. Einst wurde sie aber verhindert so früh wie gewöhnlich zu kommen, sie ging später hin und fand die Marchese zwischen Leodogar und Eugenie sitzen. Kaum hatte Emilie sich den dreien genähert, als sie mit verwilderten Blicken die Fremde anstarrte und dann mit einem lauten Schrei ohnmächtig zur Erde sank. Man versuchte es sie zu ermuntern und sie schlug endlich die Augen auf, bedeckte aber sogleich das Gesicht mit beiden Hän-

den und rief: „Weh Euch! wie mögt ihr ruhig in der Nähe dieses Gespenstes bleiben, das seine Krallen nach Eueren Herzen ausstreckt, um sie zu zerfleischen. Die Italierin warf einen drohenden Blick auf Emilien und sagte dann: „Es ist wohl gerathen, daß ich mich von hier entferne, wo man ungestraft mich beleidigen darf.“ Leodogar erwiederte: „Zürnen Sie nicht Signora, es ist eine unglückliche Wahnsinnige, die sie wenigstens nicht willkürlich beleidiget.“ Ja wahnsinnig bin ich wohl, rief Emilie, doch das hindert mich nicht zu sehen, daß jene Furchtbare das Unglück an ihrer Ferse trägt. Die Marchese verließ nun schweigend und unwillig das Zimmer. Eugenie redete Emilien zu, daß sie sich der Vorstellungen ihrer erhitzten Einbildungskraft entschlagen sollte, aber diese schüttelte den Kopf und sagte: Aber so seht sie doch nur recht an, Ihr müßt ja Euern Tod in ihren Zügen lesen; spürt Ihr denn den Hauch der Verwesung nicht, der von ihr wehet? O, ich bitte Euch, fliehet diese schön geschuppte Schlange, die über Euern Untergang brüthet. Leodogar äußerte, sie könne nicht mehr in seiner und Eugeniens Gesellschaft seyn, wenn sie sich dergleichen Schmähungen ge-

gen die Fremde erlaube, auch rieth er ihr weg zu bleiben, so lange die Dame anwesend sey, wenn sie sich vor derselben fürchte. „O, ich fürchte mich nicht, versetzte sie, denn könnte sie mich auch tödten, so wäre das gerade ein so großes Unglück nicht; aber, daß sie ihre morsche Todtenhand nach Euerm blühenden Leben ausstreckt, das ist es, was mich bange macht. Doch ich kann auch schweigen in der Gesellschaft dieser Schrecklichen, verbannt mich nur nicht von Euch.“

Signora Val Ambrosa ließ ihren Widerwillen gegen Emilien deutlich merken und bat daß man sie für immer entfernen möchte, da der Anblick einer Irren nichts weniger als angenehm sey. Aber Eugenie erwiederte mit Festigkeit: „Diese Unglückliche ist trotz ihres Irrsinns meine Freundin, und findet in unserem Umgange Linderung ihres namenlosen Schmerzes; ich hoffe, Frau Marchese, Ihr eigenes Gefühl wird mich rechtfertigen, wenn ich der Armen nicht den letzten Trost raube, der ihr auf der Welt allein noch übrig blieb.“ Da Leodogar dieser Aeußerung auch beistimmte, so gab sich denn die Dame darin Emilien zu sehen.

Emilie kam nun öfter mit der Fremden zu-

sammen und beobachtete ein tiefes Schweigen; aber sie war schüchtern, saß stets zu Eugeniens Füßen und beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten, was sie früher nie gethan hatte. Sonst sang sie zuweilen ein Lied zur Guitarre, welches meistens auf den Zustand ihres Herzens Bezug hatte und wodurch sie ihre Brust gar sehr erleichtert fühlte; jetzt aber bat man sie vergebens darum: sie schüttelte bei jeder Aufforderung dazu nur schweigend das Haupt. Als man aber stärker in sie drang, um die Ursache zu erfahren, warum sie so hartnäckig verweigere zu singen, da sagte sie leise: „Wie kann ich singen, wenn der Tod im Zimmer ist; das wäre ja ein Frevel, den er mir übel vergelten und mich wohl gar rasend machen könnte!“ Eugenie fragte: wo ist denn der Tod? sie antwortete: siehest Du ihn denn nicht? da sitzt er ja neben Leodogar. Freilich hat er eine recht anmuthige Hülle, und Ihr verblendete Menschen laßt Euch von ihm betrügen; aber mich täuscht er nicht: ich sehe nur zu wohl den Todtenkopf durch die lächelnden Züge grinsen!“ Eugenie machte eine drohende Miene und legte den Finger auf den Mund, dann aber entsank

ihr eine Thräne, und um sie zu verbergen verließ sie schnell das Zimmer.

Leodogars Neigung zur Marchese nahm täglich zu und wurde allen bemerklich. Die Eltern warnten, die Braut weinte; aber er täuschte anfangs sich selbst über die Natur seiner Gefühle, und als er darüber nicht mehr in Zweifel stehen konnte, da suchte er die Seinigen zu hintergehen, indem er ein blos freundschaftliches Verhältniß vorgab, welches er mit der Fremden ihrer geistvollen Unterhaltung wegen angeknüpft habe. Man widersprach ihm nicht, da man hoffte seine bessere Natur würde den Sieg über seine Verirrung davon tragen; allein er wurde immer mehr von den Reizen der Römerin gefesselt und konnte schon ohne zu erröthen mit vollem Bewußtseyn Vergleiche zwischen Eugenien und der Marchese anstellen, wobei denn die Erstere natürlich in seinen Augen verlor. Eugenie bemerkte solches, und nun gab sie ihn für immer auf. Der Schmerz der Eugenien über Leodogars Verlust ergriff, nagte tödtlich an der Blüte ihres zarten Lebens; der Gram mahlte sich in ihren Zügen und Todesblässe bedeckte ihr Gesicht. Ihr sonst schwebender Gang wurde wankend, der Kummer brach

von dem Kranz ihrer Reize eine Blüte nach der andern ab und sichtlich reifte sie dem nahen Grabe zu. Doch kam kein Vorwurf über ihre Lippen, kein trüber Blick, keine in Gegenwart Anderer geweinte Thräne klagte den Ungetreuen an; schweigend trug sie ihren Kummer und war ein rührendes Bild stiller Ergebung. Die Gräfin machte ihren Sohn auf die vergehende Gestalt Eugeniens, als eine Folge seines Kaltsinns aufmerksam, und er war schlecht genug zu äußern: „Kränkelt Eugenie an der Eifersucht, so taugt sie zu meiner Gemahlin nicht, denn sie würde mich und sich unglücklich machen; leidet sie aber an körperlichen Schwächen, die der Heilkunst unbesiegbar sind, so paßt sie noch weniger dazu, weil auf meiner Ehe die Fortdauer unseres Stammes beruht.“ Die Mutter verließ ihn tief empört, doch machte sie ihm keine Vorstellungen weiter, weil er freilich nach dem Urtheil einer kalt berechnenden Vernunft Recht hatte.

Dem Grafen und seiner Gemahlin wurde der Gedanke an eine Vermählung ihres Sohnes mit der Marchese Val Ambrosa, den sie anfangs mit Abscheu von sich gewiesen hatten, immer erträglicher, denn sie hätten doch noch so gern En-

kel auf ihrem Schooße gewiegt. Sie überwanden daher den Widerwillen von dem sie gegen die Marchese seit der Zeit erfüllt waren, als sie ihres Sohnes Herz von Eugenien abwendig gemacht hatte, und begegneten ihr mit Freundlichkeit. Eugenie aber schien seit der sichtlichen Abnahme ihrer Kräfte keine Ansprüche auf Leodogars Hand mehr zu machen, sondern im Gegentheil, seine Bewerbung um die Fremde zu genehmigen. Er hatte mehrmals eine Unterredung mit Eugenien über dieses Verhältniß anknüpfen wollen, sie aber jede Erklärung zwar sanft aber bestimmt zurückgewiesen, und ihre große Schwäche deshalb zum Vorwande genommen. Sie mied aber Leodogars und der Fremden Gesellschaft nicht und auch Emilie erschien noch immer, wurde aber täglich stiller und finsterer.

Leodogar, dessen Laune jetzt zuweilen sehr schwankend wurde, wie solches denn bei jedem der Fall ist, dem eine Last das Gewissen beschwert, drang einst mit Ungestüm darauf, daß Emilie ein Lied singen sollte. Ihre Weigerung ließ er nicht gelten und bestürmte sie so lange, bis sie aufsprang und weinend rief: „wohlan,

Du zwingst mich zu singen, miß es Dir selbst bei, wenn mein Gesang Dir ein übeltönender Unkenruf wird.“ Sie holte aus einem andern Zimmer ihre Guitarre, die lange daselbst ungebraucht gelegen hatte, stürmte in wilden Accorden durch die Saiten und sang dann mit beinahe tonloser Stimme ein Lied dessen Inhalt eine Warnung gegen die Tücke der Italierin war, die sie einen mordlustigen Unhold nannte.

Als sie ihren Gesang geendigt hatte, sahe die Marchese sie mit einem durchbohrenden Blicke an, der selbst Leodogarn einen Schauder abdrang. Aber Emilie richtete sich empor und rief: sieh mich nur drohend an und tödte mich, wenn du darfst: ich fürchte dich nicht, du höllisches Gespenst! Nur beklage ich diese Verblendeten, die sich durch deine Hülle täuschen lassen und das Verderben nicht wahrnehmen, das sie durch dich ereilt.“ Darauf nahm sie ihre Guitarre, zertrümmerte sie an dem Boden, indem sie sagte: „zerbrich du fades Saitenspiel! ich bedarf deiner nun nie mehr, da du mir doch die Herzen nicht aufschließen konntest“, und darauf entfernte sie sich schluchzend aus dem Zimmer. Die Italierin beschwerte sich bei Leodegar

über die ihr abermals von der Wahnsinnigen widerfahrne Beleidigung, und er versprach ihr, daß Emilie nie wieder in das Schloß zugelassen werden sollte.

Eugenie, die eine Augenzeugin dieser Scene gewesen war, wurde dadurch auf das tiefste erschüttert. Sie ahnete etwas Unheimliches, ohne daß sie doch ihrer Ahnung Worte zu geben wußte. Sie fühlte ihre Lebenskraft erschöpft und gab in der Ueberzeugung ihres nahen Endes ihre Ansprüche auf Leodogar feierlich in die Hände seiner Mutter zurück. Sie verlangte in ein Kloster gebracht zu werden, damit sie ihre letzten Stunden in ungestörter Andacht zubringen könnte. Man gewährte ihren Wunsch und sie zog, ohne mündlich Abschied von Leodogar zu nehmen, auf den Schultern treuer Diener getragen, davon. Viele Dürftige, denen sie stets ein hilfreicher Engel gewesen war, weinten ihr nach.

Den Tag nach Eugeniens Entfernung traf endlich der lange und sehnlichst erwartete Domherr ein, dessen Ankunft eine neue Bischofswahl bis jetzt verzögert hatte. Er war nun ein achtzigjähriger Greis, und sein ganzes Wesen

gehörte einer längst entschwundenen Zeit an, aus der er eine fremdartige Erscheinung in die Gegenwart, vereinzelt hineinragte. Das mit Silberlocken umkränzte gerad gehaltene Haupt, der hohen Gestalt, hob sich gleich einem Schneegipfel über die Alpen, über die Mehrzahl der eben lebenden Geschlechts empor, und schien wie jener der alles benagenden Zeit zu spotten, der es noch nicht gelungen war, seinen männlichen Nacken zur Erde zu beugen. Aus dem faltenvollen Gesicht blitzten ein paar feurige Augen hervor, die jedem bis in das tiefste Innere seines Wesens zu dringen schienen, deren Strahlenblick nur ein Biedermann ertragen konnte.

Gleich nach seiner Ankunft ließ er sich von der Gräfin die Geschichte von Leodogars Liebe zu Eugenien erzählen und schüttelte dabei unwillig das greise Haupt. Darauf begab er sich nach dem Kloster worin Eugenie sich befand, und nachdem er mit dieser eine Unterredung gehabt hatte, ließ er auch Emilien vor sich bringen, mit der er sich lange allein unterhielt. Der Zufall hatte es gewollt, daß bei seiner Ankunft der junge Graf und die Fremde nicht zugegen waren und der Domherr vermied

es darauf ein paar Tage hindurch mit ihnen zusammen zu treffen. Endlich wünschte er sie zu sehen und ging nach dem Park, wo eben beide lustwandelten. Er traf sie als sie gerade aus einem schattigen Gange kamen und auf einen freien sonnigen Platz traten. Leodogar wollte ihn umarmen, aber der Domherr wehrete ihn ab und warf einen strengen, strafenden Blick auf das Paar. „Wer bist du? rief er der zitternden Marchese zu, ein abgeschiedener Geist bist du nicht; denn als solcher könntest du mich nicht durch deine Hülle täuschen. Zu den lebenden Menschen kannst du auch nicht gehören, denn dawider zeugt der halbe und bleiche Schatten, den dein Körper von sich wirft: Im Namen Gottes sage mir wer du bist?“ Die Marchese erbleichte; doch in dem Augenblicke zog eine Wolke vor die Sonne und nun ermannte sie sich und sagte: „ich hätte nicht gefürchtet hier ein Gegenstand des Spottes und Abscheues zu werden; bald soll ich ein Gespenst, bald irgend etwas anderes Unheimliches seyn; bald mißhandeln mich Wahnwitzige, bald bethörte Greise; ist dieses die an den Deutschen so sehr gerühmte Gastfreundschaft? Leodogar nahm nun das Wort und

bat den Oheim, die Dame als seine geliebte Braut anzusehen und als solche ihr die Achtung widerfahren zu lassen, auf die sie mit Recht Anspruch mache dürfe. „Knabe, rief der Domherr ergrimmt, lehre Du mich was ich zu thun habe! Wer sie ist wird im Kurzen klar werden.“ Er ging nun schweigend fort und verschloß sich in sein Zimmer.

Am folgenden Tage kam die Nachricht aus dem Kloster, daß Eugenie verschieden sey. Der Graf und die Gräfin beklagten schmerzlich das frühe Verblichen dieser zarten Blume und daß ein feindseliges Schicksal ihre Verbindung mit Leodogar verhindert habe. Der Domherr der bei dieser Aeußerung zugegen war, rief: Klaget nicht das Schicksal an, sondern die Thorheit Eueres Sohnes; nicht jenes, sondern diese allein hat den Tod des frommen Mädchens veranlaßt. Doch ich wollte Euch deshalb keine Vorwürfe machen, da, wie mir eine dunkle Ahnung sagt, noch ein harter Schlag Euch treffen dürfte!“ Das gräfliche Ehepaar wurde durch diese orakelhafte Aeußerung sehr bestürzt gemacht, aber der Domherr bat sie ruhig zu seyn und das Unabänderliche mit Ergebung hinzunehmen,

da oft auch ein großes Unglück zur Verhindrung eines noch größeren geschehen muß. Leidiger Trost, der wohl die zagenden Herzen der besorgten Eltern nicht beruhigen konnte.

Der Domherr hatte Leodogars Eltern seine Zweifel an der menschlichen Natur der Fremden nicht mitgetheilt, denn er wollte ihre Furcht dafür nicht auf das Ungewisse erregen. Aber er selbst schloß sich ein und brachte einen Tag lang unter seinen mitgebrachten Handschriften zu. Nachdem er wie es schien mit großer Anstrengung gearbeitet hatte, kam er des Abends zu den Eltern Leodogars, und fragte nach diesem und der Fremden. Beide hatten eine Spazierfahrt gemacht und waren noch nicht zurück gekommen, obgleich es schon spät war. Die Eltern äußerten eben die Besorgniß, daß ihnen ein Unfall zugestoßen seyn mochte, da stürzte plötzlich Emilie mit zerstreutem Haar und wilden Blicken ins Zimmer und schrie: „Rettet Euern Leodogar, das Gespenst ermordet ihn!“ Gott, rief der Graf, er ist abwesend, wo soll ich ihn suchen? „Nein, entgegnete Emilie, er ist hier im Schlosse. O eilet doch, schon zerrt das Ungeheuer an seinem Lebensfaden und

bald hat es ihn zerriſſen.“ Sie ergriff einen Leuchter und die Hand des Domherrn, und wollte hinaus. Der Prälat beſchwichtigte ihre Haſt, indem er ſagte: „Iſt das, was Du berichtet, wahr: wie willſt Du ſchwaches Geſchöpf den Kampf mit einem Boten der Mächte des Abgrundes beſtehen?“ Er ging in ſein Gemach und kehrte gleich darauf mit einer brennenden Fackel zurück und folgte von dem Grafen begleitet dem vorangehenden Mädchen. Sie kamen an des jungen Grafen Schlafzimmer und der Domherr trat, die Fackel empor haltend, zuerſt hinein. Leodogar lag entkleidet auf ſeinem Bett und über ihn hingebeuget, den Kopf auf ſeine Bruſt gelegt, eine in Leichentüchern gehüllte Menſchengeſtalt. Der Domherr trat zum Bett und berührte die Geſtalt mit einem Ringe. Dieſe richtete ſich ſtöhnend auf und blickte mit glanzloſen Augen den Domherrn an. Die Geſtalt war höchſt grauſenhaft anzuſehen, alle Züge des farbenloſen Geſichts waren ſtarr und ohne Leben, die Augen ſtier und ohne Glanz, der lippenloſe Mund war blutig und auch das Leichengewand mit einigen Blutstropfen befleckt. „Wer biſt du Ungeheuer, der du in die friedlichen Woh-

nungen der Menschen mordend einbrichst und dich von ihrem Herzenblut nährest?" fragte der Domher.

Du Mächtiger weißt es, antwortete das schreckhafte Wesen mit heiserer Stimme.

„Wer gab dir die Macht, dich verderblich diesem Manne zu nahen?"

Der Fluch meines Ahnherrn über diese Familie ausgesprochen und die Sünde.

„So hast du auch die andere Zweige dieses Hauses getödtet?"

Ich hab's.

„Wo ist die Stätte an der dein verfluchter Leib bestattet ist?"

Die Gestalt wollte nicht antworten, da rief der Prälat mit erhobener Stimme: „soll ich das Wort über dich aussprechen, welches die Geister bändiget? Noch einmal, wo ist die Gruft die deine Hülle birgt?"

Tief aufseufzend antwortete das gespenstige Wesen: in der Kirche zu Palmensee. Nun entwich das Ungethum auf ein Gebot des Domherrn, welcher darauf zu Leodogar trat und den in einer tiefen Ohnmacht Liegenden zu ermuntern suchte. Es gelang nur mit vieler Mühe und als

er endlich die Augen öffnete, da fühlte er eine gänzliche Erschöpfung. Man fand eine Wunde auf seiner Brust, welche ihm von der unheimlichen Braut, nachdem sie ihn eingeschläfert hatte, gemacht worden war, und wodurch sie ihm das Blut ausgesogen hatte. Aerzte wurden in der größten Eile herbeigeholt um den jungen Grafen herzustellen, und seinen tödtlich erschreckten Eltern beizustehen; doch nur auf wenige Stunden noch konnten sie das fliehende Leben des jungen Mannes zurückhalten, an dessen Leiche schon des folgenden Tages die trostlosen Eltern weinten.

Der Domherr besorgte die Bestattung seines Neffen und suchte das unglückliche Ehepaar über den Verlust des letzten, ach! so theuern Sohnes zu beruhigen. Sein Bemühen hatte geringen Erfolg. Besser wie ihm gelang dieß Emilien, deren Wahnsinn bis auf die letzte Spur verschwunden war, und die nun stets in der Nähe der beiden kinderlosen Alten blieb, um mit ihnen über Leodogars Tod zu weinen und sie zu trösten. Es that den verarmten Herzen wohl, ein theilnehmendes Wesen um sich zu haben, welches mit ihnen um den gleichen Gegenstand trauerte, welches ihren Schmerz würdigte und entfühl-

te, und vielleicht war es Emilie allein, deren Gesellschaft sie vor Verzweiflung bewahrte.

Als der Domherr seine Anwesenheit bei dem gräflichen Ehepaar entbehrlich glaubte, begab er sich nach Palmensee, um der ferneren verderblichen Wirkung des Vampyrs, der seinem Neffen, um, wie zu vermuthen war, auch dessen Geschwister gemordet hatte, ein Ziel zu setzen.

Er ließ, durch eine Erlaubniß des Bischofes dazu berechtigt, die Särge des Erbbegräbnisses öffnen und fand in einem derselben einen Körper, an dem noch nicht die geringste Spur der Verwesung sichtbar war, obgleich er mehr als dreißig Jahre hindurch im Grabgewölbe gestanden hatte.

Dieses also war der furchtbare Unhold, der weder dem Leben noch dem Tode angehörte, dem die Rückkehr aus dem schaurigen Reiche der Verwesung gestattet war, um sich mit dem Herzblute der Lebendigen zu nähren und der Jugend frische Blüte zu knicken, um die Zerstörung seines Körpers zu hemmen. Der Prälat ließ einen Pfahl durch die Brust des Ungethüms schlagen, worauf warmes Blut aus der Wunde quoll. Nun wurde

der Leichnam verbrannt und dadurch der Fluch vernichtet, den ein dunkles Geschick auf diesen gestorbenen und doch nicht todten Leib geleget hatte.

VI.

Kleinigkeiten.

1. Züge aus dem Leben eines Zerstreuten.

Die Zerstreutheit ist, wenn sie sich nicht bloß augenblicklich, sondern als eine dauernde Eigenschaft des Menschen zeiget, eine Erscheinung, deren Ursache sich nicht wohl erklären läßt. Eine Abspannung, eine Schwäche des Geistes kann man sie füglich nicht nennen, denn man bemerkt sie oft an großen, vielseitigen Denkern, an wackern Geschäftsmännern, die unzweideutige Proben von der Regsamkeit und Stärke ihres Geistes ablegen, dann aber auch wieder an Menschen, die sich nie durch Denken anstrengen, und deren körperliche Konstitution und Lebensweise von der Art ist, daß eine nachtheilige Rückwirkung davon auf den Geist nicht denkbar ist. Was zuweilen

selbst den mit vieler Geistesgegenwart begabten Menschen auf Augenblicke zerstreut macht, Sorge, großer Kummer, Ueberraschung, heftiger Schreck, tiefes Nachdenken, anhaltende ausschließliche Beschäftigung der Seele mit einem Gegenstande, körperliche Abspannung, das alles kann nicht der Grund von einer lebenslänglichen Zerstreutheit eines übrigens an Seele und Leib gesunden Menschen seyn — Doch mag der Phsycholog die Ursache davon nachforschen, wir begnügen uns damit, einige Züge von Zerstreutheit eines bekannt zu machen, und dadurch einen Beitrag zu den Wahrnehmungen zu liefern, die man über die in Rede stehende Erscheinung gesammelt hat.

Rath X** war ein wegen seiner Thätigkeit und Sachkenntniß allgemein geachteter Geschäftsmann; ein unermüdeter Fleiß, große Erfahrung und tiefe Einsicht zeichneten ihn in seinem Fache — er war bei einer Finanzparthie angestellt — aus, und der Chef des Kollegiums gab ihm das auf strenge Wahrheit gegründete Zeugniß, daß er so viel arbeite, als drei andere Räthe. Auch seine Gutmüthigkeit und Verträglichkeit wurden von allen, die mit ihm in irgend einem Verhältniß standen, gerühmt. Dagegen litt er während

seines ganzen Lebens zu einer so großen und unbesiegbaren Zerstreutheit, daß er seinen Geschäftskreis ausgenommen, für die ganze Außenwelt todt war und sich beständig der lächerlichsten Mißgriffe schuldig machte, von denen wir folgende zur Kurzweil unserer Leser erzählen wollen.

1.

Rath X*** war sehr pünktlich in seinen Geschäften und stets mit dem Glockenschlage der festgesetzten Stunde im Sessionszimmer des Kollegiums, bei welchem er angestellt war. Einst blieb sein Barbier über die gewöhnliche Zeit aus und er sahe sich genöthiget, mit unabgenommenem Barte nach seinem Büreau zu gehen. Unterwegs begegnete er dem Barbier, dem er eine derbe Strafpredigt über seine Nachläßigkeit hielt und dann gebot, ihm in ein nahegelegenes Haus zu folgen und ihn dort zu rasiren. In seinem Zorne dachte er nicht daran, daß er den Hausbesitzer nicht kannte, und da er auch im Vorsaale Niemanden antraf, so setzte er sich ohne Umstände hin, nahm die Perücke ab und bot sein Gesicht dem Barbier dar. Eben war er eingeseift, als eine junge Dame, die Besitzerin des Hauses, ins

Zimmer trat und sich nicht wenig wunderte, einen ihr ganz fremden Mann unter den Händen des Barbiers in ihrem Zimmer zu erblicken. Xop dachte jetzt erst daran, daß er in einem fremden Hause sey, gerieth darüber in Verlegenheit, bat tausend Mal um Verzeihung wegen seines Irrthums, nahm Perücke und Hut in die Hand, verließ, trotz des Bittens der Dame, sich nicht stören zu lassen, das Zimmer und ging barhaupt, mit eingeseiftem Barte mehrere Straßen entlang bis nach seiner Wohnung, wo er von einer Schaar jubelnder Straßenjungen gefolgt, doch ohne Notiz von dieser Ehre zu nehmen, anlangte.

2.

Einst war der Finanzminister aus der Residenz gekommen, um das Kollegium zu revidiren, bei welchem Xoo stand. Der Chef des Kollegiums, mit mehreren dringenden Arbeiten beschäftiget, konnte an dem zur Revision bestimmten Tage nicht so frühe, wie gewöhnlich in der Session erscheinen. Er fuhr daher zum Rath Xoo, bat diesen seine Stelle zu vertreten, im Fall der Minister früher als erwartet in die Session kommen sollte, und belehrte ihn über die Antworten, die

er auf gewisse Nachfragen zu geben hätte. X** versprach alles aufs Beste auszurichten, kaum hatte sich aber der Präsident entfernt, als ihm einfiel, daß er für einen gewissen Fall noch keine Instruction habe. Er lief spornstreichs dem Wagen des Präsidenten nach, schrie wie ein Besessener, damit der Kutscher ihn hören und halten möchte, erreichte endlich athemlos den Wagen und fragte den erstaunten Präsidenten: im Fall aber der Minister nicht früher käme, was sage ich ihm dann?

3.

X** war auf einem Gastmahl und wollte eben in einem Miethswagen nach Hause fahren, als ein Bekannter zu ihm trat und ihn bat, ihm den Wagen abzutreten, damit er zuerst nach Hause fahren könne. X** sagte die Bitte zu, hatte sie aber in dem Augenblick auch wieder vergessen, nahm seinen Umhängepelz um, setzte sich in den Wagen und fuhr davon. Der Kutscher, von der Verabredung schon unterrichtet, glaubte den anderen Herrn in seinem Wagen zu haben und fuhr nach dessen Wohnung. X** langt dort an, wird vom schläfrigen Hausmädchen, der

ähnlichen Pelzes wegen, für ihren Herrn gehalten, die ihm nach dem Schlafzimmer leuchtet, wo er sich sogleich entkleidet, um zu Bette zu gehen. Unterdessen langt der wirkliche Besitzer des Hauses an, vor dem das Hausmädchen als vor einem Gespenste davonläuft. Verwundert darüber, geht er nach seinem Schlafgemach, wo seiner eine neue Ueberraschung wartet, denn Rath X**, bis aufs Hemde entkleidet, ist so eben im Begriff ins Bett zu steigen, worin des Hausherrn schlafende Gemahlin lag. Wäre X** nicht ein alter Mann und im festbegründeten Besitz des Rufes einer großen Ehrbarkeit gewesen, so hätte diese seine Zerstreuung zu einem bösen Streite Anlaß geben können, nun aber war X** Irrthum leicht aufgeklärt und gab den Stoff zu einem großen Gelächter.

4.

X** einziger Sohn starb plötzlich. Den nun kinderlosen Vater, der für alles, was nicht zu seinen Berufsgeschäften gehörte, wenig Sinn hatte, erschütterte dieser Trauerfall nicht sonderlich. Seine Gattin war schon vor mehreren Jahren gestorben, nahe Verwandte hatte er nicht, er mußte sich

also der Besorgung des Begräbnisses selbst unterziehen, wobei es an tausend Verwirrungen nicht fehlen konnte, wovon folgende lange zur Unterhaltung des Publikums dienten.

Es fiel ihm ein, daß der Sterbefall in den Zeitungen gemeldet werden müsse. Indem er sich zum Schreiben der Anzeige hinsetzte, dachte er bei sich selbst: Ach! es wäre doch wohl besser, wenn ich statt meines Sohnes gestorben wäre, und er jetzt diese Anzeige zu machen hätte. Voll dieses Gedankens, schrieb er wirklich im Sinne seines Sohnes, zeigte also seinen eigenen Tod an und schickte diesen Aufsatz zur Zeitungsexpedition. Kein Mensch zweifelte an dem Tode des bereits alten Mannes und der Präsident, unter welchem Rath X°° arbeitete, berichtete sogleich sein Ableben nach Hofe. Des Tages darauf erschien X°° wie gewöhnlich in der Session und setzte durch sein Erscheinen Jedermann in Erstaunen, den Präsidenten aber in keine geringe Verlegenheit, denn dieser mußte nun seinen Bericht als voreilig widerrufen.

Als die Leiche zur Erde bestattet werden sollte, versammlete sich, von X°° geladen, ein ansehnliches Leichengefolge; der Todte wurde mit einem

seinem Stande angemessenen Gepränge zum Friedhofe gebracht, aber man suchte vergebens nach einem Grabe, denn dieses war vergessen worden zu bestellen. Da es schon spät am Tage war, so mußte man den Sarg mit dem Todten in eine Remise stellen und des anderen Tages ohne Sang und Klang bestatten.

5.

Auf seinem Wege zur Kirche bemerkte X** einst, daß er kein Gesangbuch mitgenommen habe. Er ging zurück, um es zu holen, hatte aber, als er nach Hause kam, längst vergessen, weshalb er zurückgegangen war, verlor sich, wie gewöhnlich in Gedanken, stack mechanisch etwas in die Tasche und ging zur Kirche. Als er dort in seinem Betstuhl Platz genommen und nach der Liedernummer gesehen hatte, griff er in die Tasche und zog statt des Gesangbuchs — ein paar Pantoffeln hervor.

6.

X** war einst von einem Freunde zu einem Gastmahl eingeladen, bei welchem zu erscheinen, außer vielen andern Gästen, auch mehrere ausge-

zeichnet vornehme Personen versprochen hatten. Der Einladende, bekannt mit seines Freundes Schwäche, bat diesen, doch ja wohl Acht auf sich zu geben, damit er durch seine Zerstreutheit sich nicht in Verlegenheit setze und der Gesellschaft Stoff zum Gelächter darbiete, und X**, der über diese gutgemeinte Erinnerung nicht im mindesten empfindlich wurde, obgleich er sie für überflüssig hielt, da er eher an Alles, als an seine Geistesabwesenheit geglaubt hätte, versicherte seinem Freunde jeden Anlaß, für ihn erröthen zu müssen, ersparen zu wollen. Wirklich hatte er auch dieses-mal weder die Strümpfe verkehrt, noch grasgrüne Beinkleider zu einer himmelblauen Weste angezogen, wiewohl das ihm wohl sonst beg gnete, sondern war auf das Sorgfältigste gekleidet und ging zur bestimmten Zeit zur Gesellschaft. Als er schon das Haus seines Freundes erreicht hatte, fiel es ihm ein, bevor er sich der Gesellschaft vorstellte, noch ein Geschäft abzuthun, welches sich nicht füglich durch einen Stellvertreter verrichten läßt, und mit der Oertlichkeit des Hauses bekannt, ging er ohne Säumen in das dazu bestimmte Gemach. Nachdem er mit dem gewöhnlichen Glücke der Nothwendigkeit genüget hatte,

trat er den Rückweg an, hatte aber statt des zur Seite gelegten Chapeau-Bas den Deckel ergriffen, womit man eine gewisse Oeffnung in dem bewußten Gemache zu verschließen pflegt, und mit dieser Zierde unter dem Arme ging er in den Gastsaal und begrüßte die Gesellschaft. Das Gelächter der Gäste, die Verlegenheit des Wirths und X***s Beschämung, als man ihn auf den Uebelstand aufmerksam machte, läßt sich denken.

7.

Ein Bedienter der einen Brief an ihn abzugeben hatte, traf auf ihn als er gerade zur Hausthüre hinausging und fragte ihn: wohnt hier nicht der Herr Rath X***? Der Gefragte dachte nach und sagte dann sinnend: X***? X***? nein hier wohnt kein Rath X***, der wohnt in der Altstädtischen Langgasse Nro. 166. Der Bediente. Dieses ist ja, wie ich nicht anders weiß, die Altstädtische Langgasse, und hier sehe ich an dem Hause die bezeichnete Nummer. X***. Ja das ist wahr, aber der Rath X*** ist gegenwärtig nicht zu Hause, sondern auf dem Lizent. Der Bediente ging dahin und X*** traf bald darauf auch dort ein, und besann sich auf nochmalige Nachfrage nun erst, daß er selbst der Rath X***

sey. Der Bediente diese Vergessenheit für einen unzeitigen Scherz haltend, wollte den Brief nun nicht aushändigen, und X** mußte sich auf das Zeugniß seiner Kollegen berufen, daß er wirklich die auf der Adresse benannte Person sey.

Nichts Seltenes war es bei ihm, daß er einen schwarzen und einen weißen Strumpf, oder beide verkehrt anzog, daß er bei einem Gastmahl in tiefer Trauer, oder zu einem Begräbniß in farbigter Kleidung erschien, und sehr häufig begegnete es ihm, daß er bei dem Ausgehen den Hut zu Hause vergaß und wenn er Jemanden grüßen wollte, die Perücke vom Kopfe nahm. Sehr oft zog er statt des Schnupftuches eine Schlafmütze, statt der Tabacksdose eine Schuhbürste aus der Tasche, und einst als er an einer glänzenden Tafel den gelungenen Kupferstich eines berühmten Mannes vorzeigen wollte, hatte er statt dessen seinen Haarbeutel sehr sauber eingewickelt, den er einer Dame auf einem Teller überreichte, die ihn zu großer Belustigung der ganzen Gesellschaft an der Tafel herum gehen ließ. Merkwürdig bleibt es, daß X** wunderbare Zerstreutheit auf seine Geschäftsführung nie den mindesten Einfluß hatte.

2. Eine Sage vom Rübezahl.

Die Mährchen vom Rübezahl, mit denen der treffliche Musäus zuerst die deutsche Leswelt bekannt gemacht hat, haben stets großen Beifall gefunden, weil sie keine leeren am Schreibtisch gemachten Erfindungen, sondern auf einen viele Jahrhunderte hindurch bestandenen Volksglauben begründet sind, und ihnen daher die poetische Wahrheit nicht mangelt. Nach Musäus haben noch mehrere Schriftsteller, unter andern auch Laun, einzelne Mährchen von jenem seltsamen National-Kobolde erzählt, aber der Vorrath davon ist noch lange nicht erschöpft, wie Jeder sich überzeugt haben wird, der die Südeten bereisete und die treuherzigen Bewohner jener Gegenden zum Erzählen zu bringen wußte. Wir geben aus dem nicht kleinen Vorrath, den wir auf einer solchen Reise sammelten, für diesesmal nur folgende zum Besten.

Rübezahl bekam einst Lust auf der Erde herumzuwandeln, wahrscheinlich weil es ihm in seinen unterirdischen Wohnungen an Zeitvertreib mangelte. Er nahm die Gestalt eines Bettlers an, um so desto unbemerkter die Menschen beobachten zu können, denen er dann, wie es seine alte Gewohnheit war, im Verhältniß des Verdienstes ihrer Handlungen Lohn oder Strafe ertheilen wollte. In einem Dorfe sprach er in dem ansehnlichsten Bauerhofe an und bat um eine Gabe. Frau Ilse, die Bäurin, ein geiziges, unbarmherziges Weib, schalt ihn einen Tagedieb und hieß ihn sich sogleich fortpacken, wenn er nicht mit den Hofhunden weggehetzt seyn wolle. Er ging nun nach der ärmlichsten Hütte, deren Aeußeres schon die Dürftigkeit ihrer Bewohner verrieth, und bettelte daselbst gleichfalls. Die Besitzerin der Hütte, eine arme, von einem Häufchen unerzogener Kinder umgebene Frau, hieß freundlich ihn eintreten, bedauerte, daß sie zu dürftig sey, um ihm viel zu seiner Erquickung verabreichen zu können, setzte ihm eine Schale Milch und etwas schwarzes Brod vor und bat ihn, es sich schmecken zu lassen. Der verstellte Bettler genoß dankbar was die gutherzige Wit-

we ihn gab, und als er aufbrach sagte er: „Frau ich wünsche zur Vergeltung für Eure Gabe, daß Euch morgen die erste Arbeit, die Ihr thut, den ganzen Tag über beschäftigen möge.“ Die Witwe lächelte über den seltsamen Wunsch des Bettlers, gab ihm freundlich das Geleite und dachte dann nicht weiter daran.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, fiel es ihr ein, daß sie höchst nothwendig Salz bedürfe, und sie holte ihre winzige Spaarkasse hervor, um nachzuzählen, ob sie Geld genug dazu habe. Sie fing ihren kleinen Schatz an aufzuzählen und zählte und zählte und nahm kein Ende. Schon lagen große Geldhaufen auf dem Tische, schon hatte sie die nicht kleine Schublade damit angefüllt und noch immer hörte der Zufluß der Münze nicht auf. Nun merkte sie wohl, daß ihr Gast kein gewöhnlicher Bettler gewesen sey, und daß sie seinem Wunsche dieses seltsame Glück zu danken habe. Sie ließ sich also von dem Geschrei ihrer Kinder nach Speise nicht stören, achtete auch des eigenen Hungers nicht, sondern zählte immer fort, bis mit dem letzten Sonnenstrahl auch der letzte Groschen aus ihrer Hand fiel und sie zwischen Bergen von Geld saß.

Eben war sie in der Dämmerung beschäftigt, das viele Geld in Kornsäcke zu schaufeln, als ihre reiche Nachbarin, Frau Ilse, zu ihr kam und nicht wenig verwundert war, die bis jetzt so arme Trude im Besitz eines solchen Reichthums zu sehen. Die Wittwe hatte es kein Hehl, woher ihr dieser Segen komme, und erweckte dadurch in ihrer Nachbarin eine lebhafte Reue über ihr schnödes Betragen gegen den verkappten Bettler. Ach! rief sie, hätte ich doch das vorher wissen können, wie würde ich ihn aufgenommen haben! die köstlichsten Leckerbissen hätte ich ihm vorgesetzt, und er würde gegen mich dann gewiß noch viel freigebiger gewesen seyn wie gegen die arme Trude. Käme er doch nur noch einmal wieder; ich wollte mich klüger benehmen.

Ihr Wunsch ging in Erfüllung, der alte Bettler ließ sich wieder im Dorfe sehen und Frau Ilse hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn zu sich einzuladen und ihm das Beste vorzusetzen, was Küche und Keller vermochten. Außerdem begegnete sie ihm mit den freundlichsten Worten, rühmte ihm ihr mitleidiges Herz und suchte sich auf alle Weise bei ihm in Gunst zu setzen. Der Bettler schien ihren Worten vol-

len Glauben beizumeſſen, ließ ſich alles, was ſie ihm vorſetzte, ſehr wohl ſchmecken, und als er Abſchied nahm, da wünſchte er auch ihr, daß ſie durch die Arbeit, die ſie am nächſten Morgen zu erſt vornehmen würde, den ganzen Tag über beſchäftigt werden möchte. Frau Ilſe war außer ſich vor Freuden, ſie glaubte ſich ſchon im Beſitz des größten Glücks und war nur verlegen, wie ſie es am Beſten nutzen ſollte. Geld zählen war wohl gut, aber ſie hatte zur Zeit nur kleine Münze im Hauſe und hätte doch ſo gern mehr gevortheilt wie die Nachbarin. Nun fiel es ihr ein, daß es am zuträglichſten für ſie wäre, feine Leinwand zu zählen; denn ſie konnte ja beinahe eben ſo geſchwind ein zuſammengebundenes Schock Leinwand hinwerfen, als einen Groſchen aus der Hand fallen laſſen und auf dieſe Weiſe war ihr Gewinn doch bei weitem größer. Je länger ſie über dieſen Einfall nachdachte, je zweckmäßiger ſchien er ihr, und ſie legte noch vor dem Schlafengehen mehrere Schocke der feinſten ſchleſiſchen Leinwand zur Hand, um ja keine Minute des andern Tages zu verſäumen. Sie konnte vor Freude über das nahe, zu hoffende Glück nicht ſchlafen, nur gegen den Morgen fielen ihr die

Augen zu. Eben beleuchtete der erste Strahl der Sonne die Erde, als sie erwachte und ein Klopfen an ihrer Hausthüre hörte. Sie ging unbekleidet wie sie war, um zu sehen wer da sey, und gerieth in keinen geringen Aerger, als sie ein altes Bettlerweib fand, die sie um eine Gabe ansprach. Unmuthig sich in ihrem Vorhaben aufgehalten zu sehen, begrüßte sie die Bittende mit einem Schwall von derben Schimpfwörtern, aber die Bettlerin verwandelte sich plötzlich in eine riesengroße Ohreule, die sich auf einen nahen Baum setzte und ihr höhnisch ins Gesicht blickte. Frau Ilse war nun wohl überzeugt, daß sie es mit keiner natürlichen Bettlerin zu thun gehabt habe, und wollte fort zum Leinwand zählen eilen; aber o Jammer! sie konnte nicht von der Stelle, und wider ihren Willen entströmte ihrem Munde eine Flut von Schimpfwörtern, so garstig, wie man sie noch nimmer von ihr gehört hatte, wiewohl sie in dieser unfeinen Kunst seit lange für eine Meisterin galt. Allmählig lief über ihrem Belfern das ganze Dorf zusammen. Man machte ihr Vorstellungen wegen des so unanständigen als zwecklosen Getobes, ihre Hausgenossen wollten sie zurück ins Zimmer führen,

allein sie wankte und wich nicht, und hörte nicht auf zu schmähen bis der letzte Sonnenstrahl hinter den Südeten verglommen war. Da erst schloß sich ihr Mund und sie wankte halb ohnmächtig nach ihrer Kammer, um die Leinwand zurück zu legen, die zu vertausendfachen sie vergebens gehofft hatte. Sie merkte nun wohl daß Rübezahl es gewesen sey, der sie ihrer Unbarmherzigkeit und ihrer bösen Zunge wegen gestrafet und vor allen Nachbaren zu Schanden gemacht habe. und faßte den Vorsatz sich zu bessern; ob dieser heilsame Entschluß aber Wurzel geschlagen und Früchte getragen habe, davon giebt die Sage keine Kunde.

1. Das Narrenreich in Polen.

Unter der Regierung König Sigesmund Augusts des Ersten von Polen, lebte unfern von Lublin auf seinem Landgute Babine ein Edelmann, mit Namen Psomka, dem die Natur viel Witz und muntere Laune verliehen hatte. Dieser vereinigte sich mit mehreren geistreichen und lachlustigen Männern zur Stiftung eines Narrenreichs, und von dem Grundsatze ausgehend, daß alle Sterblichen Narren und nur in Hinsicht der Art ihrer Narrheit unterschieden sind, erklärten sie die ganze Erde zum Gebiete ihres Reiches gehörend, und alle Menschen für geborne Unterthanen der Narrheit. Die Insignien dieses Reiches bestanden aus einer Schellenkappe statt der Krone, eines Jokusstabes statt des Zepters und in dem Reichssiegel sahe man einen Narren mit der Schellenkappe und der Pritsche, als Wappen des neugestifteten Staates. Die Wahl

der Großwürdeträger dieses Reichs geschah durch die Stifter der Gesellschaft, die auf die Eigenschaften der zu Wählenden Rücksicht nahmen. Wer gern mit seiner Tapferkeit prahlte, den erhob man zum Krongroßfeldherrn, den gelehrt seyn wollenden, zum Kronkanzler, den Schwelger zum Erzbischof, den Complimentenmacher zum Zeremonienmeister; mit einem Wort, es gab in diesem Narrenreiche alle Würden und Titel, wie in einem wirklichen und die damit Beliehenen erhielten ihre Bestallungen darüber durch ein auf Pergament geschriebenes, mit dem großen Narrensiegel untersiegeltes Diplom ausgefertiget. Wollte Jemand über die ihm ertheilte Würde ungehalten werden, so besserte er mit seinem Unwillen nichts, wohl aber dienten dann seine Schwächen um so mehr den Spottvögeln, denen eine beißende Satyre zu Gebote stand, zum Ziel. Dadurch hatte sich die Gesellschaft in Ansehen gesetzt, und es wagte keiner die ihm verliehene Würde auszuschlagen. Durch diese scherzhafte Gesellschaft wurden die Sitten am polnischen Hofe ungemein verbessert; denn jeder wachte strenge über seine Schwächen, um nicht dadurch dem Narrenorden Gelegenheit zu geben, ihn zum Ge-

genstande des Gelächters zu machen. Als eine Probe von dem Schnellwitze des Stifters der Gesellschaft diene folgende sinnreiche Antwort. Der König fragte ihn einst: ob die Narrenrepublik auch einen König gewählt habe? Ei behüte uns Gott vor dem Frevel, antwortete er, daß wir, so lange Ew. Majestät leben, zu einer neuen Königswahl schreiten sollten.

In Frankreich hat gleichfalls ein solches Narrenreich bestanden, doch später als das polnische, daher war jenes wahrscheinlich eine Nachahmung von diesem.

4. Kluge Auskunft wegen eines doppelten Eides.

Prinz Bretislav, Sohn des Herzogs Udalrichs von Böhmen, sahe zu Regensburg die wunderschöne Judith, Tochter des Kaisers Conrad des II., die aus einer Anwandelung von frommer Schwärmerei den Nonnenschleier genommen hatte, und liebte sie. Fräulein Judith fühlte gleichfalls eine Neigung zu dem jungen wohlgebildeten Manne, und bereute nun zu spät das zu rasch abgelegte klösterliche Gelübde. Bretislav liebte zu heftig, um sich durch das Hinderniß abschrecken zu lassen, welches ihm die Klausur entgegen stellte und der Einwilligung seiner Geliebten gewiß, brach er in das Kloster ein und entführte sie. Der Kaiser durch die Entweihung der heiligen Mauern heftig erzürnt that einen Schwur, nicht eher sein Schwerd in die Scheide zu stecken, bis er seinen kaiserlichen Thron mitten in Böhmen aufgerichtet hätte; Bretis-

lav dagegen setzte jenem Gelübde den Eid entgegen, in Deutschland zu sengen und zu brennen, daß es dem Kaiser an seinem Hoflager in die Augen schimmern sollte. Beide Gegner rüsteten sich sogleich mit großer Heeresmacht zur Erfüllung ihres Eides. Die schöne Judith, die Bretislav geehelicht hatte, und die sich bereits gesegneten Leibes befand, wurde dadurch in den tiefsten Kummer versetzt; denn wer auch siegen mochte, der Vater oder der Gemahl, sie verlor immer dabei, und mußte den Fluch der Völker fürchten, da sich ihrentwegen, wie einst wegen der griechischen Helena, ein blutiger Krieg entzünden zu wollen schien. Vergebens flehte sie ihren Gemahl, daß er dem Kaiser die Hand zum Frieden bieten möchte; er schützte seinen Eid vor und sagte: ich kann meinen Schwur nicht brechen und eben so wenig Dein Vater; hier gilt es Haut um Haut, und ehe einer von uns gänzlich besiegt worden, ist an kein Auskommen zu denken. Da beschloß die Prinzessin das Aeußerste zu wagen, und begab sich ins deutsche Lager zu ihrem kaiserlichen Vater, um denselben zu milderen Gesinnungen zu bewegen. Der alte Herr stellte sich zwar anfangs sehr ungebehrdig und

wollte seine Tochter gar nicht anhören; als er aber ihre Umstände sahe, da wurde er gerührt und bereuete seinen Schwur. Doch zu komm, einen, wenn gleich übereilten, Eid zu brechen, konnte er sich nicht entschließen seinen Kriegeszug nach Böhmen einzustellen. Da Judith sahe, daß nicht böser Wille, sondern nur Gewissenhaftigkeit ihren Vater hindere seinem Schwiegersohne zu verzeihen, und dieser aus gleichem Grunde abgehalten werde, sich dem Kaiser zu unterwerfen, so machte sie folgenden Vorschlag, der die gewünschte Versöhnung zu Stande bringen und doch dem Eidbruche vorbeugen sollte. Es sollte nämlich zu Bunzel, welches mitten in Böhmen liegt, ein Thron errichtet werden und der Kaiser hinreisen und sich darauf setzen. Bretislav dagegen sollte in der Nähe der kaiserlichen Pfalz einige leere Hütten anzünden und nachmals den Eigenthümern den Werth bezahlen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Kriegesrüstungen verwandelten sich in Freudenfeste.

5. Beispiele von Nationalhaß zwischen den Böhmen und Deutschen.

Kaum stehen die Engländer und Franzosen, die Portugiesen und Spanier, die Norweger und Schweden so feindselig einander gegenüber, als im Mittelalter die Böhmen und Deutschen, obgleich Böhmen von der Einführung des Christenthums daselbst ab, stets für einen Theil des deutschen Reichs gerechnet wurde. Die Ursache dieses Hasses ist, außer dem Unterschiede der Sprache und der Sitten, auch wohl in dem Uebermuthe unserer deutschen Vorfahren, womit sie den Böhmen begegneten, sobald sie die Stärkeren waren und in der ungezügelten Rache der Böhmen, so bald sie die Oberhand behielten, zu suchen. Die Geschichte hat uns viele, theils lächerliche theils empörende Beispiele von Ausbrüchen des Hasses beider Nationen gegen einander gegeben, wovon wir nachstehende ausheben.

Im Jahr 1056 ließ Herzog Spitigen II.

von Böhmen, eine Mauer um Prag ziehen und bei der Gelegenheit einen zum Frauenkloster St. Georgen gehörigen Backofen, der im Wege stand, umwerfen. Die Abtissin des Georgen-Klosters, eine Deutsche, die das Wegräumen des Backofens nicht hatte zugeben wollen, sagte nun spöttisch: der Herzog sollte billig das Te Deum singen lassen, weil es ihm gelungen sey einen so mächtigen Feind, den alten Backofen, zu überwinden. Diese Aeußerung erfuhr der Herzog und empfand sie so übel, daß er sofort die Abtissin auf eine Schubkarre setzen und zum Lande hinaus fahren ließ. Ihr mußten alle Deutschen folgen und selbst seine Mutter, die oben belobte schöne Judith, wurde von dieser Verbannung nicht ausgenommen.

Während der Minderjährigkeit des Königs Wenzeslaus IV., führte der Markgraf von Brandenburg, Otto der Lange, als Vormund des Königes die Regierung des Landes. Dieser Fürst sprach bei jeder Gelegenheit seinen Haß gegen die Böhmen unverhohlen aus, und mißbrauchte seine Gewalt theils selbst so sehr, theils sah er den Erpressungen, Plünderungen und andern Schandthaten seiner deutschen Diener und

Kriegesvölker so viel nach, daß die Deutschen den Böhmen zum Abscheu wurden. Er besetzte alle Aemter mit Deutsche, legte in alle Städte und Schlösser deutsche Besatzungen, hielt die königliche Mutter und den König selbst gefangen und sog das Land durch unerschwingliche Abgaben so aus, daß es beinah zur Wüste darüber ward. Seinen Beamten und Kriegern sahe er jede Gewaltthat, jede Zügellosigkeit nach, und diese, den Haß ihres Herrn gegen das unglückliche Volk kennend und theilend, empörten jedes menschliche Gefühl durch ihre Grausamkeit. Sie plünderten Kirchen und Klöster aus, beraubten die Bürger und Landleute und zwangen die Unglücklichen durch die unmenschlichsten Martern ihnen zu gestehen, wo sie ihre Schätze verborgen hatten. So banden sie unter andern Leute, von denen sie die Entdeckung der Oerter, wo sie ihr Geld und ihre Kleinodien vergraben hatten, erpressen wollten, an einen Wagen, den sie von einem Berge herab in die Elbe rollen ließen. Sie schändeten Frauen und Jungfrauen, mordeten Kinder und Greise, und trieben es ärger, wie Attilas wilde Horden. Und alle diese Schändlichkeiten fand der Bischof von Brandenburg, vom Nationalhaß

verblendet, rühmlich und munterte die rohen Krieger noch dazu auf, die Böhmen zu ermorden, wo sie nur konnten. Es ging so weit, daß, weil Niemand mehr Herr seines Eigenthums war, die Felder ungebauet blieben und dadurch eine furchtbare Hungersnoth entstand. Der tyrannische Otto, der bei diesen Umständen mit Recht die Rache des gemißhandelten Volks fürchtete, verbot aus Besorgniß eines Aufruhrs die Glocken bei dem Gottesdienste zu läuten. Endlich hielt sich der Markgraf nicht mehr für sicher in Böhmen, und zog zurück in seine Erblande; aber er nahm den jungen König mit sich und die böhmischen Stände mußten ihn mit fünfzehn tausend Mark Silber lösen.

Der König Heinrich der II., der als Herzog von Kärnthen, seiner Gemahlin Anna, Tochter Wenzeslaus des IV., wegen die böhmische Krone erhielt, machte es beinahe um nichts besser wie Otto. Er schickte alle Staats-Einkünfte nach seinen Stammlanden, kränkte die Rechte aller Stände und führte an seinem Hofe eine so liederliche Lebensart ein, daß er dem Volke verächtlich ward. Er zwang die böhmischen Großen Töchter gemeiner Bürger zu heirathen,

und wollte sogar seine Schwägerin Elisabeth, die zweite Tochter Wenzeslaus IV., zwingen, einen Mann niedern Standes zu ehelichen, damit sie ihm nicht gefährlich würde. Als die Geduld der Stände endlich erschöpft war und sie den Prinzen Johann, Sohn des Kaisers Heinrich VII, zu ihrem Könige erwählten, da plünderten König Heinrichs von Kärnthen deutsche Soldaten Prag aus, wodurch denn aber auch der Abfall des ganzen Landes von ihm beschleuniget wurde. Heinrich mußte fliehen, um nicht selbst gefangen zu werden, doch ließ er noch zuvor die Kinder vieler vornehmen Böhmen fesseln und schleppte sie mit sich, indessen wurden ihm solche mit Gewalt von dem Volke entrissen.

Daß die Böhmen aber auch für eine sanfte Herrschaft nicht paßten, beweist der Entschluß des Königes Johann. Dieser weise und mild regierende Fürst fand die Regierung über Böhmen, wegen der vielen Unruhen, bald so lästig, daß er die böhmische Krone mit der Rheinpfalz vertauschen wollte. Der Kurfürst Peter von Mainz aber, der während Johanns Abwesenheit im Kriege Statthalter in Böhmen war, entheilte, als er wieder abzog, dem Volke

wegen der bewiesenen Widerspänstigkeit förmlich den Fluch.

In der Stadt Beraun wohnten zu Kaiser Karl des IV. Zeiten Deutsche und Böhmen beisammen, die in beständigen Zwistigkeiten lebten. Im Jahr 1359 gingen einige Deutschen zu dem böhmischen Priester und baten ihn, daß er ein Kind taufen möchte. Der Priester wies sie zu dem deutschen Geistlichen, sie wandten aber vor, er sey nicht zu Hause und das Kind sehr schwach. Als der Priester, nun ihrem Verlangen zu willfahren, in die Kirche kam und vor den Taufstein trat, da fand er statt des Kindes einen gewindelten Hund, den ihm die muthwilligen Deutschen in das Taufbecken warfen und dann davon liefen. Dieser Schimpf erregte den Zorn der Böhmen in der Art, daß sie sich verschworen alle Deutsche in der Stadt zu vertilgen. Sie überfielen die Deutschen und richteten ein gräßliches Blutbad unter ihnen an, den Rest aber verjagten sie aus der Stadt.

Zwischen den deutschen und böhmischen Studenten auf der Universität zu Prag gab es auch öftere Mißhelligkeiten, die endlich, wie man glaubt, auf Anstiften des Johann Huß, dahin ge-

diehen, daß den deutschen Studirenden mehrere ihrer wesentlichsten Vorrechte entzogen wurden. Die Deutschen wurden darüber aufgebracht und verließen sämmtlich an einem Tage, 40,000 an der Zahl, die Universität für immer. *)

*) Aus der großen Anzahl, der zu jener Zeit in Prag Studirenden — mit Inbegriff der Böhmen 44,000, wenn die Chronisten anders nicht übertreiben — siehet man, daß damals die Liebe zu den Wissenschaften doch allgemeiner verbreitet war, als man gewöhnlich glaubet. Außer Prag bestanden zu der Zeit (1409) doch auch noch Kölln, Erfurt und Heidelberg als stark besuchte Hochschulen, und man darf also annehmen, daß damals bei einer ungleich geringeren Volksmenge, doch mehr denn achtmal so viel junge Leute studirten, wie jetzt.

6. Eine Fürstenlehre.

Der Herzog Miecislav III. von Polen bedrückte das Volk mit schweren Auflagen und überließ es ganz der Willkühr seiner Beamten und Krieger. Einst, als er nach alter Sitte, von den Großen des Landes umgeben, öffentlich Gericht hielt, erschien eine arme Frau und klagte mit weinenden Augen, daß eine große Heerde Schafe, die sie besessen habe, durch die Fahrläßigkeit der Hutknechte zu Grunde gegangen sey. Die Knechte wurden vor die Schranken gerufen, und als ihnen der Herzog die Klage der Frau vorhielt, schoben sie die Schuld ganz allein auf den Sohn der Klägerin, dem diese die Oberaufsicht der Heerde anvertrauet habe, und dessen Jagdhunde die Heerde theils zerrissen, theils versprengt hätten. Der Sohn, den man nun auch vernahm, konnte keine erheblichen Einwendungen gegen die ihm gemachten Anschuldigungen vor-

bringen, und wurde zur Erstattung des Schadens verdammt. Als der Herzog dieses Urtheil gefällt hatte, erhob sich der Bischof von Krakau und rief: Siehe Herzog! das klagende Weib ist die Republik Polen, die Schaafe das Volk, die Knechte Deine Beamten, die Hunde Deine Krieger und des klagenden Weibes Sohn bist Du. Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen; womit willst Du aber den Schaden ersetzen, den Du durch Deine übel angewandte Nachsicht der in Deinem Namen begangenen Plackereien dem Staate zugefügt hast? — Der Herzog verließ schweigend und beschämt den Richterstuhl, und man hoffte, die beste Wirkung der ihm von dem würdigen Prälaten gegebenen Lehre. Leider hatte man vergebens gehofft, denn Miecislav regierte nach wie vor so übel, daß er endlich abgesetzt werden mußte.

7. Fürſtliche Großmuth.

Herzog Kaſimir der II. von Polen, mit dem Beinamen der **Gerechte**, liebte das Spiel leidenſchaftlich und gewann einſt einem ſeiner Hofbeamten deſſen ganzes Vermögen ab. Der Verlierende war ſo erbittert über ſeinen Verluſt, daß er die ſeinem Herrn ſchuldige Ehrfurcht aus den Augen ſetzte, und dem Herzoge, der ihn über ſein Unglück verhöhnte, eine derbe Maulſchelle gab. Die Hofdienerſchaft nahm den Frevler ſogleich in Verhaft, und Jedermann glaubte er würde die ſeinem Gebieter zugefügte Beleidigung mit dem Leben bezahlen müſſen. Der edle Herzog aber befahl ihn der Haft zu entlaſſen und ſagte: „ich habe nur erhalten was ich verdiente; dann wenn ein Fürſt ſich mit ſeinem Unterthanen in ein Spiel einläßt, ſo ſtellt er ſich demſelben gleich und muß ſich daher auch das gefallen laſſen, was ihm von ſeines Gleichen geboten wird.“

8. Die Wunder des heiligen Adalbert.

Der heilige Adalbert war in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Bischof von Prag und stand wegen seiner Wunderkraft in einem solchen Rufe, daß er, nachdem er im Jahr 997 in Preussen an der Ostseeküste den Märtyrertod erlitten hatte, von den drei Ländern Preußen, Polen und Böhmen zum Schutzpatron erwählet wurde. Wo sich späterhin der Glaube an seine Wunderkraft verloren hat, oder was der Heilige sonst verschuldet haben mag, wissen wir nicht anzugeben, er hat aber das Schicksal gehabt seine Patronschaft in allen dreien Ländern zu verlieren, und ist in Preußen von der heiligen Jungfrau Maria, in Polen von dem heiligen Stanislaus und in Böhmen von dem heiligen Johann von Nepomuck verdrängt worden.

Bei aller seiner Heiligkeit scheint der Heilige doch von etwas unruhiger Gemüthsart gewesen

zu seyn, denn er war nicht allein beinahe immer auf Reisen, sondern entsagte auch mehreremale seinem bischöflichen Stuhle, und konnte nur durch den ausdrücklichen päbstlichen Befehl dazu bewogen werden in seinem Hirtenamt zu verbleiben. Die Legende giebt die Zanksucht der Prager als die Ursache an, warum der Heilige seine Würde mehrmals niederlegen wollte.

Als er einst eine Reise nach Rom machte, bemächtigte sich ein Bruder des Herzogs von Böhmen, Namens Strachiquas, des bischöflichen Stuhls. Als er aber die erste Messe lesen wollte, brach ihm der Teufel den Hals.

St. Adalbert ließ sich einst bei dem Dorfe Neratowicze über die Elbe setzen, und da er kein Geld bei sich hatte, das Fährgeld zu bezahlen, so wollte er den Fährleuten zur Entschädigung dafür eine Predigt halten. Denen war aber mit der Predigt nichts gedient, sie bestanden auf das Fährgeld und machten sich dafür an den Schuhen des Heiligen bezahlt, die sie ihm abzogen. Da verfluchte der heilige Bischof diese Unbarmherzigen und wünschte, daß sie und ihre Nachkommen bis zum jüngsten Tage Mangel an Brod haben sollten. Und von Stund an, bis zum heu-

lyen Tage, können die unglücklichen Bewohner von Neratowicze kein Getreide aufschütten, weil es sogleich verdirbt.

Ein andermal hatte er sich in einem Walde niedergelegt und war eingeschlafen. Ein Viehhirt sah den Schläfer liegen und war so muthwillig, ihm mit seinem Horne in die Ohren zu blasen. Der Heilige, der die christliche Tugend des Verzeihens nicht gekannt zu haben scheint, verfluchte auch diesen Hirten, der zur Stelle blödsinnig wurde; alle Bewohner des Dorfes Milaweez aber, von wo der Hirte war, müssen bis auf den heutigen Tag des Hornblasens bei dem Viehe sich enthalten, weil sie sogleich taub davon werden.

Wo möglich aber noch wunderbarer war das Wunder, welches sich zu Rom mit unserm Heiligen zutrug. Er las nämlich daselbst vor dem Pabst die Messe und schlief darüber ein. Als der heilige Vater darüber unwillig wurde, und ihn aufweckte, so entschuldigte er sich damit, daß er so eben in dem böhmischen Städtchen Libicz gewesen sey und seinen Bruder eingesegnet habe, der im Kurzen von den Heiden erschlagen werden

würde. Als Beweis der Wahrheit seiner Aussage führete er an, weil er von dem Pabst mit dem Wecken übereilt worden sey, seine Handschuhe auf dem Altare in Libicz vergessen habe. Der Pabst sandte sogleich einen Eilboten nach Böhmen, und richtig war der Heilige zur bestimmten Zeit dort gewesen und hatte einen Handschuh liegen lassen, den man noch auf dem Altare fand.

Unstreitig aber das gröſste Wunder, welches der Heilige je gethan hat; ein Wunder, worin er selbst den seraphischen Franz von Assisi und den Erzheiligen Anton von Padua weit hinter sich zurücklässt, ist dasjenige, welches er auf seiner Bekehrungsreise nach Preuſsen verrichtete. Er kam nämlich an die Weichsel und fand keinen Fährmann, der ihn übergesetzt hätte, daher er sich entschlieſsen muſste, durch den Strom zu schwimmen. Da er es aber für eine Entweihung der Tonsur hielt, wenn solche mit dem Flusswasser bespritzt worden wäre, so nahm er sein Haupt, nachdem er es in eine Decke gewickelt hatte, in den Mund und schwamm so über den Strom. Dieses Wunder befriedigt doch wohl selbst die unbilligsten Ansprüche, die Hinsichts der Un-

Begreiflichkeit an ein Wunder gemacht werden können.

Als der heilige Mann an der Bernsteinküste von den heidnischen Götzen-Priestern erschlagen worden war, so duftete der Leichnam einen ungemeinen lieblichen Geruch aus, wodurch denn die Heiden bewogen wurden, ihn aufzubewahren. Es geschahen mehrere Wunder an den heiligen Gebeinen, wodurch die Heiden in Furcht und Schrecken gesetzt wurden. Unter andern schnitt ein Preuße dem Leichname einen Finger ab und nahm ihn mit sich. Kaum war er damit in seinem Hause angelangt, da erfüllte sich solches plötzlich mit einem hellen Glanze, aber kein Mensch mochte forder darin bleiben. Nun nahm der Mann den geraubten Finger und vergrub ihn in die Erde, da verbreitete sich ein heller Schein über der Stelle, wo der Finger vergraben war. Einige, die mit den Ueberresten des Heiligen Muthwillen treiben wollten, erblindeten, Andere wurden rasend. Nun wollte man den Körper ins Meer werfen, aber keine Menschenkraft vermochte ihn zu erheben. Da hörte der fromme Herzog Boleslaus der Erste von Polen von diesen Mirakeln und wünschte den

heiligen Leichnam zu besitzen. Die Heiden wären auf das Ansuchen des Herzogs erbötig, den Körper gegen eine gleich schwere Menge Silbers auszuliefern. Der Herzog war es zufrieden und fand sich mit einer großen Last Silberbarren versehen ein; als man aber den Körper wog, war er so leicht, daß er nur ein geringes Lösegeld kostete. Auf dem Wege nach Polen duftete der Körper einen solchen nahrhaften Wohlgeruch aus, daß alle, die ihn begleiteten, während der ganzen Reise keine Speise bedurften; und als dieser heilige Leib in der Metropolitane zu Gnesen erhoben und zur Verehrung ausgestellt wurde, da empfand jeder, der sich seinem Sarge nahete, acht Tage hindurch keinen Hunger.

Endlich hat sich der heilige Leichnam zu großer Erbauung der frommen Gläubigen verdoppelt, ein Exemplar davon wird in Gnesen, das andere in Prag aufbewahrt und den Andächtigen gezeigt. Da nun beide nach der Versicherung der ehrwürdigen Geistlichen, und wie durch die glaubwürdigsten Documente erwiesen ist, die ächten Körper des heiligen Adalbert sind, so dürfte diese Verdoppelung der Gebeine des heiligen Bischofs nicht das kleinste seiner Wunder seyn.

9. Lesefrüchte.

a) Ursache, warum die Frauen mehr schwatzen als die Männer.

Es ist eine uralt hergebrachte Meinung, daß den Frauen gewisse menschliche Schwächen, wo nicht ausschließlich, doch wenigstens in einem vorzüglichen Grade ankleben, wozu unter andern auch das Vielschwatzen gehört. Obgleich es uns eine so leichte als angenehme Mühe seyn würde, uns dem schönen Geschlechte durch die Beweisführung der Ungerechtigkeit dieser Anschuldigung gefällig zu zeigen, und darzuthun, daß die Männer in ihren Tabaks-Collegien und Klubs weit mehr schwatzen als die Frauen bei ihren mit Unrecht so verrufenen Kaffe-Visiten; so wollen wir doch für dieses Mal uns der Aeußerung unserer eigenen Meinung enthalten — ohnedem, da es

kaum mehr einer ernsthaften Vertheidigung bedarf — und dafür berichten, was der alte treuherzige Chronist Königshoven in seiner allgemeinen und Elsaßischen Chronick — er beendete sie im Jahr 1386 — über diesen Gegenstand sagt. Er nimmt es nämlich als ausgemacht an, daß die Frauen mehr schwatzen als die Männer, welches ihm die Schönen um so eher verzeihen werden, wenn sie erfahren, daß er ein Priester war und also ihr Geschlecht mehr von Hörensagen, als aus eignem Umgange kannte. Um aber einen Grund und eine Entschuldigung dieses Mehrschwatzens zu entdecken, steigt er bis zur Schöpfungsgeschichte hinauf, und da hat er denn folgenden originellen Einfall. „Der erste Mann, sagt er, wurde aus einem Erdenkloß geschaffen, das erste Weib aber aus des Mannes Ribbe, also aus einem Knochen. Nun ist nie bekannt ein Knochen eine härtere Masse wie die Erde, tönt folglich auch, beim Berühren oder Rütteln, lauter, wie man sich überzeugen kann, wenn man in einen Korb einen Knochen, in einen andern Erde hineinlegt und beide umschüttelt. Daraus zieht er nun ganz konsequent den Schluß: weil der Urstoff, aus dem das Weib geformt ist, här-

ter ist, als der, wovon der Mann gebildet wurde, so muß das weibliche Geschlecht auch mehrere und lautere Töne von sich geben; also mehr schwatzen wie das männliche.

b) Warum Gott die Menschen schuf.

Wenn der eben erzählte Schwank des ehrlichen Altvaters dem Leser ein Lächeln entlockt, so wird man dagegen nicht ungerührt von der kindlich frommen Meinung bleiben, die dieser alte Chronicker von der Bestimmung der Menschen und von dem Erscheinen des jüngsten Tages äußert, worüber folgendes seine Gedanken sind: Gott schuf die Engel zum Anschauen und Mitgenusse seiner Herrlichkeit. Als nun Luzifer von Hochmuth dazu angetrieben, sich gegen seinen Schöpfer empörte, da verführte er den zehnten Theil aller Engel zu einer gleichen Empörung, und diese wurden zu gerechter Strafe mit ihm aus dem Himmel verstoßen. Damit nun die Stelle der abgefallenen Engel nicht leer im Himmel blieb, schuf der Allmächtige die Menschen, deren Seelen nach dem Tode dort eine Stätte finden und die Zahl der abtrünnig gewordenen ersetzen. Sobald nun durch die Seelen guter Menschen die Zahl

der gefallenen Engel erfolgt ist, ist der Zweck der Schöpfung des Menschen erfüllt und dann tritt der jüngste Tag ein, welcher der irdischen Schöpfung ein Ende macht.

c) Folgen der Priesterrache auf das Schicksal von Europa.

Der Cardinal Richelieu hatte eine Nichte, ein Fräulein von Pontchateau, die von ihm erzogen und so schön als geistreich war. Mit dieser Nichte trieb der Cardinal eine blutschänderische Liebe und war so für sie eingenommen, daß er beschloß, ihr das möglichst glänzende Loos zu bereiten. Daß sie als die Nichte des mächtigsten Mannes in Frankreich und als einstige Erbin seiner ungeheuren Reichthümer einen Gemahl aus den vornehmsten Familien des Reiches wählen konnte, war ihm nicht genügend; auf einem Throne wollte er sie sitzen sehen, und deshalb wurden Duces und Pairs des Reichs, die um ihre Hand warben, mit Verachtung zurückgewiesen. Noch war der stolze Priester unentschlossen, wem er die Hand seiner Nichte geben sollte, als die Gemahlin des Herzog Gaston von Orleans, Bruder des Königes, starb und sich sei-

nem ehrgeizigen Plane eine günstige Aussicht darbot. Ludwig der XIII. war nämlich unvermögend und seine Ehe daher seit zwanzig Jahren kinderlos; bei seiner schwächlichen Leibeskonstitution und immerwährenden Kränklichkeit schien er überdem kein hohes Alter erreichen zu können. Starb er, so bestieg Gaston den Thron von Frankreich, und eine Vermählung dieses muthmaßlichen Thronerben mit dem Fräulein v. Pontchateau dünkte dem Cardinal keine schwierige Sache. Der Herzog von Orleans war ein leichtsinniger Mann, der das Frauenzimmer und den Trunk leidenschaftlich liebte. Er sah das Fräulein von Pontchateau und wurde von ihrer wirklich großen Schönheit angezogen, daher er ihr den Hof machte. Der Cardinal und seine Nichte glaubten gewonnen zu haben und erwarteten täglich die Bewerbung des Herzogs; allein der dachte nicht daran und bemühete sich nur die Befriedigung seiner Sinnlichkeit auf dem kürzesten Wege zu erlangen. Da Gaston aller gegebenen Gelegenheiten ungeachtet sich noch immer nicht erklären wollte, so zog man die Königin, die eine vertraute Freundin des Fräuleins war, mit in den Plan, und fand diese geneigt, zur Beförderung

der beabsichtigten Heirath die Hand zu bieten. Sie sprach selbst mit dem Herzoge und foderte ihn auf, sich um die Hand des Fräuleins zu bewerben. Der Herzog stellte sich hocherfreut über die Genehmigung der Königin zu einer Verbindung, die seinen innigsten Wunsch auszumachen schien, wußte aber diesem Antrage auf eine feine Weise auszuweichen, ohne daß er seine wirkliche Absicht im mindesten verrieth. Der Cardinal, gewohnt überall sein Ziel schnell zu erreichen, wurde des langen Wartens müde, und beschloß dem Herzoge die Hand seiner Nichte selbst anzutragen. Zu dem Ende gab er ein glänzendes Fest, wozu der König, die Königin und der ganze Hof geladen ward, und bei dieser Gelegenheit hoffte er den günstigen Augenblick, seinen Antrag zu machen, am leichtesten zu finden. Der Herzog, vom Tanzen ermüdet, begab sich mit einigen jovialen Freunden in ein Nebenzimmer und suchte im Trinken Erholung. Der Cardinal schlich ihm nach, mischte sich in die Gesellschaft, und da er die Wirkung des Weines bei dem Herzoge wahrnahm, machte er seinen Antrag. Kaum hatte ihn der Herzog vernommen, als er von seinem Sitze aufsprang und dem Cardinal eine derbe Maulschelle

versetzte, [illegible] er ausrief: „Nimm das zum Lohn, [illegible] Pfaff, für die Zumuthung, daß ich Deine Bohlerin heirathen soll!“ Richelieu's Wuth über diese Beschimpfung war ohne Grenzen, und keine Rache schien ihm groß genug dafür. Seinen Beleidiger blos vergiften oder erdolchen zu lassen, befriedigte sein Rachegefühl noch nicht; langsam sollte er an dem Schmerz einer zerstörten Hoffnung verbluten; um die Thronfolge wollte er ihn bringen und dazu nahm er seine Maaßregeln. Er berief den Beichtvater der Königin zu sich, und erforschte von demselben, ob ihm sein erhabenes Beichtkind nicht gewisse sinnliche Regungen gebeichtet hätte, die bei einer jungen schönen Frau, die an der Seite eines unvermögenden Gemahls lebte, sehr leicht denkbar waren. Die Königin, eine streng tugendhafte Frau, hatte allerdings eine Neigung für einen liebenswürdigen jungen Mann empfunden, aber sie als sträflich verworfen und bekämpft. Nun mußte Pater Joseph ihr diese Schwachheit als sehr verzeihlich, ja endlich als dem Wohle des Landes zuträglich darstellen, und sie ermuntern, sich ihr zu überlassen. Die Königin wurde durch diesen Antrag, den auch der Cardinal un-

terſtützte, empört, und befahl beiden bei ihrer Ungnade nichts mehr davon zu erwähnen. Nun mußte man einen andern Weg einſchlagen. Das Fräulein von Pontchateau, eingeweiht in den Verführungsplan, und nicht weniger begierig ſich zu rächen, wie ihr Oheim, verſuchte es die Sinnlichkeit der Königin durch Vorſtellungen von dem Glücke der Liebe aufzuregen, und ihr Bemühen war nicht ganz ohne Erfolg. Da jedoch die reine Tugend dieſer Fürſtin noch nicht gänzlich überwunden wurde, ſo ſahe man ſich genöthiget zum Aeußerſten zu ſchreiten. Die Königin lebte mit der Nichte des Cardinals in ſo inniger Vertraulichkeit, daß ſie beide neben einander wohnten, und einen Durchgang zu ihren Zimmern hatten. Als nun einſt die Königin ſpät des Abends bei dem Fräulein war, ſo entfernte ſich dieſe, und während der Zeit trat der junge Mann ins Zimmer, auf den die Königin ihre Neigung geworfen hatte. Er warf ſich der überraſchten Fürſtin zu Füßen, geſtand ihr ſeine glühende Leidenſchaft, beſtürmte ſie um Gegenliebe, die Tugend der verrathenen Frau ſank, und einem ſchwachen Augenblicke verdankte Ludwig der XIV. ſein Daſeyn.

die Folgen zu berechnen, die dieß auf das Schicksal von ganz Europa hatte. Wenn statt des ehrgeizigen, despotischen Ludwig des XIV. ein hochherziger, gerechter, milder Fürst Frankreichs Thron besessen hätte, so würden keine Verfolgungen der Hugenotten, keine Lettres de Cachet, keine Neuerungskammern, keine Verwüstungen der Rheinpfalz, kein Erbfolgekrieg, keine Verschuldung und Zerrüttung Frankreichs Statt gefunden haben; Europas Kultur stände höher und die Geschichte unsers Welttheils zählte weniger blutige Blätter. Welche Folgen hat eines beleidigten Priesters Rache für die Menschheit gehabt!—

Beyer

Gedruckt in der Offizin des Verlegers.

Lpz. 10779

Kaiserkronen,

eine

Sammlung

von

romantischen und abentheuerlichen
Erzählungen

vom

Verfasser der Gespensterfagen

und

der Königskerzen.

In zwei Theilen.

Elberfeld, 1820.
Bei Heinrich Büschler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Kaiserkronen.

Erster Theil.

Freundes Wiedersehen.

„Bei Gott, Kuno wohnt in einem Paradiſe!“ rief Wolfgang unwillkürlich, als er aus dem Walde in das anmuthige Thal trat, worin Schloß Starkenfels lag. Eine weite, abwechſelnd aus ſchimmernd grünen Wieſen und goldnen Aehrenfeldern gebildete, Fläche, die von einer Menge gut gebauter Landhöfe unterbrochen und von einem groſſen vollſtrömenden Fluſſe durchſchnitten wurde, breitete ſich vor ſeinen Augen aus. Rechts begleitete der Blick den Lauf des Stromes bis in eine weite Nebelferne, wo am Rande des Horizonts die Kuppeln der Reſidenz in zweideutigen Umriſſen ſich erhoben. Links ſchloß ein

wildromantisches Waldgebirge, aus dessen dunkelm Grün einzelne große Felsmassen hervorstarrten, die Aussicht. Auf einem Abhange dieses Gebirges, der tief in das Thal hervorsprang, lag das Schloß Starkenfels, ein stattliches, in einem veraltet prächtigen Stile aufgeführtes Gebäude, und beherrschte die weite, bunte Landschaft.

Wolfgang sah sie jetzt eben von den letzten Strahlen der schon halb in schwarze Gewitterwolken verhüllten Abendsonne beleuchtet. Furchtbare Wolkenmassen thürmten sich drohend im Westen auf. Der Kontrast, den sie mit dem reinen, tiefen Blau der östlichen Seite des Horizonts bildeten, und die milde Abendbeleuchtung, gaben der Landschaft einen ganz eigenen Zauberreiz, der den Wanderer entzückte. Und wie freundlich winkte ihm das prächtige Schloß, wo er in der nächsten Stunde an dem Herzen des geliebten Freundes ruhen sollte!

Er strengte sich an, um noch vor Einbruch der Nacht und des Gewitters unter Dach zu kommen und bald stand er vor der Schloßpforte. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er sie verschlossen. Auf sein mehrmaliges Klopfen erschien

endlich ein grämlicher Alter, der ihm auf die Frage nach dem Hausherrn den Bescheid gab: sein gnädiger Herr lasse niemanden vor sich.

»So sage er ihm, daß Wolfgang Stern hier ist.«

Ich bedaure, daß ich nicht dienen kann; ich habe gemessenen Befehl weder Jemanden einzuführen, noch auch nur zu melden. Bedürfen Sie aber ein Unterkommen für diese Nacht, so werden Sie solches dort in dem Nebengebäude finden.

»Hole Ihn der Fuchs mit Seinem Unterkommen! Meinen Freund Kuno von Starkenfels will ich sprechen und daran soll er mich nicht verhindern.« Mit diesen Worten schob Wolfgang den Alten zur Seite und trat ins Vorzimmer. Er durchwanderte eine lange Reihe von Gemächern, stets von dem Alten gefolgt, der ihm die Versicherung: »der gnädige Herr lasse sich durchaus nicht sprechen,« immerfort wiederholte. Endlich fand er seinen Freund in einem kleinen abgelegenen Zimmer, in die Ecke eines Sofas gedrückt, den Kopf in die Hand gelegt, sitzen.

»Wer darf mich hier beunruhigen!« rief Kuno aus, dann aber den Freund erkennend

und mit offnen Armen auf ihm zueilend.

»O, mein Wolfgang, bist Du es? Nun das ist ja brav von Dir, daß Du mich besuchst.«

Um des Himmels Willen, sagte Wolfgang, was ist aus Dir geworden, daß Du Deine Thür' schließest, wenn ein Gewitter im Anzuge ist, statt sie gastlich dem Wanderer offen zu halten? Was konnte Dich vermögen, wie ein lebensatter Einsiedler hier zu weilen, statt einen Kreis munterer Freunde um Dich zu sammlen, oder an Liebchens Busen die Stunden in Minuten umzuwandeln. Sage, welch ein Unfall traf Dich?

»Mein guter Wolfgang! ich bin sehr, sehr unglücklich. Die Menschen sind Ungeheuer; mich eckelt vor dieser Brut und ich fliehe ihren Umgang.«

Ja Kuno sehr unglücklich mußt Du seyn, wenn Du, der begüterte, unabhängige, einst so lebensfrohe Mensch Dich auf diese Art aussprechen kannst, die keinem Manne ziemt, der sich nicht ganz und gar selbst verlor.

»Höre erst meine Begebenheiten seit wir uns nicht sahen, und Du wirst mir beistimmen, oder Du müßtest zu den schändlichen Heuchlern gehören, die meine Gutmüthigkeit hintergingen und

ſich darum getroffen fühlen, wenn mein Unwille über die entartete Menſchheit laut wird. Doch heute kein Wort davon; wir wollen den Reſt des Abends der Freude des Wiederſehens widmen und morgen unſere Begegniſſe gegen einander austauſchen.«

Du haſt recht; wir wollen unſere Beichte auf morgen verſchieben; denn keine Klagen dürfen die erſten Augenblicke unſeres Wiederſehens uns verderben. Vor allem aber laß' einige Erfriſchungen bringen; eine ungewöhnlich lange Tagereiſe hat mich bis zur Ohnmacht ermattet.

Während Wolfgang ſich erquickt, dann unter dem heftigen Gewitter noch ein Stündchen mit dem Freunde verplaudert, darauf aber ſich der Ruhe überläßt, wollen wir Kunos Verhältniſſe und die Veranlaſſung ſeiner traurigen Gemüthsſtimmung darſtellen.

Der Menschenfeind.

Kuno von Starkenfels, der einzige Sohn und Erbe eines reichen Gutsbesitzers in F**, genoß eine sorgfältige, wiewohl nicht in allen Stücken zweckmäßige, Erziehung. Die Entwickelung seiner physischen und geistigen Fähigkeiten wurde von seinen Lehrern trefflich gefördert; der Jüngling Kuno freuete sich einer großen körperlichen Gewandtheit; er sammlete einen feinen Schatz von Kenntnissen und nicht leicht gab es ein Fach des Wissens, worin er fremd geblieben wäre. Aber dieses alles zu einem schönen Ganzen zu ordnen, es vermittelst einer vernünftigen Lebensphilosophie in Anwendung zu bringen: das ihn zu lehren hatte man vergessen.

Kaum war er siebenzehn Jahre alt, als seine Eltern beide in kurzer Zeit nach einander starben und ihm einen Reichthum hinterließen, der jede Erwartung davon übertraf. Ein ihm gesetzter Vormund wollte dem gebildeten Jünglinge keinen Zwang in Hinsicht seiner Lebensweise anthun, da derselbe verständig genug zu seyn schien, um sich

selbst leiten zu können. Er bekümmerte sich daher bloß um die Erhaltung des Vermögens seines Pflegebefohlnen, erlaubte diesem aber eine freie Wahl seiner Beschäftigung. Viele würden von einer solchen Erlaubniß einen sehr schlimmen Gebrauch gemacht und sich in einen Strudel von Genüssen gestürzt haben, denen eine ungezügelte Jugend nur zu leicht Geschmack abgewinnt; Andere hätten, sich ihrer Freiheit bedienet, um sogleich auf Reisen zu gehen; noch Andere würden irgend ein anders kostbares Steckenpferd geritten haben. Kuno that lange nichts von dem allen. Er blieb auf dem väterlichen Schlosse und theilte seine Zeit zwischen der Lectüre, der Jagd und dem Besuch einiger alten Verwandten in der nahen Residenz; überhaupt war er mäßig in seinen Genüssen und wurde deshalb andern jungen Männern von ihren Eltern als Muster aufgestellt.

Kuno hatte bei dieser musterhaften Führung eigentlich kein großes Verdienst, denn seine regelmäßige Lebensweise bestand nicht als die Folge einer reiflichen Ueberlegung, sondern des Mangels an Temperament, welches bei ihm noch nicht erwacht war. Er blieb durch glückliche

Umstände vor Anlässen bewahrt, die sein Blut hätten in Bewegung setzen und Wünsche in ihm erregen können, deren Erfüllung oder Versagung auf eine gleiche Weise ihm die ruhige Haltung genommen haben würde, die er besaß; eine angemessene körperliche und geistige Beschäftigung schützte ihn vor der Langeweile und ihren unseligen Folgen, und so war er auf dem guten Wege das einförmige Leben eines gewöhnlichen Landjunkers fortzuführen, als die in der Residenz gemachte Bekanntschaft eines jungen liefländischen Edelmanns seiner Laufbahn eine veränderte Richtung gab.

Herr von Lövenstein war einer der angenehmsten Männer und das gefeierte Vorbild aller jungen Leute von Stande. Bei einem schönen und gewandten Körper und einer ausdrucksvollen Physiognomie, besaß er alle diejenigen Talente und Kenntnisse, die erforderlich sind, um in der großen Welt sein Glück zu machen. Er hatte überdem alle europäische Länder gesehen, kannte ihre sämmtlichen Merkwürdigkeiten und wußte in Gesellschaften das Gesehene auf eine gute Art vorzutragen. Dieser Mann, der bei einem Alter von etwa dreißig Jahren die Erfahrungen eines

Greises, aber die Lebenslust eines Jünglinges besaß, wurde mit Kuno bekannt und zeichnete ihn vor allen Andern aus, die um seinen Umgang sich bewarben. Kuno nahm, wie viele Andere, ihn zu seinem Muster und ließ sich durch dessen Meinung unbedingt bestimmen. Daß dem Liefländer Kunos einfaches Leben nicht gefiel, ist natürlich. Er machte ihn auf den Nutzen und das Vergnügen, welches das Reisen gewährt, aufmerksam, er bewies ihm, daß ein vernünftiger Lebensgenuß seine Bestimmung sey, daß er diese aber bei dem fortwährenden Vegetiren auf der väterlichen Hufe nicht erreichen könne, und entriß durch seine Vorstellungen den Jüngling seiner glücklichen Lethargie.

Kuno war neunzehn Jahre alt, als er, mit Wechseln und Empfehlungen reichlich versehen, den Reisewagen bestieg und auf gut Glück in die Welt hinein kutschte. Mit den mannigfachen neuen Gegenständen, die er nun sah, ging auch eine neue Welt in seinem Innern auf. Zuvor ungekannte Wünsche wurden in ihm laut, Leidenschaften und Begierden erwachten in ihm; er lernte alle Genüsse der großen Welt kennen, er gewann ihnen Geschmack ab und lebte bald in

allen Stücken wie in der Regel die Mehrzahl der begüterten jungen Leute von Stande.

Doch vermied er bei seinen Genüssen Rohheit und Unmäßigkeit; er erschöpfte sich nicht und verlor sich nie so sehr im Taumel der großen Welt, daß er nicht von Zeit zu Zeit den Aufenthalt in den Residenzen mit dem in der stillen Natur hätte vertauschen sollen. Er lernte nicht nur allein die Höfe und Säle der Großen, sondern auch die Wunder der Natur und der Kunst kennen; er lebte der Geselligkeit in den höhern Klassen; aber er verkehrte auch mit einfachen Landleuten und in den Werkstätten und ihm blieb keine Art des menschlichen Thuns fremd.

In Rom machte er Bekanntschaft mit Wolfgang Stern, der zwar bürgerlichen Standes, aber wohlhabend und unabhängig genug war, um ohne einen bestimmten Erwerb reisen zu können. Als Landsleute schlossen sie bald eine genaue Freundschaft, die sich durch einen Liebesdienst befestigte, den Wolfgang seinem Freunde zu erweisen Gelegenheit hatte, als dieser einst mit dem Sohn eines römischen Großen in gefährliche Händel verwickelt wurde. Es war auf Kunos Leben abgesehen, und als Wolfgang den

Banditen niedergeworfen hatte, der den Dolch in Kunos Brust stoßen wollte, da gaben sich die beiden Freunde die Hände auf eine Freundschaft für die Dauer des Lebens.

Sie reiseten zusammen von Rom nach Neapel und nach Sicilien. Von dieser Insel schifften sie sich nach Spanien ein. Nachdem sie jene Halb-Insel durchstrichen hatten, trennten sie sich; Wolfgang ging nach England, um von dort aus die schottischen Hochlande zu besuchen; Kuno nahm seinen Weg nach Frankreich, um dort in Paris noch einmal das Menschenleben in seiner höchsten Ausbildung und Verbildung anzuschauen. Von dieser Trennung ab waren vier Jahre verflossen, und seit der Zeit hatten sie sich nicht mehr gesehen.

Kuno hatte während der Zeit bittere Erfahrungen gemacht. Sein von Natur wohlwollendes Herz zog ihn zu den Menschen hin, die ihm freundlich entgegen kamen. Sie trieb der Eigennutz an sich ihm zu nähern; ihn führte das Vertrauen ihnen zu. Er wurde hintergangen; man mißbrauchte sein Zutrauen, seine Gutmüthigkeit, und betrog ihn um große Summen. Er verschmerzte sie und traute wieder, und mußte die

nämliche traurige Erfahrung machen. Es schmerzte ihn sich betrogen zu sehen, aber es that seiner Menschenliebe keinen Eintrag; denn noch immer entschuldigte er mit dem Zwange einer schwer zu vermeidenden Nothwendigkeit, was wohlüberlegter Vorsatz gewesen war. Er mußte an Menschen, die ihm Ehre und Wohlstand schuldig waren, eine niedrige Undankbarkeit wahrnehmen, und nun faßte er den Vorsatz auf die Rechtlichkeit keines Menschen mehr zu bauen; doch vermochte er ihn nicht zu halten und wurde immer wieder aufs Neue hintergangen.

In der Liebe hatte er nicht besseres Glück. Eigennutz, Stolz, einen wohlgebildeten, angesehenen Mann zu besitzen, oder rohe Sinnlichkeit, waren die Beweggründe, weshalb die Mädchen ihm Liebe heuchelten. Er entdeckte ihre Absichten und zog sich, mit glühendem Unwillen im Herzen, zurück. Endlich warf er seine Neigung auf ein Mädchen, die keine von den Fehlern ihres Geschlechts zu besitzen schien. Sie war sanft, bescheiden, anspruchslos und wußte von den Glücksgütern nichts, die er ihr anbieten konnte. Darum durfte er mit Gewißheit schließen, nur allein um sein selbst willen geliebt zu werden. Ein

Freund, von dem er überzeugt zu seyn glaubte, daß er nicht nur aus Eigennutz eine Anhänglichkeit an ihn vorspiegelte, war der Vertraute seiner Neigung. Dieser, auf dessen Treue er fest baute, suchte sich in das Vertrauen der Braut seines Freundes zu stehlen, und darauf, als dieß gelungen war, ihre Neigung zu gewinnen. Als er auch diese Absicht erreicht hatte, verführte er sie und machte dann den Plan, das begangene Verbrechen vor Kuno zu verheimlichen, damit er, wenn dieser sich mit ihr verbunden hätte, sein verbrecherisches Verhältniß desto bequemer fortsetzen könnte. Kuno, der diese Schändlichkeit entdeckte, wurde darüber bis zur Wuth ergrimmt. Nur eine eilige Flucht konnte den Buben vor der Rache des verrathenen Freundes retten, der nun den Vorsatz faßte, nie mehr in den Zirkeln der gebildeten Welt eine Gattin zu suchen und überhaupt allen Verkehr mit Personen seines Standes abzubrechen. Diesem Entschlusse gemäß reisete er eilig von seinem Aufenthaltsorte, einer großen deutschen Residenz, ab, begab sich in die Hochgebirge der östlichen Schweiz und dort suchte er sich in einem stillen, abgelegenen Thale eine Wohnung aus, um unter

den einfachen Naturmenschen, wo möglich die Ruhe wiederzufinden, die er in der großen Welt verloren hatte.

Lange lebte er hier von jedem menschlichen Verkehr getrennt, den nagenden Unmuth im Herzen, und dem Schmerze über seine getäuschten Hoffnungen, über sein verrathenes Wohlwollen, hingegeben. Er irrete mißmüthig in den Bergen umher und hatte keinen Sinn für die erhabenen Schönheiten der Gegend, die noch jeden Reisenden, der sie gesehen, zur Bewunderung hingerissen hatten. Aber endlich behauptete die Natur bei ihm doch wieder ihre Rechte. Noch konnte der Gram in der Brust des jungen kräftigen Mannes nicht eine so tiefe Wurzel fassen, daß er unbesiegbar gewesen wäre; die Erscheinungen der großen ihn umgebenden Schöpfung fingen an auf ihn Eindruck zu machen, dann zogen sie ihn immer mehr an, und endlich füllten sie seine ganze Seele und setzten sie nicht selten in ein zuvor nie geahntes Entzücken. Schon konnte er Stunden voll Anbetung die majestätische Kette der Schweizer Hochgebirge anstaunen; schon wurde sein Ohr durch den einfachen Ton des Alphorns entzückt, und der Sommer, der

bei seinem Anfange in Kuno einen finstern Menschenhasser gefunden hatte, ließ, als er dem rauhen Herbste wich, nur einen still wehmüthigen Schwärmer zurück, der den herbsten Theil seines Kummers überwunden hatte.

Der Winter schränkte Kunos gewohnte Spaziergänge auf einen sehr engen Raum ein und kam ihm nicht wenig langweilig vor, da er des Sitzens im verschlossenen Zimmer ungewohnt, der Lectüre jetzt weniger Geschmack abgewann, und ein alter, grämlicher, stocktauber Bedienter ihm keine Unterhaltung gewähren konnte. Sein Bedürfniß nach Mittheilung in menschlicher Gesellschaft wurde immer dringender, seine Sehnsucht nach einem geselligen Verkehr immer größer, und bald hatte er eine Bekanntschaft mit einigen nahen Alpenhirten angesponnen, deren Einfachheit und Gutmüthigkeit sie ihm anziehend machte.

Vorzüglich waren es zwei seiner nächsten Nachbaren, die er häufig besuchte, und zwar nicht sowohl ihrent, als ihrer Kinder wegen. Der eine hatte einen Sohn von zwanzig Jahren, der wie durch seine Munterkeit, sich auch durch seine Kindlichkeit auszeichnete. Der Vater Emmis beklagte es oft, daß seine mäßigen Glücksum-

stände ihn abgehalten hätten seinem Sohn den nöthigen Unterricht im Schreiben geben zu lassen, welches doch jedem Menschen so höchst nothwendig sey. Kuno erbot sich den Jüngling darin zu unterrichten, was dieser mit dankbarer Bereitwilligkeit annahm. Der andere Nachbar hatte eine Tochter, die ein Dichter, von ihrer Wohlgestalt begeistert, eine Hebe genannt haben würde und die durch ihre naive Heiterkeit selbst dem hartnäckigsten Hypochondristen ein Lächeln hätte entlocken können. Sie erfüllte Kunos Ideal von jugendlicher Unschuld, und so sehr er auch die Liebe verschworen hatte, so konnte er doch dieser Fülle von Reizen nicht widerstehen; die schöne Liseli hatte ihn, ohne es zu wollen, mit stärkeren Fesseln gebunden, wie je eine der gefeiertesten Mädchen seines Standes.

Kuno war nicht mehr ein Neuling in der Liebe, er war bald über seine Gefühle im Reinen und legte sich Rechenschaft darüber ab. Seinen rechtlichen Grundsätzen zufolge, mußte er sich nothwendig die Frage vorlegen: wohin diese Neigung führen sollte? Dem Mädchen die Unschuld rauben? eines solchen Frevels war er nicht fähig, und auch den leisen Gedanken daran wies er

mit großem Abscheu von sich. Sie heirathen? dagegen hatte denn doch der Verstand so Manches, wegen des geringen Bildungsgrades und der von den seinigen doch so gar verschiedenartigen Verhältnisse Lieselis, einzuwenden. Endlich stieß ihm sogar noch der Zweifel auf: ob er sie auch glücklich machen könne, wenn er, die Vorurtheile seines Standes verachtend, sie, die Hirtin, zu seiner Gemahlin erhöhe? Schnell aus dieser Gegend fliehen und das Mädchen für immer aufzugeben, dünkte ihn in Augenblicken ruhiger Ueberlegung das rathsamste zu seyn; doch war er nicht stark genug zur Ausführung dieses Entschlusses. Am Ende wurde er mit sich einig über den Vorsatz, allen Vorzügen seines Standes zu entsagen, sich in dem kleinen stillen Thale anzubauen und an der holden Lieseli Seite glücklich zu seyn. Daß das Mädchen ihm wohlwolle, glaubte er bemerkt zu haben, und darum schien zu Ausführung seines einfach genug entworfenen Planes von Lebensglück weiter nichts mehr erforderlich zu seyn, als ihre und ihrer Eltern Einwilligung.

Er bat Lieseli um ihre Hand, indem er ihr zugleich seinen Stand und sein Vermögen ent-

deckte. Das Mädchen blickte verschämt nieder und lispelte mit sanftem Erröthen: er möchte an ihre Eltern sich wenden. Diese baten sich, mehr der Förmlichkeit wegen, als weil sie noch unentschlossen gewesen wären, einige Bedenkzeit aus und dann willigten sie mit Freuden ein. Wer war glücklicher als Kuno! Ein schönes, unschuldiges Weib sollte er sein nennen, in ihren Armen der Liebe höchste Süßigkeiten genießen und Entschädigung erhalten, für die lange Qual getäuschter Liebe und Freundschaft! Welch eine heitere Zukunft lag bei seinem großen Vermögen, wodurch er gegen alle Nahrungssorgen gesichert war, bei seinen bescheidenen, so leicht ausführbaren Wünschen vor ihm da!

Den ersten Wermuthstropfen in seinen Wonnekelch goß ihm Lieselis, von ihren Eltern unterstützte, Weigerung mit ihm in dem kleinen Thale zu wohnen. Sie meinte, das Weib müsse dem Manne folgen, und er dürfe, der Nachkommen wegen, seinem Stande nichts vergeben. Augenscheinlich war hier Eitelkeit im Spiel; das Mädchen wollte als Dame glänzen. Es that ihm wehe, bei diesem einfachen Naturkinde eine von den Untugenden zu finden, wodurch die Verderbt-

heit bei den höheren Ständen begründet wird, und sein Unmuth darüber war nicht geringe. Doch es bedurfte nur eines Lächelns von schön Liseli, um ihm die Falten von der Stirne zu bannen, und dann dachte er: am Ende hat sie ja doch auch Recht. Warum sollte sie nicht die Genüsse ihres künftigen Standes kennen lernen, und warum soll ich länger mich ihnen entziehen? Der Anlaß meines Einsiedlerlebens war der Verdruß über den von Freund und Geliebte an mich verübten Verrath. Jetzt ärgere ich mich nicht mehr darüber; im Gegentheil, ich wünsche mir Glück dazu, daß die Untreue meiner vorigen Braut mir dieses Juwel zugewiesen hat. Da nun aber die Ursache nicht mehr statt findet, warum soll die Wirkung noch länger fortdauern? Ich werde meine Liseli in die Welt einführen, ich werde ihr die Bildung geben, die sie bedarf, um in der großen Welt auftreten zu können; aber ich werde sie vor den kleinen Künsten bewahren, wodurch die Sittlichkeit des schönen, aber schwachen Geschlechts untergraben wird. So beruhigte er sich über Lieselis Schwäche und bald hatte er sie vergessen.

Während seiner Bekanntschaft mit Lieseli, und

bis er von ihr das feierliche Jawort erhielt, war der Winter verflossen und der Lenz mit allen seinen Reizen und Wonnen zurückgekehrt. Noch wollte er drei Monate im Thale bleiben und dann mit seiner Braut zur Heimath ziehen; so hatte das Mädchen es bestimmt und er war es zufrieden gewesen. Er lebte glückliche Tage. Sein Verhältniß mit dem Landmädchen war das zarteste. Er erlaubte sich auch nicht die geringste der Freiheiten, die sonst dem verlobten Bräutigam wohl zugestanden werden; er wollte, daß sie den höchsten Schatz des Mädchens, die Unschuld, mit in den Ehestand hinüber nehmen sollte und deßhalb hielt er sich, wie schwer es ihm auch werden mochte, in den Schranken der größten Bescheidenheit.

Da Kuno nun wieder bald in seiner Heimath und seinem Stande gemäß erscheinen mußte; so fing er, um Lieselis kleiner Eitelkeit zu schmeicheln, einigen Aufwand zu machen an. Unter andern wollte er auch einen Bedienten annehmen, und hoffte solchen unter den müßigen Burschen einiger Gliederreichen Aelpler-Familien zu finden. Kaum hörte seine Braut davon, als sie ihn dringend bat, doch keinen Andern, als den

Emmi in Dienſt zu nehmen. Er ging ungern daran, weil ihm das Unpaſſende des Verhältniſſes zwiſchen Emmi und ſeiner künftigen Gemahlin wohl vorſchwebte; jedoch wollte er Lieſelis erſte Bitte nicht abſchlagen und willigte ein. Er hatte im Sinne dem Schweizer-Jünglinge einen guten Unterricht ertheilen zu laſſen und ihn dann zum Aufſeher ſeiner Güter zu machen. Emmi zeigte zu ſeinem neuen Herrn anfangs viel Anhänglichkeit. Kuno ließ den Burſchen neu und zierlich kleiden und machte ihn nach und nach mit ſeinem Plane bekannt, der den Jüngling entzückte. Noch hatte derſelbe aber eine große Sorge. Seine Eltern waren nämlich tief verſchuldet und es wurde ihnen beinahe unmöglich ihre Alpe zu erhalten. Kuno gab das erforderliche Kapital ſie zu löſen und verpflichtete ſo Emmi zur größten Dankbarkeit. Daß er die Eltern ſeiner Braut, die nicht, wie er es wünſchte, mit ihm in ſein Vaterland ziehen wollten, in einen, für ihr Verhältniß großen, Wohlſtand verſetzte, iſt etwas, das ſich bei ſeiner Gutmüthigkeit und Freigebigkeit von ſelbſt verſtand.

So, Glückliche um ſich her machend und ſelbſt glücklich, ſahe er mit einer ſanften Sehnſucht das

schöne Ziel seiner Wünsche herannahen. Schon war der Tag der Vereinigung mit seiner holden Braut bestimmt, schon bereitete er sich zur Abreise vor, als er einst zur ungewöhnlichen Zeit von einem Morgenspaziergange heimkehrte und Emmi in Lieselis Armen fand. Diese furchtbare Ueberraschung goß das Höllenfeuer der Wuth und Verzweiflung in sein Herz; die Brust wollte ihm von den ungeheuern Qualen springen und sein Zustand glich dem eines Verdammten. Konnte etwas seine unaussprechliche Empörung noch vermehren; so war es die Ueberzeugung, die ihm wurde, daß Lieseli schon bei der Bitte, Emmi in seinen Dienst zu nehmen, den wohl überdachten Plan gehabt hatte ihn zu hintergehen, und daß sie auch im Ehestande ein strafbares Verhältniß fortsetzen wollte, welches schon so lange bestand, als sie ihm Liebe heuchelte. Dieser höllischeUndank derer, denen er so große Wohlthaten erwiesen hatte; diese gemeine, rohe Sinnlichkeit, wo er Paradieses-Unschuld im Herzen voraussetzte; diese Hinterlist, wo er nur Kindeseinfalt sah; diese Verderbtheit in dem noch von keiner Kunst entweihten Naturstande; dieses alles raubte ihm seinen Glauben an die Mensch-

heit; er verfluchte das ganze Geschlecht und nahm sich vor alle Verbindungen mit den Menschen abzubrechen. Vergebens hatte er im stillen Schweizerthale Ruhe gesucht; auch hier hatte er Menschen, und mit ihnen das Laster, als die stete Begleiterin derselben gefunden. In welche Einöde sollte er noch fliehen, um ganz von dem verhaßten Geschlecht befreit zu seyn? Er beschloß nach seiner Heimath zurück zu reisen und dort nur seinem Hasse gegen ein Geschlecht, welches er nunmehr auf das tiefste verachtete, zu leben.

Auf diese Weise wurde ein guter, liebenswürdiger, von der Natur mit einem sanften, wohlwollenden Herzen ausgestatteter, Mann noch in den Jahren der Kraft und Lebenslust ein vollendeter Menschenfeind.

Heilungs-Versuche.

Wolfgang, obgleich über den traurigen Gemüthszustand seines Freundes hochbekümmert, verzweifelte dennoch an die Rettung desselben nicht. Ein so zerrissenes Herz zu heilen war freilich keine leichte Sache. Alles Vertrauen, aller Glaube an die Menschheit war darin erstorben, jede Lust zu den gesellschaftlichen Verhältnissen daraus gewichen und ein Eckel vor dem Leben nahm bereits darin überhand. Allein er hatte doch einige Freude über das Wiedersehen Wolfgangs geäußert, und war nun diese Freude freilich nur ein schwacher Strahl, der auf einen kurzen Augenblick das Dunkel seines Trübsinnes erhellte, äußerte sich gleich im Kurzen wieder Kälte und sogar Widerwillen gegen die Gesellschaft des einst so theuern Freundes; so begründete doch jener kurze Freudenblick, die Hoffnung, daß es noch möglich sey, die unter einem langen Schmerze erstarrte Brust des Beklagenswerthen wieder zu rein menschlichen Empfindungen zu erwärmen.

Zuerst bemühete Wolfgang sich den Unglücklichen seinen geistigen Beschäftigungen zu entziehen, was aber nicht so schnell von statten ging, als er erwartet hatte. Kuno hatte nämlich die spekulative Philosophie zum Gegenstande seines Studiums gemacht und lag ihr mit großem Eifer ob. Weniger mit der Welt und dem Leben zerfallen, wäre ihm diese Beschäftigung vielleicht heilsam gewesen; unter den gegenwärtigen Umständen mußte sie, je länger er sich ihr ergab, desto mehr sein Herz austrocknen und gegen alles Menschliche erkalten. Auf geradem Wege durfte es Wolfgang nicht versuchen seinen Freund davon abzubringen; denn der würde sich, wie alle Kranke seiner Art, jedem Heilungsversuche hartnäckig widersetzt haben. Er stellte sich daher, als ob er selbst eifrig an dem Studiren Theil nähme, mischte aber bei der Entwickelung einiger schwerfaßlichen Sätze von Zeit zu Zeit unvermerkt so viel Fremdartiges darin, und wußte denn wieder ein andermal, als ob es ganz ohne Vorsatz geschähe, dem Freunde die Unzulänglichkeit der ganzen Wissenschaft so nahe zu legen, daß diesen dadurch der Gegenstand seines Studirens nach und nach immer weniger ansprach. Nun

wurden, unter dem Vorwande der nothwendigen Leibesbewegung, zuweilen einige Spaziergänge gemacht; freilich nur in den Abendstunden und in Gegenden, wo ein Zusammentreffen mit Menschen nicht zu besorgen war. Wolfgang mußte bei dem Umgange mit Kuno seine ganze Klugheit aufbieten, um erst nur von ihm geduldet und dann ihm angenehm zu werden; denn dieser war äußerst reizbar, duldete keinen Widerspruch und hatte sogar mehrmals erklärt, daß des Fremdes Gegenwart ihm lästig sey.

Als Wolfgang endlich unzweideutige Kennzeichen erhielt, daß sein Freund einiges Wohlgefallen an seiner Gesellschaft empfand, da glaubte er bedeutendere Schritte zu dessen Wiederherstellung thun zu dürfen, und weil er eine solche Thätigkeit, die eine Theilnahme an die menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bedingt, für das zweckmäßigste Heilmittel der Gemüthskrankheit Kunos hielt; so war er bemühet ihn dazu zu ermuntern. Zu dem Ende bat er ihn, sich der Verwaltung seiner weitläuftigen Güter mehr, als bis jetzt geschehen war, angelegen seyn zu lassen; allein davon wollte Kuno gar nichts hören.

»Daß ich, sagte er, von meinen Wirthschafts-Beamten hintergangen werde, weiß ich, ohne noch erst die näheren Beweise aufsuchen zu dürfen. Aber ich kann dieses nicht verhindern, und möchte es nicht, wenn ich's auch könnte. Für wen sollte ich sparen? für lachende Erben, die mit Sehnsucht auf meinen Tod harren, um von meiner Hinterlassenschaft zu schwelgen? Nein, die Mühe wäre eitel. Das ganze verruchte Geschlecht besteht aus Räubern; mag doch also rauben wer Lust hat; ich verachte sie alle gleich stark und viel zu sehr, als daß ich mir zu Gunsten des Einen oder des Andern Mühe machen sollte.« Wolfgang führte ihm zwar seinen eigenen Vortheil und seine Pflicht als Mensch zu Gemüthe; aber gegen den ersteren war er ganz gleichgiltig, und der letztern glaubte er sich entbunden, da er von der Menschheit zu viel gelitten habe, um ihr noch irgend etwas schuldig zu seyn.

Nach mehreren mißlungenen Versuchen den Menschenhasser auf diese Weise von seinen finstern Meditationen abzuziehen, überzeugte sich Wolfgang von der Nothwendigkeit einen andern Weg dazu einzuschlagen. Ihn nach und nach wieder an den Umgang mit Menschen zu gewöh-

nen, schien freilich das sicherste, aber auch das schwierigste Mittel, da Kuno sich so heftig dagegen sträubte und überdem nur Personen von sehr edlem Charakter und einer großen Geduld es seyn konnten, durch deren Gesellschaft man hoffen durfte ihn seinem Menschenhasse zu entreißen. Wolfgang machte mit den benachbarten Gutsbesitzern und Beamten Bekanntschaft, um zu sehen, ob er nicht unter ihnen Männer finden könne, die für seinen Zweck sich eigneten, und er war so glücklich einige unter ihnen kennen zu lernen, die vollkommen seiner Absicht entsprachen.

Der Erste, mit dem er deshalb einen Umgang anknüpfte und unterhielt, war ein Kammerherr, der den Hof, von dem er bewürdet war, aus dem Grunde hatte verlassen müssen, weil er sich gewissen ihm zugemutheten Aufträgen nicht hatte unterziehen wollen, die er für unvereinbar mit dem Charakter eines rechtlichen Mannes hielt. Er mußte bei seiner Entfernung von Hofe eine geliebte Braut zurücklassen, da er die Einwilligung ihres, von seinen Gegnern gewonnenen, Vormundes zu einer Verbindung mit ihr nicht hatte erlangen können, und er würde sich durch die Trennung von seiner Geliebten höchst unglück-

lich gefühlt haben, wenn er nicht fest auf ihre Treue gebauet hätte. Diesen Mann fand Wolfgang nach genauer Beobachtung für seine Absicht geeignet und, nachdem er sie ihm entdeckt hatte, auch bereitwillig ihn darin zu unterstützen.

Der Kammerherr schlug als Theilnehmer eines kleinen Zirkels, in den sie Kuno ziehen wollten, einen Pfarrer vor, der viele Belesenheit mit einer großen Welt- und Menschenkenntniß verband, und ferner einen alten jovialen Arzt, der nachdem er seine Praxis niedergelegt hatte, auf seinem angenehmen Landgute in der Nähe von Starkenfels lebte, und verbürgte sich für den tadellosen Charakter dieser Männer. Die Schwierigkeit war nur, diese Gesellschaft bei Kuno, der noch immer jedes Zusammentreffen mit Menschen vermied, einzuführen. Man wollte es auf folgende Weise bewerkstelligen.

In einer mäßigen Entfernung von Starkenfels lag auf einer waldigen Höhe ein kleiner Pavillon, noch von Kunos Großvater gebaut und einst dazu bestimmt, den Gutsherren zum Abtreten bei ihren Jagdpartien zu dienen. Er war von drei Seiten mit einem dichten Walde umge-

ben und nur von der vierten gewährte er eine prachtvolle Aussicht auf dem Fluß und das nahe Gebirge. Seiner reizenden Lage ungeachtet, stand er seit langem unbenutzt, und da keine Sachen von Werth darin enthalten waren, so war er auch nicht einmal verschlossen. Dahin wollte Wolfgang seinen Freund an einem solchen Tage führen, wo ein Gewitter zu erwarten war, welches keine Mühe kostete, da Kuno in seiner Zerstreutheit nie auf die Witterung Acht hatte.

Im Fall es regnen würde, sollten der Kammerherr, der Pfarrer und der Arzt, die sich bis dahin in der Nähe verborgen gehalten haben müßten, so, als ob sie zufällig in diese Gegend gekommen wären, und vor dem Regen Schutz suchten, hineintreten, wo denn doch Kuno gezwungen seyn würde bei ihnen auszuhalten.

Die Sache machte sich leichter, als man gedacht hatte. An einem drückend heißen Augusttage sammelten sich des Nachmittags schwarze Gewitterwolken am Horizont, und der Barometer zeigte auf eine Veränderung des Wetters. Da lud Wolfgang Kuno zu einem Spaziergange ein. Er wußte seinen Freund so tief in ein Gespräch zu verwickeln, daß dieser das näher kommende

Gewitter nicht bemerkte, bis sie unfern des Pavillons waren, und schon einzelne fallende Tropfen, sie nöthigten unter Dach zu gehen. Noch nicht lange waren die Freunde eingetreten, als die drei von Wolfgang Erwarteten auch herein kamen, um sich vor dem Regen zu bergen. Kuno würde sich sogleich entfernt haben, wenn der Regen nicht schon in Strömen herabgefallen wäre; wollte er daher nicht als ein Unsinniger erscheinen, so mußte er sich wohl entschließen dazubleiben.

Kuno kannte noch keinen von den Angekommenen, denn sie waren, während er auf Reisen gewesen, angezogen, und nach seiner Rückkunft hatte er ihnen weder die Visite gemacht, noch solche von ihnen angenommen. Sein Gefühl für das Schickliche rang sichtlich mit seinem Widerwillen gegen die Gesellschaft und mit der Furcht, Vorwürfe wegen seiner Zurückgezogenheit anhören zu müssen. Die Fremden setzten ihn dieser Verlegenheit nicht aus. Mit einer Urbanität, die ihren Grund eben so wohl in der natürlichen Güte des Charakters, als in der Politur durch den Verkehr mit gebildeten Ständen hat, übergingen sie diesen zarten Punkt und lenkten das

Gespräch leicht und gewandt auf Gegenstände, die damit nicht in Berührung kamen, so daß Kuno sich durch diese Schonung erleichtert fühlte.

Sie waren noch nicht lange beisammen, als das Gewitter, von einem wüthenden Orkan begleitet, mit einer schreckbaren Heftigkeit losbrach. Blitz auf Blitz zuckte aus dem schwarzen Schoße der Wolken, mit furchtbarem Geprassel stürzten ungewöhnlich große Schlossen nieder, der Sturmwind trieb mit den Wipfeln uralter Eichen sein wildes, lärmendes Spiel und die schmetternden Schläge, die kurz nach einander folgten, halleten grausenhaft im Gebirge nach. Die Gesellschaft schätzte sich glücklich unter dem Dache eines mit einem Blitzableiter bewaffneten Gebäudes zu seyn, und die durch den Blitz veranlaßten Unglücksfälle gaben den Stoff zum Gespräche her. Mit Ausnahme Kunos, der sich beinahe gar nicht in die Unterhaltung mischte, außer wenn er aus Höflichkeit eine an ihn gerichtete Frage beantworten mußte, wußte beinahe jeder in der Gesellschaft einen seltenen Fall der Art zu erzählen, den er selbst erlebt, oder von glaubwürdigen Personen gehört hatte. Alle diese erzählten Ereignisse drehten sich um die Behauptung, daß

man über die Wirkungen des Blitzes noch keines-wegs im Reinen sey und nur zu häufig Fälle eintreten, die in keine Theorie davon passen. Da mehrere aus der Gesellschaft gründliche physische Kenntnisse besaßen; so wurde die Unterhaltung über diesen Gegenstand ziemlich lange lebhaft fortgesetzt. Als sie endlich ein wenig zu ermatten begann, nahm der Pfarrer Baarmann das Wort und sagte: Meine Herren, wir haben die Natur des Gewitters nun bereits von vielen Seiten beleuchtet; eine ist Ihnen jedoch entgangen, über die ich mir nicht erinnere je etwas gelesen zu haben, und die ich seit vielen Jahren zum Gegenstande meiner Beobachtungen und meines Nachdenkens gemacht habe. Es ist dieses nämlich die bei vielen Menschen erhöhte Wirksamkeit der Seele während des Gewitters. Zwar ist es uns allen sehr wohl bekannt, daß die Elektrizität der Luft auf den Körper, und dieser wieder im Verhältniß seiner größern oder mindern Reizbarkeit auf die Seele zurück wirkt; aber dieses geschiehet in der Regel auf eine Art, die ganz und gar von der verschieden ist, die ich meine. Ich habe nämlich die Bemerkung gemacht, daß das Ahnungsvermögen bei vielen Menschen, und

mehrentheils noch dazu bei solchen, denen es außerdem ganz abgeht, während des Gewitters erwacht, und zwar so kräftig erwacht, daß die Wirkungen desselben aus Unglaubliche grenzen. Erlauben Sie mir, Ihnen von mehreren hundert mir bekannt gewordenen Fällen einen besonders merkwürdigen zu erzählen, für dessen Wahrheit ich mich übrigens verbürgen kann. *)

*) Der Verfasser auch.

Die Ahnung.

Im *** wohnte ein begüterter Edelmann von einer sehr geachteten Familie, der mit seiner Gattin seit länger als zwanzig Jahren in den zärtlichsten Verhältnissen lebte, und das eben nicht häufige Beispiel einer musterhaften Ehe gab. Eins fehlte nur zur vollkommnen Zufriedenheit dieses im übrigen glücklichen Ehepaares, nämlich Kinder, die sie weder hatten, noch zu erhalten hoffen durften. Um sich einigen Ersatz für diesen Mangel einer der schönsten Lebensfreuden zu verschaffen, hatten sie eine junge nahe Anverwandte zu sich genommen, der sie ihre ganze Liebe zuwandten, und die solches mit der innigsten Zärtlichkeit vergalt. Das Fräulein, von ihnen Tochter genannt, gab ihnen dafür den theuern Elternnamen, und von beiden Theilen vergaß man, daß nicht die Geburt, sondern nur Gewohnheit und Liebe diese zarten Bande geknüpft habe.

Einst, an einem schönen Sommermorgen, als die Familie zum Frühstück sich versammelte, erschien

das Fräulein mit roth geweinten Augen, und zögerte mit der Antwort, als die um sie besorgten Pflegeeltern wissen wollten, was ihr fehle? Als man stärker in sie drang, erzählte sie: kurz vor dem Aufstehen aus dem Bette wäre ihr vorgekommen, daß ihr Pflegevater auf das Feld ritte, und als er auf eine gewisse Stelle gekommen wäre, die sie sehr genau bezeichnete, so sey aus den Wolken ein Blitz herunter gefahren, der ihn erschlagen habe. Darauf sey seine Leiche nach Hause gebracht, bald darnach aber, und zwar noch an demselbigen Tage, in das Grabgewölbe getragen worden, welches mitten auf dem Felde am Landwege stehe. Für einen Traum könne sie diese Erscheinung unmöglich halten, da sie sich ihrer vollkommen bewußt gewesen, auch es ihr sogar klar vorgeschwebt habe, daß die Todesstunde ihres Pflegevaters die dritte des Nachmittags, die Zeit der Beisetzung aber des Abends um sieben Uhr wäre.

Die Erzählung dieses Gesichts, oder wie man es nennen will, erschütterte anfangs zwar das Ehepaar, und besonders die Frau, doch reichten einige Augenblicke besonnener Ueberlegung hin die beiden Gatten zu beruhigen und das, was das

Fräulein gesehen haben wollte, für einen wirren Traum zu erklären auf den nicht zu achten sey. »Denn, sagte Herr von ***, auch die Bedeutsamkeit der Vorahnungen zugegeben, so sind ja zu viel Unwahrscheinlichkeiten hiebei, um es für mehr zu halten, als für ein Spiel der regellosen Phantasie. Wenn bin ich wohl je in meinem Leben bei drückender Gewitterschwüle auf dem Felde geritten? Ferner kenne ich keine denkbare Veranlassung, die mich bestimmen könnte, im Sommer, während der geschlossenen Jagd, und wo die Früchte auf dem Felde stehen, jenen abgelegenen, mit Getreide besäeten, Platz zu besuchen. Endlich, hätte mich dieß Unglück getroffen: sollte man wohl so mit meinem Begräbniß eilen, daß man desselben Tages noch mich beisetzen würde? Aus diesem allem ergiebt sich, daß wir es mit den leeren phantastischen Gebilden eines Traumes zu thun haben, denen wir mehr Aufmerksamkeit schenken, als sie verdienen.«

Durch diese Gründe von aller Furcht vor einer etwaigen übeln Bedeutung des Traumgesichts befreit, trennte sich das Ehepaar, um einige kleine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen und

dachte bald nicht mehr an die Ahnung des Fräuleins. Dieses dagegen konnte eines bangen Gefühls nicht los werden, welches bis zu einer peinigenden Furcht stieg, als sich schon an dem frühen Vormittage ein Gewölke an dem zuvor heitern Himmel zusammen zog. Die Wolken verschwanden und kamen dann wieder, und dieses Beziehen und Klarwerden des Himmels wechselte mehrere Male, wie das denn an warmen Sommertagen sehr häufig der Fall ist.

Herr von *** empfand eine sonderbare Lust einen Spazierritt zu machen. Ist es nicht seltsam, sagte er, daß ich mich durch den Traum eines schwärmerischen Mädchens abhalten lasse meinen Geschäften nachzugehen. Denn heute nun gerade wäre meine Gegenwart bei dem Teichbau recht nothwendig und ich könnte wohl den Ritt dahin, obgleich es ein wenig warm ist, machen. Schon wollte er den Befehl geben ihm ein Reitpferd vorzuführen, da kamen die Gattin und das Fräulein hinzu, und ihrem Bitten mußte er nachgeben und zu Hause bleiben.

Des Nachmittags wurde die Hitze des Tages zur drückenden Schwüle. Alles, was nicht nothwendig arbeiten mußte, suchte die Ruhe, und

auch die Mitglieder dieser kleinen Familie begaben sich in kühle Gemächer, um daselbst ein Mittagsschläfchen zu halten. Noch nicht lange hatte Hr. von *** geruhet, als ein Diener ihn aus dem Schlaf weckte und ihm meldete, daß der Damm an dem großen Teiche, wo er gerade arbeiten ließ, durch die Unvorsichtigkeit der Arbeiter zu tief untergraben sey und zu brechen drohe. Der Schade, der hierdurch entstehen konnte, war unübersehbar und die schleunigsten Vorkehrungen wurden nöthig. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, überrascht durch diese unangenehme Nachricht, und also die Furcht seiner Gattin und Pflegetochter vergessend, ließ Hr. von *** sogleich ein Pferd vorführen, um sich zu den Arbeitern zu begeben. Unterdessen war auch das Fräulein aufgewacht, und eilte, von einer ängstlichen Ahnung getrieben, hinaus. Sie kam gerade, als ihr Pflegevater das Pferd bestieg, und bat ihn auf das Dringendste, ja nicht zu reiten. Aber er, der sich vor seiner Dienerschaft furchtsam zu erscheinen schämte und auch wirklich bei dem Teichbau nothwendig war, wies ihre Bitten unwillig zurück und ritt davon. Während des Reitens bemerkte er, daß ein Gewitter am Himmel stand,

und nun wurde er wirklich ängstlich, wie es der ihn begleitende Reitknecht deutlich aus seinen Aeußerungen bemerkte. Als er den größten Theil des Weges zurück gelegt hatte, kam er an eine Thalschlucht, wo ihm das Wasser des gebrochnen Deichs, das Durchreiten verwehrte, und er mußte einen Umweg nehmen, um zu dem Orte, wo das Unglück geschehen war, gelangen zu können. Um bei dem großen Schaden noch zu retten was möglich war, wurde die größte Eile nothwendig; er schlug den nächsten Weg durch das stehende Getreide ein, und dieser führte ihn gerade über die von dem Fräulein bezeichnete Stelle. Er ritt ungefähr zwanzig Schritt vor seinem Reitknecht, und als er jene Stelle, wahrscheinlich ohne in dem Augenblick an die Warnung zu denken, erreicht hatte, fiel ein Blitz herab, der ihn augenblicklich tödtete.

Voll der quälendsten Angst hatten unterdessen seine Gattin und das Fräulein seiner Rückkehr entgegen geharrt, Händeringend waren sie in den Gemächern des Hauses umhergegangen und hatten aus allen Fenstern gesehen, um ihn in der Ferne zu erspähen. Jeder Blitz, der aus den Wolken fiel, zerspaltete gleichsam ihr Herz;

ihre Unruhe war ohne Grenzen. Wie soll ich aber den Schmerz der Beiden beschreiben, als sie die Leiche ihres geliebten Gatten und Vaters auf einer Tragbahre daher tragen sahen. Ihr Gram war so groß, wie ihre Liebe zu dem Erschlagenen; das heißt unendlich.

Die beiden Frauen hatten, wie natürlich, alle Fassung verloren und waren schlechterdings außer Stande irgend etwas anzuordnen. Als daher die Leiche, wie dieses bei denen vom Blitz Erschlagenen öfters der Fall ist, schon in den nächsten Stunden in Verwesung überging und gräulich zu riechen anfing, und durch die schnell überhand nehmende Fäulniß ein höchst widerliches Ansehen erhielt, da sahe sich die Dienerschaft genöthigt, sie in einen sogenannten Nothsarg zu legen und nach dem alten Grabgewölbe zu bringen, welches mitten auf dem Felde stand und seit vielen Jahren nicht mehr zur Bestattung eines Leichnams gebraucht worden war. Als sie das Gewölbe öffneten und den Sarg hineinsetzten, schlug die Schloßuhr gerade sieben.

Das wäre denn allerdings, sagte der Kammerherr, eine Ahnung, die sogar bis auf die Stunde eingetroffen wäre. Nur muß ich gestehen, daß

ich nie den Nutzen der Ahnungen habe einsehen können; denn in der Regel verhüten sie nie das, wovor sie eigentlich warnen sollen. Da ich nun gewohnt bin, bei jedem Dinge einen vernünftigen Zweck vorauszusetzen; so kann ich mit der Wirklichkeit der Ahnungen mich nicht befreunden. Verhüten sie kein Unglück, so ist bei ihnen auch kein Zweck abzusehen; denn daß sich mehrere Personen einige Zeit vor dem Eintreffen des Unglücks vergebens abängstigen, werden sie doch nicht als Zweck der Ahnungen annehmen wollen.

Ich kann ihre Meinung nicht beistimmen, erwiederte darauf der Arzt. Ich glaube allerdings, daß es möglich sey Ahnungen zu benutzen; und wäre jener Edelmann nicht an den Tage ausgeritten, so hätte ihn der Blitz ja auch nicht getroffen, der auf jene verhängnißvolle Stelle niederfuhr. Hier galt es nur einige Festigkeit, und die Warnung wäre ihm wirklich von Nutzen gewesen. Aber gesetzt, die unbekannte Macht, die in die Seele des Fräulein die Ahnung legte, hatte auch in dem Pflegevater die unwiderstehliche Neigung auszureiten geweckt, oder ihm die Veranlassung dazu in den Weg geworfen,

welches sich wohl schwerlich denken läßt; so giebt es doch noch eine Ansicht, nach welcher die Warnung von Nutzen gewesen seyn konnte, nämlich als eine Vorbereitung für die Gattin, damit diese nicht, von dem plötzlichen Schmerze getroffen, in ihrem Grame unterging, da gerade diese Frau, wie aus ihrem Verhältniß als Gutsbesitzerin leicht zu entnehmen, noch sehr vieles in der Welt zu thun hatte, wovon das Schicksal einer Menge Menschen abhing.

Der Pfarrer fügte hinzu: Bei Dingen, deren Art und Wesen uns noch nicht vollständig klar geworden ist, sollten wir eigentlich nie nach ihrem Zwecke fragen; denn vieles scheint seiner Bestimmung nach dem menschlichen Verstande ewig unerforschlich bleiben zu müssen, und von allen Erscheinungen der Sinnenwelt die Ursache und den Zweck zu kennen, hieße ja nichts weniger, als den Weltenplan des Schöpfers begriffen zu haben; zu welcher Anmaßung wohl nie ein Sterblicher mit gesunden Sinnen sich verirren wird. Wir machen beinahe täglich die Erfahrung, daß es Dinge giebt, die uns unbegreiflich sind, und vorzüglich bleibt uns die Seele mit ihren Fähigkeiten ein unauflösbares Räthsel, wie schon

ihre Wirksamkeit während des Schlafes besonders bei Nachtwandlern, und im magnetischen Schlafe bewiset.

„Wir sind, äußerte der Arzt, auf einen sehr interessanten Gegenstand gerathen, der uns zu einer andern Zeit einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung darbieten würde. Leider dunkelt es aber schon und unser Weg, der durch einen dichten Wald führt, ist ziemlich weit, daher es wohl gerathen ist, ohne Säumen aufzubrechen.

Kuno kam zwischen seinen Vorsätzen und seinen Empfindungen hier abermals stark ins Gedränge. Zufolge der ersteren durfte er den Fremden kein Nachtlager bei sich anbieten; sie in dem heftigen Regen bei Nacht einen weiten Weg zu Fuß durch einen dichten Wald machen zu lassen, widerstrebte dagegen seinem Gefühl und deuchte ihm eine wahre Unmenschlichkeit. Wolfgang bemerkte den innern Kampf seines Freundes und wollte ihn endigen, selbst auf die Gefahr, späterhin von ihm Vorwürfe dafür ertragen zu müssen. Er lud also die Fremden im Namen seines Freundes ein, auf Hartenfels zu nächtigen, und diese nahmen die Einladung ohne Umstände an.

Der Regen hatte eben ein wenig aufgehört, als die Gesellschaft den Weg nach dem Schlosse antrat. Bald darauf fiel aber ein neuer Schauer nieder, der so heftig war, daß die nach dem Schlosse Gehenden bis auf die Haut naß wurden. Zum Unglück hatte man noch dazu den Fußsteig verfehlt und mußte einen Umweg durch eine Ecke des Waldes machen. Man glitt auf dem schlüpfrigen Boden und fiel, man stolperte in Wasserlachen, und so kam man, ohne im eigentlichsten Sinne einen trocknen Faden auf dem Leibe zu haben, bebend vor Kälte im Schlosse an.

Wolfgang machte nun den geschäftigen Wirth. Er ließ ein Feuer im Kamin des Saales anzünden, gab den Gästen trockne Wäsche und Schlafgewänder, die freilich meistens noch von Kunos Vater herstammten, daher sich die Fremden ziemlich seltsam darin ausnahmen, und um den Folgen einer Erkältung vorzubeugen, bereitete er einen kräftigen Punsch.

So unangenehm dem Kuno auch übrigens der Zufall war, der ihm die Fremden, mit denen er keinen Umgang zu halten gesonnen war, ins Haus führte, so konnte er doch nicht umhin die Maaßregeln seines Freundes zu billigen, da eine

dringende Nothwendigkeit sie erforderlich machte. Zwar wollte er sich unter dem Vorwande einer ihm zugestoßenen Unpäßlichkeit entfernen; allein der von einer gewissen, ihn auch in seinem gegenwärtigen Seelenzustande beiwohnenden, Gutmüthigkeit eingegebene Gedanke, daß er die Gastfreundschaft dadurch verletze, und Fremde, die ihm nie etwas zu Leide thaten, durch seine Abwesenheit beleidigen würde, hielt ihn davon zurück. Er bedurfte übrigens, so gut wie die Andern, der freundlichen Flamme des Kamins und eines wärmenden Glases Punsch, und so blieb er denn in der Gesellschaft, an deren Unterhaltung er aber nur schweigend Theil nahm.

Die sonderbare Lage, in der sich die Gesellschaft befand, und die, obwohl sie keinesweges in der Berechnung Wolfgangs und des Kammerherrn lag, doch so trefflich dazu paßte, gab den drei Fremden gegen einander und gegen Wolfgang, und diesem wieder gegen jene eine so vertrauliche Haltung, wie man sie außerdem zuweilen bei einem Jahrelangen Umgange nicht gewinnt. Man wurde munter, und wiewohl man sich alles Scherzens aus Rücksichten gegen den Hausherrn enthielt, so gewann doch die Unterhaltung

eine große Lebhaftigkeit. Nachdem man sich einige Zeit über den heute erlebten kleinen Unfall und von einigen ähnlichen Begebenheiten unterhalten hatte, kam man wieder auf das Kapitel von den Ahnungen zurück, und jeder verfocht seine Meinung über diesen Gegenstand mit großer Beharrlichkeit. Wolfgang fürchtete, daß diese Unterhaltung einen übeln Eindruck auf seinen Freund machen könne, da, wie die Erfahrung lehrt, Seelenkranke nur zu gern dem Uebersinnlichen, Unerklärlichen Glauben schenken und dadurch oft auf die seltsamsten Abwege gerathen.

Er gab deßhalb dem Kammerherrn einen Wink, daß er dem Gespräche eine andere Wendung geben möchte, und dieser, ihn verstehend, ging sogleich in seine Absicht ein.

»Unser Streit, hob er an, würde bei längerer Dauer alles Interesse verlieren; denn wir haben so möglich alles erschöpft, was sich für und wider den in Rede stehenden Gegenstand sagen läßt, ohne daß Einer den Andern zu seiner Meinung bekehret hätte. Mein Rath wäre daher ihn zu endigen und unserer Phantasie, die bei den ernsten Vernunftgründen so lange hat ruhen müssen, durch die Erzählung irgend einer

Geschichte auch einige Beschäftigung zu geben.

Ich stimme Ihnen bei, sagte der Pfarrer; wenn der Verstand lange genug thätig war, will auch endlich das Herz befriedigt seyn, und Dank verdienet der, der unserm dießfallsigen Bedürfniß abhelfen will.

Dazu ist wohl niemand mehr geeignet, als der Herr Kammerherr, rief der Doctor. Mein edler Freund hat einen unerschöpflichen Vorrath von Erzählungen und trägt sie auf die angenehmste Weise vor.

Sie sind sehr gütig, erwiederte der Kammerherr, doch Ihre Nachsicht macht mir den Muth einen Versuch zu wagen, ob ich Sie durch den Vortrag einer Geschichte, die vielleicht nur mir höchst anziehend scheint, weil der Held derselben zu meiner Familie gehört, befriedigen kann. Nach dem Beispiele guter Novellenschreiber habe ich auch einen Titel dafür ausgedacht und nenne sie;

Die Täuschungen des Lebens.

Seit drei Tagen schon war im Schlosse zu Bodenstein alles was Füße hatte auf den Beinen und in Thätigkeit. Der noch minorenne Besitzer Baron von Sellwitz wollte auf Reisen gehen, und diese in den Annalen der Herrschaft unerhörte Begebenheit setzte die sämmtliche Dienerschaft außer Athem, die für ihren lieben jungen Herrn ein Gepäcke ausrüstete, womit er bequem auf einer Landreise nach Ostindien ausgereicht haben würde, wenn er nur zehen Kamele zur Fortschaffung desselben gehabt hätte.

»Aber Leute, seyd ihr denn närrisch geworden, rief lachend der Baron, als er endlich dieses unaufhörliche Packen gewahr wurde, »soll ich denn etwa mit dem Kram da auf die Messe ziehen?«

Der Haushofmeister wollte nun zwar wohlbegründete Beweise führen, daß alles was er mitzunehmen gesonnen sey, zu den unentbehrlichsten Reise-Requisiten gehöre und auf höchstens drei Wagen Platz finde; aber zu seinem großen

Schrecken erklärte der Baron, daß er bis nach der Residenz reiten und bloß den alten Kammerdiener Paul und den Jäger Friedrich zu seiner Begleitung mitnehmen werde. Das war dem Pflichtbeflissenen unbegreiflich, und gern hätte er Vorstellungen gegen diesen, wie ihm dünkte, unausführbaren Entschluß des jungen Freiherrn gemacht. Allein er war gewohnt unbedingt zu gehorchen, wenn der Baron, wie jetzt geschah, mit erhöhter Stimme rief: ich will es so! Um allen weiteren Einwendungen und Fragen vorzubeugen, kündigte derselbe an, daß er den folgenden Tag mit dem frühsten abreisen werde.

Der Freiherr Rudolph von Sellwitz war nach dem frühen Tode seiner Eltern der Aufsicht eines Hofmeisters anvertraut worden, der darauf rechnete, dem betagten Pfarrer zu Bodenstein im Amte zu folgen und der deßhalb dem jungen Patronatsherrn weder durch zu große Strenge im Unterricht noch in der Disciplin beschwerlich fiel. Doch war er übrigens ein ganz guter Mann, der sich keine wesentliche Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, und der mit dieser nachsichtigen Behandlung bei der Erziehung seines Zöglings ausreichen konnte, da dessen natürlich guter

Charakter jede Strenge überflüßig machte.

Herr von Kastenberg, der Vormund Rudolphs, ließ seinem Mündel alle nur mögliche Freiheit, weil er den Grundsatz hatte, daß ein mit guten Anlagen versehener junger Mensch durch Beschränkungen nur in seiner Entwickelung gehemmt werden könne; da aber, wo böse Neigungen und Triebe schon in der Jugend vorherrschend seyen, auch mit der strengsten Aufsicht wenig auszurichten sey, und man nur, wenn man den Eigennutz solcher Gemüther ins Spiel zu bringen wisse, etwas über sie vermögen könne. Als Rudolph nach seinem zurückgelegten neunzehnten Jahre gegen ihn den Wunsch zu reisen äußerte, sagte der Vormund zu ihm: Die schuldenfreien Güter, die sie von Ihren Eltern geerbt haben, geben eine jährliche Einnahme von zwanzigtausend Thalern. Von dieser Einnahme habe ich seit zehn Jahren stets drei Viertel gespaart und daraus ein Kapital gebildet, welches wiederum Renten trägt. Mit einem Viertel ihrer Einkünfte können Sie bequem auf Reisen auskommen; doch stelle ich es in Ihren Willen auch das Ganze davon zu verwenden, da ich bei Ihren großen Mitteln solches verantworten kann.

Einen Führer gebe ich Ihnen nicht mit, weil ich Ihnen Verstand genug zutraue sich selbst zu leiten. Wenn Sie übrigens bei Ihrem ersten Ausfluge in die Welt zuweilen durch Schaden klug werden, so ist dieses meiner Meinung nach ein Gewinn für ihre künftige Lebenszeit; daß Sie sich nicht unglücklich machen werden, dafür glaube ich eine Bürgschaft in Ihrer glücklichen Temperamentsmischung zu finden. Mit dieser kurzen Weisung ertheilte Hr. von Kastenberg seinem Mündel die Einwilligung zur Reise und überließ es ihm ganz die nöthigen Anordnungen dazu zu treffen. Auch wegen des Wohin? und wie lange? machte er keine Beschränkungen; nur den Wunsch äußerte er, daß Rudolph den alten Kammerdiener Paul auf der Reise mitnehmen möchte; doch nicht etwa zur Aufsicht, sondern des Anstands wegen, wie er sagte.

Den Tag vor der Abreise bewegte eine sanfte Wehmuth das Herz des jungen Freiherrn und eine Weichheit, deren er sich selbst schämte, erfüllte sein Gemüth. Diese Trennung von der Heimath, war sie gleich willkürlich, störte so manches theure Verhältniß, endete so manche lieb gewordene Gewohnheit, und das schmerzte

doch. Hier, wo er kaum einen Fußtritt setzen konnte, ohne auf die Erinnerung einer genossenen Jugendfreude zu stoßen; hier wo alle Umgebungen das Andenken verlebter glücklicher Stunden in ihm weckten; hier wo selbst die lebloſe Natur eine Sprache für ihn hatte, wo die Wiegen und die Gräber aller seiner kleinen Freuden standen; hier hatte sich seine Seele mit tausend kleinen Wurzelfasern in den Boden geklammert, die er nun losreißen mußte, weil eine unwiderstehliche Sehnsucht ihn in die Ferne zog.

Aber weniger wäre ihm der Abschied schwer geworden, hätte nicht ein sehr inniges Verhältniß ihn an zwei Herzen geknüpft, die nur allein für ihn schlugen. Er hatte den Religions-Unterricht gemeinschaftlich mit Albert, dem Sohne des Förſters, und mit Annchen, der Tochter des Amtmanns, bei dem alten Pfarrer genossen, und bei dieser Gelegenheit war zwischen diesen drei jugendlichen Seelen eine Freundschaft gestiftet worden, deren ewige Dauer sie in einer schönen schwärmerischen Stunde feierlich beschworen.

Alberts und Annchens Eltern waren wohlhabende Leute, und hatten ihren Kindern eine anständige Erziehung gegeben. Rudolph kannte

keinen Ahnenstolz, daher fand er kein Bedenken mit den Kindern seiner Beamten eine Freundschaft zu schließen, zu der seine Neigung ihn bewog. Albert war mit ihm von einem Alter, Annchen zwei Jahre jünger. Im Anfange bestand Rudolphs Freundschaft für die Jungfrau ganz ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht und keine tiefere Neigung mischte sich darin. Späterhin klopfte doch sein Herz höher, wenn er bei Annchen, als wenn er bei Albert war, und auch das Mädchen zeigte durch ihr öfteres Erröthen und das Niederschlagen ihrer Augen, daß sie Empfindungen hege, die schon die Grenzen einer ruhigen Freundschaft überschritten. Albert fing gleichfalls eine innigere Neigung für seine Freundin zu empfinden an, und ihm wurde zuerst die Natur seiner Gefühle klar. Ob nun zwar alle drei sich in ihrem Umgange mit einander keinen Zwang auflegten; so konnte doch Albert, von dem Verhältniß des gleichen Standes begünstigt, öfter bei Annchen seyn, wie Rudolph. Seine Liebe erhielt dadurch Nahrung und er überließ sich ihr um so freier, als ihm kein denkbares Hinderniß entgegen stand. Die Jungfrau hatte den sanften, offenen Jüngling gern um sich und

war seine Freundin aus der ganzen Fülle ihres schönen Herzens; aber ihre Liebe hatte sie Rudolphen zugewendet, dessen frischerer Lebensmuth mehr ihrem Sinne zusagte, da sie, wie in der Regel die Weiber im Gefühl ihrer Wehrlosigkeit, von der freiern Willenskraft und dem kühnen Thatendrang des Mannes angezogen wurde. Albert hatte keine Ahnung davon, daß die Neigung seiner Freundin zu Rudolph mehr als Freundschaft sey, er wurde keinen Vorzug, den sie jenem einräumte, gewahr und jede unschuldige Gunstbezeugung, die sie dem Freunde erwies, war ihm aus der Seele genommen; denn auch er schätzte ihn ja und hielt ihn höher als sein Leben. Ohne eine abschlägige Antwort zu befürchten, trug er daher Hannchen seine Hand an. Er sprach von dieser Verbindung als von einer Sache, die sich von selbst verstehe, und die Jungfrau sagte nicht «nein», weil sie ihre Empfindungen für Rudolph noch nicht klar begriffen hatte. Als aber dieser von einer Vereinigung mit ihr, so bald er mündig seyn würde, sprach, und sie die Möglichkeit eingesehen hatte, die Gemahlin des Freiherrn zu werden, da loderte des Mädchens bisher stillglühende Liebe zur hellen Flamme auf,

und das, was so lange als eine namenlose Ahnung in ihrer Brust geglimmt hatte, das bildete sich in ein deutliches Gefühl für Rudolph aus.

Rudolph vertraute Alberten seine Absicht mit Annchen und erfüllte dadurch das Herz seines Freundes mit einem unaussprechlichen Schmerz. Alberts bescheidenes Hoffen hatte ihm den Besitz der Jungfrau und damit ein paradisisches Leben verhießen. Seine Hütte, sein Forst, seine Geliebte und sein Freund machten seine Welt, den Inbegriff aller seiner Wünsche aus; die stille Häuslichkeit an Annchens Seite sollte dieses Ideal eines beglückten Daseyns wahr machen, und nun, da er das Ziel erreicht zu haben glaubte, sahe er sich auf ewig davon entfernt. Denn der edelmüthige Jüngling glaubte seine Ansprüche auf die Liebe der Jungfrau aufgeben zu müssen, da der reiche, liebenswürdige, lebenskräftige Freiherr ihr ein glänzenderes Loos anbieten konnte; er hielt es für seine Pflicht durch Entsagung seiner Neigung der Freundschaft und Liebe dieses Opfer zu bringen und kündigte diesen Entschluß der Geliebten an, von der er sich aber über seine Neigung ein ewiges Schweigen gegen Rudolph

erbat, da er den Dank verschmähte, den sein Edelmuth verdiente.

Rudolph, der vielleicht einer ähnlichen schönen Handlung fähig gewesen wäre, ahnete nicht, was sein Freund für ihn that. Die stille Weichheit desselben, eine Wirkung des tief in der Brust verschlossenen Grams, hielt er für die angeborene Sanftheit seines Charakters, die sich mit den zunehmenden Jahren immer schöner entfalte; die blasse Farbe, das schwimmende Aug', nahm er für Folgen eines vorübergehenden körperlichen Uebelbefindens, und Albert bestärkte ihn in seiner Meinung.

So war das Verhältniß, als in dem Freiherrn eine unwiderstehliche Lust zum Reisen erwachte. Noch konnte er Annchen nicht für seine Braut erklären, da der Vormund die Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr in keinem Falle gegeben haben würde; sie auf einem ungesetzlichen Wege zu der Seinigen zu machen, dazu besaß er zu viel Zartgefühl, und so verzehrte er sich in Wünschen, deren Erfüllung noch sehr ferne war. Bei diesem unruhigen Stürmen in seiner Brust verfiel er auf den Gedanken die Welt zu sehen, der bald zu einer glühenden Sehnsucht

werde. Anfangs dachte er freilich nur mit Schaudern an eine Trennung von der Geliebten und dem Freunde; aber bald mußte jede Rücksicht dem laut gewordenen Thätigkeitstriebe weichen, der nur im Gewühle der großen Welt, im Durchstreifen weiter Länder seine Befriedigung finden konnte.

Schon am Abende vor der Abreise letzte sich der Baron mit seinen Lieben. Er glaubte sich einen traurigen Tag zu erspaaren, wenn er in dem Augenblicke, da er sich von der Heimath entfernte, durch kein Lebewohl mehr erschüttert würde. Annchen sank ihm weinend ans Herz, als er Abschied von ihr nahm, und sagte mit gebrochener Stimme: «O, mein Geliebter! vergiß mich nicht; ich würde sterben wenn Du mir untreu würdest!» «Nimmer vergesse ich Dein, rief er, nach zwei Jahren siehest Du mich treu wieder.» Albert fiel dem Freunde mit überfließenden Augen in die Arme und konnte kein Wort hervorbringen. Ach sein zerrissenes Herz verlor ja nun auch den, um dessenwillen er so unendlich litt. Rudolph war am wenigsten gerührt; denn vor seiner Einbildungskraft stand schon die Welt mit ihren Zaubergebilden, wenn dagegen

den beiden Zurückbleibenden nichts den Verlust des Geliebten und des Freundes ersetzte.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, als Baron Sellwitz von Bodenstein abreiste. Die Natur hatte sich mit erneuerter Pracht geschmückt, Alles war im Aufblühen und Wachsen begriffen und der neu erwachte Lenz stellte das schöne Bild des glücklichen Jünglingslebens dar, dem noch die Stürme und Schauer der Leidenschaften fremd geblieben sind. Eben als der Sonnenstrahl in Millionen Tropfen der bethauten Flur funkelte, bestieg Rudolph sein stampfendes Roß, und jetzt erschien ihm die Zukunft nur lachend und das Scheiden von der Heimath wurde ihm leicht. Er sprengte Annchens Wohnung vorbei und sah die Vorhänge vor ihrem Fenster zugezogen. Aber als er sich umsah, da wurde er gewahr, daß sie hinter dem Vorhange lauschte, und auf einem Hügel, hinter Gebüschen versteckt, bemerkte er Alberten. Beide hatten seinen Wunsch, am Morgen nicht mehr von ihm Abschied zu nehmen, erfüllen wollen, aber es sich doch nicht versagen können, den geliebten Freund abreisen zu sehen. Bei diesem Beweise liebevoller Anhänglichkeit ging dem Freiherrn das Herz über

und er rief tief gerührt «O Ihr Guten! ich bin so vieler Liebe nicht werth: möchte ich sie Euch doch vergelten können!»

Der Baron trabte, nachdem dieser letzte Anflug von Rührung vorüber war, lustig fort und fand den Wiederschein seiner heitern Stimmung in dem munteren Gesichte seines Jägers Friedrich. Dieser, ein Liebling seines Herrn und mit ihm erzogen, theilte die Freude desselben über die Reise, von der er sich Wunderdinge versprach. Auch er hatte ein Liebchen mit weinenden Augen daheim gelassen, aber um keinen Preis würde er, auch wenn ihm die Wahl frei gestellt wäre, zu Hause geblieben seyn. Auch sein rasches Blut strebte in die Fremde; ach, welches Jünglinges Herz hätte nicht wenigstens einmal im Leben diesen Wunsch!

Der alte Kammerdiener Paul machte mit seinem grämlichen Aussehen den geraden Gegensatz zu den lachenden Gesichtern der beiden andern Reisenden. Man war zwar stets einen finstern Ernst an ihm gewohnt; denn selbst im größten Wohlbehagen verklärten seine Züge sich nicht zu einiger Freundlichkeit; aber heute lagen auf seinem runzelvollen Antlitz denn doch noch ein paar

Dutzend Falten mehr wie sonst. Der Baron, der es bemerkte, und dem diese Schattenparthie in dem Himmelslichte seines heutigen Seyns nicht gefiel, fragte den Murrkopf um die Veranlassung seiner Grämlichkeit. Nach einigen ausweichenden Antworten, die der Freiherr nicht gelten lassen wollte, sagte er:

«Mir fiel meine eigene Jugend ein, und wie ich einst, gerade so ein junger Bursche, wie der Friedrich da, mit meinen damaligen Herrn auf Reisen ging, und als ich so daran dachte, da konnte ich wohl unmöglich anders als sauer aussehen.»

Lief denn die Reise so unglücklich ab?

«Munter und fröhlich fuhren wir aus; kein Mensch war so glücklich wie wir. Als wir aber nach einigen Jahren zurückkehrten, da gehörte dem einst so reichen Herrn Grafen kein Ziegel auf dem Dache seines Schlosses mehr; er war unheilbar krank, mir meine Braut untreu geworden; Gesundheit, Ruhe, Freude war, sowohl bei mir, wie bei meinem Herrn dahin: was hatten wir nun von unserer Reise? Und wenn ich mir vorstelle, daß die gegenwärtige für Sie und Friedrich eben so ablaufen kann, so ist es

wohl kein Wunder, wenn ich grämlich bin.«

Du bist ein Thor, Paul, mit Deinen trüben Vorstellungen! müssen denn, wenn einer widersinnig handelt, es ihm alle Uebrigen in gleichen Verhältnissen nachthun?

»Das nun wohl eben nicht; doch ist das alte Sprichwort nicht zu verachten: Wer sich unnütz in Gefahr begiebt, der wird darin umkommen, und eben so wenig der Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.«

Der Baron, der heute überall nur die lachende Seite auffaßte, machte sich über Pauls Sprüchwörter und Sprüche lustig und verglich ihn selbst mit dem Sancho Pansa. Der Kammerdiener nahm das schweigend hin; denn wenn er durch Reden das Herz sich erleichtert hatte, so war auch sein Mißmuth zu Ende.

Am Abende des dritten Reisetages war es, als der Baron die hochragenden Massen der Residenz in einiger Entfernung prachtvoll ausgebreitet vor sich liegen sah. Um dieses nächste Reiseziel zu erreichen, hatte der Freiherr die Pferde über die Gebühr angestrengt, und mußte nun langsam reiten, damit die erschöpften Thiere sich erholten. Eine Dame, von einer Dienerin

begleitet, kam ihm in kurzem Gallop nachgeritten. Das Pferd derselben wollte unsern Reisenden nicht vorbei, und als sie mit der Gerte antrieb, da machte es einen Seitensprung und setzte seine Reiterin ab. Der Baron war schnell vom Pferde und half die Gefallene auf, während Friedrich das reiterlose Roß aufhielt und beim Zügel ergriff. Die Dame war in den weichen Sand gefallen und hatte keinen Schaden genommen. Während der Hilfeleistung bemerkte Sellwitz mit angenehmer Ueberraschung, daß sie eine der schönsten ihres Geschlechts sey. Die Schlankheit ihres Wuchses wurde durch das zierliche, knapp anliegende, Reitkleid in das vortheilhafteste Licht gestellt, das regelmäßige Oval des kleinen, niedlichen Gesichts hatte außer einer edeln Form auch höchst angenehme Züge, und der feinen Weiße der Haut war eine zarte Röthe aufgeflogen, ähnlich dem sanften Purpur, der aus dem Schnee der Apfelblüte schimmert. Aber welch ein Himmel strahlte zwischen dunkeln, seidnen Wimpern aus dem offnen, blauen Auge! Es schien ein magischer Spiegel, der das Innere des Wesens seiner Eignerin verrieth. Sellwitz hob die schöne Unbekannte aufs Pferd. Sie war

durch den Unfall furchtsam geworden, ihr Landhaus nicht fern und die Pflicht der Höflichkeit forderte es von dem Freiherrn, sie dahin zu begleiten. Man bog von der Heerstraße ab und schlug den Weg ein, der dahin führte. Ein geschmackvolles mit einem Säulenportal versehenes Gebäude schimmerte wie ein Feentempel aus dem Laubdache hoher Linden ihnen entgegen. Es war die Wohnung der Dame.

Der Baron hatte sich an der Thüre empfehlen wollen, allein die Dame bat ihn einzutreten und lud ihn, als er sich mit dem noch weiten Wege nach der Hauptstadt entschuldigte, so dringend ein, ein Nachtlager in ihrer Villa anzunehmen, daß er die Dreistigkeit nicht hatte, es abzuschlagen.

Er ging an dem Arme seiner reizenden Wirthin durch eine Reihe von Zimmern, deren geschmackvolle Pracht ihn in Erstaunen setzte. Er hatte in seinem väterlichen Hause und in den Schlössern der benachbarten, zum Theil sehr reichen Adlichen auch einen Aufwand an Meubeln und Zimmerverzierungen gesehen; doch wie altfränkisch und abgeschmackt kam ihm das, was man in seiner Heimath für kostbarste und Geschmackvollste

hielt gegen das vor, was er hier erblickte. Die Trumeaux Lustres, Vasen und Teppichte waren von einer Schönheit und Pracht, die ihm glauben ließen, er befinde sich im Pallaste eines Fürsten. Jetzt war man in ein Budoir gekommen, welches sich vor den andern Gemächern durch eine edle Einfachheit auszeichnete, die aber doch nicht weniger kostbare Gegenstände dem Auge darstellte. Die Dame fragte, nachdem man sich in einen Sofa niedergelassen, nach dem Namen ihres Gastes. Als sie ihn vernommen hatte, brach sie in eine freudige Ausrufung aus und pries den Zufall, dem sie die angenehme Ueberraschung, einen lieben Verwandten bei sich zu sehen, dankte. Sie war die Kammerherrin Adele von Blumenstein und ihre Familie mit der Sellwitzschen nahe verwandt; doch hatte einst ein Zwist beide Häuser von einander entfernt, und Rudolph kannte daher diesen Theil der Verwandtschaft nicht. Jetzt erfuhr er, seine schöne Base sey an einen alten, aber reichen, und durch seine Verbindungen viel geltenden, Kammerherrn verheirathet. Die entdeckte Verwandtschaft bewirkte schnell eine Zwanglosigkeit in dem Benehmen beider gegen einander, die ohne dieses

nicht, wenigstens von Seiten des Freiherrn nicht, statt gefunden haben würde, da er noch wenig dreist im Umgange mit Damen war. Die Kammerherrin ging bald in den Ton der herzlichsten Vertraulichkeit über; sie verlangte Rudolphs Lebensverhältnisse genau kennen zu lernen und hörte seiner Erzählung davon mit einer Theilnahme zu, die ihm ungemein schmeichelte. Dem Freiherrn war das Herz aufgegangen, er ließ sich in eine umständliche Beschreibung seiner bisherigen Lebensweise, ja sogar seiner kleinen Schwärmereien, Gefühle und Gedanken ein; er wurde warm, und als der Tafeldecker ins Zimmer trat, um zu melden, daß angerichtet sey, zog er mit Erröthen die Hand zurück, die er in der Selbstvergessenheit um Adelens Schulter gelegt hatte.

Ueber Tische waren sie sich gleichfalls nur allein gegen über. Zwar erlaubte daselbst die Gegenwart der ab- und zugehenden Bedienten keine vertrauliche Herzens-Ergießung; doch die Kammerherrin wußte mit der muntersten Laune eine Unterhaltung anzuknüpfen und fortzuführen, die dem Baron die Zeit auf die angenehmste Weise kürzte.

Die Tafel wurde aufgehoben. Einige Gläser

Syrakuser machten das Blut des jungen Mannes schneller pulsen. Nun nahm die Kammerherrin die Guitarre und durchirrte mit ihren Rosenfingern das Gold der Saiten, und sang mit einer Nachtigallenstimme ein Lied, dessen Inhalt das Glück der Liebe war. Rudolph schlang in der höchsten Wallung seinen Arm um Adelen und zog sie an seine Brust. Ihre Lippen begegneten sich und sanken zu einem langen Kusse zusammen, der glühende Hitze durch des Freiherrn Adern goß. Die Kammerherrin ließ von Empfindung überwältigt ihr Haupt an Rudolphs Herzen ruhn; er umfaßte sie mit beiden Armen; jede Nerve bebte ihm von nie empfundner Lust; sein Gefühl stammte zu einem unaussprechlichen Verlangen auf, da — ließ sich ein Geräusch im Vorzimmer hören, die Dame sprang empor, riß eine Thüre auf und schob den Baron mit den Worten hinein: »Um des Himmelswillen man kommt, halten sie sich still!«

Rudolph hörte nun eine Männerstimme, und gleich darauf öffnete die Kammerherrin die Thüre des Kabinets und rief: »Kommen sie doch heraus lieber Vetter, es ist nur mein Gemahl.« Glühend vor Schamröthe trat er hervor und wurde von

der Dame einem alten, elegant gekleideten Herren vorgestellt, der ihn umarmte und sich Glück wünschte, noch so spät und unvermuthet einen so lieben Gast hier zu finden. Der Baron hielt diese Aeußerung anfangs für Spöttelei; aber die fortdauernde freundliche Haltung des Kammerherrn und die Unbefangenheit Adelens machten es ihm deutlich, daß in dem alten Gemahle der jungen schönen Frau auch nicht eine Spur von Argwohn vorhanden sey, und nach und nach gewann auch er seine Fassung wieder.

Bei dem Schlafengehen überdachte Rudolph die Begebenheiten des vergangenen Tages, und das, was er heute bei seiner schönen Verwandten erfahren hatte, kam ihm wie ein Traum vor. Er war, trotz seinen Vorsätzen und Eiden, auf dem Wege gewesen eine Untreue an seiner Geliebten, ein Vergehen gegen das Gastrecht, ein Verbrechen gegen eine Anverwandtin zu begehen, und Gewissensbisse über eine Frau zu bringen, die in einem Augenblicke der Schwäche ihre Grundsätze vergaß. Abscheulich! rief er aus, ohne daß ich den Vorsatz dazu hatte, war ich im Begriff ein Böse-wicht zu werden! Wie schwach ist der Mensch! Daß die Kammerherrin, als sie Geräusch hörte,

ihn versteckte, und da der Kommende ihr Gemahl war, ihn hervorrief und demselben vorstellte, fiel ihm zwar anfangs als höchst seltsam auf; doch bald fand er Anlaß darin, die Frau zu bewundern, deren Ruf vollkommen fleckenfrei seyn mußte, da sie bei ihrem Gemahle keinen Verdacht zu fürchten hatte, wenn sie sich bei Nachtzeit mit einem jungen Manne allein in einer einsamen Villa befand. Dieser Gedanke erweckte in ihm eine Ehrfurcht gegen die Kammerherrin, und mit ihrem Bilde beschäftigt, welches seine Phantasie mit der Gestalt des frommen Annchens in eines verschmolz, schlief er ein.

Am andern Morgen bot der Kammerherr dem Baron sein Hotel in der Residenz zur Wohnung an, und alle höflichen Einwendungen des letztern dagegen wurden auf das verbindlichste zurückgewiesen. «Sie haben noch keine Bekanntschaft in der Residenz, sagte der Kammerherr, meine Pflicht ist es, sie dort als unsern lieben Verwandten einzuführen, und da ist es für uns beide bequem, wenn Sie bei mir wohnen.» Es wurde also verabredet, der Baron sollte allein voraus nach der Residenz reisen und sich daselbst einrichten; nach ein paar Tagen würde dann der Kam-

mierherr und ſeine Gemahlin auch dort eintreffen, um ihn dem Hofe und den erſten Familien der Reſidenz vorzuſtellen.

Der Hof und die Hauptſtadt waren für den Baron eine neue Welt, deren Erſcheinungen ihn zuerſt nicht wenig befremdend anſprachen. Im Anfange machte ihn die höfiſche Politur oft ſehr verlegen; aber bald lernte er durch die Anleitung ſeiner ſchönen Couſine ſich in den vornehmen Zirkeln frei zu benehmen, und wo er noch zuweilen einen Verſtoß gegen den Anſtand machte, da fand er bei den Damen in Rückſicht ſeiner wohlgebauten Figur und bei den Herren ſeiner Familie und ſeines Reichthums wegen die bereitwilligſte Nachſicht. Bei dem Unterricht, den ihm ſeine liebenswürdige Anverwandte in Hinſicht auf ſeine Handlungsweiſe ertheilte, lernte er bald die altmodigen Vorurtheile ablegen, die ihm von ſeiner ländlichen Erziehung her noch anklebten, und ſie wußte ihm ihre Lehren ſo eindringlich zu machen, daß er ihnen Folge leiſtete, wie ſehr auch anfangs ſein Gefühl ſich dagegen auflehnen mochte, wie ſehr auch das, was er thun oder unterlaſſen ſollte, ſeinen Begriffen von Recht und Pflicht widerſprach.

»Jedermann die Wahrheit zu sagen ist eine Thorheit; selbst nicht der, dem sie nützen könnte, mag sie hören, und dem Wahrheitsprediger folgt man nimmer. Man muß Nachsicht mit den Schwächen Anderer haben, denn kein Mensch ist ganz frei davon, und den größeren oder geringeren Grad derselben veranlassen Temperament und Umstände. Was die Pietisten Laster nennen, sind nur Schwächen; vielleicht ein außergewöhnlich hoher Grad davon: wirkliche Laster sind sie nur dann, wenn sie den Menschen so beherrschen, daß er dadurch lächerlich oder verächtlich wird. Wir sind zum Genuß geschaffen; ein Thor der da entbehrt, wo er genießen kann. Mäßigkeit ist erhöhter Genuß, weil sie uns fähig macht länger zu genießen; wäre dieses nicht der Fall, so würde sie Thorheit seyn. Tugend ist ein Unding, wenn sie nicht die höchste Konsequenz ist. Alle Tugendhelden sind nichts mehr, als feine Egoisten; sie verschmähen den roheren Kitzel der Sinne, weil ihnen der weniger rohe der Ehrfurcht und Bewunderung, die man ihnen zollt, besser zusagt. Und erlangen sie dieses auch nicht; so schmeicheln sie ihrem Bewußtseyn mit den Siegen, die ihr starker Geist über die Leidenschaften

davon getragen hat. Oder die Natur versagte ihnen jeden Sinnenreiz.»

Von der Art waren die Marinen, die Adele Rudolphen eigen zu machen strebte. Bestritt er solche nun oft zwar ernstlich; so wußte sie ihm doch deren Anwendbarkeit mit tausend Beispielen zu erweisen, und glaubte er gleich seiner verführerischen Lehrerin nicht unbedingt; so handelte er doch in ihrem Sinne.

Bei diesen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß der Freiherr mit Adelen in Berührungen kam, die seiner Treue gegen Annchen gefährlich werden mußten. Er war Adelens Begleiter im Schauspiel, auf der Promenade, bei Spazierfahrten, ihr Gesellschafter wenn Migräne sie an ihr Zimmer fesselte. Der Kammerherr wußte um ihr Beisammenseyn und beförderte es. Täglich wurde die Vertraulichkeit der Beiden inniger; größer auch die Gefahr — und es erfolgte, was unter diesen Umständen nicht ausbleiben konnte.

Sobald der erste Taumel des Genusses vorüber war, bereute Sellwitz tief, was er gethan. Mehr noch, wie die an Annchen begangene Untreue, schmerzte ihn der Gedanke, Adelen zu einem Fehltritte verleitet zu haben, der ihr, wie er

meinte, ihre Lebensruhe für immer stören müsse. Er war der Verführte, und glaubte doch der Verführer zu seyn. Er klagte sich als solchen bei Adelen an und wollte sie beruhigen, als er bei seinem nächsten Besuche sie in Thränen fand, die sie, dachte er, über den Verlust ihrer Tugend weinte. Er rief wehmüthig aus: «Adele, diese Thränen brennen auf meinem Herzen; ich habe sie veranlaßt: werden Sie Ihrem Verführer je vergeben können?» Adele verzog den Mund zu einem ironischen Lächeln und dann sagte sie: «Sie sind ungemein drollig, lieber Baron, und Ihre Einbildungskraft nimmt einen kühnen Flug, wenn Sie sich vermögend glauben eine Dame, die am Hofe ihre Bildung empfing, zu einer Schwäche verleiten zu können, die sie genöthigt wäre zu beweinen. Doch merken Sie sich die Regel, mein Lieber! ein Mann von Welt darf mit einer Dame von einer gehabten Schäferstunde entweder gar nicht, oder doch nur mit Entzücken sprechen.»

Wär' es möglich, rief Sellwitz, Sie könnten mit dieser Kälte, und ohne zu erröthen über eine Handlung sprechen, die Sie mit der bittersten Reue erfüllen sollte? Doch nein, Sie treiben

Schmerz, indem ihr Herz blutet und Ihre Thränen strafen Sie Lügen.

«Ich habe nichts zu bereuen, da ich uneingeschränkt über meine Handlungen gebieten kann. Meine Thränen preßte mir der Aerger über meinen einfältigen Gemahl aus, der sich so eben sechs wunderschöne Tiegerschecken wegkaufen ließ, die ich zu haben wünschte, und mit denen nun meine Todfeindin, die Gräfin Rambach, morgen den Hof nach dem Lustschlosse begleiten wird.»

Rudolph schämte sich in Adelens Seele, über die Gleichgiltigkeit, mit der sie von einen Fehltritte sprach, der sie mit tiefer Scham hätte erfüllen sollen und sein Gefühl wurde verletzt, als er aus ihren Andeutungen entnahm, daß der Kammerherr sie von der ehelichen Treue gänzlich entbunden habe. Er wollte sie und ihr Haus sogleich verlassen, und nur ihre Vorstellung, daß er dadurch sie und sich selbst in den Augen der Welt lächerlich machen würde, indem er ein zwischen ihnen statt gefundenes Verhältniß auf diese Weise verriethe, hielt ihn zurück und bewog ihn, öffentlich ein freundschaftliches Benehmen gegen sie fortdauern zu lassen, obgleich ihm

die Verderbtheit dieſes Weibes widerlich war. Daß er blieb, war ſchon eine Wirkung von Adelens ihm eingeprägten Maximen.

Unter der Zeit waren Briefe von Annchen und Albert eingetroffen, die den Baron in eine peinliche Verlegenheit ſetzten. Ihr Inhalt war der kunſtloſe, aber rührende Ausdruck der Empfindungen zweier edeln Herzen, die allein für ihn ſchlugen und ihm mit einer unausſprechlichen Liebe zugethan waren. Er hatte verſprochen oft und recht ausführlich zu ſchreiben: konnte er dieſes jetzt aber wohl thun? konnte er bekennen, wie er gefehlt, oder ſollte er dieſe offnen, harmloſen Gemüther mit Lügen unterhalten? Die Briefe, die er doch endlich abſchicken mußte, waren ſie gleich kurz genug, hatten ihm eine unendliche Mühe gekoſtet.

Dem Freiherrn ging es in der Reſidenz, wie unzähligen Andern, die, unbekannt mit den in Hauptſtädten und an Höfen herrſchenden Sitten und Meinungen, in die große Welt eintreten und doch weder den Muth haben, unbekümmert um den Spott und das Achſelzucken der feinen Leute, bei ihrer gewohnten Denk- und Handlungsweiſe zu bleiben, noch, um ihren Charakter zu retten,

sich gleich zu entfernen. Anfangs wird ihr Gefühl von der Lockerheit der Sitten, von der frivolen Denkungsart, die häufig unter den höhern Ständen herrscht, empört, welterhin gewöhnen sie sich daran, das, was sie zuerst Laster nannten, heißen sie nun Thorheit, dann Schwäche, und am Ende lassen sie sich nach und nach zu diesen Schwächen verleiten, die sie endlich um Ruhe, Sittlichkeit und Charakter bringen und sie denen gleich stellen, die von ihnen früher verachtet oder bemitleidet wurden.

Um nicht lächerlich zu erscheinen, vielleicht auch, weil er sich Adelen und ihrem Gemahl für die ihm erwiesene Gastfreundschaft und Einführung in die s. welt verpflichtet fühlte, konnte Rudolph sich von Adelen nicht trennen, nachdem er ihren Unwerth hatte kennen lernen, er blieb in ihrem Hause; natürlich mußte er auch höflich, verbindlich gegen sie seyn, darauf folgte Vertraulichkeit und dieser — Fehltritte, die weniger bereut wurden wie der erste.

Adele war, ihrer lockern Grundsätze ungeachtet, kein schlechtes Weib zu nennen; denn bei ihrer Erziehung hatte man versäumt ihr die Tugend kennen und lieben zu lehren, und es

war daher kein Wunder, wenn das Wesen derselben ihr immer fremd blieb. Sie war aber weder rachsüchtig noch eigennützig, noch zu kleinlichen Intriguen geneigt. Auch schenkte sie ihre Gunst nicht jedem ohne Unterschied, für den sein Aeußeres oder seine Verhältnisse sprachen. Selbst ein regierender Fürst würde vergebens vor ihr gekniet und um ihre Neigung gefleht haben, hätte er nicht irgend einen geistigen Vorzug besessen, wodurch ihr Gefühl bestochen worden wäre. Sie liebte an dem Manne die geistige Kraft, das stolze Selbstgefühl, wodurch allein er über den großen Haufen kleiner Seelen sich erhebt, und ihm war sie bereit sich gänzlich hinzugeben; wer sie damit nicht gewinnen konnte, der bewarb sich um ihre Gunst vergebens.

Rudolphs Unschuld, sein unverdorbener Sinn, sein leichtes Eingehen in die Formen der höhern Stände, ohne doch etwas von seinem eigenthümlichen Charakter dabei aufzuopfern, das alles nahm sie für ihn ein, und er hätte ihre Neigung auf die härteste Art zurückweisen können, ihre Anhänglichkeit an ihn wäre dadurch doch nicht vermindert worden. Sie wollte ihn groß und

geehrt sehen und entwarf Plane dazu, deren Kühnheit und kluge Berechnung, einem Manne Ehre gemacht haben würde. Der Kammerherr, ein willenloses Werkzeug ihrer Absichten, aber durch seine Verbindungen von vielem Einfluß bei Hofe, mußte ihre Kombinationen ausführen, deren Ziel sie aber auch selbst dem Baron nicht entdeckte. Einen Posten bei Hofe sollte dieser annehmen und dann steigen von Stufe zu Stufe, bis zu dem Range des ersten Ministers. Die Zügel der Herrschaft sollte er nach wenigen Jahren mit kräftiger Hand führen; eine Welt sollte er von sich reden machen, und dann wollte sie sich ihres Werkes freuen, dann wollte sie in seinem Arm den Lohn für ihr Bemühen, ihn dahin gebracht zu haben, erndten. — Auch in der Hofwelt kann man, wie dieses Beispiel beweiset, schwärmen, und zuweilen schwärmt man auch dort nicht ganz unedel.

Adelens Plane gemäß, mußte der Erbprinz auf den Freiherrn aufmerksam gemacht werden, damit eine genaue Bekanntschaft zwischen beiden geschlossen und so ihrem Schützling auf eine glänzende Weise die Bahn eröffnet würde, auf der er nachmals unaufhaltsam weiter fortschreiten soll.

Ihre Absicht gelang vollkommen; die Jagd, das Reiten und andere ritterliche Künste, worin Sellwitz eine große Fertigkeit besaß, machten ihn dem Prinzen lieb und beide bald zu unzertrennlichen Freunden. Der Baron sollte nun einen Posten annehmen, aber sie mußte ihn ihm auf eine Art antragen lassen, die ihre Mitwirkung dabei nicht verrieth; denn sie schloß ganz richtig, daß Männer von selbstständigem Charakter, sich nicht leicht einem fremden Plane hingeben, und am wenigsten dann, wenn er in einem Frauenkopfe entsprang. Sie hatte die Einleitung dazu so klug getroffen, daß die Sache nicht hätte fehlschlagen können, wenn nicht ein Zufall ins Spiel gekommen wäre, der außer aller Berechnung lag.

Auf einer Jagd hatten sich der Erbprinz und Sellwitz außerhalb der Grenze des Landes verirrt, und befanden sich in einem dichten Walde, als der Abend herein zu brechen begann. Für den Baron, der bei ähnlichen Gelegenheiten schon so manche Nacht unter freiem Himmel zugebracht hatte, war dieses für keinen großen Unfall anzusehen; aber der verweichlichte Sohn des Pallastes dachte mit Schrecken an die Wahrschein-

lichkeit in einem öden Walde nächtigen zu müssen. Der Anblick eines fernen Lichts erfüllte ihn daher mit vieler Freude. Als man sich ihm genähert hatte, wurde man gewahr, daß es von einem Thurme herableuchtete, der von den Trümmern eines alten Schlosses umgeben war. Der Baron rieth, den Thurmbewohner um kein Nachtlager anzusprechen, da die Gegend und die Ruinen ein gar zu verdächtiges Ansehen hatten; allein der Prinz fühlte das Bedürfniß der Ruhe und der Erquickung zu sehr, um diesen Rath zu beachten. Sie suchten vergebens nach einer Thür und mußten durch lautes Rufen ihre Anwesenheit bemerkbar machen. Nun öffnete sich ein Fenster im zweiten Stock, ein weitläuftiges Verhör begann und darauf fiel eine Zugbrücke auf ein altes Gemäuer nieder, zu dem sie hinankletterten und darüber zum Thurme gelangten. Sie fanden daselbst einen großen noch jungen Mann von stolzer Haltung, der sie mit den feinsten Anstande empfing, sie in ein wohl eingerichtetes Zimmer führte und bat, es sich bei ihm bequem zu machen. Er ließ durch einen Bedienten Speisen und Wein aufsetzen und während die Gäste aßen, unterhielt er sie auf eine angenehme Weise.

Demungeachtet blieben sie einigermaßen verdüstert, da das Widersprechende der seltsamen Wohnung mit der Bildung des Wirths sie über dessen Stand und Beschäftigung in Ungewißheit ließ. Er schien dieses zu merken und sagte:

«Zu deutlich lese ich den Wunsch eine nähere Aufklärung über meine Persönlichkeit zu erhalten, in Ihren Mienen, als daß ich nicht eilen sollte Ihre Wißbegierde zu befriedigen, die gegen mich zu äußern Sie Ihr Zartgefühl hindert. Dieser mein seltsamer Aufenthalt liegt über eine Stunde von allen menschlichen Wohnungen entfernt, und der Weg hieher ist so unwegsam, daß nicht leicht Jemand sich hieher verirrt. Ich wähle diesen Thurm, der beiläufig einer bezaubernd schönen Aussicht genießet, nur dann zu meinem Aufenthalte, wenn ich einmal das Bedürfniß fühle, mir allein gegenüber zu seyn, oder wenn ich ungestört zu arbeiten wünsche und von den gewohnten Geschäften des Lebens nicht unterbrochen seyn will. Hier vermuthet, sucht und findet mich niemand, und ich gewinne zu Beendigung dringender Arbeiten die Zeit, die mir außerdem in meinen Verhältnissen stets mangeln würde. Uebrigens würde ich nicht jeden ohne

Unterschied hier aufgenommen, noch weniger aber mit dem Zwecke meines Hierseyn bekannt gemacht haben; da ich aber meine edlen Gäste, die ich dem Aeußern nach auf der letzten Redoute in *** Gelegenheit hatte kennen zu lernen, noch ehe sie zu mir heraufstiegen an der Stimme wieder erkannte, so war es mir unmöglich, Sie über mein hiesiges Treiben in Ungewißheit zu lassen. Mein Name wird Ihnen für Ihre Sicherheit bürgen. Ich bin Graf Rothenburg, und hoffe in einigen Tagen das Glück zu haben Ewr. Durchlaucht in der Residenz Ihres fürstlichen Vaters vorgestellt zu werden.«

Die Reisenden wurden durch den Namen ihres Wirths auf das angenehmste überrascht; denn längst war es ihr Wunsch gewesen, den Mann persönlich kennen zu lernen, der an einem benachbarten Hofe in einem ganz unbegreiflichen Ansehn stand und alle Welt von sich reden machte. Der Prinz bat ihn, ja recht bald an den Hof seines Vaters zu kommen und der Graf sagte zu.

Schon nach einigen Tagen erfüllte der Graf sein Versprechen und setzte durch die Art seines Auftretens den Hof und die Residenz in Erstaunen. In dem öffentlichen Leben, wo Alles sich

bieget und windet und dreht, um die Individualität Anderer weder zu berühren, noch davon berührt zu werden; wo Alle, wenn gleich auf verschiedenen Wegen nach einem Ziele eilen; wo Alles einem Götzen, dem Eigennutz, fröhnt, der nur durch die Menschenopfer des Charakters gewonnen werden kann: da ist es eine seltene Erscheinung, einen Mann, der auf gewöhnlichem Wege zu großen Ansprüchen berechtigt wäre, solche großmüthig verschmähen und da gerade auftreten zu sehen, wo jeder sich bückt, wo alles opfert. Ein solcher Mann zeigte sich Graf Rothenburg und gerade dadurch, daß er bei Ausführung seiner Entwürfe die krummen Wege der Hofleute verachtend, geradezu auf sein Ziel losging, verhinderte er alle Intriguen gegen sich; denn den feinen Leuten war seine Art zu handeln unbegreiflich und nie erriethen sie seine Plane, eben weil sie so einfach waren.

Baron Sellwitz hing sich mit ganzer Seele an diesen Herren, der wie ein Titan über die Menschen seines Standes hervorragte, und der Graf würdigte ihn seiner Freundschaft. Da er auch mit dem Erbprinzen einen genauen Umgang pflegte, so begünstigte Adele das freundschaft-

liche Verhältniß des Freiherrn mit dem Grafen, als ihrem Zwecke zuträglich. Als sie aber gewahr wurde, daß der Graf ihren Schützling von der Bahn ablenke, die sie ihm vorgezeichnet hatte, da war es bereits zu spät, ihn seinem Einflusse zu entziehen.

Rothenburg, in den Geheimnissen des Hof- und Staatslebens eingeweiht, lehrte seinen jungen Freund die darin vorkommenden Klippen und Untiefen kennen und vermeiden. Er machte ihn auf das wilde, verworrene Spiel der menschlichen Leidenschaften aufmerksam und zeigte ihm wie er sich desselben zu seinem Vortheil bedienen könne.

«Jeder Mensch, sagte er, wird von einer Lieblingsleidenschaft beherrscht; willst du auf Jemanden einwirken, so thue es zu der Zeit, wenn diese Neigung gerade seine Seele füllt. Blind wie der Auerhahn, wenn er pfalzt, kraftlos wie ein müdegehetztes Wild ist der Mensch in dem Augenblick der Leidenschaft; mache sie zu deiner Verbündeten gegen ihn und du wirst alles über ihn vermögen. Ein Mensch ohne Leidenschaften, sagte er ferner, ist ein Schiff auf offenem Meere bei einer Windstille; wie jenes kommt

er nicht von einem Flecke. Seine Leidenschaften ertödten zu wollen ist Narrheit; sie zu beherrschen ist Pflicht.» Aber, fragte Sellwitz, hast denn Du auch Leidenschaften, da Du so kalt darüber philosophirst? «Allerdings, antwortete Rothenburg, habe ich deren, so wie jeder an Leib und Seele gesunde Mensch, und ich befriedige sie auch; doch nie auf Kosten meiner Individualität. Nur dadurch daß ich meine Leidenschaften in ihren Wirkungen genau kenne, daß ich ihrer mächtig werde, wenn sie mir schädlich werden könnten, nur dadurch unterscheide ich mich von dem großen Haufen; folge meinem Beispiel und es wird Dich nie gereuen. Laß Dich nie zur Schwärmerei hinreißen, sie sey von welcher Art sie wolle. Schwärmer können freilich zuweilen auch Großes bewirken; aber das, was sie thun, hat selten Bestand. Ueberdem werden sie in der Regel das Opfer der Idee, die sie begeisterte; das sollte aber nie der Fall seyn; denn der Mensch darf sich nie und unter keinen Umständen für irgend etwas opfern, weil seine eigene Individualität höher steht, als jede einzelne Handlung — sey sie auch noch so glänzend und einflußreich — die er thun könnte. Jeder Mensch ist ein Egoist;

er soll es aber seiner Bestimmung nach auch seyn, denn der Egoismus ist die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung, die ohne ihn gar nicht bestehen könnte. Ohne Egoismus ist keine Vaterlandsliebe denkbar. Ist Vaterlandsliebe kein Egoismus, so muß sie — ein dritter Fall ist durchaus unmöglich — Instinkt seyn, und da dächte ich doch hielten wir es mit der ersteren Meinung, weil die andere uns offenbar den Thieren gleich stellen würde. Auch die Eltern- Kinder- und Geschlechtsliebe, die Religion und überhaupt alle unsere Empfindungen werden von dem Egoismus geweckt, oder sie haben doch darauf Bezug und arten darin aus.«

Solchen Mehlthau warf die kalte menschenfeindliche Philosophie des Grafen auf die frische Jugendblüte des Jünglings, der, was auch sein Gefühl dawider sprach, und wie sehr er sich auch sträubte, diese Meinungen zu den seinigen zu machen, doch nicht Gewandtheit genug besaß, sie zu widerlegen. Eine Eiseskälte durchschauerte sein Herz bei dem Gedanken, daß der Graf Recht haben könnte, und die Schöpfung schien ihm zu einer Leiche zu erstarren, wenn er sich die heilige, uneigennützige, alles erwärmende

und belebende Liebe daraus weg dachte. Aber Rothenburg, in seiner Seele lesend, sagte: »Du hast unrecht, darüber zu trauern, daß ich den schönen Traum von einer uneigennützigen Tugend in Dir zerstörte; denn ich gebe Dir zehnfachen Ersatz dafür. Was kann erhabner seyn, als in seinen Handlungen nur den Grundsätzen der Vernunft zu folgen! sie gewährt uns Freuden, Frieden und führt allein uns zu einem würdigen Ziele. Nur durch sie allein kannst du groß werden, und die Freude über erreichte glänzende Zwecke, wird dir eine tausendfache Vergütung seyn, für das kurze Vergnügen, welches eine irre Empfindung, ein weichliches Gefühl dir gewährt haben würde. Auch noch einen andern Vortheil gewährt dir diese Ueberzeugung. Denkst Du Dir jeden Menschen, Dich mit eingeschlossen, als einen entschiedenen Egoisten; so werden Deine Forderungen an die gesammte Menschheit und an die Einzelnen nie hoch gespannt seyn, und um so seltener wirst Du in Deinen Erwartungen betrogen werden.«

Nach den Grundsätzen des Grafen Rothenburg gehörte der Ehrgeiz zu den edelsten Leidenschaften, und die Herrschsucht war in seinen Augen eine

ganz erlaubte Neigung, sobald sie nur von der erforderlichen geistigen Kraft begleitet war. Der Baron, dem er dieses offen erklärte, fragte ihn: warum er sich denn nicht um ein hohes Staatsamt bewerbe, um seine Neigung zu befriedigen? Rothenburg antwortete: «weil ich meinem Einflusse auf mehrere deutsche Höfe entsagen mußte, wenn ich mich an einem fixirte, und weil ich mir die Gelegenheit, vielleicht als erster Minister eines großen Staates einst einen halben Welttheil zu beherrschen, nicht dadurch rauben will, daß ich einem deutschen Fürstenhofe ausschließlich meine Dienste verpflichte.»

Die Persönlichkeit des Grafen Rothenburg war es, die den Jüngling, gegen die bessere Ueberzeugung seines Gefühls, in die Fesseln des blinden Glaubens schlug und ihn befangen machte. Liebenswürdiger konnte man nicht seyn, als es der Graf war; konsequenter nicht handeln, als er aber in seiner Dialectik, war er noch von niemanden, der sich mit ihm in einen Streit eingelassen hatte, übertroffen worden. Alles wodurch ein jugendliches Herz an einen Mann gefesselt werden kann, Großmuth, Hoheit, Kühnheit, Witz, Entschlossenheit, das besaß der

Graf in einem vorzüglichen Grade. Dazu kam noch eine einnehmende körperliche Bildung, ein edler Anstand, durch eine vorzügliche Geschicklichkeit in Leibesübungen hervorgebracht, und eine Sicherheit im gesellschaftlichen Umgange, als eine Folge der auf langen Reisen eingesammelten Welt- und Menschenkenntniß. Er mußte bei so vielen glänzenden Vorzügen das Ideal des Jünglings werden, dessen höchster Wunsch war, ihm einst ähnlich zu seyn.

Die Absicht der Kammerherrin mit Sellwitzen hatte der Graf sehr bald durchschaut; sie zu verhindern bedurfte es nur den Baron damit bekannt zu machen. «Sie meint es gut mit Dir,» sagte Rothenburg zu seinem Freunde, «aber ihr Plan ist zu kleinlich angelegt, um Dich groß und glücklich zu machen. Man würde Dich hier durch ein Amt verpflichten, aber Du wärest an diesen Hof gebunden und hättest zu viele Vordermänner, die zu überragen Du Deine schönsten Kräfte vergeuden müßtest. Und am Ende forderte sie von Dir eine Dankbarkeit, die Dir bald lästig werden würde. Dir ist vor allen Dingen nöthig, die Welt und das Leben in ihren mannigfaltigen Erscheinungen kennen zu lernen. Reisen mußt Du,

wußt an den Höfen Deinen Reichthum zeigen, mit Deiner Figur, mit Deinem Vermögen der Wunsch aller Töchter einflußreicher Väter werden; man muß Dich mit Anerbietungen überhäufen und Du mußt unter vielen die Wahl haben. Nur so kannst Du eine glänzende Stufe erklimmen, einst berühmt werden und die Welt von Dir reden machen.»

Der Freiherr hatte in einer vertraulichen Stunde dem Grafen seine Liebe zu Annchen entdeckt und ihm versichert, daß seine Neigung zu ihr ewig seyn werde. Rothenburg sprach sich über diesen Gegenstand folgend aus:

«Daß diese Liebe alle Plane Deiner Größe zerstören, noch mehr, daß sie Dich auch in Deinen häuslichen Verhältnissen unglücklich machen muß; Dir dieses klar beweisen, wie ich wohl könnte, wäre eine Thorheit, da Du, von Deiner Leidenschaft befangen, außer Stande bist meine Gründe zu würdigen. Indessen bist Du es Dir selbst und Deiner Geliebten schuldig, Deine Neigung in so weit zu beherrschen, daß sie nicht störend in Deine Lebensbahn eintritt. Die Zeit, die Du an Liebesbriefe, an Versicherungen einer ewigen Zärtlichkeit verwendest, ist verloren; die Träumerei

sich in ihren Armen glücklich zu denken ist schädlich, denn sie erschlafft den Geist, wie jedes lang fortgesetzte Phantasienspiel. Entschlage Dich, so viel Du kannst, drei Jahre hindurch aller Gedanken daran. Ist Deine Liebe und die Ihrige, wie Du glaubst, ewig, so wird sie durch diese Probe bewährt, und ich habe nichts gegen eine Verbindung, die Euch dann ein geßnerisches Idyllenleben auf dem Lande sichert. Erkaltet aber in einem von Euch die Neigung; so hat diese Frist eine Vereinigung zwischen Euch gehindert, die jedem Fall Euch beide höchst unglücklich gemacht haben würde.« Sellwitz leistete dem Grafen das Versprechen diese Weisung zu befolgen, und daß er solches that, war ein sicherer Beweis für die Abnahme seiner Liebe zu Auchen.

Der Baron beschleunigte seine Abreise und nahm seinen Weg nach der Schweiz und Italien. Seinem Reiseplane zufolge konnte er diesen beiden Ländern nur eine mäßig lange Zeit widmen. Der Funke des Ehrgeizes, den Rothenburg in seine Seele geworfen, hatte gezündet und die Sehnsucht nach einer großen, berühmten Thätigkeit begleitete ihn selbst bis mitten unter den ewigen Wundern der Natur und ließ ihm auch da keine

Rast. Auch die reizenden Fluren der Provenze durchstrich er nur im Fluge, und nur kurze Zeit konnten ihn die blühenden Ufer der Garonne fesseln. Paris nur, damals der Mittelpunkt aller politischen Händel, die große Schule für den Hof- und Staatsmann, war sein nächstes Ziel. Dort wollte er den Grund zu seinem Glücke legen, dort wollte er sich die Kanäle zu dem Einfluß eröffnen, den er besitzen mußte, um seine Wünsche erfüllt zu sehen; unwiderstehlich zog es ihn dahin.

Er war nun mündig geworden und konnte also frei über sein Vermögen bestimmen. Mit zwanzig tausend Thaler Einkünften läßt sich auch in Paris sehr anständig leben; aber um des Aufwandes wegen bemerkt zu werden, dazu wird freilich mehr erfordert. Da dieses aber gerade des Freiherrn Absicht war; so bestimmte er ein Drittel seiner baaren Kapitale zu seinem Aufwande in jener Hauptstadt. Den alten Paul hatte er nach Hause geschickt und statt dessen einen Franzosen zum Kammerdiener angenommen, und außerdem noch einige Diener von dieser Nation. Der Jäger Friedrich war geblieben, hatte sich aber so verändert, daß er nicht mehr derselbe schien.

Der harmlose deutsche Bursche, aus dessen hellen, offnen Augen einst die unverkennbarste Gutmüthigkeit sah, hatte sich in einen neumodigen Windbeutel verwandelt, der jeder Schürze nachlief, die französische Lebhaftigkeit nachahmen wollte und mit einem Worte ein Geck war. Das Roth seiner Wangen war längst erblichen, das einst klare Auge blickte unstät umher und strahlte von einem irren Feuer; sein Liebchen in der Heimath hatte er längst vergessen.

In dem lärmenden, intriguenvollen Paris erhielt Sellwitz zuerst die klare Ueberzeugung, daß Annchen sich nicht zu seiner Gemahlin eigne. «Sie kann mich nicht glücklich machen, sagte er sich, denn sie ist für die Zirkel, in die mich mein Beruf führt nicht erzogen. Sie kann sich meinen Begriffen nicht anschmiegen, meine Ideen nicht fassen und an ihrer Seite müßte ich sogar auf allen gesellschaftlichen Umgang Verzicht leisten; denn ihr geringer Bildungsgrad würde den Personen, mit denen ich meiner Verhältnisse wegen umgehen muß, ein Aergerniß geben. Aus diesen Gründen kann auch ich sie nicht glücklich machen; sie würde an meiner Seite nur elend seyn. Ueberdem ist eine Mißheirath gewissermaßen

ein Verbrechen gegen die Nachkommenschaft, die dadurch so vieler wesentlichen Vortheile beraubt wird. Am besten also, ich gebe sie auf. Sie wird in Alberts Armen volle Entschädigung für meine Liebe finden und diesen guten Menschen glücklich machen, für den sie wie geschaffen ist.« So sinnreich war der einst so harmlose und gutmüthige Rudolph geworden, seine Untreue zu entschuldigen und sich wohl noch dazu zu überreden, er erfülle damit Freundespflicht. Auf Annchens Briefe hatte er seit lange nur selten und kurz geantwortet, jetzt unterließ er es ganz; denn seinen Entschluß ihr zu melden, dazu hatte er das Herz nicht. Daß er mit Albert nun auch keinen Briefwechsel unterhalten konnte, war natürlich, da dieser ihn um die Ursache gefraget haben würde, warum er an Annchen nicht schrieb. Ueberhaupt scheuete er die Erinnerung an seine früheren Verhältnisse, und um sich ihr zu entschlagen, gab er Freund und Geliebte zugleich auf.

Was nicht jedem Deutschen, der sich darum bewirbt, in Paris gelingt, das glückte dem Freiherrn; er gewann dort Ansehen und gelangte zu Verhältnissen, die ihm einen Einfluß verbürgten, vermittelst dessen er seinen Lebensplan ausführen

zu können hoffen durfte. Er fand hier eine Geliebte, er fand hier einen Freund, und er segnete sein Schicksal, das ihm für das, was er aufgegeben hatte, einen so reichen Ersatz darbot.

Mademoiselle Luzie de Clerembault, die Tochter eines reichen und einflußvollen Mannes, ein Mädchen, deren Name stets dann genannt wurde, wenn die Pariser Roués die ersten Schönheiten der Hauptstadt aufzählten, ließ sich die Huldigungen des Freiherrn gefallen und gestand endlich, daß auch sie ihn wohl leiden möge. Sie bewies, mehr durch Vorzüge, die sie ihm vor Andern einräumte, wie durch Worte, daß sie ihn liebe, doch nur selten gelang es ihm, ihr einen zärtlichen Augenblick abzugewinnen, in welchem sie ihm ihre ganze Neigung zeigte. Aber wie entzückend war sie dann auch, und wie geistvoll, und wie liebenswürdig überhaupt! Seine vorige Liebe kam ihm, trotz mancher angenehmen Erinnerungen, beinahe kindisch vor, und verglich er sie mit diesem glänzenden Austausch der Gedanken, mit diesem schillernden Wortspiel, welches die Empfindungen seiner Luzie wie ein duftender Blumenkranz umgab und verzierte; so wunderte er sich selbst, wie er jenen einfachen Gefühlen bei

Annchen hatte Geschmack abgewinnen, wie er sie sogar hatte für ewig halten können.

Der Freund, den er gefunden hatte, nannte sich Longeville und war ein Pariser aus einer guten Familie und in jedem guten Hause, selbst vom ersten Range, gern gesehen. Seine Freundschaft zum Baron hatte zwar nicht den tiefen, ernsten Charakter, den sie bei den Deutschen annimmt; aber er war unzertrennlich vom Freiherrn, theilte alle dessen Parthien, ehrte dessen Rechte auf Luzien, und da er weder des Barons Geld noch Verbindungen bedurfte, weil er beides selbst im Ueberfluß besaß, so konnte kein Verdacht statt finden, daß Eigennutz der Grund seiner Freundschaft sey.

Müde der ewigen Zerstreuungen, denen das Leben in Paris, mehr wie anderswo, gewidmet ist, sehnte Sellwitz sich endlich nach einem Wirkungskreise, der seinen stärker als je rege gewordenen Trieb zur Thätigkeit befriedigte. Auch wünschte er seine Verbindung mit Luzien zu vollziehen, welches nicht füglich eher geschehen konnte, bis er im Besitz eines angesehenen Staatsamts war. Er bewarb sich nun bei seinen Gönnern ernstlich darum, und man nahm seine deßfalsigen

Bitten so zuvorkommend auf, als ob man die Aeußerung derselben längst erwartet, und längst darauf gedacht hatte sie zu erfüllen. Es war in der traurigen Zeit, in welcher man alles, von einiger Bedeutung, was man im deutschen Vaterlande zu erlangen strebte, in Paris nachsuchen mußte, und der Freiherr verschmähete diesen Weg nicht, weil der Ehrgeiz ihn spornte, und dieses das einzige Mittel war ihn zu befriedigen. Luziens Vater war in seine Absichten eingeweiht und genehmigte sie; sein Freund, der auch darum wußte, wünschte ihm Glück, und alles verhieß ihm eine nahe Erfüllung seiner Wünsche.

Eines Tages ließ sich ein Vertrauter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bei ihm melden und brachte ihm die vorläufige Nachricht von der Erreichung seines Ziels. Es war vermittelt, daß er in dem Kabinet eines angesehenen deutschen Fürsten angestellt werden sollte, dessen Genehmigung dazu bereits angelangt war, und es hing nur von ihm ab, wenn er den Posten antreten wollte. Nur waren einige Bedingungen zu erfüllen, deren Uebernahme man bei ihm als gewiß voraussetzte, und wofür sich sein künftiger Schwiegervater auch bereits verbürgt hatte. Er

sollte nämlich bewirken, daß aus der Staatskasse des Fürsten, dem er künftig dienen würde, jährlich eine bestimmte runde Summe nach Frankreich, an gewisse begünstigte Personen flösse; ferner sollte er stets nach der Vorschrift handeln, die er von Paris aus empfangen würde; und endlich sollte er alle Geheimnisse des Kabinets, bei dem er angestellt war, pünktlich dem französischen Minister berichten.

Nein, rief er, das ist zu viel! Ich soll unter dem Titel eines Staatsbeamten ein Spion, ein Landesverräther werden und den Fürsten verkaufen, der mir sein Vertrauen schenkte! So etwas wagt man einem Manne, einem deutschen Freiherrn zu bieten? Ein schönes Gefühl seiner Würde war in ihm erwacht; er ließ den Agenten des Ministers hart an und erklärte, unter solchen erniedrigenden Bedingungen nie ein Amt annehmen zu wollen. Der Agent machte ihm ein feines Kompliment über seine Gewissenhaftigkeit und empfahl sich.

In dem Freiherrn tobte der Grimm über die ihm gemachten Zumuthungen; er konnte sich in diesem Gemüthszustande keinem seiner Bekannten zeigen, und um ihnen auszuweichen ließ er anspan-

nen und fuhr nach Trianon. Er beschäftigte sich unterweges damit, seine gehabten Entwürfe zu überdenken und überzeugte sich, daß nunmehr jede Hoffnung verloren sey, sie von Paris aus erfüllt zu sehen. Jetzt erst fiel es ihm ein, wie thöricht er gehandelt habe, von dieser Hauptstadt aus seine Laufbahn beginnen zu wollen, da er sich leicht hätte vorstellen können, daß solches ohne erniedrigende Verpflichtungen nicht abgehe. Er machte sofort neue Plane. Er wollte sich mit Luzien verbinden und nach Deutschland zurückziehen, um dort an irgend einem deutschen Hofe einen Wirkungskreis zu suchen. Er gab sich selbst Beifall über diesen Gedanken, und fuhr am Nachmittage des folgenden Tages erheitert nach Paris zurück. Er ging in den Abendzirkel bei einem Großen, der ihn stets mit vieler Auszeichnung behandelt hatte und wo eben eine glänzende Gesellschaft versammlet war. Der Haushert erwiederte sein Compliment kalt und sah ihn mit einer fragenden Miene an, als sey er verwundert ihn bei sich zu sehen. Er trat zu seinen Bekannten, aber überall schien man ihn nicht zu kennen und zog sich scheu von ihm zurück. Auch bei den Damen, deren Liebling er bisher gewesen,

wär das derselbe Fall, und hatte er sonst oft die Unterhaltung geleitet, so schien man jetzt kein Ohr für seine Rede zu haben. Er begriff, daß dieses schon die Wirkung von des Ministers Ungnade sey und beruhigte sich sehr leicht darüber. Er verließ die Gesellschaft und eilte zu Herrn von Clerembault. Dieser überraschte ihn mit der Erklärung, daß er alle Verbindungen mit ihm für aufgehoben ansehe, da er seine Tochter nicht einem Unsinnigen vermählen wolle, der ein ihm dargebötenes ganz außerordentliches Glück muthwillig von sich stoße. Der Baron berief sich auf Luziens Entscheidung in dieser Sache, von der er überzeugt war, daß sie sein Benehmen billigen würde. Ihr Vater ließ sie kommen und sie nannte Sellwitzen einen Thoren, mit dem sie sich nie verbinden könne, da sie nicht in den Augen der Welt für eine Närrin gelten wolle, die ihr Schicksal an das Loos eines Aberwitzigen knüpfe. Fürchterlich enttäuscht stand der Freiherr da. Hier, wo er sich so warm, so innig geliebt glaubte, fand er sich nur für das Mittel angesehen der leichtsinnigen Pariserin zu einem glänzenden Hausstande zu verhelfen und nebenbei vielleicht ihrer Sinnlichkeit zu schmeicheln. Nun

ſahe er ein, daß da nur Witz, wo er Gefühle, ein kaltberechnender Verſtand, wo er Gemüth erwartet hatte, vorhanden ſey, und daß in dieſer verfeinerten Welt der Egoismus ſich in ſeinen rohſten Formen zeige. Er wollte den Zorn über Luziens Herzloſigkeit am Buſen ſeines Freundes Longeville ausſchütten; aber der ließ ſich nirgends finden und ſandte ihm endlich ein Billet, worin er ihn bat, ihn mit ſeinen Beſuchen vorläufig zu verſchonen, da es ſeine Verhältniſſe nicht erlauben wollten, mit einem bei dem Miniſter in Ungnade Gefallenen öffentlich einen freundſchaftlichen Umgang zu halten.

Empört über dieſe Niedrigkeit der Geſinnung eines Menſchen, den er in ſeinem Herzen getragen hatte, verließ der Freiherr Paris, um im Vaterlande ſein vorgeſtecktes Ziel zu verfolgen. Auf dem Wege dahin traf er den Grafen Rothenburg, dem er die ihm in Paris gemachten Zumuthungen und den Verrath, den Freund und Geliebte an ihn begangen hatten, klagte. Der Graf ſchüttelte bei Anhörung der Erzählung ſeines Freundes mehrere Male mißbilligend den Kopf, und als dieſer geendet, ſagte er:

«Wer hieß Dich Herz bei einer Pariſerin,

Gemüth bei einem Franzosen suchen? Geist, Witz, Verstand, Geschmack wirst Du bei ihnen im reichsten Maaße antreffen, nicht aber die Eigenschaften die Du suchest, und die Du nur bei Deinen Landsleuten zu finden hoffen darfst. Erwäge doch, daß der Mensch nicht alles seyn, nicht alles haben kann, und gieb es endlich, aufwidersprechende Eigenschaften vereinigen, in verschiedenartigen Genüssen zugleich schwelgen zu wollen. Auf Deinem Wege zur freien, großen, unbegrenzten Thätigkeit mußt Du, wenn Du Dein Ziel nicht verfehlen willst, dem ruhigen, besonnenen Verstande treu bleiben, darfst Dich nicht weichlichen Gefühlen überlassen, darfst nicht Empfindungen erwecken und theilen wollen, die zwar recht gut für den beschränkten Kreis des kleineren Bürgers passen mögen, um einige Abwechselung in das fade Einerlei von dessen Leben zu bringen, auf der Stufe aber, zu der Du Dich erheben willst, ungereimt sind und nur Lächerlichkeiten veranlassen. Ein verliebter Staatsmann ist eine komische Figur und kann nur Sottisen begehen. Begnüge Dich doch, wenn Deine thierische Natur in Dir rege wird, damit, dem Sinnenreize auf Augenblicke zu huldigen. Schwelge, wenn Dein

warmes Blut es gebieterisch fordert, in den Reizen eines schönen Weibes, weihe ihrem Geiste Deine Bewunderung, werde von ihrem Witze entzückt; nur verlange nicht Gefühle von ihr über die Dauer eines Augenblicks hinaus; entsage dem Wunsche nach einer unveränderlichen Liebe, die zwar in der niedern Hütte, durch Gewohnheit und Langeweile veranlaßt, zuweilen bestehen kann, die Du aber in den Sälen der Großen vergeblich suchen wirst, weil daselbst eine solche Liebe alle Verhältnisse verwirren würde, also aus physischen wie moralischen Gründen nimmer statt finden kann. Was die Zumuthungen betrifft, die man Dir von Seiten des französischen Ministeriums gemacht hat; so bietet diese Sache noch einen Gesichtspunkt dar, aus dem gesehen sie allerdings annehmbar scheint, und nach welchem Du Dich schwerlich von dem Vorwurf, übereilt gehandelt zu haben, wirst rechtfertigen können. Das Land, in welchem man Dich anstellen wollte, war nicht Dein Vaterland, Du hattest also keine Verpflichtungen als Landeskind dagegen. Als Deutscher bloß eine Verpflichtung gegen einen deutschen Staat annehmen zu wollen, wäre bei unserer Zerstückelung Widersinn. Betrachtest Du Dich

als ein im Dienste des französischen Staats Angestellter, was Du, wenn Du jene Anerbietungen annahmst, eigentlich warst, so war in den Dir gemachten Anträgen nichts, was Deine Ehre beleidigen konnte.«

Der Baron wurde von diesen Sophisterien des Grafen zwar nicht überzeugt, aber die Konsequenz derselben sprach ihn an und machte ihn um vieles ruhiger. Sein besseres Gefühl schlummerte; einmal dem kalten, starren Ehrgeize hingegeben, von dem rastlosen Drange einer glänzenden Thätigkeit bestürmt, verlor der furchtbare Frevel der gemüthlosen Selbstsucht das Abschreckende für ihn und er war auf dem geraden Wege ein herzloser Mensch zu werden, der ohne Bedenken seinem Götzen die heiligsten Rücksichten opfern könnte.

Er besuchte mehrere deutsche Höfe, um irgendwo die langersehnte Anstellung zu finden; aber von Paris aus für ihn gewarnt, wies man ihn überall zurück. Nach langem vergeblichen Bemühen änderte der Freiherr seinen Plan. Warum sollte ich mich, sagte er, durch die beschwerlichen Pflichten eines Amtes binden; nicht den Namen, sondern die Sache will ich. Ich will mich um

das Vertrauen eines Fürsten bewerben und als sein Freund in seinem Namen herrschen. Er war getröstet über alle seine bisherigen vergeblichen Erwartungen, als er diesen Gedanken bei sich ausgebildet hatte, und hielt den ihm von der Nothwendigkeit aufgedrungenen Vorsatz für das Ergebniß seines freien Entschlusses.

Sein Vornehmen gelang. Er kam an einen Hof, dessen Fürst, ein junger lebhafter Herr, beschlossen hatte selbst zu regieren und der zu dem Ende in die kleinsten Einzelnheiten der Verwaltung einging. Natürlich mußte er sich dabei bald in die mannigfaltigsten Hindernisse verwickeln und oft über dem Kleinen das Große, Wichtigere verabsäumen. Es entstand eine Verwirrung in den Geschäften, die der Minister theils nicht hindern konnte, theils auch nicht wollte, um dem Fürsten diese Art von Thätigkeit zu verleiden. Der aber ließ nicht ab davon, so drückend ihm die übernommne Last auch wurde und so wenigen Erfolg er auch von seiner Wirksamkeit sah; denn er wollte sich nicht der Beschämung eines Rückschritts aussetzen. Baron Sellwitz, der sich diesem Fürsten näherte, wurde mit offnen Armen von ihm empfangen und bald mit seinem Ver-

trauen beehrt. Sellwitz hatte es bald begriffen, was dem Fürsten bei Ausführung seiner Absichten im Wege stand. Er sagte ihm darüber freimüthig seine Meinung. Er veranlaßte darauf, daß dem Minister ein Theil der Arbeiten wieder zugewiesen wurde, einen andern Theil davon übernahm er selbst und dem Fürsten überließ er die Leitung des Ganzen, jedoch von seinen Rathschlägen unterstützt. Auf diese Weise machte er es seinem fürstlichen Freunde leichter und brachte wieder Ordnung in die Geschäfte, und der Fürst schenkte ihm aus Dankbarkeit ein uneingeschränktes Zutrauen. Hatte den Freiherrn aber sein natürlicher Scharfblick auf den rechten Weg geleitet, so konnte es doch nicht fehlen, daß er aus Mangel an Kenntniß des Geschäftsganges im Verfolg der Wirksamkeit, die ihm der Fürst zugewiesen hatte, tausend Verstöße begehen mußte, die das von ihm gestiftete Gute wieder unnütz machten. Er wollte, nach Art aller kräftigen Menschen ohne Erfahrung, reformiren, wollte allen Uebeln und Gebrechen schnell und auf einmal abhelfen, riß oft etwas Schadhaftes ein, ohne noch zu wissen, wodurch er es würde ersetzen können und nie wollte er bei seinen Maaßneh-

mungen die Zeit in Anschlag bringen, die doch so vieles ausgleicht und ordnet. Unabsehbare Verlegenheiten, die Unzufriedenheit aller Stände, auch derer, denen zu helfen er beabsichtigt hatte, und am Ende eine Kälte des Fürsten, die ihn tödtlich schmerzte, war die Folge davon. Er sah die begangenen Mißgriffe ein, wollte nun einlenken und nahm sich vor nur langsam auf dem Wege der Erfahrung vorzuschreiten. Aber jetzt war es zu spät; die Kabale war gegen ihn erwacht, man setzte ihm Hindernisse entgegen, die er nicht zu besiegen vermochte, und er wurde von dem Fürsten in höchster Ungnade entlassen.

Sellwitz hatte während seines Aufenthalts an diesem Hofe, wie auch schon zum Theil früher, den sinnlichen Vergnügungen bis zum Uebermaaß gehuldigt. Doch dem Genusse folgte eine widerliche Leere, die an sich schon die Folge jedes Uebermaaßes ist, die aber bei dem Baron um so fühlbarer war, als er nie die Befriedigung fand, die er suchte. Nur rohe Sinnlichkeit wurde ihm geboten, wo er auch das Herz beschäftigt wissen wollte; nur thierische Begierden erregte und stillte man, wo er dem Geiste zugleich auch eine Unter-

haltung zu gewähren wünschte. Und überall, im geselligen Verkehr mit sogenannten Freunden, wie bei den Geschäften, trat ihm der gemeine, rohe Eigennutz, die starre, kalte Selbstsucht entgegen; überall sah er die falsche, schimmernde Larve der Bildung und hinter dieser das eckelhafte Heer ungezügelter Begierden, die, im steten Kampfe mit einander, einen Krieg Aller gegen Alle bildeten, alle Schranken der Sitte und des Gesetzes sprengten und alle Rücksichten übertraten, sobald es sich um einen zu erringenden Vortheil handelte. Erboßt, daß er sich selbst in dieser Zahl wissen und Rothenburgs Behauptung von einem allgemein herrschenden Egoismus zugeben mußte, stürzte der Freiherr sich dann mit verdoppelter Wuth in den Taumel sinnlicher Freuden, um sich zu betäuben, und leerte den gefährlichen Kelch der Lust bis zur Neige. Nun, da er die vielgeltende Stelle des fürstlichen Günstlings, und mit ihr sein Ansehen und seine Freunde verloren hatte; nun, da er das Unbefriedigende der sinnlichen Freuden zugleich mit ihrer nachtheiligen Wirkung auf seinen Körper fühlte, nun erwachte er aus dem langen Traume, in den sein Ehrgeiz ihn gewiegt hatte, und er fing an einzusehen, daß er den

Zweck seines Daseyns verfehlt und das Lebensglück auf einem falschen Wege gesucht habe. Jetzt sollte er noch auf eine eindringliche Weise von der Unhaltbarkeit der Maximen seines Vorbildes des Grafen von Rothenburg überzeugt werden.

Er hatte gehört, daß dieser an dem Hofe zu *** eine glänzende Rolle spiele, und da es ihm denn doch noch zuweilen einfiel, daß vielleicht nur seine Mißgriffe an dem Verunglücken seiner Plane Schuld gewesen wären, und er bei größerer Vorsicht und Beharrlichkeit wohl zu einem würdigen Ziele hätte gelangen können, so eilte er zu seinem Freunde hin, um sich von diesem eine nähere Belehrung über seine Zweifel zu verschaffen. Er kam dort an und fand Rothenburg als den geliebten Günstling eines mächtigen Fürsten, als den nächsten Mann am Throne wieder, in dem Glanze einer Macht, um die er von tausenden beneidet, wegen der er von tausenden gefürchtet wurde. Ja, sagte der Freiherr, er hat das Ziel erreicht, nach welchem ich vergebens strebte! Glücklich würde ich zwar, wie ich glaube, auch an seiner Stelle nicht seyn, aber doch ehrenvoll beschäftigt und darum ruhig, wenn schon nicht

zufrieden. Er war mit dem Grafen noch nicht zusammen gekommen, weil er ihn zuvor aus der Ferne hatte beobachten wollen; jetzt, nachdem er so vieles von des Günstlings Größe und Ansehen gesehen und gehöret hatte, drängte es ihn, aus dem Munde des Freundes selbst zu erfahren, wie glücklich er sey. Er fuhr hin und fand den Pallast des Grafen mit Wache besetzt, denn so eben verhaftete man denselben wegen Hochverrath.

Der Baron nahm zu innigen Antheil an Graf Rothenburgs Schicksal, um nicht dessen Ausfall zur Stelle zu erwarten, und er hoffte seinen ehmaligen Freund bald auf eine glänzende Weise gerechtfertiget und mit der vollständigsten Genugthuung in seinen hohen Posten wieder eingesetzt zu sehen. Aber es kam anders, wie er dachte. Rothenburg wurde überführt, seinen Vorgänger durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben, um dessen Stelle einnehmen zu können; ferner dasselbe an dem regierenden Fürsten versucht zu haben, um dessen Nachfolger, der weniger Charakterstärke besaß, desto leichter nach seinem Willen lenken zu können; endlich aber Dokumente von großer Wichtigkeit aus dem geheimen Archiv entwandt

und für eine ungeheuere Summe einem benachbarten Hofe verkauft zu haben. Das waren also die Mittel, deren sich der große, liebenswürdige, beneidete Mann zu seinen Zwecken bediente; das waren die Wege zu seinem Ziel; das waren die Folgen seiner Grundsätze! Giftmischer, Landes- und Hochverräther war er geworden, hatte gemordet, hatte selbst die Hände nach dem Leben seines Fürsten, der sein Freund gewesen war, ausgestreckt. Dahin führten also die heillosen Maximen des Egoismus, deren verführerischer Lehrer dieser Rothenburg gewesen war! Dieser Betrachtung voll und überzeugt, daß er auf dem Boden, wo das Laster so üppig wucherte, nie ein Glück, wie er es sich gewünscht, finden werde; empört über die Verbrechen, womit ein Mensch, der seine unbegrenzte Achtung besessen hatte, sich beflecken konnte; beschämt daß er diesem Böswicht hatte blindlings folgen können, und voll Reue über ein unnütz verlorenes Leben, beschloß Sellwin die große Welt zu fliehen und in der Heimath die Ruhe wieder zu suchen, die ihn so lange geflohen hatte. Dort, so dachte er, fand er doch noch eines Freundes Herz, sollte Annchen auch ihre Liebe ihm nicht mehr aufbewahrt haben. Er

erglühte vor Scham, wenn er an diese beiden treuen Seelen dachte, deren Anhänglichkeit er so übel vergolten hatte.

Je näher er der Heimath kam, je wehmüthiger wurde er. Es war ein trüber, aber milder Herbsttag, an welchem er die letzte Station nach seinen Gütern machte, und zwar eben so, wie einst bei seiner Abreise, zu Pferde. Das fallende Laub, die kahlen Stoppelfelder und der grau umzogene Himmel gaben ein schwermüthiges Bild von dem Abschiede, den die Natur vor ihrem winterlichen Scheiden nahm. Dieser Anblick wirkte ergreifend auf des Freiherrn Seele. Aber schmerzlich traf es ihn, als er Friedrich, der in der Folge seines wilden Lebens fechte, hüsteln hörte. Vor wenig Jahren hatte dieser junge Mensch, blühend, in frischer Gesundheitsfülle, sich aus den Armen seiner Braut gerissen, um seinem lieben Herrn zu folgen, und jetzt kehrte er eine gewisse Beute des nahen Todes zurück. Auch dieses Opfer war seinen Ehrgeize gefallen. Der Baron hatte durch sein Beispiel den einst so wackern Burschen verleitet, sich zerstörenden Genüssen zu überlassen; durch eine genaue Aufsicht hätte er diesen Menschen vor dem Verderben bewahren können, und

ach, er hatte es nicht gethan! Schwer fiel ihm dieser Gedanke auf's Herz. Es drängte ihn mit dem Armen zu reden. Er sagte: «Armer Friedrich! zu Hause sollst Du es gut haben; ich will Dich pflegen lassen, damit Deine Krankheit Dir weniger fühlbar werde.» Finster erwiederte der Jäger: «was hilft das alles? ich werde keine frohen Tage mehr sehen; ich wollte, es wäre zu Ende.» Heiße Thränen rannen bei diesen Worten über die bleiche Wange des früh Zerstörten, dessen zerfallene Gestalt den Freiherrn tief erschütterte. Stumm und in sich gekehrt verfolgte er nun seinen Weg, mit nagendem Kummer an die letzt verlebten Jahre denkend. Froh und unverdorben an Leib und Geist zog er aus, um die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen; jetzt kehrte er verarmt an Wünschen und Hoffnungen, mit Kummer und Reue in der Brust, von Vorwürfen, die ihm sein verletztes Bewußtseyn machte, gequält, zurück. Treue Herzen, die ihn liebten, hatte er schnöde von sich gestoßen; das Edelste, was der Mensch dem Menschen bieten kann, hatte er verschmäht, um das wilde Begehren des Ehrgeizes zu befriedigen; und für das, was er so leichtsinnig hingab, hatte man ihm

elende Scheingüter geboten, die ihm Unlust und Qual, statt des gehofften Genusses gewährten. O! rief er nun schmerzlich aus, warum fehlte mir ein warnender Freund, der mich meine Irrthümer kennen lehrte; warum mußte ich statt seiner einen Teufel finden, der, mit der täuschenden Hülle eines Halbgotts bekleidet, mich in das unreine Gewirr der Leidenschaften verwickelte! Werde ich mein gutes Annchen, meinen sanften Albert noch finden? werden sie noch eine Freistätte für den an ihrem Herzen haben, der ihre treue Liebe so schlecht belohnte?

Er betrat die Grenzen seiner Güter mit bangen Gefühlen. Unangenehm wurde er berührt, als er die einst so wohl unterhaltene Heerstraße verfallen und kaum fahrbar, die sie umgebenden Obstbaumalleen halb ausgestorben fand. Die dünnen Stoppeln auf den Feldern zeigten von Mißwachs, das noch so spät auf den kahlen Wiesen weidende Vieh von Futtermangel. Seine Güter, die sonst unter der Aufsicht des thätigen Amtmanns ein Bild des Ueberflusses gewährten, stellten jetzt ein abschreckendes Gemälde des Mangels dar. Was war hier vorgegangen? Er selbst hatte sich, aus thörichter Furcht, in seinen

Freuden gestört zu werden, den einzigen Weg abgeschnitten, Nachrichten von seinen Gütern zu erhalten; denn seit er mündig war, durfte ihm, auf seinen ausdrücklichen Befehl, nichts gemeldet werden, und seine Gelder bezog er durch ein Frankfurter Haus, durch welches er seinem Haushofmeister eine unbeschränkte Vollmacht hatte zustellen lassen. Mit jedem Schritt, den er weiter ritt, fand er Anlaß seine gemachte Reise zu bereuen.

Er langte vor seinem Schlosse an, wo er alles verödet fand, und wo ihm der Haushofmeister mit sichtlicher Verlegenheit entgegen kam. Er mochte nichts fragen, und trat nach einer kurzen Ruhe den Weg zum Amtmann an. Sein ganzes fröhliches Jugendleben stellte sich ihm aufs Neue dar. Diesen Fußsteig war er so oft zu seinem Annchen gegangen; hier war sie ihm so oft mit Albert entgegen gekommen; hier war er so manchem wonnevollen Augenblick entgegen geeilt. Eine schmerzlich süße Erinnerung durchzog seine Brust; seine frühe Liebe wurde aufs Neue in ihm rege, und zwischen Furcht und Hoffnung schwankend betrat er das Haus des Amtmanns.

Er fand ihn, einen niedergebeugten Greis, im Armſtuhle ſitzen, und in ſeinem faltenvollen Antlitz ſchien der Gram mit der Zeit gemeinſchaftlich, die tiefen Furchen gegraben zu haben, die es bedeckten. «Der Haushofmeiſter, ſagte er nach der erſten Begrüßung, nahm mir die Bewirthſchaftung der Güter; ich gab ſie ſehr gern ab, denn ich war zu ſchwach ſie länger zu führen.» Wo iſt Annchen? fragte der Freiherr. Kommen Sie, entgegnete der Greis, ich führe Sie zu ihr, ſie hat lange auf Sie gewartet. Er ergriff die Hand des Barons und ging mit ihm durch den Garten nach dem Kirchhofe. Hier, rief er, auf einen ſchon beraſeten Grabhügel deutend, ſchläft ſie nun ſchon zwei Jahre, nachdem der Gram über den verlorenen Bräutigam ihr Herz gebrochen hatte. Zwei Jahre lang hoffte ſie mit frohem Muthe; da wurde ihr bange. Noch ein halb Jahr harrte ſie mit ſchmerzlicher Sehnſucht, und dann nahm Gram ihre Seele ein. Täglich ſtieg ſie auf jenen Berg und blickte mit ſchwimmendem Aug', mit blutendem Herzen, hinaus in die Ferne, ob der Heißgeliebte nicht wiederkehre. Und wenn ſie dann ſpät des Abends heimkehrte, dann weinte ſie, daß es mir in die

Seele ſchnitt und rang die Hände und rief: ach er hat mich vergeſſen; ich ſehe ihn nimmer, nimmer wieder! Der arme Albert war ihr treuer Begleiter. Er liebte das Mädchen ſo treu, und ich hätte ſie ihm gern gegeben; aber ihr Herz füllten nur Sie. Der arme Junge grämte ſich mit ihr zugleich ab und beide vergingen wie die Schatten. Nun ſind es zwei Jahre, daß wir das Mädchen hier einſenkten, und wenige Zeit darauf trugen ſie auch den guten, ſtillen Albert zu Grabe. Hier liegt er an ihrer Seite.

Der Greis hatte mit zitternder, von Weinen unterbrochner Stimme dieſe Auskunft gegeben, die wie eine Weltenlaſt auf des Freiherrn Seele fiel. Da ſtand nun der Verarmte an der Maalſtatt ſeines Glückes und ſtarrte den Grabhügel an, der die zwei in Staub zerfallenen Herzen deckte, die nur allein für ihn geſchlagen hatten. Gram über ſeine Untreue hatte ſie gebrochen; ach er hatte ſie geopfert, geopfert um ein eitles Phantom, und das Höchſte, Herrlichſte, was das Erdenleben bietet, Freundſchaft und Liebe, um einen leeren Wahn dahin gegeben. Die Qualen der Hoffnungsloſigkeit packten ihn und wühlten ihm in der zerriſſenen Bruſt, die Vergangenheit

bot ihm nur Stoff zur Reue, zu ewig nagenden Vorwürfen dar, die Zukunft lag wie eine öde Wüste, deren dürrem Boden keine Freudenblumen mehr entsprießen vor ihm, ein ewiges Weh fiel auf seine Seele und der Abgrund der Verzweiflung klaffte vor ihm auf. Sein ganzes folgendes Leben war ein freudenloses Vegitiren, wie es bei Jedem seyn muß, der ohne Freundschaft, ohne Liebe, ohne menschliche Theilnahme lebt. Seine düstere Laune scheuchte alle diejenigen fort, die ihm wohlwollend entgegen kamen, und wenn das schmerzlich sehnende Herz sich einmal öffnen und den Menschen nähern wollte, so schloß es schnell die Furcht vor einer rächenden Nemesis wieder. Er fürchtete mit seinen Gefühlen so verrathen zu werden, wie er es an Annchen und Albert gethan hatte, und um diesen Schmerz sich zu ersparen, trug er den längern einer öden, trüben Einsamkeit. Was bei Jedem unter diesen Umständen erfolgt wäre, blieb auch bei ihm nicht aus; er verwilderte, wie seine ohne Aufsicht gelassenen Güter. Kalt und fühllos blieb er bei fremder Noth, wie bei fremden Freuden; hart und rauh wurde sein Benehmen gegen seine Untergebenen und gegen alle, die

mit ihm in Berührung kamen, und der einst so heitere und gefühlvolle Jüngling endete in den späteren Mannsjahren als ein vollendeter Menschenfeind.

Der Glockenschlag der Mitternachtsstunde mahnte die Gesellschaft an das Bedürfniß der nächtlichen Ruhe und man trennte sich, um dem Schlummergott die schweigende, doch gern geleistete, Huldigung darzubringen. Wolfgang begleitete den Kammerherrn in das Schlafgemach, um demselben einige Bemerkungen über die eben vorgetragene Erzählung mitzutheilen.

«Sie haben uns, sagte er, heute sehr angenehm unterhalten, allein, verzeihen Sie mir die Bemerkung, die mir die Sorge für meinen Freund abdringt, daß die Geschichte, wodurch Sie uns den Abend verkürzten, die von Ihnen, wie ich voraussetzen darf, beabsichtigte gute Wirkung auf Kuno hervorbringen wird, daran muß ich doch zweifeln.»

Welche Wirkung, glauben Sie, hätte ich damit erreichen wollen?

«Nun, doch wohl den Trübsinn des Unglücklichen, wenigstens auf eine kurze Zeit, zu verbannen.»

Falsch, mein Freund! ein solches Vornehmen würde vorläufig ganz vergeblich gewesen und schwerlich auch dem geübtesten Erzähler gelungen seyn. Meine Absicht ging nur dahin, die Auf-

merkſamkeit Ihres Freundes zu feſſeln, ihn an dergleichen Abendunterhaltungen zu gewöhnen, und dazu ſchien mir das tragiſche Gemälde eines, großen Theils durch ſeine eigene Schuld, Unglücklichen vorzüglich paſſend; eine heitere, oder auch nur rührende, Erzählung würde, wie ich glaube, auf Ihren verſtimmten Freund nur einen widerlichen Eindruck gemacht haben. Außerdem halte ich das düſtere Bild des Menſchenfeindes, mit welchem ich die Erzählung ſchloß, für geeignet den Herrn von Starkenfels zu einigem Nachdenken über ſeinen gegenwärtigen Gemüthszuſtand anzuregen, und ſollte dieſes mir gelungen ſeyn, ſo hätten wir einen ſtarken Schritt zu unſerm Ziele gethan.

Sie halten alſo eine heitere Unterhaltung für Kuno noch nicht zuträglich?

Er würde ſich ihr entziehen, da ſie mit ſeiner Stimmung im Widerſpruch ſteht. Unſer vorzügliches Bemühen muß dahin gehen, ihn in unſere Geſellſchaft zu ziehen; gelingt uns dieſes, ſo haben wir gewonnen Spiel und dürfen auf die Herſtellung Ihres Freundes rechnen. Denken wir alſo darauf, ein öfteres Zuſammentreffen unſeres kleinen Zirkels mit ihm zu veranlaſſen.

Das war aber keine leichte Aufgabe, denn Kuno war nicht zu bewegen dem Kammerherrn einen Gegenbesuch abzustatten, obgleich er sich merken ließ, daß die Unterhaltung desselben ihm nicht mißfallen habe. Uebrigens war die an jenem Abende vorgetragene Erzählung des Kammerherrn nicht ohne alle Wirkung auf ihn geblieben. Er vermied nämlich von der Zeit ab alle Aeußerungen des wilden, heftigen Menschenhasses, ließ den Ausbrüchen seiner übeln Laune nicht mehr so ungezügelt freien Lauf und hielt weniger strenge auf die Beobachtung der Regeln, die er sich in Hinsicht seiner abgeschiedenen Lebensweise vorgeschrieben hatte.

Dennoch scheiterten mehrere Plane, die Wolfgang entworfen hatte, um ihn mit jener Gesellschaft abermals zusammen zu bringen; vielleicht auch deßhalb, weil sie allzukünstlich angelegt waren, und der vorsichtige Freund das Zutrauen Kunos nicht aufs Spiel setzen wollte. Endlich gelang denn doch ein Versuch. Auf einer absichtlich deßhalb angestellten Jagdparthie entfernte Wolfgang sich mit Kuno mehrere Stunden weit von Starkenfels und nahm unvermerkt die Richtung nach des Doctors Wohnsitz. Der Abend

nahete heran, die Freunde waren müde, erschöpft, hungrig, die Spur des rechten Weges war verloren und Ruhe und Stärkung wurde dringendes Bedürfniß. Da zeigte sich in der Nähe des Doctors freundliche Wohnung, und wollten die Freunde nicht, auf die Gefahr, unter freien Himmel zu nächtigen, noch länger im Walde herumirren, so blieb ihnen nichts übrig, als daselbst einzusprechen. Kuno unterwarf sich dieser Nothwendigkeit nur mit großem Widerwillen; allein sie ließ sich nicht vermeiden; denn, abgesehen von der eigenen Müdigkeit, konnte er doch seinem bis zur Ohnmacht erschöpften Freunde keine längere Anstrengung zumuthen.

Man fand den Kammerherrn und den Pfarrer bei dem Doctor in einem Gartensaale und alle drei in einem lebhaften Gespräch begriffen. Nach den ersten Begrüßungen, und nachdem die Angekommenen einige Erfrischungen genossen hatten, bat Wolfgang die unterbrochene Unterhaltung fortzusetzen.

«Wohl, rief der Doctor, Sie sollen unsern freundschaftlichen Streit ausfechten helfen.

Der Gegenstand desselben ist die Ehe, von der ich behaupte, daß, im Fall sie unglücklich ausfällt, die Schuld davon in der Regel an beiden Theilen liegt, die es entweder durch die unpassende Wahl ihres Ehegenossen, oder aber durch ein verkehrtes Benehmen gegen denselben versehen, und sich dadurch das eheliche Leben zur Hölle machen.»

Der Pfarrer. Ich muß gestehen, lieber Doctor, Sie überraschen mich durch Ihre seltsame Behauptung; denn Paradoixen aus dem Munde meines alten, klaren Freundes zu hören, ist in der That etwas Ungewöhnliches, und wenn Ihre Aeußerung nicht Scherz ist, so werden Sie sie zurücknehmen müssen.

Der Doktor. Ich sehe das Seltsame davon nicht ein und erwarte darüber Ihre Beweise.

Der Pfarrer. Sie liegen am Tage. Die unpassende Wahl können Sie dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen wohl nicht zum Vorwurfe machen, da dieses in der Regel keine Wahl hat, sondern nur gewählt, oft wohl gar verhandelt, verkuppelt oder gezwungen und wie ein Opferlamm zur Schlachtbank einer heillosen Ehe geführet

wird. Was die verkehrte Behandlung in dem ehelichen Leben betrifft; so haben Sie freilich in einigen Fällen recht; in andern aber auch nicht. Wie, zum Beispiel, soll die Frau die wilden Leidenschaften des Mannes, den Trunk, die Spielwuth, den Jähzorn dämpfen? wie soll im Gegentheil der Mann, der das Unglück hat eine Gefallsüchtige, eine Widerbellerin, eine Verschwenderin zur Gattin zu haben, sich auch nur eine erträgliche Ehe schaffen können?

Der Doctor. Sie machen mir den Sieg leichter, als ich glaubte. Alle die von Ihnen eben genannten Fehler sind von der Art, daß sie dem Auge eines aufmerksamen Beobachters unmöglich in die Länge entgehen können, daher es immer in dem Willen des einen Theiles mit dem davon Beherrschten steht keinen Andern Ehebund zu schließen.

Der Pfarrer. Sie vergessen, mein Freund, daß sich Heirathslustige stets im besten Lichte darstellen und ihre Fehler oft sehr meisterhaft zu verbergen wissen.

Der Doctor. Schwerlich gut genug, um sie dem Auge des ruhigen Verstandes unbemerkbar zu machen.

Der Kammerherr. Wie selten hat aber bei einer solchen Wahl der ruhige Verstand eine Stimme?

Der Doktor. Da nennen Sie gerade den Anlaß der vielen unglücklichen Ehen. Würde man sich weniger einer leidenschaftlichen Neigung vor der Heirath hingeben, so würden wir mehr glückliche Ehen haben.

Wolfgang. Mich dünkt, lieber Doctor, Sie verlangen da etwas Unbilliges. Eine Heirath, bei der das Herz nicht ins Spiel kommt, ist doch wahrlich nichts weiter, als ein Handelskontrakt, und kann um so weniger glücklich ausfallen, als unter den Umständen eine Kälte in dem Ehestande statt finden muß, die keine von den herrlichen Blüten der ehelichen Glückseeligkeit aufkommen läßt, die nur allein das Werk einer gegenseitigen innigen Neigung sind.

Der Doctor. Sie mißverstehen mich. Ich will im geringsten jene zärtliche Neigung, die allerdings der wesentlichste Bestandtheil einer glücklichen Ehe ist, nicht ausgeschlossen wissen. Ich bestehe nur darauf, daß man sich vor der Ehe nicht der blinden Leidenschaft überlassen soll, die in dem geliebten Gegenstande nur lauter Voll-

kommenheiten entdeckt und kein Auge für dessen Fehler hat.

Der Pfarrer. Wie können Sie, der geübte Menschenkenner, von dem Menschen etwas verlangen, was so sehr dessen Kräfte übersteigt!

Der Doctor. Nicht im Mindesten übersteigt, meiner Ueberzeugung nach, das, was ich bei der Wahl eines Ehegatten angewandt wissen will, menschliche Kräfte. Aber wenn in unserm Zeitalter, so viele junge Menschen vor der Zeit und ohne alle Ueberlegung, sich einer blinden Liebe hingeben und dann, von der Leidenschaft geblendet, unfähig werden eine zweckmäßige Wahl zu treffen; so liegt der Grund davon in unserer verkehrten Erziehung. Das frühe Lesen der Romane, der Besuch der Schauspiele, die Theilnahme an so vielen Vergnügungen und die dadurch gereizte Genußsucht, der häufige Müßiggang, der Mangel an allen anstrengenden Arbeiten, das sind die Hauptursachen, warum unsere Jugend zu frühe und ohne Ueberlegung liebt, und daher die voreilige üble Wahl und die vielen unglücklichen Ehen.

Der Kammerherr. Ihrer Beschwerdeführung über die Erziehung unserer Jugend ließe sich viel ent-

gegenſetzen, ich will mich aber auf die Widerlegung eines einzigen Punkts beſchränken. Sie ſagen unter andern, der Mangel an anſtrengenden Arbeiten und das daraus entſpringende Uebel des Müßigganges u. ſ. w., trage bei unſerer Jugend auch einen Theil der Schuld der übeln Wahl des Ehegenoſſen. Dieſes kann ich nicht zugeben, da unſere Jugend ungemein viel mehr zu lernen hat, als einſt unſere Väter, um ſich auf dem Platze behaupten zu können, wo jene ſtanden.

Der Doctor. Allerdings wird mehr gelernt; aber wie? Wir ſind ſehr ſinnreich geweſen, um unſerer Jugend das Wiſſen ſpielend beizubringen und ihr jede Anſtrengung zu erſparen. Schon das A B C wird dem Knaben mit Zuckergebäcke oder auf gemalten Bildern beigebracht. Er erhält ſpäterhin eine Menge Leſebücher, durch die er mit der Geſchichte, der Naturgeſchichte und der Länderkunde durch bloße Lectüre bekannt wird. Hat er ſich auf der Schule nun einige oberflächliche Sprachkenntniß erworben, ſo gehts auf das Studium der Brodwiſſenſchaft los, wozu alle nur mögliche Kompendien angeſchafft werden, die ihm das auf wenigen Bogen darbieten, was wir Alten aus hundert Folianten und Quartanten

mühsam zusammen suchen mußten. Dafür lernten wir aber auch das unsrige gründlich, wogegen unsere neuen Wissenschaftsmänner in Verlegenheit gerathen, wenn ein Gegenstand in Rede kommt, über den ihr Kompendium nichts sagt. Um das System eines Philosophen kennen zu lernen, mußten sonst dessen Werke studirt werden, was denn freilich hinreichend Zeit und Mühe kostete und an Liebeleien nicht denken ließ. Jetzt macht man es sich leichter; man schlägt darüber das Konversations-Lexicon, eine gedrängte Darstellung, eine Uebersicht oder des etwas nach und hat somit die nöthige Zeit zu Thorheiten gewonnen.

«Der Knabe darf nicht unter strenger Zucht, der Jüngling nicht unter scharfer Aufsicht stehen, damit seinem Genius nicht die Schwingen gelähmt werden.» Das ist der gewöhnliche Wahlspruch unserer Erzieher, wodurch sie ihre Nachläßigkeit entschuldigen; es ist die Formel des Freibriefes, den unsere männliche Jugend zur Ausübung aller nur möglichen Verkehrtheiten und Ausschweifungen erhält.

Mit der Erziehung und dem Unterricht der Frauenzimmer ist es um nichts besser bestellt. Die Kunst zu gefallen, zu glänzen, wird ihnen syste-

matisch gelehrt. Sprachen, die ihnen zu nichts dienen, als einigen angenehmen Unsinn zu schwatzen, müssen sie erlernen. Freilich stümperhaft genug; aber was ein schöner Mund ausspricht, das wird so genau nicht genommen. Nun geht's ans Zeichnen, Malen, Sticken, an das Klimpern eines Instruments, und sind alle diese schönen Künste durchgemacht, so ist die Jungfrau vollkommen. Vergnügen, Zeitvertrieb, Genuß ist nun die Loosung; Ausübung des erlernten Tandes, um damit zu glänzen, die Bestimmung der Mädchen, und so ausgebildet können sie wohl keine gute Gattinnen, Hausfrauen und Mütter werden, und also im Ehestande weder glücklich seyn noch machen. Einst mußte die Jungfrau sich in der Küche und auf den Vorrathskammern tummeln; sie spann, wirkte und nähte sich ihre Ausstattung selbst zusammen. In Gesellschaften kam sie nur selten und da mußte sie bescheiden schweigen, und schon ein freier Blick war ein Verbrechen. Aber damals hatten wir auch eine Menge guter Hausmütter und glückliche Ehen und von einer Unzahl verliebter Abentheuer, die nun an der Tagesordnung sind, war damals gar die Rede nicht.

Wolfgang. Sie werden warm, lieber Doktor, und ich wundre mich nicht darüber, denn in dem was Sie sagen liegt, so sehr Sie auch damit wider die gegenwärtig herrschenden Vorurtheile verstoßen, augenscheinlich viel Wahres. Dem ungeachtet kann ich, in Hinsicht der freien Wahl des Ehegatten Ihrer Meinung nicht beipflichten. Gestehen Sie selbst, daß ein Mädchen nicht oft in den Fall kommt ihren Gatten wählen zu können, und daß sie nur zu oft wie eine Handelswaare, verschachert wird, ohne daß dabei auf ihren Willen Rücksicht genommen würde. Des Umstandes, daß viele Mädchen in der traurigen Lage sind, bloß allein der Versorgung wegen einen Mann nehmen zu müssen, mag ich gar nicht gedenken.

Der Doctor. Ihre Einwendungen widerlegen meine Ansichten nicht, im Gegentheil dienen sie zur Bestätigung derselben. Daß die Jungfrauen von ihren Eltern oft wie eine Handelswaare verkauft werden, rührt ja eben von unserer Erziehung her, die Schuld daran ist, daß Mädchen in der Regel sich in die unpassendsten, ungereimtesten Liebeleien einlassen, daher die Eltern, um dergleichen vorzubeugen, wohl eilen müssen,

die Töchter an den Mann zu bringen. Wären dagegen die Mädchen vernünftiger, für das wirkliche Leben erzogen, so würden die Eltern, bei unseren vorgerückten Ansichten über die individuellen Rechte des Menschen, nicht anstehen die Tochter in Rath zu nehmen, wenn sie ihr einen Mann aussuchen wollten, und sie könnte sicher seyn wenigstens keinem ausgeliefert zu werden, dem es an allen Erfordernissen einen glücklichen Ehestand zu führen fehlte. Auch im andern Falle hat wenigstens die Erziehung schuld, wenn unbegüterte Mädchen, um nicht hilflos zu bleiben, jedem Manne die Hand reichen müssen, der ihnen einen standesmäßigen Unterhalt anbieten kann. Wären unsere Mädchen zweckmäßiger, das heißt, zu besseren Hausmüttern erzogen, so würden viele Männer, die jetzt aus einer gerechten Furcht ledig bleiben, heirathen, und bei der vergrößeten Menge der Ehestandskandidaten würde auch den mittellosen Mädchen eine Wahl möglich werden.

Der Pfarrer. Zugegeben im Allgemeinen; indessen treten doch Fälle ein, in denen die zweckmäßigste Erziehung, die sorgfältigste Wahl nicht hinreichen das Weib vor einer unglücklichen

Ehe zu sichern. Mit Ihrer Genehmigung will ich Ihnen einen solchen Fall vortragen und Ihnen zeigen wie ein großes Herz, dem auch nicht die kleinste Schwäche, eine herrliche Seele, der auch nicht das geringste der Zeitgebrechen vorgeworfen werden konnte, in Folge unvermeidlicher Umstände unterging. Meine Erzählung kann ich füglich nennen:

Vertrauen und Verrath.

Der Kriegesrath von Engelberg, ein reicher Gutsbeſitzer in einem der ſchönſten Theile des geſegneten Frankenlandes, lebte ſeit mehreren Jahren in einer glücklichen ländlichen Einſamkeit, die ihn in den Augen vieler Menſchen beneidenswerth machte. Wirklich war er aber auch ſo zufrieden mit ſeinem Schickſale, als es ein vernünftiger Mann, der das Glück eines ihm vor tauſenden gefallenen günſtigen Looſes zu würdigen verſteht, nur immer ſeyn kann. Die paradiſiſche Lage und die in großer Fülle vereinten ökonomiſchen Vorzüge ſeiner Güter, ein gediegener Reichthum, eine kräftige Geſundheit, bei bereits vorgerücktem höheren Alter, friedliche Nachbarn, eine wiſſenſchaftliche, mit dem Zeitgeiſte fortgeſchrittene, Bildung, ein ruhiges Temperament, vor allem aber ein paar wohlgezogene höchſt liebenswürdige Kinder, alles dieſes vereinte ſich, um ihn zu beglücken. Er floh die große Welt nicht aus Vorurtheil oder aus Grundſätzen, die ihre Anwendung nur in der Einſamkeit gefunden

hätten, sondern ihn zog die schöne Natur seiner Heimath, das freie, bequeme, behagliche Leben auf dem Lande an, worin er durch wirthschaftliche Beschäftigungen, das Vergnügen der Jagd und der Fischerei, die Lectüre, den Briefwechsel, und den freundschaftlichen Umgang mit seinen Nachbaren eine genußvolle Mannigfaltigkeit zu bringen wußte; und von Zeit zu Zeit machte er auch auf einige Tage Besuche in dieser oder jener Residenz, um das bunte Hof- und Stadtleben einmal mit anzusehen und an den rauschenden Freuden Antheil zu nehmen, die er wie Näschereien betrachtete, die nur mäßig genossen, zuträglich sind. Auf diese Weise lebte Herr von Engelberg, der vollkommen glücklich mit seiner gesunden Lebens-Philosophie gewesen seyn würde, wenn er eine geliebte Gattin besessen hätte. Aber der Tod hatte die Gute, die einst als Gattin die Freuden seines Daseyns verschönte, frühe wieder von ihm geschieden, und ihr Andenken ehrend, und stets an Sie durch ihr holdes Ebenbild, Friedelinde, erinnert, mochte er zu keiner zweiten Ehe schreiten.

Fräulein Friedelinde war von der Natur mit einer großen Milde ausgestattet und nahm durch

ihre ganz ungewöhnliche Schönheit aller Herzen für sich ein. Aber nicht minder reich, war sie mit allen nur möglichen Vorzügen des Geistes und des Herzens begabt, und alles was dem Manne das Weib wünschenswerth macht, alles was dem Verehrer schöner Weiblichkeit Achtung und Verehrung abnöthiget, das war in einem seltenen Einklange bei dieser Jungfrau vereinigt.

Gerade aber diese vielen herrlichen Gaben und Eigenschaften hätten zu Friedelindens Verderben gereichen können, wenn sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter nicht so glücklich gewesen wäre eine vortreffliche Erzieherin zu erhalten, die jeden Keim des Guten in ihrer Seele entwickelte und zur Reife brachte.

Des Fräuleins Bonne war die Wittwe eines schweizerischen Predigers, und durch Talente, Kenntnisse, Herz und Charakter ganz vorzüglich zur Erzieherin eines jungen Frauenzimmers von Stande geeignet. Selbst Meisterin in allen weiblichen Fertigkeiten, welche die Bildung des Zeitalters von unsern Frauen fordert; wohl erfahren und geschickt in dem, was einer Frau bei Führung eines Hausstandes zu wissen und zu thun

nöthig ist, unterrichtete sie ihren, mit dem vortrefflichsten Fassungsvermögen begabten Zögling gründlich und mit dem gelungensten Erfolge darin. Aber indem sie dieses that, unterließ sie auch nicht Friedelindens Verstand anzubauen und, unbeschadet der sorgfältigen Schonung eines tiefen, innigen Gemüths, ihrem Charakter eine Festigkeit beizubringen, vermittelst deren sie bei einem lebhaften Temperament und einem leicht erregbaren Gefühl stets fähig war den Grundsätzen der Vernunft zu folgen und in allen Lagen die nöthige Besonnenheit zu behaupten.

Friedelinde wurde von der großen Welt fern gehalten; zwar nicht aus Grundsätzen, sondern weil dieses so in die häusliche Einrichtung ihres Vaters paßte. Auch entbehrte sie nicht den gesellschaftlichen Umgang; denn unter den benachbarten Gutsbesitzern befanden sich mehrere gebildete Familien, mit denen das Engelbergische Haus einen lebhaften Verkehr unterhielt, und die Schwägerin des Kriegesraths, eine liebe, milde Frau, wohnte bei ihrem Schwager und vertrat bei dem Fräulein die Stelle der Mutter. Sie war früher lange am Hofe gewesen und theilte ihrer Niece eine Politur mit, wie man sie sonst

nur bei jungen Damen, die in der großen Welt erzogen wurden, zu finden gewohnt ist.

Außer Friedelinden besaß Herr von Engelberg noch einen Sohn, der acht Jahre jünger als seine Schwester war; einen munteren, gutmüthigen Knaben, der seinem Vater und seinem Lehrer viel Freude machte und nie einen Anlaß zum Unwillen über ihn gab.

So stand es um Herrn von Engelberg und seine Familie, als ein sehr gewöhnliches Ereigniß, Begebenheiten herbeiführte, die über Friedelindens Schicksal auf eine unerwartete Art entschieden.

Des Fräuleins Erzieherin hatte schon lange gekränkelt, da sie sich nie so ganz an das deutsche Klima hatte gewöhnen können, und ein harter Winter vermehrte ihr Uebelbefinden. Dieses erregte in ihr den Wunsch nach ihrer Heimath, Lausanne, zurück zu kehren, wo sie bei ihren begüterten Verwandten auf eine freundliche Aufnahme rechnen konnte. Friedelinde war im achtzehnten Jahre und ausgebildet genug, um ihre Erzieherin entbehren zu können; und so sehr es auch allen schmerzte, sich von der vortrefflichen Frau trennen zu müssen, so verbot doch die Rücksicht

auf ihre wankende Gesundheit jeden Versuch sie zurück zu halten. Mit den ersten warmen Frühlingstagen reisete sie, von den Segenswünschen der Engelbergschen Familie begleitet, nach ihrem Vaterlande zurück.

Diese Trennung erinnerte den Kriegesrath, daß ihm eine Zeit bevorstehe, wo seine Tochter werde ihrer Bestimmung folgen und ihn verlassen müssen, und zum erstenmal dachte er an ihre Verehelichung. Friedelinde war, sowohl was ihre persönlichen Eigenschaften betraf, als auch in Hinsicht ihres zu hoffenden Erbtheils, eine der besten Parthien im Lande, und hätte sie in einer großen Stadt gelebt, oder wären in dem Kreise ihrer Bekanntschaft heirathslustige junge Männer gewesen, so würde sich ohne Zweifel eine große Schaar von Bewerbern zu ihr gefunden haben; so aber war sie nur Wenigen bekannt, und unter diesen gab es Keinen, der auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Besitz eines so ausgezeichneten Mädchens hätte rechnen dürfen. Dennoch mußten über kurz oder lang Friedelindens Vorzüge bekannt werden, und die Bewerbungen der jungen Männer von Werth veranlassen. Hr. von Engelberg hätte also deßhalb nicht sorgen

dürfen; allein er hatte sich vorgesetzt, bei der Wahl seines Eidams auf das sorgfältigste zu Werke zu gehen und unter vielen würdigen den Würdigsten auszusuchen. Er liebte seine Tochter genug, um bei dieser Wahl nicht nur Annehmlichkeit der Person und eine frische Jugend zur Bedingung zu machen, sondern auch Friedelinden eine entscheidende Stimme dabei einzuräumen. Da des Fräuleins Herz, wie er bestimmt wußte, noch ganz frei war und sie auch zu viel Verstand besaß, um sich durch irgend einen falschen Schimmer blenden zu lassen, so wagte er nichts dabei und durfte auf ihren vollen Gehorsam rechnen.

Er rathschlagte über diesen Gegenstand mit seiner Schwester und man vereinigte sich dahin, eine Badereise nach *** zu machen, um daselbst die jungen Ehefähigen Männer zu beobachten.

Friedelinden ging in dem stark besuchten Bade ein neues Leben auf, denn das bunte Durcheinander von so vielen Badegästen aus verschiedenen Himmelsgegenden und die mannigfaltigen Vergnügungen waren ihr ungewohnte Erscheinungen, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, ihr Gemüth mit mannigfaltigen Bildern berei-

herten und ihren Verstand auf das angenehmste beschäftigten.

Das schöne, geistvolle, liebenswürdige, feingebildete Mädchen konnte, wie natürlich, der jungen Männerwelt nicht lange unbemerkt bleiben; die reiche Erbin aus einem altadlichen Hause mußte bald das Ziel der Wünsche aller heirathslustigen jungen Männer werden, und alles was sich durch Stand, Vermögen oder natürliche Vorzüge berechtigt glaubte auf eine Verbindung mit ihr Anspruch machen zu dürfen, drängte sich zu ihr und bewarb sich um ihre Gunst.

Der Kriegesrath und seine Schwägerin, die Fridelinden, im Stillen zwar, aber sehr scharf, beobachteten, hatten alle Ursache mit dem Benehmen des Fräuleins zufrieden zu seyn. Sie war artig gegen alle Männer, doch verbindlich gegen keinen; gegen Zudringliche aber betrug sie sich mit einer Würde, die sie beschämt in die Grenzen des Anstandes zurück wies. Auf ihr Herz machte keiner der jungen Herren, die ihren Reizen huldigten, Eindruck, denn ihr einfacher Sinn fand an den geschniegelten, glatten Welt- und Hofmännerchen keinen Gefallen; ihr Zartgefühl

würde durch den kecken, absprechenden Ton der Andern, besonders der Militairpersonen beleidigt und beinahe an allen ohne Ausnahme war ihr die unheilbare Selbstsucht zuwider, die sich in den Handlungen eines jeden mehr oder minder, doch bei allen unverkennbar genug, aussprach.

Nur ein einziger Mann, Erwin, ein Dichter bürgerlichen Standes, durfte sich rühmen von Friedelinden mit einiger Auszeichnung behandelt zu werden. Er war noch in seiner Jugendblüte und konnte für einen schönen Mann gelten; seine Schriften aber hatte das Kennerurtheil schon mit dem Stempel der Vortrefflichkeit bezeichnet. Der Charakter dieses jungen Mannes war eine Mischung von Schwärmerei, Edelsinn und Sanftmuth, und bei seinem schönen Körper, seiner frischen Jugendfülle, seiner Liebenswürdigkeit wurde er ungemein anziehend für alle Frauen. Er war der Freund aller weiblichen Badegäste, von vielen sogar der Vertraute, und es lag nur an ihm, wenn er nicht auch der Geliebte mehrerer ausgezeichneten Damen war. Was aber diesen Punkt betraf, dachte Erwin äußerst zart; in ihm schien ein Ideal zu leben, welches er zum Maaßstabe weiblicher Vorzüge nahm, und dem nahe zu kom-

men noch keinem weiblichen Wesen gelungen seyn mußte.

Die Bekanntschaft mit Friedelinden machte er zufällig, und da er Herrn von Engelberg gefiel, so wurde er von ihm als Hausfreund angesehen und berechtigt, zu jeder Tageszeit zu erscheinen. Er fand sich oft ein und wurde bald der stete Begleiter dieser Familie bei ihrer Spaziergängen und Fahrten, und der Theilnehmer aller ihrer Lustpartien. Aber auch in den Stunden, wo Friedelinde einheimisch war, stellte er sich ein und blieb ihr unzertrennlicher Gesellschafter.

Des Fräuleins Wohlwollen für Erwin blieb von ihrem Vater und von der Tante nicht unbemerkt, und Ersterer glaubte Friedelinden auf die Folgen aufmerksam machen zu müssen, die es haben könnte, wenn sie sich ihrer Neigung überließ, da er doch über den Unterschied der Stände nicht so ganz vorurtheilsfrei dachte, um eine Verbindung seiner Tochter mit einem Bürgerlichen wünschenswerth zu finden. Friedelinde aber beruhigte ihn darüber und versicherte, daß ihr Wohlwollen für Erwin die Grenzen einer ruhigen theilnehmenden Freundschaft nicht überschreite, auch nie überschreiten werde; denn Er-

win, so hoch sie ihn auch schätze, sey der Mann nicht, den sie sich je zum Gatten wünschen würde, da seinem Charakter die Stärke und Besonnenheit fehle, wovon sie allein als Gattin Schutz, Sicherheit und die jedem Weibe nöthige Leitung erwarten könne. Herr von Engelberg war durch diesen Beweis von Friedelindens kluger Ueberlegung ihrentwegen vollkommen beruhigt, nur Erwins halben äußerte er Besorgnisse, da dieser eine Neigung für seine Tochter zu hegen schien, die einen störenden Einfluß auf sein Leben zu äußern drohte, wenn sie bei längerer Dauer tiefer wurzelte und er sich dann von der Unmöglichkeit, sie erwiedert zu sehen, überzeugen mußte. Herr v. Engelberg brachte dieß seiner Tochter in Erwägung und rieth ihr, sich so gegen Erwin zu benehmen, daß er zu keinen falschen Hoffnungen verlockt werde.

Für so manche andere Jungfrau wäre es eine schwierige Aufgabe gewesen, über diesen zarten Gegenstand sich gegen einen Freund erklären zu müssen. Die mehresten würden durch eine verstellte Kälte, wohl gar durch Nachlässigkeiten, es dem liebenden Manne haben merken lassen, daß er der Gegenstand ihrer Wahl nicht sey; andere

hätten ihn vielleicht durch ihre Launen zu entfernen gesucht: nicht so Friedelinde. Offen und unbefangen erklärte sie sich gegen den Freund über die bei ihm vorausgesetzten Empfindungen, die sie ihn auf die einfachen Gefühle der Freundschaft zu beschränken bat. Erwin nahm diese Eröffnung als einen Beweis ihres Zartgefühls mit vielem Wohlwollen auf, versicherte aber: wenn seine Neigung auch zuweilen etwas über die Grenze der ruhigen Freundschaft treten sollte, so wäre er doch ein viel zu genauer Beobachter seiner selbst, um je einer Leidenschaft, die mit seiner Bestimmung im Widerspruch stände, zu erliegen. Auch wenn die Vorurtheile des verschiedenen Standes ihm nicht entgegen wären, so würde er nie an eine Verbindung mit Friedelinden gedacht, sich also auch nie einer tiefen, nach Vereinigung strebenden Liebe gegen sie überlassen haben; denn seine Vermögens-Umstände und gewisse sehr theure Pflichten hinderten ihn jetzt, und vielleicht für immer, an eine eheliche Verbindung zu denken. Nach dieser gegenseitigen Erklärung regelte sich der Umgang dieser Beiden auf die ungezwungenste Weise, und sie wurden um so vertrauter

gegen einander, als sie über ihr gegenseitiges Verhältniß im Reinen waren.

Zu den jungen Männern, die Friedelinden umschwärmten, gesellte sich auch ein Graf Balbi, ein römischer Edelmann, der mit großem Eifer einen Vorrang vor den übrigen Verehrern des Fräuleins zu erringen strebte und solches, den Vorzügen seiner Persönlichkeit wegen, auch zu verdienen schien. Er war eine große, schöne, kräftige Figur von stolzer Haltung, und zwar weniger biegsam, als es die Italier gewöhnlich sind; doch schien dieses gerade besser zu seiner Persönlichkeit zu passen. Das ausdrucksvolle männlich braune Gesicht hatte wenig italische National-Züge; aber des Grafen Mutter war eine geborene Deutsche und er selbst in Deutschland erzogen worden, daher er auch die deutsche Sprache, wo nicht ganz rein, doch mit vieler Fertigkeit sprach.

Dieser Mann näherte sich Friedelinden und den Ihrigen mit aller der Dreistigkeit, zu der ihn gewissermaßen sein hoher Stand berechtigte, und die in einem Badeorte um so mehr an ihrem Platze ist, als man daselbst sich aus vernünftigen Gründen über die Regeln des strengen Anstandes

hinweggesetzet. Herr von Engelberg nahm ihn zwar höflich, aber merkbar kalt auf; denn zufällig hatte er eines Abends gesehen, daß der Graf Balbi mit den Bankhaltern Moitie machte, und die Infamie, die jedem Spieler von Profession anklebt, erweckte einen lebhaften Widerwillen in ihn gegen jeden, der mit dieser Bande in Verbindung stand.

Der Doctor unterbrach hier den Pfarrer und rief: Alter Freund, Sie bedienen sich etwas starker Ausdrücke, wegen deren ich Sie zur Rede stellen muß. Sie wissen, ich bin kein Spieler, aber gewohnt auch selbst dem Teufel Recht wiederfahren zu lassen. Warum klebt denn einem Spieler von Profession die Infamie an? Ohne Zweifel entfuhr Ihnen dieser Ausdruck unwillkürlich?

Der Pfarrer. Ganz und gar nicht; ich stehe nicht an ihn zu wiederholen, und jeder rechtliche Mensch, der Spieler vom Gewerbe kennt, wird meine Meinung theilen.

Der Doctor. Also sollten unter den Spielern von Profession sich nicht auch ehrliche Leute befinden?

Pfarrer. Gewiß nicht, wie ich unwiderleglich zu erweisen erbötig bin.

Doctor. Ich bin begierig diesen Beweis zu vernehmen.

Pfarrer. Ein Spieler von Profession ist ein solcher, der sich allein vom Spiele nährt, keinen andern Erwerbzweig hat, als das Spiel, und zwar das in den mehresten deutschen Staaten verbotene Hazard-Spiel. Dadurch, daß er Bank hält und Personen, die unter Gesetzen stehen, die das Hazard-Spiel verbieten, zu diesem Spiele verleitet, ist er schon starffällig; denn wenn zum Beispiel das Hazard-Spiel in den preußischen Staaten verboten ist, so handelt der Preusse unrecht, wenn er in einem Nassauischen oder Oestreichischen Bade spielt, weil so lange er nicht aufgehört hat Preußischer Unterthan zu seyn, die Gesetze seines Vaterlandes stets für ihn geltend bleiben, er mag sich befinden wo er will; wer ihn daher anlockt sie zu übertreten, macht sich eines Vergehens theilhaftig. Doch das ist nur ein einfaches Vergehen. Aber der Spieler macht sich gröberer Verbrechen schuldig; er will erndten, wo er nicht gesäet hat; er will sich nähren, und in der Regel nicht dieses allein,

sondern auch schwelgen und sich bereichern, ganz auf Kosten anderer Menschen, von deren Verlust, von deren Aerger und Gram er allein lebt. Würde jeder Pointeur bei den Hazardspielen mit der gehörigen Vorsicht spielen; würde kein Unvorsichtiger, mit den Regeln des Spiels Unbekannter, leidenschaftlich Gereizter, sich dem Spieltische nahen und würden die Banquiers keine betrügerischen Künste anwenden, so könnte kein Banquier von dem Spiele leben. Denn die nachgewiesenen zehn Procent, die im Durchschnitt der ehrlich spielende Banquier im Pharo und die fünfzehn, die er in andern Spielen voraus haben soll, reichen, wahrlich nicht hin, um die Spielpacht und andern Unkosten zu bezahlen. Also vom Versehen der Pointeurs, von ihrer Unkenntniß des Spiels, von ihrer gereizten Leidenschaft muß der Spieler vortheilen. Er sieht mit kaltem Blute junge Thoren sich zu Grunde richten, ihr Lebensglück auf eine Charte setzen und verlieren; er wendet betrügerische Künste an, um dem Glücke nachzuhelfen und kalt, herzlos, ohne Gefühl streicht er das betrügerisch gewonnene Gold ein, in dem ihm gegen über dem Verlierenden der Angstschweiß von der Stirne rollt, und in

allen Zügen die gräßlichste Verzweiflung sich ausspricht; indem der entsetzliche Gedanke des Selbstmordes die Seele des Unglücklichen durchbebt. Sagen Sie, ob auf solchem Menschen nicht mit Recht die Schande der Infamie ruht; gestehen Sie, daß unsere Sprache keine Worte besitzt, die stark genug wären, die unaussprechliche Verachtung auszudrücken, die jeder rechtliche Mensch für den Spieler vom Gewerbe fühlen muß!

Doctor. Sie haben Recht; doch wette ich, unser guter Pastor hat in seiner Jugend auch irgend einmal einige Fettfedern am grünen Tische verloren, da er so energisch gegen die Spieler sich ausspricht.

Pfarrer. Davon ein andermal; jetzt wieder zu meine Erzählung.

Bei der Offenheit, die einen Charakterzug des Kriegesraths ausmachte, blieb dem Grafen Valbi die Ursache der ihm gewordenen kühlen Aufnahme nicht lange verborgen, und er nahm Anlaß sich darüber zu rechtfertigen. Er lenkte selbst die Rede aufs Spiel und äußerte: „Ich kann nicht leugnen ein Freund des Spieles zu seyn, ich habe diese Neigung mit beinahe allen meinen Landsleuten gemein, wo es in den besseren

Ständen, bei dem so sehr fühlbaren Mangel an mannigfaltiger Unterhaltung gewissermaßen zum Bedürfniß geworden ist. Von der Literatur, von den schönen Wissenschaften weiß der größte Theil meiner Landsmänninnen kein Wort, die Politik interessirt sie nur in höchst wenigen Fällen, die Freuden der Tafel sind nur sparsam zugemessen, Lustparthien hat man nur höchst selten; was bleibt uns also übrig, als die Charten? Doch darf ich mich rühmen nicht leidenschaftlich und am wenigsten aus eigennützigen Rücksichten zu spielen. Wenn ich aber demungeachtet hier in den Verdacht gekommen bin aus Gewinnsucht zu spielen, so ist ein Zufall, und vielleicht einige Leichtsinn von meiner Seite, daran Schuld. Ich spielte nämlich unlängst eines Abends mit ganz außergewöhnlichem Glück und sah mich bald im Besitz des größten Theiles der Bank. Der Banquier, der sich nicht, um neue Summen zu holen, aus dem Spielsaal entfernen wollte, machte mir den Vorschlag mir Marquen statt der baaren Zahlung anzulegen und da ich kein Mißtrauen in seine Zahlbarkeit setzte; so ließ ich mir seinen Antrag gern gefallen. Mein Glück währte fort, und als das Spiel beendigt wurde, da hatte

ich außer einer Menge gewonnenen baaren Geldes noch auf Marquen tausend Dukaten an den Banquier zu fordern. Den andern Morgen, als ich die Zahlung erwartete, gestand mir der Banquier, er würde, weil ihm einige Summen ausgeblieben wären, in Verlegenheit seyn, wenn er mir bezahlen sollte und machte mir den Vorschlag mit ihm einen Abend die Bank in Kompagnie zu halten. Das habe ich denn zu meinem großen Schaden gethan; denn nicht nur habe ich den größten Theil meiner Forderung dadurch verloren, sondern bin überdem in den Verdacht gekommen, als ob ich Theilnehmer der Spielbank bin.«

Nach dieser Erklärung gewann der Graf in den Augen des Herrn von Engelberg, der um so artiger gegen ihn war, als er gegen demselben ein, wenn gleich nur im Gedanken, zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen hatte. Der Graf erhielt nun stets freien Zutritt bei der Engelbergschen Familie.

Graf Balbi war ein gewandter, angenehmer Mann, dem man im mindesten nicht sein südliches Vaterland ansahe und der seines besonnenen, stets von bedächtiger Klugheit geleiteten Betra-

gens wegen für einen ächten Deutschen gelten konnte. Zwar schienen ihm manche Kenntnisse abzugehen, die man bei den Vornehmen unseres Vaterlandes selten vermißt; aber das Air von Ueberlegenheit, der nachläßige, leichte Ton, an dem man Personen aus den höheren Ständen auf den ersten Blick zu erkennen pflegt, waren ihm in einem hohen Grade eigen. Seiner schönen Figur, seines männlichen Anstandes und seines hohen Standes wegen — sein Haus gehörte zu den berühmtesten in Italien — war er bei den mehresten Damen gern gesehen; Eitle und Geldsüchtige bezeugten ihm seines Aufwandes wegen große Achtung.

Das Leben der Engelbergschen Familie erhielt seit der Bekanntschaft mit dem Grafen größere Mannigfaltigkeit. Täglich ersann der letztere Lustparthien, wobei zwar jedesmal nur wenige Theilnehmer zugegen waren, die aber vielleicht gerade dadurch an Reiz gewannen. Graf Balbi war kein Freund von großen Gesellschaften und benutzte Gelegenheiten wenig, die sich ihm oft genug darboten, mit den vornehmsten Badegästen Bekanntschaft zu machen. Zu den Lustparthien, die der Graf veranstaltete, wurde Höflichkeits

haben auch Erwin gebeten; allein der machte nur dann, wenn er es durchaus nicht vermeiden konnte, Gebrauch von der Einladung; denn er mochte eben so wenig gern eine Artigkeit von dem Grafen annehmen, als dieser ihm eine erzeigen. Friedelinde, die dieses bemerkte, stellte ihren Freund darüber zur Rede und wollte wissen, warum der Graf ihm zuwider sey. Der Dichter wußte davon keinen Grund anzugeben, und Friedelinde erklärte lachend seinen Widerwillen für Eifersucht, was er im mindesten nicht bestritt. Mit dem Grafen waren ihre Verhältnisse noch so innig nicht, daß sie eine ähnliche Frage, in Bezug auf Erwin, an ihn hätte thun mögen. Ein unangenehmer Zufall, der die Familie Engelberg betraf, und der ohne des Grafen Dazwischenkunft sehr traurig hätte ablaufen können, brachte ihn ihr um vieles näher.

Man hatte eine Lustfahrt nach einem an dem Ufer eines großen Flusses höchst anmuthig gelegenen Dörfchen gemacht, und kam auf den Einfall ein wenig auf dem Wasser zu fahren. Man setzte sich in einen leichten Nachen und der Bediente des Grafen ruderte. Die hohe Pracht der mit Reben bekränzten Ufer, so wie die wunder-

liebliche Aussicht auf die fernen Gebirge zog die Augen der Gesellschaft auf sich und beschäftigte ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß sie die nahe Gefahr, in der sie schwebte, nicht merkte. Der Kahn war nämlich leck und das Wasser drang, als der Ruderer es anzeigte, sogleich mit solcher Heftigkeit hinein, daß nur noch Augenblicke bis zum gänzlichen Untersinken übrig waren und die Anstrengung des Ruderers, das Ufer wieder zu gewinnen, eine vergebene Mühe blieb. Der Graf, die Gefahr richtig würdigend, warf sogleich seinen Rock von sich, ergriff Friedelinden und schwamm mit ihr dem nahen Ufer zu. Er legte die Gerettete auf den Rasen hin und stürzte sich noch einmal in die Flut, um dem Kriegsrath, der nur noch schwach gegen das Untersinken kämpfte, zu Hilfe zu kommen und bald brachte er auch ihn ans Land. Unter der Zeit hatte der Diener Friedelindens Tante einen gleichen Dienst erwiesen. Der Graf traf nun sogleich die zweckmäßigsten Anstalten den bösen Folgen vorzubeugen, die dieser Unfall hätte nach sich ziehen können; auf sein Bitten sorgte die Wirthin für trockne Kleider, ein in der Nähe wohnender Arzt wurde herbei gerufen und keine Sorge gespart,

um jeder möglichen übeln Nachwirkung zu begegnen. Dieses Bemühen gelang denn auch so wohl, daß, als man gegen Abend die Rückreise nach dem Badeorte antrat, beinahe jede Spur des gehabten Schreckens verschwunden war.

Das Verdienst des Grafen um die Erhaltung der Familie fand bei ihr die dankbarste Anerkennung. Er wurde von allen Mitgliedern derselben mit einer zärtlichen Hochachtung behandelt, denn alle sahen in ihm ihren Schutzengel, der sie von den finstern Pforten des nahen Todes dem freundlichen Leben wieder zugeführt hatte und jedes bemühete sich zu zeigen, wie sehr es diese Lebensrettung zu schätzen wisse. Der Graf lehnte mit liebenswürdiger Bescheidenheit die vielen Danksagungen ab, und gerieth oft in Verlegenheit über das ihm überschwenglich ertheilte Lob. Als Hr. v. Engelberg den Bedienten für die Rettung seiner Schwägerin ein Geschenk machte, erfuhr er zufällig, daß der Graf durch Veranlassung der Rettung einen empfindlichen Verlust erlitten hatte. Um sich das Schwimmen zu erleichtern hatte er nämlich seinen Rock abgeworfen. In der Rocktasche war eine Börse mit 150 Dukaten und außerdem ein Taschenbuch mit Banknoten von ziemlich beträchtlichem

Werthe gewesen. Der Rock, wahrscheinlich durch die Schwere des Goldes in die unergründliche Tiefe des Flusses gezogen, fand sich nicht wieder, und der Graf hatte auf diese Weise beinahe seinen ganzen baaren Kassenbestand eingebüßt. Der Bediente hat den Hrn. v. Engelberg sich ja nichts merken zu lassen, daß er etwas von diesem Verluste erzählt habe, weil ihm solches bei Strafe der Dienstentlassung verboten sey. Der Kriegsrath wünschte dem Grafen diesen seinet und der Seinigen wegen erlittenen Schaden zu ersetzen, und befand sich in der peinlichsten Verlegenheit, weil er die Art nicht finden konnte, dieses zu thun, ohne das Zartgefühl seines Lebensretters zu verletzen. Er dachte hin und her darüber und nahm Friedelinden deßhalb in Rath, die sich nach einiger Ueberlegung dazu entschloß dem Grafen das Geständniß seines Verlustes zu entlocken.

Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, mußte das Fräulein sich dem Grafen auf eine vertraulichere Weise nähern, als es bis jetzt geschehen war, wo sich ihr Umgang auf die Mittheilungen beschränkte, die unter gewöhnlichen Bekannten statt finden. Hierüber war sie aber nicht im Mindesten

in Verlegenheit; denn das stets bescheidene Betragen des Grafen gewährte ihr die Sicherheit, daß er eine freundschaftliche Hinneigung zu ihm nicht mißbrauchen werde, und das Verhältniß des Lebensretters gab ihr Zutrauen, indem es ihm die Pflicht auflegte, die Schranken des strengsten sittlichen Anstandes zu ehren.

Die Gelegenheit den Verlust zur Sprache zu bringen ward bald gefunden; denn der Graf war auffallend ernsthaft und zerstreut, und die Mühe, die er sich gab, eine unbehagliche Stimmung zu verbergen, wollte nicht gelingen. Die Entschuldigungs-Gründe, die er deßhalb verbrachte, waren unbefriedigend, und Friedelinde nahm davon Gelegenheit sich auf sein Vertrauen zu berufen, auf welches sie als eine von ihm Gerettete Anspruch machen dürfe. Sie rieth dann auf den Verlust eines Kapitals, und nach vielem Zögern entlockte sie ihm das Geständniß, daß er mit dem Rock, außer seiner Börse, das Taschenbuch mit 6000 Thaler in Banknoten verloren habe, und daß die Einbuße dieser Summe ihn einigermaßen in Verlegenheit setze, weil er in der Gegend keine Bekanntschaft habe und bis zur Ankunft neuer Wechsel aus Italien leicht ein Viertel-

Jahr verfließen könne, da sein Vater auf öftere Reisen begriffen sey, ein Brief ihm also spät zu Gesicht kommen könne. Hr. v. Engelberg wollte dem Grafen den Betrag der verlornen Summe als eine gerechte Entschädigung aufdringen; aber das verbat er sehr ernstlich, da, wie er versicherte, ihm dieser Verlust bei seinen Vermögensumständen durchaus nicht weiter empfindlich sey, als nur wegen des augenblicklichen Entbehrens. Mit vieler Mühe ließ er sich endlich überreden das Geld als ein Darlehn anzunehmen, dessen Wiedererstattung innerhalb eines Vierteljahres er sich vorbehielt.

Bei den gegenseitigen großen Verbindlichkeiten konnte es nicht fehlen, daß sich die Engelbergsche Familie an den Grafen und dieser an jene auf das engste anschloß, und natürlich war es auch, daß der in seiner vollen Lebensblüthe stehende Mann gegen die Reize der holden Friedelinde nicht unempfindlich blieb. Er entsagte dem Spiel ganz, so wie allen andern gewohnten Zerstreuungen und brachte jede Stunde, in der es die Schicklichkeit irgend erlaubte, in Gesellschaft des Fräuleins zu. Erwinen schien dieses zu mißfallen; er machte öftere Anspielungen darauf, und

als diese unbeantwortet blieben, so hielt er es für seine Pflicht Friedelinden vor dem Grafen, dessen Absichten vielleicht nur unredlich seyn könnten, zu warnen und sie zu bitten, ja auf ihrer Hut zu seyn, damit ihre Empfindungen sie nicht überraschten. Das Fräulein dankte dem Freunde für den gutgemeinten Rath, versicherte aber, sie besäße Besonnenheit genug über ihr Benehmen zu wachen, und in der Hinsicht verbat sie jede fernere Einredungen über diesen Gegenstand.

Des Grafen Liebe zu Friedelinden zeigte sich mit jedem Tage deutlicher, und ihr Wohlwollen für ihn war nicht geringe, doch wachte sie sorgfältig über ihr Benehmen, um keine Blöße zu geben, da die Religion, das Vaterland und der Stand des Grafen ihr die Hoffnung zu einer Vermählung mit ihm benahmen.

Der Graf, dessen Leidenschaft für Friedelinden bei einem näheren Umgange mit ihr eine überreiche Nahrung gefunden hatte, gestand endlich, vom Gefühle überwältigt, dem Fräulein seine Liebe. Sie wurde von dem Geständnisse, obgleich sie es hatte erwarten können, doch einigermaßen überrascht, und wenn sie es schon nicht ohne heimliches Wohlgefallen anhörte, so vergaß sie doch nicht dem Grafen in einem sehr ernsten Tone auf

die Hinderniſſe aufmerkſam zu machen, die ſich einer Verbindung zwiſchen ihnen entgegenſtellten. Aber er wußte ſie zu beſeitigen. «Ich bin, ſagte er, ſeit drei Jahren in Deutſchland, weil ich das Unglück hatte im Duell einen Gegner gefährlich zu verwunden. Obwohl er lebt und hergeſtellt iſt, ſo habe ich doch alles von ſeiner Rache zu fürchten, ſobald ich den Boden meines Vaterlandes betrete. Daher bin ich, mit Genehmigung meines Vaters, entſchloſſen, in Deutſchland für immer meinen Aufenthalt zu wählen, welches um ſo weniger Anſtand findet, da ich nicht der älteſte Sohn meiner Familie bin. Was den Rang betrifft, ſo iſt freilich meine Familie eine der berühmteſten in Italien und mit mehreren Fürſtenhöfen nahe verwandt; allein Sie ſtammen ja auch aus altem reinen Adel und ſind mir alſo ebenbürtig. In Anſehung der Religion hege ich die toleranteſten Grundſätze, die ich bei Ihrem hellen Verſtande auch bei Ihnen vorausſetzen darf. Von meiner Seite kenne ich alſo keine andere Hinderniſſe, als die aus Ihrer Abneigung gegen mich entſpringen könnten.» Friedelinde zögerte nach dieſer Erklärung nun nicht dem Grafen das Bekenntniß ihrer Neigung abzulegen und bat ihn

mit ihrem Vater wegen einer Verbindung mit ihr zu reden.

Herr von Engelberg, an den der Graf sich nun unverzüglich wandte, fühlte sich durch den Antrag eines reichen, vornehmen, liebenswürdigen jungen Mannes geschmeichelt, doch besaß er Vorsicht genug, um sich nicht von dem Anschein blenden zu lassen, und drang auf Beweise von des Grafen Geburt und den übrigen angegebenen Umständen.

Dieser fand die Forderung des Kriegesraths billig und lud denselben für den nächsten Nachmittag bei sich ein, um ihm die Papiere, die seine vornehme Geburt, seine vortheilhaften Vermögensumstände und vor allem die Identität seiner Person bezeugen konnten, vorzulegen. Der Stammbaum, den der Graf dem Kriegesrath vorlegte, erwies seine glänzende Abkunft aus einem der berühmtesten Häuser Italiens; sein Geburtsschein, sein Reisepaß, seine Familien Korrespondenz, die Identität seiner Person, mehrere Briefe der berühmtesten Banquiers aus deutschen und italischen Handelsstädten, den Besitz eines großen Vermögens. Nach der Einsicht dieser so vollgiltigen Zeugnisse genehmigte Hr. von Engel-

berg gern die Verbindung des Grafen mit seiner Tochter, und diese überließ sich ihrer Neigung um so unbefangener, als auch die Stimme der besonnenen Klugheit nichts dagegen einzuwenden hatte.

Die beiden Liebenden genossen nun die Rosenzeit der Liebe in vollem Maaße, da nur die heitersten Aussichten für die Zukunft sich ihrem Blicke öffneten. Der Graf leistete seiner Geliebten das Versprechen Deutschland nie zu verlassen und, so lange ihr Vater lebte, dessen Güter zu seinem Aufenthalte zu wählen; ihre Neigungen und Grundsätze waren auch die seinigen, und was an ihm, dem Italier, wirklich zu bewundern war, er hatte vielen Hang zur Häuslichkeit und schien gerade Deutschland deßhalb lieb gewonnen zu haben, weil man dieser Tugend darin so vorzüglich huldiget.

Dem Wunsche des Grafen gemäß geschahe die feierliche Verlobung noch in dem Badeorte, und kurz darauf trat man die Rückreise nach den Gütern des Hr. von Engelberg an. Erwin trennte sich nicht ohne innige Wehmuth von Friedelinden, und als er ihr bei dem Abschiede Glück zu ihrer Verbindung gewünscht hatte, sagte er: «Ich werde

mich genau nach Ihrem Schicksale erkundigen und die Stelle Ihres Schutzgeistes bei Ihnen vertreten; denn mir liegt Ihre Zukunft schwer auf dem Herzen, obwohl ich zur Zeit durchaus nichts trübes darin sehen kann.« Friedelinde erwiederte: »Mein Freund, Ihre Empfindung scheint Sie doch ein wenig zu überwältigen; und ich hätte Sie so gern ganz ruhig gesehen. Ueberlassen Sie die Rolle des Schutzgeistes höhern Wesen und sparen Sie mir den treuen Freund, der stets meinem Herzen theuer bleiben wird.«

Der Aufenthalt des Grafen auf dem Schlosse seines künftigen Schwiegervaters gab dem Fräulein hinreichende Gelegenheit ihren Bräutigam in allen seinen Handlungen genau zu beobachten. Freilich sie sah nur mit den Augen der Liebe; denn Charakteren ihrer Art lieben stark und innig; aber die Größe ihrer Neigung erstickte ihr Zartgefühl nicht, und dieses würde unfehlbar durch jede, auch die kleinste, Uebertretung der Schranken der Sitte und des Anstandes verletzt geworden seyn; doch weder sie noch ihr Vater kannte etwas, das Gelegenheit zum Mißfallen gegeben hätte, entdecken. Der Graf hatte das Spiel, welches er, wie er selbst bekannte, sehr liebte, seiner Braut

zu Gefallen aufgegeben, er äußerte keine Neigung zu rauschenden Vergnügungen, und als ihm der Vorschlag gemacht wurde, künftig einen Theil des Winters in einer Hauptstadt zuzubringen, da erklärte er, daß er, im Fall ihm die Wahl gelassen würde, lieber auf dem Lande bleiben würde, da für ihn die Natur, auch in der rauhsten Jahreszeit mehr Reize habe, als der Lärm des städtischen Lebens. Im übrigen theilte er seine Zeit ganz zwischen seiner Braut und seinem Schwiegervater und bewies diesem die achtungsvollste Anhänglichkeit; jene aber liebte er mit dem ganzen Feuer seines National-Charakters.

Friedelinde, die ihren Geliebten in allen Zügen edel und fleckenfrei befand, überließ sich jetzt ihrer Neigung mit einem grenzenlosen Vertrauen, welches bei weniger Charakterstärke von ihrer, und eine größern Frivolität von des Grafen Seite um sie hätte besorgt machen können.

Der Vermählungstag nahete endlich, und die Anordnung zu seiner Feier gab Veranlassung zu einem kleinen Zwist, welcher auf einige Augenblicke das gute Vernehmen unterbrach, das zwischen dem Kriegesrath und dem Bräutigam seiner Tochter herrschte. Der Graf nämlich, der auf-

lend für die Einsamkeit und die stille Häuslichkeit gestimmt war, wünschte diesen Tag ohne alle Gesellschaft zuzubringen, wogegen Hr. von Engelberg, der sonst in allen Dingen äußerst bereitwillig war die Wünsche seiner Kinder zu erfüllen, fest darauf bestand die Vermählung seiner Tochter durch ein glänzendes Gastmahl zu feiern. Ersterer wandte alles an, um den Schwiegervater für seine Meinung zu gewinnen; dieser erklärte aber bestimmt, daß er von dem einmal gefaßten Beschlusse nicht abgehen werde. Beide zeigten einige Empfindlichkeit, doch Friedelinde stellte die Eintracht zwischen diesen ihr so theuren Personen her und es blieb bei dem Willen des Vaters.

Nicht ohne einige Besorgniß dieserhalb war Friedelinde; denn sie fürchtete ihren Bräutigam an dem Tage ihrer Vereinigung in einer trüben Stimmung zu sehen. Aber ihre Furcht war ohne Grund; er war vollkommen heiter und bat sie sehr artig um Verzeihung, daß er es wegen einer unerheblichen Ursache bis zu einem Wortwechsel hatte kommen lassen. Das Fest war so glänzend als fröhlich. Nur der Abend brachte

ein Ereigniß mit, welches die Freude der Liebenden in Schrecken und Unruhe verwandelte.

Müde von dem Geräusch des Gastmahls, fühlte das Brautpaar das Bedürfniß allein zu seyn, und entfernte sich auf eine gute Art von der in einem Gartensaale befindlichen Gesellschaft, um bei dem lauen, duftenden Sommerabende in einem nahen Wäldchen zu lustwandeln. Des Anstands wegen nahmen die Neuvermählten Friedelindens Bruder mit. Die Natur schien mit ihren Gefühlen im Einklange; ein leiser Westwind spielte in den Blättern der von der Abendsonne vergoldeten Bäume und die Sängerin der Liebe, die Nachtigall, flötete ihre süßen, schmelzenden Töne durch die dunkeln Laubhallen des Waldes. Die Herzen des Brautpaares schwollen von Entzücken, in ihren schwimmenden Augen lag der Ausdruck hoher Wonne und von dem Uebermaaß ihrer Empfindungen hingerissen, sanken sie einander in die Arme. Als der Graf das Haupt emporhob, nahmen plötzlich seine Mienen den Ausdruck des höchsten Entsetzens an, und mit einem angstvollen Schrei stürzte er zu Boden. Die erschrockne Braut sah in einer kleinen Entfernung eine blasse Leichengestalt, deren Anblick den Grafen so erschüt-

tert haben mußte, hinter den Gebüschen verschwinden. Mit einem tiefen Seufzer erwachte der Graf, doch legte er die Hand vor die Augen und fragte, ob das Gespenst fort sey.

Der Anblick der Erscheinung schien den kräftigen Mann in einen Schwächling verwandelt zu haben und wie ein Kranker wankte er an dem Arme seiner Braut nach dem Schlosse zurück. Sie fragte ihn um die Ursache dieses Zufalls, und bat ihr zu sagen, was ihn so ergriffen habe?.. Lange schüttelte er schweigend den Kopf und sah sich von Zeit zu Zeit furchtsam um, gleich als wenn er besorgte, daß die Erscheinung ihm folgen würde; dann aber sagte er: Wer hätte in die glanzlosen Augen jenes Gespenstes schauen, wer die drohenden Blicke, womit es mich anstarrte, sehen können, ohne zu erbeben? Friedelinde wollte ihren Gemahl zwar überreden, seine Einbildungskraft habe ihn überrascht, und es sey ein gewöhnlicher Mensch gewesen; allein der Graf bestritt diese Behauptung und sie selbst glaubte auch nicht recht daran; denn die Erscheinung hatte so viel Unheimliches und verschwand so plötzlich und spurlos, daß auch Friedelinde sie für keinen lebenden Menschen hielt.

Kummer und Beſorgniſſe hatten die Freuden der Vermählungsfeier verdrängt. Der Graf fühlte ſich unwohl und mußte zu Bette gebracht werden. Der Schlaf floh ihn und er brachte die Nacht in fieberhaften Phantaſien zu. Die Braut zerfloß in Thränen, ſie wollte nicht von ſeinem Bette weichen, und nur das ausdrückliche Verlangen des Arztes konnte ſie von dem Kranken entfernen, der von ſeinem Kammerdiener bewacht wurde. Am folgenden Morgen befand ſich der Graf wieder wohl, erklärte die Erſcheinung für ein Gebilde ihrer beiderſeitigen gereizten Einbildungskraft, und bat nicht mehr davon zu erwähnen. Allmählich vergaß man den Vorfall, und bald war die Ruhe des jungen Ehepaars vollkommen wieder hergeſtellt.

Coſmo, der Kammerdiener des Grafen, ein Römer von Geburt, beſaß ſeines Herrn uneingeſchränktes Zutrauen, deſſen er aber auch durch ſeine Anſtelligkeit im Dienſt, ſo wie durch Treue, Verſchwiegenheit und andere an einem Diener ſchätzbare Eigenſchaften werth zu ſeyn ſchien. Doch war der Einfluß, den Coſmo auf die Handlungsweiſe und auf das Gemüth des Grafen ausübte, ſo unbegrenzt, daß ſelbſt die Schranken

des Verhältnisses oft davon verletzt wurden. Besonders auffallend zeigte sich dieses in der Hochzeitsnacht, wo weder die Braut noch der Arzt die fieberhaft erhitzte Phantasie des Grafen zu beruhigen vermochten, welches aber dem Cosmo, sobald er nur wenige Augenblicke mit seinem Herrn allein gelassen wurde, vollständig gelang.

Bald nach der Vermählungsfeier wurde Cosmo von dem Grafen mit Aufträgen fortgesendet, aber niemand erfuhr wohin? Als er nach vierzehn Tagen noch nicht zurückgekehrt war, da schien sein Ausbleiben den Grafen zu beunruhigen, wiewohl er stets, wenn von der Abwesenheit des Kammerdieners die Rede war, behauptete: die demselben aufgetragenen Geschäfte wären von der Art, daß er auch bei der größten Beeilung noch nicht zurück gekehrt seyn könne. Worin die Aufträge bestanden, darüber ließ sich der Graf nie aus, und beantwortete die deßfallsigen Fragen seiner Gemahlin nur ausweichend.

Der jungen Frau war es aus mehreren Gründen schmerzlich erfahren zu müssen, daß ihr Gemahl Geheimnisse für sie habe. Daß die Geheimnisse nicht erfreulicher Art seyn konnten, war

begreiflich. Tief kränkte es sie, ihr unbegrenztes Zutrauen nicht erwiedert zu sehen, und in dem Leben eines heißgeliebten Gatten, welches sie so klar begriffen zu haben glaubte, Dunkelheiten entdecken und fürchten zu müssen, das, was er ihr verheimliche, sey mit Flecken in seinem Charakter verbunden, den sie sich bis jetzt nur immer vollkommen makellos gedacht hatte. Ach, welches edle Gemüth würde nicht tief bekümmert, wenn es sich die Möglichkeit denkt, das in seiner Vorstellung mit allen glänzenden Tugenden edlerer Geister geschmückte Idol seines Herzens, könne, der ihm beigemessenen Vorzüge entkleidet, als eine gemeine, mangelhafte Natur dastehen und den schönen Glauben an seine bessere Menschheit zerstören!

Friedelinde dachte zu groß, um ihren Kummer laut werden zu lassen und trug, nachdem sie sich durch mehrere Versuche überzeugt hatte, es sey vergeblich ihrem Gemahl Rede abgewinnen zu wollen, ihren Gram und ihre Besorgnisse still in sich. Selbst ihren Vater mochte sie, was sie quälte nicht entdecken, sondern beruhigte ihn im Gegentheil noch, als er selbst etwas Besorgnisse

Erregendes in seinem Schwiegersohne zu bemerken glaubte.

Endlich erschien der sehnlichst erwartete Cosmo wieder. Es war in den Zwielichten, als er, um seine Rückkehr zu melden, in das Kabinet des Grafen trat, wo dieser mit seiner Gemahlin auf einem Sofa saß. Der Graf sprang freudig empor, als er seinen treuen Diener sah, der aber erwiederte die frohe Bewillkommnung nur mit einem finstern Blicke, und es ließ sich abnehmen, daß der Auftrag, der die Veranlassung seiner Reise gewesen, ganz oder doch zum Theil Enthüllungen seyn mußte. Er überreichte dem Grafen mehrere Briefe, der nun Friedelinde bat, ihn auf eine Stunde allein zu lassen. Diese Bitte, noch dazu in Gegenwart eines Dieners gethan, mit dem er sich darauf einschloß, kränkte die Gräfin tief, die einige Mühe anwenden mußte, um ihre Empfindlichkeit über dieses unzarte Betragen zu unterdrücken.

Der Graf ließ sich den Abend nicht wieder sehen, und als er am anderen Morgen erschien, da war er mißmüthiger und verschloßner als je. Die Gräfin konnte nun nicht länger ihre Empfindungen zurückhalten; sie beklagte sich über das

Schweigen ihres Gemahls und äußerte, daß sie einer unglücklichen Ehe entgegen sähe, wenn er fortfahre, das sie beleidigende Mißtrauen gegen sie zu hegen, und ihr das zu verhehlen, was ihn bedränge.

Er sagte darauf: «Wenn ich das, wovon ich bekümmert wurde, Dir bis jetzt nicht offenbarte, so war nicht Mißtrauen davon die Ursache, sondern nur der Wunsch, Dich nicht zu beunruhigen. Freilich hätte ich Deiner großen Seele die Standhaftigkeit wohl zutrauen sollen, auch ein großes Mißgeschick mit mir gemeinschaftlich zu tragen; doch wünschte meine Liebe zu Dir, Dir, wenigstens so lange als möglich, betrübende Nachrichten zu erspaaren. Indessen sehe ich ein, daß Ungewißheit oft mehr beunruhiget als die Gewißheit einer großen Widerwärtigkeit, und daher will ich Dir eröffnen was mich betroffen hat. Mein Vater, ein alter, in den Vorurtheilen seiner Nation grau gewordener Mann, ist mit meiner Heirath unzufrieden, und meine Anverwandte benutzen seinen Unwillen, um mich um mein Vermögen zu bringen, worüber ihm noch die Verfügung zusteht. Deßhalb schickte ich den Cosmo mit Courierpferden in meine Heimath,

bei mir aber die Nachricht gebracht hat, daß mein Vater, durch meine unwürdigen Anverwandten verhetzt, über alle Erwartung aufgebracht gegen mich sey, und sogar auf die mir längst zugestandenen Einkünfte Beschlag gelegt habe. Ich zweifle nicht ihn zu versöhnen, doch ist meine Anwesenheit bei ihm durchaus nothwendig, und ich muß mich zu einer schnellen Reise dahin entschließen.»

Friedelinde, wurde durch das Bekenntniß des Gatten mehr erfreut, als sie die Widerwärtigkeit desselben, die sie doch so nahe anging, bekümmerte. Sie verwies ihm im zärtlichen Tone seine bisherige Verschlossenheit, die ihr so viel trübe Stunden gemacht hatte, forderte das Versprechen von ihm, nie mehr einen Rückhalt gegen sie zu haben, und bat ihn, die Reise aufzugeben, da es sich doch eigentlich nur um sein Erbtheil handle, welches er bei dem Reichthume ihres Vaters gar leicht entbehren könne. Diese Bitte schlug ihr der Graf mit Festigkeit ab, obgleich sie, um sie zu unterstützen, ihn mit einer Hoffnung bekannt machte, die jedem liebenden Ehemann unter allen Umständen, die angenehmste ist, und die auch ihn in Entzücken setzte. «Ich bin es

mir, ſagte er, ich bin es meinen Nachkommen ſchuldig, für die Erhaltung des mir rechtmäßig zukommenden Erbtheils Sorge zu tragen. Meine Gegenwart allein kann die gegen mich geſpielte Kabale unſchädlich machen, und meinen Vater verſöhnen; es wäre alſo eine unverzeihliche Nachläßigkeit, wenn ich die Mittel verabſäumen wollte, die mir allein zu meinem Rechte helfen können.« Die Bitten der Gräfin blieben vergeblich, und da ihr Gemahl auch ſeinen Schwiegervater von der Nothwendigkeit ſeiner Reiſe zu überzeugen wußte, ſo koſtete es keine Mühe den Kriegsrath zur Verabfolgung eines anſehnlichen Reiſegeldes zu bewegen.

Befremdend war es, daß der Graf ſeine Abreiſe auf eine ſo übereilte Art trieb, und keinen ſeiner Bedienten mitnahm; ſelbſt der treue Coſmo blieb zurück. Die Gründe, die er deßhalb angab, befriedigten die zärtlich beſorgte Gattin nicht, doch mußte ſie ihm ſeinen Willen laſſen; denn er äußerte ſeit einiger Zeit, eine leicht reizbare Empfindlichkeit, die ihn wirklich zuweilen bis über die Grenzen des Anſtandes hinausführte. Eine neue traurige Erfahrung für die Gräfin, die nachgerade einzuſehen anfing, daß das von ihr

geträumte Wonneleben des Eheſtandes in der Wirklichkeit doch auch ſeine verdrüßliche Seite habe, und daß ihr mit aller ihrer Beſonnenheit doch die Schwächen entgangen waren, die dem Charakters Ihres Gemahls anklebten. Ihr Vater hatte ſeit der Vermählung weniger auf ein dauerhaftes Glück ſeiner Tochter gehofft, wie ſie ſelbſt. Der Graf liebte bei aller ſeiner Neigung zur Häuslichkeit dennoch die Pracht, und verurſachte Ausgaben, die mit unter denn doch ein wenig zu ſtark für die Einkünfte eines bloßen begüterten Edelmanns waren. Er kaufte ſich einige Züge der ſchönſten Pferde, deren Anſchaffung und Unterhaltung bedeutende Summen koſtete, und deren Unterbringung und Fütterung eine gänzliche Störung in der Oekonomie der Engelbergſchen Güter machten. Er war auch Jagdliebhaber, ließ ſich aber an der zwar gut gehaltenen, doch beſcheidenen Jagd-Einrichtung ſeines Schwiegervaters nicht genügen, ſondern kaufte eine Menge der koſtbarſten Jagdhunde zuſammen, nahm mehrere Jäger in Dienſt und fiel mit ſeinen überſchwenglichen Jagdanſtalten ſeinem Schwiegervater läſtig. Der dachte zwar zu fein, um ſeine Unzufriedenheit darüber merken zu laſ-

ſen, allein deſto weniger entging es ihm, daß es ſeinem Schwiegerſohne an dem Zartgefühl mangle, welches die Rechte Anderer, beſonders verpflichtender Perſonen, ehrt und gern ſo wenig wie möglich Andern verbindlich wird.

Während der Abweſenheit des Grafen hatte Friedelinde Gelegenheit eine Erfahrung zu machen, die ſie ſo tief empörte, als in Verlegenheit ſetzte. Coſmo war ihr durch ſeine Anhänglichkeit an ihren Gatten lieb geworden, und ſeine Zuthätigkeit ſie zu bedienen machte, daß ſie ihn gern um ſich litt. Jetzt erſchien er ſtets ſorgfältiger als je gekleidet, was übrigens, da er als ein noch junger, wohlgebildeter Menſch es wohl einem Liebchen zu Gefallen thun konnte, nicht zu verwundern war. Daß er aber ſeine Neigung bis zu ihr erhoben hatte, das wäre ihr nie eingefallen, wenn ſie nicht endlich durch die deutlichſten Beweiſe davon überraſcht worden wäre. Zwar wagte er keine deutliche Erklärung, allein ſein Betragen ließ keinen Zweifel daran übrig. Empört von dieſer Frechheit, würde ſie ihn gleich von ſeinem Dienſte entfernt haben, wenn ſie nicht die Rückkunft ihres Gemahls hätte abwarten wollen, dem er unentbehrlich geworden zu ſeyn

ſchien, und der vielleicht ihre Maaßregel hätte mißbilligen können. Sie begnügte ſich alſo damit, dem Kammerdiener ein für alle mal zu unterſagen, in ihren Zimmern zu erſcheinen. Coſmo änderte ſeit dieſem Befehle ſein Betragen, und wenn er zufällig in die Nähe der Gräfin kam, ſo ließ er nur eine unterwürfige Ehrerbietung und ſogar Beſchämung blicken, wodurch denn ſeine Gebieterin überzeugt wurde, er ſey von ſeiner Kühnheit zurück gekommen und habe ſeine Verirrung bereut.

Mit Sehnſucht harrte Friedelinde der Rückkunft ihres Gatten entgegen, deſſen Abweſenheit ihr um ſo drückender wurde, als kein Brief ihr ſeine glückliche Ankunft in ſeinem Vaterlande meldete. Sie ſelbſt wollte an ihn nicht ſchreiben, da er ſeine Anweſenheit in der Heimath auf wenige Tage zu beſchränken verſprochen, und ſie auch gebeten hatte, keine Briefe an ihn abzuſenden. Ueberdem war zwiſchen der Gräfin und ihrem Vater ein Verhältniß eingetreten, welches dieſe beiden zartfühlenden Menſchen nicht wenig beängſtigte. Der Vater hatte ſo manche Urſachen zum Mißvergnügen über den Schwiegerſohn; er fing zu ahnen an, daß derſelbe ſeine Tochter nicht glück-

lich machen werde, und fühlte nur zu gut, daß irgend ein geheimer Umstand in dessen Leben sey, der, der Ruhe seiner Tochter für die Zukunft gefährlich werden müsse. Friedelinde bemerkte sehr wohl, was in der Seele ihres Vaters vorging, doch vermochte sie nicht ihn zu beruhigen; denn leider wurde sie ja auch von ähnlichen Gedanken gepeinigt. Was sie aber fürchtete, scheuete sie sich mit Worten zu benennen, da die einmal ausgesprochene böse Ahnung, bei dem davon Gequälten an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Aus einer ähnlichen Ursache stand auch ihr Vater an, seinen Besorgnissen Worte zu geben, und durch dieses Schweigen gewann es den Anschein, als ob die beiden so engverbundenen Personen gegenseitig ihr Zutrauen zu einander verloren hatten.

Endlich gab die Heimkehr des Grafen der bekümmerten Seele der Gattin den Frieden wieder. Der Zweck der Reise war freilich nicht vollständig erreicht worden, denn der zürnende Vater hatte sich nicht förmlich mit seinem Sohne ausgesöhnt; aber doch hatte er merken lassen, daß sein Zorn mehr Schein sey, um stolze und habsüchtige Verwandte zu beschwichtigen, als Wirk-

lichkeit, und daher ließ sich für die Zukunft von des alten Grafen Vatergefühl das Beste hoffen. Die Gräfin war durch ihres Gemahls Bericht beruhigt, ihr Vater auch und beide bereueten es im Stillen, ihm in ihren Muthmaßungen Unrecht gethan zu haben.

Kurz darauf traf ein harter Schlag die Familie, und brachte Jammer und Thränen über sie. Rudolph, der Sohn des Herrn von Engelberg, bezeigte viel Anhänglichkeit für seinen Schwager und war gern in dessen Gesellschaft, und dieser schien ebenfalls an dem muntern, bescheidenen Knaben ein großes Wohlgefallen zu finden. Einst wollte der Graf auf die Jagd gehen und Rudolph bat ihn begleiten zu dürfen. Der Graf schlug, was er sonst nicht leicht zu thun pflegte, dem Kleinen seine Bitte ab; aber der wurde so dringend, daß selbst der Vater sich für die Erfüllung seines Wunsches verwandte, der nun gewährt wurde. Als der Graf spät des Nachmittags zurückkehrte, war Rudolph nicht bei ihm, und er zeigte sich verwundert, den Knaben, der sich, wie er erzählte, auf der Jagd gelangweilt habe und deßhalb zurückgegangen sey, nicht zu Hause zu finden. Da Rudolph die Wege im

Walde sehr gut kannte, so war es kaum glaublich, daß er sich verirrt haben sollte, und man mußte befürchten, ihm sey ein Unglück zugestoßen. Man gerieth seinetwegen in die größte Angst, und sämmtliche Bedienten wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um den Ausgebliebenen aufzusuchen.

Der Abend war längst hereingebrochen, als man noch immer keine Nachricht von dem Knaben erhalten hatte, noch immer keiner der Suchenden heimgekehrt war; nur als die Nacht sich schon ins Thal gesenkt hatte, sahe man die ganze Schaar der abgeschickten Diener sich mit langsamen Schritten dem Schlosse nahen. Eine bange Ahnung ergriff die Familie; ach, sie wurde nur zu sehr gerechtfertiget! Man brachte Rudolphs Leichnam zurück, den man zerschmettert am Fuße eines hohen Felsens, von dem er hinabgefallen seyn mußte, gefunden hatte.

Der Schmerz des Vaters und der Schwester über dieses, ihren Liebling betroffene, Unglück zu schildern, wäre eine undankbare Mühe. Wer unter uns erlebte ihn nicht wenigstens einmal an Andern! wer ihn selbst empfand, der wird mir Dank wissen, wenn ich ihn schnell über diese

bittere Erinnerung wegführe. Auch der Graf zeigte viel Betrübniß und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er dem Bitten des Knaben, ihn mitzunehmen, nachgegeben und dadurch unwillkürlich Veranlassung zu dem Unglück gegeben hatte.

Mitten in dieser Trauer wurde Friedelinde durch einen Charakterzug ihres Gemahls überrascht, der ihr Zartgefühl unendlich verletzte und ihr die bittre Ueberzeugung gewährte, sie habe sich in ihrer guten Meinung von ihm getäuscht. Ein ihrem verstorbenen Bruder gehöriges Dachshündchen, welches stets eine große Treue für ihn gezeigt hatte, war neben dem Verunglückten heulend gefunden worden, und wollte sich durchaus nicht von ihm trennen. Auch als die Leiche bereits aufgebahret war, blieb das treue Thierchen stets im Saale, wo der Sarg stand. Der Graf, der es vermieden hatte, sich der Leiche zu nahen, da deren Anblick ihn zu sehr erschütterte, ging, als der Sarg verschlossen war, zufällig durch den Saal, und das Hündchen sprang bellend auf ihn zu, und biß ihn in den Fuß. Hierüber erzürnt, befahl der Graf dem Cosmo, sogleich das Thier zu erschießen, und so sehr die Gräfin

auch hat, dem Hunde, der ihr durch seine Anhänglichkeit an ihren unglücklichen Bruder lieb geworden war, das Leben zu schenken, so war er doch nicht zur Zurücknahme seines Befehls zu bewegen.

Von dieser Zeit an erhielt die Gräfin öftere Veranlassung sich von dem Irrthume zu überzeugen, worin sie in Hinsicht auf den Charakter und das Gemüth ihres Gemahls geschwebt hatte. Er wurde zuweilen auffahrend und heftig, so daß er alle Rücksichten vergaß, die er seinem gütigen Schwiegervater und seiner liebenden Gemahlin schuldig war. Ihn befiel oft eine finstere Laune, und seine Fröhlichkeit, die damit wechselte, hatte dagegen etwas Unnatürliches, was auf eine gänzliche Verstimmung des Gemüths schließen ließ. Die noch immer ausbleibenden günstigen Nachrichten aus Italien konnten es wohl allein nicht seyn, die diesen Mißton in seinem Innern hervorbrachten, der zu schreiend war, um ein Werk des Augenblicks seyn zu können.

Ungeachtet der Festigkeit ihres Charakters und der schätzbaren Gabe, jedem Dinge die vortheilhafteste Seite abzugewinnen, wurde die Gräfin doch durch die über die Gemüthsart ihres Gatten

gemachten Erfahrungen tief betrübt. Ihr Kummer war gerecht, denn es giebt für ein edles Herz kaum etwas schmerzhafteres, als dem Gegenstande seiner Liebe einen Theil der ihm so gern und freiwillig gezollten Achtung entziehen zu müssen. Ach, nur zu bald sollte dieser Schmerz noch vergrößert werden!

Cosmo hatte seit einiger Zeit die Gunst seines Gebieters, und nicht mit Unrecht, verloren. Er hatte sich ganz und gar zu seinem Nachtheile verändert, war nachläßig, eigenwillig, vorlaut geworden, und wagte es zuweilen seinem Herrn auf die unanständigste Weise zu widersprechen. Täglich trieb er seine Frechheit weiter und versagte nicht selten dem Grafen die ihm gebührende Achtung ganz und gar. Dieser ertrug die Insolenz seines Kammerdieners, so sehr er sich darüber auch erboßte, doch, ohne ihn dafür zu bestrafen. So sonderbar dieß der Gräfin auch vorkam, so mochte sie doch nie darüber ein Wort verlieren, um ihren Gemahl nicht noch mehr zu reizen. Eines Tages hörte sie in dem Vorzimmer ein verworrnes Geschrei, in welchem sie die Stimme ihres Gemahls zu unterscheiden glaubte. Sie eilte hin, und sah Cosmo blutend

und schreiend unter den Händen des Grafen, der abwechselend mit einem schweren Stocke auf ihn los schlug und ihn mit Füßen stieß. Als sie die Thüre öffnete, rief Cosmo: gut, nun soll es die Welt erfahren, daß ——— in dem Augenblicke aber führte der Graf einen so gewaltigen Schlag mit dem Stocke nach dem Kopfe des Kammerdieners, daß dieser davon getroffen, tod zu Boden sank. Ganz unbeschreiblich war das Entsetzen der Gräfin, die diesen Mord mit ansah. Sie sank ohnmächtig nieder und wurde erst nach Verlauf einiger Stunden wieder zu sich selbst gebracht. Als sie erwachte, fand sie ihren Vater weinend neben ihrem Bette sitzen. Wo ist er? fragte sie; das Wort »Gemahl« wollte nicht über ihre Lippen; denn furchtbar war ihr der Gedanke, die Gattin eines, wenn gleich unwillkührlichen, Mörders zu seyn. Der Vater meldete ihr, daß er entflohen sey, und nun hegte sie wieder Besorgnisse um ihn. Widerstrebende Gefühle, Haß und Liebe, Abscheu und Mitleid, kämpften in ihrer Brust. Konnte sie gleichgiltig wegen des Schicksals eines Gatten seyn, dessen Kind sie unter ihrem Herzen trug? konnte sie den Mörder lieben, dessen blutige That sie mit Ent-

seyen erfüllte? Ihr Zustand war beklagenswerth, und das Bittre desselben wurde durch den stillen Gram ihres Vaters um sie noch gesteigert. Er, der Gute, der nur so ganz dem Glücke seiner Kinder hatte leben wollen, enthielt sich aller Klagen und verschloß den Kummer tief in sein zerrissenes Herz; aber der vergrämte Blick und das schwimmende Aug' verrieth den Schmerz, der ihm im wunden Innern wühlte.

Ungeachtet der Liebe, die noch immer in Friedelindens Herzen gegen ihren Gemahl herrschte, wünschte sie doch, ihn niemals wieder zu sehen. Der Gedanke, an der Seite eines Mannes zu leben, dessen Gewissen eine Blutschuld drückte, war ihr schrecklich, und sie sehnte sich nach dem Tode, um der Folter zu entgehen, worauf die widersprechendsten Gefühle sie unaufhörlich spannten.

Dieser Seelenzustand erlitt aber eine Aenderung, als sie Mutter wurde und ein holder Knabe ihre Zärtlichkeit in Anspruch nahm. Dieses theure Ebenbild ihres Gatten schien bestimmt, sie mit seinem Vater auszusöhnen, und jeder Blick auf diesen Zeugen ihrer ehemaligen unaussprechlichen Liebe, verminderte in ihren Augen

das Verbrechen des Schuldigen um einen Grad. Ihr Gatte war doch kein vorsätzlicher Mörder; er hatte die empörende Frechheit eines übermüthigen Dieners lange genug ertragen, und der Schlag, den er, aufs höchste gereizt, that, war wohl mehr ein Unglück, als ein Verbrechen zu nennen. So urtheilte sie jetzt; der noch immer theure Gatte erschien ihr weniger strafbar, und sie gewöhnte sich an den Gedanken, ihn noch einst durch aufrichtige Reue mit seinem Gewissen versöhnt, und sich an seiner Seite glücklich zu sehen.

Mehrere Monate hatte die Gräfin über das Schicksal ihres Gemahls in Ungewißheit geschwebt, als eines Abends, da sie sich im Garten befand, ein Bedienter, der mit dem Entflohenen zugleich verschwunden war, aus einem Gebüsche trat, und ihr einen Brief vom Grafen überreichte. Der Mensch war sehr schüchtern und bat die Gräfin, eine Antwort auf den Brief des Nachts aus dem Fenster ihres Schlafgemachs in den Garten hinabzulassen, damit er denselben, von Niemanden gesehen, empfangen und sich sogleich aus der Gegend entfernen könne. Der Bote ließ sich auf keine der vielen Fragen der Ueber-

raschten ein, sondern verschwand eiligst hinter den Hecken.

Der Graf gab in seinem Briefe die Versicherung, wovon seine Gemahlin ohnehin längst überzeugt war, daß er die unglückliche That, die ihn zu fliehen zwang, unvorsätzlich vollbracht habe. Er schilderte ihr seine schmerzliche Reue darüber und erklärte sich fest entschlossen, durch eine Reihe edler Handlungen seine Blutschuld wieder gut machen zu wollen. Er meldete ihr ferner, daß es ihm gelungen sey, in der Nähe einen vollkommen sichern Versteck zu finden, und endlich bat er sie, ihm eine Zusammenkunft zu gestatten, damit er wegen ihrer beiderseitigen künftigen Verhältnisse die nöthigen Verabredungen treffen könne.

Die Gräfin wurde nach Lesung dieses Briefes von mannigfaltigen Gefühlen bestürmt. Der Abscheu gegen das Verbrechen des Gemahles war noch nicht ganz unterdrückt, und sie zitterte davor, ihn als einen Mörder wieder zu sehen. Gleichwohl schien es die Pflicht zu erfordern, ihm eine Zusammenkunft zu gestatten, damit sich nicht Verzweiflung seiner bemächtige. Auf der andern Seite wurde sie durch die Gewißheit seiner Ret-

tung erfreut, und seine in dem Briefe geäußerten guten Vorsätze erfüllten sie mit Hoffnung. Sie zögerte nun nicht ihm zu antworten. Sie bat ihn sich wegen einer Zusammenkunft keiner Gefahren auszusetzen; doch, wenn er mit Sicherheit kommen könne, so solle des Nachts eine Nebenthüre des Schlosses, die zu ihren Zimmern führe, für ihn offen stehen. Diesen Brief ließ sie wie der Bediente es verlangt hatte, des Nachts zum Fenster hinab, und traf Anstalten, daß der Graf, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, zu ihr gelangen konnte.

Er blieb nicht aus, denn ihn rief ja Gatten- und Vaterliebe; ihn drängte der Wunsch, seine künftigen Verhältnisse zu ordnen. Zu dem Ende bat er die Gräfin, ihm mit ihrem Kinde nach seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte zu folgen. Friedelinde, der Pflichten gegen ihren Vater gedenkend, verwarf anfangs diesen Vorschlag auf das bestimmteste. Allein der Graf wußte es ihr zu Gemüth zu führen, daß sie auch Pflichten als Mutter und Gattin habe; er bat so rührend, versicherte so fest: nur ihre Gegenwart allein vermöge, sein Gewissen zu beruhigen; ihn mit der Menschheit wieder auszusöhnen, daß sie end-

lich einwilligte und ihm das Versprechen gab, sich an dem dritten Abende fertig halten zu wollen ihm zu folgen.

Friedelindens Benehmen ist allerdings nicht ganz von dem Anscheine eines Leichtsinns frei; doch wird sie durch ihr tiefes Pflichtgefühl als Gattin und Mutter entschuldigt. Ihr Herz rang schmerzlich zwischen den kindlichen und den Gattenpflichten, und wenn die letzteren den Sieg behielten, so war dieses sowohl auf die allgemeinen Grundzüge der menschlichen Natur, wie auch auf den eigenthümlichen Charakter Friedelindens gegründet; die sich um so freiwilliger zu einem Opfer entschloß, je schwerer es wurde.

Wie verabredet erschien in der Nacht der Graf mit einem Wagen, den er selbst lenkte, vor dem Park, und seine Gemahlin mit ihrem Kinde, seiner schon wartend, setzte sich ein. Der Weg ging beständig durch dichte Wälder und endete, als der Morgen anbrach, vor einem alten, halbverfallenen Schlosse, welches der Graf seiner Gemahlin als ihre künftige Wohnung bezeichnete. Er hatte dieses Schloß, welches, als Eigenthum eines Reichsfürsten, in dessen Lande es lag, schon lange ungenutzt stand, unter einem fremden

Ruinen für einen sehr billigen Preis gekauft, und jetzt zum Bewohnen eingerichtet. Sein angeblicher Name und Zweck waren so gut gewählt, daß niemand in ihm den entwichenen Grafen Valbi vermuthete.

Friedelinde schauderte unwillkürlich, als sie die weiten, öden Hallen der alten Burg betrat, die ihr äußerst unheimlich vorkamen. Zwar waren einige Zimmer bequem und sogar geschmackvoll eingerichtet; aber das Ganze hatte einen zu finstern Charakter, um einen andern, als trüben Eindruck auf sie zu machen. Von allen Seiten war die Burg von einem dichten Walde umgeben, der nur einen kleinen Bezirk, unmittelbar neben dem Schlosse, frei ließ. Um die Burg selbst zogen sich tiefe, schlammige Gräben, über die eine einzige Zugbrücke führte. Die Ringmauer war an mehreren Orten eingestürzt, und einige halbzerstörte, vom Brande geschwärzte Thürme zeigten, daß hier einst der Krieg seine blutige Fackel geschwungen habe. Ein vollständig verwilderter Garten, innerhalb der Mauer gelegen, diente nicht dazu das Unfreundliche dieses Aufenthalts zu mildern.

Der Graf wurde den Eindruck gewahr, den der

alterthümliche Wohnsitz auf seine Gattin machte, und ließ sich angelegen seyn, ihn zu verlöschen. Er bat sie zu glauben, daß ihr Aufenthalt daselbst nur sehr kurz seyn, und daß es ihr während desselben nicht an den nöthigen Bequemlichkeiten fehlen würde. Er stellte ihr dieses als zu ihrer künftigen Ruhe unumgänglich nothwendig vor, und ein Händedruck der Gattin bewies ihm, daß er seine Beredsamkeit nicht vergebens angewandt habe.

Zu ihrer Bedienung fand die Gräfin ein sanftes, doch in ihrem Benehmen nicht liebenswürdiges Mädchen vor. Außerdem war noch der mit dem Grafen zugleich entflohene Bediente, der Ueberbringer seines Briefes, und ein Koch vorhanden; diese machten die ganze Hausgenossenschaft der alten Burg aus.

Um ihren Vater über ihre Abwesenheit zu beruhigen, hatte die Gräfin einen Brief an ihn zurückgelassen, worin sie ihm den gethanenen Schritt meldete und versprach, bald weitere Nachricht von sich zu geben. Dem alten Manne kränkte die Flucht seiner Tochter tief; denn einmal war er überzeugt, durch sein stets liebevolles Benehmen gegen sie ein größeres Zutrauen

verdient zu haben, und dann sahe er auch die nachtheilige Folge dieses Schrittes ein. Seiner Meinung nach konnte sie an der Seite eines mit Blutschuld beladnen Mannes nie glücklich seyn, der, wenn er einiges Zartgefühl besessen hätte, ihr nie eine Wiedervereinigung mit ihm zugemuthet haben würde. Außerdem konnte ihre Flucht die Gerichte leicht auf die Spur des Entflohenen leiten. Er selbst aber mußte gewärtig seyn, von der Justizbehörde um die Entfernung seiner Tochter befragt zu werden. Durch die so widerwärtige Wendung, die eine für höchst vortheilhafte gehaltene Heirath genommen, und durch den Verlust des geliebten einzigen Sohnes, war Hr. von Engelberg so niedergeschlagen und resignirt, daß er auch nicht einmal einen Wunsch wegen des Benehmens seiner Tochter zu äußern wagte, sondern beschloß, sie in allem ihren eigenen Willen folgen zu lassen.

Unterdessen hatte der Graf seiner Gemahlin den Plan auseinander gesetzt, den er für die Zukunft entworfen hatte. Er wollte, sein Schwiegervater sollte seine Güter alle, oder wenigstens den größten Theil davon, veräußern und sich in der Schweiz ankaufen. Die Gründe, die er dafür

angab, waren vernünftig genug; denn er sagte: »Hr. v. Engelberg ist ein betagter Mann, dessen schwankende Gesundheit einen vielleicht nahen, vielleicht plötzlichen Tod befürchten läßt. Ich bin alsdann durch Dich, meine Gemahlin, der einzige Erbe der Güter, darf aber sie und das Land überhaupt, worin sie liegen, des mir wiederfahrnen Unglücks wegen, nicht betreten, und auch Dir wird man den freien Genuß derselben nicht gestatten, da es den Gerichten eine willkommene Gelegenheit giebt, die ihnen so angenehme und einträgliche Sequestration einzuleiten. Daher ist es am gerathensten, das Vermögen des Vaters bei Zeiten aus dem Lande zu ziehen, um uns den künftigen Genuß desselben zu sichern.« Die Gräfin mußte seinen Plan billigen und übernahm es, wiewohl nicht ohne widerstrebende Empfindungen, ihn dem Vater annehmbar zu machen.

Als der Vater den in dieser Absicht von Friedelinden geschriebenen Brief gelesen hatte, da fühlte er zuerst schmerzlich, wie so ganz die geliebte Tochter durch ihre Vermählung mit dem Grafen von seinem Herzen gerissen sey, und wie wenig mehr er auf Vaterfreuden zu rechnen habe. Daß nur des Grafen und nicht Friedelindens

Gesinnung aus diesem Briefe sprach, davon war er zwar überzeugt; aber schon, daß sie sich hatte hergeben können, auf eine, aller schönen Worte ungeachtet, doch immer unzarte Art, die Sicherung ihrer Erbschaft auf den möglichen Fall seines nahen Todes in Anregung zu bringen, das griff ihm ans Herz und gab ihm ein höchst bitteres Gefühl, welches zu bekämpfen ihm sehr schwer wurde. Am Ende gewann er zwar seine ruhige Fassung wieder, und konnte ohne Aufwallung über den zur Sprache gebrachten Gegenstand nachdenken; aber den Beschluß, den er faßte, um das künftige Schicksal seiner Tochter, so weit es von ihm abhing, zu sichern, fiel nicht den Wünschen des Grafen gemäß aus. Er war nämlich bereit, alle seine Güter, den Stammsitz ausgenommen, zu Gelde zu machen; allein er wollte die daraus gelösten Summen nicht zum Ankauf in der Schweiz verwenden, sondern in Holland zinslich belegen und seine Tochter zur Erhebung der Zinsen ermächtigen, während das Kapital für die Dauer ihres Lebens unangreifbar bleiben sollte. Der Graf mochte sich dann mit seiner Gemahlin aufhalten, wo er es für zuträglich fände. Diese Antwort gab er auf den ihm gemachten Vorschlag

und dann machte er Anstalt zur Ausführung seines Entschlusses.

Der Graf ließ es nicht an Versuchen fehlen, seinen Schwiegervater auf andere Gedanken zu bringen; der aber wankte nicht, und Friedelinde selbst, versagte standhaft jede fernere Vermittlung, da es ihrem Herzen eine Qual war, den stets so gütigen Vater um eine Verfügung über sein Vermögen zu bestürmen.

Von nun ab hatten Friedelindens gute Tage ein Ende. Der vor kurzem noch so zärtliche, liebevolle Gemahl wurde rauh, auffahrend, launisch, und behandelte sie mit einer Härte, die von Tage zu Tage zunahm und bis an's Herzlose und Pöbelhafte streifte. Die Bedauernswerthe litt unaussprechlich dabei; denn sie überzeugte sich jetzt, daß ihr Gatte ein Unwürdiger war, der sie durch den Anschein guter Eigenschaften getäuscht hatte. Ihre Liebe verwandelte sich nun in Widerwillen, doch war sie fest entschlossen, seines Unwerths ungeachtet, die heiligen Pflichten der Gattin zu erfüllen, wie schwer es ihr auch werden sollte. Sie mußte aber die härtesten Proben bestehen. Das Betragen des Grafen wurde immer unausstehlicher und ging zur höchsten

Gemeinheit über. Aus Unmuth über seine verfehlte Absicht, und aus Langerweile, ergab er sich dem Trunk, wobei er sich so weit vergaß, daß er seine Gemahlin thätlich mißhandelte. Selbst die eheliche Treue brach er mit dem Mädchen, die der Gräfin zur Aufwartung bestimmt war, und dieses Geschöpf behandelte nun, auf die Gunst ihres Herrn gestützt, ihre Gebieterin mit der empörendsten Frechheit.

Die Gräfin verlor, so unglücklich ihre Lage auch war, doch nicht ihre Besonnenheit; trotz dem Abscheue vor der Schlechtheit des Gatten, untersuchte sie gewissenhaft den Umfang ihrer Pflicht, und beschloß, was es ihrem Gefühle auch kosten könne, derselben strenge nachzukommen. Den Gatten wo möglich zu bessern, wollte sie versuchen, und da sie sein verletztes Gewissen für die Ursache seiner Ausschweifungen hielt, so bemühete sie sich ihm den Trost der Religion annehmlich zu machen. Leider war ihre Mühe fruchtlos, und wenn es auch in einzelnen lichten Augenblicken schien, als öffne sich sein Herz ihren Vorstellungen und als wolle er zur Bahn der Sittlichkeit zurückkehren; so hatte sie in der nächsten Stunde doch wieder den Kummer zu sehen, daß alles

nur Heuchelei war, und daß er oft nur sich als von ihren Unterredungen überzeugt stellte, um sie treuherzig zu machen, und dann um so empörender verhöhnen zu können.

Friedelinde hatte nun alles erschöpft, was Menschen- und Gattin-Pflichten geboten, und sich überzeugt, daß sie den Verdorbenen nicht bessern könne. Sie wünschte jetzt zu ihrem Vater zurückzukehren, und kündigte dieß ihrem Gatten an. Der aber erklärte ihr, daß er unter keinem Beding sie ziehen lassen werde, da sie ihm ein kostbares Unterpfand für den künftigen Nachlaß seines Schwiegervaters sey. Nun erst wurde sie gewahr, daß jeder ihrer Schritte beobachtet und sie wie eine Gefangene behandelt werde. Sie dachte daran zu entfliehen, mußte aber jeden Vorsatz dazu aufgeben, da die Maaßregeln, sie in der alten Burg fest zu halten, zu gut genommen waren und ihr Entkommen also unmöglich schien. In dieser trostlosen Lage konnte ihr Gemüthszustand nur höchst betrübt seyn und manche andere Frau würde an Friedelindens Stelle ein Raub der Verzweiflung geworden seyn.

Einst als der Graf mit ein paar Zechgesellen, die er seit kurzem in das Schloß eingeführt

hatte, sich bei nächtlicher Weile der Schwelgerei überließ, und Friedelinde ihr einsames Lager mit Thränen netzte, da trat der Bediente mit einer Blendlaterne in ihr Schlafgemach und forderte sie auf, ihm sogleich zu folgen, wenn sie aus der Burg zu entkommen wünschen. Er schien sehr eilig, wies alle ihre Fragen über seine Absicht zurück und bat sie um die schnellste Folge, wenn ihr an ihrer Rettung etwas gelegen sey. Auch den Knaben wollte er ihr nicht mitnehmen lassen; aber sie erklärte, ohne denselben keinen Schritt thun zu wollen, und da willigte er denn darin. Er führte die Gräfin durch eine Reihe öder Gemächer und über eine lange Galerie, in ein halbverfallenes Kellergewölbe. Hier mußten sie über Schutt und Gerölle klettern, bis sie zu einer eisernen Thüre gelangten, die zu einem engen Gange führte. In diesem Gange herrschte eine dumpfe Moderluft, die das Athmen erschwerte. Er hatte eine Oeffnung in den gemauerten Schloßgraben, doch war diese so enge, daß man nur durchkriechen konnte. Als die Flüchtigen, nicht ohne viele Mühe, das jenseitige Ufer des Grabens erklimmt hatten, fanden sie im Gebüsche einen Wagen halten. Die Gräfin wurde von dem

Bedienten hineingehoben, ein Mann, der neben den Pferden gestanden hatte, setzte sich zur ihr, der Bediente aber schwang sich auf den Kutscherssitz und fuhr im raschen Trabe davon.

Erst als man eine Strecke gefahren, fragte die von dieser unerwarteten Hilfe Ueberraschte den Mann: wer er sey, und wohin er sie führen wolle? «Ich habe richtig geahnet, sagte er, als ich es für meine Bestimmung hielt, irgend einmal Ihr Schutzgeist zu seyn; mir ist nun wirklich diese Rolle zugetheilt worden.« Die Gräfin gerieth in ein frohes Erstaunen, als sie in ihrem Befreier den Dichter Erwin wieder erkannte, auf den sie nun um so mehr volles Vertrauen setzte, da er versicherte, sie ins väterliche Haus zurückbringen zu wollen.

Welches Wiedersehen, als Friedelinde dort anlangte! Weinend warf sie sich in die Arme des geliebten Vaters, der Sie hebend an das klopfende Herz drückte und mit gebrochener Stimme rief: «mein armes Kind, wie unglücklich bist Du geworden!» «Nun nicht mehr unglücklich, erwiederte sie, da ich wieder bei Ihnen bin. Ich bin nun von meiner Liebe zu dem Elenden geheilt, und werde in Ihrer Nähe die traurige Vergan-

genheit vergessen.» Vater und Tochter überhäuften nun Erwinen mit Danksagungen, die dieser bescheiden von sich ablehnte und das größere Verdienst um Friedelindens Befreiung dem Bedienten beilegte, der, wie er versicherte, dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Er bat nun die Gräfin ihren Muth zusammen zu nehmen, um die Fassung nicht zu verlieren, wenn sie im Kurzen erschütternde Neuigkeiten im Betreff des Grafen erfahren sollte. Friedelinde wollte darüber nähere Auskunft haben, allein Erwin schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Hand und war schon nebst dem Bedienten auf der Heerstraße, ehe man noch Zeit gewonnen hatte ihn um ein längeres Verweilen zu bitten.

Des Dichters Voraussagung ging bald in Erfüllung; denn schon nach wenigen Tagen wurde die Verhaftung bekannt, und der Herr von Engelberg und seine Tochter erhielten die Einladung in der Residenz zu erscheinen, um dort wegen ihrer Verhältnisse zu dem Verhafteten vernommen zu werden. Das Verhör des Grafen brachte eine Menge der ungeheuersten Verbrechen an den Tag, die der Schändliche begangen

hatte, und Friedelinde erhielt die kränkende Gewißheit, mit einem gänzlich verworfenen Menschen vermählt gewesen zu seyn. Aus den Verhören ging nämlich folgendes hervor.

Der angebliche Graf Balbi hieß eigentlich Gebhard, war ein Deutscher von Geburt, aber lange in Italien gewesen und nichts mehr als ein Kammerdiener des jungen Grafen Balbi, den er auf seinen Reisen nach Deutschland begleitet hatte. Da er deutsch und italisch mit gleicher Fertigkeit sprach, auch überhaupt wohl unterrichtet war, so hatte er bei seiner natürlichen Gewandtheit sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen gewußt, der ein unbegrenztes Zutrauen in ihn setzte. Ein Hochmuth ohne Gleichen, den der vertrauliche Umgang mit seinem Gebieter nur noch mehr steigerte, machte dem Kammerdiener Gebhard sein untergeordnetes Verhältniß lästig, und den Wunsch, selbst den Herrn spielen zu können, in ihm rege. Cosmo, der auch bei dem Grafen diente, der Sohn eines Banditen und aller denkbaren Verbrechen fähig, entdeckte diese Neigung in Gebharden und bauete darauf einen höllischen Plan. Er wollte nämlich mit Gebhards Hilfe den Grafen, der stets eine große Kasse bei sich

führte, ermorden und berauben, den Raub mit seinem Genossen theilen und dann nach England gehen, um dort vor aller Strafe sicher, die Früchte des Raubmordes zu genießen. Gebhard schauderte zwar anfangs bei dem Gedanken an ein Verbrechen zurück, welches um so entsetzlicher war, als er einen so gütigen Herrn hatte, der ihm das drückende der Untergebenheit sehr wenig fühlen ließ. Aber sein Hochmuth, seine Genußliebe, vor allem seine Spielwuth, die er nicht immer von seinem Lohne befriedigen konnte, alles dieses machte ihm den Vorschlag Cosmos, den er anfangs mit Abscheu von sich gewiesen hatte, immer annehmbarer, und er gewöhnte sich, ohne Schauder daran zu denken. Cosmos Ueberredungen und ein starker Verlust im Spiel, wegen dessen er die Kasse seines Herrn angegriffen hatte, beschleunigten die That.

Der Graf, ein Freund der Gebirgskunde, machte oft kleine Fußreisen zu diesem Zweck in alleiniger Begleitung Gebhards. Dieses geschahe auch einst, als er in einem kleinen, am Fuße eines hohen Gebirges liegenden Städtchen einen Ruhepunkt gemacht hatte. Hier bot sich die bequemste Gelegenheit zur Frevelthat dar. Von

Niemanden gekannt und beobachtet, da sie im Dunkel angekommen waren, machten des nächsten Morgens frühe der Graf und Gebhard eine Wanderung ins Gebirge. Cosmo folgte ihnen von ferne, und als sie ein ödes Felsenthal erreicht hatten, da trat er hervor und packte den Grafen, den er bald mit Gebhards Hilfe überwältigte. Die Mörder hatten zugleich darauf Bedacht genommen den Körper des Ermordeten zu verbergen, damit derselbe nicht zum Verräther an ihnen werde. Eine Felsenhöhle mit einer sehr kleinen Oeffnung war ihnen dazu bequem. Dahinein schoben sie den Körper des Grafen und schlossen die Oeffnung mit Steinstüken; darauf begaben sie sich sogleich nach dem Städtchen zurück, wo sie ohne Aufenthalt Postpferde nahmen und weiter fuhren. Sie wechselten oft die Art ihres Reisens, fuhren oft mit gemietheten Pferden, oft mit Extrapost, oft mit der ordinairen, machten aber nicht früher Halt, als bis sie Deutschlands Grenze hinter sich hatten, und in Polens öden Wäldern sich befanden. Sie schritten nun zuerst zur Theilung ihres Raubes, der nicht unbedeutend war. Cosmo bewies sich dabei äußerst habsüchtig und begehrte zwei Drittel da-

von, weil er den ganzen Plan geleitet und den ersten Angriff auf den Grafen gemacht habe. Gebhard mußte ihm nachgeben, dagegen legte Cosmo demselben den Plan vor, daß er unter dem Namen des ermordeten Grafen selbst auftreten sollte, da er dessen Papiere und Kleider benutzen könne und auch in den Manieren der höhern Stände Geläufigkeit habe. Der Vorschlag ward angenommen und beide traten in Warschau, Gebhard als Graf Balbi und Cosmo als dessen Kammerdiener, auf. Von da gingen sie in die deutschen Bäder, in denen sie noch im Vorbeigehen das Spiel benutzen und dann sich nach England begeben wollten. Im *** Bade lernte Gebhard Friedelinden kennen. Er wurde von der Schönheit derselben angezogen, und da er noch in Erfahrung brachte, daß sie eine reiche Erbin sey, so bildete sich schnell bei ihm der Vorsatz, sich durch ihre Hand einen festen glänzenden Glücksstand zu gründen. Er hatte ihren Charakter bald begriffen und die Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich ihm, sie zu gewinnen, entgegen stellten. Aber er kannte auch seine Talente, und Cosmos Erfindsamkeit vervollständigte seinen Plan.

Er war der Moitieisl eines Banquiers gewesen, aber nun trennte er sich von dem Spiel, da er sah, daß es ihm bei dem Vater des Fräuleins nachtheilig wurde. Dieses geschah gerade zu einer Zeit als die Banque im Verlust war, und er büßte bedeutend dabei ein.

Um sich der Familie zu verbinden und ihr als Retter zu erscheinen, hatte er die Spazierfahrt auf dem Wasser veranstaltet. Eine von Cosmo in den Kahn gemachte Oeffnung, die unvermerkt geöffnet wurde, führte das Leckwerden herbei, wobei weder er noch Cosmo, da beide fertige Schwimmer waren, etwas zu befürchten hatten. Gebhard war sicher das Fräulein zu retten, und Cosmo den Vater; daß die Tante dabei vielleicht umkam, das kümmerte die Böswichter nicht; im Gegentheil hätte das Ertrinken derselben die Gefahr noch anschaulicher und das Verdienst der Rettung des Fräuleins und ihres Vaters noch größer gemacht. Der angebliche Verlust mit dem Rocke war eine Lüge, ein Gaunerstreich, der nur zu wohl gelang. Man wollte, wenn auch der Hauptplan mißlingen sollte, wenigstens die Dankbarkeit des Hr. v. Engelberg beschauen, und die Absicht wurde erreicht.

Während der Zeit Gebhard im Bade und bei Engelberg war, führte er die Korrespondenz mit dem Vater des erschlagenen Grafen unter dem Namen des letztern immer fort, doch datirte er seine Briefe von andern Orten her und schickte sie auf Umwegen ab, damit sein eigentlicher Aufenthalt nie verrathen würde.

So gelang es diesem Manner die Hand der reichen, schönen und vortrefflichen Friedelinde zu gewinnen, und er stand nahe am Ziel, als ihm noch bei dem letzten Schritte zu demselben, ein drohendes Gespenst vor sein beladenes Gewissen trat und den Verbrecher aus der Sicherheit aufrüttelte, mit der er die Beute seines Frevels zu genießen im Begriff war. Die Gestalt des ermordeten Grafen war es, die ihm am Vermählungstage im Park erschien. Sein Gewissen war erwacht, und er wollte seine Mitschuld bekennen; nur Cosmo, der ihn einen feigen Träumer nannte, beruhigte ihn. Dieser schloß auf einen dem Erschlagenen ähnlichen Menschen und um Gebhardens Furcht ganz zu zerstreuen, begab er sich sogleich auf den Weg, um diesen Mann aufzusuchen und ihn dem angeblichen Grafen vorzustellen, damit dieser seine Angst verliere. Lange

ſuchte er vergebens, wiewohl er hie und da Anzeichen fand, daß wirklich eine ſolche Geſtalt da geweſen ſey; endlich bekam er den Geſuchten zu Geſicht und wurde zu ſeinem Schrecken gewahr, daß es wirklich der Graf Valbi ſey. Es ging aber damit ſo zu.

Der Graf war noch nicht gänzlich tod, welches zu unterſuchen ſich die Mörder keine Zeit genommen hatten. Er erwachte nach einigen Stunden, und ſein Wimmern wurde von einem zufällig die Höhle vorbeigehenden Landmanne gehört. Dieſer wälzte die Steine von der Höhle und zog den Grafen hervor, und da er ihn ſo ſchwach fand, daß er fortzugehen nicht im Stande war, ſo ging der barmherzige Samariter in ſeinen Wohnort zurück, rief einige Nachbaren herbei, und brachte mit ihrer Hilfe den tödtlich Verwundeten auf einer Tragbahre nach ſeiner Hütte. Die Landleute waren arm, aber nicht hartherzig, und vielleicht gerade ihrer Armuth wegen um ſo mitleidiger. Ein Wundarzt, der in dem Dorfe wohnte, übernahm unentgeldlich die Kur, die Bauern die Pflege des Kranken. Die Heilung verzog ſich der mangelhaften Behandlung wegen mehrere Monate, und als der Graf endlich hergeſtellt war, konnte er nur durch Blicke

und Thränen danken; denn nicht nur war er der deutschen Sprache unkundig, sondern sein Sprachorgan hatte bei den mörderischen Schlägen auch gelitten.

Nach dem was ihm begegnet war, getraute der Graf nicht irgendwo seinen Namen bekannt zu machen und Hilfe zu suchen, noch weniger an seinen Vater zu schreiben; denn er fürchtete irgendwo auf die Mörder zu treffen. Er beschloß nach seiner Heimath unter der Hülle eines Bettlers zurück zu kehren, und nur erst in dem Schlosse seines Vaters, wo er sich in vollkommener Sicherheit wußte, wollte er wieder in seiner eigenthümlichen Gestalt erscheinen.

Es war in einer großen Stadt des südlichen Deutschlands, bei Gelegenheit der Feier des Festes eines Heiligen, wo Cosmo den Grafen wiedersah. Der Graf wurde Cosmo auch gewahr und schloß sich, da er sich nur durch die Nähe vieler Menschen gegen Cosmo's abermaligen mörderischen Anfällen geborgen glaubte, an eine Prozession an, mit der er auch nach einer andern Stadt wallfahrtete, die auf seinem Wege nach Italien lag.

Cosmo, der einen zweiten Angriff auf das

Leben des Grafen ohne Bedenken zu wagen bereit war, sahe wohl ein, daß dieser, einmal gewarnt, vorsichtig genug seyn würde ihm keine Gelegenheit dazu darzubieten, und kehrte also zu Gebharden zurück, um diesen von der ihnen drohenden Gefahr der Entdeckung zu benachrichtigen. Gebhard wurde sehr bestürzt dadurch; daher seine Verstimmung, sein Mißmuth und endlich, als er einige Fassung wieder gewonnen hatte, seine schnelle Abreise; angeblich nach Italien, in der That aber um einen Versteck für den Nothfall aufzufinden, wenn ihn die Entdeckung vor dem Reifwerden aller seiner Plane überraschen sollte. Er hatte bald, was er suchte, gefunden. Ein benachbarter Fürst ließ ein altes Jagdschloß, das in einem Walde, nahe der Grenze, weit entfernt von allen menschlichen Wohnsitzen lag, zum Verkauf ausbieten; aber der Lage wegen wollte sich kein Käufer finden. Gebhard erstand dieses Schloß unter dem Namen eines Kaufmanns und ließ einige Zimmer in einen bewohnbaren Stand setzen.

Als Gebhard von seiner angeblichen Reise aus Italien zurückkehrte, hatte er den Plan gefaßt, seinen Schwiegervater zum Verkauf der Güter und

zur Verlegung seines Wohnsitzes nach der Schweiz zu überreden. Aber der Bruder seiner Gemahlin, der einst Stammherr der Güter werden sollte, war ihm als solcher, und als einziger Theilhaber an der Verlassenschaft seines Schwiegervaters, dabei im Wege; und konnte er den Alten nicht zum Güterverkauf bewegen, so mußte er fürchten im Kurzen, durch das Bekanntwerden seiner an den Grafen begangenen Freveltat, alle seine bereits errungenen Vortheile zu verlieren. Der Knabe mußte also aus der Welt; das muntere, schöne Leben mußte in seiner lieblichen Fülle zerknickt werden, damit der Verworfene das reiche Erbgut einer edeln Familie ganz sein nennen, und in Sicherheit die Früchte des Lasters genießen konnte. Auf Cosmos Betrieb hat der Knabe ihn auf die Jagd mitzunehmen; denn der Lüttge hatte vorgegeben, sein Herr habe ein seltenes Thier aufgespürt, welches er erlegen wolle. Gebhard weigerte sich verstellter Weise ihn mitzunehmen und gab nur nach, als sein Schwiegervater selbst es wünschte. Auf der Jagd stieß Gebhard seinen Schwager auf eine Felsenhöhe und stürzte ihn von da hinab.

Cosmo war der getreue Helfershelfer des

schändlichen Gebhard gewesen; ja er hatte die mehresten Plane dieser Bubenstücke erfunden und geleitet. Natürlich hatte er dabei nur seinen Vortheil im Auge, und sezte einen großen Preis auf seine Hilfe. Da er Gebharden seiner Figur, Gewandtheit und größeren Politur wegen, die glänzendere Rolle überlassen mußte; so wollte er wenigstens in Hinsicht des baaren Gewinns mit ihm zur Hälfte gehen, und bestürmte ihn stets um neue Summen, die Gebhard von der Freigebigkeit seines Schwiegervaters erlisten mußte. Im Besitze des größeren Vortheils behandelte Gebhard seinen Spielgesellen, seiner Rolle gemäß, als Dienstboten, dieser aber forderte täglich ungestümer und behandelte seinen angeblichen Herren mit dem auffallendsten Trotze. Es kam zu Thätlichkeiten und da der schwächere Cosmo dabei eine schmerzliche Züchtigung erlitten hatte, so entdeckte er, vor Wuth schäumend, alle begangene Schandthaten dem Bedienten Ernst. Gebhard erfuhr dieses sogleich, lockte Ernsten allein und ließ diesem die Wahl zwischen einem unvermeidlichen Tode oder einem Eide, daß er nie, was er gehört verrathen wolle. Nun glaubte Gebhard sich sicher, allein Cosmo fing wieder zu

fordern an und drohte aufs Neue. Einst da er in Gegenwart eines Bedienten abermals im Begriff war etwas laut werden zu lassen, mißhandelte der in Wuth gerathene Gebhard ihn fürchterlich, und da gerade Friedelinde hinzu kam und Cosmo sein furchtbares Geheimniß verrathen wollte, da brachte Gebhard durch einen Schlag auf den Kopf ihn für immer zum Schweigen.

Dieses Gewebe eines unerhörten Frevels wurde zuerst durch den Bedienten Ernst entdeckt. Derselbe fühlte sein Gewissen durch die Mitwissenschaft der ungeheuern Verbrechen belastet und sehnte sich darnach, den ihm abgedrungenen Eid zu brechen, wozu er sich der Rettung Friedelindens wegen noch besonders verpflichtet hielt. Erwin, der längst um das Schicksal dieser unglücklichen Frau besorgt gewesen war, und den angeblichen Grafen immer im Auge behalten hatte, kam ihm auf halbem Wege entgegen. Beide retteten, wie erzählt, Friedelinden und zeigten dann Gebhards Aufenthalt und Verbrechen den Gerichten an. Die gerichtlichen Verhöre ergaben das Nähere.

Wer beschreibt das Grauen, den Abscheu, das Entsetzen Friedelindens; mit welchen Worten soll

ich den Zustand ihres Gemüths ausdrücken, als ihr dieses alles bekannt wurde. Den Mörder ihres holden Bruders hatte sie an ihr Herz gedrückt, den Räuber des Lebensglücks ihres ehrwürdigen Vaters hatte sie liebevoll in ihren Armen gehalten, dem frevelhaftesten, mit einer dreifachen Blutschuld beladenen Verbrecher hatte sie ein Kind geboren, und den als Gatten geliebt, dessen Laster selbst Teufel schaudern machten. Ihr Gefühl war über alle Beschreibung empört. Die Lebensgefährtin eines solchen Abschaums gewesen zu seyn, ihn geliebt, an ihm Vorzüge gefunden und verehrt zu haben; diese Schmach zehrte wie ein ätzendes Gift an ihrer Seele und wühlte, alle ihre Geisteskraft zerstörend, in ihrem Gemüthe.

Der Mörder endete, wie er verdient hatte, auf dem Schaffot. Selbst dieser Umstand, so gewiß er vorher zu sehen war, vermehrte noch die Qual der unglücklichen Frau; denn fiel nicht immer ein Theil dieser Schande auf sie, das unschuldige Schlachtopfer der frechen Heuchelei! Der Vater Friedelindens überlebte die Schmach seines Kindes nicht lange; sein äußerst reizbares Ehrgefühl war zu tief verletzt, sein Herz brach

darüber. So glücklich war die Tochter nicht; ihr starker Körper widerstand der zerstörenden Gewalt des Grams; aber ihre Seele war mit einem unheilbaren Trübsinn umzogen. Ihr Kind durfte ihr nie wieder vor Augen gebracht werden; sie gerieth außer sich, wenn sie es sahe. Unfähig für ihr Vermögen, selbst für die ihr nothwendigen Bedürfnisse zu sorgen, wäre sie eine Beute raubsüchtiger Menschen geworden, und würde am Ende vielleicht sogar [illegible] Mangel leiden müssen, wenn sich Erwin nicht ihrer angenommen, und für sie gesorgt hätte. Sie ließ sich seine Fürsorge gefallen, doch war ihr Herz selbst für einen leisen Ausdruck des Dankes zu arm. Ihr Seelenzustand blieb zerrüttet, bis sie nach einem langen freudenlosen Leben zur Ruhe ging.

Nun mein Freund, fuhr der Pfarrer, gegen den Doctor gewendet, fort, da haben Sie in der eben erzählten Geschichte einen, wie mich dünkt, vollgiltigen Beweis, daß die Schuld einer unglücklichen Ehe nicht allemal an einer vorschnellen Wahl des Ehegenossen, oder an einer verkehrten Behandlung desselben während der Ehe liegt; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer

besonnener bei ihrer Wahl zu Werke gehen, wie Friedelinde, und schwerlich ihren Gatten angemessener behandeln, wie sie, und doch traf sie das entsetzlichste Loos. Werden Sie mir nun zugeben, daß das Schicksal, oder der Zufall, oder nennen Sie die unerforschliche, über den Menschen waltende, Macht, wie Sie wollen, doch auch immer eine Hauptrolle dabei spielt, und gewöhnlich so kräftig dabei eingreift, daß dem armen beschränkten Sterblichen wohl nicht immer die Schuld davon beizumessen ist, wenn er, bei dem so wichtigen Schritte seines Lebens unglücklich wird.

Doctor. Ich möchte wetten, daß die Schuld dennoch an Friedelindens für den Betrüger zu schnell gefaßter Neigung lag, denn jeder kalte Beobachter würde wohl an dem Betrüger einige Zeichen seines gemeinen Standes entdeckt haben, da er schwerlich sich die Sitten der höhern Stände in dem Grade angeeignet haben konnte, daß er nicht zuweilen einen Verstoß dagegen begangen haben sollte, der ihn verdächtig gemacht haben müßte.

Kammerherr. Bester Doctor, Vermuthungen können gegen Thatsachen in diesem Falle

nicht geltend gemacht werden. Uebrigens aber kann ich Sie durch eine bekannte Begebenheit schlagen, die sich vor noch nicht langer Zeit an dem Hofe eines großen Monarchen zugetragen hat, und die auch Ihnen nicht entgangen seyn wird, da sogar in den Tageblättern davon die Rede war. Ihnen wird es nicht entfallen seyn, daß ein in der niedrigsten Volksklasse gebo-rener Mensch, der das Handwerk eines Straßen-räubers übte und nachmals wegen Raubmord auf dem Rabensteine endete, sich an dem *** Hofe als einen Grafen einzuführen wußte, dort wegen seiner feinen Sitten allgemein beliebt war, und mehrmals mit der geistreichen und im Punkte des Anstandes so zart empfindenden Prinzessin A***** tanzte.

Wolfgang. Da es hierbei nur auf Talent, und Gelegenheit es auszubilden, ankommt, bin auch ich der Meinung, daß die Behauptung des Hrn. Pfarrers durch den Einwand des Hrn. Doctors nicht entkräftet wird. Aber mir scheint es ließe sich eine andere Ausstellung machen, nämlich: wer hieß dem Hrn. von Engelberg mit seiner Tochter in der Absicht ihr einen Gemahl auszusuchen, nach dem Bade reisen?

Pfarrer. Sollte denn ein Vater den wichtigsten Schritt in dem Leben seines Kindes nicht auf eine besonnene Art herbei zu führen und zu leiten suchen?

Wolfgang. Ich glaube nicht, besonders bei den Töchtern nicht, und am wenigsten dann, wenn er wohlhabend genug ist, eine sogenannte Versorgung nicht berücksichtigen zu dürfen.

Kuno. Jeder künstlich berechnete Plan der Art kommt mir ungereimt vor und ich würde so etwas höchst lächerlich finden, wenn es nicht sich als frevelhaft erwiese. Eine Erfahrung, so alt wie die Welt, lehrt ja, daß der Mensch nicht im Stande ist dem geringfügigsten Zufalle vorzubeugen, der oft ein Werk von Jahrhunderten, geschaffen für eine tausendjährige Dauer, erschüttert oder umstürzt: wie mag also der Mensch, der von Zufällen abhängig, in jedem Augenblicke ihnen bloßgestellt ist, über seine oder Anderer Zukunft zu bestimmen wagen?

Doctor. Sollen wir aber, weil wir nicht Herren des Zufalls sind, uns ihm rücksichtslos überlassen?

Kuno. Vielleicht befänden wir uns am Besten dabei; doch das will ich damit nicht gesagt

haben, sondern nur, daß es thöricht ist, wenn Jemand sein oder der Seinigen Schicksal — wie Hr. von Engelberg z. B. die Heirath seiner Tochter durch die Badereise — beschleunigen und den Gang desselben in solchen Fällen leiten will, wo die Natur und die hergebrachte Sitte jede Einmischung durch die deutlichsten Fingerzeige zurückgewiesen haben.

Die Gesellschaft wurde durch diese Theilnahme Knnes an der Unterhaltung in ein angenehmes Erstaunen gesetzt, und konnte ihre Ueberraschung darüber kaum verbergen. Man suchte ihn bei dem Gespräche fest zu halten, welches zwar anfangs, doch nicht auf die Dauer gelang, denn bald darauf wurde er einsilbig und verfiel wieder in sein gewöhnliches Schweigen. Zufrieden mit dem ersten Zeichen einer günstigen Wirkung des geselligen Umganges auf das Gemüth des Menschenfeindes, wollte man sich eben zur nächtlichen Ruhe trennen, als der Bediente des Kammerherrn hereintrat, und den Doctor nebst allen seinen Gästen für den folgenden Tag zu Taufzeugen bei einem ihm so eben geborenen Knaben bat. Die innigste Vaterfreude glänzte auf dem Gesichte des Menschen, der, wie der

Kammerherr versicherte, während eines mehrjährigen Ehestandes bis jetzt vergebens auf dieses Glück gehofft hatte; wer hätte das Herz gehabt, die Wonne des Glücklichen durch eine abschlägige Antwort zu stören!

Auch Kuno fand sich gedrungen die Einladung anzunehmen, und da die Taufe auf dem Gute des Kammerherrn geschehen sollte, so mußte er dessen Gast seyn. Als er mit Wolfgang allein auf dem Schlafzimmer war, unterließ er zwar nicht demselben Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihn durch die Jagdparthie in einen Verkehr gezogen habe, den fortzusetzen er nicht Willens sey; allein der schob alles auf den Zufall und hatte das Vergnügen zu sehen, daß sein Freund sich ziemlich leicht mit der allerdings nicht sehr haltbaren Ausrede beruhigen ließ.

Am folgenden Morgen brach die Gesellschaft mit Ausnahme des Pfarrers, der seiner Amtsgeschäfte wegen schon früher abgegangen war, auf und begab sich nach dem Schlosse des Kammerherrn, welches etwa zwei Stunden von des Doctors Wohnsitz entfernt lag. Man hatte absichtlich mit der Abreise nicht geeilt, und auch unterweges bei einigen merkwürdigen Gegenstän-

den sich aufgehalten, daher es beinahe Mittag war, als die Gesellschaft anlangte. Nachdem die heilige Handlung in der Kirche vollbracht war, führte der Kammerherr seine Gäste, die sich einige Augenblicke an der herrlichen Aussicht geweidet hatten, die man von dem hochgelegenen, von hohen Linden beschatteten, Kirchhofe genoß, an das Ufer eines großen Sees, wo sie eine zierliche Gondel fanden, in die zu steigen er sie bat. Der Tag war heiter aber warm, doch kühlte ein sanfter West die Hitze des Tages, und gegen die Sonnenstrahlen wurde die Gesellschaft durch das Zeltdach der Gondel geschützt. Die grünen, zum Theil mit Laubholz bestandenen Hügel, die den klaren Wasserspiegel des Sees umkränzten, gewährten nebst denen hinter ihnen hervorragenden Kirchthürmen und Dächern der vielen in der Gegend befindlichen Landhöfe eine sehr heitere Aussicht, in welcher eine mit hohen Bäumen und dichtem Gesträuch bewachsene Insel, die mitten im See lag, sich besonders lieblich hervorhob.

Die Gondel landete an dem flachen, von der klaren Silberwelle geküßten Blumenufer des Sees, und die Gesellschaft eilte auf dem zarten, cla-

stischen Nasen nach dem hohen Laubgewölbe uralter Buchen und Eichen, aus deren Schatten ihnen eine duftige Kühle entgegen wehte. Der Kammerherr führte seine Gäste tiefer in den Wald, der immer dichter und verschlungener wurde, und zuletzt sogar ein etwas wildes und finsteres Ansehen gewann. Deste mehr wurden die Fremden von einem freien Platze überrascht, der von schlanken Eichen umkränzt sich ihren Blicken darbot und dessen Anmuth an die elisäischen Gefilde erinnerte. Die Bäume die ihn umgaben, ähnten mit ihren mächtigen Stämmen den Pfeilern eines riesenhaften Domes, dessen Außenwände das dicht belaubte Unterholz bildete, der Boden war mit einem zarten, dichten Grase bedeckt, auf dem einige zahme Rehe mit ihren Kälbern lagerten; im Hintergrunde aber ragte eine aus unbehauenen Baumstämmen zusammengesetzte, mit einem Rohrdache bedeckte Hütte aus einer Gruppe von Haselnußbüschen hervor.

»Hier, sagte der Kammerherr, ist mein Ohnesorgen, wo ich zuweilen einen Tag zubringe, wenn ich einmal mir ganz allein selbst leben will. Ich bin dann jedem Menschen unerreichbar, da meine Bedienten den Befehl haben, mich unter

keinem Bedinge abzurufen, noch mir irgend etwas zu melden, und niemand darf auf die Insel kommen, da ich der einzige Besitzer der Raben bin, mit denen der See befahren wird. Ich kann also hier ungestört meinen Gedanken, Träumereien und Phantasien nachhängen, für einen Augenblick aus allen Verhältnissen heraustreten und so im eigentlichsten Sinne unabhängig mir selbst leben.

Der Doctor. Sie scheinen eine Vorliebe für die Einsamkeit zu haben, und ich gestehe, ich bemerke solches allemal mit Besorgniß; denn meiner Meinung nach ist dem Menschen nichts gefährlicher als die Einsamkeit.

Der Pfarrer. Was können Sie gegen die Einsamkeit haben, sie ist ja jedem Gelehrten unentbehrlich, der ohne sie nie zu der ihm nöthigen Sammlung gelangen könnte.

Der Doctor. Allerdings ist dem Gelehrten zu seinen Meditationen Ruhe und Stille nöthig, deren auch wohl selbst der Ungelehrte zuweilen bedarf, dagegen habe ich durchaus nichts. Ich bin nur gegen die eigentliche Einsamkeit oder vielmehr Abgeschiedenheit, wo der Mensch dem Menschen unzugänglich ist. Diese ist sicher nachtheilig. Der

Gefühl des Alleinseyns löset gar leicht die zarten Bande, durch die der Mensch an die Gesellschaft geknüpft ist, es steigen Vorstellungen in ihm auf, die ihm stets fern bleiben sollten, er hängt Träumereien nach, die ihn nur zu leicht auf Abwege leiten, und gerade nur in der Einsamkeit ist es — entschuldigen Sie Hr. Kammerherr meine Freimüthigkeit — wo der böse Feind des Menschenhasses, des Eigendünkels, und anderer bösen Regungen zu dem Menschen tritt und sich nicht selten seiner bemächtiget.

Der Kammerherr. So sehr Sie, lieber Freund, auch meine Lieblings-Neigung angreifen, so will ich doch Ihre Behauptungen im Allgemeinen nicht widerlegen. Sie haben in vieler Rücksicht ganz Recht; aber es ist auch billig, daß sie einigen Unterschied gelten lassen; denn es kommt darauf an, in welcher Gemüthsstimmung und mit welchen Vorsätzen man die Einsamkeit wählt. Wer mit Unmuth im Herzen, mit gramerfüllter Brust, im Lebensüberdruß, aus Langerweile, oder aus Ekel an der Gesellschaft die Abgeschiedenheit sucht, dem wird sie in den meisten Fällen schädlich seyn. Aber wer müde von Geschäften, oder von dem Geräusch des Lebens Erholung

will, wer sich zu anstrengenden Arbeiten zu sammeln wünschet, wer sich einem tiefen, anhaltenden Nachdenken über einen schon bestimmten Gegenstand widmen will, und endlich wer ernsthafte Untersuchungen über seinen Gemüthszustand anzustellen veranlaßt wird, dem ist die Einsamkeit zuträglich, auf den kann sie nur wohlthätig wirken.

Der Doctor. Ich gebe es zu, doch nur unter dem Beding, daß der Mensch, welcher die Einsamkeit sucht, es nie vergißt, in welcher gefährlichen Lage er sich befindet, sobald er dem Gefühle auf Kosten der Vernunft einen freien Spielraum gestattet.

Während dieses Gespräches war die Gesellschaft bei der Hütte angelangt, deren Inneres zwar einfach und den Umgebungen angemessen, doch aber bequem, zierlich und geschmackvoll eingerichtet war. Man fand eine bereitete Tafel, deren köstliche Gerichte denn doch ein wenig zu sehr mit der Idee einer Einsiedelei im Widerspruch standen, und auch die Weine waren von einer solchen Erlesenheit, wie sie in der Art wohl schwerlich je die Lippe eines wirklichen Anachoreten genetzt haben. Gegen das Ende der Mahlzeit

scherzte der Doctor über die behagliche Art des Einsiedlerlebens und rühmte lachend die Konsequenz, mit welcher der Kammerherr die Idee davon auf der Insel ausgeführt habe. Der Kammerherr schalt dagegen den Doctor mit komischem Zorn einen Jesuiten, der seinem Gegner Sünden andichte, um Gelegenheit zu erhalten, dagegen zu predigen, und bewies, daß er keineswegs die Absicht habe auf der Insel den Einsiedler zu spielen, sondern nur einsam zu seyn.

Woher, fragte Wolfgang, stammt wohl unter uns Deutschen die so ziemlich allgemein verbreitete Neigung zur Einsamkeit, die man doch bei andern Völkern in einem weit geringern Grade, bei unsern Nachbaren, den Franzosen, aber ganz und gar nicht bemerkt?

Der Pfarrer. Die Neigung der Deutschen zur Einsamkeit beruhet wohl auf den ihnen vor allen andern Völkern eigenthümlichen Zügen ihres National-Charakters. Sie sind ernsthaft, schwermüthig sogar, zum Nachdenken aufgelegt, und bei der Tiefe ihres Gemüths, und dem meist überschwänglichen Reichthum ihrer Phantasie, finden sie in der stillen Beschaulichkeit, in dem zurückgezogenen Gemüthsleben volle Befriedigung.

Ihre Entfernung von dem öffentlichen Leben, eine Folge der Staatsverfassung, und ihre Liebe zur Häuslichkeit, in ihrem vorherrschenden Gefühl für strenge Sittlichkeit begründet, befördern auch ihren Hang zur Einsamkeit und machen ihnen ein öfteres Alleinseyn gewissermaßen zum Bedürfniß. Aus diesen Ursachen weichen auch die Grundzüge des deutschen National-Charakters, so sehr von dem aller übrigen europäischen Völker, am mehresten aber von dem der Franzosen ab.

Der Doctor. Ich muß bekennen, daß ich, der allgemein angenommenen Meinung zuwider, nie eine große Verschiedenheit zwischen dem National-Charakter der Deutschen und Franzosen habe entdecken können. Zwar gebe ich recht gern gewisse Abweichungen zu; indessen bestehen diese, meiner Meinung nach, mehrentheils nur in außerwesentlichen Nebendingen.

Wolfgang. Wenn ich Ihre Behauptung für Ernst nehmen darf, so bekenne ich, davon auf's höchste überrascht zu seyn. Mich dünkt, der bloße Augenschein reicht schon hin zu bemerken, wie schroff sich die Nationalzüge dieser beiden Völker einander widersprechend gegenüber stehen. Nehmen Sie den Ernst, die Ausdauer, die

Bescheidenheit, das kalte Blut, den Sinn für Religiösität, die Neigung zur Häuslichkeit, die zarten Formen der ehelichen, Freundes- und Geschwisterliebe bei den Deutschen und dagegen die Lebhaftigkeit, den Leichtsinn, die Oberflächlichkeit, die Veränderlichkeit, die aufwallende Hitze, die Irreligiösität, die Gleichgiltigkeit gegen häusliche Freuden bei den Franzosen; vergleichen Sie diese den beiden Völkern doch unleugbar zustehenden Eigenschaften und es ist nicht möglich, daß Sie noch eine Aehnlichkeit zwischen beiden finden können.

Doctor. Sie bestärken mich in meiner Meinung, gerade indem Sie solche zu entkräften bemühet sind. Gestehen Sie selbst, haben Sie nicht so eben eine Partheilichkeit für ihre Landsleute und ein Vorurtheil gegen ein fremdes Volk bewiesen, wie man sie stets den Franzosen, und nicht ohne Grund, zum Vorwurf macht? Wie, an den Deutschen wären nur allein gute Eigenschaften wahrzunehmen und an den Franzosen allein nur Fehler?

Wolfgang. Ich denke eine solche Behauptung nicht geäußert zu haben.

Doctor. Wenigstens nannten Sie von den

Deutschen nur rühmliche Züge, von den Franzosen aber nur tadelnswerthe. Sie machen einen den meisten Menschen sehr gewöhnlichen Fehlgriff, da Sie den Charakter der Franzosen nach den Zügen beurtheilen, die Sie in Frankreichs unermeßlicher Hauptstadt gesammelt haben. Dadurch thun wir aber dem Volke Unrecht, denn die Pariser machen doch eigentlich, ihren Verhältnissen nach, ein abgesondertes Volk aus, und haben, wie in der Regel alle Bewohner großer Residenzen, den besten Theil ihrer Nationalität verloren. Indessen will ich nicht in Abrede seyn, daß nicht, so wie zwischen der Individualität des Sachsen und Baiern, des Rheinländers und des Brandenburgers, des Schwaben und Franken ein Unterschied statt findet, dieses auch zwischen den Franzosen, und Deutschen der Fall sey; aber das sind, so zu sagen, nur verschiedene Schattirungen von gleichen Farben.

Der Pfarrer. Mich dünkt, meine Freunde, Sie sind beide ein wenig befangen in Ihren Ansichten über den in Rede gekommenen Gegenstand und werden von beiden Theilen etwas nachgeben müssen, wenn Sie Ihre Meinungen mit haltbaren Gründen unterstützen wollen. Allerdings hat

die verschiedene Staatsverfassung beider Völker und so manches Abweichende in ihren Schicksalen ihrer Nationalität auch eine verschiedene Richtung gegeben. Vorzüglich ist der Umstand zu berücksichtigen, daß für sechs und zwanzig Millionen Franzosen alles Licht, alles Recht, alle Gnaden und Moden von einer Hauptstadt ausgehen, während in Deutschland bei einer gleichen Menschenmenge ein halbhundert Residenzen einen gleichen Einfluß auf das Volk ausüben. Dazu kommt nun noch, daß die Verschiedenheit des Klima auch eine abweichende Lebensweise bei beiden Völkern bedingt. Auf der andern Seite läßt sich auch eine gewisse Familien-Aehnlichkeit zwischen beiden Nationen nicht verkennen. Blicken wir in ein früheres Zeitalter, so finden wir bei den Deutschen die Minnesänger, wie bei den Franzosen die Troubadours; dieselbe Ritterlichkeit, derselbe Fehdegeist herrscht bei beiden Völkern; in spätern Zeiten aber hat kaum eine dieser beiden Nationen etwas erfunden, so nimmt es die andere bei sich auf. Haben die Franzosen uns ein Jahrhundert lang mit ihren Modethorheiten beschenkt, so sind wir ihnen nichts schuldig geblieben, sondern haben ihnen eine reichliche

Menge gelehrter Grillen mitgetheilt, die sie von uns eben so bereitwillig annahmen, wie wir ihre Moden. Selbst in physischer Hinsicht ist der Unterschied so gar groß nicht, als man gewöhnlich glaubt. Freilich zu dem quecksilbernen Pariser würde man schwerlich ein vollkommnes Gegenstück in Deutschland finden; aber dieses ist auch der Hauptstädtner allein. Betrachten Sie dagegen den muskulösen, pflegmatischen Bretagner, ob er nicht in vieler Hinsicht mit unserm Westphälinger, den Auvergner und Mainer, ob er nicht mit den Baiern und Schwaben zu vergleichen ist; und bei den Bewohnern der Dauphinee findet man den derben, geraden Charakter der Tyroler wieder.

Der Kammerherr. Ich halte es zwar einigermaßen für gewagt, ein allgemeines Urtheil über gewisse eigenthümliche Charakterzüge einer Nation aussprechen zu wollen, da bei den einzelnen Individuen derselben sich die Charakterzüge, die man für national ausgiebt, so mannigfaltig nuanciren, daß es beinahe unmöglich wird sie in eine Categorie zu bringen; dennoch glaube ich bemerkt zu haben, daß der Franzose bei seinem übrigens großen Hange zur Veränderlichkeit, Vorurtheilen, die er in Rücksicht der Standesverhältnisse und

der Religion einmal gefaßt hat, nie entsagt.

Der Pfarrer. Und doch ist mir von dem Gegentheile ein auffallendes Beispiel bekannt.

Der Kammerherr. Wollen sie es uns nicht mittheilen?

Der Pfarrer. Sehr gern, wenn ich auf die gütige Nachsicht der Gesellschaft mit meiner mangelhaften Darstellungsgabe rechnen darf.

Der Kammerherr. Sie sind ungerecht gegen sich selbst; wir haben Beweise vom Gegentheil.

Der Pfarrer. Zu gütig. Meine Erzählung eignet sich zu dem Titel:

Die Emigranten.

Es war ein schwüler Sommerabend, und der umzogene Himmel drohte mit Regen und Gewitter, als zwei Fremden bei dem Pfarrer zu Diefenbach eintraten und in gebrochnem Deutsch ihn um ein Unterkommen für die nächste Nacht baten. Sie schienen, ihrer Sprache nach zu urtheilen, zu den französischen Ausgewanderten zu gehören, die damals in großer Menge Deutschland überströmten und ihres Benehmens wegen eben nicht in dem besten Rufe standen. Diese hatten aber vielleicht von der Unart ihrer Landsleute nichts an sich; es waren Männer, die sich dem Greisenalter naheten und aus deren Haltung mehr die Schüchternheit schuldlos Leidender, als die Zuversichtlichkeit verjagter Zwingherren sprach.

Der Pfarrer, ein menschenfreundlicher, gastfreier Mann, dem ein reichliches Einkommen diesen edeln Neigungen seines Herzens nachzugeben erlaubte, sorgte im Verein mit seiner freundlichen Gattin für die Erquickung und Bequemlichkeit seiner Gäste. Die geschäftige Hausfrau begab sich

sogleich nach der Küche, und in Kurzem dampften ein paar kräftig bereitete Gerichte auf der glänzend weiß bedeckten Tafel, auf die der gutmüthige Wirth eine Flasche Firnewein stellte und seine Gäste zuzulangen bat.

Diese ließen es sich trefflich schmecken, und es schien daß sie lange kein so gutes Mahl gehalten hatten; doch tranken sie nur wenig und waren höchst einsilbig. Der Pfarrer, der durch eine zutrauliche Redseeligkeit seinen Gästen gern das drückende Gefühl der Fremdheit benommen und ihnen bewiesen hätte, daß sie ihm angenehm wären, befand sich, da alle seine Versuche, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten, an der Verschlossenheit der Fremden scheiterten, einigermaßen in Verlegenheit. Als sie daher die Mahlzeit geendigt hatten, fragte er sie: ob sie vielleicht der Ruhe bedürftig wären? und da sie gestanden, daß dieses der Fall sey, so führte er sie in das Schlafgemach.

Ermüdung und die angenehme stille Ruhestätte, hielt die Fremden am andern Morgen ziemlich lange in den weichen Betten zurück, und schon hatte der Pfarrer in der Gartenlaube, von seiner Familie umgeben, sein Morgenpfeifchen aus-

geschmaucht, als seine unbekannten Gäste endlich erschienen und mit einem herzlichen Danke für die gute Aufnahme sich verabschieden wollten. Der Pfarrer protestirte ernstlich dagegen und versicherte: es wäre in seinem Hause nicht Sitte, des Morgens die Gäste ohne Frühstück zu entlassen. Nachdem nun die Hausfrau den Fremden Kaffee dargeboten und sie gebeten hatte, von den bereit stehenden Butterschnitten zuzulangen, entfernte sie sich auf einen heimlichen Wink des Pfarrers, der nun das Wort nahm und zu den Fremden sagte:

«Sie um das Wohin und den Zweck Ihrer Reise zu befragen, wäre unbescheiden von mir gewesen. Da Sie jedoch nicht aus diesem Lande zu seyn scheinen, und, wie ich bemerke, kein Gepäck mit sich führen, so gerathe ich auf die Vermuthung, daß Ihre Reise ein Werk dringender Nothwendigkeit sey und Sie vielleicht wegen einiger Reise-Bedürfnisse in Verlegenheit sind. Ist dieses der Fall, so bitte ich Sie, sich ohne Umstände mir darüber zu eröffnen, damit ich Ihnen, so viel in meinen Kräften steht, dazu behilflich seyn kann.»

Die Reisenden zeigten einen hohen Grad von

gerührtem Erstaunen, und dann antwortete der eine von ihnen:

«Nach der bei Ihnen genossenen gastfreien Aufnahme würde es ein Mißbrauch Ihrer Güte seyn, von Ihrem wohlwollenden Anerbieten Gebrauch zu machen. Doch nehmen Sie die Versicherung der gerührtesten Anerkennung Ihrer Menschenfreundlichkeit von uns an, und erlauben Sie mir Sie mit den letzten uns betroffenen Schicksalen und mit dem Zwecke unserer Reise bekannt zu machen, da Ihre Theilnahme das bittre Gefühl der erlittenen Widerwärtigkeiten bei uns mildert.»

«Wir sind französische Ausgewanderte, — mein Freund ein Begüterter von Adel, ich ein Geistlicher — die ihr Vaterland nur da verließen, als ein längerer Aufenthalt uns den unfehlbaren Tod zugezogen haben würde. Nach tausend Gefahren gelang es uns, mit einigen Wechseln und baaren Summen versehen über die Grenze zu kommen, und wir glaubten uns in Sicherheit, als wir den Rhein hinter uns hatten. Das, was mein Freund aus den Trümmern seines einst großen Vermögens gerettet hatte, reichte hin, uns bei einer sparsamen Lebensweise zu erhalten,

ohnedem da wir ein kleines Landstädtchen zu unserm Wohnsitz wählten, wo die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse die Anwendung einer den Verhältnissen gemäßen Oekonomie erleichterte. Noch nicht lange waren wir daselbst gewesen, als der Landesherr auf Ansuchen der französischen Gewalthaber allen ausgewanderten Franzosen den Aufenthalt in seinem Lande untersagte. Wir mußten daher einen andern Zufluchtsort suchen und reiseten mit einer Miethkutsche ab. Im Spessard hatten wir das Unglück von einer Räuberbande angefallen und geplündert zu werden. Sie raubte uns alles und ließ uns nichts, als das nackte Leben und die verschlissnen Kleider, die wir auf dem Leibe tragen. Dieses Unglück versetzte uns in die traurige Nothwendigkeit die Wohlthätigkeit der Menschen in Anspruch zu nehmen. Leider fanden wir an den mehresten Orten verschlossene Herzen und verschlossene Thüren, woran denn freilich das Mißtrauen Schuld seyn mag, welches man allgemein gegen Franzosen hegt, und wozu freilich der Uebermuth unsrer Landsleute nur zu oft eine gerechte Veranlassung gegeben haben soll. Uns bleibt jetzt nichts übrig, als nach Rußland zu gehen, wo mein

Freund auf die Milde des Monarchen rechnet, ich aber auf die Beihilfe der Priester meines Glaubens hoffe. — Doch es ist Zeit, daß wir aufbrechen, damit wir noch eine Strecke Weges in der Morgenkühle zurücklegen. Wir wollen uns von unserm gütigen Wirth beurlauben.«

Der Pfarrer. Mit Nichten, meine Herren! Da Sie einem sehr unsichern Ziel entgegen gehen, so kann der Wunsch es schnell zu erreichen, bei Ihnen nicht dringend seyn; zum mindesten versäumen Sie durch einen kurzen Aufenthalt nichts, und daher bitte ich Sie einige Tage bei mir zu verweilen, um sich von den gehabten Beschwerlichkeiten der Reise zu erholen. Ueberdem kann es Ihnen vielleicht einigen Nutzen gewähren, wenn ich Sie dem Patronatsherrn meiner Kirche, dem Grafen von Hallenberg, vorstelle, der mich zum Sonntage mit seinem Besuche beehrt. Er ist ein sehr edler Mann, der eine ausgebreitete Bekanntschaft in Deutschland und Rußland besitzet und Ihnen Empfehlungen mitgeben könnte, die Ihre Reise erleichtern und Sie schneller zur Erreichung ihrer Absicht führen würden.

Die beiden Emigranten waren von der Men-

schenfreundlichkeit des biedern Predigers überraschte, und nahmen mit gerührtem Herzen das Anerbieten desselben an. Mit der umsichtigsten Zuvorkommenheit bemühte der würdige Geistliche sich, seinen Gästen den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen, und so wie er, waren auch die Glieder seiner Familie, sanft, menschenfreundlich, zuvorkommend und in dem Umgange von einer Zartheit, die stets nur die Folge eines heitern, klaren Gemüths, vollkommen reiner Sitten und einer sorgfältigen Erziehung ist. Die Gattin des Pfarrers war ein Muster von Ordnung und Häuslichkeit, und ihre beiden schon erwachsenen Töchter ähnten ihrer Mutter auf das vollkommenste. Einfach, wie die Kleidung der Frauenzimmer, war auch ihr Betragen; bei jener war anständige Zierlichkeit, bei diesem Bescheidenheit der einzige Schmuck. Ein Sohn von sechszehn Jahren, war ein muntrer Jüngling, aus dessen hellen Augen eine unverkennbare Gutmüthigkeit sprach.

Bonald der Priester befand sich doch in einiger Verlegenheit in dem Hause eines lutherischen Geistlichen. Der Mann selbst, wie auch dessen Familie zwang ihm eine innige Hochachtung ab;

doch aber fand er dessen Lebensweise im Verhältniß seines Standes nach den Geboten der römischen Kirche sträflich. Diese Familie gewährte das Bild der reinsten menschlichen Tugend; allein die Ehe eines Geistlichen blieb in Bonalds Augen ein Verbrechen. Freilich lehnte sich sein Gefühl gegen dieses harte Urtheil auf; doch sein Glaube konnte dadurch nicht wankend gemacht werden. Chauvelin, der andere Fremde der Bonalds Grundsätze über diesen Punkt kannte, und als ein guter Katholik theilte, konnte doch bei genauerer Beobachtung des tadelfreien Lebenswandels des Pfarrers nicht umhin, einige Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit des unehelichen Lebens der Geistlichen zu äußern und sagte: «Betrachten Sie diese glückliche, sittlich gute Familie und das musterhafte Betragen des Familienvaters; sehen Sie, wie er jedes Gebot der Sittlichkeit, jede menschliche Tugend freiwillig und so vollkommen, wie es einem Menschen möglich, ausübt, und denn sagen Sie mir: könnte es wohl schädlich, könnte es ein Verbrechen seyn, wenn ein Geistlicher unseres Glaubens auch die Freuden des ehelichen Lebens genösse?» Bonald antwortete. «Als Mensch lasse ich den guten Eigenschaften

unſeres freundſchaftlichen Wirths bereitwillig volle Gerechtigkeit wiederfahren, doch für einen Prieſter, was die proteſtantiſchen Prädicanten zu ſeyn ſich anmaaßen, kann ich ihn nicht gelten laſſen, oder ich muß ihn der ſträflichſten Verirrungen anklagen. Der geweihte Prieſter hat Pflichten auf ſich, die mit dem Eheſtande durchaus unvereinbar ſind. Er iſt der Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen; er iſt der Führer, der Hirte ſeiner Gemeinde. Kann aber dieſer Mann, der die hausväterlichen Pflichten, wie der Augenſchein lehret, muſterhaft ausübt, kann er auch zugleich den großen Beruf eines Prieſters erfüllen? Bleibt ihm Zeit, und bei dem Genuſſe häuslicher Freuden, auch Luſt dazu, ſich anhaltend um ſeine Gemeinde zu kümmern? Nein, er muß in ſeinen ehelichen Verhältniſſen ſeine Hauptpflicht zur Nebenſache machen; und gerade die vollkommene Ausübung ſeiner Familienpflichten giebt den augenſcheinlichſten Beweis, daß die Ehe dem Prieſterſtande, als ſeinem Berufe hinderlich, ſtets fremd bleiben muß.»

Unmittelbar nach dieſer Unterredung machten die beiden Fremdlinge einen Spaziergang durchs Dorf, wo ihnen viele Landleute von verſchiede-

nem Alter und Geschlecht die zum Ernten aufs Feld gingen, begegneten. Alle waren reinlich und anständig gekleidet und grüßten die Fremden höflich. Bonald bemerkte, daß in dem Dorfe ein gutmüthiger Menschenschlag wohne, der nicht nur, wie aus den hellen, freundlichen Wohnungen abzunehmen, einen anständigen Wohlstand genieße, sondern in seinem Benehmen auch eine Sittlichkeit zeige, die so erfreulich, als selten anzutreffen sey. Sie kamen einem ansehnlichen Hause vorbei, worin sie laut sprechen hörten und die Stimme des Pfarrers zu unterscheiden glaubten. Von Neugier getrieben traten sie ein. Es war die Schule und der Pfarrer beschäftigt, dem Lehrer im Unterrichte der Jugend beizustehen. Der Pfarrer winkte ihnen Platz zu nehmen, und dann fuhr er in seiner Beschäftigung fort. Das frische, blühende, reinliche Ansehen der Kinder, ihre ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit auf die Vorträge des Lehrenden, die zweckmäßige Unterrichtsmethode desselben und die dreisten, bestimmten Antworten der Schüler auf die ihnen vorgelegten Fragen, erfüllten die Fremden mit Bewunderung. Jetzt war der Unterricht geendigt; der Pfarrer betete ein kurzes, rüh-

rendes Gebet, welches die Kinder mit vieler Andacht nachsprachen und dann entlassen wurden. Der Pfarrer ging mit den Fremden nach Hause, Bonald sagte: ich finde es unbillig, daß man Ihnen bei Ihren übrigen Amtsgeschäften auch noch den Schulunterricht aufgebürdet hat, da Ihre Obliegenheiten als Prediger und Familienvater ohne dem wohl alle Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Sie irren, antwortete der Pfarrer, wenn Sie glauben, daß ich zum Schulunterricht verpflichtet bin; nach der in unserm Lande bestehenden Einrichtung liegt mir nur die Inspection desselben ob. Ich habe aber meine guten Gründe, dem wirklich sehr tüchtigen Lehrer von Zeit zu Zeit zu helfen; einmal damit er in seinem Fleiße nicht ermatte, dann aber, daß die Kinder, die doch späterhin den Religionsunterricht bei mir erhalten, mich kennen und in mir ein befreundetes Wesen erblicken lernen. Ueberdem aber ist es auch meinem eigenen Vortheil angemessen, wenn ich den Unterricht und die Erziehung der Jugend zu einem Gegenstand meiner Thätigkeit mache, denn da ich nach meiner Pflicht für die größtmöglichste sittliche Vervollkommnung meiner Gemeindeglieder Sorge tragen soll, so erreiche

ich am sichersten meinen Zweck, wenn ich den Saamen des Guten schon in die Herzen der Jugend ausstreue und wurzeln mache, indem ich auf diese Weise in den reifern Jahren derselben um so weniger üble Neigungen und Gewohnheiten zu bekämpfen habe. Das Gute, wie das Böse, bestehet, meiner Meinung nach, wenigstens zum Theil, aus Gewohnheiten, und wer das Gute früh gewohnt wird, dem wird es in den Jahren der Erkenntniß und der Leidenschaft sehr leicht gut zu bleiben.

Chauvelin warf einen fragenden Blick auf Bonald, der die Augen niederschlug und nichts erwiederte. Sein Beweis von der Schädlichkeit der Priesterehe wurde durch die Erfolgvolle Thätigkeit seines biedern Wirths wankend gemacht. Diesen schien nämlich sein Verhältniß als Gatte und Vater, statt von der Sorge für seine Gemeinde abzuziehen, vielmehr dazu aufzumuntern. Doch konnte er, der strenge an seinen Glauben haltende Katholik, so schnell nicht seine Ueberzeugung aufgeben und äußerte zu Chauvelin, als beide sich über diesen Gegenstand unterhielten: Die eigentliche Seelsorge, das heißt, die Beruhigung der Gewissen seiner Gemeindeglieder in

Glaubenssachen und ihre rein religiöse Leitung überhaupt, dürfte doch wohl von dem Pfarrer vernachläßiget werden und somit sich immer noch ein Beweis von der Nachtheiligkeit der Priesterehe darbieten. Auch darin sollte er eines andern belehrt werden.

Am Sonnabende, nachdem die Beichthandlung geendet und die Kirche geschlossen war, kamen viele Leute zu dem Pfarrer, der sie, Einen nach dem Andern, auf sein Studierzimmer führte und mit ihnen bis ziemlich spät des Abends beschäftigt war. Bonald ließ den Wunsch merken, zu erfahren, was die Gemeindeglieder bei dem Pfarrer gewollt hatten. Es sind dieses, sagte der, Menschen, die irgend ein Kummer oder ein Zweifel drückt, worüber sie meinen Rath zu hören wünschen. Sie sind von meiner Sorge für ihr Bestes überzeugt und daher unterlassen sie es nie, in allen Angelegenheiten von einiger Bedeutung meine Meinung zu vernehmen. — Am Sonntage wohnten die beiden Franzosen dem Gottesdienste bei und mußten es sich gestehen, daß sie nie eine andächtigere Gemeinde gesehen, nie einen Prediger gehört hätten, dessen Vortrag seine Zuhörer inniger angesprochen, dessen Rede ihnen tiefer

ins Herz gedrungen wäre. Zwar kam ihnen der lutherische Kultus fremde und mangelhaft vor; allein sie konnten nicht in Abrede seyn, daß er, so wie er hier ausgeübt wurde, höchst wohlthätig auf die Herzen und Gemüther des Volks wirken müsse.

Nach der Kirche erschien der Graf Hallenberg bei dem Pfarrer, der ihm die beiden Fremden vorstellte, die von diesem mit einem feinen Anstande, doch mit einiger Zurückhaltung, begrüßt wurden. Der Graf befand sich bereits in den höheren Lebensjahren und seine edle Gestalt erzwang ihm sogleich, und schon beim ersten Blick, die unbedingte Hochachtung eines jeden, der ihm nahte. Vorzüglich anziehend war das ausdrucksvolle Gesicht des Grafen, dessen sanft gefaltete Stirn auf zahlreiche und heftige Stürme des Lebens schließen ließ, aus denen er doch, das zeigte der offne Blick und die ruhige Würde seines Benehmens, seine bessere Menschheit gerettet haben mußte.

Es war für den Pfarrer, der einen nicht geringen Schatz von Menschenkenntniß besaß, den er durch fortgesetzte Beobachtungen unablässig vermehrte, höchst anziehend, den Grafen und

Hr. von Chauvelin einander gegenüber zu sehen. Beide waren Männer, die den höchsten Grad von feiner Politur besaßen, welche so innig mit ihrer Wesenheit verwebt war, daß jeder Ausdruck, jede Bewegung, das deutlichste Gepräge davon trug, das aber durch eine lange Uebung einen hohen Anschein von Natürlichkeit erreicht hatte. Beide waren sehr ernst und sogar einigermaßen verschlossen und beide streckten unmerklich ihre geistigen Fühlhörner gegen einander aus, um sich gegenseitig kennen zu lernen, aber sorgfältig vermieden sie jeden Schein der Annäherung. Des Grafen Benehmen hatte eine ernste, stolze Haltung und eine Ruhe, die weder die Wirkung des Alters noch eines natürlichen Phlegma, sondern großer anhaltender, aber siegreicher Kämpfe mit starken Leidenschaften war. Auf Chauvelins Gesicht lag ein tiefer Gram, wohl neu angeregt durch die unlängst erlittenen Unfälle, deutlich ausgedrückt; aber das feurige Aug' zeigte von einer noch großen Thätigkeit des Geistes, und die Beweglichkeit der Muskeln deutete auf eine hervorstechende Nationa-Eigenthümlichkeit hin. Auch sein Aeußeres war nicht ohne Würde, doch weniger Ehrfurcht gebietend wie bei dem Grafen.

Bonald hatte ein mehr sanftes Aussehen, und eine stille, ruhige Wehmuth schien in seiner Seele Raum gewonnen zu haben.

Als nach Tische die Gesellschaft sich im Garten befand, bat der Graf auf eine artige Weise dem Hr. von Chauvelin sein Schloß zum Aufenthalt an und unterstützte seinen Antrag mit dem Grunde, daß ein Unterkommen in Rußland zu finden, immer etwas höchst Ungewisses sey, dagegen aber die Beschwerlichkeit der Reise, die Unfreundlichkeit des Klimas und manche andere drückende Verhältnisse sehr gewisse und unvermeidliche Uebel seyn würden. Er fügte hinzu: Ich würde auch Ihren Reisegefährten bitten, mir die Ehre zu erzeigen, bei mir zu wohnen; allein mein guter Pfarrer will es sich nicht nehmen lassen, für dessen Bequemlichkeit Sorge zu tragen; Sie sollen aber seine Gesellschaft deßhalb doch nicht entbehren, denn mein Schloß ist nur eine Viertelstunde von diesem Dorfe entfernt, und meine Equipage steht Ihnen zu Diensten, so oft Sie wollen. Daß der Vorschlag angenommen wurde bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Die beiden Emigranten hatten alle Ursache den Zufall zu segnen, der in ihrer Hülflosigkeit sie in

die Nähe zweier so edlen Menschen brachte, die sich ihrer auf die wohlwollendste Weise annahmen. Mit der angelegentlichsten Sorgfalt waren sowohl der Graf wie der Pfarrer bemüht, es ihren Gästen heimisch bei ihnen zu machen, kein Bedürfniß, keine Bequemlichkeit, keine Annehmlichkeit, woran der wohlhabende Mann in seinem Hause gewöhnt ist, durfte ihnen fehlen; ja selbst auf die Nationalität der Fremden wurde bei jeder Gelegenheit mit der zartesten Aufmerksamkeit Rücksicht genommen, doch aber vermied man dabei alles Gepränge und jeden Schein einer dankfordernden Mühe.

So groß aber die Aufmerksamkeit des Grafen war, mit der er seinem Gaste das Leben angenehm zu machen strebte und so tief Chauvelin es fühlte, wie sehr er seinem Gastfreunde verpflichtet sey, so fand doch zwischen beiden eine Zurückhaltung statt, die einem Dritten unbegreiflich vorkommen mußte. Beide schienen der sanften Gefühle der Freundschaft in einem vorzüglichen Grade fähig zu seyn, beide fühlten sich einander aufs Innigste verpflichtet; der Eine, daß er ohne erröthen zu dürfen die ihm bedürftige Unterstützung annehmen, der Andere, daß er sie einem

würdigen Manne ertheilen konnte; und doch kamen sie sich als Freunde nicht näher.

Zwischen Bonald und dem Pfarrer fand dagegen ein ganz anderes Verhältniß statt. Der erstere scheuete zwar noch immer in dem letztern den Ketzer, beklagte seine Irrthümer und hätte ihn wohl gern bekehren mögen, aber er fühlte sich von ihm innig angezogen, und liebte in ihm den guten, vortrefflichen Menschen, der seine freundschaftlichen Gesinnungen auf das Herzlichste erwiederte. Den Punkt der Religion ausgenommen stimmten sie in ihrer Denkart, in ihren Ansichten und Gefühlen vollkommen überein und fanden in ihrem gegenseitigen Umgange einen hohen Genuß. Der Pfarrer dachte in Glaubenssachen höchst tolerant, ohne jedoch lau oder schwankend in seiner Ueberzeugung zu seyn. Bonald aber, der, den Grundsätzen der römischen Kirche gemäß, nicht duldend gegen den Andersdenkenden seyn durfte, sondern die Verpflichtung hatte, ihn zu seinem Glauben zu bekehren, fühlte täglich mehr, wie wenig er dieses im Stande sey und wie die Gründe, mit denen er die Lehre seines Gegners bekämpfen wollte, täglich schwächer wurden, täglich mehr von ihrem Gewichte ver-

loren. Er rang mit ſich ſelbſt, um die Stärke zu gewinnen, dem Gaſtfreunde recht eindringlich ſeine Irrthümer darzuſtellen, und wenn er denn ſich hinreichend dazu vorbereitet glaubte, ſo warf ein einziger Hinblick auf das ſchöne, nützliche, ſegensvolle Leben dieſes Mannes das ganze mühſame Gebäude ſeiner Schlüſſe, die den Andersdenkenden von ſeinem Irrthume überzeugen ſollten, um und er mußte da beſchämt ſchweigen, wo er hatte als Lehrer und Strafprediger auftreten wollen. Dieſes machte ihn ſehr unruhig und verurſachte ihm manche trübe Stunden. Je eifriger er um die Auffindung und Sammlung von Gründen bemühet war, wodurch er den Pfarrer von der ausſchließlichen Giltigkeit der Lehrſätze der römiſchen Kirche überführen wollte, je zweifelhafter wurde er ſelbſt darin, und ließ er ſich mit ſeinem Gaſtfreunde in einen Diſput darüber ein, ſo erlitt er jedesmal eine gewiſſe Niederlage, da nicht nur ſein Herz mit ſeinem Gegner wider ihn im Bunde ſtand, ſondern dieſer auch in Hinſicht auf theologiſche Gelehrſamkeit ein großes Uebergewicht beſaß und außerdem den Vortheil einer ruhigeren Gemüthsſtimmung voraus hatte. So konnte es nicht fehlen, daß bei dem natürlich

guten Herzen Bonalds Zweifel gegen die harte Lehre seiner Kirche, von der ewigen Verdammniß aller Ketzer, entstehen mußten; und sobald diese einmal Festigkeit bei ihm gewonnen hatten, fiel eine Scheidewand nach der Andern, die Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Andersglaubenden gezogen hatte, und der Bekehrer war nahe daran ein Bekehrter zu werden. Personen seiner Art, denen es um ihre Ueberzeugung Ernst ist, bleiben nie auf halbem Wege stehen. Er ließ sich mit seinem Gastfreunde in Untersuchungen über die Lehrsätze beider Kirchen ein, er forschte, prüfte, studirte in den Kirchenvätern, von denen der Pfarrer in seiner Büchersammlung die schönsten Ausgaben besaß, und am Ende kam es dahin, daß er sich zum Uebertritt zur lutherischen Kirche bereit erklärte. Der Pfarrer selbst hielt ihn davon zurück. Nicht das Bekenntniß zu dieser oder jener besondern Parthei eines und desselben Glaubens, sagte er, darf die Hauptsache bei einem denkenden und gewissenhaften Christen seyn, sondern das wahrhaft Göttliche in der Religion, welches wir in den Lehren aller Partheien finden. Daran müssen wir uns halten; es ist das Wesentliche, ohne

welches wir nicht bestehen können. Was aber die Zeremonien und die Meinungsverschiedenheiten betrifft, so sind diese sämmtlich Menschenwerke und nicht von der Wichtigkeit, daß es darum eines Wechsels zum Bekenntnisse einer andern Parthei verlohnte, wenn nicht ganz besondere Fälle solches nöthig machen. Sie würden durch Ihren Uebertritt zu unserer Kirche Ihren Glaubensgenossen ein Aergerniß geben, ohne die meinigen gerade sonderlich zu erbauen; darum ist mein Rath, Sie folgen Ihrer Ueberzeugung, halten sich aber, was den Kultus betrifft, nach wie vor zu der römischen Kirche, da Sie als denkender und prüfender Gelehrter sehr leicht das Menschenwerk von dem Göttlichen unterscheiden können, und von der unglücklichen Meinung Andersdenkende zu verdammen, wie ich hoffe, für immer geheilt sind. Bonald folgte diesem Rathe und von der Zeit ab fanden zwischen beiden Freunden keine Glaubensstreitigkeiten mehr statt.

Einst waren die beiden Geistlichen zum Besuch auf dem Schlosse und man genoß des schönen Abends im Garten, in einer offnen Laube, aus der sich eine der entzückendsten Aussichten über

eine reiche, herrliche, mit den mannigfaltigsten Naturschönheiten ausgestattete Landschaft darbot. Die laue Luft war mit Wohlgerüchen geschwängert und schmeichelte den Geruchsnerven, während das trunkne Aug' in dem Farbenzauber schwelgte, womit die Abendsonne die einzelnen Gegenstände des Gesichtskreises malte. In dem Vorgrunde warfen die Anhöhen einen dunkeln Schatten auf das üppige Wiesenthal, aus dessen smaragdner Fläche das schillernde Silber eines übervollen Baches schimmerte, der in tausend Krümmungen zwischen Florens bunten Kindern seinem fernen Ziele zueilte. Das helle Grün des Laubwaldes wurde von der Abendsonne funkelnd vergoldet und machte einen schönen Kontrast mit dem matten Golde der reifen Aehrenfelder, in denen schon die Hand des Schnitters thätig war. Im Hintergrunde aber legte sich ein violetter Duft um die ansehnlichen Bergrücken, die in beträchtlicher Entfernung den Gesichtskreis schlossen. Der Anblick dieser schönen Natur, die Anmuth des lauen, duftigen Abends, das Bewußtseyn nur gute, edle Menschen neben sich zu haben, alles das zusammen bewirkte es wohl, daß sich die Herzen dieser kleinen Gesellschaft mehr als gewöhn-

lich gegen einander öffneten und Chauvelin im Laufe eines muntern Gesprächs endlich erklärte: er hätte nie geglaubt noch je einen so heitern Augenblick, am wenigsten aber ihn in Deutschland und unter Deutschen zu erleben.

Der Graf, der durch diese Aeußerung ein nachtheiliches Vorurtheil gegen sein Vaterland und seine Landsleute ausgedrückt glaubte, welches er zu bekämpfen für seine Pflicht hielt, bat den Emigranten ihm zu sagen: was er gegen Deutschland und die Deutschen habe? und Chauvelin erwiederte.

»Ihnen wird bekannt seyn, daß beinahe jeder Franzose ohne Ausnahme Deutschland für ein rauhes, unfreundliches Land und dessen Bewohner, diesem Klima angemessen, für halbe Barbaren hält. Auch ich theilte als Jüngling das allgemein bei meinem Volke herrschende Vorurtheil, wurde aber später eines andern belehrt und es gab eine Zeit, wo ich allem was den Deutschen Namen führte mit unendlicher Liebe zugethan war. Allein ein Deutscher betrog mich um meine schönsten Lebensfreuden, raubte mir das höchste Glück der Menschheit, den Genuß der Freundschaft und der Liebe und bereitete mir

einen jahrelangen Gram; und ein Deutscher war es, der noch in meinem Alter einen unaussprechlichen Kummer über mein graues Haupt brachte: konnte ich Deutschland lieben, dem ich alle meine Leiden zu danken habe?»

Eine große Thräne zitterte jetzt in Chauvelins Auge. Er entfernte sich um das Zeichen des überfließenden Herzens den Blicken der Gesellschaft zu entziehen, machte einige rasche Gänge durch den Garten und fuhr dann, nach dem er zurück gekehrt war, zu dem Grafen gewendet fort.

«Ich habe keine Ursache ein Geheimniß aus den Begebenheiten meines Lebens zu machen, und da mein edler Gastfreund den Grund meines unwillkürlich geäußerten Vorurtheils gegen Deutschland zu wissen wünscht, so halte ich es für meine Pflicht ihn damit bekannt zu machen.»

«Von meinen Kinder- und Jünglingsjahren habe ich wenig zu bemerken; sie unterschieden sich nur dadurch von der Jugendzeit meiner Landsleute, daß mein Vater, von Natur strenge und ernsthaft, sich nie zu den Vertraulichkeiten mit mir herabließ, die in den bessern Ständen Frankreichs sonst zwischen Eltern und Kindern

gewöhnlich sind. Mein Hofmeister, ein frommer und gelehrter, zugleich aber auch etwas pedantischer Mann, quälte mich nicht wenig mit dem Unterrichte und mit der ununterbrochnen Aufsicht, die er über mich führte. Doch wenn er sich mir dadurch sehr lästig machte, so muß ich dagegen auch gestehen, daß ich es ihm allein zu verdanken habe, wenn ich nie in den Fall kam, Jugendfehler von Belang bereuen zu müssen.

Nach Verlauf der dem Unterrichte gewidmeten Jahre sollte ich nach dem Willen meines Vaters eine Laufbahn wählen, auf der ich Gelegenheit fände mich auszuzeichen. In meinem Verhältniß gab es dazu nur zwei Wege, den Hof oder das Militair; zum geistlichen Stande hätte ich, auch im Fall einer vorherrschenden Neigung, mich nicht entschließen dürfen, da auf mir die Fortdauer meiner Familie beruhte. Ich war von den Vortheilen eines zwanglosen Lebens eingenommen, und würde lieber ohne eine öffentliche Anstellung geblieben seyn, wenn dieses nicht gegen die Sitte des vornehmen französischen Adels gewesen wäre; da ich nun aber einmal zwischen zweien Uebeln wählen mußte, so entschloß ich mich zum Militair.

Der französische Kriegesdienst war für die Ober-Offiziere nicht im Mindesten beschwerlich; man durfte nur wenig Wochen im Jahr bei dem Regimente anwesend seyn, und konnte während der übrigen Zeit leben, wo und wie man wollte. Auch ich machte keine Ausnahme von dieser Sitte und hielt mich stets in Paris auf, während die Eskadron, die mir gekauft hatte, hundert Lieues davon entfernt stand.

In der Hauptstadt lebend überließ ich mich allen den Vergnügungen und Zerstreuungen, zu denen mich Alter, Stand und Vermögen berechtigten. Der Tod meines Vaters machte mich zum Besitzer eines großen Vermögens und entband mich von aller Aufsicht; was hätte mich hindern sollen das Leben zu genießen! Doch darf ich versichern, daß ich mit Auswahl genoß und, wenn zwar leichtsinnig, doch nicht zur Klasse derer gehörte, denen keine Sitte mehr heilig ist.

In diesem zwar harmlosen, aber auch zwecklosen, Leben fesselte ein junger Deutscher, der sich in Paris aufhielt, durch eine liebenswürdige Originalität in seinem Benehmen meine Aufmerksamkeit und erregte in mir den Wunsch näher mit ihm bekannt zu werden. Dieses machte sich aber

so leicht nicht, denn er bewies mir wenig Zuvorkommenheit. Ich mußte wirklich zudringlich werden, um mit ihm in einige Berührung zu kommen; doch sobald die ersten Schritte dazu geschehen waren, machte uns eine gewisse Uebereinstimmung unserer Empfindungen schnell zu innigen Freunden. Der Deutsche besaß übrigens mehr Gelehrsamkeit, einen geübtern Verstand und mehr Ueberlegung wie ich; dagegen war mir eine größere Gewandtheit in dem Tone der feinen Welt und in dem savoir faire eigen.

Unsere Lebensweise wich ziemlich von einander ab und jeder wünschte den Andern zu der seinigen zu bekehren. Oft geriethen wir bei der Gelegenheit in einen Streit über die Art des geselligen Lebens der Deutschen und der Franzosen, und wenn ich denn die Sitten meines Volkes erhob und die des seinigen herabsetzte, so bewies er mir, daß meine Behauptungen auf falschen Voraussetzungen beruhten, und daß ich die Nation gar nicht kannte, deren Sitten und Lebensweise ich zu tadeln wagte. Da er weniger leidenschaftlich als ich, aber stets von Gründen unterstützt, stritt, so blieb er gewöhnlich Sieger in dem Streite; allein dieß gnügete ihm nicht; er wollte

mich auch überzeugen, wollte, daß ich nach dieser Ueberzeugung handeln sollte und er erreichte seinen Zweck. Er tadelte, nicht ohne Bezug auf mich, das geschäft- und nutzlose Leben des französischen Adels und rühmte dagegen die zweckmäßigere Anwendung der Zeit bei seinen Landsleuten. «Was thut, so fragte er, der französische Adel für Kunst, Wissenschaft und Gewerbe? was thut er, beinahe der einzige Gutsbesitzer seines Vaterlandes, für die Emporbringung der Landwirthschaft? Der deutsche Adel hat bei den ungünstigsten Verhältnissen sehr viel in allen diesen Fächern gethan; der französische so viel wie gar nichts. Ich frage weiter: was that dieser hochbegünstigte Stand einer Nation, die auf den Namen der aufgeklärtesten Anspruch macht, für die Menschheit? Freilich klirren auch noch in Deutschland die Ketten der Leibeigenschaft, aber zu dem Mißbrauch menschlicher Rechte, der in Frankreich statt findet, ist es doch bei uns nicht gekommen. Man wetteifert bei uns das Schicksal einer schwerbedrückten Menschenklasse zu mildern, fängt an nach und nach ihre entehrenden Fesseln zu lösen; aber wer denkt in Frankreich daran? Die Beschäftigung der Mehrzahl des französischen

Adels beschränkt sich darauf, bei Hofe zu erscheinen und in Gesellschaften zu repräsentiren; dieses thut er freilich mit Glück und Geschick; aber welche armselige Kunst! Kein ernsthaftes Studium beschäftiget diesen Stand, kein auf das Wohl der Gesellschaft berechneter Zweck ist das Ziel seiner Anstrengungen; bei seiner Genußliebe, bei seiner Repräsentationssucht vernachläßiget er das Bessere und geht in einer Flut nichtswerther Kleinigkeiten unter.« Ich überzeugte mich, daß er Recht hatte, und beschloß dieser unschönen, aber wahren, Schilderung so unähnlich zu werden, als möglich. Ich studirte mit Eifer die Landwirthschaft, um auf meinen Gütern Verbesserungen machen zu können, ich erleichterte die Lasten meiner Unterthanen, sorgte für die bessere Erziehung ihrer Jugend und mit einem Wort, ich strebte dem Bilde zu gleichen, welches mein Freund von einem Edelmanne im edleren Sinne des Worts entworfen hatte und fühlte mich glücklicher in Erfüllung dieses schönen Berufs. Dadurch wurde ich aber meinem Freunde werther, dessen Herz sich nun mehr wie früher mir öffnete und das meinige ihm offen und ergeben fand. Unsere Freundschaft war treu und innig bis zur

Schwärmerei; sie schien für eine ewige Dauer gegründet. Ach es war eine schöne Zeit, als ich ihrer genoß, und die einzig vollkommen glückliche meines Lebens; warum mußte sie so schnell und traurig für mich endigen!

Eine deutsche Dame glänzte damals durch ihre Schönheit und ihren Geist in den ersten Zirkeln der Hauptstadt, wo alle junge Männer von Stande sich an sie drängten, um ihr zu huldigen. Auch ich blieb nicht zurück und war so glücklich von ihr ausgezeichnet zu werden. Sie sehen und lieben war eines bei jedem jungen Manne von einiger Empfindung; bei mir wurde die Neigung zu ihr noch durch die Ueberzeugung befestiget, ihr mit meiner Hand ein glänzendes Loos anbieten zu können. Mein Freund, nicht weniger als ich von den Reizen des Fräuleins ergriffen, machte gleich mir Anspruch auf ihren Besitz. Zum erstenmale hatten wir Geheimnisse für einander; daß dieses der Fall war, brachte mich um meinen Freund und machte mich unglücklich.

Nach den unzweideutigen Beweisen des Wohlwollens, die ich von der Dame erhalten hatte, durfte ich nicht an ihrer Gegenliebe zweifeln, wiewohl sie sich nie darüber in klaren Worten

aussprechen wollte. Da kam der Deutsche und brachte mich hinterlistig um ihre Neigung. Hätte er mir seine Leidenschaft für das Fräulein gestanden, so würde ich Freundschaft genug für ihn gehabt haben, meiner Liebe, wiewohl mit blutendem Herzen, zu entsagen, um ihn glücklich zu wissen. Aber er verhehlte mir seine Neigung, der die Falsche nur zu bald entsprach, die sich mit ihm, mich zu verrathen, verband. Mit ihm einverstanden reisete die Dame unvermuthet nach Deutschland ab, wohin er ihr in einigen Tagen folgte, um dort in ihren Armen des betrogenen Freundes zu spotten. Durch diesen Treubruch wurde mein Herz unheilbar verletzt; es war verarmt und ist es vierzig Jahre hindurch geblieben. Mein Glaube an die Menschheit war für immer zerstört; denn einer der edelsten aus ihr hatte mir den traurigen Beweis gegeben, daß es keine feste menschliche Tugend, keine Treue giebt. Diese bittre Ueberzeugung verdanke ich einem Deutschen; ihm verdanke ich die Erkaltung aller schöneren, rein menschlichen Empfindungen in mir und die lange Verödung meines Herzens; werden Sie sich noch wundern, wenn ich gegen das Vaterland und die Landsleute des Menschen,

der auf eine solche Art mein Unglück machte, eingenommen war?»

Der Graf hatte während der Erzählung des Herrn Chauvelin mehrmals eine große Gemüths-Bewegung blicken lassen und sagte jetzt: «In Ihren Begebenheiten trifft vieles auf eine so wunderbare Weise mit dem, was ich einst in Paris erlebte, zusammen, daß ich hätte versucht werden können zu glauben, selbst eine Rolle darin gespielt zu haben, wenn nicht der Deutsche, dessen Sie erwähnen, zum Verräther an seinem Freunde geworden, mir aber dagegen, bei einer unverbrüchlichen Treue, ein gleicher Verrath wie der, über den Sie sich beklagen, von einem Franzosen wiederfahren wäre. Dieselben Ursachen, die Sie haben mein Vaterland zu hassen, könnten auch mich veranlassen, dem Ihrigen abhold zu seyn. Ein junger Mann von Ihrer Nation wurde in Paris mein Freund und gab mir die stärksten Beweise seiner innigsten Zuneigung. Er schien sehr edel und war es auch, bis die Liebe ihn zum Heuchler machte, und ich dadurch um Freund und Geliebte kam. Mein Schicksal war ganz das Ihrige, nur mit dem Unterschiede, daß meine und meines Freundes Geliebte eine Frau

zösin war, und daß er sie heimlich auf seine Güter entführte. Ich verließ Paris und Frankreich auf das eiligste, als ich den Freund, für den kein Opfer mir zu groß geworden wäre, auf diese Weise verloren hatte, und ich gestehe, daß ich einen Widerwillen gegen jenes Land, wo ich so unaussprechlich unglücklich wurde, nie habe überwinden können noch mögen. Leider hat das Schicksal meine Abneigung gegen Frankreich aufs Neue gerechtfertiget; denn mein einziger Sohn hat dort seine Grundsätze und vielleicht sein Leben verloren.«

O, mein Herr, rief Chauvelin, welch sonderbares Zusammentreffen der Umstände! Scheint es doch, als ob wir uns finden mußten, um uns gegenseitig über das zu beruhigen, was einer von des andern Landsleuten litt. Mich brachte ein Deutscher um meine Tochter. Aber ich bitte, sagen Sie mir: wie hieß der Verräther, der Ihre Freundschaft täuschte?

Der Graf. Montmorency-Deleffard.

Chauvelin. Herr Graf Sie irren! Montmorency-Deleffard verrieth nie seinen Freund, entführte nie seine Geliebte; denn dieser Montmorency bin ich selbst, der, um den hochberühm-

ten Namen seines Stammes nicht in der Fremde dem Spotte bloß zu geben, ihn mit einem andern vertauschte. Aber Sie können der Deutsche nicht seyn, der meine Geliebte entführte, denn der nannte sich Baron von Westenfeld.

Der Graf. So hieß ich, bis ich Lehn und Titel der Grafen Hallenberg erbte. Aber ich habe Cölestinen von Montfaucon nicht nach Deutschland geschickt. Brachten Sie sie nicht auf Ihre Güter?

Chanvelin. Wurde sie denn nicht Ihre Gemahlin?

Nach mehreren Hin- und Herfragen klärte es sich auf, daß beide von der Dame hintergangen worden waren und keiner sich einem Verrath gegen den Freund hatte zu Schulden kommen lassen. Für Donald und den Pfarrer war es ein rührender Anblick, die beiden Freunde sich wieder erkennen zu sehen. Vierzig traurige Jahre hatten die Erinnerung an die mit einander verlebte glückliche Zeit bei ihnen nicht vertilgen können; sie wurden bei dem Rückblick darauf wieder jung und schwärmten, wie einst in den Blütentagen ihres Lebens.

Nachdem die ersten stürmischen Gefühle der

Freude über das Wiederfinden bei den beiden Freunden sich in etwas gemäßigt hatten, wünschte der Graf den Verfolg der Begebenheiten Montmorencys zu hören und dieser fuhr fort:

«Ueberzeugt von Dir und Cölestinen hintergangen zu seyn, überließ ich mich meinem Schmerze und floh die Welt. Ich nahm den Abschied vom Militair und zog mich auf meine Güter zurück, wo ich lange Zeit das unerfreuliche Leben eines Einsiedlers führte und mich allem menschlichen Umgange entzog. Unmuth und Groll über mein Schicksal und Haß gegen die Menschen wurzelten immer tiefer bei mir; ich wurde mir selbst und meinen Hausgenossen zur Last und würde, bei zunehmenden Jahren, bei meinem Unglück, auch herzlos und schlecht geworden seyn, wenn nicht ein alter Diener einst, als ich ihm durch meine üble Laune unerträglich geworden war, alle Rücksichten, die er sonst gegen mich, als seinen Herren, strenge zu beobachten pflegte, vergessen und durch eine scharfe Rede mein Gewissen getroffen hätte. Jaques, schon im Greisenalter, war mir sehr ergeben und früher von mir mit großer Schonung behandelt worden. Die Aus-

brüche meines Unmuths hatte er lange mit grö-
ßer Geduld ertragen; als es aber täglich ärger
damit wurde, und er endlich unabläßig die un-
freundlichste Begegnung erleiden mußte, da ver-
ließ ihn sein Gleichmuth und er sagte mir den
Dienst auf. Er war mir unentbehrlich gewor-
den, deßhalb wurde ich von seinem Entschlusse,
mich zu verlassen, unangenehm überrascht und
wollte ihn zu Aenderung desselben überreden.
Aber er äußerte: er möchte länger nicht einem
Herrn dienen, dessen einzige Beschäftigung es sey
sich und Andere zu quälen, der sich an Gott und
die Natur durch eine gänzliche Vernachläßigung
seiner Pflichten vergehe, und mit dem es nimmer
gut endigen könne, da er die großen ihm vom
Schicksal ertheilten Vorzüge verkenne und ein so
zweckloses, und darum allen guten Menschen är-
gerliches Leben führe. Thränen standen dem ehr-
lichen Diener bei dieser Rede in den Augen, die
Stimme brach ihm und mit wankenden Schritten
wollte er das Zimmer verlassen. Sein Schmerz
um mich wirkte wunderbar auf mein Herz; ge-
rührt von der Theilnahme des treuen Dieners,
bat ich ihn bei mir zu bleiben, und gab ihm das
Versprechen, mich zu ändern. Jaques ließ sich

dazu bereden und erhielt von der Zeit ab einen großen Einfluß auf mich. Während meiner unglücklichen Gemüthsstimmung waren die ökonomischen Angelegenheiten meiner Güter aufs Neue verwirret, meine Unterthanen von den Beamten wiederum mit den früher üblichen Lasten bedrückt worden und das Gute, was ich einst in den schönen Tagen unserer Freundschaft gestiftet hatte, war bis auf die letzte Spur verschwunden. Jagnes machte mich darauf aufmerksam und mahnte mich an die Pflicht, meinen Unterthanen ein guter Vater zu seyn. Ich rief mir jetzt wieder das ins Gedächtniß zurück, was Du mir über diesen Gegenstand gesagt hattest, und wenn dieses gleich den Schmerz über den verlorenen Freund schärfte, so handelte ich doch in seinem Sinne. Das Pflichtgefühl, als Mensch nützlich zu wirken, war in mir erwacht und ich that nun redlich, was in meinen Kräften stand; aber die beiden herrlichsten Blüten, Freundschaft und Liebe waren aus dem Kranze meines Lebens gebrochen und der Rest dünkte mir mehr Bürde als Genuß.

Ich vermählte mich endlich, weil es die bürgerliche Ordnung so wollte, doch, Cölestinens Bild im Herzen, konnte ich meine Gattin, eine

stille, sanfte Seele, ein Gemüth voll unerschütterlichen Gleichmuths, nicht lieben und also auch nicht Liebe von ihr fordern. Sie schenkte mir eine Tochter, und nun wäre vielleicht ein zärtlicheres Verhältniß zwischen uns eingetreten, wenn der Tod sie mir nicht entrissen hätte. Die ihr versagte Liebe trug ich auf unsere Tochter über; das Kind war meine einzige Freude. Ich sah in ihr die schönsten Hoffnungen für mein Alter mir entblühen; ach, auch sie sollten nicht in Erfüllung gehen!

Der politische Horizont meines Vaterlandes verfinsterte sich immer mehr, und das längst drohende Gewitter kam zum Ausbruch. Die Revolution verbreitete sich auch in die Gegend meines Wohnsitzes und das zügellose Volk, von blutdürstigen Demagogen aufgereizt, wüthete auf das Grausamste gegen die privilegirten Stände. Bald waren die Schlösser des benachbarten Adels in Ruinen verwandelt, nur meines stand noch und der wilde Haufe wagte nicht, es zu bestürmen, denn meine Bauern, für die ich väterlich gesorgt, deren Wohlstand ich begründet hatte, schützten es gegen jeden Anfall. Aber der Gleichheitsschwindel ergriff auch sie und ich sah deutlich ihren

Eifer für mich täglich mehr erkalten. Ein junger Deutſcher, der bei mir eingeführet worden war, hielt ſich zu der Zeit in meinem Schloſſe auf. Ich hatte ihn wegen ſeiner Offenheit, und um ſeines einnehmenden Betragens willen, lieb gewonnen und hielt ihm deßhalb gern ſeine überſpannten Ideen von Freiheit und Gleichheit zu gut. Als meine Lage anfing gefährlich zu werden, entſchloß ich mich auszuwandern. Mein deutſcher Gaſt billigte dieſen Entſchluß, doch rieth er mir, meine Tochter, des beſſern Fortkommens wegen, unter der Obhut irgend einer anſtändigen Familie zurück zu laſſen. Das wollte ich nicht; mein Kind ſollte ſtets um mich ſeyn, der Gedanke einer Trennung war mir unerträglich. Als aber der zur Abreiſe beſtimmte Tag kam, war er mit meiner Tochter verſchwunden, und in einem zurückgelaſſenen Briefe benachrichtigte er mich, daß bloß die Sorge für meine Rettung ihn vermocht habe, meine Tochter, mit der ich nicht unentdeckt über die Grenze hätte kommen können, in Sicherheit zu bringen. Er betheuerte, daß ſie in den beſten Händen ſey und verſprach es zu veranſtalten, daß ſie mir nach Deutſchland folgen

sollte, sobald dieses ohne Gefahr und mit Anstand geschehen könne.

Mein Zorn und Kummer über die Leichtsinnige, die sich von einem Abentheurer hatte verleiten lassen, sich von dem Herzen eines geliebten Vaters loszureißen, war grenzenlos und ich gab nun den Gedanken an die Flucht auf, da, nach dem Verluste des letzten, was mir theuer war, das Leben keinen Werth mehr für mich hatte. Nur mein guter Donald war es, der nicht nachließ in mich zu dringen, bis ich endlich seinem Bitten nachgab und auf meine Rettung dachte. Es war die höchste Zeit, denn kaum waren wir eine Stunde von dem Schlosse entfernt, als wir es in Flammen aufgehen sahen, und nur ein dichter Wald verbarg uns den Nachsetzenden, die unseres Lebens nicht geschont haben würden, wenn sie uns gefunden hätten. Es kostete uns viele List den Augen der wüthenden Freiheitsprediger zu entgehen, und tausend Mühseligkeiten hatten wir zu erdulden, bis wir endlich den deutschen Boden erreichten und unser Leben vor dem Blutdurst und der Raserei der Demagogen außer Gefahr wußten. Was uns in Deutschland begegnet ist, erzählte ich schon früher.«

Der Graf erzählte nun auf Montmorencys Verlangen seine erlebten Schicksale, die nur in so fern von denen seines Freundes abwichen, als er, seinem stärkern Charakter gemäß, nicht in der Entfernung von Menschen die Heilung seines wunden Herzens suchte, sondern theils auf Reisen, theils unter dem Gewühle verwickelter Staatsgeschäfte seines Grames Herr zu werden suchte. Er hatte den richtigen Weg eingeschlagen, um den Menschenhaß von sich fern zu halten, aber die Zufriedenheit des Gemüths gewann er nicht wieder, und die Wunde, die der Verlust der Geliebten und des Freundes ihm geschlagen hatte, blutete fort, bis das Greisenalter sie vernarbte. Er trat in den Ehestand, aber er war unfähig dessen Freuden zu genießen, da seine Gemahlin Cölestinen in keiner Hinsicht glich. Ein Sohn, den sie ihm gebar, würde ihm viele Freude gewähret haben, wenn er ihn, um ihn vor der Verzärtelung und Verbildung einer thörigten Mutter zu bewahren, nicht hätte aus seinem Hause entfernen müssen. Erwachsen sandte er ihn auf Reisen, wo der junge Mann von der damals so glänzend beginnenden französischen Revolution begeistert, wider seines Vaters Willen

nach Frankreich eilte und anfangs in seinen Briefen als einen entschiedener Anhänger der Freiheit und Gleichheit sich aussprach, dann aber gar nicht mehr schrieb, weßhalb der Graf das Aergste fürchten mußte.

Nach diesen Eröffnungen trat zwischen dem Grafen und Montmorency das innigste Verhältniß ein, wodurch die beiden verwandten Seelen sich für die lange Trennung entschädigen zu wollen schienen. Sie theilten den Schmerz wegen des Verlustes ihrer Kinder und trösteten sich gegenseitig darüber. Mit jedem Tage wurden sie einander werther, und wenn des Grafen Sehnsucht nach dem theuern Sohne zu quälend wurde, oder der Marquis sich um die heißgeliebte Tochter bangte, so fand der Eine wie der Andere sich durch des Freundes liebevollen Zuspruch beruhigt.

Einst als gerade die beiden Freunde durch erhaltene Nachrichten von den Fortschritten der Sansculotten-Armee beunruhiget und verstimmt waren, wurde dem Grafen ein Brief überreicht, in dessen Aufschrift er beim ersten Blicke die Hand seines Sohnes erkannte. Die Freude des Vaters war unbeschreiblich, und er zögerte das Schreiben zu öffnen, da die Gewißheit, daß sein Sohn lebe,

so ganz seine Seele füllte und ihn jedes andern Gedankens unfähig machte. Endlich entschloß er sich auf Montmorencys Andringen zum Oeffnen des Briefes; aber kaum hatte er einige Augenblicke darin gelesen, als er mit dem Ausdrucke des höchsten Abscheus den Brief von sich warf und in Verwünschungen über seinen Sohn ausbrach. Nur als des Grafen Zorn sich durch seine Heftigkeit erschöpft hatte, gelang es dem Marquis die Ursache desselben zu erfahren. Es war folgende:

Emmerich, der Sohn des Grafen hatte aus Vorliebe für die Sache der Freiheit, die damals längst keine gute mehr war, sich unter das französische Militair begeben und focht jetzt als Commandeur eines Bataillons in den Reihen der Neufranken, die siegreich den Rhein überschritten hatten. War es dem Altadlichen, dem Anhänger und Vertheidiger althergebrachter Rechte, dem Rathgeber und Vertrauten von Fürsten kränkend, seinen Sohn mit Menschen, die Throne und Altäre umstürzten, die kein Recht des Herkommens gelten ließen und die schonungslos Andersdenkende verfolgten, gemeinsame Sache machen zu sehen; so wurde das Gefühl des Deutschen noch mehr

durch den Gedanken empört, daß sein Kind die Waffen gegen sein eignes Vaterland frevelnd erhoben habe. Der stolze Mann glaubte seinen in den Jahrbüchern Deutschlands hochberühmten Namen dadurch entehrt, seinen unbescholtenen Ruf befleckt; er litt deßhalb unaussprechlich und war gegen den Urheber seines Kummers, so aufgebracht, daß er wirklich sich bemühete die Verhältnisse zu vergessen, worin derselbe von der Natur zu ihm gestellt worden war. Der Marquis theilte den Schmerz und den Abscheu seines Freundes, denn wer konnte jene wüthenden Freiheitsmänner mehr hassen wie er, der durch sie alles verloren hatte, und wer konnte also besser den Kummer des Grafen über die Verirrung seines Sohnes würdigen, als er! Aber er hielt den betrübten Vater von der Ausführung des Vorsatzes ab, seinen Sohn zu enterben und verschloß ihm den Mund, wenn er im Uebermaaße des Zorns ihm fluchen wollte.

Ein zweiter Brief Emmerichs, wie der erste durch einen Boten überbracht, meldete, daß er sich vermählet habe und seine Gattin war — Montmorency's Tochter. Diese Nachricht erschütterte den Marquis tief, um so tiefer als der

Schwiegersohn seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit erklärte. In der ersten Hitze äußerte der Marquis, daß ihm die Nachricht von dem Tode seiner Tochter weniger unangenehm gewesen seyn würde, und er sie lieber im Grabe, als in den Armen eines Sansculotten wissen möchte; aber bald schwieg er über diesen Gegenstand, wurde nachdenkend, verschlossen, und in seinem Innern begann ein harter Kampf widersprechender Gefühle. Der Graf, zu sehr mit seinem eigenen Unmuth beschäftiget, gab auf den Gemüthszustand seines Freundes nicht Acht, bis dessen Veränderung zu auffallend wurde, um auch von dem trübsten Auge unbemerkt zu bleiben. Aber nun hatte der Sturm in Montmorencys Herzen auch seinen höchsten Grad erreicht; er nahm ab und in dem Innern des Greises wurde es bald wieder klar. Er hatte mit sich selbst gerungen, um den Haß, den er gegen die Freiheitsmänner in seinem Herzen trug, zu ersticken; er hatte die gegen die neue Ordnung der Dinge vorgefaßten Meinungen, die so innig mit seiner Persönlichkeit verwachsen waren, bekämpft, um die Scheidewand wegzuräumen, die ihn von dem Gemahl seiner Tochter trennte, und

er blieb Sieger in diesem Kampfe. Er war entschlossen allen Ansprüchen seines Ranges zu entsagen, nach Frankreich zurückzukehren und als Bürger dort zu leben; und dieses alles, weil sein Vatergefühl stärker war, als die Vorurtheile seines Standes.

Der Graf staunete, zürnte, schmälte, als Montmorency ihm seinen Vorsatz entdeckte und sich ihn auszuführen anschickte. Der deutsche Magnat fühlte sich durch das Treiben und Walten der Neufranken auf eine mehrfache Weise in seiner Individualität unangenehm berührt, wenn sie gleich der Gegend seiner Heimath bis jetzt noch fern geblieben waren. Was sie ihm nahmen war nicht etwa bloßes Vorurtheil, wenn man auch die Werthschätzung sehr wesentlicher Vorzüge eines auf mancherlei Art begünstigten Standes so nennen möchte; sie überschwemmten und verwüsteten das wehrlose Deutschland, sie verhöhnten den Namen und Charakter der Deutschen und raubten ihm den Sohn; denn sowohl seiner Verhältnisse als seiner Grundsätze wegen mußte er von Emmerich getrennet bleiben, so lange derselbe Gemeinschaft mit den Revolutionsmännern hatte. Man kann denken wie schmerzhaft er von dem Vorhaben

seines Freundes ergriffen werden mußte. Aber der Greis konnte den wiedergefundenen Freund nicht von seinem Herzen losreißen, er sank, als er vergebens alles aufgeboten hatte ihn von dem Vorsatze abzubringen, weinend in seine Arme und rief: «So zieh denn hin Unerbittlicher! Du nimmst den bessern Theil meines Selbst mit Dir, meine Tage werden künftig nur zwischen der Trauer über Deine Entfernung und der Besorgniß um Dein Geschick getheilt seyn; doch zürnen kann ich Dir nicht und meine besten Wünsche sollen Dir folgen.»

Der Pfarrer unterbrach jetzt seine Erzählung, um die Gesellschaft auf die in der Geschichte liegenden Beweise aufmerksam zu machen, daß auch bei alternden Franzosen Vorurtheile des Standes und der Religion nicht, wie der Kammerherr behauptet hatte, unüberwindlich wären. Nach einer kurzen Reflection über diesen Gegenstand fuhr er fort.

Der Marquis war reisefertig und wollte sich auf den Weg nach seinem Vaterlande machen, aber die Trennung von dem Freunde wurde ihm unbeschreiblich schwer und um so leichter gab er dem Bitten desselben, wenigstens noch einige

Tage bei ihm zu verweilen, nach. Diese Frist, von den Freunden dazu bestimmt, sich zu letzen, war entscheidend für den Rest ihrer Tage und erspaarte ihnen für immer den Trennungs-Schmerz.

Ein weiblicher Besuch überraschte den Grafen, und die besuchende Dame war — Célestine von Montsaucon oder, wie sie sich jetzt nannte, Montefalcone. Die Freunde konnten einige unwillkürliche Aeußerungen der Freude nicht unterdrücken; aber bald erinnerten sie sich, daß sie es gewesen war, um deren willen sie die schönsten Jahre ihres Lebens vertrauert hatten, und nun überhäuften sie die Angekommene mit Vorwürfen. Mit der Ruhe eines reinen Bewußtseyns hörte sie schweigend den überströmenden Unmuth der Greise an und erst da, als diese ihrem Herzen Luft gemacht hatten, begann sie die Rechtfertigung ihres Benehmens, und zwar erfolgvoll genug, um Schamröthe auf die Wangen ihrer ehemaligen Liebhaber zu locken. Sie sagte unter andern:

«Ihr beide waret meinem Herzen theuer; mit jedem von Euch wäre ich als Gattin glücklich gewesen und noch jetzt wage ich nicht zu bestimmen, wem ich den Vorzug gegeben haben würde,

wenn ich hätte wählen können. Aber ich kannte Eure feste, innige Freundschaft zu einander, ich fühlte was Ihr Euch waret und sahe mit warmer Theilnahme den schönen Einklang Eurer Herzen. Da mußtet Ihr Euch unglücklicher Weise in Eurer Liebe zu mir begegnen und dieses Zusammentreffen brachte über mein Leben und auch, wie ich nun erfahre, über das Eurige ein langes Weh. Ihr liebtet beide mit der ganzen Kraft Eurer jugendlichen Herzen, Eure Leidenschaft hatte einen Grad von Stärke erreicht, wie er nur in tieffühlenden Gemüthern bestehen kann: wer von Euch würde seiner Liebe freiwillig entsagt haben? Ich würde, hätte ich Einen von Euch angehören wollen, den edelsten Freundschafts-Bund getrennt haben, und um diese Schuld nicht auf mich zu laden, beschloß ich Euch beide zu fliehen und das Unglück eines einsamen Lebens allein zu tragen. Es kostete mir viele Ueberwindung, auf den Umgang meines damals so heitern, liebenswürdigen Montmoreney zu verzichten, der Gesellschaft meines edeln, zartfühlenden Westenfeld entbehren zu sollen; doch Euer Wohl schien dieß schmerzliche Opfer zu fordern und ich brachte es.

Ich ging so schnell als geheim nach England und veranlaßte über meine Abreise falsche Gerüchte, um Euch die Spur meines Weges zu verbergen. Ihr hattet mich unter dem Namen Falkenberg und Montfaucon, als Deutsche und Französin kennen lernen, in London trat ich unter dem Namen Montefalcone als Italierin auf. Ich habe dadurch eigentlich niemanden hintergangen, denn mein Stammhaus liegt in der Schweiz, in einer Gegend, wo die deutsche, die französische und die italische Sprache zusammen treffen. — Ich stürzte mich, von wichtigen Verbindungen begünstigt, in das, den Frauen sonst so fremde, Gewirre öffentlicher Angelegenheiten, um dadurch das schmerzliche Sehnen meines verödeten Herzens zu betäuben. Ach, es war ein unzulängliches Mittel gegen das unaussprechlich bittere Gefühl, so vereinzelt in der Welt dazustehen. Von dem Zweck und dem Erfolg meines Wirkens ein andermal. Ich wäre Euch gern nützlich gewesen, hätte mich auch gern durch den Anblick Eurer, wie ich glaubte, unerschütterlichen Freundschaft über mein Entsagen getröstet, doch hielt ich mich, selbst noch in den Jahren, wo das Alter schon die Pulse ruhiger klopfen

macht, für zu schwach in der Nähe eines von Euch leben zu können, ohne die Fassung zu verlieren, die mir zur Behauptung meines seltsamen Verhältnisses nöthig war. Nur da, als in Frankreich eine allgemeine Verfolgung des Adels statt fand und ich Montmorency in Gefahr glaubte, da eilte ich nach Paris, um meine politischen Verbindungen zu benutzen, ihn zu retten. Dort wirkte ich ihm Sicherheit des Lebens und Eigenthums aus, in so weit solches von jenen blutdürstigen Gewalthabern abhing; allein dem Wahnsinn des aufgereizten Landvolks Einhalt zu thun, dazu war ich, dazu waren selbst Jene, von denen die grausamen Befehle zur Verfolgung des Adels ausgingen, zu schwach.

Jetzt bin ich meiner freudenlosen Wirksamkeit, bin des ewigen Kampfes mit Thoren und Bösewichtern müde und suche eine Freistätte für den kurzen Rest meiner Tage: werde ich sie hier bei meinen Freuden finden?«

Daß der Graf sich durch diese Bitte geehrt fühlte und sogleich alles zur größtmöglichsten Bequemlichkeit seiner ehemaligen Geliebten in seinem Schlosse einrichten ließ, ist wohl zu natürlich, um noch einer besondern Erwähnung zu

bedürfen. Cöleſtinens Anweſenheit bewirkte gleich anfangs einen Aufſchub der Reiſe des Marquis; ihre Vorſtellungen von dem unausbleiblichen Verderben, dem er durch ſeine Rückkehr nach Frankreich entgegen eilen würde, verlängerten die Verzögerung derſelben, und als endlich doch die Sehnſucht nach ſeiner Tochter zu ſtark in ihm wurde, um ſich länger auf eine ungewiſſe Zukunft vertröſten zu laſſen, da verſprach Cöleſtine den beiden Vätern, ihre Kinder ihnen im Kurzen in die Arme zu führen, wenn ſie ihr allein es überlaſſen wollten, die dazu erforderlichen Schritte zu thun.

Eine Reiſe, die Cöleſtine in der Abſicht unternahm, hatte den glücklichſten Erfolg. Der Bürger Oberſt Emmerich war durch die zahlloſen Beweiſe von Grauſamkeit und Widerſinn, womit die damaligen Machthaber Frankreichs ſich ſelbſt und ihr Volk ſchändeten, endlich in ſeinem Eifer für die Sache der Freiheit abgekühlt; nur die Furcht in ſeinem Vaterlande als ein Jakobiner verabſcheut, von ſeinem Vater verſtoßen zu werden, hielt ihn ab die Waffen niederzulegen und in die Heimath zurückzukehren. Cöleſtine zerſtreute dieſe Beſorgniſſe in ihm, und er benutzte einen

Waffenstillstand, um den Abschied zu fordern, und als er ihn erhalten, mit seiner Gattin in die Arme des versöhnten Vaters zu eilen.

Der sehnlichste Wunsch der beiden Greise war nun erfüllt, ihr und Cölestinens Abend verfloß nunmehr in ungetrübter Heiterkeit, bis der Friedensengel sie lebenssatt in das Land der vollkommnen Ruhe führte.

Während der Erzählung des Pfarrers war es Abend geworden und der Mond leuchtete mit seinem milden Schimmer durch das Laubgitter der Bäume. Die Gesellschaft trat den Rückweg nach der Gondel an, sich im Voraus auf die Fahrt über den See freuend, die bei dem lauen, windstillen Sommerabende nur höchst angenehm seyn konnte. Die Erwartung davon ward noch übertroffen, als, indem der Nachen den glatten Wasserspiegel durchschnitt, das tiefe feierliche Schweigen der anmuthigen Mondnacht unvermuthet durch ein Chor von Waldhörnern unterbrochen wurde, welches vom Ufer her sich hören ließ. Die bald schwellenden, bald verklingenden Töne, die von dem Echo mit zarten Modulationen nachgesungen wurden, tönten wie Geisterstimmen aus einer andern Welt herüber und regten in den Herzen der überraschten Zuhörer unbeschreibliche Empfindungen auf. Jede Saite ihres Gefühls schien von dem wunderbaren Zauber dieser Musik berührt, eine sanfte Schwermuth bemeisterte sich ihrer, die Herzen schienen sich in einem milden, süßen Weh auflösen zu wollen und manches schwimmende Aug' zeugte von einem tief bewegten Innern.

Jetzt schwieg die Musik, ihre letzten Laute verschwammen in des Wiederhalles leiser Stimme und tiefes Schweigen herrschte durch die linde, duftige Sternennacht. Die Gesellschaft beobachtete ein langes Schweigen, in allen war ein Ahnen und Sehnen aufgegangen, das durch Worte nicht ausgedrückt werden kann, und ihren innern Blicken hatte sich die Aussicht in das ferne blühende Land der Verheißung erschlossen, das dem Menschen nur in seltenen schönen Momenten seines Lebens sichtbar wird. Solche Augenblicke des innigen Gefühls wiegen eine halbe in der rauhen, kalten Wirklichkeit verbrachte Lebenszeit auf, denn sie gewähren uns die Bürgschaft eines vollkommneren Zustandes, der unserer wartet, wenn einst unsere Psyche den Erdenstaub von ihren Fittigen geschüttelt haben wird; sie geben uns die Gewißheit, daß die mannigfachen Wünsche und Hoffnungen, die jetzt in unserm Busen unausgesprochen ruhen, einst in Erfüllung gehen werden.

Allmählig machte die Wirklichkeit ihre Rechte wieder geltend und Wolfgang war der erste, der, seine Empfindungen beherrschend, an die Forderungen der Gegenwart dachte. Er beobachtete

seinen Freund und wurde mit Vergnügen gewahr, daß die abendliche Scene einen vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht habe. Der düstre Unmuth, der so lange eine stehen bleibende Schrift in Kunos Mienen gewesen war, hatte sich in die Züge eines milden Schmerzes aufgelöset, die als erwünschte Zeichen wiederkehrender sanfteren Empfindungen auf seine Versöhnung mit den Leben hoffen ließen. Wolfgang, obgleich darüber sehr froh, hielt es doch für zuträglich den Freund dieser Gemüthsstimmung zu entziehen, deren längere Dauer für jetzt seinem Zustande noch nicht angemessen war. Er nahm daher Anlaß die Gesellschaft auf eine Ruine aufmerksam zu machen, die am äußersten Ende des Sees auf einem einzeln stehenden Berge lag, und deren Umrisse in der zweideutigen Beleuchtung des Mondes seltsame Gestalten bildeten. Er fragte, ob die Trümmer eine geschichtliche Bedeutung habe. «Allerdings», erwiederte der Pfarrer, «der Herr Kammerherr ist im Besitz wichtiger Documente, die auf jene zerfallene Burg Bezug haben und wird Ihnen die beste Auskunft geben können.» «O, nur heute nicht! rief dieser.» Was ich Ihnen von jener Burg sagen könnte,

ist freilich sehr merkwürdig, aber ein höchst schauderhaftes Nachtstück, das uns jetzt, nach dem Genusse eines so freundlichen Abends nur unangenehm berühren könnte. Heute wird wohl unser guter Doctor die Güte haben, uns mit einer jovialen Erzählung die Zeit bis zum Schlafengehen zu kürzen.

Der Doctor. Mit Vergnügen will ich, so gut ich kann, Sie durch eine Erzählung zu unterhalten suchen, wenn Sie nicht darauf bestehen, daß ich etwas javiales vertragen soll; denn Sie werden mit mir darüber einverstanden seyn, daß eine Erzählung nur dann ansprechen kann, wenn der Erzählende die dazu passende Stimmung besitzet und gerade jetzt gehet mir die joviale Stimmung gänzlich ab.

Der Kammerherr. Sollte der schöne Abend, der uns Uebrigen entzückte, nicht auch einen gleichen Eindruck auf Sie hervor gebracht haben?

Der Doctor. Ganz gewiß; doch ist diese keinesweges jovial.

Der Kammerherr. Ich dächte doch, wenn wir anders nicht verschiedene Begriffe mit dem Ausdruck verbinden. Ich verstehe nämlich

unter Jovialität, Frohsinnigkeit: und ich denke, so kann man unsere gegenwärtigen Gemüthszustand benennen.

Der Doctor. So gerade zu kann ich Ihnen darin nicht beistimmen. Es giebt mehrere Arten des Frohsinns, oder eigentlicher zu sagen, des Frohmuths; es giebt einen Frohmuth, der bloß ein Resultat der Behaglichkeit ist, worin sich gerade unser Körper befindet; eine andere Art davon entsteht durch die Reflection über die günstige Lage, in der wir uns befinden; noch eine andre ist das Werk der durch die Wahrnehmungen aus der Sinnenwelt in uns aufgeregten Empfindungen. Im letztern Falle befinden wir uns gegenwärtig, und sind also keinesweges jovial gestimmt, da jovial nicht wohl von einer gewissen muthwilligen Laune getrennt werden kann, die ihr wesentlichster Bestandtheil und der gerade Gegensatz von der Empfindsamkeit ist, der wir uns noch eben, wie ich glaube, mehr oder weniger alle überlassen haben.

Der Kammerherr. Ihre Distinction will mir freilich nicht ganz einleuchten, doch bescheide ich mich gern, daß die Schuld davon nur allein an mir liegt. Indessen kann ich Sie von der

einmal übernommenen Verbindlichkeit, uns heute noch eine Geschichte zum Besten zu geben, nicht entbinden; da gewiß meine übrigen lieben Gäste so gespannt darauf sind wie ich.

Der Doctor. Wohl, sobald wir zu Hause angelangt sind, will ich Ihrem Wunsche, so gut als es mir möglich, entsprechen.

Er löste seine Zusage mit folgender Geschichte.

Armuth und Edelsinn.

Mit trüben Blicken saß der Kanzelist Hannemann bei dem frugalen Mittagsmahle und kein Bissen wollte ihm schmecken, obgleich ihm Justine, seine Frau, heute ein Lieblingsgericht bereitet hatte. Sein finsteres Schweigen machte auch die übrige Tischgenossenschaft stumm, und vorzüglich niedergeschlagen wurde die treue Gattin, die der Plackereien des widrigen Geschickes zwar gewohnt, eine neue Widerwärtigkeit fürchtete.

Sie mochte den Gatten um seine Kümmerniß in Gegenwart der Kinder nicht befragen, als diese sich aber entfernt hatten, da ergriff sie seine Hand und sagte mit sanfter Stimme: was hast Du Wilhelm? sage mir was Dich quälet. Was ich habe? nichts! was mich quälet? alles; Kummer und Elend, Verdruß und Noth; das ganze Leben ist mir zur Last, rief er mit rauher Stimme. Aber die sanfte ließ sich nicht abweisen, sie mußte wissen was dem Gatten fehlte, um ihm seine Bürde tragen zu helfen, und dabei nahm sie ein paar rauhe, unfreundliche

Worte, durch die er seinem Aerger Luft machte, nicht so genau.

Es war wirklich nichts kleines, was den Kanzelisten drückte, der, mit den Mühen des Lebens vertraut, sonst so leicht nicht den Muth verlor. Seine Einnahme wollte, trotz allen Einschränkungen, bei den wachsenden Bedürfnissen seiner Familie nicht mehr ausreichen. Darum, und weil er es bei seinem Fleiße wohl verdient zu haben glaubte, hatte er um eine Gehalts-Zulage angesucht. Weil er aber seine zunächst vorgesetzte Behörde, die stets, er mochte bitten was er wollte, eine abschlägige Antwort für ihn in Bereitschaft hielt, übergangen, so war ihm nicht nur mit Zurückweisung seiner Bitte ein derber Verweis insinuirt, sondern er auch wegen Verletzung der Form in fünf Thaler Ordnungsstrafe genommen, die er nebst dem aufgelaufenen Porto, Copialien ꝛc. sogleich, bei Vermeidung der Execution, postfrei einsenden sollte.

Das war wirklich sehr hart, für den fleißigen, genügsamen und unermüdet thätigen Mann, der unter der Last häuslicher Sorgen beinahe erlag. Das kleine Einkommen hatte in früheren Jahren seiner Ehe nur so eben zur Bestreitung des

beschränkten Haushalts ausgereicht, aber als seine Kinder heranwuchsen, von denen fünf im Hause und noch unversorgt waren, da gehörte die ganze Sparsamkeit der fleißigen Justine dazu, um nicht Mangel leiden zu müssen. Seit Jahren war nicht daran zu denken gewesen ein neues Kleidungsstück anzuschaffen, der Rock war verschlissen und kahl gebürstet, die Wäsche hielt nur noch so eben zusammen, die beiden jüngsten Söhne konnten sich kaum in ihren zu kurz gewordenen Jäckchen auf der Straße sehen lassen, und überall war einiger Ersatz nothwendig. Der schlechte Erfolg seiner Bitte vermehrte, wie wir gesehen haben, das Bedrängniß des Armen.

Hannemann und seine Gattin gaben den traurigen Beweis, von der Unentbehrlichkeit des leidigen Geldes zu einem zufriedenen Leben. Besaßen je zwei Menschen alle erforderlichen Eigenschaften zu einer glücklichen Ehe, so war es dieses Paar. Sie waren durch die Bande der reinsten Zärtlichkeit verbunden; Genügsamkeit, Wirthlichkeit, Bescheidenheit, Sparsamkeit, gegenseitige Duldung kleiner Schwächen, Fleiß, muthiges Tragen unvermeidlicher Widerwärtigkeiten,

Geduld, Eintracht und frommer Glaube waren Eigenschaften, die sie in einem vorzüglichen Grade besaßen, und ein sehr mäßiges Auskommen hätte zu ihrer Zufriedenheit hingereicht. Aber selbst dieses fehlte ihnen, und so pünktlich der Hausvater auch die Pflichten seines Amts erfüllte, so fleißig Justine und ihre älteste Tochter Jukunde auch in Handarbeiten waren, um noch einen Zuschuß zum Haushalt zu erwerben, so wollte doch alles nicht langen und der Sorgen waren ohne Zahl.

Justine schien zu Ansprüchen auf ein sorgenloseres Leben berechtigt. In dem Schooße des Ueberflusses geboren — sie war die Tochter des reichsten Banquiers einer ansehnlichen Residenzstadt — der Stolz ihrer Eltern und mit vielen glücklichen Talenten begabt, war sie ein Gegenstand des Neides der vom Glück minder begünstigten Jungfrauen und das Ziel der Wünsche aller jungen Männer. Der geldstolze Vater, dessen nie feine Empfindungen in seinen kaufmännischen Geschäften gänzlich untergegangen waren, hielt seine Tochter nur in so fern werth, als ihre Vorzüge den Glanz seines Hauses vermehrten und er hoffte durch ihre Verhei-

rathung mit einem vornehmen und einflußreichen Manne seinem Stolze ein neues Opfer bringen zu können. Die Erziehung, die er ihr geben ließ, war diesem Plane angemessen; aber ihre Mutter, eine vortreffliche, von ihrem Gatten unwürdig behandelte Frau, bildete Justinens Herz und Gemüth und unterwies sie, so sehr der Vater auch unzufrieden darüber war, in der Führung des Haushalts und in den Pflichten ihres künftigen Berufs. Sie ging stets von dem Grundsatze aus, daß Reichthum eine sehr vergängliche Sache sey, deren Entbehren man, wenigstens zum Theil, durch Wirthschaftlichkeit ersetzen könne, und daß auch der Besitz großer Glücksgüter, eine Frau nicht von ihren hausmütterlichen Pflichten entbinde.

Justine war eine folgsame Schülerin ihrer Mutter; willig und mit Liebe nahm sie ihre Lehren auf und berechtigte durch ihren Charakter zu den schönsten Hoffnungen. Justinens ältere Schwester Sophie gewährte ihrer Mutter weniger Freude, da ihre Gefallsucht und ihr überwiegender Hang zu allen Vergnügungen der würdigen Frau vielen Kummer machten. Desto mehr Wohlgefallen hatte der Vater an Sophien, da sie sei-

nen Wünschen gemäß, ihre Hand einem adlichen Finanzrath gab, der zwar weder schön noch geistreich, aber von alter Familie war und ein glänzendes Haus machte. Auch Justine sollte die Gattin eines vornehmen Mannes werden, und die stets gehorsame Tochter würde der Absicht des Vaters entsprochen haben, wenn sie nicht ihre Neigung bereits einem andern Manne zugewandt gehabt und von der Liebe den Muth erhalten hätte, die Befolgung seines Willens zu verweigern.

Justine übte gern und mit dem vollen Eifer ihres edeln Herzens die schöne Tugend der Wohlthätigkeit. Wo es Mangel und Noth zu hemmen, Menschenelend zu mildern galt, da war die Gute nie säumig; sie half so viel es in ihren Kräften stand und wartete nicht ab, bis sie um Hilfe angesprochen wurde, sondern kam den Bittenden zuvor, sobald sie von ihrem Bedürfniß Kenntniß erhielt.

Einst erfuhr sie, daß die junge Wittwe eines Beamten an einer schweren Krankheit darnieder liege und der Mittel zur erforderlichen Pflege entbehre. Sie begab sich zur Kranken, die sie abgezehrt und kraftlos, ein ergreifendes Bild des

Elends und der Noth, auf einem dürftigen Lager ruhend fand. Zwei Kinder, etwa sechs und vier Jahr alt, standen weinend an dem Bette der Leidenden, die mit schwacher Stimme sie zu beruhigen suchte. Justine machte sich mit der Lage der Kranken bekannt und erfuhr, daß ein junger Mann, ein Bekannter ihres verstorbenen Gatten, für einen Arzt und die nöthige Medicin gesorgt habe. Während die Wittwe sie davon unterrichtete, trat ihr Wohlthäter ein, um sich nach ihrem Gesundheitszustande zu erkundigen. Justine wurde durch die edle Haltung und die angenehme Persönlichkeit des Mannes überrascht, der mit liebenswürdiger Verlegenheit das Lob und den Dank abzuweisen suchte, womit, die Kranke ihn überschüttete. Die gleiche edle Absicht des Wohlthuns machte den jungen Mann und Justinen schnell mit einander bekannt und beide kamen darin überein, gemeinschaftlich für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen; wobei der Secretair sich die Bezahlung der Arznei und des Arztes, Justine aber die Pflege und den Unterhalt der Kranken ausschließlich vorbehielt. Dieses wohlthätige Geschäft brachte die beiden jungen Leute öfter zusammen und stiftete eine große Vertraulichkeit

zwischen ihnen, gegen welche Justine sich um so weniger in Acht nahm, als ein sehr edler Zweck die Veranlassung davon war.

Trotz der Hilfe dieser beiden Mitleidigen verschlimmerte sich die Krankheit der Wittwe, da ein langer Gram, verbunden mit einem lange heimlich ertragenen drückenden Mangel ihr Lebensmark verzehret hatte und die Natur nicht mehr der Kunst des Arztes entgegen kam. Sie starb und nahm die Versicherungen Hannemanns und Justinens, daß sie für die Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen wollten, mit sich ins Grab.

Durch die Uebernahme dieser frommen Pflicht wurde Justine in ein Verhältniß mit Hannemann verwickelt, welches ihrem Herzen gefährlich werden mußte, da es so neu als anziehend für sie war. Sie glaubte nicht etwa für das Beste der beiden Waisen genug gethan zu haben, wenn Sie deren physische Bedürfnisse aus ihrer Börse bestritt und allenfalls noch das nöthige Geld zum Unterricht hergab; sondern sie wollte für gewissenhafte Erzieher sorgen, die sich die Bildung der Kinder angelegen seyn ließen, und dazu bedurfte sie der Mitwirkung Hannemanns, mit dem

ſie deßhalb öftere Unterredungen haben mußte. Natürlich war es, daß dieſes Geſchäft ihre gegenſeitige Neigung für einander entflammte; denn, wurde nicht des holden, liebreizenden Mädchens Antlitz von der ſchönen Empfindung des Mitleids verklärt, glänzte nicht in den Blicken des jungen Mannes der ſo ſehr verſchönernde Ausdruck der heiligen Menſchenliebe? und war es ein Wunder wenn ſie bei der Sorge für die Erziehung der beiden Kinder an ein eheliches Verhältniß dachten? Hannemanns Neigung zu Juſtinen erwachte, wuchs und erreichte den höchſten Grad, als er in ihrem ſchönen Auge die Beſtätigung ſeiner innigſten Hoffnung, von ihr wieder geliebt zu werden, las. Er wagte es, vom Drange des Gefühls überwältigt, ihr ſeine Leidenſchaft zu geſtehen und hatte die Freude, aus ihrem Munde die Verſicherung der Gegenliebe zu erhalten. Doch nur kurz war das Glück der Liebenden, denn der erſte Augenblick einer ruhigen Ueberlegung mußte ſie auf den Gedanken an die Hinderniſſe führen, die ihrer Vereinigung im Wege ſtanden. Hannemann, ein mittelloſer, abhängiger Privatſecretair, deſſen Unterhalt und weiteres Fortkommen ganz allein auf die Gunſt eines launenhaften

Gönners beruhte; Justine dagegen die Tochter eines der reichsten Männer in der Stadt, der noch dazu der stolzeste war: wie konnte man auf dessen Einwilligung hoffen? An Beruhigungsgründen fehlte es freilich nicht; denn welcher Liebende hätte deren nicht, so lange noch nicht alles verloren ist! — so glaubte Hannemann durch seine Thätigkeit und durch Hilfe vielvermögender Gönner zu einem ehrenvollen Amte gelangen zu können, welches ihn berechtigte um Justinens Hand anzuhalten — aber es war nur für die von ihrer Leidenschaft Befangenen möglich auf die Einwilligung eines Vaters zu hoffen, der sich stets hart bewiesen und für den außer Geld und Rang nichts in der Welt Werth hatte.

Den Liebenden folgte auf ein kurzes Wonneleben voller Hoffnungen und Wünsche ein langer Zeitraum voller Kummer und Thränen. Ein Baron von uralter, weitverzweigter und einflußvoller Familie hielt um Justinens Hand an und wurde von ihrem Vater begünstiget. Er war als ein unverbesserlicher Wüstling berüchtiget, besaß einen niedrigen Charakter und hatte sich mit der Verachtung aller rechtlichen Menschen belastet; aber sein Rang und sein Einfluß, be-

deckten nach der Meinung des Banquiers seine Mängel und seine großen, wiewohl stark verschuldeten Besitzungen, machten ihn in den Augen des kalt berechnenden Kaufmanns zu einer annehmlichen Parthie für Justinen.

Gewohnt in seinem Hause mit tyrannischer Willkür zu gebieten, sagte der Banquier dem Baron die Hand seiner Tochter zu und kündigte dieser seinen Willen an. Justine wurde von dem Befehle ihres Vaters, den Baron als ihren Bräutigam zu empfangen, zu sehr betäubt, um etwas darauf erwiedern zu können und der Hausstyran nahm ihr Schweigen für Einwilligung auf. Als aber der Baron ihr einen Besuch abstattete und sein Recht als Bräutigam geltend machen wollte, da erklärte sie fest und bestimmt, daß sie nie die Seinige werden würde.

Nun ging eine Zeit der Stürme in dem Hause des Banquiers an. Justinens Weigerung wurde von ihrem Vater der Erziehung zugeschrieben, die sie von ihrer Mutter erhalten hatte und diese mit den kränkendsten Vorwürfen überhäuft. Jede Art von Härte, die ihm zu Gebote stand, verübte der fühllose Hausherr an Mutter und Toch-

ter, und verbitterte mit sinnreicher Qual beiden das Leben, um sie für die Widersetzlichkeit gegen seinen Befehl zu bestrafen. Aber Justine blieb standhaft bei ihrer Weigerung; die Liebe half ihr dulden, und die Mutter, der die Verbindung ihrer Tochter mit einem Sittenlosen ein Abscheu war, bestarkte sie in ihrem Vorsatz.

Der Banquier würde endlich doch, von der Festigkeit seiner Tochter ermüdet, seinen Vorsatz aufgegeben haben und alles würde ins gewohnte Geleise zurück gekehrt seyn, wenn er nicht die Zusammenkünfte Justinens mit Hannemann entdeckt, und sonach auch ihre Liebe zu ihm in Erfahrung gebracht hätte. Sein Zorn kannte nun keine Grenzen. Der Gedanke, seine Tochter als die Gattin eines Tief- und Mittellosen Menschen zu wissen, war ihm so anstößig, daß er sogleich die rücksichtslosesten Vorkehrungen traf, diese Verbindung auf immer zu verhindern. Justine wurde auf ihr Zimmer eingeschlossen und den Schlüssel davon trug er in seiner Tasche; dann aber bewirkte er Hannemanns Entlassung aus seinem Dienst und veranlaßte einen Befehl

für den nunmehr Brodlosen, sich aus der Stadt zu entfernen.

Dennoch erreichte er seine Absicht, Justine ihren Geliebten vergessen zu machen, nicht. Die Jungfrau betrachtete sich als eine Märtyrin ihrer Liebe und ertrug die Mißhandlungen ihres Vaters mit schweigender Geduld. Die rührende Gelassenheit, mit der sie die Härte ihres Vaters erduldete, erwarb ihr das Mitleid des Mädchens, welches ihr die Speisen brachte und vermochte diese, Grüße und Briefe von Hannemann, der um seiner Geliebten nahe zu seyn heimlich nach der Stadt zurückgekommen war, zu bestellen. Der Briefwechsel wurde fortgeführt, Justine dadurch in ihrem Widerstande gegen alle Heirathsvorschläge ihres Vaters bestärkt, und nach Verlauf eines Jahres sahe er seine Tochter entschlossener als je, seinen Willen in Hinsicht der ihr angetragenen Vermählung nicht zu befolgen.

Justinens Mutter billigte die Weigerung ihrer Tochter dem anerkannten Wüstlinge ihre Hand zu geben, nicht so aber genehmigte sie ihre Liebe zu Hannemann. Sie erklärte: «Dich für die Dauer des Lebens aufzuopfern, um einem durch keine Nothwendigkeit begründeten Willen Deines Vaters zu

gehorsamen konnte Deine Pflicht nicht seyn, daher bin ich mit Deiner Weigerung, die Gattin eines Lasterhaften zu werden, einverstanden. Aber so wenig das Deine Pflicht ist, eben so wenig ist es Recht, wenn Du Dich gegen den Willen Deiner Eltern verwählen und Deiner Familie ein Mitglied aufdringen willst, das sie nicht mag. Ein Mann, der eine Frau nicht durch eigenes Vermögen, oder eigenen Erwerb ernähren, ihr die in ihrem väterlichen Hause gewohnten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten nicht gewähren kann, ist auch nicht im Stande sie glücklich zu machen; denn lebt er von ihrem Vermögen, so ist es um die nöthige Achtung geschehen, die seine Gattin ihm zollen soll; und Liebe ohne Achtung findet auf die Dauer nicht statt. Setzt er sie großen, schwer zu ertragenden Entbehrungen aus, so kann er nie die Zuversicht gewinnen, die ein Hausvater stets gegen seine Familie haben soll, da er ihr kein so gutes Loos zu bereiten vermögend ist, als worauf sie Anspruch machen könnte. Klagt auch die Gattin nicht über eine drückende Lage, so wird ihr Entbehren ihm doch stets ein stummer Vorwurf seyn, der ihm schmerzen und der Ehe den nöthigen Frieden rauben

muß.« Diese und ähnliche Gründe wandte die Mutter an um ihre Tochter zur Entsagung einer Neigung zu vermögen, die sie bei den obwaltenden Verhältnissen, ihrer Meinung nach, nur einer unglücklichen Zukunft entgegen führte. Justine hatte einen harten Kampf zu bestehen, denn den rührenden Bitten der geliebten Mutter, die ihrentwegen von dem harten rohen Gatten so viel erdulden mußte, war es schwer die Gewährung zu versagen. Doch die Liebe siegte, die Jungfrau blieb ihren dem Geliebten geleisteten Eiden treu und versicherte: lieber sterben, als ihm entsagen zu wollen.

Der Vater verzweifelte endlich seinen Willen durchzusetzen. Als nun Einsp[illegible]ung, schmale Kost, selbst thätliche Mißhandlungen den Sinn des Mädchens nicht beugen konnten, ihr Körper aber der harten Begegnung zu erliegen drohte, da entließ der Banquier Justinen ihrer Haft und erklärte, sie möge nun thun was sie wolle, ihre Verbindung mit Hannemann würde aber ihre gewisse Enterbung nach sich ziehen.

Für Justinen hatte diese Drohung nichts Abschreckendes. An der Seite des Geliebten, meinte sie, müßte auch Wasser und Brod zu einem

wohlschmeckenden Mahle, jede Entbehrung leicht zu ertragen werden, und unter einem Strohdache würde sie in seinen Armen glücklicher seyn, als ohne ihn in den Prunksälen der Ersten des Landes.

Hannemann glaubte dagegen durch seinen Fleiß reichlich so viel erwerben zu können, um seine Gattin anständig zu unterhalten. Stets genügsam in seinen Bedürfnissen, setzte er bei Justinen eine gleiche Genügsamkeit voraus, und wirklich hatte er sie richtig beurtheilt; denn ohne Bedauern entsagte sie dem Ueberflusse im väterlichen Hause und gab ihre Hand dem Manne ihrer Liebe, entschlossen an seiner Seite auch die größten Entbehrungen muthig zu erdulden.

Ihr Vater erfüllte seine Drohung, sie zu enterben, in dem weitsten Umfange. Außer ihren Kleidungsstücken und den nothwendigen, ihr gehörigen, Gebrauchsstücken erhielt sie nicht das Mindeste und mußte nebst ihrem Geliebten, ehe sie das Vaterhaus verließ, eine Akte unterschreiben, wodurch sie dem Anspruche an den Nachlaß ihrer Eltern für sich und ihre Kinder entsagte. Nur als sie dieses gethan, entließ der rauhe Mann

seine Tochter, aber ohne Gruß und Kuß und mit dem Verbote ihm je wieder vor Augen zu kommen.

Justine ging aus dem väterlichen Hause an der Hand des Geliebten sogleich zur Kirche, wo der Priester ihre Hände zu einem ewigen Bunde vereinigte. Der höchste Wunsch der Liebenden war nun erfüllt und sie fühlten sich glücklich. Beide hatten nie dem Reichthum einen großen Werth beigelegt, daher war ihnen die Entsagung der väterlichen Erbschaft nicht schwer geworden; das Entbehren des gewohnten Ueberflusses und so vieler Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens schien Justinen nicht nur kein Uebel sondern gewährte ihr sogar noch einen Genuß, da es um des Geliebten willen geschah. Die kleine enge Wohnung dünkte ihr so freundlich, das frugale selbst bereitete Mahl so schmackhaft, da es der theure Gatte theilte, und in dem beschränkten Wirkungskreise ihres künftigen Lebens befand sich die junge Hausmutter unbeschreiblich wohl.

Aber dem ersten Liebesrausche, der alles verklärt und ausgleicht, folgten doch Stunden ruhiger Ueberlegung, worin die jungen Eheleute sich die Frage vorlegten: wovon werden wir künftig

leben? Ein Ersparniß Hannemanns, und Justinens erübrigtes Taschengeld, etwa zweihundert Ducaten zusammen betragend, war freilich etwas für den Anfang; aber wie bald mußte diese kleine Summe ausgegeben seyn; und was denn weiter? Hannemann rechnete freilich auf seine Fähigkeiten und Kenntnisse, die ihn zu Ansprüchen auf einträgliche Aemter berechtigten und wandte sich wegen seiner Beförderung an mehrere vielgeltende Personen, die ihm häufig glänzende Verheißungen gethan hatten. Aber er mußte bald die traurige Erfahrung machen, wie wenig geneigt sie waren, früher geleistete Zusicherungen zu erfüllen; überall wurde er mit frostigen Entschuldigungen, oder schwankenden Vertröstungen auf eine ungewisse Zukunft, abgefertigt und nur zu deutlich spürte er den ihm verderblichen Einfluß seines Schwiegervaters, der seinem Fortkommen überall entgegen wirkte. Nach vielen vergeblichen Versuchen überzeugte er sich endlich, daß er in der Residenz, wo alles gegen ihn eingenommen war, keine Anstellung finden würde. Er entschloß sich seinen Wohnort in eine entfernte Provinzialstadt zu verlegen, und dort gelang es ihm, als die kleine ersparte Summe, wovon er bisher seinen

Haushalt bestritten hatte, schon ziemlich auf die Neige ging, eine Kanzelistenstelle zu erhalten, die ihm ein zwar kärgliches, doch hinreichendes Auskommen gewährte.

In dieser neuen Lage entfaltete Justine alle Eigenschaften einer guterzogenen Frau, die zugleich im Besitz aller der Tugenden ist, die dem Manne das Leben erleichtern und verschönern. Sie wußte mit der kleinen Einnahme ihres Gatten so gut haus zu halten, daß es nie an den nothwendigen Bedürfnissen fehlte und man noch im Verhältniß ihres gegenwärtigen Standes einen gewissen Wohlstand in ihrer Wirthschaft erblickte. Ordnung, Zierlichkeit und Sauberkeit herrschten in ihrem Hause, wie in ihrer Kleidung und gaben allem, was durch ihre Hände ging, einen Anstrich von Werth. Wenn der Mann von seinem sauren Tagewerk nach Hause kam, so fand er eine freundliche, gefällige Gattin und ein einfaches, aber wohlschmeckendes Mahl und der Hausfrau heiterer, liebevoller Sinn glättete ihm schnell die Falten von der Stirne, die ihm sein unangenehmes Geschäftsleben eingegraben hatte.

Dieses war denn in der That in keiner Hinsicht angenehm. Für den denkenden Kopf ist das

mechanische Abschreiben der oft seichten Gedanken Anderer eine bis zum Unerträglichen langweilige und ekelhafte Arbeit, die noch dazu denen, die sich damit beschäftigen, gewöhnlich in einem so reichlichen Maaße zugetheilt wird, daß sie ihnen keine Zeit zur nöthigen Erholung übrig läßt und auf ihre Gesundheit nachtheilig einwirkt. Für Hannemann aber war noch der besondere widerwärtige Umstand dabei, daß seine Oberen ihm, sobald sie seine Familienverhältnisse mit seinem reichen Schwiegervater und mit seinem vielgeltenden Schwager, den Finanzrath, kennen lernten, aus niedriger Schmeichelei gegen jene einflußvollen Männer alle mögliche Schwierigkeiten bei seinem Geschäfte in den Weg legten und ihm seinen Beruf auf alle mögliche Weise erschwerten. Er erhielt Verweise, wo er Lobsprüche erwartet hatte, und sah sich bei jeder Gelegenheit zurück gesetzt und mit Härte behandelt. Wenn er unter diesen Umständen nicht den Muth verlor und aus Verzweiflung seinen Obern wirklich Ursache zu Rügen gab, so geschah dieß nur, weil seiner Gattin treue Liebe und der glückliche Friede seines Hauses ihn stärkte und ihm die Widerwärtigkeiten besiegen half, die

ihm in seinem Dienste in so überschwenglichen Maaße zu Theil wurden.

In seinen häuslichen Verhältnissen vergrößerten sich mit seinen Freuden auch seine Sorgen. Seine Gattin gebahr ihm nach und nach mehrere Kinder, deren Daseyn ihm zwar eine hohe Freude machte, wegen deren Unterhalt, als sie heranwuchsen, er aber auch oft in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth. So sehr er sich einschränkte und in einem so hohen Grad seine Gattin die Kunst der Sparsamkeit üben mochte, so wollte doch sein kleiner Dienstgehalt nicht mehr ausreichen und er mußte oft die Nächte zur Hilfe nehmen, um durch einige Nebenarbeiten sich eine kleine Einnahme zu verschaffen, so wie Justine in den späten Abendstunden sich mit Verfertigung von weiblichen Putzsachen ein Erwerbsquelle eröffnen mußte, um nur das Nöthige auf die Erziehung der Kinder wenden zu können.

Das Leben dieses Ehepaares bestand aus einer ununterbrochnen Reihe von Entbehrungen, die ohne ein schuldfreies Bewußtseyn und ohne die treue gegenseitige Liebe, womit die beiden Gatten einander zugethan waren, unerträglich gewesen seyn würden. Justine mußte auf jede Erholung

außerhalb ihres Hauses Verzicht leisten, um den einzigen guten Anzug für den Sonntägigen Kirchgang zu sparen, da ein neuer zu erschwingen ihr nicht möglich war. Nur zuweilen des Abends erlaubte sie sich an der Hand ihrer Kinder auf wenig besuchten Wegen ein kurzes Lustwandeln, da sie ihre Armuth doch nicht gern zur Schau stellen mochte. Hannemann ging in seinem abgetragenen Kleide einher, oft von seinen Kollegen auf eine unzarte Weise darüber beipöttelt, und dachte mit Schaudern daran, wenn die dünnen Fäden nicht mehr zusammen halten würden; denn die Anschaffung eines neuen Rockes machte eine unangenehme Störung im Haushalt und bedingte eine lange Versagung unentbehrlicher Bedürfnisse. Dennoch ging jedes Mitglied dieser Familie reinlich und anständig gekleidet, und auch bei dem höchsten Grade aller nur möglichen Einschränkungen ließ sich keines von ihnen einen Verstoß gegen das Schickliche zu Schulden kommen.

Dem Menschenbeobachter gewährte diese Familie einen wahrhaft rührenden Anblick. Mit welcher stillen Ergebung trugen diese guten Menschen eine drückende Lage; mit welcher Bescheidenheit verzichteten sie auf ein besseres Loos; wie

dankbar nahmen sie die so sparsam an ihrem mühevollen Lebenswege blühenden Freudenblumen hin! Zwar weinte die fromme Hausfrau manche Thräne, wenn ihr bei den vielfachen Bedürfnissen ihres Haushalts der Rath ausging, oder wenn sie mit den Ihrigen auf die einfachen Freuden der Natur an einem schönen Feiertage verzichten mußte, weil es an den nöthigen Kleidern fehlte, um unter einem Haufen geputzter Menschen anständig erscheinen zu können; aber ihrem Gatten und ihren Kindern zeigte sie stets ein heiteres Gesicht und war ihnen ein schönes Vorbild der Geduld. Eben so ließ auch Hannemann seiner Familie nicht so leicht etwas von dem Verdrusse merken, den er so häufig bei seinen Berufsarbeiten hatte; und konnte er ja nicht umhin etwas davon laut werden zu lassen, so war er auch der Erste, der für sich und die Seinigen Beruhigungsgründe aufsuchte und fand.

Die Erziehung und der Unterricht seines ältesten Sohnes Karl hatte dem Kanzelisten viele Mühe und außerordentliche Anstrengung gekostet, da der Aufwand an Geld und Zeit die Kräfte des Bedrängten beinahe überstieg. Dafür hatte er denn aber auch die Genugthuung Karln als Komis

in einem angesehenen Handelshause der Hauptstadt wohl versorgt zu sehen. Auch Jukunde die älteste Tochter, die allein den Unterricht der Mutter erhalten hatte, machte den Eltern keine Sorge für den Unterhalt, denn sie gewann durch Putzarbeiten und andere weibliche Geschicklichkeiten, die sie übte, mehr, als ihrentwegen aufgewendet wurde. Aber dennoch wollte es nunmehr im Haushalt überall nicht mehr zulangen, da noch vier jüngere Kinder da waren, die an Kleider Sättigung und Unterricht einen größern Aufwand erforderten, als zu erschwingen möglich war. Die Aussichten wurden immer trüber, denn Hannemanns Körper fing der langen übermäßigen Anstrengung zu erliegen an; seine Geduld ging zu Ende, er empfand die Mühen des Lebens jetzt doppelt und oft strömte sich sein übervolles Herz in bittre Klagen aus, die seine traute Gattin, zwar mit ruhiger theilnehmender Miene, doch mit bangem Gram in der verschlossenen Brust, zu beschwichtigen suchte. In dieser Lage war Hannemann, als der abschlägige Bescheid seiner Bitte, seine Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Umstände so grausam zerstörte, und Veranlassung zu einer Katastrophe

war, die das Schickſal dieſer Familie auf eine unerwartete Art veränderte.

(Der Schluß im zweiten Theile.)

Ende des erſten Theils.

1906. 10774

Kaiſerkronen,

eine

Sammlung

von

romantiſchen und abentheuerlichen
Erzählungen

vom

Verfaſſer der Geſpenſterſagen
und
Königskerzen.

Zweiter Theil.

Elberfeld, 1822.
Gedruckt bei Heinrich Büſchler.

Beyer.

Armuth und Edelsinn.

(Beschluß.)

Nach der Abendmahlzeit setzte der Doctor seine Erzählung fort, wie folget:

Um die Ordnungsstrafe und die Kosten zu bezahlen, blieb dem Kanzelisten Hannemann bei seiner leeren Kasse kein anderes Mittel, als ein Anlehn zu machen. Aber so klein die aufzubringende Summe auch war, so durfte er, der Mittellose, doch kaum hoffen sie irgendwo ohne Unterpfand geliehen zu erhalten. Seine Taschenuhr, ihm so unentbehrlich zur pünktlichen Wahrnehmung seiner Geschäftsstunden, mußte ins Leihhaus gebracht werden, damit er das nöthige Geld zur Erlegung einer unverschuldeten Strafe beischaffte. Dieser Schritt wurde ihm sehr sauer, da er bis jetzt noch immer ohne Schulden ausge-

kommen war, und nicht ohne Grund es seinem unbescholtenen Rufe für nachtheilig hielt, wenn es von ihm verlautete, daß er seine Zuflucht zum Leihhause nehmen müsse. Um wenigstens nicht daselbst von irgend einem seiner Bekannten gesehen zu werden, entschloß er sich seine Tochter Jukunde dahin zu senden.

Nur mit Schamröthe auf den Wangen und mit niedergeschlagenen Blicken konnte das blöde Mädchen in dem Leihhause ihr Verlangen, zehen Thaler auf die Uhr geliehen zu erhalten, anbringen. Der Vorsteher des Leihhauses nahm diese Verlegenheit für das Zeichen eines bösen Gewissens, besonders da die wirklich kostbare goldne Uhr — eine Reliquie aus Hannemanns besserer Zeit — zu dem sehr bescheidenen Anzuge Jukundens nicht paßte. Er redete sie hart an, befragte sie in einem rauhen Tone: woher sie die Uhr habe? und machte sie dadurch noch verwirrter. Die Thränen traten ihr in die Augen und sie konnte kein Wort hervorbringen. In dieser peinlichen Lage nahm sich ein junger Mann ihrer an, versicherte, sie als die unbescholtene Tochter eines achtbaren Mannes zu kennen und verwies dem Vorsteher seinen geäußerten Verdacht, der nun

weiter keine Schwierigkeit machte, ihr das geforderte Darlehn zu geben.

Der junge Mann hatte durch seine Dazwischenkunft sich nicht wenig bei Jukunden empfohlen und sie wünschte ihm zu zeigen, wie sehr sie sich ihm verpflichtet fühlte. Sie erwiederte daher seinen Gruß, wenn er der Wohnung ihrer Eltern vorbei ging, aufs freundlichste; er dagegen schien nur Augen für sie zu haben, wenn er ihr irgendwo begegnete.

Einst, als der Kanzelist mit seiner Familie einen abendlichen Spaziergang machte und an einem einsamen Plätzchen ausruhete, kam der junge Unbekannte auch dahin und knüpfte ein Gespräch mit Hannemann an. Dieser, dem es in seiner Lage um eine neue Bekanntschaft nicht zu thun seyn konnte, wollte ihn kurz abfertigen, aber Jukunde, die ihn wieder erkannte, bewies sich sehr zuvorkommend gegen ihn, und der Jüngling zeigte so viele gutmüthige Zuthätigkeit, daß ihm selbst die jeden fremden Umgang vermeidenden Eltern nicht anders als artig behandeln konnten.

Er nannte sich Seefeld, war der Sohn eines Tonkünstlers aus der Residenz und gegenwärtig in des Kanzelisten Wohnort gekommen, um ein-

kleine Erbschaftsangelegenheit zu berichtigen. So wie er sagte, waren seine Vermögensumstände sehr beschränkt, doch hatte er die gewisse Zusicherung auf einen Posten erhalten, und außerdem besaß er eine Fertigkeit auf mehreren Instrumenten, so daß er im Nothfall seinen Unterhalt durch Musik erwerben konnte. Diese Beschränktheit der Verhältnisse Seefelds machte die Hannemannsche Familie um vieles zutraulicher gegen ihn, und da er bei einer angenehmen Unterhaltungsgabe auch eine große Bescheidenheit in seinen Urtheilen zeigte, so fühlte Vater Hannemann sich so von ihm angezogen, daß er sich nicht nur seine Begleitung beim Nachhausegehen gern gefallen ließ, sondern ihn auch bat, bei ihm einzutreten, welche Einladung Seefeld nicht ausschlug. Von nun an erschein Seefeld beinahe jeden Abend bei Hannemanns, und bald war es kein Geheimniß mehr, daß er Absichten auf Jukunden habe.

Die Eltern des Mädchens sahen nicht ohne heimliche Freude diese Neigung entstehen und wachsen, da eine Versorgung ihrer Tochter durch eine Verbindung mit Seefelden ihnen erwünscht seyn mußte. Dieser Wunsch bestach aber ihr Urtheil über den jungen Mann nicht; sie beobach-

reten sein Benehmen mit aller Vorsicht, die die Sorge für das Wohl ihrer Tochter erforderte, doch sie entdeckten nicht das Mindeste, was auf unredliche Absichten hätte schließen lassen. Jukundens Liebe zu Seefelden zeigte sich mit jedem Tage deutlicher, und wenn es gleich noch zu keiner Erklärung gekommen war, so ließ das Benehmen der beiden jungen Leute gegen einander doch keinen Zweifel über ihre gegenseitigen Gefühle.

Karl, Jukundens älterer Bruder, hatte sich durch eine musterhafte Führung und durch große Fähigkeit für seinen Beruf das uneingeschränkte Zutrauen seines Prinzipals erworben und machte seinen Eltern viele Freude. Obgleich noch, als einer der jüngsten Komis in dem Comptoir seines Brodherrn, in einem geringen Gehalte stehend, erſparte er doch von Zeit zu Zeit kleine Summen, die er seinen Eltern überschickte, wie sehr ihm diese es auch untersagten. Hannemann konnte endlich nicht länger den Bitten des guten Sohnes widerstehn, das Uebersendete anzunehmen, doch gelobte er es sich, nie und unter keinem Beding dieses Geld anzugreifen, sondern es für

seinen Sohn aufzuheben, damit der es einst in einem eigenen Unternehmen anlegen könne.

Der gute, unbescholtene Jüngling lernte jetzt auch die Liebe kennen und zwar auf eine Weise, die ihn unglücklich machte, da seine Liebe mit seinem Pflichtgefühl im Widerspruche stand und er nie hoffen durfte, den Gegenstand seiner Neigung zu besitzen.

Den zweiten Stock des weitläuftigen Wohnhauses seines Prinzipals bewohnte nämlich der Finanzrath Heufeld, der Schwager von Karls Vater. Hinter dem Hause befand sich ein großer Garten, der von dem Hausherrn und dem Miether gemeinschaftlich benutzt wurde. Auch Karl verbrachte zuweilen eine geschäftslose Abendstunde in dem Garten, doch nur dann, wenn er bestimmt wußte, daß Finanzraths nicht zu Hause waren, da er mit ihnen nicht zusammentreffen wollte. Eines Abends, da der Finanzrath auf einem Gastmahl war, ging Karl in den Garten und begegnete daselbst in einer Allee einer jungen Dame. Er wollte sich mit einer Verbeugung stillschweigend entfernen, doch sie redete ihn an, und nöthigte ihn dadurch ihr Rede zu stehen.

Karl, auf den noch nie ein Frauenzimmer Eindruck gemacht hatte, wurde wunderbar von der angenehmen Persönlichkeit der Dame berührt, und gerieth, von einem ihm bis jetzt ganz fremden Gefühle überrascht, in eine Verlegenheit, die ihm kaum erlaubte die Unterhaltung fortzusetzen. Das Auge der Jungfrau schien ebenfalls mit Wohlgefallen auf die schön geformte Gestalt des Jünglings zu ruhen. Sie suchte das Gespräch absichtlich in die Länge zu ziehen, und da ihr gerade kein Stoff zur Unterhaltung nahe lag, so fragte sie Karlen um seinen Namen und Geburtsort. Kaum hatte er ihr beides genannt, als sie mit unverkennbarer Freude erklärte, sie sey die Tochter des Finanzraths von Heufeld und also seine nahe Anverwandte. Sie wurde nun sehr zutraulich, und bat Karl ihr es nicht entgelten zu lassen, daß ihre Eltern sich so hart und unfreundschaftlich gegen die seinigen bewiesen, sondern zu glauben, daß sie stets mit Bedauern an die Ungerechtigkeit ihres Großvaters gegen Karls Mutter denke und den lebhaften Wunsch hege, sie einst gut machen zu können. Sie gebot Karln sie nicht mehr Fräulein, sondern bei ihrem Namen Emmeline zu nennen und bat ihn recht oft in den Garten

zu kommen, wo auch sie sich treffen lassen würde; dann nahm sie mit einem Kusse von ihm Abschied für heute.

Emmelinens Benehmen gegen Karl könnte ein nachtheiliges Licht auf sie werfen, darum wird es nöthig, einige Aufklärung über ihren Charakter zu geben. Sie war das geliebte Schooßkind ihrer Eltern und von frühster Jugend an gewöhnt alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Die Eltern wollten mit ihrer Tochter glänzen, deßhalb wurden Emmelinens Fähigkeiten bis auf den höchst möglichsten Grad ausgebildet, und sie war überall, sowohl wegen ihrer körperlichen Vorzüge, als auch wegen ihrer Talente ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung. Bei diesen Verhältnissen hätte Emmeline durchaus verdorben werden müssen, wenn ihr von der milden Natur nicht ein hoher Grad von Gutmüthigkeit zugetheilt gewesen wäre, und wenn nicht, darauf bauend, eine vortreffliche Frau, der man ihre Erziehung anvertraut hatte, ihr junges Gemüth nach Kräften zum Guten hingelenkt hätte. Dadurch wurde die Jungfrau vor der unseligen Verbildung bewahret, die nur zu oft bei den Frauenzimmern in den höheren Ständen gefunden wird, und die beson-

ders ein Fluch unſeres Zeitalters iſt. Aber ganz konnte von der würdigen Erzieherin der Eindruck doch nicht verlöſcht werden, den die verkehrte Behandlung der thörigten Eltern auf Emmelinen machte. Eine Art von Eigenwille und eine gewiſſe Keckheit in ihrem Benehmen, die man an ihr bemerkte, waren Eigenſchaften, die ein ſtrenger Sittenrichter ohne Umſtände für Mängel oder Flecken ihres Charakters erklärt haben würde; wer aber eingedenk der Schwäche der menſchlichen Natur, und ohne Vorurtheil dieſe Züge anſah; wer Emmelinens feinen Tact für das Rechte und Schickliche zu würdigen wußte, der war geneigt jene Eigenthümlichkeiten eher für Vorzüge als für Fehler ihres Charakters zu halten, da ſie in dem Weſen der Jungfrau keine Disharmonie veranlaßten, wohl aber ihr eine Sicherheit im Benehmen verliehen, die ſie der mannigfachen Verlegenheiten überhob, worin ſich das furchtſame, bedenkliche, ſchwache Weib oft verwickelt ſieht.

Emmeline blieb jetzt öfter als ſonſt zu Hauſe, wenn ihre Eltern in Geſellſchaft waren, um den Garten zu beſuchen und daſelbſt mit dem Vetter zuſammentreffen zu können, und Karl dagegen ließ ſich in jeder geſchäftsfreien Abendſtunde im

Garten finden, in der Hoffnung, der lieben Cousine darin zu begegnen. Die Jungfrau brannte es zu zeigen, daß sie nicht die Kälte ihrer Eltern gegen die Anverwandten theile; der Jüngling, dessen beschränkte Lage ihn bis jetzt von jedem gesellschaftlichen Umgange abgehalten hatte, fühlte sich von Emmelinens Unterhaltung freundlich angesprochen; beide ließen daher nicht leicht eine Gelegenheit sich zu sprechen unbenutzt vorbei gehen. Das anziehende Verhältniß, in welchem sie zu einander standen und die Einsamkeit, in der allein sie sich sprechen konnten, entwickelten schneller, als es vielleicht unter andern Umständen geschehen wäre, in ihnen gegenseitig eine Neigung, die bald mit unwiderstehlicher Gewalt in ihnen hervorbrach und das Geständniß einer ewigen Liebe ihren Lippen entführte.

Die erste Liebe kennt, besonders bei jungen unschuldigen Gemüthern, in dem Augenblicke ihres Entstehens und in den ersten schönen Tagen ihres Seyns, keine ökonomische Berechnung; die Herzen haben sich gefunden und erkannt, die Geister sind eins geworden: was gehen die kleinlichen Verhältnisse des Lebens sie an! Emmelinen fiel es nicht ein, daß ihre Eltern ihr nie die Ein-

willigung zu einer Verbindung mit dem armen Vetter geben würden, und Karl dachte nicht daran, wie unmöglich es für ihn sey, jemals die wegen ihrer Vorzüge allgemein bewunderte Tochter so stolzer Eltern die seinige nennen zu können. Sie schwelgten in dem Genusse der Gegenwart und blickten nicht in die Zukunft, die in ihrem Schooße Kummer und Thränen für sie barg.

Wie geistig auch die erste Liebe seyn mag, so wird sie doch nie in die Länge ohne einige Beimischung von Sinnlichkeit bestehen. Bei verdorbenen, schwachen oder strenger sittlichen Gefühle ermangelnden Gemüthern geschiehet dieses eher und stärker, und bald artet bei ihnen die sinnliche Empfindung in eine wilde Begierde aus, die auf dem kürzesten Wege eine sträfliche Befriedigung sucht; bei reinen, unschuldigen Seelen äußert sich die Sinnlichkeit in dem Verlangen oft und immer bei einander zu seyn, oft und lange den Genuß des Anschauens und der gegenseitigen Mittheilung zu haben; und dieß ist der Zeitpunkt, wo der Wunsch einer dauernden, unauflöslichen Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande rege wird.

Auch bei unserm Pärchen blieb dieser Wunsch

nicht aus, und nun erst dachten sie an die Zukunft und an die Hindernisse, die ihrer einstigen Verbindung im Wege standen. Karl, dem dabei das Schicksal seiner Mutter einfiel, wurde sehr verzagt; denn er sahe nur die herbe Wahl zwischen der schmerzlichen Entsagung seiner Liebe und einem mühseligen von Kümmernissen und Beschränkungen aller Art begleiteten Leben vor sich, welches letztere er zwar nur seiner Geliebten wegen scheuete. Emmeline war muthiger als er. Sie behauptete, sich unter keinen Umständen zu einer Heirath gegen ihre Neigung zwingen lassen zu wollen und für den Fall, daß ihre Eltern nicht zu einer Einwilligung ihrer Verbindung mit Karln zu bewegen wären, wollte sie ihre Großjährigkeit und den Zeitpunkt abwarten, wo er vermögend genug seyn würde, sich und sie selbstständig zu ernähren. Sie hatte sich über diesen Punkt ein eigenes Rechtssystem gebildet und glaubte, daß der kindliche Gehorsam da seine Grenzen finde, wo die Eltern bei ihrer Willensmeinung nur von der Eitelkeit, dem Eigennutze und dem Hasse bestimmt werden. Wie sehr das Recht auch auf ihrer Seite seyn mochte, immer bleibt es traurig, ein Kind über seine Eltern auf diese Weise urtheilen zu

hören. Doch Emmeline konnte, bei all' ihrem Pflichtgefühl, ihren Eltern die zarte Achtung nicht weihen, mit der edle Gemüther sonst stets ihren Erzeugern zugethan sind, da sie Anstoß an der Ruhe nahm, mit der sich der Finanzrath und seine Frau in dem Besitz des reichen Erbtheils der armen Kanzelistin befanden, während diese mit ihrer Familie darben mußte.

Emmeline ermuthigte durch Aeußerungen darüber den bekümmerten Karl und setzte ihn durch die Versicherung, ihm unter allen Umständen unwandelbar treu bleiben zu wollen, in Entzücken. Er brütete nun über Planen, wie er bald zu einem größern Erwerb gelangen und vermittelst dieses einen eigenen Hausstand gründen könne, und seine jugendliche Phantasie belebte seine Hoffnung dazu, die freilich bei ruhigerer Ueberlegung und größerer Erfahrung sehr klein geworden seyn dürfte. Die beiden jungen Herzen täuschten sich über die Schwierigkeiten, die ihrer Vereinigung entgegen standen, und hielten sich für stark genug allen Stürmen zu trotzen, die ihrer Liebe drohen konnten. Bei der Unschuld und Reinheit ihrer Neigung genossen sie des Bewußtseyns, nicht sträfliches zu wollen und dadurch erhielten sie Muth

und Festigkeit. Aber nunmehr genügten ihnen die wenigen Stunden nicht mehr, die sie beieinander im Garten zubringen durften; denn nur wenige konnten es seyn, da der Garten selten leer von Menschen war, und sie nur in dem Falle sich sprachen, da ihnen alles daran gelegen seyn mußte, ihre Liebe zu verheimlichen. Um sich mehr einander mittheilen, sich länger genießen zu können, kamen sie wegen eines Briefwechsels überein, den sie führen wollten. Auch dabei ließen sie es nicht an der nöthigen Vorsicht fehlen; denn die Briefe wurden in der Nacht geschrieben und im Garten abgelegt, von wo aus sie dann bei gelegener Zeit abgeholet wurden. Das Fußgestell einer hölzernen Statue des Amor, die in einem abgelegenen Winkel des Gartens stand, wurde zur Posterpedition erkohren und diente auch zugleich zum geheimen Archiv der Liebe, weil man die Briefe, die sehr zahlreich gewechselt wurden und nicht selten von einem ansehnlichen Umfange waren, auf die Weise am besten gegen eine mögliche Entdeckung sichern wollte. Daß das Fußgestell hohl war, hatte Karl zufällig bemerkt und solches benutzt, da wegen der Abgelegenheit des Platzes Niemand so leicht

dahin kam, und auch für den Fall eine Auffindung der Liebes-Registratur nicht zu fürchten war.

Doch der Zufall verrieth das Geheimniß der Liebenden. Karls Principal wollte eine steinerne Bildsäule, die an einem unpassenden Orte stand, fortbringen lassen und wies ihr die Stelle des alten hölzernen Amor an, den er dem Gärtner zum Verbrennen schenkte. Dieser wollte das erhaltene Geschenk sogleich benutzen, da es ihm vielleicht gerade an Holz zum Kochen fehlte, stürzte den Amor um, und fand bei der Gelegenheit den ganzen Briefwechsel, den er, nachdem er sich mit dem Inhalte desselben bekannt gemacht hatte, in Hoffnung einer guten Belohnung, sogleich dem Finanzrath aushändigte.

Dem Finanzrath war es bis jetzt noch nicht einmal bekannt gewesen, daß ein naher Anverwandter von ihm mit ihm in einem Hause wohne, seine Ueberraschung mußte um so größer seyn, als er erfuhr, daß dieser der Liebhaber seiner Tochter sey. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen den ganzen weitläuftigen Briefwechsel durchzulesen, wodurch er eine vollständige Kenntniß von den Gesinnungen und Absichten der Lie-

banden erhielt. So sehr er seinen Stolz durch die Neigung seiner Tochter beleidigt fühlte, so aufgebracht er über einen Liebeshandel war, der seinen hochfahrenden Planen entgegen stand; so besaß er doch Kaltblütigkeit genug, seinen Zorn vorläufig zu verbergen, um die nöthige Zeit zu gewinnen, zweckmäßige Maaßregeln dagegen zu ergreifen. Zu dem Ende veranlaßte er seine Gemahlin mit Emmelinen eine Spazierreise auf das Land zu machen, die mehrere Tage währte, und unterdessen nahm er in Ueberlegung, was er für Mittel anwenden sollte, um Emmelinen von ihrer Liebe abzubringen.

Der Finanzrath war ein kluger Mann, und sah als ein solcher wohl ein, daß offenbarer Zwang ein leidiges Mittel sey, die Neigung seiner Tochter zu bekämpfen, da es sehr oft gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was man dadurch beabsichtigt. Deßhalb beschloß er, nicht ohne die höchste Noth sich dessen zu bedienen. Er kannte Emmelinens entschlossenen Charakter; er wußte aus ihrem Briefwechsel mit Karl, daß sie an alle Hinderuisse ihrer Vereinigung mit ihm gedacht habe, auf alle Fälle gefaßt sey, und er zitterte bei dem Gedanken an das, was sie bei

merkbaren Widerstande zu thun fähig sey. List allein konnte hier helfen und vor allem schleunige Entfernung des jungen Mannes, welcher der Gegenstand ihrer Liebe war.

In der Wahl der Mittel, die zu seinen Zwecken führen konnten, war der Finanzrath nie schwierig; erreichte er nur seine Absicht, so kam das Wie? nicht in Frage bei ihm. Bei dieser Angelegenheit war solches noch mehr wie sonst der Fall, da er in Gefahr war alle kühnen Plane aufgeben zu müssen, die er auf Emmelinens Vermählung mit einem vornehmen Manne gegründet hatte. Karls Entfernung war beschlossen, doch schien die Weise, auf welche es geschehen sollte, einigermaßen schwierig zu ermitteln. Ihn unter das Militair zu geben, wäre am bequemsten gewesen, wenn nicht ein Gesetz bestanden hätte, nach welchem der Sohn eines herrschaftlichen Beamten von dem Militairdienste frei war. Es mußte also ein anderer Weg eingeschlagen werden, und der war bald gefunden. Karl sollte in Geschäften seines Prinzipals nach Amsterdam geschickt und dort einem sogenannten Seelenverkäufer ausgeliefert werden, wo er denn auf immer Emmelinen entrückt war. Der Finanzrath rührte der Jammer

nicht, den er dadurch über eine Familie brachte, die ihm nahe verwandt und die, größtentheils durch seine Hinterlist, um ihr reiches Erbtheil gekommen war, das er nun besaß. Gleichgiltig gegen den Kummer eines achtbaren Familienvaters und gegen die Verzweiflung einer Mutter, wär er entschlossen einen jungen Mann unglücklich zu machen, damit dieser seinen Absichten nicht länger im Wege stände. Doch der Zufall verhinderte die Ausführung dieses Bubenstücks.

Emmeline, mit ihrer Mutter zurückgekehrt, hatte sich sogleich nach dem Garten begeben, um nachzusehen, ob Karl an sie geschrieben habe. Dieses hatte der Finanzrath vorausgesehen und dem Gärtner die Briefe mit dem Befehl zurückgegeben, sie Emmelinen auszuhändigen, jedoch zu verschweigen, daß ihr Vater sie gesehen habe. Er versicherte sich, durch ein reichliches Geldgeschenk der Verschwiegenheit des Gärtners, der seinen Auftrag, vollbrachte, so wie ihm befohlen war. Emmeline freute sich zwar im Besitz dieser ihr theuern Dokumente zu seyn, doch konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren: wie wenn der Gärtner dennoch den Inhalt der Briefe ausgeschwatzt, wenn er ihn dem Vater verrathen hätte?

Sie bemerkte überdem an ihrem Vater eine zweideutige Freundlichkeit in seinem Benehmen gegen sie, die sie in ihrer Furcht noch mehr bestärkte. Um Gewißheit über ihre Besorgnisse zu erhalten, beobachtete sie nun den Finanzrath sehr genau und da fand sie denn bald ihre Ahnung bestätiget. Der Finanzrath war nämlich eines Morgens zu einer Zeit, die er sonst beim Frühstück zuzubringen pflegte, mit Schreiben beschäftiget und Emmeline bemerkte, daß er wegen eines häuslichen Geschäfts von dem Kammerdiener herausgerufen wurde. Sie schlich nun sogleich ins Schreibzimmer und fand auf dem Schreibtische einen noch unbeendigten Brief liegen, dessen Inhalt, indem er ihr die Ueberzeugung von des Finanzraths Kenntniß ihres Liebeshandels gab, sie zugleich in Schrecken und Trauer versetzte. Der Brief war nämlich an einen Kaufmann in Amsterdam gerichtet, dem der Auftrag gemacht wurde, Karl Hannemann, der bald dorthin kommen würde, den Seelenverkäufern in die Hände zu spielen. Emmeline schlich sich ohne von Jemanden bemerkt worden zu seyn, tief empört in ihr Zimmer zurück und dachte nun auf Mittel ihren Geliebten zu warnen. Seitdem die Zusammen-

künfte der Liebenden verrathen waren, hielt es für Emmelinen sehr schwer Karln irgend eine Nachricht zukommen zu lassen; denn sie wurde, wie wenig man sich dieses auch merken lassen wollte, von ihren Eltern sehr genau beobachtet, weßhalb sie es auch nicht einmal wagen durfte dem Geliebten von der ihm drohenden Gefahr schriftlich Nachricht mitzutheilen. Sie sah sich daher, um Karln die erforderliche Mittheilung zu machen, genöthiget, sich über die Rücksichten des Anstandes hinweg zu setzen. Sie schrieb auf ein dünnes Blättchen an Karl, daß er sie zur Zeit des Abendessens auf seinem Zimmer erwarten möchte und warf diesen Zettel durch das Schlüsselloch in sein Zimmer. Nun machte sie gegen Abend einen Besuch bei einer Freundin und ging bei ihrer Rückkunft zu Karln, der im untern Stocke wohnte.

Auch Karl hatte, da er die Amor-Statue nicht mehr auf ihrer Stelle fand und Emmelinen stets vergebens im Garten erwartete, eine geschehene Entdeckung seines Liebes-Geheimnisses befürchtet und er erklärte sich dadurch die Ursache, warum Emmeline den die gute Sitte so sehr verletzenden Schritt wagen wollte, auf sein

Zimmer zu kommen. Die Hoffnung seine Geliebte zu sehen, konnte bei ihm die Angst nicht unterdrücken, daß sie von irgend wem gesehen werden möchte und auf diese Weise um ihren guten Ruf kommen könne, er sah daher mit Zittern ihrer Ankunft entgegen.

Emmeline machte in kurzen Worten Karln mit dem, was ihm von ihrem Vater bevorstehe, bekannt. Die Gefahr war näher als sie selbst geglaubt hatte, denn schon in ein paar Tagen sollte er nach Holland abgehen. Karl wurde tief gekränkt über den schändlichen Verrath seines Prinzipals, der sich zu dem schändlichen Plane hergegeben hatte, das lebenslängliche Unglück eines seiner treusten und fleißigsten Arbeiter gründen zu wollen. Sein Zorn loderte in hellen Flammen auf und Emmeline hatte Mühe ihn zu besänftigen, damit die lauten Ausbrüche seines Unwillens nicht die Aufmerksamkeit der übrigen Hausgenossen auf ihn zögen. Daß er fort mußte war ausgemacht; eine lange Trennung stand den Liebenden bevor, ach! und selbst ohne die Hoffnung des Wiedersehens. Sie gelobten sich einander unverbrüchliche Treue, nahmen dann Abschied und Emmeline eilte fort, damit sie nicht ver-

wisset und ihre Zusammenkunft mit dem Geliebten verrathen werde.

Karl ließ sich gleich des andern Tages, unter dem Vorwande einige ihm nöthige Sachen einkaufen zu wollen, seinen guthabenden Gehalt auszahlen und traf dann die Anstalten zu seiner Abreise. Er ließ seinen Prinzipal in dem Glauben, daß er nach Holland abgehe, und fuhr wirklich einige Stationen auf dem Wege dahin. Dann aber ging er von der Heerstraße ab und nahm die Richtung nach seinem Geburtsort.

Die Empfindungen dieses jungen Mannes waren höchst schmerzhaft, als er seine gegenwärtige Lage überdachte. Er sah sich in seiner Laufbahn unerwartet gehemmt; denn seine Kenntnisse beschränkten sich auf den Handel, und er durfte nicht hoffen irgendwo ein Unterkommen zu finden, da er keine Zeugnisse seiner Treue und seines Fleißes beibringen konnte, und da er, wenn er sich auf seinen Brodherrn hätte berufen wollen, diesem dadurch seinen Aufenthalt und die Kenntniß von dem gegen ihn angesponnenen Bubenstück verrathen haben würde, wodurch denn Emmelinens Warnung bekannt geworden wäre und er sich neuen Verfolgungen ausgesetzt hätte.

Unter diesen trüben Betrachtungen langte er in dem väterlichen Hause an, wo des Wiedersehens Freude bald durch seinen Bericht von der Veranlassung seiner Heimkunft in Betrübniß über die Unsicherheit seiner Lage verwandelt wurde. Vater Hannemann, auf sein eignes Beispiel von den bittern Folgen einer Liebe gegen der Eltern Willen sich berufend, rieth Karln seiner Liebe zu Emmelinen zu entsagen und diesen Entschluß dem Finanzrath bekannt zu machen, damit er vor dessen Verfolgungen sicher sey. Aber Karl konnte sich nicht dazu entschließen, denn er hatte ja Emmelinen ewige Treue geschworen und seine Liebe war zu stark, um den Rücksichten der Klugheit zu weichen. Seine Eltern waren zu gut, um mit Härte in ihn zu dringen, sich in die Verhältnisse, die eine Entsagung seiner Neigung verlangten, zu fügen. Sie hatten ja selbst unter gleichen Umständen geliebt, kannten daher aus eigener Erfahrung die Stärke dieser Leidenschaft: wie hätten sie ihrem Sohne das Beharren bei gleichen Empfindungen verargen sollen, da sie selbst solchen unter den härtesten Prüfungen treu geblieben waren!

Seefeld war nicht einheimisch, als Karl zu

Hause ankam. Er hatte eine dringende Reise vorgeschützt, als er sich im Hannemannschen Hause beurlaubte, und versprochen, innerhalb ein paar Tagen wieder zu kommen. Karl machte des andern Tages einen Spaziergang in die reizenden Umgebungen der Stadt, und überließ sich den süßen Erinnerungen an seine frühere Jugendzeit, wo er in kindlicher Unbefangenheit diese Thäler durchstrichen hatte. Er irrte in Gedanken vertieft, ohne auf den Weg Achtung zu geben, umher und kam in ein liebliches Thal, worin eine Mühle lag, deren romantische Umgebungen ihn zum Ansprechen einluden. Aber in dem Gärtchen der Mühle, von wo aus man eine herrliche Aussicht genoß, befand sich eine Gesellschaft junger Leute, die daselbst ein Bachanal feierten, und da ihm die rohen Ausbrüche ihrer Lustigkeit widerten und er sich von einem Zirkel zechender Wüstlinge nichts Gutes versah, so ging er ins Zimmer und ließ sich eine Erfrischung reichen. Die Müllerin, eine freundliche Frau, nöthigte ihn in ein Gästzimmer, brachte ihm den geforderten Wein und ließ ihn dann allein.

Ein Fenster des Zimmers ging in den Garten und wurde durch die dichtbelaubten Aeste eines

Nußbaums verdeckt. Es stand gerade offen, und da die zechende Gesellschaft nicht weit davon in einer Laube saß, so konnte er, ohne gesehen zu werden, jedes ihrer Worte hören. Er achtete nicht auf das Gespräch, bis er durch die Nennung seines Familiennamens aufmerksam gemacht wurde. Er hörte nun, daß von seiner Schwester die Rede war und einer der Trinkenden sich rühmte ihr Liebe eingeflößt zu haben, und ihrer Neigung gewiß genug zu seyn, um des folgenden Tages die letzte Gunstbezeugung von ihr zu erlangen, die er bei Gelegenheit eines Spazierganges zu erhalten hoffte. Karl bog unvermerkt die Zweige des Nußbaums zurück und wurde gewahr, daß der Sprechende niemand anders als Wilhelm, der Sohn des Finanzraths sey. Karl hatte genug gehört, um in Wuth über den Schändlichen zu gerathen, der den guten Ruf seiner Schwester zu beflecken wagte, und kehrte, ungewiß wie er den verworfnen Prahler bestrafen sollte, nach Hause zurück.

Auf dem Heimwege beschäftigte ihn ausschließlich der Gedanke über das, was er so eben vernommen hatte. Er baute fest auf die Tugend seiner Schwester, und hielt das, was der Sohn

des Finanzraths geäußert hatte, für die elende Prahlerei eines Böſewichts, der mit ſeiner Unwiderſtehlichkeit bei den Frauenzimmern prahlen wollte; aber dennoch dünkte es ihm nicht unmöglich, daß er ihr eine Neigung eingeflößt haben könne, oder ſie ſich einen Leichtſinn habe zu Schulden kommen laſſen, der ihm Veranlaſſung gegeben habe, das Gelingen ſeiner ſträflichen Abſicht bei ihr vorauszuſetzen. Er überlegte nun, was dabei zu thun ſey und wurde mit ſich darüber einig, ſeinen Eltern und der Schweſter vorläufig kein Wort zu ſagen, ſondern die letztere nur im Stillen zu beobachten und ihrem Betragen gemäß ſeine Maaßregeln zu nehmen.

Er hatte bereits von den Eltern erfahren, daß Jukunde einen Bräutigam habe, den ſie liebe; unwahrſcheinlich alſo war es immer, daß die ſittſame Jungfrau noch die Neigung eines Andern begünſtigt haben ſollte. Doch konnte ein nur artiges Benehmen ſeiner Schweſter dem von ſich eingenommenen Thoren leicht zu falſchen Hoffnungen Anlaß gegeben haben; nur begriff er nicht auf welche Weiſe ein Zuſammentreffen Jukundens mit dem Sohne des Finanzraths habe Statt finden können, da ſeine Schweſter beinahe nie

anders als in Begleitung ihrer Mutter aus dem Hause kam. Ueberzeugt wurde er aber, daß Wilhelm ein bloßer schamloser Lügner sey, als seine Eltern ihm auf sein Befragen versicherten, den Sohn des Finanzraths nie gesehen zu haben.

Am folgenden Tage, wo man die Rückkunft Heufelds erwartete, mußte Karl einem von den Honoratioren der Stadt, der sein Pathe war, die Visite machen, und dieser behielt ihn zum Mittagsessen bei sich. Als er nach Hause kam hörte er, daß der Bräutigam Jukundens angekommen sey und so eben mit ihr einen Spaziergang mache. Von einer bangen Ahnung ergriffen, eilte er den Lustwandelnden dahin nach, wo er sie anzutreffen hoffen durfte — es war die Mühle, in der er gestern gewesen — und wirklich traf er sie daselbst, in einer Laube hinter einem Tische sitzen, der mit Wein und Naschwerk besetzt war, an. Bei dem ersten Blicke erkannte Karl sogleich in dem angeblichen Bräutigam seiner Schwester Wilhelmen, den Sohn des Finanzraths, und der ganze schändliche Plan zur Verführung seiner Schwester lag nun klar vor seinen Augen da. Ergrimmt über die Verworfenheit des

Menſchen, der mit kaltem Blute das Lebensglück eines guten, tugendhaften Mädchens ſeiner ungezügelten Begierde opfern wollte, der ſich ſogar ſeiner Schändlichkeit gerühmt und den guten Ruf ſeiner Schweſter, noch vor Erreichung ſeiner niedrigen Abſicht, gemordet hatte, ergriff Karl ein auf dem Tiſche liegendes Meſſer und ſtieß es dem Böſewicht in die Bruſt.

Ikunde, unbekannt mit der Veranlaſſung der Wuth ihres Bruders, ſank bei dieſer Schreckens-Scene bewußtlos zur Erde, und Karls Zorn verkühlte ſich und ging in Gewiſſensbiſſe über, als er das dahinſtrömende Blut Wilhelms ſah. Wie eine Weltenlaſt drückte ihn der Gedanke Menſchenblut, das Blut des Bruders ſeiner Geliebten vergoſſen zu haben und eine bittere Reue ergriff ihn. Nie würde Karl, wie ſehr auch ſein Gefühl von der böſen Abſicht Wilhelms empört werden mußte, ſich zu dieſer raſchen That haben hinreißen laſſen, wenn nicht durch einige Gläſer Wein, die er bei Tiſche getrunken und durch das raſche Gehen, ſein Blut in Wallung gerathen wäre. Seinem Charakter war eine überlegte Rachſucht fremd, nicht fähig war er der rohen Wuth, deren Ziel nur der Untergang, oder wenigſtens

das Unglück des Gegners ist, und in seinem frommen Gemüthe fanden die wilden Gefühle des Hasses und der Rache so leicht den Eingang nicht. Aber er blieb ein Mensch und des Böse-wichts öffentliches Prahlen mit seinem schändlichen Plane ein tugendhaftes Mädchen, das die Zierde ihres Geschlecht, die Freude ihrer Eltern war, deren Neigung er mit einer teuflischen Hinterlist erschlichen hatte, mußte ihn auf das tiefste empö-ren, und außer sich bringen. Er sah die glän-zende Schlange die unbesorgte Unschuld umschlin-gen, sah die geliebte Schwester dem Schritte so nahe, der sie auf ewig unglücklich machen, der unaussprechlichen Jammer über seine guten Eltern bringen mußte; war es nicht zu entschuldigen, wenn er, dem ein solcher Frevel nicht denkbar gewesen war, dabei die Besinnung verlor und zu einer That hingerissen wurde, die ihn in dem nächsten Augenblicke, nachdem sie geschehen war, mit der nagendsten Reue erfüllte?

Da stand er mit der Last des Mordes auf sei-nem Herzen und war keiner Bewegung mächtig, da das eben Geschehene alle seine Kräfte lähmte. Vor ihm lehnte, an die Wand der Laube zurück gesunken, seine Schwester, ein bleiches Bild des

Schreckens, in starrer Ohnmacht, und ihm zu Füßen röchelte der bestrafte Verführer, dessen Blut, aus der klaffenden Wunde strömend, den Boden überdeckte. Kein Gedanke an Flucht kam ihm ein; und würde er auch jetzt des klaren Denkens fähig gewesen seyn, er würde doch verschmähet haben zu entfliehen, da er im Zustande der Besonnenheit seine That verdammt und sein zartes Gewissen ihm nicht erlaubt haben würde, sich als ein Schuldiger den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen.

Der Müller trat zufällig in die Laube und sahe die leblose Gruppe mit dem höchsten Erstaunen an. Er war ein kräftiger Mann, der so leicht die Fassung nicht verlor, und begriff gleich die Veranlassung dieses blutigen Ereignisses, wenn gleich ihm der Zusammenhang noch nicht deutlich war. Als ein Bekannter des Kanzelisten, den er wegen seiner Biederkeit sehr hoch schätzte, nahm er sogleich die zweckmäßigsten Anstalten, die sich bei diesen Umständen thun ließen. Er trug den Verwundeten ins Haus, legte ihn auf ein Bett und ließ einen nahe an wohnenden Wundarzt herbeirufen; dann brachte er Jakunden in ein anderes Zimmer und überließ sie der Sorgfalt

seiner Frauen und nun holte er auch Karln herbei, den er nicht mehr von seiner Seite ließ, damit der junge Mann in der Verzweiflung sich nicht etwa ein Leides thun könne. Die Fragen die der Müller an den Unglücklichen that, blieben unbeantwortet, er war ganz besinnungslos und nur ein öfteres Seufzen zeigte von einiger Empfindung. Endlich schlug Jukunde die Augen auf und nun kam auch Karl wieder zu sich. Jukunde war lange keines Wortes mächtig und schien sich zu besinnen, ob das eben Vorgefallene, nicht etwa nur ein böser Traum gewesen sey. Seufzend blickte sie auf den Bruder, dessen zernichtete Gestalt ihr die Wirklichkeit der Schreckensscene in der Laube nur zu sehr bestätigte. Sie frug nach ihrem Geliebten und brachte dadurch Karln dessen böse Absicht gegen sie in Erinnerung. Nun erzählte er, wie sich Wilhelm des Tages zuvor öffentlich über seinen Plan ausgesprochen und was er im Sinne gehabt habe. Jukunde wurde von den Gefühlen des bittersten Schmerzens ergriffen, als sie die Schändlichkeit dessen erfuhr, dem sie ihre Neigung geweihet, dem sie ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt hatte, und in ihrer Brust rangen die Empfindungen des

Hasses und der Liebe mit einander. Karl sah was seine Schwester litt und fand seine rasche Bestrafung Wilhelms wo nicht gerechtfertiget, doch entschuldigt.

Unterdessen war der Wundarzt gekommen und hatte die Wunde des jungen Heufeld untersucht und verbunden. Seinem Bericht zu Folge war der Kranke zwar nicht tödtlich, aber doch höchst gefährlich verletzt, so daß nur, bei einer sorgfältigen Behandlung und Pflege seine Herstellung möglich war. Für Karl war schon die Möglichkeit der Genesung des von ihm Verwundeten eine große Beruhigung, denn sie wälzte die Last eines Mordes von seinem Gewissen. Auf Jukunden machte die Hoffnung zu Heufelds Herstellung nur geringen Eindruck, da der von ihm gegen sie beabsichtigte Verrath ihr ganzes Gemüth erfüllte.

Karl ging mit Jukunden nach Hause und setzte durch seine Erzählung des Geschehenen die Eltern in die tiefste Betrübniß. Nicht nur daß die von ihnen gehegte Hoffnung von Jukundens baldiger Vermählung in sich selbst zerfiel, sondern sie mußten auch das Aergste für Karln fürchten, da es gewiß war, daß der Finanzrath ihn gerichtlich verfolgen würde, sobald er von der Verwundung

ſeines Sohnes Nachricht erhalten hatte. Karl mußte fliehen und die kleine Summen, die er ſeinem Vater von Zeit zu Zeit überſchickt und die der Kanzeliſt, wie ſchon erwähnt, aufgeſparet hatte, waren alles, was Hannemann Karlen auf ſeiner Flucht mitgeben konnte. Der betrübte Vater drang dieſes Geld dem Sohne auf, begleitete ihn ſelbſt über die nahe Grenze, und hieß ihm in einem nahen Städtchen bei einem Freunde vor erſt ſeinen Aufenthalt nehmen, bis er ſich über ſeinen künftigen Lebensplan beſtimmt haben würde.

Als der Kanzeliſt ſeinen Sohn in Sicherheit wußte, hielt er es für nöthig nachzuſehen, wie es um den jungen Heufeld ſtehe. Der Müller konnte und wollte den Kranken nicht länger in ſeinem Hauſe dulden und war im Begriff ihn in das Krankenhaus der Stadt bringen zu laſſen, da der Wirth des Gaſthauſes, wo Heufeld logiret hatte, ihn auch nicht aufnehmen wollte und der Kranke in der Stadt keine weitere Bekanntſchaft hatte, als die Genoſſen ſeiner wilden Freuden, von denen nicht zu erwarten ſtand, daß ſie ſich der Pflege eines Kranken würden unterziehen wollen. Hannemann vergaß die böſen Abſichten

Heufelds gegen seine Tochter und die dadurch veranlaßte Flucht seines Sohnes und sah nur den Hilfsbedürftigen in dem jungen Wüstlinge, dem beizustehen seine Pflicht sey. Er ließ ihn mit dem Bette, das der Müller auf sein Bitten gern verabfolgte, nach seiner Wohnung tragen, und sorgte für die nöthige Pflege des Kranken, so gut es seine ärmlichen Umstände erlaubten.

Wilhelm Heufeld hatte nächst der zweckmäßigen Behandlung eines erfahrnen Wundarztes wohl allein nur der sorgfältigen Pflege in des Kanzelisten Hause es zu danken, daß die Heilung seiner Wunde gut von Statten ging und er sich mit raschen Schritten seiner Genesung näherte. Die Kanzelistin dachte nicht daran, daß es der Bösewicht war, der ihre fromme Tochter zum Opfer seiner Sinnlichkeit hatte machen wollen, der den Herzensfrieden geraubt hatte und die Veranlassung von des guten Karls Flucht gewesen war; sie unterdrückte jedes bittere Gefühl und war bemühet alles, was ihre beschränkten Kräfte erlaubten, anzuwenden, um dem Leidenden Erleichterung seiner Schmerzen zu verschaffen. Aber Wilhelm lag auf der Folter der Gewissensbisse und der gerechten Scham, die ihm das milde,

freundliche Betragen der Familie erregte, die er hatte unglücklich machen wollen. Er war noch so ganz verderbt nicht, daß er seinen bösen Vorsatz nicht bereuen und nicht den guten Menschen gegen über sich selbst klein und verächtlich hätte finden sollen. Doch Hannemann seine Beschämung wahrnehmend und überzeugt, daß die dadurch verursachte Gemüthsbewegung seiner Heilung im Wege stehen könnte, beruhigte den Kranken durch die Versicherung, daß sein ernster Vorsatz sich zu bessern und nie mehr das Lebensglück eines Mädchens seiner Leidenschaft aufopfern zu wollen, hinreichen würde, ihm die aufrichtige Verzeihung der ganzen Familie zu erwerben und daß ihm, in der Voraussetzung seiner Reue, schon längst vergeben sey.

Wilhelms durch die Wunde verlängerte Abwesenheit von Hause mußte seine Eltern beunruhigen, Hannemann fand es daher für nöthig an den Finanzrath zu schreiben und ihm zu melden, was die Ursache von der verzögerten Rückkunft seines Sohnes sey. Wilhelm hatte dabei nichts zu fürchten; denn nach seiner eigenen Versicherung war der Finanzrath ihm ein nachsichtiger Vater. Ueberdem aber bestimmten noch zwei andere

wichtige Gründe den Kanzelisten, seinen Schwager von dem Hergange der Sache zu unterrichten; nämliche den guten Ruf seiner Kinder zu retten und dann, den Finanzrath auf die verfehlte Erziehung seines Sohnes aufmerksam zu machen, der, seiner nunmehrigen guten Vorsätze ungeachtet, allerdings noch einer strengen Aufsicht bedürfte, wenn er, nicht durch den Reiz der Gelegenheit verführt, sich neuen Verirrungen überlassen sollte, die ihn immer weiter von dem Ziele entfernen mußten, welches zu erreichen jeder gute Mensch bemühet ist.

Wer hätte nicht denken sollen, daß der Finanzrath Hannemanns Nachrichten dankbar annehmen und ihn für die Mühe, die er mit Wilhelm gehabt, für die Kränkungen und Sorgen, die dieser ihm verursacht, reichlich entschädigen würde? Aber der Herzlose that gerade das Gegentheil; er ließ sich von seinem unvernünftigen Hasse gegen einen Mann, der ihn nie beleidigt hatte, hinreißen und verfolgte ihn, der Bande des Blutes nicht achtend, mit rücksichtsloser Wuth. Den Brief des Kanzelisten beantwortete er nicht, ließ aber sogleich Wilhelmen in ein anderes Logis unterbringen und dann reichte er eine Klage gegen

Hannemann ein, daß derselbe zu dem Fortkommen seines Sohnes Karl, der eines beabsichtigten Mordes wegen schwere Strafe verwirkt habe, behilflich gewesen sey.

Kann irgend etwas ein wohlwollendes Herz bis zur Fühllosigkeit erstarren und es dem Menschenhasse nahe bringen, so ist es eine so gemeine, rücksichtlose Rachsucht, eine so niedrige, empörende Undankbarkeit, wie hier der herzlose Schwager des Kanzelisten übte. Sein Sohn hatte sich doch ohne Zweifel, durch seine sträfliche Absicht die Strafe selbst zugezogen und Hannemann, statt, wie der Wüstling es verdiente, ihn seinem Schicksal zu überlassen, hatte, so wie seine Gattin, alle Gefühle eines gerechten Hasses überwunden und dem Verwundeten mit einer unermüdeten Sorgfalt, mit einem seine Kräfte übersteigenden Aufwande beigestanden; und dennoch konnte der harte Mann ihn verfolgen, konnte ihn unglücklich machen wollen! Wohl uns, daß dergleichen Züge von Unnatur doch nicht gar zu häufig sind! kämen sie öfter vor, so würden sie die edlern Menschen zwingen ihr Geschlecht zu fliehen und in der Wüste bei wilden Thieren eine Freistatt zu suchen.

Wie tief den Kanzelisten auch das Benehmen seines stolzen, unmenschlichen Schwagers schmerzte, so blieb er doch ruhig bei dem Bewußtseyn seine Pflicht erfüllt zu haben und bei der Ueberzeugung, daß er, wegen der seinem Sohne Karl geleisteten Beihilfe zum Entkommen nicht strafbar geworden sey. Ach der Arme! er ahnete nicht, daß Rang und Reichthum nur zu oft, die Stimme des Rechts schweigen machen, und daß nicht selten das dem auf einer niedern Stufe stehenden Biedermann ein Verbrechen ist, was an dem Vornehmen als eine Edelthat bewundert wird. Hannemann wurde seines Sohnes wegen einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen, und weil er weder leugnen konnte noch wollte, daß er seinen Sohn über die Grenze begleitet hatte, so wurde er als ein pflichtvergessener fürstlicher Offiziant, der einem Verbrecher behilflich gewesen sey sich seiner Obrigkeit zu entziehen, seines Postens für verlustig erklärt.

Eine solche Menge von Unglück, wie jetzt über die beklagenswerthe Familie hereingebrochen war, reichte hin auch den stärksten Muth zu beugen. Der Sohn auf der Flucht, die Tochter von einer tiefen Schwermuth befangen, der Hausvater der

einzigen Quelle seines und der Seinigen Unterhalts beraubt: war es ein Wunder, wenn er sich seiner Trost- und Rathlosigkeit überließ und, am Leben verzagend, keinen Schritt zu seiner Rettung mehr thun mochte. Er wäre auch sicher ein Raub seiner Verzweiflung geworden, wenn er nicht wenige Tage nach dem Empfange des Urtheils einen Brief ohne Unterschrift erhalten hätte, worin er wegen seines Unglücks getröstet und ihm der Rath gegeben wurde, in eine kleine Grenzstadt eines benachbarten Fürstenthums zu ziehen, wo er Gelegenheit finden würde seinen Unterhalt zu erwerben. Dem Briefe waren einige Goldstücke beigefügt.

Der armen Kanzelisten-Familie war dieser Brief ein leuchtender Stern in finsterer Nacht, der ihre verzagten Gemüther erhob und die Unglücklichen ermunterte für ihre Erhaltung thätig zu seyn. Sie schifften ihr Hausgeräth auf dem Flusse ein, der an dem Städtchen, wohin sie sich der Weisung des Briefes zufolge wenden sollten, vorbei floß, sie selbst machten sich, nachdem sie ihre kleinen Angelegenheiten geordnet hatten, zu Fuß auf den Weg.

Nach einer nicht ohne manche Mühseligkeit

vollbrachten Reise langten sie in ihrer neuen Heimath an und mietheten sich die wohlfeilste Wohnung die zu haben war, da sie noch nicht wußten wovon sie leben würden. Der Kanzelist beschloß Unterricht in Schreiben zu geben und seine Frau wollte mit weiblichen Hand-Arbeiten einen Erwerb suchen. Auf Zukunden war wenig zu rechnen, denn diese litt an einem tiefen Gram, da sie das Andenken ihres Geliebten, ungeachtet seiner Schlechtheit, nicht hatte verbannen können. Der von Heufeld an sie begangene Verrath hatte ihr Herz unheilbar verwundet, und es gab zur Zeit kein Mittel zur Herstellung ihres durch das schändlich gemißbrauchte Zutrauen verlorenen Glaubens an die Menschheit.

Die Mittel zum Erwerb ließen sich an dem kleinen wenig bevölkerten Ort nicht ausreichend finden und Hannemann war der Zukunft wegen in den drückendsten Sorgen. Einst, als er eben mit seiner Gattin überlegte, wo er wenigstens ein paar seiner Kinder bei einem Handwerker in die Lehre unterbringen könne, um dadurch wenigstens die Ausgabe seines Haushalts um etwas zu vermindern, trat ein wohlgekleideter Mann zu ihm ein und meldete ihm, daß er den Auftrag

habe bei ihm anzufragen: ob er die Stelle eines Kastellans auf einem Schlosse der Schwester des regierenden Fürsten übernehmen wolle? Hannemann war wie aus den Wolken gefallen und blieb dem Fremden, der sich weitläuftig über die Einkünfte dieses Postens ausließ, die Antwort schuldig. Die Stelle trug so viel ein, als Hannemann bei seinem vorigen Posten einzunehmen gehabt hatte und außerdem bestanden seine Geschäfte nur allein in der Aufsicht eines alten öden Waldschlosses, welches von den Besitzern seit Menschendenken nicht besucht worden war. Natürlich daß Hannemann diesen Antrag nicht zurückwies, sondern ihn als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtete. Er wollte wissen, wer ihn, den Unbekannten, empfohlen habe, allein davon konnte oder wollte der Fremde, der ein Kammerdiener der Prinzessin war, keine Auskunft geben. Er ermahnte Hannemann sich zur Abreise nach dem Schlosse fertig zu halten und verließ dann die überraschte Familie, die sich kaum überzeugen konnte, daß diese ihr so unvermuthete Hilfe in der Noth nicht ein bloßer Traum seye.

Das Schloß, welches unter Hannemanns Aufsicht gestellt wurde, lag einsam zwischen hohen

Waldberg. Es war ein altmodig prachtvolles Gebäude, mit Meubeln aus der Väter;eit versehen, und wurde auf Befehl der gegenwärtigen Besitzerin in seiner veralteten Zierlichkeit erhalten. Hannemann erhielt seine Wohnung in dem unteren Stocke des Schlosses und er und die Seinigen waren, nebst einem alten Pförtner, die einzigen menschlichen Bewohner des weitläuftigen Gebäudes.

Hannemann und seine Gattin würden sich in dieser Abgeschiedenheit recht wohl befunden haben, da sie sich einander genügten und der gesellschaftliche Umgang ihnen während der Zeit ihres Ehestandes keine Freuden dargeboten hatte, also nicht wünschenswerth für sie seyn konnte; aber der Gemüthszustand Jukundens und das Schicksal Karls, der nach Amerika gegangen war, um dort sein weiteres Fortkommen zu suchen, machte ihnen viele Sorgen. Karl hatte vor seiner Abreise noch persönlich von seinen Eltern Abschied genommen, und bei dieser Gelegenheit erkläret, daß er, obwohl er nie auf Emmelinens Besitz hoffen dürfe, ihr doch seine Treue fest bewahren würde. Diese Erklärung beunruhigte die Eltern sehr. Sie kannten die Qual der hoffnungslosen

Liebe aus eigener Erfahrung und fürchteten sie würde ihrem Sohne den Muth rauben, der erfordert wird die Hindernisse zu besiegen, die in einem fernen Lande unter unbekannten Menschen seinem anständigen Fortkommen sich nothwendig entgegen setzen müßten. Dieses waren die Sorgen die abermals das stille Leben der guten Familie verbitterten, bis es dem Schicksal gefiel, wenigstens eine davon ihnen zu entnehmen.

Es mochte ungefähr ein halb Jahr seit dem Anzuge Hannemanns auf dem Schlosse vergangen seyn, als eines Abends ein reisemäßig gekleidetes Frauenzimmer die Thüre des Zimmers, wo die Familie gerade bei dem Abendbrot saß, öffnete und um ein Nachtlager bat, da sie, wie sie sagte, sich verirrt habe und der Müdigkeit halben nicht weiter gehen könne. Es würde dieser Gründe nicht bedurft haben, um die gutmüthigen Eheleute sogleich zur Gewährung ihres Gesuchs zu bestimmen. Man nöthigte die Reisende an dem Essen Theil zu nehmen, und diese langte ohne Umstände zu. Die Fremde war jung und schön und fast für eine Fußreisende zu zart und zu kostbar gekleidet. Ihrem Betragen nach schien sie dem höheren Stande anzugehören

und es ließ sich auf eine Flucht schließen, die in Folge irgend eines Fehltritts nothwendig geworden war. Aber das helle, klare Aug' und die ruhige Miene des Mädchen schienen dafür zu bürgen, daß kein Verbrechen dabei mit im Spiele war. Am andern Morgen klagte die Fremde noch immer über Müdigkeit, als eine Folge des ungewohnten weiten Gehens, und äußerte den Wunsch einige Tage hier verweilen zu dürfen, welches Frau Hannemann ihr bereitwillig zugestand. Eine sehr kurze Zeit reichte hin, die Unbekannte bei allen Mitgliedern der Familie zu empfehlen. Den beiden Eltern begegnete sie mit kindlicher Ehrfurcht, Jukunden mit schwesterlicher Zärtlichkeit und die jüngern Kinder Hannemanns hatte sie so für sich einzunehmen gewußt, daß sie beinahe unzertrennlich von ihr waren. Nur mit Schmerzen dachte man daher an den Tag, den sie zu ihrer Abreise bestimmt hatte, und als er herannahete, da bat man sie einstimmig um ein längeres Bleiben. Karoline, so nannte sich die Fremde, willigte ein, doch nur unter dem Beding, daß Frau Hannemann ein Kostgeld von ihr annehmen mußte.

Karolinens Anwesenheit fing auf Jukunden

einen vortheilhaften Einfluß zu äußern an, den die Eltern der Letztern mit großer Freude bemerkten. Die beiden Mädchen fingen an Wohlgefallen an einander zu finden, wurden vertraulich und im Kurzen hatten sie eine feste Freundschaft geschlossen. Jukundens volles gequältes Herz bedurfte einer freundschaftlichen Mittheilung, wenn es nicht in seinem Grame vergehen sollte; bei Karolinen fand es die vertraute Brust, der es sich öffnen konnte, daher Jukundens schnelle Hinneigung zu Karolinen, die ihr mit freundschaftlichen Gesinnungen entgegen kam, doch aber über ihre eigenen Begebenheiten verschlossen blieb und sich mit einem Gelübde entschuldigte, welches ihr verbiete etwas darüber zu sagen. Ungeachtet dieser Verschlossenheit hatte sich Karoline das Zutrauen und die Liebe aller in dem Grade erworben, daß sie als ein Glied der Familie angesehen wurde und niemand an eine mögliche Trennung dachte.

Jetzt erhielt Hannemann die dem Armen und in einer beschränkten Lage Lebenden so selten werdende Gelegenheit seinen Edelsinn und zwar in dem glänzendsten Lichte zu zeigen. Dieses ging auf folgende Weise zu. Sein Schwager, der

Finanzrath Heufeld, hatte sich im Vertrauen auf seine hohen Gönner und auf sein Ansehen so manche Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung seines Amts erlaubt, die endlich eine Untersuchung gegen ihn unvermeidlich machten. Er hatte falsche Berichte von dem Zustande der Unterthanen gemacht und dadurch Auflagen veranlaßt, die Klagen hervorbrachten, so ihn als schuldig darstellten. Eine schreiende Partheilichkeit, so gar Bestechlichkeit, wurde ihm erwiesen und es kam an den Tag, daß es das mit seinem Posten verbundene Ansehen auf eine vielfache Weise gemißbraucht hatte. Dennoch würde er vielleicht nicht nur aller Strafe, sondern selbst einer förmlichen Untersuchung entgangen seyn, wenn er zur rechten Zeit sich nachgiebig hätte zeigen und einige Schmeicheleі bei seinen Obern anwenden wollen. Aber er trotzte auf sein Ansehen und auf den hohen Schutz, den er genoß, und kompromittirte dadurch seine Gönner, die nun die Zahl seiner Feinde vermehrten und der Gerechtigkeit freien Lauf ließen. Die Untersuchung wurde auf das strengste gegen ihn geführt, in Folge deren er schuldig befunden und nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch zur Entschädigung der von

ihm Benachtheiligten verurtheilt wurde. Die Strafe war nicht ungerecht, aber sie traf ihn hart, da er, nur an Glücksfälle gewöhnt, sich darin gar nicht zu finden mußte.

Ungeachtet dem Finanzrath die Schadloshaltung der durch ihn Uebervortheilten und die großen Prozeßkosten mehr als ein Drittel seines großen Vermögens raubten, so hielt einer seiner wichtigsten Feinde ihn doch nicht für genug gestraft und ergriff daher mit Freuden eine sich ihm darbietende Gelegenheit, seinen Gegner noch tiefer zu beugen. Die Untersuchung der Papiere des Finanzraths war nämlich ihm ganz unvermuthet geschehen und er hatte nicht Zeit gehabt, Schriften, deren Inhalt niemand außer ihm wissen sollte, den Augen seiner Richter zu entziehen. Unter andern fand sich auch einzwischen ihm und seinem Schwiegervater geführter Briefwechsel wegen der Enterbung der Frau Haunemann vor, woraus sich nur zu deutlich ergab, daß der Finanzrath den Zorn des alten Banquiers gegen seine jüngere Tochter immer aufs Neue entflammt hatte, wenn er im Begriff gewesen war zu versöhnen, sondern daß er, als der Banquier die Enterbung widerrufen wollte, ihn daran verhin-

hindert und mit der Versicherung beruhigt habe: Er würde stets für die Enterbte und ihre Familie Sorge tragen, damit sie nicht Noth litte. Der Feind des Finanzraths übersandte die Papiere, die diesen Gegenstand betrafen, an Hannemann und fügte ein Rechtsgutachten bei, welches klar darthat, daß Hannemann, wenn er seinen Schwager belangen wollte, von diesem das volle Erbtheil seiner Gattin ausgezahlt erhalten müsse.

Hannemann hatte nun die gewisse Aussicht ein reicher Mann zu werden, und zwar auf eine rechtliche Weise; denn dieser Reichthum war ein ihm gebührendes Erbtheil, welches ihm auch der Erblasser hatte zuwenden wollen und nur durch niedrige Kabale daran verhindert worden war. Er konnte diese sich ihm darbietende Gelegenheit ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, für eine Gunst des Schicksals ansehen, wodurch es ihn für die vielen Jahre voll Kummer und Noth, die er während seines Ehestandes erlebt hatte, entschädigen wolle. Endlich aber schien es selbst die Pflicht gegen seine Kinder zu erheischen, daß er sich durch die Benutzung der Papiere in den Stand setzte besser für ihre Erziehung Sorge zu tragen und ihnen

einſt die Mittel zu einem leichtern und glänzendern Fortkommen hinterlaſſe. Wie mancher, ſelbſt gute, Menſch würde dieſen Gründen nachgegeben und die ihm von einem vornehmen Manne ſo ſehr erleichterten Schritte gethan haben, um auf eine Art reich zu werden, die ihm keinen Vorwurf einer unrechtlichen oder auch nur unbilligen Handlungsweiſe zuziehen konnte; nicht ſo Hannemann. Er war von dem erſten Augenblick an entſchloſſen nie eine Forderung an ſeinen Schwager zu machen und glaubte ſeine Gattin würde eine gleiche Meinung haben. Doch wollte er ihrem Anſpruche nicht vorgreifen und legte ihr, ohne ſich über ſeine Geſinnung zu äußern, die Papiere vor.

Frau Hannemann las die Correſpondenz mit vielem Nachdenken und nicht ohne große Bewegung, und dann rief ſie: «O, wie arm ſind doch dieſe Leute; wie unendlich viel ärmer wie wir! Könnten wir wohl ruhig ein Vermögen genießen, das uns nicht gehörte, indeß unſere nächſten Anverwandten, denen es rechtmäßig zuſtände, Mangel litten? Nein, mein Guter, laſſen wir es ihnen! ſie würden unglücklich durch den Verluſt dieſer Güter werden, denn nur Geld allein

hat in ihren Augen Werth; wir aber sind an Entbehrungen gewöhnt und uns schmerzt nicht das Entsagen eines Vermögens, das wir nie besaßen. Auch möchte ich es nie wagen, das Testament meines Vaters umzustoßen, wenn er gleich vor seinem Tode es selbst zu thun willens war; dieses hieße sein Andenken be[illegible]fen. Darum, mein Lieber, laß' ihnen unser Erbe, das sie bedürfen, um nicht ganz elend zu werden; uns kann es nicht schwer werden zu vergessen, daß es je unser hätte seyn können.«

Hannemann drückte seiner guten Hausfrau mit frohem Gefühle die Hand, indem er sagte: «Herzensweib! wie freue ich mich zu sehen, daß selbst die heilige Mutterliebe nicht vermag, Dich auch nur einen Augenblick in Versuchung zu führen, oder über das zweifelhaft zu machen, was die Pflicht gebeut. Du hast meine eigene Meinung ausgesprochen; nie sey von einer Forderung an unsern Schwager die Rede.«

Der Finanzrath vermißte unter den ihm zurückgegebenen Papieren diejenigen, welche die Enterbung seiner Schwägerin betrafen und erfuhr zu seinem großen Schrecken, daß sie sich in Hannemanns Gewahrsam befänden. Seine gewöhnliche

Besonnenheit verließ ihn und er sahe den größten Theil seines Vermögens für verloren an. Er wollte sogleich an seinen Schwager schreiben und ihm mit einer großen Summe seine Ansprüche abkaufen. Doch seine Gemahlin, die diesesmal den Charakter ihrer Schwester und ihres Schwagers richtiger beurtheilte, hielt ihn davon zurück. Sie meinte, wenn Hannemanns entschlossen wären ihre Forderung geltend zu machen, so würden sie in keinem Fall, statt des ihnen nur zu gewissen Ganzen, mit einem Theile davon zufrieden seyn. Schmeichelei allein könne hier das Beste thun, und auf ihr Gefühl müsse man wirken, wenn man sie vermögen wolle von ihrer Forderung abzustehen. Auf ihren Rath schrieb also der Finanzrath an Hannemann und äußerte sein Bedauern, daß bisher zwischen ihnen, als so nahen Anverwandten, kein freundschaftliches Verhältniß statt gefunden habe. Er bat seinen Schwager, ihm doch zu melden, welchen einträglichen Posten er zu haben wünsche; er wäre bereit sein Ansehen für ihn anzuwenden, damit er eine mit guten Einkünften versehene Stelle erhielte, und so der Schade gut gemacht würde, den ein unglückliches Mißverständniß wegen Wilhelms Verwundung

verursacht hätte. Die Finanzräthin dagegen schrieb an ihre Schwester, beklagte gleichfalls die lange Zeit, in der sie keinen Umgang mit einander gehabt hatten und machte eine Anspielung auf das Passende einer Heirath zwischen ihren beiderseitigen Kindern. Auf den Erfolg dieser Briefe waren Finanzraths äußerst gespannt.

Als Hannemann die beiden Schreiben gelesen hatte, konnte er sich nicht enthalten auszurufen: »O, ihr sonderbaren Weltmenschen! müßt ihr denn stets das auf krummen Wegen suchen, was ihr auf geraden schneller und sicherer erlangen könnt! Warum nur durch Versprechungen täuschen, die ihr zu erfüllen nicht gesonnen seyd? die ihr nur zum Köder braucht, um das zu erlangen, was ihr wünscht? Mit einer offnen Bitte wäre ja eben so weit zu kommen gewesen.« Doch zürnte er nicht etwa seinem Schwager darüber, sondern beschwichtigte die Empfindlichkeit seiner Gattin, die doch jetzt laut werden wollte, über die Falschheit ihrer Schwester. Er siegelte die Papiere ein und überschickte sie mit einem freundlichen Briefe, worin er feierlich erklärte, nie auf die Erbschaft einigen Anspruch machen zu wollen, an den Finanzrath.

Dieser Beweis von Edelsinn rührte denn doch die Finanzräthin, die nun vielleicht zum erstenmal fühlte, es gebe noch etwas Höheres, als Rang und Reichthum, nämlich: ein theilnehmendes Menschenherz. Ihr und ihres Gemahls Ehrgeiz war durch den Untersuchungs-Prozeß, der die Absetzung des Finanzraths zur Folge hatte, tief verwundet worden, die Aussicht höher zu steigen für immer dahin. Ohne die Großmuth der Schwester und des Gatten derselben wäre sogar ihr Reichthum bis auf einen sehr mäßigen Wohlstand eingeschränkt worden. Und die Plane, ihre Kinder glänzend zu verheirathen, waren für immer gescheitert, denn diese Kinder waren fort. Die Ursache ihres Entfliehens war den Eltern unerklärbar. Freilich hatte Emmeline gezwungen werden sollen einen Mann, den sie durchaus nicht mochte, zu heirathen, aber man war doch noch nicht so gewaltsam in sie gedrungen, daß Flucht das letzte Mittel gewesen wäre; und was bewog Wilhelm dazu, dem noch nichts zugemuthet worden, was ihm zuwider gewesen wäre und der mit Emmelinen zugleich verschwunden war? Alle diese Widerwärtigkeiten machten die Finanzräthin weich und ihr Herz sehnte sich nun endlich nach einem befreundeten Wesen, das ihr mehr geben

kannte, als die leeren, faden Höflichkeiten, die in der großen Welt für Freundschaft geboten werden. Sie schrieb deßhalb an ihre Schwester und schlug ihr vor, daß sie mit ihrer Familie nach der Residenz ziehen möchte, wo ihr Gemahl, der Finanzrath, durch seine noch immer geltenden Verbindungen für Hannemann einen Posten zu erhalten suchen würde. Sie schrieb aus der Fülle eines überfließenden Herzens und bat so rührend, daß Frau Hannemann schon daran dachte, wie sie es möglich machen wollte, die Bitte ihrer Schwester zu erfüllen. Nicht so aber ihr Gatte. Dieser kannte die Menschen besser und wollte sich auf die Hilfe eines Mannes, wie der Finanzrath war, nicht verlassen; wollte nicht seine ruhige, wenn gleich nicht glänzende Lage, gegen eine vielleicht glänzendere, aber immer ungewisse vertauschen und bauete nicht auf eine Freundschaft, die nur das Werk augenblicklicher Rührung war. Er vermochte also seine Gattin, diesen Vorschlag von der Hand zu weisen, jedoch das freundschaftliche Verhältniß mit der Schwester auf dem Wege des Briefwechsels zu unterhalten, und sie gab seinen Gründen willig Gehör und befolgte sie.

Mit der Entfernung der Kinder des Finanzraths

ging es aber auf folgende Weiſe zu: Emmeline, die durch den Plan des Finanzraths, Karl den Holländiſchen Seelenverkäufern in die Hände zu ſpielen, aufmerkſam auf die Handlungen ihres Vaters in Betreff ihres Geliebten und deſſen Familie geworden war, kam ohne viele Mühe hinter alle ſeine Maaßregeln, die er gegen Hannemanns nahm, und ſo blieb ihr weder Wilhelms Verwundung durch Karl, noch die Veranlaſſung davon, noch die grauſame Rache des Finanzraths gegen den Kanzeliſten verborgen. Sie nahm den innigſten Antheil an dem traurigen Schickſal der Eltern ihres Geliebten und benutzte ſogleich eine ſich darbietende Gelegenheit es zu mildern.

Auf einem Hofballe wurde Emmeline durch Zufall der Prinzeſſin *** eine Schweſter des regierenden Fürſtin von *** bekannt, die einſam und freundlos auf der ſteilen Höhe ihres Ranges ſtand und ſich lange vergebens nach einem theilnehmenden Herzen umgeſehen hatte, da ihre Hofdamen, deren Wahl ein Werk des Hofmarſchalls-Amts geweſen war, ſich nicht über die Sphäre der gewöhnlichen Hof-Etiquette zu erheben wußten. Sie wurde von Emmelinens feſten, klaren Charakter und von der Selbſtſtändigkeit dieſes

Mädchens, die sich auch selbst in den Formen des feinsten Hoftons nicht verleugnete, angesprochen, und zog während ihres Aufenthalts an dem daſigen Hofe Emmelinen öfter in ihre Gesellschaft. Die Prinzessin war eine große edle Seele, die das kleinliche Verhältniß des Ranges verachtete. Sie fand Emmelinens Empfindungen den ihrigen gleichgestimmt und beide schlossen einen Freundschafts-Bund, der um so zarter und inniger wurde, da sie in Hinsicht der Liebe ein gleiches Schicksal hatten. Die Prinzessin liebte unter ihrem Stande und also hoffnungslos. Man hatte den Gegenstand ihrer Liebe zu entfernen gewußt und wollte über ihre Hand nach den Grundsätzen der Diplomatik verfügen, doch dazu sagte sie standhaft: Nein. Da sie eigene reiche, von ihrem Vater ererbte, Einkünfte besaß, so hatte man kein Mittel sie zu zwingen und mußte sich darauf beschränken Ueberredungskünste anzuwenden; doch diese scheiterten an der Prinzessin festem Willen, der die Minister, deren feinste Kombinationen dadurch zu Wasser wurden, zur Verzweiflung brachte.

Zwischen der Prinzessin und Emmelinen fand ein vertrauter Briefwechsel statt und sie theilten

einander ihre Gedanken und Empfindungen ohne alle Rücksicht mit. Die Prinzessin wünschte ihre Freundin stets um sich zu haben und glaubte die rangsüchtigen Eltern am Ersten dadurch zu ihrer Einwilligung zu vermögen, daß sie Emmelinen als Hofdame für sich erbat. Allein der Finanzrath, der den Charakter der Prinzessin kannte, fürchtete den Einfluß derselben auf das Herz seiner Tochter zum Nachtheil seiner Plane, und lehnte daher den Antrag auf eine feine Art ab.

Als Emmeline die Verwundung Wilhelms durch Karl, die deßhalb von dem Finanzrath erhobene Klage gegen Hannemann und deren Ausfall erfuhr, bat sie die Prinzessin um irgend ein Unterkommen für den Kanzelisten und die Gütige gewährte die Bitte ihrer Freundin dadurch, daß sie Hannemann den Posten eines Kastellans ertheilte. Von Emmelinen kam die Weisung an Hannemann nach dem Landstädtchen zu ziehen, von wo er den Ruf nach dem Schlosse erhielt, und sie war auch die Uebersenderin der baaren Unterstützung, die er mit diesem Briefe bekam.

Während dessen war Wilhelm genesen und kehrte in das väterliche Haus zurück. In den

einsamen Stunden, die er auf seinem Krankenlager zubrachte, hatte er Anlaß und Zeit genug, über sein bisheriges zweck- und regelloses Leben nachzudenken und die traurigen Folgen davon, die er schon jetzt so schmerzhaft empfand, zu erwägen. Er verabscheute nun die Grundsätze, denen er bis jetzt gefolgt war und nahm sich ernstlich vor, ein guter Mensch zu werden. Emmeline bestärkte ihn in diesem Vornehmen. Sie machte ihn auf das Unglück aufmerksam, welches er über die Hannemannsche Familie gebracht hatte und legte ihm die Pflicht ans Herz, nach Kräften das Leiden zu vergüten, das jene guten Menschen nur um seinetwillen erdulden mußten. Aber auf welche Weise sollte er es thun? Das Mädchen, gegen welches er so böse Anschläge hatte ausführen wollen, zu heirathen, wäre die einzige, und noch dazu ihm sehr angenehme, Art gewesen, denn er liebte Jukunden wirklich; allein er war abhängig von seinen Eltern, und diese würden ihm ihre Einwilligung dazu nie gegeben haben. Alle Mittel, die sich ihm darboten ein guter Mensch zu werden, verwarf der Verstand als unausführbar, denn bei allen standen ihm die Absichten und Plane seiner Eltern entgegen; daher

beſchloß er, nur allein ſein Herz zum Rathgeber zu machen und zu thun, was dieſes ihm gebieten würde. Er war nun bald über den Weg, den er nehmen wollte, mit ſich einig.

Wilhelms ſtolzer Vater hatte ſeinen Sohn für die Diplomatiſche Laufbahn beſtimmt, weil ſich dabei unter gewiſſen Umſtänden am leichteſten und ſchnellſten ein glänzendes Ziel erreichen läßt. Wilhelm hatte einen dazu paſſenden Unterricht erhalten und die in ſein Fach einſchlagenden Wiſſenſchaften ſtudirt, aber er war noch zu jung, um auf einen Poſten Anſpruch machen zu können, und der Finanzrath geſtattete ihm um ſo eher einen weiten Spielraum zu ſeinen Handlungen, als er es gern ſahe, wenn ſein Sohn ſich zu einem aimable roué ausbildete, da ein ſolcher bei Höfen und in den Zirkeln der vornehmen Welt am ſicherſten ſein Glück macht. Dagegen hatte er beſtimmt erklärt, ihm nie ſeine Einwilligung zu irgend einer andern Laufbahn geben zu wollen.

Wilhelm hatte ſeit ſeiner Wiederherſtellung keine Luſt mehr zu dem ihm von ſeinem Vater vorgezeichneten Lebensplane; und da er ſich für überzeugt hielt, durch Befolgung des väterlichen

Willens seinen Vorsatz, ein guter Mensch zu werden, nie ausführen zu können, so beschloß er seinen eigenen Weg zu gehen, den freilich eine besonnene Klugheit auch nicht zweckmäßig gefunden haben würde.

Emmeline hatte Vertrauen zu ihrem Bruder gefaßt und ihm ihr Verhältniß zu Karl gestanden. Wilhelm dagegen war jetzt, wo er in Hinsicht seiner Gesinnungen seiner Schwester näher stand, auch offenherzig gegen Emmelinen geworden und entdeckte ihr sein Vorhaben, dem Willen des Vaters entgegen, in ein anderes Lebensverhältniß zu treten und sich zu dem Ende aus dem väterlichen Hause zu entfernen. Er wollte sich einem bürgerlichen Gewerbe widmen und denn, sobald er eine unabhängige Existenz errungen hätte, Jukunden seine Hand anbieten. Emmeline billigte seinen Vorsatz und vertraute ihm an, was sie für Hannemanns gethan und daß sie, des ewigen Quälens wegen ihrer Vermählung müde, gesonnen sey, gleichfalls zu entfliehen und sich unter einem fremden Namen zu Hannemanns zu begeben. Ihr beiderseitiger Entschluß wurde zur That. An einem Tage, wo ihre Eltern einem Gastmahle außerhalb der Stadt beiwohnten, traten sie ihre

Wanderung an und kamen unaufgehalten in der Nähe von Hannemanns Wohnsitz. Hier nahm Wilhelm Abschied von seiner Schwester, nachdem er sie gebeten hatte, so viel es sich, ohne ihr Inkognito zu brechen, thun lassen würde, bei Jukunden seine Fürsprecherin zu seyn und eilte dann zur Ausführung seines Vorsatzes.

Wilhelm hatte dennoch etwas zurück behalten, was er seiner Schwester nicht wissen ließ, und zwar nicht sowohl aus Mangel an Vertrauen, als vielmehr weil es seinem Gefühle schmeichelte das, was er für sie thun wollte, zu vollbringen, ohne von ihr Dank dafür annehmen zu müssen. Er wollte nämlich Karl aufsuchen, sich mit ihm versöhnen und dann ihm Nachricht geben von Emmelinens Schritt um ihm ihre Treue zu bewahren. Sein Herz drang ihn dazu, theils um sein selbst, theils um der Schwester willen.

Karls Aufenthalt zu erfahren kostete Wilhelmen viele Mühe, denn man trauete ihm nicht und glaubte, als er darnach fragte, er wolle nur wissen wo Karl sey, um sich an ihm rächen zu können. Endlich brachte er durch List heraus, daß Karl in Philadelphia sey und nun beschleunigte er seine Reise dahin. Durch den Verkauf

einiger Kostbarkeiten und seines Reitpferdes sah er sich im Stande die Reisekosten zu bestreiten; und wie er dort leben, und was er daselbst unternehmen würde, das kam bei ihm nicht in Frage, da er sich Kenntnisse und Einsicht genug zutraute, um in Amerika ohne Mühe sein Fortkommen zu finden.

Karl wurde nicht wenig überrascht, als Wilhelm, den er für seinen Todfeind halten mußte, ihn in dem fernen Welttheile aufsuchte, und aufrichtig freute er sich über dessen Sinnesveränderung. Aber welche Freude gewährte es ihm zu vernehmen, daß Emmeline bei seinen Eltern sey, und ihr väterliches Haus verlassen habe, um ihm ihre Treue erhalten zu können. Karl lobte Wilhelms Entschluß, sich von dem, für einen gutgesinnten und geistvollen Menschen so unerquicklichen, Leben in der sogenannten großen Welt loszureißen, doch tadelte er, daß er es ohne Vorwissen seiner Eltern gethan habe und drang darauf, daß er ihnen wenigstens seinen gegenwärtigen Aufenthalt und seine Absicht meldete.

Die beiden Jünglinge wurden nun vertraute Freunde und Einer dem Andern unentbehrlich. Wilhelm bedurfte eines liebevollen Führers, der

ihn in seinen Vorsätzen, gut zu seyn, befestigte; Karl dagegen that es wohl, den Bruder der Geliebten um sich zu haben und gleichsam ein Bild von ihr zu besitzen, welches ihm die schönen Augenblicke vergegenwärtigte, in denen er der Gegenwart Emmelinens genoß. Karl war in einem der vornehmsten Handelshäuser angestellt und hatte sich das unbeschränkte Zutrauen seines Prinzipals erworben; Wilhelm dagegen konnte bei kaufmännischen Geschäften aus Mangel an Vorkenntnissen nicht gebraucht werden und nur durch den Unterricht in Sprachen und andern Wissenschaften erwarb er sich seinen Unterhalt, wobei ihm Karls Empfehlung zu Statten kam. Doch da Wilhelm, obgleich er reichlich bezahlt wurde und ein hinreichendes Auskommen gewann, nie hoffen durfte auf diesem Wege sich die nöthige Selbstständigkeit zu erringen, so suchte er sich unter der Leitung Karls Kenntnisse vom Handel zu erwerben. Sein vorzügliches Fassungs-Vermögen kam ihm dabei gut zu statten und als er erst so viel begriffen hatte, daß er einige Dienste in einem Handels-Comptoir leisten konnte, da half ihm seine natürliche Gewandtheit schnell weiter fort und empfahl ihn einem angesehenen

Handelsherrn, der ihm in seinen Geschäften eine Anstellung gab.

In dem Hause des Finanzraths machte Wilhelms und Emmelinens Abwesenheit großen Kummer. Durch Emmelinens Vermählung mit einem bei Hofe vielgeltenden Baron hatte ihr Vater seinen verlorenen Einfluß wieder zu erhalten gehofft und Wilhelm sollte eine glänzende Laufbahn antreten, um in der möglichst kurzen Zeit den Namen seines Hauses angesehen und berühmt zu machen. Mit beiden war es nun vorbei. Emmelinens Abwesenheit ließ sich nicht länger verhehlen, und wandte man gleich vor, daß sie sich eines Nervenübels wegen bei einer in der Schweiz wohnenden Tante aufhalte, so war, da diese Abwesenheit ein zweideutiges Licht auf sie warf, doch an keine Verbindung mit dem Baron mehr zu denken, selbst wenn man auch ihren Aufenthalt gewußt und sie zurück gebracht hätte. Wilhelm hatte auf Karls Anrathen seinen Eltern zwar seinen Aufenthaltsort und das, was er daselbst beabsichtige gemeldet, allein damit war der Finanzrath um nichts gebessert; denn sein Einfluß reichte nicht bis über das Meer, um den seiner väterlichen Gewalt entrückten Sohn durch-

Zwangmitteln in ſein Haus und unter ſeine Leitung zurück bringen zu laſſen und ſchriftliche Ermahnungen und Drohungen blieben ohne Wirkung. Der Stolz des Finanzraths und ſeiner Gemahlin war aufs tiefſte gekränkt und das Leben hatte für ſie ſeine Freuden verloren, weil die Leidenſchaften, von denen ſie ausſchließlich beherrſcht wurden, Stolz und Habſucht, für immer unbefriedigt bleiben mußten. Die Liebe für ihre Kinder rührte ihre Herzen nicht; ſie galten ihnen nichts mehr, da ſie ſich nicht zu willenloſen Werkzeugen ihrer Plane wollten brauchen laſſen, und ohne Schmerz würden ſie die Nachricht von dem Tode derſelben vernommen haben. Eine traurige Zeit war nun für dieſes Paar angegangen, welches ſeine Beſtimmung und ſeinen Genuß auf einem falſchen Wege geſucht hatte. Die Hofleute, deren Umgang der Heufeldſchen Familie ſo ſchmeichelhaft geweſen war, hatten ſich zurückgezogen ſeitdem der Finanzrath in Folge der Unterſuchung die Gnade des Fürſten verwirkt hatte, und andern Perſonen von Rang und Anſehen dieſem Beiſpiele gefolgt waren. Bei Hofe zu erſcheinen durften ſie gleichfalls nicht wagen und diejenigen, die ſich früher tief vor

ihnen gebeugt hatten, ließen ihnen bei den nun veränderten Umständen kaum die gewöhnlichen Höflichkeits-Bezeugungen zukommen. Personen von ihrer Denkungsart ist eine solche Lage unerträglich, und sie wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Schauplatz ihres ehemaligen Glanzes flohen und sich in die Einsamkeit des Landlebens zurückzogen. Aber eine drückende Langeweile war auf dem Lande ihre unzertrennliche Begleiterin; denn das, was den guten, geistvollen, die Freuden des Lebens in der großen Welt nur nach ihrem wahren Werthe schätzenden, Menschen die Einsamkeit und den stillen, gemäthlichen Aufenthalt am Busen der Natur so lieb und angenehm macht, das kannten ja diese in den Formen der Hofzirkel erstarrten Leute nicht. Nur prunken und repräsentiren mußten sie, wenn es ihnen wohl seyn sollte, und dazu gab es ja auf dem Lande keine Gelegenheit. Nun wurde ihnen der Verlust ihrer Kinder doppelt fühlbar, da deren Anwesenheit ihnen wenigstens einige Unterhaltung gewährt hätte.

Die Bemühung sich einer unbehaglichen Lage zu entledigen, ist jedem Menschen so natürlich, daß er sie nie unterläßt, wenn nicht schon eine

vollendete Verzweiflung alle seine Kräfte gelähmt hat. Auch der Finanzrath strebte dahin seine ländliche Einsamkeit mit den, seiner Ansicht nach, glücklichern Verhältnissen des Hoflebens vertauschen zu können, und machte dazu weitschichtige Plane. Der Fürst war erzürnt auf ihn, seine ehmaligen Freunde unter den Hofleuten waren von ihm abgefallen, ihm war also die Aussicht genommen, auf dem gewöhnlichen Wege der Gunst und der Fürsprache sein ehemaliges Ansehen zu gewinnen. Bestechungen wollten auch nicht ausreichen; es mußte daher ein anderes Mittel aufgesucht werden, um den ehemaligen oder einen ähnlichen Standpunkt zu gewinnen und dieses glaubte der Finanzrath in einem großen Reichthum zu finden. Er war freilich schon im Besitze von Hunderttausenden und konnte also reich genannt werden; aber ein Millionair wollte er seyn, durch seinen Reichthum dem Staate ein wichtiger Mann werden, den in seinem Lande zu erhalten dem Fürsten viel gelegen seyn und der deßhalb sich schon bewogen fühlen mußte ihn wieder an den Hof zu ziehen. Welch ein erbärmlicher Zweck! und doch richtete er hin alle Kräfte

des Finanzraths aufzuregen, um sein Geldvermögen zu vermehren.

In des Finanzraths Hause bemerkte man nun, im Widerspruche mit der steifen Pracht, in der seine große Eitelkeit sich aussprach, die schmutzigste Knauserei. Die Unterthanen wurden gedrückt, die Dienerschaft wurde auf einen niedrigern Lohn gesetzt, der Aufwand bei der Tafel eingeschränkt und alle Ausgaben mit einer Kargheit bestritten, die sogar ins Lächerliche fiel. Doch erwies der Ueberschlag der Ausgaben von einem Jahre, daß er auf diese Weise zwar das Vermögen nach und nach ansehnlich vermehren würde, allein nicht in dem Maaße und so schnell, um das Geldbesitzes wegen als ausgezeichnet wichtig zu erscheinen. Ueberdem lag eine solche Sparsamkeit nicht in dem Charakter des Finanzraths, der sich bald genug davon wieder lossagte, um auf einem kürzern Wege sein Ziel zu erreichen. Er benutzte seinen persönlichen Kredit, nahm große Summen auf und legte sie im Handel an und ließ sich in die gewagtesten Speculationen ein, um recht bald viel zu gewinnen. Im Anfange war ihm das Glück günstig, doch dieses machte ihn kühn, er wagte mehr und verlor; den Verlust zu ersetzen

wurde noch mehr gewagt, und durch neues Mißlingen sahe er sich endlich in tausend Verlegenheiten und in ein Gewühl von Geschäften verwickelt, die zu übersehen und zu leiten er unvermögend war. Nun konnte es nicht fehlen, daß er, da er statt sich von dem Handel zurückzuziehen, immer noch mehr wagte, das Verlorne zurück zu gewinnen, um sein ganzes Vermögen kommen mußte.

Was hat der Mensch, dem der helle Stern der Religion, die anmuthige Gefährtin Liebe und die sanfte Führerin Freundschaft fehlen, dem auch die Fackel der Philosophie nicht leuchtet; was bleibt ihm, um sich daran aufrecht zu erhalten, wenn das Unglück mit gewaltiger Kraft über ihn hereinbricht und ihm ihn gewaltsam aus seiner Lage verdrängend, das raubt, was er zum Ziel und Streben seines Lebens machte? Nur Verzweiflung, denn alle Gegenstände der Sinnenwelt verwandeln sich in Geißeln für ihn, da er nicht mehr sie als Mittel zu seinen selbstsüchtigen Zwecken brauchen kann. Und in dem Gebiete des Uebersinnlichen, Heiligen findet er keinen Trost für sich, denn er blieb ja fremd in jenen Regionen, wohin der denkende Mensch, der Christ seine Zuflucht

nimmt, wenn bei großen allzuschweren Leiden die Erde keine Linderung für ihn hat. So dachte Hannemann als er das Unglück des Finanzraths erfuhr, und nun bloß er dem Unglücklichen beizustehen, damit er in dem Schmerz über seinen Verlust nicht unterginge.

Hannemann besuchte zum erstenmal in seinem Leben seinen Schwager, den er, so wie dessen Gattin in gänzlicher Rathlosigkeit und in tiefster Verzweiflung fand. Es kostete ihm viele Mühe das Zutrauen der Unglücklichen zu gewinnen, die es sich nicht ausreden lassen wollten, daß er gekommen sey sich über ihren Fall zu freuen. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, ihre Gemüther zu beruhigen und für ihr Bestes thätig zu seyn; und wie schwer die Arbeit auch seyn mochte, sie ermüdete doch nicht seine Beharrlichkeit, bis ein glücklicher Erfolg sie krönte. Seinen aus einem warmen, theilnehmenden Herzen geflossenen Vorstellungen gelang es, den Verzweifelnden die Nichtigkeit des Reichthums, wenn man ihn bloß zum Glänzen benutzt, anschaulich zu machen und ihnen das Schreckenvolle einer beschränkten Lage zu benehmen. Er unterzog sich der Regulirung ihres Vermögens, setzte den Finanzrath

mit seinen Gläubigern auseinander und da fand es sich denn, daß noch eine mäßige Summe übrig blieb, die zum Unterhalt seines Schwagers für einige Jahre hinreichte. Endlich damit im Reinen, schlug er dem Finanzrath vor, mit seiner Gattin zu ihm zu ziehen, wo er wenigstens eine freie Wohnung haben, seinem Wunsche gemäß ganz im Verborgenen leben können und den Umgang seiner Verwandten genießen würde. Der Finanzrath, dem ohnehin keine Wahl blieb, nahm den Vorschlag an und reisete sogleich mit seiner Gattin in Hannemanns Gesellschaft ab.

Wie wurden Heufelds überrascht, als sie unvermuthet in dem einsamen Schlosse ankamen und daselbst ihre Tochter Emmeline antrafen. Auch Hannemanns erstaunten, als sie erfuhren, wie noch Emmeline ihnen verwandt sey. Heufeld machte seiner Tochter Vorwürfe und nannte sie die Urheberin seines Unglücks. Aber Hannemann fragte ihn: ob es ihn etwa gereue die Opfer, die er seinem Stolze gebracht, nicht noch durch das Lebensglück seiner Tochter vermehrt zu haben? und brachte ihn dadurch zum Schweigen.

Heufelds waren anfangs nichts weniger als zufrieden mit ihrer beschränkten Lage. Ihnen

gingen viele der gewohnten Bequemlichkeiten ab, die einfachen Speisen behagten ihnen nicht, die vollständige, glänzende Bedienung fehlte ihnen und die Einfachheit der Lebensweise war ihnen zuwider. Aber sie fühlten sich auch sorgenfrei, Emmelinens ehrfurchtsvoller Gehorsam, die zuvorkommende Liebe der Hannemannschen Familie, die Achtung, womit man ihnen begegnete, machte ihnen nach und nach ihr zeitiges Verhältniß erträglich und zuletzt sogar angenehm, und sie fingen den früheren Glanz, der ihnen doch so wenige wahre Freuden gewährt hatte zu vergessen an.

Mehrere Jahre waren nun, seit Karls und Wilhelms Abwesenheit vergangen, und obgleich öfter Nachrichten von ihrem Wohlseyn eingingen, so sehnten sich doch ihre Angehörigen schmerzlich nach ihnen. Am mehresten wünschten aber die beiden Mädchen, Emmeline und Jukunde, die Abwesenden zurück und verzehrten sich in einem stillen Schmerze, da sie keine Hoffnung hatten ihre Geliebten wieder zu sehen. Welche unaussprechliche Freude mußte es daher allen machen, als eines Tages, gerade als man am wenigsten an sie dachte, Karl und Wilhelm erschienen.

Dieſe Scene des Wiederſehens läßt ſich nicht beſchreiben; wer aber eine dergleichen erlebte, der kann nur mit Entzücken daran denken. Als die erſte ſtürmiſche Freude ſich gelegt hatte und man wieder fähig war auch der Vergangenheit und der Zukunft ihr Recht angedeihen zu laſſen, da erfuhren Hannemanns, daß ihr Sohn der Univerſal-Erbe ſeines Prinzipals und dadurch unermeßlich reich geworden war. Er hatte bei einer Gelegenheit von höchſt delicater Art, den guten Ruf deſſelben, der von boshaften Feinden angegriffen war, gerettet und der alte kinderloſe Mann war dankbar genug ihn dafür zum Erben einzuſetzen.

Daß Karl und Emmeline und Wilhelm und Jukunde nun mit voller Zuſtimmung ihrer Eltern endlich ihre treue Liebe durch Vereinigung belohnt ſahen, bedarf wohl kaum noch einer Erwähnung. Karls Reichthum war hinreichend ſeinem Schwager einen eigenen bedeutenden Glücksſtand zu gründen und ſeinen Eltern und Schwieger-Eltern ein angenehmes, bequemes und ſorgenfreies Leben zu verſchaffen, und es gewährte ihm eine hohe Freude dieſes zu thun. Hannemann und ſeine Gattin genoſſen nun endlich nach einem

langen sorgenvollen Leben die so wohl verdiente Ruhe des Alters und Heufelds vergaßen über dem Glücke ihrer Kinder ihren ehmaligen Glanz.

Es war weit über Mitternacht, als der Pfarrer seine Erzählung schloß, daher sich die Gesellschaft, der Ruhe bedürftig, aller weiteren Bemerkungen enthielt und nach einer kurzen Verabredung, morgen insgesammt nach Hartenfels zu reisen, zum Schlafen trennte. Wolfgang erwartete von Kuno die schon gewohnten Vorwürfe wegen des ihm lästigen Verkehrs mit Menschen, aber der dachte nicht daran, sondern beobachtete ein festes, doch nicht unwilliges Schweigen, welches bewies, daß er heute von der Gesellschaft nicht unangenehm berührt worden war.

Als die Gesellschaft am folgenden Morgen sich zum Frühstücke versammelte, äußerte der Kammerherr sein Bedauern, daß er außer Stande sey seine Gäste nach Hartenfels zu begleiten, da eine in der Nacht angekommne Estafette ihm Nachrichten gebracht habe, die seine schnelle Reise nach einer ziemlich entfernt gelegenen Residenz dringend nothwendig machten. Er war sichtlich bewegt, indem er dieses sagte und man konnte daraus auf vorgefallene Ereignisse schließen, die in Betreff seiner von großer Wichtigkeit seyn mußten.

Um den mit seiner Abreise Beschäftigten nicht

zu behindern, brach die Gesellschaft auf und schlug, des schönen Tages wegen, das Anerbieten des Kammerherrn, der seinen Wagen zu ihrer Rückkehr hergeben wollte, aus. Der Pfarrer und der Doctor hatten mit Kuno und Wolfgang bis zur Halbscheid den gleichen Weg, der sie der gestern, auf dem See bemerkten Ruine vorbei führte. Das Verlangen sie genauer zu betrachten war allgemein; man achtete deßhalb das Ersteigen eines ziemlich hohen Berges nicht, worauf die Trümmer standen, und fand sich für die herrliche Aussicht, die man von dem Gipfel des Berges genoß, als auch durch den Anblick der schönen Ruine, überreich entschädigt.

Nachdem man einige Zeit bei dem Anschauen der anmuthigen, vom Fuße des Berges sich bis in eine, dem Auge kaum erreichbare, Ferne ausbreitende Landschaft verweilt hatte, ging man durch ein Thor, welches ein über demselben befindliches, in Stein gehauenes, Kreuz als den Eingang zu einem Tempelhofe bezeichnete. Im Innern lagen grau bemooste Mauerstücken und Trümmer von Bildsäulen auf dem mit hohem Grase bezogenem Boden umher und mehrere Jahrhunderte alte Bäume breiteten ihre Zweige,

gleichsam schirmend, über die ehrwürdigen Reste aus. Eine große Eiche verdeckte mehr als zur Hälfte einen zweiten Eingang, dessen Spitzbogen mit vielen seltsamen, abentheuerlichen Figuren verziert waren. Der Pfarrer, der schon mehrmals hier oben gewesen war, und die Trümmer genau untersucht hatte, behauptete, daß hier einst die Ordenskirche der Templer gewesen sey, doch den mystischen Figuren an der Pforte wußte er keine Deutung zu geben. In der Kirche sahe man noch die Reste der mächtigen Pfeiler, die einst die hohe Bogendecke gestützt hatten, und eine Treppe, die abwärts nach unterirdischen Gewölben führte, deren Eingang aber beinahe ganz mit Schutt angefüllt war. Ein anderer, weiter, von Mauern eingeschlossener, Raum war vermuthlich einst der Kapitelsaal gewesen, da in einer Mauerblende der Rumpf einer Ritterbildsäule mit dem geheimnißvollen Stabe in der Hand solches zu beweisen schien. — Ueberall hatte in diesem einst stolzen Baue die schauderhafteste Zerstörung gewaltet und die ewig schaffende Natur, unvermögend das hier untergegangene Menschenwerk herzustellen, hatte schon seit Jahrhunderten aus dem verödeten Gemäuer das neue Leben eines Pflanzenreichs

hervorgerufen. Dichter Epheu grünte von den Wänden, Gnisterich krönte die hohen Mauern und durch die offnen Fensterhöhlungen streckten nun alte Eichen und Buchen ihre weitverzweigten Aeste.

Als die Wanderung durch die Ruinen vollendet war und die Gesellschaft, an dem äußern Thore stehend, das Ganze noch einmal überblickte, rief Wolfgang: O, welch ein trauriger und doch schöner Anblick! wie demüthiget und erhebt er zugleich den Menschengeist, der nachdenkend dabei verweilt. Kuno, der am Innigsten von der untergegangenen Pracht des ehemaligen Tempelhofes berührt geworden zu seyn schien, antwortete: Demüthigend finde ich es allerdings, wenn ich sehe, wie hier, was der kühne Mensch mit dreister Ueberschätzung seiner Kräfte für eine Ewigkeit gründete, in Schutt und Trümmer zerfallen da liegt; niederschlagend ist es mir, wenn ich da, wo einst ein großes, kräftiges Geschlecht lebte und wirkte, die graufe Verödung, in stummer Trauer thronend, erblicke: aber wie könnte mich dieses Bild der Vergänglichkeit alles Menschlichen; wie könnte dieses Denkmahl des Untergangs eines kräftigen Geschlechts mich erheben?

ich kann bei dieſem Zeugniß der Richtigkeit alles Menſchlichen nur trauern, um der Menſchheit Loos.

Wolfgang. Wie, mein Kuno, und Du könnteſt überſehen den Troſt, der ſo nahe bei dem Schmerze liegt? hätteſt nicht bemerkt das neue Leben, das aus der Vernichtung empor blüht? Blick auf, Lieber, und ſieh, wie in dieſen zerfallenden Trümmern der Epheich wuchert, die Bäume wachſen; ſieh, wie die nimmer ſterbende Natur ihre ewig grünen Kränze um das Denkmahl vergangner Zeiten windet; wie ſie überall Keime neuen Lebens auf die Mahlſtatt der Verweſung ausſtreuet und wie das Todte Stoff zum neuen Daſeyn giebt! Schau her in dieſes anmuthvolle, reichbebaute Thal; wie überſchwenglich ſeine Fruchtbarkeit die Arbeit der glücklichen Bewohner deſſelben lohnet. Sie ſind die Nachkommen, des Geſchlechts, welches dieſe kühnen, nun zerfallenen Hallen wölbte. In ſchwerer Dienſtbarkeit wurden dieſe Mauern aufgethürmt; nun wohnt ein freies Geſchlecht, wo ehmals der Leibeigenſchaft Feſſeln klirrten. Vergänglichkeit iſt der Menſchen, doch nicht der Menſchheit Loos; die Form nur geht unter, damit der ewig bau-

ernde Stoff sich aufs Neue und schöner gestalte, und auf den Grabhügeln untergegangener Geschlechter steht triumphirend und ewig schaffend die lebendige Natur.

Doctor. Was sie da sagen, lieber Freund, ist so beruhigend als wahr, doch fürchte ich würde es nicht hinreichen diejenigen zu beruhigen, die in schwermüthigen Stunden es bedauern, daß das ganze lange Menschenleben an die Bildung einer Form verwandt wird, die der Hammer der Zeit für ein kommendes Geschlecht unerbittlich zertrümmert, und so die vieljährige Thätigkeit der Menschheit vergeblich macht.

Pfarrer. Nicht vergeblich, mein Freund, die Natur gehet nur Schritt vor Schritt und das Vollkommne gestaltet sich nicht mit einem Male. Oft wiederholt muß die Form zerbrochen und neu gebildet werden, bis sie endlich vollendet dastehen kann, und jedesmal wird sie schöner erscheinen. Die rauhe, schmutzige Raupe muß sich in die gestaltlose Puppe verwandeln, wenn Psyche ihre zarten Fittige in dem reinen Aether schwingen soll.

Ein bedeutungsvoller Blick Wolfgangs erinnerte den Pfarrer das Gespräch abzubrechen, da Kuno

von einer ungewöhnlichen innern Bewegung ergriffen zu seyn schien. Der Doctor, der dieses auch bemerkte, brachte nun die Nothwendigkeit, sogleich aufzubrechen, damit man vor Eintritt der großen Hitze unter Dach wäre, zur Sprache. Diese Ermahnung beherzigend, brach die Gesellschaft unverweilt auf.

In Harteufels folgten nun wegen der Abreise des Kammerherrn zu Wolfgangs großem Leidwesen mehrere einsame Tage, die den guten Eindruck wieder zu verlöschen drohten, den die Besuche bei dem Doctor und bei dem Kammerherrn auf Kuno gemacht hatten. Zwar wurde er nicht wieder so störrisch und übellaunig, wie er früher gewesen; aber eine Schwermuth gab sich in seinen Zügen kund, die augenscheinlich durch das an den Trümmern geführte Gespräch geweckt worden war, und die keineswegs der Heilung Kunos nachtheilig gewesen wäre, wenn es seinem Freunde nicht an aller Gelegenheit gemangelt hatte, ihr die erforderliche Richtung zu geben, vermittelst deren ihre Wirkungen sich darauf beschränkten, das Gemüth des Kranken zu läutern und ihm die Milde zu geben, die es für die sanfteren rein menschlichen Gefühle empfäng-

lich machen konnte. Bei Kuno hatte sich seit dem Besuche der Ruine der Gedanke an die Vergänglichkeit alles menschlichen Thuns und Treibens festgesetzt; er war bei der Schattenseite dieser Betrachtung stehen geblieben, und konnte sich nicht bis zu der großen und beruhigenden Wahrheit erheben, daß keine menschliche Handlung ohne Folgen bleibt, daher die Vergänglichkeit derselben also nur scheinbar ist. Er verödete sich auf diese Weise die Gegenwart, indem er sich zugleich um die tröstende Aussicht auf die Zukunft brachte. Wolfgang konnte nicht durch Gründe auf ihn wirken, denn jener vermied es über diesen Gegenstand sich auszulassen und brach jedes angeknüpfte Gespräch darüber, sobald er den Zweck desselben merkte, sogleich ab.

Wolfgang befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Was sollte er machen, da er nicht daran denken durfte, jetzt seinen Freund, der seiner Absicht auf die Spur gekommen war, unter Menschen zu bringen. Er würde jede herbeigeführte Gelegenheit dazu sogleich errathen und denn auch vereitelt haben. Ueberdem fehlte jetzt der Kammerherr, der die Seele der Gesellschaft war, die allein Kuno jetzt sah, da der Pfarrer und

der Doctor bei allen ihren schätzbaren Eigenschaften doch der dem Kammerherrn eigenen Vielseitigkeit ermangelten, die allein den Umgang für die Länge anziehend macht und ihm immer neue Reize giebt. Um jedoch nicht durch eine lange Einsamkeit die Vortheile wieder einzubüßen, die er über Kunos Gemüthszustand bereits errungen hatte, und um ihn der Schwermuth zu entreißen, deren er sich aufs Neue hingab, ließ er den Pfarrer und den Doctor bitten unter irgend einem Vorwande nach Hartenfels zu kommen und durch ihre Gesellschaft Kuno von seiner gefährlichen Beschaulichkeit abzuziehen. Beide kamen unter dem Vorgeben eines nöthigen in der Gegend abzumachenden Geschäfts, — welches übrigens keine Unwahrheit war, aber wohl für einen andern Zeitpunkt hätte verschoben werden können — und kündigten, da der Abend herannahete, ihr Bleiben in Hartenfels für die nächste Nacht an.

Die Gäste waren noch in einem Gespräch über Tagesangelegenheiten begriffen, als ein Wagen vorfuhr und allen unerwartet der Kammerherr ausstieg. Der Kommende erzählte, um seine unvermuthete Ankunft zu erklären, daß die gänz-

lich mißlungene Absicht seiner Reise ihn in eine trübe Stimmung versetzt habe, die ihm bei seiner Zurückkunft zu lästig gefallen sey, um allein darin ausdauern zu können. Er habe deßhalb bei seinen Freunden dem Doctor und dem Pfarrer eine Zuflucht gesucht und als er beide nicht zu Hause gefunden, so habe er seinen Weg nach Hartenfels genommen. Die Ursache seiner Reise war die ihm gemachte Hoffnung der Bewilligung des Vormundes seiner Braut zu ihrer Vermählung mit ihm. Man hatte ihm damit geschmeichelt, um ihn wieder in seine frühere Verhältnisse an den Hof, dem er früher gedienet hatte, zurück zu locken; da er dieses Anerbieten aber ausgeschlagen, so war auch von der Einwilligung des Vormundes nicht weiter die Rede gewesen.

Kuno würde dieses Zusammentreffen der drei Freunde für die Folge einer Verabredung gehalten und aus diesem Grunde sie kalt behandelt haben, wenn er nicht von der wirklichen Abwesenheit des Kammerherrn und dessen nur eben erst erfolgter Heimkehr überzeugt gewesen wäre. Da er nun sich versichert hielt, daß seine Gäste mit ihrem Besuch keine Einwirkung auf ihn beabzweckten, so glaubte er um so zuvorkommender

und freundlicher gegen den Kammerherrn seyn zu müssen, als derselbe wegen der Widerwärtigkeiten in Hinsicht seiner Braut wirklich Theilnahme verdiente.

Die Gesellschaft war wegen des Mißgeschicks des Kammerherrn anfangs etwas verstimmt, daher sich jeder um so mehr nach einer Erzählung sehnte, die der einsilbigen Unterhaltung ein Ende machte. Wolfgang forderte zuerst den Doctor dazu auf; dieser aber lehnte es ab und erinnerte den Kammerherrn an sein Versprechen, Auskunft über die auf seinem Gebiete befindlichen Burgtrümmer, die in einem so hohen Grad die Neugierde der Gesellschaft erregt hatten, zu geben. Der Pfarrer wollte den Kammerherrn für heute entschuldigt wissen, da nicht nur die Müdigkeit von der Reise, sondern auch, und zwar noch mehr wie ersteres, sein wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung tief beunruhigtes Gemüth ein giltiger Grund wäre, um ihn für heute von dem Erzählen zu entbinden. Der Doctor meinte dagegen: gerade die mäßige Anstrengung des Verstandes, die bei dem Vortrage einer Erzählung statt finde, sey das beste Mittel den Unmuth zu entfernen, der den Kammerherrn wegen seiner verfehlten Absicht peinige. Man

disputirte hin und her darüber, bis der Kammerherr dem Streit dadurch ein Ende machte, daß er sich bereit erklärte, einen Theil der Geschichte von der Burg vorzutragen. Das Ganze, versicherte er, wäre zu lang für einen Abend; auch zerfiele es ohnedem in zwei Abtheilungen, wovon er die erste, wie folgt, erzählte.

Die Pilgerfahrt zum heiligen Grabe.

Es war unter der Regierung des hochberühmten und mächtigen Kaiser Friedrich des Rothbarts, als Mainhard von Odenstein, ein tapferer und vielgeehrter Ritter lebte. Er stammte aus einem angesehenen Hause, welches in seiner Ahnentafel so manchen wackern Helden zählte. Unter den Augen des großen Kaisers aufgewachsen, und an dessen Seite als Knappe fechtend, hatte es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, sich diejenigen ritterlichen Tugenden eigen zu machen, die in jener kräftigen und kriegerischen Zeit vor allen geschätzt wurden; aber auch in den sanftern Künsten des Friedens, die an des herrlichen Friedrichs Hofe hochverehrt wurden, war er wohl erfahren; ruhten die Waffen, so sah man ihn im Kreise edler Minnesänger sitzen, und in der Courtoisie that es ihm so leicht Keiner zuvor.

Mainhard hätte bei seinen vielen guten Eigenschaften für einen vollkommnen Ritter gelten kön-

nen, wenn jene nicht durch einen Fehler verdunkelt worden wären, den mit Erfolg zu bekämpfen ihm noch nie gelungen war. Es war dieses der Jähzorn, der ihn in viele böse Händel verwickelte und endlich auch von dem Hofe des Kaisers vertrieb. Sein Schwert stack ihm sehr locker in der Scheide; ein Wort, eine Miene reichte hin seinen Zorn aufs heftigste zu entflammen, und dann folgte jedesmal ein Zweikampf, der nicht selten mit dem Tode des Gegners endigte. Der Kaiser, der beständig deßhalb mit Klagen angegangen wurde, und der fürchtete, in den Fall zu kommen, über seinen Liebling — Mainhard war dieses wirklich — einmal noch die schwere Strafe des verletzten Burgfriedens verhängen zu müssen, sahe sich genöthiget den Ritter aus seiner Umgebung zu entfernen, wie schwer ihm solches auch wurde. «Zieh hin» sagte er zu Mainhard, nachdem er ihm geboten hatte das Hoflager zu verlassen, «ich entbehre Dich nur ungern, denn ein tapferer Ritter ist mir werth; aber noch werther ist mir der Friede in meinen Hause und in meinem Heere.» Um zu beweisen, daß er den Dienstleistungen des Ritters volle Anerkennung widerfahren lasse, beschenkte er ihn mit einem großen

Forste und hieß ihn darauf von dannen ziehen.

Mainhard hätte gern dem Kaiserlichen Geschenke entsagt, wenn es ihm nur erlaubt gewesen wäre, in der Nähe des großen Mannes zu bleiben, für den er die innigste Liebe und Verehrung im Herzen trug. Er fühlte sich tief gekränkt durch die Verweisung aus des Kaisers Nähe, aber er war billig genug einzugestehen, daß er sie verschuldet habe. Er begab sich unmuthig auf seine Burg, verwünschte seine Heftigkeit, der er seine unfreiwillige Muße zu danken hatte und nahm sich ernst vor, seinem warmen Blute künftig nicht mehr so viel Gewalt über den besonnenen Verstand einzuräumen.

In seiner einsamen Burg wurde Mainhard wacker von der Langeweile gepeiniget. Er war an Thätigkeit gewöhnt; nur im raschen Waffenspiel, nur im ernsten Kampfe, wo Leben gegen Leben eingesetzt wird, befand er sich wohl; nur in der wilden Feldschlacht erhob sich sein Herz, erweiterte sich seine Brust, und da, wo der Tod seine blutige Ernte hält, war er an seinem Platze. In seiner Heimath fand er zum Kampfe keine Gelegenheit, denn seine Nachbaren waren friedl-

licher Natur und gaben selbst da nach, wo das Recht unbezweifelt auf ihrer Seite war, um nur einer Fehde mit dem, wegen seiner Streitkraft gefürchteten, Ritter auszuweichen. Die Jagd und der Becher füllten jetzt allein seine Zeit aus, die bei diesen einförmigen Beschäftigungen viel zu langsam für Mainhards Wünsche verstrich.

Einst jagte der Ritter in dem Forste, den ihm der Kaiser geschenkt hatte, und da er dessen Umfang noch wenig kannte, so geschah es, daß er, das Gefährte eines Edelhirsches verfolgend, immer tiefer in den Wald gerieth und am Ende, als die Sonne sich bereits dem Untergange nahete, nicht mehr wußte, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, um nach Hause zu kommen. Er mußte sich dem Zufall überlassen, und der führte ihn denn, als bereits die Dunkelheit der Nacht auf der Erde lag, vor eine Burg, wo er Einlaß begehrte und fand.

Der Burgherr, bereits im Greisenalter, war eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, die auf Ritter Mainhard einen tiefen Eindruck machte. Mit noch ungebeugtem Nacken stand der Greis kräftig da und der lange Silberbart, der ihm bis zur Brust hinunter floß, gab ihm das Ansehen

eines Patriarchen. Seine Kleidung, so wie der Hausrath in seinem Kloſett, gehörte einer längſt entſchwundenen Zeit an, und die Manieren wie die Sprache des Alten zeigten, daß ihm die Gegenwart fremd geworden war. Treuherzig hieß er aber ſeinen Gaſt willkommen und gebot ſeinen Knappen die Abendtafel zu rüſten, zuvor aber den Schenktiſch mit Wein zu verſorgen.

Der Alte war verwundert über den Beſuch, da ſeine Burg ſo einſam lag, daß nicht leicht ein Fremder ihr nahete. Er war längſt außer allem Verkehr mit der Welt getreten und lebte hier das Leben eines ritterlichen Einſiedlers; die Zeit ſeiner Thaten war vorüber und er hatte ſich von einem Geſchlecht zurückgezogen, dem er nicht mehr angehörte. Bei dem traulichen Becher erzählte er ſeinem Gaſt, daß ſeine Stammburg in Schwaben gelegen ſey und er noch an der Seite Kaiſer Lothar des Sachſen gefochten habe. Er hatte ſeine ſchwäbiſchen Beſitzungen ſeinem älteſten Sohne übergeben und ſich in dieſe einſame Burg in Franken zurückgezogen, weil ihm die Sitten ſeiner Schnur, einer Wälſchen, die der Sohn wider den Willen des Vaters geheirathet hatte, nicht gefielen und ſeine zwei jüngere Kinder, ein

Sohn und eine Tochter, mußten ihm in seine Abgeschiedenheit folgen, da er sie vor dem Eindruck, den der Umgang derselben mit seiner Schwiegertochter hätte machen können, zu bewahren wünschte. Der Alte nannte sich Rauhenfels und sein Name glänzte unter den wackern Kriegern Lothars und Conrads.

Bald nach Mainhards Ankunft kam Willfried, der Sohn des Ritter von Rauhenfels, von der Jagd zurück. Es war ein kräftiger Jüngling, dem Muth und Gutherzigkeit aus den klaren blauen Augen strahlten. Er hatte seine Sporen an dem Hofe des großen Baierherzoges gewonnen, sich aber noch wenig in der Feldschlacht versucht, da der Vater in seinem Alter ihn nicht von sich lassen wollte.

Bei der Abendtafel erschien Hermintrude, die Tochter des alten Ritters, die seit ihrer Mutter Tode die Stelle der Hausfrau vertrat. Auf Mainhard machte das Fräulein einen großen Eindruck. Ihm schien, als hätte er jetzt den Gegenstand seiner Sehnsucht gefunden und sich dem Ziele des geheimen Ringens in seinem Busen genaht. Seine Blicke hingen an den ihrigen; nur auf das was sie sprach hörte er, und in

ihrem Anschaun war er so versunken, daß er mehr als einmal ihrem Vater die Antwort auf dessen Fragen schuldig blieb. Mainhard hatte noch nie geliebt, hatte sogar den Minnedienst verachtet; er wurde von dieser Leidenschaft überrascht, um so weniger konnte er seine Empfindungen verhehlen, die dem alten Ritter sehr bald klar wurden.

Mainhard würde vielleicht gleich vor seiner Abreise um Hermintrudens Hand angehalten haben, wenn solches nicht gegen die damalige Sitte, die einen mehr oder minder langen Minnedienst erforderte, gewesen wäre. Er wiederholte seine Besuche auf der einsamen Waldburg, wo er freundlich aufgenommen wurde; und in des Fräuleins Augen las er deutlich, daß sie ihm geneigt sey und seine Bewerbung nicht zurück weisen würde. Auch der Vater des Fräuleins schien ihm günstig; Willfried aber hing sich mit ganzer Seele an ihn und wählte ihn zu seinem Vorbilde in den ritterlichen Sitten.

Unter diesen Umständen, und im Gefühle seines Manneswerths, glaubte Mainhard nichts zu wagen, wenn er nach einem Zeitraume von mehreren Monaten seit der ersten Bekanntschaft, um die

Hand des Fräuleins bei ihrem Vater anhielt. Der Alte nahm seine Bitte mit Freundlichkeit auf, erwiederte aber: So weit ich Euch, Herr Ritter, kenne, seyd Ihr mir zum Tochtermanne schon recht; doch meine Tochter ist noch zu jung für den Ehestand. Wollt Ihr also noch drei Jahre warten, so soll Euch ihre Hand werden; ihr Herz habt Ihr, wie ich glaube, ohnedem schon.

Mainhards Sache war aber das Warten nicht. Gewohnt überall mit raschen Schritten nach seinem Ziele zu gehen, wollte er auch in dieser, seinem Herzen so wichtigen, Angelegenheit einen kürzern Zeitraum angesetzt wissen, und drang deßhalb in den Alten. Dieser blieb aber bei seinem Entschlusse; es kam, da Mainhard nicht abließ, um Abkürzung des Termines zu bitten, zum Wortwechsel, der damit endigte, daß Herminirudens Vater im Zorne erklärte: Mainhard solle nimmer der Gemahl seiner Tochter werden, und Mainhard ihn, ergrimmt über diese Erklärung im höchster Wuth verließ.

Ritter Odenstein, der in der ersten Hitze Herminiruden entsagt hatte, bereuete bald, was er gethan. Er suchte den alten Ritter zu besänftigen

und that — was ihm bei seinem heftigen Charakter sehr viel Ueberwindung kostete — den ersten Schritt zur Versöhnung, der aber von dem störrischen Alten zurückgewiesen wurde. Mainhards Zorn gerieth darüber in vollen Flammen; er schwor Hermintrude sollte sein werden und müßte er sie über den Leichen ihres Bruders und Vaters zum Altare führen, und schickte sogleich dem Ritter Rauhenfels einen Fehdebrief.

Die Waldburg war von Natur sehr fest und zur Vertheidigung wohl eingerichtet; aber der zahlreichen und tapfern Schaar des kriegsgeübten Heerhaufens von Odenstein konnte sie doch auf die Länge nicht widerstehen. Bei einem versuchten Sturme der Burg fiel ihr tapferster Vertheidiger, Willfried, von Mainhards Streichen getroffen; der alte Ritter Rauhenfels wurde schwer verwundet von der Mauer getragen und nun öffneten die Burgleute, ihrer Anführer beraubt, die Thore der Burg.

Mainhard rückte mit seinen Kriegern in die Burg ein und fand Hermintruden den schwerverwundeten Vater in ihren Armen haltend an der Leiche ihres Bruders stehen. Er suchte das, was geschehen, mit seiner großen Liebe gegen das

Fräulein zu entschuldigen, sie aber sagte: Wenn Ihr, hofftet meinen Besitz mit dem Blute meines Vaters und meines Bruders zu erkaufen, so habt Ihr mich für ein Ungeheuer gehalten, das allen menschlichen Gefühlen entsagt hat. Wolltet Ihr mich durch die grausame und ungerechte Fehde gewinnen, deren furchtbare Folgen Ihr hier vor Euch sehet, so habt Ihr Eure Absicht verfehlt; denn nie werde ich dem, der mir den geliebten Bruder erschlug, den theuern Vater auf den Tod verwundete, meine Hand geben. Odenstein wollte seine gerechte Sache geltend machen, da ihr Bruder in einer ehrlichen Fehde seinen Tod gefunden habe, und wagte es nochmals ihr seine Hand anzutragen, aber Hermintrude betheuerte, sie würde', so sehr sie auch hilflos und unberathen sey, viel lieber freiwillig dem Leben entsagen, als an seiner Seite leben. Der stolze Sieger mußte, wollte er die Trauernde nicht zur Verzweiflung bringen, von der Feste abziehen, ohne seine Bewerbung fortsetzen zu dürfen und das traurige Gefühl mit sich nehmen, daß die Opfer in dieser Fehde vergebens gefallen waren. Er hoffte anfangs noch die Zeit würde des Fräuleins Gram und somit auch den Widerwillen gegen ihn

mildern; aber als im Kurzen der alte Herr von Rauhenfels an seinen Wunden gestorben war, da nahm Hermintrude den Schleier und beraubte ihn dadurch aller Hoffnung, je die Seinige zu werden, für immer.

Mainhard, der seines heftigen Charakters ungeachtet kein böses Gemüth hatte, fühlte es tief und schmerzlich, daß er die Veranlassung von dem Zwiste mit dem Ritter Rauhenfels und dadurch auch von dem Unglück Hermintrudens war, die nun ihr künftiges Leben in der finstern Zelle vertrauern mußte. Liebte er gleich innig und stark, so würde er doch seine Liebe haben überwinden und sich darüber trösten können, wenn eine von ihm nicht verursachte Nothwendigkeit solches geboten hätte; aber der Vorwurf, den er sich machen mußte, durch seine ungezügelte Hitze sich und seine Geliebte zugleich um das höchste Lebensglück gebracht, den Tod eines ihm mit inniger Freundschaft zugethaneuen Jünglings, eines ehrwürdigen Greises veranlaßt zu haben, lastete mit Zentnerschwere auf seinem Gewissen. In jenen Zeiten, wo die Fehden zur Tagesordnung gehörten, beunruhigte man sich nicht über den Tod eines Gegners, den man in einer ehrlichen Fehde

erschlagen hatte, und auch Mainharden würde der Tod der beiden Rauhenfelse nicht im Mindesten gerührt haben, wenn nicht die holde, klagende Gestalt seiner nun für immer von ihm getrennten Geliebten stets vor seiner Seele gestanden hätte. Er sah den unversiegbaren Thränenquell der Theuern fließen, sah sie, ein Bild des Grams, neben dem blutigen Leichnam ihres Bruders stehen und den, von dessen Streichen er gefallen war, bei dem Himmel verklagen, und er klagte sich selbst als einen Mörder an.

Mainhards Zustand wurde nun von Tage zu Tage unerträglicher. Die Jagd belustigte ihn nicht mehr, der Humpen widerte ihm und die Gesellschaft seiner Zechbrüder war ihm zur Last. Reue und hoffnungslose Liebe nagten an seinem Herzen, die Unthätigkeit in der er lebte, vermehrte seine Qual und der einst so stattliche Ritter war zum finstern Schwärmer geworden, aus dessen Seele jede Thatkraft gewichen zu seyn schien.

Diesen traurigen Seelenzustand Ritter Odensteins gewahrte der Abt eines nahen Klosters, der ein Freund seines Vaters gewesen und auch ihm mit väterlicher Liebe zugethan war. Im

Geiſte der damaligen Zeit rieth er Mainharden einen Zug nach dem heiligen Grabe zu thun und dort für die Sache Gottes zu kämpfen. Mainhard nahm dieſen Rath an und fühlte ſich ſchon von dem Vorſatze dieſer Wallfahrt erleichtert. Ohne Verzug brachte er ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, ſchickte einige Reiſige, die ihn dort in den Kämpfen mit den Ungläubigen begleiten ſollten, voraus, nahm das Pilgerkleid und machte ſich auf den Weg zum heiligen Lande.

Mainhard ertrug die Mühſeligkeiten des Weges mit groſſer Geduld, denn er fühlte dabei ſein Herz erleichtert und ſeinen Geiſt durch den Gedanken erhoben, daß er dem groſſen Ziele entgegen gehe, welches ihm Vergebung ſeiner Schuld und ſeiner Seele Ruhe gewähren ſollte. Auch ſeinem Ritterſinne winkte die Hoffnung, ſich in dem Kampfe mit den Sarazenen Ruhm und Ehre zu erringen, und ſeine Ungeduld das Ziel ſeiner Wallfahrt zu erreichen wurde immer gröſſer, je näher er Venedig kam, wo er ſich einſchiffen wollte. Die Ueberfahrt nach Aſiens Küſte ging ſchnell und gefahrlos vor ſich, und Mainhard ſtieg

bei Akon ans Land, wo er die vorausgeschickten Reisigen seiner harrend fand.

Nachdem der Ritter Odenstein, sich aller irdischen Angelegenheiten entschlagend, nach Jerusalem gepilgert war, daselbst seine Andacht am heiligen Grabe verrichtet und die Absolution erhalten hatte, war er bemühet, sich eine genaue Kenntniß von den Verhältnissen der Christen im gelobten Lande zu erwerben, damit er sich bestimmen konnte, an wen er sich anschließen sollte in dem Kampfe gegen die Feinde der Christenheit. Aber das, was er sah stimmte die hohe Idee sehr herab, die er sich von seinen Glaubensgenossen, die den Boden bewohnten, auf dem einst der Heiland wandelte, gemacht hatte. Fromme, Gott ergebene Christen, denen die Lust der Welt fremd geworden und deren Herz allein dem Himmel zugewandt war, hatte er zu finden gehofft, und sah Menschen, die in allen sinnlichen Genüssen versunken waren. Stolz, Uneinigkeit, Habsucht beherrschte die Fürsten; Herrschsucht, Schwelgerei, Unduldsamkeit und Heuchelei die Geistlichkeit. Die europäische Ritterschaft verweichlichte sich unter den Genüssen des Orients; die Kriegsknechte waren zu einem zügellosen Räuberge-

sindel herabgesunken. Die heilige Stadt war ein Wohnsitz der Wucherer geworden und alle Laster gingen darin im Schwange. Und an dem Hofe des Königes Balduin trieben Kabale, Hinterlist und Verrätherei ihr schändliches Spiel und die große Sache der Christenheit wurde den kleinlichen Leidenschaften eines verderbten Geschlechts nachgesetzt, welches seiner Laster wegen selbst den Ungläubigen zum Abscheu geworden war.

Ritter Odenstein wurde schmerzlich ergriffen, als er da, wo alles so ernst zur Frömmigkeit mahnte, eine so bodenlose Verderbtheit fand. Er konnte seine Gedanken darüber nicht bei sich behalten, sondern theilte sie, als er sich einst bei Hofe befand einigen seiner Landsleute mit, die mit ihm dieselbe Meinung zu haben, und an der Sittenlosigkeit, die in Jerusalem herrschte, ein gleiches Aergerniß zu nehmen schienen. Ein bejahrter Tempelherr, der sein Gespräch mit angehört hatte, trat zu ihm und bat ihn einen Spaziergang in dem Garten des Königs mit ihm zu machen. Als sie sich in einem schattigen Laubengange allein befanden, sagte der Templer zu Mainhard:

»Wohl habt Ihr Recht, wenn Ihr Euch über

die Gottlosigkeit, die hier im Schwange geht, beklaget. Durch sie wird die Sache der Christenheit verrathen und die heilige Stadt wird eine Beute der Heiden werden. Aber es war nicht klug gehandelt, daß Ihr Euch so laut darüber äußertet; denn Ihr bessert damit nichts, wohl aber erweckt Ihr Euch Feinde, die Euch schaden, zum wenigsten an allem Guten verhindern werden, was ihr thun könntet. Müssen doch wir, die Templer, die im Vereine mit den Johannitern allein noch den sinkenden Staat aufrecht erhalten, schweigen zu den Lastern, die hier überhand genommen haben, wenn wir nicht einen offenbaren Ausbruch der Feindseligkeiten veranlassen wollen, die ohnehin stets unter der Asche glimmen. Wollt Ihr hier Gutes wirken, so haltet Euch zu den Bessern. Ist gleich ihre Zahl nicht groß, so ist es doch ihr Wille und ihr Muth, der oft das was unmöglich schien verwirklicht.«

Mainhard fragte, wo er diese Guten finden solle, und der Templer bezeichnete ihm die Ritter seines Ordens als Menschen, die noch immer muthig gegen den Strom des Verderbens ankämpften. Mainhard wünschte sie näher kennen

zu lernen und der Templer erbot sich, ihn mit seinen Ordensbrüdern und mit dem Orden selbst bekannt zu machen.

Er hielt Wort und führte Mainharden in den Tempelhof ein. Alles was dieser hier sah flößte ihm Bewunderung und Ehrfurcht für den Orden und dessen Glieder ein. Schon sein Führer, der sich Otto von Montbarry nannte, nahm seine Achtung in Anspruch; denn er bekleidete den hohen Rang eines Großkomthurs und dennoch war er in seiner Kleidung und in seinem Benehmen so einfach, daß man nur einen Ritter niedern Grades in ihm zu sehen glaubte. Ferner bemerkte Mainhard an den Gebäuden und an allem, was zum Gesammtvermögen des Ordens gehörte, eine anständige, wohlgeordnete Pracht; bei den Einzelnen aber die höchste Einfachheit. Kühn und hehr war der Bau des Tempelhofes; Majestätisch wölbten sich auf prächtigen Säulen die Bogendecken des Kapitel-Saals, aber schmucklos und klein waren die Gemächer der Ritter, die, dem Gelübde der Armuth treu, allen Glanz verschmähten. Die strenge Ordens-Disciplin und die zweckmäßige Thätigkeit der Ritter, die erbauliche Frömmigkeit der Ordensgeistlichen und der rüh-

rende Ernst ihres Gottesdienstes; endlich das männliche, würdevolle Betragen aller derer, die zum Orden gehörten, alles dieses nahm den Ritter für die Templer ein. Nur ihre Tafel war, im Widerspruch mit ihrer im Uebrigen so großen Enthaltsamkeit, außer allem Verhältniß überflüssig mit Speisen besetzt; allein die Ritter genossen nur mäßig davon und hatten die Tafel nur deßhalb so reichlich versorgt, damit sie die Armen davon betheilen konnten, die in großer Menge vor den Thoren des Tempelhofes darauf warteten.

Ritter Mainhard wurde durch das, was er von den Tempelherren sah und hörte, bestimmt, sich ihnen anzuschließen, um in ihren Reihen zu fechten. Nur ein Tapferer durfte solches wagen; denn in den Schlachten, bei Ueberfällen und bei Belagerungen machten stets die Tempelherren die Vorhut aus und überall, wo die Gefahr am größten war, wo der Tod in seiner furchtbarsten Gestalt erschien, da waren sie dabei. Dieses war so ganz für Odenstein, der, wenn sein Muth zwar nicht, wie es bei den Templern der Fall war, durch die Ueberzeugung des ausschließlichen Berufs für Gottes Sache zu fechten, gekräftiget

wurde, doch aus seinem Schmerz über Herminstrudens Verlust die Kühnheit schöpfte, sich den Tapfersten beizugesellen und mit ihnen um den Kranz des Ruhmes zu wetteifern. In diesem Verhältniß, worin er sich zu den Templern gestellt hatte, theilte er als ein eng mit ihnen Verbundener, mit ihnen sowohl den Genuß als die Gefahr; er wohnte ihren Festen, wie ihren Andachten bei, erhielt seinen Antheil an die gemeinschaftlich gemachte Beute, rastete in ihren Burgen und war, aus freiwilligem Entschluß und durch die feste Ueberzeugung ihres Werths, auf das Innigste an ihr Interesse gekettet.

Ritter Odenstein gewann seine Kampfgenossen täglich lieber, und da er nach Herminstrudens Verlust nicht mehr hoffte, einst als Gatte und Vater glücklich zu seyn, so entstand in ihm der Wunsch ein Mitglied des Tempelherren-Ordens zu werden. Einst, als er nach einem heißen Kampfe mit den Sarazenen wegen seiner bewiesenen Tapferkeit von den Ordensrittern mit Lob überhäuft wurde, äußerte er das Verlangen einer der Ihrigen zu werden. Die jüngern Ordensbrüder gaben seinem Vornehmen großen Beifall, aber der Komthur Otto, der auch zugegen war, sah

ihn ernst und schweigend an und als er sich mit Mainhard allein befand, sagte er: Steht ab von Eurem Wunsche Ritter! Ihr wißt nicht was Ihr begehrt. Kennt Ihr das Innere unseres Ordens? Wißt Ihr, ob Ihr zu den Geheimnissen paßt, die des Tempels Mitte birgt? Ihr seyd ein tapferer, seyd ein frommer und ein reicher Mann: Grund genug für den Orden, um Euch mit offnen Armen aufzunehmen. Aber dem Orden kann es nicht frommen Mitglieder zu haben, denen sein Ich unerträglich wird; er will nicht, daß über die Fesseln, die er seiner eigenen Erhaltung wegen den Brüdern anlegen muß, Flüche und Verwünschungen ausgestoßen werden, und er vermeidet es gern diejenigen sein zu nennen, deren zu späte Reue sie verhindert, ihm freiwillig und mit frohem Muthe zu dienen. Und seyd Ihr so sicher, daß es Euch nie gereuen würde in unsern Bund getreten zu seyn und allen Lebensfreuden entsagt zu haben; Ihr der junge, begüterte, lebenskräftige Mann, der Stammvater eines zahlreichen Geschlechts werden könnte und nun als ein dürrer Stamm ohne Blüten und Früchte untergehen muß? Seyd Ihr gewiß daß in unsern Geheimnissen, die nur den Eingeweihten mitge-

theilt werden, nichts enthalten ist, was Euerm Glauben, Euerm Gefühl widersteht? Wagt diesen Schritt, der über Euer ganzes künftiges Leben entscheidet, nicht, wenn Ihr nicht ganz und unter allen Umständen Herr Eurer Gefühle seyd. Ihr seyd ein tapfrer Mann, aber der Templer hat Kämpfe zu bestehen, in denen oft auch der Muthigste unterliegt, und wovon Ihr noch keine Ahnung habt. Darum ist mein Rath: stehet von Euerm Vornehmen ab, das euch verderben könnte.«

Mainhards Gesinnung änderte sich durch das, was ihm der Großkomthur gesagt hatte, nicht im Mindesten, vielmehr erhielt er einen neuen Anreiz dadurch, um die Aufnahme zu bitten. Gab es doch Kämpfe in dem Orden, denen nur die Muthigsten gewachsen waren; gab es doch Geheimnisse, die er, sie mochten von einer Beschaffenheit seyn wie sie immer wollten, wissen mußte. Und die Entsagungen, von denen der Comthur sprach, wie konnten sie ihn abschrecken; ihn, der längst auf des Lebens höchstes Glück hatte Verzicht leisten müssen? Darum wankte er nicht in seinem Vorsatze, und da der Orden nichts gegen

seine Fähigkeit einwenden konnte, so wurde seine Bitte gewährt.

Ritter Odenstein fühlte sich sehr glücklich, als ihm der weiße Mantel mit dem rothen Kreuz umgelegt wurde. Er sah sich mit Menschen verbrüdert, deren Tugenden Ehrfurcht geboten, die den Ruf eines fleckenlosen Lebenswandels behaupteten und die im Besitz der unbegrenzten Achtung der ganzen Europäischen Welt waren. Dem edeln Manne ist, wenn er der Liebe entsagen mußte, der Ruhm des Lebens höchstes Ziel, und Thatendrang die einzige vorherrschende Leidenschaft. Seinen Namen unter den Edeln seines Zeitalters genannt, seine Thaten bewundert zu wissen; das ist ihm Entschädigung für ein kaltes, ödes von keinen Blumen der schönsten menschlichen Empfindung umblühtes Leben. Hiedurch wird der sehnliche Wunsch Mainhards, ein Templer zu werden, und seine Freude über die Erfüllung desselben erklärlich. Denn der Ruhm dieses Ordens erscholl durch den ganzen Occident, der Orient war voll der Bewunderung seiner Thaten und der Name eines Tempelherrn galt unbedingt für das unwidersprechlichste Zeugniß eines tapfern und ehrenwerthen Mannes.

Mainhard fand bald Gelegenheit in den blutigen Kämpfen mit den Ungläubigen sich auszuzeichnen. Wo er kämpfte, da hielt der Tod seine grausenvolle Erndte, und auf Leichenhügeln stehend, so hat er oft noch dann, wenn alle seine Brüder gesunken oder der zu großen Uebermacht gewichen waren. Mehrmals brachte er das bereits wankende Heer des Ordens zum Stehen; mehrmals entriß er den Heiden die schon gewonnene Ordens-Fahne wieder, und einstimmig gestanden die Heer-Führer des Ordens, daß er keinem Tempelherrn an Tapferkeit wich.

Bei einem solchen Kampfe erhielt er auch Veranlassung dem Orden und der Christenheit einen ganz ausgezeichneten Dienst zu leisten, indem er zugleich einen neuen Zweig in den Kranz seines Ruhmes flocht. Die Sarazenen nämlich beabsichtigten einen Ueberfall des im Felde stehenden Ordensheeres. Dieses wurde aber dem Großmeister verrathen, der nun Anstalt machte die Feinde zu empfangen und ihnen durch einen gelegten Hinterhalt eine Niederlage zu verursachen. Der Plan gelang, die Feinde fanden das ritterliche Heer schlachtfertig, und als sie dennoch ein Gefecht begannen, sahen sie sich im Rücken ange-

griffen, wodurch ihre Schaaren in Unordnung gebracht und sie zur Flucht genöthiget wurden. Schon frohlockten die Christen über den errungenen Sieg, schon waren sie theils im Beutemachen, theils im Nachsetzen des Feindes begriffen: da erschien plötzlich ein feindlicher neuer Heerhaufe, der von der Seite das Ordensheer angriff und die Schaar, bei welcher der Großmeister focht, umzingelte. Es war augenscheinlich darauf abgesehen, das Ordenshaupt gefangen zu nehmen und dadurch die Streitkraft der Tempelherren zu lähmen; und wirklich gelang diese Kriegeslist in so weit, daß nach einer tapfern Gegenwehr der Hochmeister die Waffen strecken mußte. Aber Ritter Odenstein, gewahrwerdend was in seinem Rücken vorging, ließ vom Verfolgen der Feinde ab, sammelte sogleich einen Haufen Reisiger und fiel damit die feindliche Schaar an, die im Begriff war den Meister in die Gebirge abzuführen, und befreiete ihn nach einem mörderischen Gefecht aus ihren Händen.

Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt, denn mit Löwenmuth war von beiden Theilen gefochten worden, da zu der Zeit gerade die Freiheit oder die Gefangenschaft des Großmeisters

über den Beſitz des gelobten Landes entſchied. Mainhard hatte das Unglaubliche geleiſtet; der überwundene Feind war ſeiner kleinen Schaar vierfach an Zahl überlegen geweſen und hatte eine ſeltene Beharrlichkeit bewieſen, die alles übertraf, was man in der Art von den Sarazenen zu ſehen gewohnt war. Dennoch hatte der Ritter geſiegt und die Freiheit des Meiſters errungen. Aber die mehreſten der Seinen waren gefallen und er ſelbſt trug gleich den wenigen Uebriggebliebenen ſchwere Wunden davon.

Der Großmeiſter empfand es tief was er dem Ritter zu verdanken hatte; er rief ihn zu ſich und ſagte: Bruder Odenſtein, Ihr habt Euch heute ein glänzendes Verdienſt um den Orden erworben und ich danke Euch dafür. Aber es wird ein Tag kommen, an welchem ich Eure Tapferkeit werde belohnen können, und dann ſollt Ihr ſehen, daß der Orden nicht unerkenntlich für die Dienſte iſt, die Ihr ihm geleiſtet habt. Mainhard antwortete: ich habe nur meine Pflicht gethan, und dafür erwarte ich keine Vergeltung. Der Hochmeiſter erwiderte: Das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, iſt freilich der ſchönſte Lohn; doch von Andern das eigene Verdienſt anerkannt zu ſehen, thut

auch wohl, und diese Anerkennung wird Pflicht, um schwächere Seelen zur Nacheiferung anzureizen.

Als bald nach dieser Begebenheit Odenstern, eines mit den Sarazenen geschlossenen Waffenstillstands wegen, nach Jernsalem zurück gekehrt war, entbot ihn der, von einer Reise in das Abendland zurückgekehrte, Großkomthur zu sich und erklärte gegen ihn: er habe ihm wichtige Sachen anzuvertrauen doch müsse er ihm zuvor durch einen ritterlichen Handschlag die tiefste Verschwiegenheit über alles geloben, was er ihm anvertrauen wolle. Nachdem Mainhard dieses gethan, sagte der Komthur: «Wenn ich einst Euch, mein Bruder, abrieth in unsern Orden zu treten, so hatte ich meine guten Gründe dazu. Auch noch jetzt, nachdem Ihr Euch mit hohem Waffenruhm geschmückt und unserm Orden die wichtigsten Dienste geleistet habt, bin ich von der Meinung nicht abgebracht worden, daß ihr Euch zum Tempelherrn nicht eignet. Das Warum? erlaßt mir jetzt zu beantworten; einst wird es Euch von selbst klar werden. Es thut mir leid, daß Ihr meinem Rathe nicht gefolgt seyd, und nur durch eigene Erfahrung erst erkennen sollt, daß ich Euer Bestes im Auge hatte, als ich Euch vor

dem Eintritt in den Orden warnte. Jetzt will ich Euch abermals warnen; und ich bitte Euch, wenn Euch Euer zeitiges, und ewiges Heil lieb ist, so gebt dießmal meinen Worten Gehör. Es giebt in unserm Orden eine geheime Verbindung, von der selbst viele unserer Brüder nichts wissen, obwohl sie eigentlich die Seele des Ordens ist und sein ganzes Wesen durchdringt. Nachdem was ihr bereits für uns geleistet, stehet Euch nichts im Wege in diesen engeren Verein aufgenommen zu werden, und sobald man in Eurem Namen darauf anträgt, darf weder der Großmeister, noch ich, etwas dagegen einwenden. Man wird Euch Andeutungen darüber geben und den Vorschlag thun, Euch aufnehmen zu lassen; aber ich bitte Euch, um Eures Friedens Willen, bleibt fern davon, denn Ihr paßt nicht für diesen Verein. Trauet meinen Worten, denen mein Ruf doch einiges Gewicht geben sollte; trauet diesem grauen Haar, es ist mit Ehren grau geworden: ich will nur was Euch frommt; dieser Verein aber frommt Euch nicht, sondern macht Euch unglücklich. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr nicht diesem geheimen Bunde beitreten wollt.« Mainhard wollte sich nicht dazu entschließen dem

Comthur dieſes zuzuſagen; doch gab er endlich in ſo weit nach, daß er innerhalb drei Jahren keine Aufnahme begehren wollte.

Der Waffenſtillſtand zwiſchen den Sarazenen und den Chriſten war von den Kreuzfahrern gebrochen worden; denn dieſe, die gern in der möglichſt kurzen Zeit ihr Gelübde, einen Feldzug gegen die Ungläubige zu machen, erfüllen wollten, gaben Anlaß zu Feindſeligkeiten, ſich wenig kümmernd, ob ſolches dem Intereſſe des Königreichs Jeruſalem angemeſſen war, oder nicht. Die Sarazenen rüſteten ſich mit großer Macht dieſen Wortbruch zu rächen, und die Chriſten mußten alle Kräfte aufbieten, um ihr raſches Vordringen zu hemmen. Die Tempelherren waren die erſten im Felde, und die kampfluſtigen Ritter freueten ſich der Gelegenheit das furchtbare Waffenſpiel zu treiben; aber die Obern des Ordens, die übeln Folgen des leichtſinnig wieder begonnenen Krieges bedenkend, führten ihre Schaaren nur mit bekümmertem Herzen dem Feinde entgegen.

Odenſtein bewies auch in dieſem Kriege die ihm eigene Tapferkeit. So wie die Templer ſich im Chriſtenheere, ſo zeichnete er ſich unter den Templern durch ſeinen Muth, durch Kühnheit

und Beharrlichkeit aus und wenn dieſesmal nicht immer, wie ſonſt gewöhnlich, der Sieg an ſeine Ferſen gefeſſelt war, ſo konnte ſolches nur der großen Uebermacht der Feinde zugeſchrieben werden, deren Heer das Chriſtliche dreifach an der Zahl überlegen war.

Bei einem ſolchen Kampfe, wo das Chriſtenheer nur mit großer Mühe das Feld behaupten konnte, gelang es dem Ritter Mainhard zuerſt, einen Heerhaufen der Sarazenen zum Weichen zu bringen. Der Löwenmuth der Schaar, die er befehligte, erſetzte ihre geringe Zahl der Mannſchaft, die kaum halb ſo ſtark wie die der Feinde war und Mainhard trieb den Feind vom Schlachtfelde bis in einem nahen Wald. Aber als ſich die Sarazenen von dem erſten Schrecken über den wüthenden Angriff der Chriſten erholet hatten und ihre kleine Anzahl gewahr wurden, da boten ſie aufs Neue dem Ritter die Spitze und ein mörderiſches Gefecht begann. Jedoch umſonſt war ihr Bemühen, Mainhards Schaar den Sieg zu entwinden; des Ritters Schwert war zur Sichel des Todes geworden; furchtbar wie der Rachengel mähete er unter die Feinde und bald

löſete ſich ihr Heerhaufe in einer wilden Flucht auf.

Unter denen, die am längſten Widerſtand leiſteten, war ein reichgekleideter junger Mann, an deſſen Seite zwei Sarazenen mit ganz ungewöhnlicher Tapferkeit fochten und ſelbſt mit Vernachläßigung ihrer eigenen Sicherheit nur allein bemühet ſchienen, den jungen Mann vor den Streichen, die ihm drohten, zu bewahren. Der eine von ihnen ſank endlich von Wunden bedeckt, als nun auch das Pferd des Jünglinges fiel, da deckte der andere Sarazene dieſen mit ſeinem Leibe und rief wiederholt um Schonung des Lebens ſeines Gebieters. Den Ritter Mainhard rührte die Treue des feindlichen Kämpne gegen ſeinen Herrn, er that den Angriffen der Seinigen Einhalt und gebot die beiden Sarazenen gefangen zu nehmen. Nach dieſem Befehl, den des Ritters Reiſige nur mit Murren vollzogen, warf ſich der ältere Gefangene dem Ritter zu Füßen und bat dafür zu ſorgen, daß das Leben des Jünglinges geſchont würde, da er der einzige Sohn eines alten Emirs ſey, der ſeiner Tugenden wegen von ſeinem Volke hoch verehrt werde. Der Jüngling dagegen war in Verzweiflung, bei

seinem ersten Kriegeszuge so unglücklich gewesen zu seyn, in die Hände der Feinde zu gerathen und suchte durch harte Worte die Christen zu reizen, ihn zu tödten. Ritter Odenstein, diesen Ausbruch des Schmerzes nicht achtend, gab sein Ritterwort, daß seinem Gefangenen kein Leid geschehen solle, und versicherte, er würde den Emirssohn in Rücksicht seines alten Vaters, seiner Haft entlassen haben, wenn es für denselben nicht eine Unmöglichkeit wäre, sicher zu den Seinigen zu gelangen, da die vorgedrungenen Christlichen Krieger ringsum die Gegend erfüllten. Er sprach auch dem Jünglinge Muth ein und beruhigte ihn, indem er ihn wegen seiner bewiesenten Tapferkeit belobte.

Er brachte, da des Rückzuges der Sarazenen wegen, die Ritter in ihre Festen wieder einzogen, den Gefangenen mit sich nach Jerusalem und stellte ihn dem versammelten Ordenskapitel vor. Ritter Mainhard hatte zwar auf keinen Dank dafür gerechnet, weil er dem jungen Sarazenen Abu Mirza das Leben erhalten hatte; aber, daß er deßhalb Vorwürfe hören mußte, darauf war er nicht gefaßt. Der Großmeister hielt ihm die Pflicht des Templers vor, jeden Ungläubigen,

der das Schwert gegen die Christen zücke, zu tödten. Diese Pflicht behauptete er, sey um so dringender, je angesehener der Ungläubige sey: sie sey gegenwärtig, wo gerade mehrere Tempelherren von den Sarazenen in ihrer Haft ermordet worden, ganz unerläßlich. Mainhard fühlte jetzt zum erstenmale wie drückend das Gelübde des schweigenden Gehorsams werden könne, und es kostete ihm einen großen Kampf, seinen Unwillen über die rohe Zumuthung, jeden wehrlosen Sarazenen zu tödten, nicht laut werden zu lassen. Als aber der Großmeister, Odensteins gegebenes Ritterwort nicht achtend, mit Beistimmung des gesammten Kapitels beschloß, Abu Mirza umbringen zu lassen und nur, um dessen Bekehrung zu versuchen, die Vollziehung dieses Beschlusses auf drei Tage verschob, da hielt der schwer Gereizte sich nicht länger, sondern tobte seinen Zorn in heftigen Vorwürfen gegen die Ordensgebiethiger aus.

Diese Kühnheit schien allen Ordensgroßen unerhört, denn die Strafe, die darauf stand, war furchtbar. Der Großmeister aber winkte dem Großkomthur und dieser trat zu Mainharden, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, nach-

dem er ihm sein Schwert abgenommen hatte, in einen Kerker, den er verschloß.

Nur die Ueberraschung und der Eindruck der ehrwürdigen Gestalt des Komthurs hatten es bewirkt, daß der in Wuth gerathene Odenstein sich so ruhig verhaften ließ, und er wunderte sich selbst über seine Folgsamkeit, als er zur Besinnung kam. Konnte auch wohl Jemand tiefer als er beleidigt werden, da die Ordens-Obern sein, im Namen des Ordens gegebenes, Wort nicht lösen, das Leben Abu Mirzas nicht schonen wollten, und seine ritterliche Ehre dadurch Preis gaben? Hatte er, dem der Orden so viel zu verdanken gehabt, nicht hoffen, und darauf sein Wort geben dürfen, daß der Orden seine Bitte achten und dem jungen Sarazenen, der in offner Feldschlacht gefangen worden war, das Leben belassen würde? Diese Gedanken steigerten seine Wuth aufs Neue, und jetzt bereuete er es, in den Orden getreten, und dadurch unvermögend zu seyn, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die ihn in den Fall setzten, sein gegebenes Wort nicht halten zu können.

Obgleich Odenstein im Kapitelsaal sich schwer gegen die Disciplin vergangen hatte, so schien

man seiner doch so viel als möglich schonen zu wollen, denn es wurde seinem Knappen Ullo der Zutritt zu ihm gestattet. Dieser Ullo besaß die volle Gunst seines Herrn und vermochte mehr wie irgend ein Anderer über ihn. Er schien aber auch durch seine Gewandtheit, Besonnenheit und Anhänglichkeit des Vertrauens werth zu seyn, das Mainhard in ihn setzte.

Ullo dämpfte den Zorn und Unmuth des Ritters, nachdem er die Ursache davon vernommen, dadurch, daß er versicherte, den Abu Mirza von dem Tode und sogar von der Gefangenschaft befreien, und dadurch das Wort des Ritters lösen zu wollen. Er glaubte solches auf folgende Weise bewirken zu können: der Kerkermeister, unter dessen Gewahrsam Abu Mirza sich befand, war Ullos Landsmann und dem Trunke ergeben. Ullo gedachte diese Leidenschaft desselben zu benutzen, um sich der Schlüssel zum Kerker zu bemächtigen und den Gefangenen in Freiheit zu setzen. Damit aber der Kerkermeister nicht in Strafe verfalle, so wollte er die Schlösser an den Thüren verderben, damit es den Anschien habe, als ob der Sarazene sich selbst befreiet habe. Odenstein, als er diesen Plan hörte, überhäufte

seinen Knappen mit Lobeserhebungen und bat ihn, ja recht vorsichtig bei der Ausführung zu Werke zu gehen, damit sein Vornehmen gelinge. Mit Ungeduld erwartete er die Nacht, in der Abus Befreiung vor sich gehen sollte, und mit Sehnsucht wünschte er den Morgen herbei, um die Nachricht zu erhalten, daß das Unternehmen gelungen sey.

Am folgenden Tage wartete er vergebens auf Ullo; statt dessen erschien aber, wiewohl ziemlich spät, der Großkomthur. Derselbe erzählte dem Gefangenen, daß der Sarazene sich in der vergangenen Nacht selbst befreiet habe, und also Rainhards Wunsch wider den Willen des Ordens in Erfüllung gegangen sey. Odensteins Sinn erheiterte sich bei dieser Nachricht, aber der Komthur wurde um so finstrer und machte dem Ritter bittre Vorwürfe wegen seiner Hitze. «Wer hieß Euch, sagte er,» in den Orden treten, wenn Ihr Euch nicht blindlings seinen Gesetzen und den Anordnungen der Gebiethiger unterwerfen wollt? Wer hieß Euch im Namen des Ordens Euer Wort geben, da Euch noch keine Versicherung geworden war, daß der Orden es lösen würde? Was sollte aus den großen Zwecken der Templer

werden, wenn der Orden das voreilig gegebene Versprechen der einzelnen Ritter erfüllen müßte? Wie sollte er seine Würde und Kraft behaupten, wenn seine Gebiethiger es duldeten, daß sich Einzelne seiner Mitglieder so gegen sie aufzulehnen erlaubten, wie Ihr es im versammelten Kapitel gethan habt? Ihr seyd nach unsern Gesetzen in eine schwere Strafe verfallen, die Euch nur unter gewissen, freilich auch harten, Bedingungen erlassen werden kann; wollt Ihr den Rath eines alten Euch gewogenen Mannes annehmen, so unterwerft Euch ihnen freiwillig.»

Ritter Odenstein wurde gerührt von des alten Großkomthurs Vorstellungen und versprach blindlings zu thun, was er ihm gerathen. «Nicht blindlings, sagte dieser, sondern aus der Ueberzeugung, daß mein Rath Euch vortheilhaft ist, sollt Ihr ihn befolgen.»

Harten Büßungen und tiefen Demüthigungen mußte Odenstein sich unterwerfen, bis ihn der Großmeister für versöhnt mit dem Orden erklärte. Augenscheinlich aber war es, daß die Ordens-Häupter ihn begünstigten; denn Verstoßung aus dem Orden, nach einer schmerzlichen Disciplin, oder ewiges Gefängniß, waren die festgesetzten

Strafen für eine solche Ungebühr, wie der Ritter sie im Kapitelsaal bewiesen hatte. Nur durch die Erinnerung an Odensteins Verdienst um den Orden und durch die Vorstellung: wie nöthig ein tapferer Arm dem Christenheere sey, konnte es der Großmeister dahin bringen, daß das Kapitel nicht auf die Vollstreckung der Strafe bestand, und dennoch würde er schwerlich diese Nachgiebigkeit gefunden haben, wenn Odenstein nicht allgemein beliebt gewesen wäre.

Ritter Odenstein war dankbar für die erhaltene Begünstigung. Er übte strengen Gehorsam gegen die Oberen, und war im Kampfe ein Löwe, im Tempelhofe ein Lamm. Seine Kriegesthaten machten seinen Namen bei den Sarazenen gekannt und gefürchtet und selbst die Tapfersten unter ihnen vermieden es, wo sie nur konnten, mit ihm zusammen zu treffen.

Seit langer Zeit hatten die christlichen Heere stets gesiegt und die unter sich entzweiten Sarazenen geschlagen; aber nun wandte sich das Blatt, als sie die Ursache ihres Unterliegens eingesehen hatten und mit vereinten Kräften sich den Christen entgegen stellten. Diese verstelen gerade zu der Zeit in d[illegible] Fehler ihrer Feinde, giugen bei

ihren Angriffen einzeln zu Werke und wurden auf allen Punkten geschlagen. Die Tempelherren waren zwar bemüht, eine Vereinigung unter den christlichen Fürsten zu Stande zu bringen, aber nur bei der Minderzahl erreichten sie ihre Absicht. Daher kam es denn, daß, als die Sarazenen einen allgemeinen Angriff machten, das Christenheer eine gänzliche Niederlage erlitt.

Die Tempelherren und Johanniter versuchten alles, was Menschenkräfte vermochten, um dem Feinde den Sieg aus den Händen zu reißen; aber verlassen von dem größten Theile des Christenheeres, waren sie zu schwach, der Uebermacht der Heiden Widerstand zu leisten; nachdem die Mehresten der übrigen getödtet oder gefangen waren, sahen die wenigen Uebriggebliebenen sich genöthiget zurück zu weichen und in die nahen Burgen sich zu werfen, damit solche nicht eine schnelle Beute des Feindes würden.

Unter den Gefangenen befand sich auch Odenstein, der, durch den Sturz seines Pferdes betäubet, zum Widerstande für einen Augenblick unfähig gemacht, und auf diese Weise gefangen wurde. Außerdem würde er schwerlich lebendig in die Hände der Sarazenen gerathen seyn.

Die Heiden erhoben ein großes Freudlocken, als sie sich des gefürchteten Ritters bemächtigt hatten; sie fesselten ihn mit doppelten Banden, um seiner desto sicherer zu seyn, und entfernten sich sogleich mit ihm vom Schlachtfelde, damit er nicht etwa von den Seinigen befreiet werden möchte. Odenstein war vor Grimm außer sich, als er die Niederlage der Seinigen und sich in Fesseln sah. Es dünckte ihm unerträglich, als Gefangener zu leben; er wünschte sich den Tod, und vielleicht würde er in den ersten Augenblicken seines Unmuths ihn mit eigenen Händen sich gegeben haben, wenn seine Bande ihn nicht daran verhindert hätten.

Odenstein wurde mehrere Tagereisen weit von dem Schlachtfelde fortgeführt und bis nach dem Schlosse eines Emirs gebracht, dessen Krieger ihn gefangen gemacht hatten. Er mußte sich auf eine harte Behandlung gefaßt machen und selbst des Todes gewärtig seyn, weil der Haß zwischen den Sarazenen und den Tempelherren zu der Zeit den höchsten Grad erreicht hatte und sich nur zu oft durch gegenseitige Mißhandlungen und Ermordungen der Gefangenen äußerte. Durch seine Gefangenschaft beinahe bis zur Fühllosigkeit be-

raubt, machte solches ihm wenig Kummer. War er gleich nur durch der Uebermacht und des Zufalls Gewalt gefangen worden, so hielt er doch seinen Ruhm dadurch für ewig befleckt, und was ihn nun noch treffen konnte, war ihm gleichgiltig. Doch blieb ihm nicht unbemerkt, daß die sarazenischen Krieger, in deren Gewahrsam er sich befand, ihn, je weiter sie in ihrer Reise nach des Emirs Burg fortschritten, je menschlicher behandelten.

Als die Sarazenen mit ihrem Gefangenen ihr Reiseziel erreicht hatten, wurde Odenstein dem Emir vorgestellt, einem Greise, dessen ehrwürdige Gestalt Menschlichkeit zu versprechen schien. Er forschte nach dem Namen des Ritters und forderte dann von demselben sein Ritterwort, nicht entweichen zu wollen. Odenstein verweigerte es, und erklärte: er würde jede sich darbietende Gelegenheit zur Flucht ergreifen. Der Emir blieb ruhig bei dieser trotzigen Aeußerung, winkte aber einem Sklaven, der eine Thüre öffnete, aus welcher Abu Mirza trat und sich dem Ritter in die Arme warf. Der Emir Elid Bei war Abus Vater. Der Tod hatte ihm eine große Zahl hoffnungsvoller Söhne geraubt, nur allein Abu war ihm

übrig geblieben, daher fühlte er sich Odenstein, der diesem das Leben gerettet hatte, hoch verpflichtet.

Nachdem Abu gegen Ritter Mainhard sein Dankgefühl ausgedrückt hatte, sagte er: „Daß Du, mein Retter, von dem Augenblick ab, wo mein Vater Deinen Namen hörte, frei warest, bedarf keiner Versicherung; Dir stehen die Pforten dieser Burg zu jeder Zeit offen. Aber wenn die Bitten eines Jünglings, den Du zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet hast, etwas über Dich vermögen, so weile bei uns, da Du mit Sicherheit nicht zu den Deinigen kannst. Das Heer des Kalifen ist vorgedrungen und macht es Dir unmöglich, eine christliche Feste zu erreichen. Wollte mein Vater Dich aber durch seine Reisige geleiten lassen, so würde ihn dieß bei dem Mißtrauen des Kalifen verderben, und Dir doch wahrscheinlich nichts nützen, da unser Sultan die Christen, und besonders die Tempelherren, unversöhnlich haßt. Darum bleibe hier, unter dem Schutze dankbarer Freundschaft, bis eine Möglichkeit vorhanden ist, zu den Deinigen wieder zu gelangen.“ Odenstein gab diesen Grün-

den nach und blieb bei dem Emir, der ihn mit Beweisen seiner Dankbarkeit überhäufte.

Strebte gleich Elid Bei dem Templer den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen, und that diesem die liebevolle Anhänglichkeit Abus unendlich wohl; so konnte dieses doch den kränkenden Gedanken an seine und des Ordens Niederlage nicht verbannen, und den tiefen Schmerz nicht zerstreuen, den er über das Unglück der Christen empfand. Abu versuchte Alles um seinen Retter aufzuheitern und unter andern bat er seine Schwester Zaide den Ritter mit Gesang und Lautenspiel zu unterhalten.

Zaide war eine von jenen üppigen Morgenländischen Schönheiten, die Mahoms Bekenner nur mit den Houris zu vergleichen pflegen, und ihre Reize wurden noch durch ein ungewöhnliches Talent für Gesang und Saitenspiel erhöht. Sie übte diese Fähigkeiten gern, um den Retter ihres Bruders zu vergnügen, und dieser fühlte sich bald unwiderstehlich zu dem Mädchen hingezogen, die so gut war als schön. Es entstand eine gegenseitige Neigung zwischen beiden, deren Wesen der Ritter

mit Schrecken nur erst da erkannte, als es bereits zu spät war sie zu bekämpfen.

Diese Entdeckung war mit dem tiefsten Schmerze für den Ritter verbunden, dem die Zukunft keine Möglichkeit darbot ohne strafbar zu werden sich seiner Liebe je zu überlassen. Er, der Templer, hatte durch ein feierliches Gelübde der Frauenliebe auf ewig entsagt; durfte er hoffen ein Weib, die noch dazu eine Ungläubige war, je sein nennen zu können. Zaidens Liebe zu ihm, die sich aufs deutlichste äußerte, vermehrte seinen Kummer nur, weil er dadurch überzeugt wurde, wie gewiß ihm unter andern Umständen sein Glück gewesen wäre.

Er wollte fliehen, der Gefahr nicht achtend in die Hände wüthender Sarazenen zu fallen; aber dem in der Feldschlacht so Mächtigen gebrach es doch an Kraft die Bande zu zerreißen, womit die mächtigste aller Leidenschaften ihn gefesselt hatte. Er suchte die Einsamkeit und überließ sich in dem Schatten des Lustwaldes, der des Emirs Wohnsitz begrenzte, dem Schmerze seiner hoffnungslosen Liebe.

Abu Mirza, der eine große Anhänglichkeit für den Ritter fühlte, in welchem er nicht nur sei-

nen Retter, sondern auch das Ideal eines tapfern Helden verehrte, bemerkte bald dessen Gemüthszustand, und entdeckte die Ursache desselben, als er die Neigung Zaidens zu dem Christen gewahr wurde. Ihm war das Wohlwollen seines Vaters für Odenstein und dessen Duldsamkeit gegen die Christen überhaupt bekannt, er sah daher kein Unglück in der Liebe des Ritters zu seiner Schwester. Er wußte sein Vater sehnte sich, so wie er selbst, nach einer Gelegenheit dem edelmüthigen Christen seine Dankbarkeit bezeigen zu können, und da dachte er sie durch eine Vermählung Odensteins mit Zaiden gefunden zu haben. Elid besaß Schätze genug, um seine Tochter fürstlich ausstatten zu können, und der Christ, so meinte er, würde ja, wenn er Zaiden wirklich so sehr liebte, als es den Anschein hatte, gern sein rauhes Vaterland mit den üppigen Gefilden des Morgenlandes vertauschen, wo er durch des Emirs Freigebigkeit ein glückliches, sorgenfreies Leben führen könnte. An die Hindernisse, die sich diesem Plane, in der Religion und den Verhältnissen des Ritters, als Tempelherr, entgegenstellten, dachte Abu Mirza nicht.

Er sprach mit seinem Vater darüber und fand

dieſen ſeinem Plane geneigt, denn Zaide, die ſonſt ſo lebensfrohe Jungfrau, ſenkte betrübt ihr Haupt, verzehrt durch hoffnungsloſe Sehnſucht, die tief in ihrem Herzen für Odenſtein glühte, und Elid Bei wünſchte den Gram ſeiner Tochter zu endigen, deren Glück ihm um keinen Preis zu theuer war.

Elid Bei bot dem Ritter Odenſtein die Hand Zaidens an, aber dieſer machte ihm bemerklich, daß er ein Chriſt ſey und nicht, wie er vielleicht glaube, ſeine Religion verwechſeln könne. Auf dieſe Antwort war Elid gefaßt geweſen und ſagte: „Diene Du Gott auf Deine Weiſe nach wie vor; ich will's Dir, auch wenn Du der Gemahl meiner Tochter biſt, nicht wehren. Freilich hier, wo in der Nähe das Kriegesfeuer flammt, würde es Dir und mir Gefahr bringen, wenn man in dem Tochtermann des Moslemim einen Chriſten erkennen ſollte; allein ich weiß einen Ausweg. Fern an den Ufern des Euphrat beſitze ich einen Pallaſt mit herrlichen Gärten, mit anmuthigen Luſtwäldern umgeben, und ganz zum Wohnſitz ſtiller Liebe geeignet. Dort ziehe mit Zaiden hin; bedecke dein Haupt mit einem Turban, und Niemand wird in Dir den Chriſten

ahnen.“ Doch auch dieſes Anerbieten, ſo lockend es war, konnte Odenſtein nicht annehmen, denn ſein Ordensgelübde erlaubte ihm ja nicht ein Weib ſein zu nennen. Ihm blieb nichts übrig, als den Gegenſtand ſeiner Liebe zu meiden. Er ermannte ſich nahm ſeine Kraft zuſammen und verließ das Schloß des Emirs ohne Zaiden Lebewohl geſagt zu haben; von Elid Bei und Abu Mirza nahm er nur in dem Augenblicke ſeiner Abreiſe Abſchied.

Vergebens hatte Odenſtein gehofft, durch die Entfernung von Zaiden die Neigung beſiegen zu können; nur noch größer wurde ſeine Sehnſucht nach der Geliebten, nur noch heller ſtrahlten die Farben ihres Bildes in ſeinem Herzen, nur noch unglücklicher fühlte er ſich. Finſter und in ſich gekehrt wandelte er in ſtummer Schwermuth einher und mied gleich einem Menſchenfeinde die Geſellſchaft ſeiner Brüder. Nur mechaniſch erfüllte er die Ordenspflichten, da ſeine Seele ganz von dem Schmerze hoffnungloſer Liebe erfüllt wurde.

Der Großkomthur, der dem Ritter Mainhard mit väterlicher Freundſchaft zugethan war, bemerkte ſehr bald deſſen Seelenzuſtand, und als ein geübter Menſchenkenner errieth er leicht die

Urſache deſſelben. Mit dem Ritter davon zu reden, ihn zum Kampfe gegen ſeine Neigung zu ermahnen, hielt er für nachtheilig, da jede Leidenſchaft an Kraft gewinnt, wenn der davon Befangene ſeinen Empfindungen Worte giebt und dadurch gleichſam die noch bis dahin ſchwankenden Umriſſe ſeiner Gefühle zu feſten Formen geſtaltet. Unausgeſetzte Thätigkeit ſchien ihm das einzige Mittel das verwundete Herz ſeines Lieblings zu heilen: leider gebrach es im Oriente jetzt an Gelegenheit dazu; denn ein feſt beſchworener Waffenſtillſtand zwiſchen den Chriſten und den Sarazenen, drang den Tempelherren eine ihnen unwillkommne Ruhe auf. Der Comthur veranlaßte daher den Großmeiſter, daß er dem Ritter Odenſtein eine Sendung nach Spanien auftrug, wo damals die Chriſten gegen die Mauren in einem immerwährenden Kampfe begriffen waren.

Der Tag zu Odenſteins Abreiſe war bereits feſtgeſetzt, als ein vornehmer Sarazene bei dem Großmeiſter um ſicheres Geleit anhalten ließ, damit er vor ihm erſcheinen könne. Es war Elid Bei, der mit einem großen glänzenden Gefolge ankam, und einen Auftrag des Kalifen auszurichten hatte, der eine Uebereinkunft wegen einer

Handelsstraße nach Egypten betraf. Nachdem dieses Geschäft vollbracht war, verlangte er von dem Großmeister geheimes Gehör, und entdeckte ihm die Liebe Zaidens zu Odenstein. Er bat den Großmeister den Ritter seines Gelübdes zu entlassen, damit derselbe seine Tochter — die außerdem in Liebesgram vergehen würde — ehelichen könne. Er versprach, daß in diesem Fall Zaide eine Christin werden solle, und sicherte überdieß dem Orden große Geschenke zu. Der Großmeister zog es in Erwägung, daß Bruder Odenstein doch ohnehin als Gefangener auf immer für den Orden verloren gewesen wäre *) und nahm den Vorschlag des Emirs an. Er entband den Templer seines Gelübdes, doch ließ er sich die Bedingung zusichern, daß der Ritter, wenn seine Ehe mit Kindern gesegnet seyn würde, einen seiner Söhne in den Tempelorden treten lassen sollte, damit dieser die Verpflichtung des Vaters löse.

Odensteins Wonne war unaussprechlich, als er sich im Besitze Zaidens sah. Er schwur dem

---

*) Kein gefangener Templer wurde von dem Orden wieder ausgelöset; selbst ein Großmeister nicht. Diese Satzung war wohl mit ein Bewegungsgrund der bewundernswürdigen Tapferkeit der Tempelherren.

Orden ewige Dankbarkeit und hielt was er versprochen hatte. Denn als er in seine Heimath zurück gekehrt war, erbaute er von der reichen Morgengabe Zaidens, die nach der Taufe Marie hieß, auf seinem Gebiete einen stattlichen Tempelhof, eben den, dessen Ruinen noch dort auf meinen Gütern stehen, und stattete ihn mit reichen Einkünften aus. In spätern Jahren aber ließ er einen seiner Söhne in den Tempelherrn-Orden treten, und von der Zeit war stets ein Sohn der Familie Odenstein Mitglied dieses Ordens, bis jener Tempelhof zerstöret wurde.

Als der Kammerherr seinen Vortrag beendigt hatte, schüttelte der Doctor sein Haupt, ein Zeichen, daß ihm in der Erzählung etwas unerklärbar geblieben war. Der Kammerherr bemerkte es und sagte: Sie haben irgend einen Zweifel auf dem Herzen; sprechen Sie ihn aus, damit ich ihn lösen kann.

Der Doctor. Würde es nicht unbescheiden seyn, da Zweifel äußern zu wollen, wo von Thatsachen die Rede ist, an deren Geschehenseyn Sie glauben?

Der Kammerherr. Durchaus nicht! Wer würde etwas in die Seele eines Andern glauben, da es so leicht ist getäuscht zu werden? Und ich dächte, bei unserm freundschaftlichen Verhältniß müßte uns nie die Furcht anwandeln, daß wir durch freimüthige Aeußerung unserer Meinungen Einer den Andern beleidigen könnten.

Der Doctor. Freilich sollen meine Zweifel ja auch nur den Wunsch ausdrücken, die nöthige

Ueberzeugung zu erhalten; ich will ſie daher nur verhohlen äußern. Zuerſt alſo wird es mir nicht klar, wie Sie die Geſchichte ihres Ahnherrn in einem ſolchen Zuſammenhange wiſſen können, da ſchwerlich eine Chronik aus dem zwölften oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhundert ſich noch erhalten haben ſollte, woraus Sie Ihre Nachrichten geſchöpft haben könnten.

Kammerherr. Allerdings ſind die Chroniken aus jenem Zeitalter ſelten, und die Geſchichte einzelner Familien würde man auch vergebens darin ſuchen. Aber ich beſitze die Urkunde von der Gründung des Tempelhofes, die ziemlich genau, die Veranlaſſung jener Stiftung angiebt. Ferner habe ich in meinem Archiv eine Handſchrift aus den erſten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, worin die Begebenheiten meines Ahnherrn Mainhard umſtändlich erzählt ſind; und ein Jahrhundert lang erhalten ſich dergleichen Nachrichten in einer Familie wohl ziemlich unverfälſcht. Aber Sie hatten noch mehrere Zweifel.

Doctor. Wohl! Mir ſcheint es unerhört, daß der Tempelherrn Orden einen Ritter ſeiner Gelübde ſollte entbunden haben, einmal da er

augenscheinlich dabei die Güter der Ritter Mainhard, die durch dessen Eintritt in den Orden sein Eigenthum geworden waren, verlor; denn aber aus religiösen Gründen, indem dergleichen Gelübde höchst selten und dann nur durch den Papst gelöset wurden.

Kammerherr. Die Geschichte des Tempelherrn-Ordens entkräftet diese Ihre Einwendungen. Ritter Mainhards Rückkunft nach Europa geschah ungefähr sechszig Jahre nach der Stiftung des Ordens. Damals herrschte in dem Orden noch nicht jene Begierde nach Reichthümern, die jede andere Rücksicht sich unterordnete, und überdem wurde der Orden auch durch die Stiftung und reiche Ausstattung des Tempelhofes hinreichend entschädigt. Ferner hat man aus jener Zeit mehrere Beispiele von Rittern, die ihrer Gelübde entlassen wurden; so wie es damals auch noch wirklich Tempelherren gab, die in der Ehe lebten und zum Unterschiede nur das halbe Kreuz trugen. Was aber endlich die Lösung der Gelübde betraf, so war solches ein Vorrecht, welches die Großmeister dieses Ordens öfter ausgeübt haben, ohne daß es dabei der Genehmigung des Papstes bedurft hätte.

Wolfgang. Erlauben Sie mir auch eine Bemerkung. Sie nennen in ihrer Geschichte einen Großkomthur; diese Würde bestand aber in dem Tempelherrn-Orden nur allein, wenn der Großmeister gestorben und noch kein anderer gewählt worden war. Wie konnte also hier ein Großkomthur zugleich mit dem Großmeister auftreten.

Kammerherr. Ihre Bemerkung ist ganz richtig; doch da in der Handschrift, aus der ich meine Geschichte entnehme, ausdrücklich eines Großkomthurs erwähnt wird, so nehme ich an, daß entweder ein bei dem Tode eines Großmeisters ernannter Großkomthur diesen Titel auch, wenn seine Functionen aufhörten, nachmals zeitlebens fortführte, oder, was nicht weniger wahrscheinlich war, man gab dem Comthur von Jerusalem, der allerdings ein Großwürdeträger des Ordens war, den Titel eines Großkomthurs.

Pfarrer. Sie scheinen in der Geschichte jenes berühmten Ordens vorzüglich gut bewandert zu seyn; um so höher ist unsere Neugierde auf die Erzählung von der Zerstörung des Tempelhofes gespannt, durch die wir gewiß den Schleier in etwas gelüftet sehen werden, der uns das Wesen

jenes geheimnißvollen Vereins, der zwei Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Welt erregte, verdeckt.

Kammerherr. Ich fürchte Ihre Erwartung wird getäuscht werden, doch was ich weiß, will ich Ihnen bei unserer nächsten Zusammenkunft gern mittheilen.

Kuno. Ich hoffe, Hr. Kammerherr Sie gönnen uns die Ehre Ihrer Anwesenheit auch für Morgen, und dann dürften wir auch wohl auf die Befriedigung unserer Neugierde rechnen.

Kammerherr. Wenn ich nicht fürchten muß meinem gütigen Wirthe lästig zu werden, so nehme ich die Einladung an.

Der folgende Tag verging der Gesellschaft sehr schnell bei der Theilnahme an einer Fischerei. Dieses Vergnügen, welches der Stadtmann gar nicht kennet, hat für den auf dem Lande Lebenden, der das Naßwerden oder ein paar Moderflecken auf seinen Kleidern nicht scheut, einen unbeschreiblichen Reiz. Wenn das Wasser des Teiches allmählich sinket und in der letzten Vertiefung sich nun das zahlreiche Heer der Teichbewohner erblicken läßt; wenn die Schaaren von

fetten Spiegelkarpfen mit ihrem ſchwarzen Rücken aus der Oberfläche des ſeichten Waſſers hervorragen, und mitten unter ihnen die mächtigen Hechte unruhig ſich bewegen; wenn ferner eine Reihe muntrer Burſche und muthwilliger Mädchen ſich zum Fangen der Fiſche bereiten und der Fiſchmeiſter mit einer Stentorſtimme das regelrechte Fangen und Sortiren der Fiſche anordnet; wenn endlich bei dem Fangen hier ein ſtämmiger Burſche ausgleitet, und die Umriſſe ſeiner Figur in den weichen Moraſt zeichnet, dort eine geſchäftige Dirne, bei dem Bemühen einen rieſenhaften Hecht zu haſchen, ins Waſſer plumpt; ſo bietet dieſes eine höchſt originelle Scene dar, die zu den anziehendſten des Landlebens gehört. Die Gutsherrſchaft hat gewöhnlich auf dem Damme des Teichs, da wo der Abfluß des Waſſers und der Sammelort der Fiſche iſt, ein Zelt aufgeſchlagen, in welchem einige Herzſtärkungen vorhanden und worin das Mittagsmahl — vorzüglich in eben gefangenen und zur Stelle bereiteten Fiſchen beſtehend — eingenommen wird, wenn der Fang ſich bis über die Dauer eines halben Tages ausdehnet. Dieſes war auch gegenwärtig der Fall

und erst mit sinkendem Tage kehrte die Gesellschaft nach dem Schlosse zurück.

Der Kammerherr sah auf allen Gesichtern die Erwartung auf seine versprochne Erzählung ausgedrückt, er zögerte daher nicht länger sie, wie folget, vorzutragen.

Die Blutrache.

In einer seltnen Eintracht lebten die beiden Brüder Hartmann und Eimo von Odenstein bei einander. Noch im jugendlichen Mannesalter hatten sie vor nicht gar langer Zeit ihre Sporen erst verdient, und Hartmann der Aeltere war nach erlangter Volljährigkeit in dem Besitz der Burg und Herrschaft gesetzt worden, da sein Vater der alte gestrenge Burgherr Poppo von Odenstein schon längst zu seinen Vätern gegangen war.

Schon seit einem Jahrhundert war es in dieser Familie herkömmlich, daß der jüngste Sohn des Hauses Tempelherr wurde, und mehrere Odensteine hatten hohe Würden in diesem berühmten Orden bekleidet. Auch Eimo wollte dem alten Gebrauche folgen; aber Hartmann hielt ihn zurück, indem er ihm vorstellte: seine Burg habe ja Raum genug für zwei Familien, und die Herrschaft Odenstein sey hinreichend, um zwei ritterliche Häuser im Ueberflusse zu ernähren; Eimo möchte sich daher, gleich wie er selbst gethan, aus

den Töchtern des Landes eine wackere Hausfrau erkiesen und das Glück des Familienlebens genießen. Emir fühlte noch keinen Beruf zur Ehe, doch gab er gern dem Bitten des geliebten Bruders nicht in den Tempelherrn-Orden zu treten nach.

Die Odensteiner lebten mit den Rittern des benachbarten Tempelhofes in einem freundschaftlichen Verhältnisse und statteten sich gegenseitig öftere Besuche ab. Bei der Gelegenheit lernte denn Emo das muntere thätige Leben der Ritter kennen, er nahm Theil an ihren Festen und wohnte mancher von ihren Feierlichkeiten bei, die wohl sonst den Augen der Laien verborgen blieb. Was er von den Templern sah und hörte erweckte in ihm eine Vorliebe zu ihnen, und er würde ohne Weiteres um die Aufnahme in den Orden nachgesucht haben, wenn nicht die Bitten seines Bruders ihn davon abgehalten hätten.

Der Wunsch seinen Bruder in den Armen einer treuen Gattin, von einer Schaar blühender Kinder umgeben glücklich zu sehen war es wohl hauptsächlich, der Hartmann bewog seinen Bruder von dem Eintritt in den Orden abzuhalten; indeß fand noch ein anderer Grund statt, der nicht

weniger erfreulich war. Ein alter Oheim nämlich, der seit langen Jahren Mitglied des Ordens war, hatte zu Hartmann geäußert: es gäbe Geheimnisse in dem Orden, die allerdings geeignet wären ihre Mitwisser hoch über die gewöhnliche Menschheit zu erheben, die aber den, der sich nicht von den vorgefaßten Meinungen seines Zeitalters loszureißen vermöge, unaussprechlich unglücklich, und nicht selten zum unverbesserlichen Bösewicht machten. Durch diese Aeußerung wurde es bei Ritter Hartmann zur Gewissenssache, den Einfluß, den die Bruderliebe ihm auf Eimo gab, zu benutzen, um ihn von dem Eintritt in den Orden abzuhalten.

Er hatte seinen Zweck erreicht, denn Eimo gab seinen Bitten Gehör. Dabei hätte er es bewenden lassen sollen. Allein in einer vertraulichen Stunde entdeckte Hartmann dem Bruder die Aeußerung des alten Oheims und brachte dadurch eine ganz andere Wirkung auf Eimo hervor, als er mit seiner Offenherzigkeit beabsichtigt hatte.

Eimo hatte es bis jetzt für ein leeres Geschwätz gehalten, wenn es verlautete, der Orden besitze Geheimnisse, die vielen Rittern sogar nicht

entdeckt würden; jetzt da ein Templer selbst jenes ungewisse Gerücht durch seine Aussage glaubhaft gemacht hatte, erwachte in dem jungen Ritter der Wunsch in die Geheimnisse eingeweiht zu werden, die von großer Bedeutung seyn müßten, da man ihr Daseyn selbst unter einem so dichten Schleier verbarg. Ob sie von bedenklicher Art wären, kümmerte den kühnen Jüngling nicht, denn er traute sich, wie jedes frische, muthige, jugendliche Herz, die Eigenschaften zu, die erfordert werden, um ein gefährliches Wissen nicht zu mißbrauchen. Daß man aber als Eingeweihter in jenen Mysterien sich über den gewöhnlichen Standpunkt der Menschheit emporschwingen könne, war für Eimo ein Reiz in den Orden zu treten, der je länger je unwiderstehlicher wurde.

Er hatte Hartmann sein Ritterwort gegeben nicht ohne dessen Genehmigung in den Orden zu treten; diese Verpflichtung drückte ihn jetzt unbeschreiblich. Zwar der liebende Bruder würde seinen Bitten wohl nachgegeben und ihn seine Verbindlichkeit erlassen haben, doch nicht ohne tief gekränkt dadurch zu seyn, und Eimo mochte den Bruder nicht betrüben. Täglich wurde in ihm der Drang, dem Orden beizutreten, größer,

täglich wurde seine Laune trüber, und seine traurige Stimmung konnte Hartmann nicht verborgen bleiben.

Vergebens bot ihm dieser eine glänzende Ausrüstung an, damit an dem Kaiserlichen Hoflager erscheinen und sich der tapfern Schaar anschliessen könnte, die in den Fehden des Kaisers focht; umsonst wollte er ihm Ländereien und Mannen abtreten, damit er unter den adlichen Jungfrauen sich ein ehelich Gemahl aussuchen und heimführen könnte: Sein Sinn stand nur zum Orden und war allen andern Lebensverhältnissen abgewandt.

Diese beharrliche Sehnsucht Cimos nach dem dunkeln geheimnißvollen Ziele, überwand den Widerwillen Hartmanns gegen den Eintritt des Bruders in den Orden, und mit thränenden Augen gab er ihm sein Wort zurück. Nun wurde Cimo wieder froh, der rasche Lebensmuth erwachte in ihm wieder, er eilte zum Tempelhofe, wurde dort mit offnen Armen empfangen, und im kurzen prangte er mit dem rothen Kreuze auf seiner Brust.

Der neuaufgenommene Ritter widmete sich seiner Pflichten mit einem beyspiellosen Eifer. Keine Disziplin war so strenge, keine Entsagung so groß, daß er sich ihr nicht mit dem freiesten

Willen unterworfen, keine ihm auferlegte Pflicht so schwer, daß er sie nicht mit dem frohesten Muthe und auf das pünktlichste erfüllt hätte; sein einziges Verlangen war, recht viel für den Orden thun und den Umfang seiner Kräfte im Dienste desselben erschöpfen zu können.

Ein solcher Eifer konnte von den Vorstehern des Tempelhofes nicht unbemerkt bleiben. Der Komthur sah in Eimo eine neue feste Säule des Tempels entstehen; er sah durch ihn die Herrlichkeit des Ordens in Zukunft vermehrt, seinen Wirkungskreis erweitert und ihn seinem großen Ziele näher gebracht, und es schien ihm Pflicht den jungen Ordensbruder je eher je lieber in die Geheimnisse des Ordens einzuweihen, damit dessen Thatkraft ein weiterer Spielraum gegeben würde.

Eimo mußte einen Eid der Verschwiegenheit ablegen und dann machte ihm ein alter Ordensbruder folgende Eröffnung: „Ihr kennet, mein Bruder den Schutz und die Pflege der Pilger, die zum heiligen Grabe wallen, und den Krieg mit den Ungläubigen, um ihnen den Besitz des heiligen Landes zu entreißen, als den Zweck unseres Ordens. Hätte der Orden keine andere Bestim-

mung als diese, so träfe ihn mit Recht der Vorwurf, daß er der Welt unnütz sey; denn wo sind die Pilger die wir schützen und verpflegen, wo das Schlachtfeld, auf dem wir mit den Ungläubigen kämpfen? Der Tempelorden hat aber eine höhere Bestimmung. Er soll die Menschheit nach und nach von den Fesseln befreien, womit Aberglaube, Wahn und Vorurtheile sie befangen haben; er soll ihr die Fackel der Vernunft anzünden und ihr den Gebrauch dieses Gotteslichts lehren; er soll das Reich des Rechtes und der Wahrheit verbreiten und die Menschheit einem vollkommneren Zustande entgegen führen. Will er aber dieses, so muß er bei sich selbst anfangen. Wer andre lehren will, muß sich zuvor selbst von Vorurtheilen, Aberglauben und Leidenschaften frei gemacht haben, er muß Herr seiner Gefühle seyn; kein Band, das den Menschen an sein Geschlecht, das Herz an seine Empfindungen, die Seele an ihre Neigungen fesselt, darf ihn hemmen, auf dem Fluge zu dem hohen Standpunkt, auf den er sich schwingen will. Er muß sich von allem Menschlichen losreißen, wenn er der Menschheit Führer und Lehrer seyn will; Liebe und Haß müssen in seinem Busen erloschen

seyn, wenn er der Verbreiter der Wahrheit, des Lichtes und des Rechtes seyn will. So nur wird der Wille frei, und nur mit freiem Willen kann der Mensch das anerkannte Gute um des Guten willen thun."

„Es ist viel, dem Ihr entsagen sollt, und es gehört eines starken Geistes volle Kraft dazu, um sich schmerzlos von dem zu trennen, was der bessere Mensch zu seinem Glücke rechnet. Man wird Euch den milden, frommen Kinderglauben nehmen und ihr sollt die Wahrheit, von der Fackel der Vernunft beleuchtet, in ihrer Schauder erregenden Gestalt erblicken; der Schleier wird zerrissen, der Euch die Niedrigkeit der Menschheit verbirgt, und Ihr werdet sie in ihrer ekelhaften Blöße schauen. Jedes Gefühl der Liebe, jede sanfte Neigung wird in Euerem Busen ertödtet, aber auch jede Spur des Zornes und des Hasses in Euch vertilgt. Eure Hoffnungen werden beschränkt, eure Wünsche zurück gewiesen und kalt wie das ewige Schicksal müßet Ihr seyn, gleich unzugänglich dem Kummer wie der Freude, wenn ihr euern hohen Beruf erfüllen wollt."

So nur könnt Ihr ein Mitwisser der Geheimnisse des Ordens seyn, so nur könnt Ihr an

dem großen Werke arbeiten, deſſen Bau unſere Eingeweihten ſich zum Ziele geſteckt haben und welches einſt zu vollenden die größte aller Thaten ſeyn wird, die je die endlichen Kräfte der Sterblichen vollbracht haben. Nur in dieſer Arbeit findet der geweihte Templer ſeinen Beruf, in ihrem Fortrücken ſeine Belohnung; in dem Bewußtſeyn, der edelſten Beſtimmung zu leben, ſeinen Genuß.“

„Ich habe den Schleier gelüftet, der unſer Wirken verbirgt; wollt Ihr bei dieſen Ausſichten noch in die engere Gemeinſchaft der Wiſſenden treten, ſo macht Euch auf Prüfungen gefaßt, denen die Kräfte eines gewöhnlichen Menſchen nicht gewachſen ſind. Der Muth eines Mannes bei drohenden Gefahren, die Ausdauer des Helden bei körperlichen Anſtrengungen, die Geduld eines Frommen bei ungewöhnlichen Schmerzen, die Furchtloſigkeit eines Ritters bei Gegenſtänden des höchſten Schreckens, alles dieſes, obwohl es auch von Euch erfordert wird, reicht nicht hin um die Prüfung zu beſtehen, die man Euch auflegen wird. Blind muß Euer Vertrauen auf die Geweihten ſeyn; die Stimme der Religion, der Ehre und des Gewiſſens muß ſchweigen, wenn Ihr das vollbringen ſollt, was man Euch auf-

legen wird. Euer Gefühl wird empört, Eure Sittlichkeit beleidigt, Euer Herz zerrissen, Euer ganzes Wesen vernichtet und Euer Innere⸗ mit Abscheu und Entsetzen erfüllt werden; aber nur so, indem Euere ganze Menschheit zertrümmert wird, könnt Ihr die Feuertaufe empfangen, die Euch auf immer zu einem der Unsrigen macht. Die Form Eures Geistes muß zerbrochen werden, wenn Euer Ich zu einem Wesen sich gestalten soll, das uns angehört. Aber dafür stehet Ihr dann auch höher wie die übrige Menschheit, ihr seyd Ihren Genien beigesellt, die sie dem großen Ziele entgegen führen, welches ihre Bestimmung ist.“

War diese Andeutung der Prüfungen zwar im höchsten Grade schauderhaft, so konnte sie doch einen so kräftigen, muthvollen Jüngling, wie Eimo war, nicht zurückschrecken, da die Verheißung des erhabenen Standpunkts, den er dadurch erringen sollte, ihn unwiderstehlich lockte. Er bedachte sich nicht, sich den Prüfungen zu unterwerfen, und er wurde aufgenommen.

Wie dem Bettler, der im Traume sich ein Fürst zu seyn dünkte, wenn er erwacht; wie dem Schiffbrüchigen, der zwar auf festem Boden steht, aber so eben seinen ganzen Reichthum von den

Wellen verſchlungen ſah, ſo war Eine zu Muth als er die Weihe empfangen und die Lehren mitgetheilt erhalten hatte, die als das theure Geheimniß des Ordens bewahret wurden. Dort, in dem ewigen Dunkel der Pyramiden, wo es ſeinen Urſprung nahm, oder in des Morgenlandes milder Zone, wo es gepfleget und ausgebildet wurde, dort hätte es bleiben ſollen, denn dort mildert die Natur das herbe Wort der Lehre, und die matter ſchlagenden Herzen werden nicht ſo ſchmerzhaft ergriffen, wenn die kalte Wahrheit den liebenden Wahn zerſtört. Aber in Deutſchlands kühleren Gefilden, wo der Mann mit kräftiger Seele feſt an ſeinem Glauben hängt, wo er jede ſich ihm aufdringende Ueberzeugung klar, und von keinem gaukelnden Phantaſienſpiel verſchönt in ſich aufnimmt, da kann die Wahrheit nur ſchmerzlich verwunden, wenn ſie den langgehegten Glauben raubt, der eine Menge ſchöner Hoffnungen in dem Glaubenden weckte und pflegte.

Tiefſinnige auf die Gnoſis gegründete Lehren wurden dem Neugeweihten mitgetheilt. Sie läuterten deſſen Begriffe, ſie erhöheten ſeine Einſichten, aber indem ſie ihm den Verſtand erhellten, tödteten ſie in ihm den Glauben, und machten

sein reiches Gemüth zu einer wüsten Einöde, da sie von seinem innern Leben Farbe und Form verlöschten. Nicht mehr konnte er sich an den Bildern der Heiligen erbauen, denn nur als Schwärmer erschienen sie ihm, die den Zweck ihres Lebens verfehlten und da beteten, wo sie hätten handeln sollen. Offenbarungen beleuchtete er mit der Fackel der Vernunft und verwarf sie als thörigten Wahn, weil er sie sich nicht erklären konnte. Seine Andacht war dahin, der Zusammenhang war unterbrochen, in welchem er sonst mit dem Ewigen stand, denn nicht mehr durch Wunder offenbarte sich ihm der allmächtige Schöpfer, nicht mehr als Vater zeigte er sich ihm durch eine besondere Fürsorge, sondern er regierte nach den unwandelbaren Gesetzen der Natur, nach welchen der einzelne Mensch als ein unscheinbares Atom des unermeßlichen Ganzen keine Bedeutung hat.

Dahin kann es mit dem Menschen kommen, wenn er in seinem Dünkel sich in dem Bunde mit wenigen Auserwählten sich über die Menschheit stellen zu können vermeint, wenn er seinen Beruf verkennend, mit frecher Hand die Schleier aufzuheben wagt, wodurch das ewige Schicksal

uns das Licht verdeckte, welches zwar unsere Augen blenden, aber unsere Herzen zu erwärmen nicht vermag. Unstreitig hatten jene Stifter der geheimnißvollen Lehren im Orden einen sehr edlen Zweck. Sie wollten die Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens von der Menschheit lösen; sie wollten das göttliche Licht der Vernunft verbreiten, den Menschengeist in seine Rechte einsetzen und eine Gesellschaft von Lehrern bilden, für die ewig unmündige Menge. Aber sie sahen nicht voraus, daß ihre Schüler weiter gehen würden, wie es ihre Absicht war; daß sie kühn mit dem Wahn auch den Glauben angreifen, daß sie auch das bezweifeln würden, was unantastbar bleiben muß, wenn der Mensch den festen Stützpunkt nicht verlieren soll, der allein ihn vor der ewigen Unsicherheit bewahret, die ihn an seiner Vollendung hindert. Sie vergaßen ferner ihre Jünger und Nachfolger zu warnen, daß sie nicht solche Menschen in ihre geheimnißvollen Lehren einweihten, deren warme Phantasie und zartbesaitetes Herz nur zu leicht erstarrt, wenn die rauhe Wahrheit sich ihnen da plötzlich ohne Hülle zeigt, wo sie gewohnt waren sie nur unter

dem Schleier der dem Gemüthe ansprechenden Symbole zu sehen.

Timo gehörte zu diesen, und er wurde sehr unglücklich durch die Feuertaufe, die sein ganzes blühendes Gemüthsleben vernichtete und ihn in die dürre Wüste der kalten Reflection hinausstieß, die sein ungeübter Geist anzubauen nicht verstand. Die Prüfung hatte seinen Muth gebrochen, sein Gefühl empört, seine Selbstständigkeit vernichtet und die empfangenen Lehren waren unzureichend ihn dafür zu entschädigen. Nicht mehr für die Eroberung des heiligen Landes, sollte er kämpfen, sondern zur Ausbreitung des Reiches der Vernunft, das ihm in der Gestalt, wie es ihm gezeigt wurde, wie eine öde Steppe erschien, worin das Gemüth verschmachten mußte; seine Heiligen, waren ihm zu schwachsinnige Phantasten, seine Schutzengel zu todten Kräften der Natur, von dem Zufalle gehandhabt geworden, und seiner Gottheit hatte man das Menschliche geraubt, wodurch allein ihm möglich geworden war sich ihr zu nähern. Sein Zustand war bedauernswerth, denn ihm fehlte die Hoffnung für die Zukunft, die ihm keine Freuden bot, er konnte keine Entschädigung finden bei einem Rück-

blick in die Vergangenheit, da ihm alles, was ihm darin einst theuer gewesen war, als Wahn und Trug erscheinen mußte.

Eimo stand noch in den ersten Mannesjahren, wo Freundschaft und Liebe dem Herzen ein unentbehrliches Bedürfniß sind. Der Liebe hatte er durch einen Eid für immer entsagt; aber läßt sich wohl die Natur durch Eide binden? Als Freund hatte ihm bis jetzt sein Bruder Hartmann genügt, doch hatten ihre Seelen sich einander einigermaßen entfremdet, seit Eimo ein Templer geworden war. In Eimos Brust erwachte eine Sehnsucht, der er keine Namen zu geben wußte, da ihm seine Gefühle noch nicht klar geworden waren. Seine Seele suchte nach einem gleich gestimmten Wesen, das sich in dem Kreise der Ordensbrüder nicht befand. Eine Schranke hatte der Orden, und besonders die geheimnißvolle Weihe, zwischen ihm und der übrigen Menschheit gezogen und diese zu durchbrechen, an dem Busen eines Menschen wieder menschlich zu empfinden, dahin strebte sein Sinn.

Unfern dem Tempelhofe, aber von diesem durch einen dichten, beinahe unzugänglichen Forst geschieden, lebte auf einer kleinen Burg der Ritter

Ulrich von Wildenstein mit seiner Schwester Edita; beide noch in dem frischen Jugendalter, doch die Schwester um sechs Jahr jünger als der Bruder. Die Eltern dieser Geschwister waren vor nicht gar langer Zeit gestorben und hatten ihren Kindern nur ein geringes Erbe hinterlassen, deßhalb mußte Ulrich die ritterlichen Gelage der Nachbaren meiden, denn er konnte sie nicht erwiedern, und auf anderer Kosten zu schmausen, dazu besaß er zu viel Ehrgefühl. Seine Schwester Edita aber konnte ebenfalls aus Gründen der Sparsamkeit ihren Aufenthalt nicht im Kloster nehmen.

Diese Geschwister, von denen man ihrer Eingezogenheit wegen kaum wußte, daß sie da waren, lernte Cimo kennen, als er einst in den Geschäften des Ordens einen Ritt machte und sich bei der Heimkunft im Walde verirrte. Er traf bei dieser Gelegenheit auf Ulrichs Burg, da die Dunkelheit der Nacht ihn verhinderte auf dem unbekannten Wege weiter zu reisen, so nahm er die gastfreie Einladung des Burgherrn, bei ihm zu nächtigen, an. Der herzliche Empfang der beiden Geschwister, die ungekünstelte Guthmüthigkeit derselben und ihre rührende Ein-

falt, die nur eine Folge ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Welt seyn konnte, sprachen den Ritter wohlthuend an und er fühlte in ihrer Gesellschaft ein seltenes Wohlbehagen, so wie die beiden auch an ihm Gefallen zu finden schienen. Als er am folgenden Morgen Abschied nahm, bat Ulrich doch recht oft bei ihm einzusprechen und Eimo nahm die Einladung gerne an, da er sich zu diesen guten Menschen hingezogen fühlte.

Von nun an kam Eimo so oft, als er sich von seinen Geschäften los machen konnte, nach Wildenstein. Die Jagd diente ihm zum Vorwande seines Besuches und seiner öftern Abwesenheit vom Tempelhofe; doch war er einmal dort, so ruhete der Jagdspieß, und er brachte vielmehr seine Zeit in Ulrichs und Editas Gesellschaft zu, die mit großer Neigung an ihn hingen.

Freundschaft für Ulrich, Liebe zu Edita war es, was Eimo nach Wildenstein zog und was ihm dort die Tage zu Stunden, die Stunden zu Augenblicken wandelte. Nur dort war er froh, nur dort erwärmte sich sein, durch die Geheimnisse der Templer erkaltetes Herz. Aber lange konnte es nicht währen, so mußten seine Wünsche einen

weitern Spielraum gewinnen und er sich die Frage vorlegen: wohin seine Neigung zu Edita führen solle?

Diese Frage, so bald er sie sich deutlich gedacht hatte, zeigte ihm plötzlich die unermeßliche Kluft, die ihn auf ewig von dem Glück der Liebe trennte. Hatte er nicht geschworen, keines Weibes Mann zu seyn? hatte er nicht, indem der weiße Gürtel um seine Hüften geschlungen wurde, jeder menschlichen Neigung entsagt? Die Trostlosigkeit seines Verhältnisses stand mit allen ihren furchtbaren Einzelnheiten vor seinen Augen, und er sah nur eine lange Reihe der schmerzlichsten Entbehrungen vor sich, ohne daß sich ihm eine Entschädigung dafür dargeboten hätte. Nun verwünschte er seinen voreiligen Eintritt in den Orden und wurde von der schmerzlichen Reue gefoltert, sich selbst um alle Lebensfreuden betrogen zu haben.

Ritter Ulrichs Besitzung lag mitten im Gebiethe der Tempelherrn und die Vorsteher des Tempelhofes hatten längst den Wunsch gehägt, sie mit ihren Gütern zu vereinigen. Die Burg durch Kauf an sich zu bringen ging nicht wohl an, da Ulrich das väterliche Erbe um keinen mäßigen

Preis hergegeben haben würde; man dachte also darauf ihn zum Eintritt in den Orden zu veranlassen, da dann die Burg dem Tempelhofe zufallen mußte. Edita wollte man aber in einem Kloster unterbringen. Man hatte darüber schon den Ritter Ulrich von Werten ausgefragt, und ihn dem Antrage nicht abgeneigt gefunden. Dieses war noch vor Eimos Bekanntschaft mit Ulrich geschehen. Ulrichs Neigung in den Tempelorden zu treten, war durch Eimos Bekanntschaft noch verstärkt worden, und er machte diesem seine Absicht bekannt. Eimo erschrack, als er von dem Vorhaben seines Freundes hörte und bat diesen dringend davon abzustehen. Ulrich war für den Orden wohl vorzüglich, deßhalb eingenommen, weil sein Freund auch dazu gehörte, er wollte daher Gründe haben ehe er von seinem Vornehmen abstand und was Eimo dagegen sagte, überzeugte ihn nicht. Nun sahe dieser, wollte er den Eintritt seines Freundes verhüten, sich genöthiget seinem Eide zuwider einige Geheimnisse des Ordens aufzudecken, wodurch er denn auch seinen Zweck erreichte, aber sein Gewissen dagegen mit dem Vorwurf belastete, den geleisteten Eid gebrochen zu haben. Er hatte nicht anders

können; denn so wie er Ulrich mit seinem tiefen Gefühle, mit seinem frommen gläubigen Herzen kannte, mußte dieser untergehen, wenn er in die Geheimnisse des Ordens eingeweihet würde. Und sollte er dieses treue Herz an dem Schmerze über den ihm genommenen beseeligenden Glauben vergehen sehen? Nein, das konnte er nicht! es galt die Wohlfahrt eines ihm werthen Menschen; sie zu retten machte er sich eines Meineides schuldig.

Ulrich vertraute den Worten des Freundes und stand von seinem Vorsatze ab. Aber er trauerte um Eimos Schicksal, dessen Härte er wohl erkannte. Nicht minder betrübt wurde Edita, als sie es sich gestehen mußte, sie liebe den Templer, und ihre Liebe sey hoffnungslos. Ihn fliehen wäre vielleicht das Heilsamste für sie gewesen; aber wohin sollte sie? und würde er es nicht für eine Undankbarkeit gehalten haben; er, der ihren Bruder durch seine freundschaftliche Warnung vor einem lebenslangen Unglück bewahret hatte? Ach, und konnte sie sich losreißen von Dem, an den ihre Seele mit den festen Banden einer unwiderstehlichen Neigung gefesselt war.

Eimo tobte gegen die Feſſeln ſeiner Gelübde, die zu zerbrechen ihm ſo unmöglich war, als ſie länger zu ertragen. Er wollte gegen ſeine Neigung kämpfen, und fühlte ſich dazu zu ſchwach; er wollte Edita fliehen und vermochte es nicht. Wider Willen trug er ſeinen Kummer zur Schau, denn ſein Geſicht war der klare Spiegel ſeiner tiefbekümmerten Seele, und dadurch wurde das, was er feſt in ſeinem Buſen verſchloſſen glaubte, von Andern errathen und erforſcht.

Hartmann, der ſeinen Bruder innig liebte, war keiner der letzten, die Eimos Neigung erriethen. Er wünſchte ihn glücklich zu ſehen, und hielt keinen Preis zu theuer, um die Ruhe ſeines Bruders zu erkaufen. Ohne Eimo etwas davon zu ſagen begab er ſich zum Prior des Tempelhofes und bot dieſem die Hälfte ſeiner Güter an, wenn er Eimos Gelübde löſen wollte. Der Prior, ein Mann kalt wie Eis und liſtig wie eine Schlange, entſchuldigte ſich damit, daß die Löſung von dem Ordens-Gelübde allein dem Großmeiſter zuſtehe, fügte aber hinzu, daß er dem Ordenshaupte, ſeiner Pflicht zu Folge, davon abrathen müſſe. Denn Ritter Hartmann ſey ja von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit und habe

erſt einen Erben; leicht könne er und ſein Söhnlein ſterben, und dann ſey ja ohnedem der Orden der unbezweifelte Erbe aller ſeiner Güter. Mit tiefer Verachtung verließ Hartmann den Kaltherzigen.

Timo, der den Orden beſſer kennend, nie auf eine Loßzählung von ſeinen Gelübden gerechnet hatte, fing an über die Rechtmäßigkeit ſeines, dem Orden geleiſteten Eides nachzudencken. Konnte der Orden den Eid des Gehorſams von ſeinen Mitgliedern fordern, da er den Zweck ſeiner Stiftung Beſchützung und Pflege der Pilger, die nach dem heiligen Grabe wallten, und Befreiung des heiligen Landes von den Ungläubigen, um deſſen willen er ſo viele reiche Stiftungen erhalten hatte, nicht mehr erfüllte? Wer gab ihm das Recht ſich einen andern Beruf zu wählen! und was hatte er gethan, um dieſen ſelbſt gewählten Beruf zu erfüllen? Rechte ohne Pflichten ſind nicht denkbar. Wollte der Orden Rechte über ſeine einzelnen Mitglieder ausüben, ſo mußte er auch Pflichten übernehmen und erfüllen; welche Pflicht wollte aber der Orden ſeinen Rittern zu leiſten ſchuldig ſeyn? Keine andere als den in die Geheimniſſe Eingeweiheten höhere

Erkenntniſſe, und dadurch höheres Glück zu gewähren. Und waren die Eingeweihten glücklich? waren ſie nicht vielmehr durch die zweideutige Erkenntniß, zu der ſie gelangten, bangen Zweifeln oder entfeſſelten Begierden hingegeben? Nein, der Orden kann kein Recht zu den unermeßlichen Opfern haben, die er von ſeinen Mitgliedern fordert, und alle ihm geleiſteten Eide ſind nichtig, da er ſelbſt keine ſeiner Verheißungen erfüllt.

So dachte Ritter Eimo und bald handelte er auch in dieſem Sinne. Hartmann beſaß aus der Mitgift ſeiner Gattin, tief im Gebirge liegend eine Burg, deren Daſeyn ihrer Abgeſchiedenheit wegen nur von Wenigen gekannt und die, ihrer Lage auf einem ſchroffen Felſen halben, beinahe für unüberwindlich gehalten wurde. Dahin wollte Eimo mit ſeiner Geliebten fliehen, und dort vor allen Verfolgungen des Ordens geſichert leben. Gern trat Hartmann ihm dieſe Burg ab. Edita folgte mit Freuden dem geliebten Manne, nachdem ſie heimlich durch eines Prieſters Hand ehelich mit ihm verbunden worden war, und Ulrich gab gern ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung, da er nicht zweifelte, der Orden würde

gegen reiche Geschenke, wozu Hartmann sich verstand, seinen Schwager von seinem Gelübde entbinden, wenn er sähe daß es nicht mehr zu ändern sey.

Der Prior der Templer mochte wohl einen solchen Entschluß bei Eimo vermuthet haben, denn er ließ ihn beobachten, und da blieb ihm denn des Ritters Vorhaben kein Geheimniß mehr. Er nahm Maaßregeln um des Abtrünnigen habhaft zu werden, da er ihn zum Beispiele für die andern Brüder auf das strengste bestrafen wollte. Aber Eimo hatte dieses voraus gesehen und die Vorsicht gehabt, sich als er sein junges Weib heimführte, von einer großen Schaar wohlgerüsteter Reisigen seines Bruders begleiten zu lassen. Knirschend sahe der Templer-Obere, der sich mit einem Haufen Gewaffneter in den Hinterhalt gelegt hatte, um Eimo zu fahen, diesen vorüber, und in die Felsenburg einziehen, denn er war mit seiner Mannschaft zu schwach ihn nieder zu werfen

Der Ordens-Prior schäumte vor Wuth, als auf diese Weise sein Schlachtopfer ihm entgangen war, und gelobte in Gegenwart des versammelten Ordenskonvents die gräßlichste Rache an den

Abtrünnigen zu nehmen, so bald sich eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Offen durfte er weder ihn noch seinen Bruder, der ihn durch seinen Schutz der Strafe entzogen hatte, angreifen, denn in Frankreich hatte sich über die Tempelherrn ein Ungewitter zusammen gezogen, welches die größte Vorsicht nöthig machte, damit dem ohnehin gehaßten Orden nicht noch mehr Feinde erweckt würden. Auch durch das heimliche Gericht konnte man nicht an Eimo kommen, denn stets waren die Templer Widersacher der heiligen Vehme gewesen, und hatten immer die von ihr Verfolgten in Schutz genommen. Darum beschloß der Prior mit List zu verfahren, um sich und den Orden zu rächen.

Eimo genoß unterdessen in den Armen seiner jungen Gattin Tage der höchsten Wonne. Je weniger er auf die Freuden des ehelichen Glücks hatte hoffen dürfen, um so süßer waren sie ihm, und Edita die reine zarte Seele mit einer Hülle von unaussprechlichem Liebreiz begabt, konnte nur mit ihrem reichen, tiefen Gemüth dem Mann ihrer Liebe einen Himmel auf Erden bereiten. Gern ertrug Eimo den Zwang, sich seiner Sicherheit wegen nie weit von seiner Burg entfernen

zu dürfen, und des Umgangs mit seinen Freunden entbehren zu müssen, denn der Besitz des liebenswürdigsten Weibes entschädigte ihn ja so überreich dafür.

Der Prior schien seine Rache aufgegeben zu haben; denn kein Versuch zur Ausführung derselben wurde bemerkt. Auch hatte er Hartmann andeuten lassen, er wäre nicht abgeneigt die Lösung von Eimos Gelübde zu bewirken, wenn er den Orden auf eine angemessene Weise dafür entschädigte. Hartmann, der seinen Bruder gegen die Rache des Ordens gesichert zu sehen wünschte, war bereit dazu, und fing deßhalb Unterhandlungen mit dem Prior an.

Bei diesen guten Aussichten glaubte Eimo um so eher es wagen zu dürfen, zuweilen in der Nähe der Burg zu jagen. Dem jungen kräftigen Manne wollte auf die Länge die immerwährende Unthätigkeit doch nicht behagen, und die Leibesbewegung wurde ihm ein dringendes Bedürfniß, welches er befriedigen mußte, wenn er seine Gesundheit erhalten wollte. Er verabsäumte aber dabei nicht die nöthige Vorsicht, sondern blieb in der Nähe der Burg und ließ sich stets von einigen treuen Knappen begleiten, damit er bei

einem unverſehenen Ueberfalle Widerſtand leiſten könne.

Einſt, als Eimo ſich auf der Jagd befand, hörte Edita am Fuße des Felſens, auf dem die Burg ſtand, ein jämmerliches Winſeln und erfuhr auf ihr Fragen, daß die Herzzerreißenden Töne von einem Weibe herrührten, das auf die Burg habe kommen wollen, aber von Kindesweheu befallen ſey. Edita ſelbſt guter Hoffnung, eilte in Begleitung einer Magd hinunter, um der Kranken Beiſtand zu leiſten, und ſie unter ihrer Aufſicht in die Burg bringen zu laſſen; kaum war ſie aber zur Stelle, als ſich die angebliche Kranke aufrichtete, Editen ergriff und mit ihr in den nahen Wald eilte. Die Knappen, von ferne dieſes gewahrend, eilten nach und Eimo der eben von der Jagd heimkehrte ſchloß ſich ihnen an. Aber ſie ſtießen auf eine Schaar Reiſigen, in deren Gewalt ſich Edita befand und die nun auch Eimo umzingelten, ihn niederwarfen, feſſelten und gefangen mit ſich fortführten.

Es war der Templer-Prior, der dieſen Ueberfall veranſtaltet hatte. Durch Unterhandlungen hatte er Eimo ſicher machen wollen, und dieſe Liſt gelang ihm, wie wir eben geſehen haben, nur zu gut,

Das gefangene Ehepaar würde nach dem Tempelhofe gebracht und von dem Prior mit teuflischer Freude empfangen. Eimo sah voraus, daß er rettungslos verloren sey, er ergab sich in sein Schicksal und bat sein unschuldiges Weib zu entlassen. Aber der Prior erwiederte hohnlachend, nicht also, mein Bruder, die Theilnehmerin Eurer Schuld muß mit Euch büßen; überdem aber ist sie ein gar passendes Werkzeug um Eure Strafe zu verstärken.

Der rachsüchtige Ordensobere ließ das Kapitel sich versammeln und die Gefangenen vorführen. Dem Ritter Eimo hielt er sein Verbrechen des doppelten Eidbruchs vor, da er die Geheimnisse des Ordens verrathen und seinem Gelübde zuwider sich verehelicht habe. Er ließ den Schuldigen mit den Händen und Füßen an eine Säule binden und dann Edita vor seinen Augen hinrichten. Der unglückliche Eimo raſete bei diesem Anblick, er stieß Gotteslästerungen aus, und noch ehe seine unschuldige Gemahlin ihr Leben unter den Händen des Henkers geendet hatte, war der Beklagenswerthe von einem furchtbaren Wahnsinn umfangen. Noch jetzt war der Rache durst des Ungeheuers nicht gestillt, doch da er

begriff, daß er den Schmerz des Gequälten nicht mehr erhöhen könne, weil er schon seines Gefühls gänzlich beraubt war, so befahl er das Herz desselben zu durchbohren.

Diese Gräuelthat sollte den jüngern Brüdern des Ordens ein warnendes Beispiel seyn, damit sie ihre Gelübde nicht brechen, die Geheimnisse des Ordens nicht verrathen sollten. Allein die Gemüther der Ritter wurden davon mit Abscheu erfüllt, und nur die Furcht vor dem tyrannischen Prior hielt sie ab, ihre Entscheidung darüber laut werden zu lassen. Aber Berthold von Geiereperg, der jüngste Ritter, der eine große Anhänglichkeit für Eimo gehabt hatte, verließ den Tempelhof, floh zu Hartmann und verkündigte ihm das qualvolle Ende seines Bruders.

Der sanftmüthige Hartmann fühlte sich bei dieser Nachricht von Löwengrimm durchglüht und schwur den Tempelhof zu brechen und seine Bewohner alle von der Erde zu vertilgen, und wenn er gleich darüber in Bann und Acht verfallen sollte. Er bot seine Vasallen auf, bewaffnete alle seine wehrhaften Knechte und rief seine befreundeten Nachbaren auf, ihm in dieser Fehde beizustehen. Er hatte eine furchtbare Heer-

ſchaar zuſammen gebracht, und konnte ſeiner Rache gewiß ſeyn, denn im Tempelhofe war nicht Mannſchaft genug ihm zu widerſtehen, und die andern Ordenshäuſer waren zu fern um den Ritter Hilfe leiſten zu können.

Der Tag zum Angriff des Tempelhofes war feſtgeſetzt und nahete heran. Die große Schaar der Krieger, die gegen die verhaßten Templer fechten ſollten, war um die Burg Odenſtein gelagert und harrte mit Ungeduld dem Augenblick des Aufbruchs entgegen. Hartmann ſtand auf der Mauer und überblickte das weite Lager mit einer trüben Freude; ihm zur Seite Berthold, der wie er, nur in dem Gedanken an die nahe Rache lebte. Da nahete der Burg ein Ritter der Einlaß begehrte. Als er von dem Burgherrn empfangen wurde, gab er kund: Er ſey in dem fernen Italien angeſeſſen, aber jetzt zum Beſuche bei einen nahe wohnenden Ritter geweſen, und da er gehört habe, daß Herr Hartmann einen Spahn mit den Templern ausfechten wolle, ſo komme er ihm ſeinen Arm zu dieſer Fehde anzubieten. Hartmann wies den Antrag des Ritters zurück, da er einen Fremden nicht in die Mißtrache verwickeln wollte; aber der verſicherte,

von den Tempelherrn eine tödtliche Beleidigung erlitten zu haben, die nur mit Blut ab e.aſchen werden könne, und nun nahm Hartmann ihn gern zum Mitkämpfer an.

Als am Abende nach deutſcher Sitte die Humpen wacker geleert wurden, fühlte ſich Hartmann plötzlich unwohl, bald darauf klagte auch Berthold über Schmerzen in den Eingeweiden und der Fremde, der ſich unter einem Vorwande aus dem Saale entfernt hatte, war, man wußte nicht wie, aus der Burg verſchwunden. Es blieb kein Zweifel, daß Hartmann und Berthold von dem Fremden vergiftet worden waren, und daß dieſes auf Anſtiften der Tempelherrn geſchehen ſey, lag am Tage.

Ulrich von Wildenſtein der, wie natürlich, Theil an dem Zuge gegen die Templer nahm, war gerade an dem Tage auf der Jagd geweſen und kehrte erſt heim, als ſein Bruder und Berthold im Todeskampf begriffen waren. Auch er würde wahrſcheinlich auf gleiche Weiſe gemeuchelmordet worden ſeyn, wenn er früher zurück gekehret wäre. Er drückte ſeinen Freunden die Augen zu, und dann gebot er den verſammelten Kriegern ſo gleich den Aufbruch gegen den Tem-

pelhof. Je unvermutheter er die Tempelherrn überfiel, um so weniger waren sie zum Widerstande vorbereitet; in der Meinung, daß Hartmanns Tod der Fehde ein Ziel setzen würde, hatten sie alle Sicherheitsmaaßregeln vernachläßigt, und Ulrich erstürmte schon bei dem ersten Angrif den Tempelhof. Alle Ritter fielen in seine Hände, als willkommne Opfer seiner Rache. Taub gegen ihr Flehen um Schonung, ließ er sie mit dem Prior zwölf an der Zahl, an die Säulen des Kapitelsaals binden und dann Feuer in den Tempelhof legen. Die Unglücklichen kamen alle in den Flammen um. Ulrichs Rache blieb unbestraft, denn der Ruf hatte den Tempelherrnorden gerichtet, und der Schauplaz so vieler Gräuel blieb bis zum heutigen Tage ein öder Trümmerhaufen.

Beim Himmel! rief der Doctor, eine höchst schauderhafte, aber wohlverdiente Rache die Ulrich an den Tempelherren nahm. Diese Geschichte gibt abermals einen Beweis, daß der Tempelorden ein höchst verderbliches Institut war, dessen Aufhebung nicht nur gerechtfertigt werden

kann, sondern als eine Wohlthat für die Menschheit anerkannt werden muß. Mag immerhin Philip der Schöne auch noch seinen besondern Vortheil bei der gewaltsamen Vertilgung dieses Ordens gehabt haben, und mag seine Strenge dabei zuweilen auch an Grausamkeit gegrenzt haben; so viel bleibt ausgemacht, der Hauptsache nach hatte er Recht und Unregelmäßigkeiten in den Nebensachen entschuldigt der Geist des Zeitalters.

Pfarrer. Wie ist es möglich, mein theurer Freund, daß sie nach den in den neueren Zeiten von so gelehrten Männern gemachten Untersuchungen über die den Tempelherren beigemessenen Verbrechen, den Orden derselben schuldig, und Philips Grausamkeiten gerecht finden können? Gibt nicht das augenscheinlich partheyische Verfahren der Richter, geben nicht die Regellosigkeiten, die sie sich bei der Führung der Untersuchung erlaubten, den klaren Beweis, daß man keiner wirklichen Verbrechen sie überführen konnte? denn bei der großen Theilnahme, die aller Orten das Volk für die Templer äußerte, würden die Verfolger derselben wohl nicht unterlassen haben,

ihr Verfahren auf alle nur mögliche Weise zu rechtfertigen.

Doctor. Gerade die Ueberzeugung König Philips und Clemens V. und der von diesen beiden eingesetzten Richter von der Schuld der Tempelherren war es, die ihnen den Muth gab der Meinung des Volkes entgegen zu handeln und sich über manche Formen wegzusetzen. Es ist ja der Weltlauf, daß sich das Unrecht stets durch die Formen zu decken sucht, wenn dagegen das Recht sehr oft sie verschmähet.

Wolfgang. Ich sollte meinen, das Recht könne nie der Form entbehren; denn die Ausübung des Rechts kann ja nur auf einem geraden Wege, welches eben die Form ist, geschehen und jede Abweichung davon ist schon, selbst ohne Rücksicht auf den Zweck, an und für sich ein Unrecht. Und bei dem so leicht möglichen Irrthum dem jedes menschliche Urtheil unterworfen ist; wo wäre ein Maaßstab für menschliche Handlungen, wenn es die Form nicht wäre?

Kammerherr. Lieber Doctor, ich kenne Sie nicht nur als den rechtlichsten Mann von der Welt, sondern weiß auch daß niemand mehr wie Sie die rechtliche Form ehret, da Sie solche

schon oft, und gewiß aus voller Ueberzeugung für die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung erklärt haben: was kann Sie jetzt veranlassen sich so geradezu gegen Ihre Maximen auszusprechen? Gestehen Sie nur ihr tief eingewurzelter Haß gegen alle geheime Gesellschaften, wozu der Orden der Templer freilich auch zu zählen ist, macht Sie befangen.

Doctor. Daß ich befangen bin, glaube ich nicht, denn in allen Fällen, und so auch hier halte ich mich an den Kern und finde die Hülse keiner großen Berücksichtigung werth. Meine Feindschaft gegen alle geheime Gesellschaften räume ich Ihnen gern ein.

Wolfgang. Welchen Grund haben Sie alle geheime Gesellschaften zu hassen? mich dünkt es giebt auch solche, die Achtung und Ehrfurcht verdienen.

Doctor. Meiner festen Ueberzeugung nach nicht. Was war der Beweggrund zur Stiftung aller geheimen Gesellschaften? Ejeiomus! was ihr Zweck? auf Kosten der übrigen Menschheit Vortheile zu erlangen! So die geheimen Gesellschaften des Alterthums und der Vorzeit; so

diejenigen, die in unsern Tagen noch ihr Wesen treiben.

Pfarrer. Schwerlich würden Sie diese Behauptungen beweisen können. Wir haben im Alterthume Gesellschaften gehabt, die einem wahrhaft edlen Zwecke sich weiheten, und die der Menschheit einen wesentlichen Nutzen gewährten; ich will nur die Pythagoräer und die Essäer nennen. Das Mittelalter zeigt uns, die Gnostiker und, freilich gegen ihre Meinung, die Tempel-Herren als Vereine, die ihre eigene sittliche Vervollkommnung und die der Menschheit sich zum Ziel gesteckt hatten; in unsern Zeiten hat es gleichfalls nicht an Gesellschaften gefehlt, die sich einen gleich rühmlichen Wirkungskreis gewählt haben.

Doctor. Es macht Ihrem Charakter Ehre, mein bester Freund, nur die gute Seite von jeder Sache in Betracht zu ziehen; indessen wie achtungswerth ich auch diese Ihre Neigung finde, die nur aus einem wahrhaft guten Herzen kommen kann, so darf ich doch der Wahrheit nichts vergeben und diese nöthigt mich zu erklären: daß ich die Pythagoräer für Schwärmer halte, welche das wirklich Gute was sie lehrten mit einer Menge Abgeschmacktheiten vermischten und so dessen

Wirkung auf die Menge schwächten; die Essäer waren nicht allein Schwärmer, sondern auch Heuchler oben drein. Was die Gnostiker und die verschiedenen aus ihrer Mitte entstandenen Zweige betrifft, so ist ja nicht nur die Ungereimtheit vieler ihrer Lehrsätze bekannt, sondern auch erwiesen, daß sie sich den unnatürlichsten Lastern und Schändlichkeiten hingaben, die sie wahrhaft verabscheuenswerth machten. Die Tempelherren aber nahmen in ihre Mysterien die Lehrsätze und die Gebräuche der Gnostiker auf, und wenn wir also auch ihren Stolz, ihren Eigennutz, ihre Verrätherei und die Aufwiegelung der Völker gegen ihre Fürsten übersehen wollen, so müssen wir sie doch wegen ihren gnostischen Lehren und in Folge derselben getriebenen Laster verabscheuen und verdammen. Die Gesellschaften unserer Tage? nun am Besten ich schweige davon, um nicht vielleicht bei Einem oder dem Andern aus unserer Gesellschaft auf eine wunde Stelle zu treffen, deren Berührung schmerzhaft seyn müßte.

Pfarrer. Halten Sie es mir zu gut, wenn ich Ihnen den Vorwurf machen muß, daß Sie vom Vorurtheil gegen die geheime Gesellschaften eingenommen sind, wozu Sie sich von den An-

schuldigungen und Schmähungen der Gegner haben verleiten lassen, ohne die Vertheidigungen der Angeklagten zu berücksichtigen. Selbst wenn ich, — was ich beiläufig gesagt gar nicht gesonnen bin — es Ihnen einräumen wollte, daß die Pythagoräer Schwärmer waren, so kann ich doch darin mit Ihnen nicht übereinverstanden seyn, daß die Schwärmerey in allen Umständen etwas Böses sey, und Schwärmer stets etwas Böses stifteten. Aber die Pythagoräer und ihre Lehrsätze besonders erwogen: was finden Sie tadelnswerthes in Ihnen? Das schöne Ziel welches diese Sekte sich steckte, die sittliche Vervollkommung des Menschen und die Entfeßlung des Geistes von den Banden roher Sinnlichkeit, verdient, sollte ich meinen, alle Achtung; die Mittel, wodurch sie zum Zwecke kommen wollten; Kenntniß der Mathematischen Wissenschaften, fortgesetztes Selbstbeschauen, Beobachtung der physischen Natur, Sittenreinheit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von Genüssen, die die regelmäßigen Functionen des Körpers stören: was haben Sie dagegen? Waren die Pythagoräer nicht friedliche, sittlich gute Menschen? Daß sie die Seelenwanderung und einige andere Meinungen lehrten,

die wir gegenwärtig verwerfen? Wer könnte noch über Meinungen ſtreiten wollen, da in jedem Zeitalter andere herrſchend werden. Mit den Eſſäern war es ganz derſelbe Fall, und da jedes Menſchliche einer endlichen Ausartung unterworfen iſt, ſo darf es uns eben ſo wenig wundern, als ihnen zum Vorwurf gereichen, wenn ſolches auch bei ihnen geſchah. Die Lehren der Gnoſtiker waren ebenfalls urſprünglich erhaben und gereichten dem menſchlichen Geiſte zur Ehre. Freilich wurden in ihr Syſtem, ſo wie in die Syſteme aller von ihnen abſtammenden Sekten, in ſpäteren Zeiten Albernheiten, Lächerlichkeiten, vielleicht ſogar Abſcheulichkeiten hineingetragen; doch deßhalb können dieſe geheime Geſellſchaften nicht ſo ganz unbedingt verdammt werden; denn wir wiſſen, daß die Kabbala, das Fundament ihrer Lehren, einſt eine im hohen Grade geläuterte Philoſophie war, die wir vielleicht noch gegenwärtig nicht vollkommner beſitzen. Das aber, was die Kirchenväter von ihnen erzählen, trägt wohl zu offenbar den Stempel der Verleumdung, um von dem unbefangenen Forſcher für wahr gehalten zu werden.

Ich komme auf die Tempelherren und will

Ihnen nicht verhehlen, daß es mich schmerzt nach dem was Auton, Münter, Raynouard und Andere zur Vertheidigung dieses unschuldig verleumdeten Ordens gesagt haben, von Ihnen noch die längst gründlich widerlegten Anklagen von Stolz, Eigennutz, Verrätherey und Aufwiegelung der Völker gegen ihre Fürsten, hören zu müssen. Wie ich merke haben Sie aus Hr. von Hammers Mysterium Baphometi revelatum geschöpft, doch da sind Sie gewaltig irre geleitet worden; denn dieser übrigens gründliche Sprachforscher hat sich von einer vorgefaßten Meinung hinreißen lassen, hat stets bei seinen Untersuchungen die gehässigste Seite aufgesucht und zu gezwungenen Erklärungen seine Zuflucht genommen, weil er die Templer einmal schuldig finden wollte. Er ist uns noch den Beweis schuldig geblieben, daß die verrufenen Baphomeths Bilder wirklich von Tempelherren, oder auf ihre Veranlassung gearbeitet worden; ferner daß sie den Sinn der obscönen Arabischen Inschriften kannten; und so lange er dieses nicht erwiesen hat, wird er auch keinen gegründeten Verdacht auf die Tempelherren bringen, daß sie sich der abscheulichen Verbrechen schuldig gemacht haben, die er ihnen beymißt.

Höchstens kann man ihm einräumen, daß die Templer in ihren inneren Vereinen die Lehren der Gnosis angenommen hatten und dieses ist an sich keineswegs verwerflich, da jene Lehren, wie schon gesagt, mit zu dem Erhabensten gehören, was der Menschengeist erfunden hat.

Kammerherr. Wir sind da unvermerkt auf einen Gegenstand gerathen der von sehr zarter Natur ist und leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte; es wäre daher vielleicht gut, wenn wir ihn unerörtert ließen.

Pfarrer. Ich erkenne die Absicht Ihrer freundschaftlichen Erinnerung und achte sie. Nur dieß einzige erlauben Sie mir noch über die geheimen Verbindungen unserer Tage zu sagen: daß man sie doch nicht verdammen sollte, ehe man sie genau kennt. Im Grunde giebt es keine geheimen Verbindungen in unserer Zeit, denn keine Regierung duldet sie. Derjenige Verein aber, der oft noch so genannt wird, vielleicht weil er seine Zusammenkünfte nicht auf öffentlicher Straße hält, ist in der That nicht im mindesten geheim; doch wahr ist es, wer nicht selbst ein Mitglied davon ist, der kann den ganzen Umfang seines Wirkens nicht übersehen. Indessen sollte

man eben deßhalb ihn auch nicht tadeln und noch weniger ihn anfeinden. Hätte man Beweise, daß er eine schädliche Wirkung auf die Gesellschaft äußerte, so würde man gewiß nicht unterlassen haben solche gegen ihn geltend zu machen; da dieses aber bis jetzt nicht geschehen ist, so leuchtet wohl ein, daß er nicht nachtheilig für den Staat im Ganzen oder für dessen einzelne Glieder seyn kann. Wollte man aber auch seine Unschädlichkeit zugeben, dagegen aber behaupten, er sey eine zwecklose Spielerei, so muß ich bitten zu erwägen, daß alles Zwecklose sich nur eine kurze Zeit zu halten vermag und dann in seiner eigenen Gehaltlosigkeit untergehet; welches bei diesem Vereine doch wohl nicht der Fall ist. Uebrigens glaube ich durch diese Erklärung, die mir hier an ihrem Platze schien, meinem lieben Freunde nicht wehe gethan zu haben.

Doctor. Nicht im mindesten; unter Freunden muß Offenherzigkeit gelten. Doch wünschte ich wohl bei einer schicklichen Gelegenheit mich näher mit Ihnen darüber zu verständigen.

Pfarrer. Ich werde mit Vergnügen dazu bereit seyn, sobald Sie wollen.

Doctor. Nun nächstens dann!

Die Gesellschaft hatte sich am andern Morgen trennen wollen, allein ein heftiger Regen der ununterbrochen fiel, bewog sie den vereinten Bitten Wolfgangs und Kunos, in Hartenfels besseres Wetter abzuwarten, nachzugeben. Es war einer von den schauerlichen Octobertagen, worin die Natur erst ihren traurigen Winterschlaf ankündiget. Noch waren die Bäume belaubt, die Wiesen grün, aber der hohlpfeifende Wind zerrte an dem Sommerschmuck der Erde und sang ihr mit heiserer Stimme das Grablied. Zeigt die Natur den Menschen ein unfreundlich Gesicht, so schließen sie sich in der Regel näher an einander: Dieses war auch hier der Fall; man verschmähete es in Kunos reicher Bibliothek, wie wohl sonst während der Vormittagsstunden gewöhnlich war, Unterhaltung zu suchen und zog mündliche Mittheilung vor, wozu der Doctor heute sich bereitwillig zeigte. Nachdem er die Quelle angegeben, aus der er die vorzutragende Erzählung geschöpft hatte, fing er an wie folget.

Der Fluch der Verhältnisse.

Rauschend wogten die Töne des feierlichen Marsches der die nahe Ankunft der Herrschaft verkündete, die Flügelthüren öffneten sich, und an der Hand des Fürsten trat die Prinzessin Ida in den Saal. Wie die aufgehende Sonne in ihrer Pracht plötzlich die schlummernde Natur erweckt und neues Leben in die Schöpfung bringt, so belebte der Anblick der Herrlichen, die Blicke der Hofleute und überhaupt aller Theilnehmer des Balles, den heute der Fürst zur Geburtstagsfeier der Prinzessin, seiner Tochter gab. Denn Ida, mit einer unbeschreiblichen Anmuth begabt, war des Landes Stolz, das Idol aller Männer, das Muster aller Jungfrauen und von Jung und Alt geliebt. Nie hatte man mehr Hoheit mit Liebreiz, Milde mit fürstlichem Anstand, herablassende Güte mit hoher Würde, unbefangene Heiterkeit mit kluger Besonnenheit vereint gesehen, als bei dieser Fürstentochter, und selig wurde der Fürst gepriesen, dem diese Krone schöner Weiblichkeit einst zu Theil werden sollte.

Als nun Ida die Glückwünschungen der Großen des Hofes angenommen hatte und darauf im leichten Tanze einer Sylphide gleich dahin schwebte, da sagte Prinz Wilhelm, der jüngere Sprosse eines benachbarten Fürstenhauses zu seinem Begleiter dem Adjudanten: „Beim Himmel, Geiereberg, heute würde ich mir zum ersten Male eine Krone, um sie jener Zauberin zu Füßen legen zu können.“

Herr von Geiersberg erwiederte. Und sollte allein eine Krone den Besitz dieser holden Fee möglich machen? sollte Ihnen mein Prinz keine Hoffnung auf die Hand der Prinzessin übrig bleiben?

„Nicht die mindeste, entgegnete der Prinz. Ihr stolzer Vater will sie auf einem Throne sitzen sehen, und einem häßlichen, in die gemeinste Thorheit versunkenen Halbmenschen ist diese Himmlische bereits verkauft. Wenn Ida's geistvolles Auge nicht das Gegentheil spräche, so müßte ich sie für gefühllos halten, da sie bei der Aussicht auf das traurige Loos, das ihrer an der Seite jenes fürstlichen Buben wartet, so heiter seyn kann.“

Ein Kammerherr, durch den die Prinzessin den Prinzen zu einem Schleifer auffordern ließ, unter-

brach dieses Zwiegespräch und bald drehten sich Ida und Wilhelm, das schönste Paar im Saale, nach dem raschen Takte der muntern Musik im schnellen Kreise herum.

Herr von Geiersberg benutzte die Entfernung seines fürstlichen Freundes, um sich dem Fräulein Emma von Heldrungen zu nähern, die in Erwartung seiner sich das Tanzen versagt hatte. So wie Geiersberg dem Prinzen, so war Emma der Prinzessin mit der höchsten freundschaftlichen Zuneigung ergeben, beide würden Glück und Leben für ihre hohen Freunde aufgeopfert haben und waren es daher werth deren Zutrauen zu genießen. Uebrigens waren sie Brautleute, deren Vermählung nur noch die Ausgleichung gewisser Familien-Verhältnisse verschob.

Ein schönes Paar, zischelte Emma dem Freunde zu, nicht wahr es ist für einander geschaffen?

Er entgegnete: um so mehr ists zu bedauern, daß diese Beiden doch nie einander angehören werden.

Und was sollte einer Verbindung zwischen ihnen entgegen stehen? fragte Emma. —

Wie, rief Geiersberg, Sie die vertraute Freundin der Prinzessin wüßten nicht darum daß

ihre Hand dem Erbprinzen von *** zugesagt ist?

Eben wollte Emma antworten, als mehrere Damen zu ihr kamen und die Fortsetzung des Gesprächs verhinderten. Auch Sie waren des Lobes der schönen Fürstentochter und ihres Tänzers voll und jede rühmte an ihr eine neue herrliche Eigenschaft; nebenbei wurde aber auch nicht der unermeßlich reiche Schmuck vergessen, mit dem sie heute prangte, und eine oder die andere eitle Seele wünschte sich wohl in Idas Stelle, um nur einen so kostbaren Putz tragen zu können, wie sie.

Die holde Ida wollte das Fest verlassen und bat ihren Vater um Erlaubniß dazu. Der aber, stets gewohnt, wie im Staate so auch in seiner Familie, alles seinem Willen untergeordnet zu sehen, befahl ihr noch zu bleiben. Die Prinzessin gehorsamte, sie sammelte um sich einen Kreis von Damen, mit denen sie sich geistreich und scherzend unterhielt, bis ein Wink des Fürsten ihr abermals zu tanzen gebot. Auch dabei sah man ihr keinen Zwang an, sie bewegte sich so unbefangen in dem hüpfenden Reihen, als ob kein Befehl sondern freier Wille sie in die muntere Reize geführet habe.

Der Hof hatte sich entfernt und das Fest nahm ein Ende. Fräulein von Heldrungen wollte sich nach Hause begeben, als auf der Gallerie ein Edelknabe ihr entgegen trat, der auf sie gewartet zu haben schien und ihr den Wunsch der Prinzessin bekannt machte, sie noch heute zu sprechen. Zugleich sagte er ihr, daß seine Gebieterin ihm befohlen habe Emma zu bitten, daß sie ihren Wagen nach Hause fahren lassen möchte. Emma war über diesen Befehl nicht wenig überrascht, da, wie sie wußte, die Prinzessin viel zu zart dachte um die nächtliche Ruhe ihrer Freundinnen ohne erhebliche Ursachen zu behindern. Und welcher Grund konnte es seyn, der ihre Gegenwart der Prinzessin nothwendig machte. Die ja nur vor wenig Augenblicke den Ballsaal wohl und heiter verließ? Nicht ohne einiges Herzklopfen folgte das Fräulein dem Edelknaben, der ihr die Thüre des Vorzimmers öffnete und sie dann verließ.

Ida kehrte eben, noch mit allem ihrem Schmucke belastet, aus den Gemächern ihres Vaters zurück. Sie warf sich mit Ungestüm an den Hals der Freundin und rief, indem ein Thränenstrom ihren Augen entstürzte: „O nur einmal noch laß,

liebe Emma, mein gebrochnes Herz an Deinem Herzen ruhen; noch einmal laß mich den Trost freundschaftlicher Theilnahme fühlen; bald sollen meine Klagen Dich nicht mehr traurig machen.

Um des Himmels Willen Prinzessin! was ist geschehen? rief Emma; noch vor wenig Augenblicken sah ich Sie ja so heiter und froh.

O! das ist ja eben der Fluch meines Ranges, entgegnete Ida, daß ich auch mit wunder Brust, mit zerrissenem Herzen, die Larve des Frohsinns tragen, als eine Glückliche erscheinen muß. Gute Emma! unter der Hülle der Freude verbarg ich heute die vollendete Verzweiflung, und da, als ich bei dem mir zu Ehren gegebenen Feste beneidenswerth schien, war ich in dem Kreise Fröhlicher vielleicht die einzige Unglückliche. Doch ich bin bis zur Erschöpfung ermattet; komm laß uns auf jenes Sofa setzen, und dann will ich meinen Schmerz in Deinen freundschaftlichen Busen ausschütten.

Du kennst die Verhältnisse dieses Hofes und weißt, wie strenge der Fürst, mein Vater, auf den Anstand, den sein Rang zu fordern scheint, hält. Dir ist auch bekannt, mit welcher Willkür er in seinem Hause waltet und wie wenig der Wille

meiner geliebten Mutter auch in Familienangelegenheiten und selbst bei solchen gilt, die nur allein Sache der Frauen seyn sollten. Dich wird es also nicht befremden, wenn ich Dir sage, daß ich bei meiner Erziehung der liebevollen Aufsicht und Leitung meiner theuern Mutter beinahe gänzlich entzogen und einer Gouvernante von der Wahl meines Vaters übergeben wurde, bei der der Anstand die einzige Richtschnur war, nach der sie bei meiner Erziehung verfuhr. Ich mußte mit Anstand beten, nur in den Formen des Anstandes durfte ich die Gefühle meiner Freude ausdrücken und selbst wenn eine Krankheit mich ans Bette fesselte, so durfte ich meinen Schmerz nur mit Anstand laut werden lassen. Ganz so wollte es mein Vater, der mir eher den höchsten Grad der Bösartigkeit als den leichtesten Verstoß gegen den Anstand nachgesehen haben würde. Dieß liebe Emma wird Dir erklären, wie es mir möglich wird mit blutendem Herzen fröhlich zu scheinen, und dann noch die Miene des Frohsinns anzunehmen, wenn Verzweiflung in der zerrissenen Brust wüthet.

Vielleicht wäre eine solche Erziehung zweckmäßig gewesen, wenn ich ein weniger lebhaftes

Temperament, ein weniger reges Gefühl beſeſſen hätte; denn da Fürſtentöchter doch in der Regel nur die willenloſen Opfer einer kalt berechnenden Politik ſind, ſo macht es ſie weniger unglücklich, wenn ſie frühe daran gewöhnt ſind, ihre Empfindungen den ſteifen Formen der Hofſitte unterzuordnen; doch mein warmes Herz ſpottete der Feſſeln, die der Fürſtenrang darum ſchlingen wollte, und nur den Schein zu beobachten wurde mir leicht.

Es wäre mir zuträglicher geweſen, wenn mein Vater ſeinen Erziehungsgrundſätzen in Hinſicht meiner unverändert treu geblieben wäre, ſo aber wollte er, daß ich, trotz dem widernatürlichen Zwange, dem ich von Jugend auf unterworfen geweſen war, dennoch ſelbſtſtändig und einen feſten Charakter behauptend erſcheinen ſollte, und gerade die Mittel, die er zu dieſem Zwecke wählte, machten mich unglücklich. Noch hatte ich das fünfzehnte Jahr nicht zurück gelegt, als er meine Erziehung für vollendet erklärte, mir einen eignen Hofſtaat gab und mich jeder Aufſicht, auch ſelbſt der meiner guten Mutter, entzog. Mir blieb die Wahl meiner Geſellſchafterinnen und meiner Bedienten überlaſſen; ich durfte über

meine Beschäftigungen und Vergnügungen, insofern sie nicht gegen die Anordnungen des Hofmarschall Amts verstießen, frei bestimmen und erhielt ansehnliche Summen, über die ich frei verfügen konnte. Seine Absicht dabei war: ich sollte einst als Gemahlin eines regierenden Fürsten meine Würde zu behaupten wissen und an dem Hofe des mir bestimmten Gemahls keine untergeordnete Rolle spielen. Ach! er entzog mich der Aufsicht in den Jahren, wo ich ihrer am nöthigsten bedurfte, und die dem Herzen einer Jungfrau so gefährlich sind.

Welche Gefahr, unterbrach Emma die Prinzessin, könnte dem Herzen meiner hohen Fürstlichen Freundin gedroht haben? Ihr schönes Gemüth, Ihr unbefangener Sinn und endlich Ihr hoher Standpunkt, waren ja so viele Schutzwehren, die alles abhalten mußten, was sich Ihnen verderblich nahen konnte.

O Liebe, antwortete Ida, urtheile nicht vorschnell und vergiß nicht, daß in dem Busen einer Prinzessin auch ein Mädchenherz klopft. Doch ich will fortfahren Dir mein Inneres zu enthalten, und du sollst den ganzen Umfang meines Grams und alle meine Schwächen kennen lernen. —

Ich war, wie gesagt, im fünfzehnten Jahr die Gebieterin meiner Zeit und, in so fern ich nicht gegen die Hofsitte verstieß, auch alleinige Herrin meines Willens; doch hatte es sich mein Vater vorbehalten, daß ich, wenn ich meine verehrte Mutter, die, wie du weißt, auf einem entfernten Lustschlosse residirt, besuchen wollte, deßhalb seine besondere Erlaubniß nachsuchen mußte, und er ertheilte sie mir nur spaarsam, da er eine mir unerklärliche Abneigung gegen jene vortreffliche Frau hegt. So mir selbst überlassen und des Rathes meiner mütterlichen Freundin beraubt, war es zu verwundern, wenn die lebhafte, von ihrem Gefolge nur geschmeichelte Jungfrau sich von ihrem Gefühle getäuscht zu Verirrungen hinreißen ließ? Vergebens suchte ich nach einer Freundin —. Dich meine Emma lernte ich erst später kennen — ich fand nur Dienerinnen, denen es schmeichelte, bei der Fürstentochter Zutritt zu haben; das volle, liebesbedürftige Herz blieb einsam. Ich wurde freilich geliebt, aber diese Liebe war nicht sowohl eine freie Regung des Herzens, als ein gewisses Dankgefühl, daß ich einige Gutmüthigkeit bewies und meinem Gefolge nicht die gewöhnlichen Launen eines verzogenen

Fürſtenkindes fühlen ließ. Die Ergebenheit, die mir meine Hofdamen bewieſen, genügte mir nicht, die Anhänglichkeit meiner Dienerinnen, wie wohl ſie mir auch that, reichte nicht hin mich zu befriedigen; ich bedurfte die freie Neigung einer gleichgeſtimmten Seele; ach! und Niemand wollte ſich mit reinem freundſchaftlichen Triebe an dieß einſame Herz legen: man ließ mich auf der ſtarren Klippe meiner Hoheit allein. Ich ſuchte Befriedigung im Wohlthun, wandte das große Nadelgeld, welches mein Vater mit verſchwenderiſcher Großmuth für mich ausgeſetzt hatte, dazu an, die Noth der Elenden zu mildern, ich machte Glückliche und das kleine Paradies welches um Sonnenfels erblüht und von einer Anzahl wohlhabender Familien bewohnet wird, das iſt mein Werk. Ja es war ein ſüßes, himmliſches Gefühl Thränen zu trocknen, Seufzer verſtummen zu machen, und auf das Antlitz das ſonſt nur von den tiefen Furchen des Grams durchzogen war, das milde verklärende Lächeln des Frohſinns zu locken; aber wenn ich dieſes Gefühl durch Mittheilung erhöhen, wenn ich den Beifall über mein Wirken in einem theilnehmenden Auge leſen wollte, ach! dann ſahe ich mich allein, und die

ehrfurchtsvollen Lobeserhebungen meines Gefolges konnten mich nicht entschädigen für das, was ich entbehrte und was ich so sehnlich doch stets vergebens suchte.

Einst als ich von meiner Sehnsucht umhergetrieben die Schattengänge des Schloßgartens durchstrich, sah ich in einer Laube einen Jüngling, schön wie Schedonis Johannes in unsrer Galerie, schlafen und auf seinem Schooße ein gleichfalls schlafendes Kind haltend, das den kleinen lieblichen Engelskopf an des Jünglings Brust gelehnt hatte. Schon bei dem ersten Anblicke hatte die Gruppe etwas ungemein Malerisches; aber als ich mein Auge darauf ruhen ließ, und die edlen Züge des schönen Schläfers und die friedliche Unschuld in den Mienen des holden Wesens sah, das an seinem Herzen ruhte, da erwachte in meiner Brust ein unaussprechliches Gefühl, ich stand wie festgezaubert und hätte um alles Glück der Welt mich nicht losreißen können von diesem Anblick, der meine Seele außer sich setzte. Endlich machte das Kind eine Bewegung und der Schläfer erwachte. Mich gewahr werdend sprang er schnell von seinem Sitze auf, und wurde wegen der Lage, in der er sich von mir

hatte überraschen lassen, mit einer Schaamröthe übergossen, die ihn nur noch schöner machte. Ich war kaum weniger verlegen als er; denn ich glaubte er hätte bemerkt, daß ich in seinem Anschauen versunken war, als er erwachte; ich fürchtete er könne in meinen Augen den Eindruck lesen, den er auf mich gemacht habe, und mit einem Wort ich betrug mich so albern mädchenhaft, daß jeder Andere als er den Zustand meines Gemüths errathen haben würde. Endlich gelang es mir meine Fassung wieder zu gewinnen und nun fragte ich ihn im Tone der Gebieterin: wer er sey? Es war der Sohn des verstorbenen Hofgärtners, der erst seit kurzem zur Aufsicht des Schloßgartens in Sonnenfels angestellt war und mit seinem Gehalt die Mutter und sechs Geschwister ernährte, worunter die kleine Schläferin das jüngste war. Es war heute des Kindes Geburtstag, und darum hatte er es in den Garten mitgenommen und mit Blumen bekränzt.

Das Bild dieses schönen jungen Mannes prägte sich tief in mein Herz. Sein Körperreiz, die malerische Lage, in der ich ihn zuerst sah, das bescheidene Erröthen; dann seine Frömmigkeit

noch, mit der er als ein guter Sohn und Bruder für den Unterhalt seiner Mutter und seiner Geschwister sorgte und endlich der Zug von milder Herzensgüte, der in dem Bekränzen des Schwesterchens bei dessen Geburtstage lag; alles dieses warf einen solchen Zauberreiz auf das Wesen dieses kaum neunzehnjährigen Jünglings, daß, er ungeachtet des Unterschieds des Standes, dem sehnsüchtigen Herzen der siebenzehnjährigen Prinzessin gefährlich werden mußte.

Ich ließ mir bei einer passenden Gelegenheit die Familie des jungen Franz vorstellen und da ich fand, daß sein Gehalt nur eben hinreichte, die Seinigen in einer beinahe an Dürftigkeit grenzenden Beschränktheit zu erhalten, so sicherte ich der Mutter ein reichliches Jahrgehalt zu. Seine Geschwister, ein schöner Kranz lieblicher Engelbilder, beschenkte ich, einige davon wurden auf meinen Befehl in öffentliche Erziehungs-Anstalten aufgenommen, und ich sah Freudenthränen in seinen Augen glänzen, die mein Gefühl für ihn bestachen und mir den guten Sohn und Bruder theuer machten.

So, unter dem Vorwande rein menschlicher Theilnahme, schlich sich bei mir eine Neigung ins

Herz, die, da ich ihr, ihren Charakter verkennend, nicht Einhalt that, zu einer Riesengröße empor wuchs und mich bald unfähig machte den Grundsätzen der Vernunft gemäß ihr Widerstand zu leisten. Stets wollte ich ihn sehen, stets in seiner Nähe seyn und um dieses zu können, benutzte ich die unbeschränckte Freiheit, die mir mein Vater ließ, und hielt mich den größten Theil der Jahreszeit deßhalb in Sonnenfels auf. Franz mußte mir des Morgens frische Blumen in meine Zimmer stellen, er mußte die Gondel rudern, wenn ich auf dem See fahren wollte, er mußte öfter vor mir erscheinen, um meine Befehle wegen der neuen Gartenanlagen empfangen und mußte endlich mir Bericht erstatten über eine Anzahl armer Familien, denen ich Acker und Wohnungen geschenckt hatte und über die er die Aufsicht führte. So täuschte ich mich anfangs selbst über die Nothwendigkeit eines öfteren Erscheinens vor mir, dann mein Gefolge, und ich besaß Gewandtheit genug, um meinem Hofstaat meine Neigung zu verbergen. Es gab auch Augenblicke, wo ich mir die Frage vorlegte: wohin soll diese Neigung führen? und dann, Gefahr ahnend beschloß ich, sie zu unterdrücken. Aber dann stand

wieder das Bild des schönen Schläfers, dann stand er mit seinem holden Erröthen, mit der Dankesthräne im Auge vor mir, und der Vorsatz meine Leidenschaft zu bekämpfen, blieb unausgeführt.

Vielleicht wäre es mir aber dennoch gelungen meine Neigung zu besiegen, wenn ich nicht in dem Jünglinge eine aufkeimende Liebe zu mir entdeckt hätte. Die Dankbarkeit, die bei edlen Gemüthern in der Regel keine Grenzen kennt, hatte das Herz des guten Franz erfüllt und sich der entstehenden Liebe ihre Hülle. Aus tausend kleinen Zügen, die nur dem Auge der Liebenden bemerkbar waren, entdeckte ich dieses und nun war es um meine Vorsätze ihn zu meiden für immer gethan.

Ich hatte eine Kammerdienerin, eine gute, herrliche Seele, durch Dankbarkeit an mich gefesselt, die, gleich mir eine Neigung für Franz fühlte. Aber sie, nur sie allein entdeckte meine Liebe für ihn und beschloß mir die ihrige aufzuopfern. Dieser großmüthige Zug ihres edeln Herzens, das, sich dem Gefühle der Dankbarkeit überlassend, sich selbst opferte und der Folter der Hoffnungslosigkeit hingab, machte mein Unglück,

denn sie beförderte die Annäherung zwischen mir und Franz, die sonst bei der großen Kluft, die unsere verschiedenartige Verhältnisse zwischen uns geschaffen hatten, doch wohl nie statt gefunden haben würde. Durch ihre Vermittlung sah ich Franz öfter, sah ihn heimlich in meinen Zimmern und die Erklärungen blieben nicht aus. Bewundre mit mir diese edle Seele, die mit gebrochnem Herzen den Geliebten der glücklichern Nebenbuhlerin zuführte, die selbst die Gelegenheiten, wo ich ihn sprechen konnte, veranlaßte und mit dem tödtlichen Schmerze der hoffnungslosen Liebe in der Brust, ein Glück beförderte, das sie unaussprechlich unglücklich machte. Sieh jenes rührende bleiche Bild der Gruft, sieh jene treue Sophie; sie war es, die mir dieses große Opfer brachte; o möchte ich es ihr doch vergelten können!

Als die schöne Jahreszeit vorüber war, wurde Franz durch meine Fürsprache in den Gärten der Residenz angestellt: Durch Sophiens Vermittlung und unter dem Scheine, als sey er ihr Liebhaber, durfte er ins Schloß kommen und ich sah ihn in meinen Gemächern; späterhin entdeckte ich eine geheime Thüre, die zum Garten führte, nun

bediente er ſich dieſer, um zu mir zu gelangen, und ſo bedeckte ein tiefes Geheimniß unſere Liebe. Ich war glücklich!

Emma. Gott! wohin ſoll dieſe unglückliche Leidenſchaft führen?

Ida. Zum frühen Grabe! Mein Schickſal iſt entſchieden; es iſt hart, aber ich murre nicht: denn ich darf ſagen: ich habe geliebt und habe alſo auch gelebt.

Emma. Was, o theure Freundin ſoll geſchehen?

Ida. Sieh meine Emma, Dein richtiges Gefühl läßt Dir wenigſtens ahnen was geſchehen muß, wenn dein Mund ſich auch weigert es auszuſprechen. Ich ſoll, Du weißt es, meine Hand einem Manne geben, dem jede menſchliche Tugend abgeht. Ich bin ihm zugeſagt, weil er einſt einen Thron beſteigen wird. Welche unglückliche Beſtimmung an der Seite eines ſolchen Mannes zu leben; doch ich würde ſie erfüllen wenn ich es noch dürfte.

Bei dieſen Worten verbarg die Prinzeſſin laut weinend ihr Geſicht an dem Buſen der Freundin und fuhr dann nach einer Pauſe fort.

Die Folgen meiner Schwäche drängen mich aus meinem Beruf; ſie drängen mich aus dem

Leben, und mir ist die harte Pflicht aufgelegt, mir mit eignen Händen den dunklen Ausgang des Lebens öffnen zu müssen, damit die ewig schweigende Gruft das Geheimniß meines Vergehens hinter ihren schauerlichen Schatten verbirgt.

Unterbrich mich nicht, meine Emma; ich weiß was Du sagen willst, auf mich findet es keine Anwendung. Du willst mir das Sträfliche des Selbstmordes vorhalten; ich habe es schon selbst gethan, allein mich auch dabei überzeugt, daß das, was in andern Verhältnissen sträflich wäre, in den meinigen zur Pflicht wird. Ich bringe nicht die Schmach in Anschlag, die ich über das Haupt meines Vaters, nicht den Jammer, mit dem ich das Herz einer geliebten Mutter erfüllen würde; auch wird mir die Schande, womit das Lautwerden meines Fehltritts mir droht, kein Grund dazu. Aber der Standpunkt auf dem ich als einzige Tochter des regierenden Fürsten stehe, ist es, der mir die traurige Pflicht auflegt, selbst an mir die Strafe zu vollziehen, die ich in meinen Verhältnissen wohl verschuldet habe. Die Tochter des Landesherrn soll allen Jungfrauen des Landes ein Vorbild seyn; auf sie sind aller Augen gerichtet, und welche Folgen würde es

haben, wenn ihr Beispiel zur Uebertretung der Gesetze der Sittlichkeit berechtigte? Noch mehr, man war gewohnt mich ein Muster jungfräulicher Reinheit zu preisen, ich war das Ideal der bessern Töchter des Landes, und die Mütter segneten mich, daß ich ihren Kindern mit tadellosem Wandel vorleuchtete. Welche Wirkung müßte es machen, wenn Denen, die zu mir mit Bewunderung und Liebe empor sahen, ihr Urbild befleckt, das Ziel ihrer Nacheiferung in den Staub der gemeinen menschlichen Schwäche getreten würde und das hohe Tugendmuster ihnen als eine gemeine Sünderin erschien! Dieß zu verhindern ist mir eine theure Pflicht, und darum that ich mir die unaussprechliche Qual an, mit einer Hölle im Herzen heiter zu scheinen, und darum muß ich mir selbst das Grab öffnen, damit ein Andenken nicht ein Fluch werde den Müttern, und den Töchtern ein Verderben.

Emma hielt sich jetzt nicht länger, sie fiel ihrer Fürstlichen Freundin um den Hals und rief: O Prinzessin! was wollen Sie thun! Ihr finsterer Vorsatz, stammt er gleich aus einer edlen Quelle, beruht auf einem Irrthum und Sie täuschen sich selbst, indem Sie das für Pflicht halten, was

unter keinen Umständen seyn kann. Das Leben ist ein Geschenk der Gottheit, dessen wir uns nie entäußern können, ohne einen Frevel zu begehen, für den uns keine Verzeihung zugesichert ist. O, meine Freundin alles, alles ist gut zu machen, so lange wir leben, aber mit dem Tode hört ja unser irdisches Wirken auf: wollen Sie denn die Handlung, mit der sich ihr Daseyn schließt, ein Verbrechen seyn lassen? Soll Ihr erster Schritt in jenes unbekannte Land von einer Schuld begleitet seyn? wollen Sie eine Sünde mit hinüber nehmen, die hier auszusöhnen eine Unmöglichkeit war? Ich beschwöre Sie bei Ihrem ewigen Heil, stehen Sie von Ihrem unseligen Vorsatze ab; es werden sich Mittel finden lassen, das Nachtheilige ihres Fehltritts zu verhindern.

Deine Mühe ist vergebens, sagte Ida, mich von meinem Entschlusse zurück zu bringen, den ich reiflich überlegt habe, bevor ich ihn faßte. Das, womit Du mich von meinem Vorsatze ablenken willst, paßt nicht auf mein Verhältniß. Wer aus Lebensüberdruß, aus Kleinmuth im Leiden, aus Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen will, für den mögen Deine Gründe recht anwendbar seyn, doch ich bin nicht in einem solchen Fall.

Ich liebe das Leben und scheide nur mit Schmerzen davon; auch würde ich stark genug seyn einen hohen Grad von Unglück zu erdulden, ohne es durch einen Selbstmord endigen zu wollen. Was mich zu diesem Schritt bewegt ist, ein strenges Gebot der Pflicht und ich opfre mich freiwillig, damit mein Leben wenigstens nicht zum Fluch wird für Viele, da es doch ohnehin kein Segen für irgend wen seyn kann, wie es wohl hätte seyn sollen. Kannst Du die Helden der Vorzeit tadeln, die ihr Leben für die gute Sache hingaben, magst Du die Märtyrer strafbar nennen, weil sie sich dem Tode zur Bestätigung der Wahrheit weihten? Kannst Du es nicht, so darfst Du auch meinen Entschluß nicht unrecht heißen, da ich ihn nur ergriffen habe, um einem großen Uebel vorzubeugen.

Emma, ließ sich vor der Prinzessin auf die Kniee nieder und flehte mit emporgehobnen Händen um Aenderung dieses traurigen Vorsatzes. Sie sagte: wenn Sie den Rath und die Bitte der Freundin nicht hören wollen, o so verschließen Sie der Stimme der Natur, die aus meinem unbestochnen Gefühl zu Ihnen spricht, nicht ihr Ohr. Wo giebt es ein Gesetz, das dem Menschen befiehlt ein Da-

seyn zu verkürzen, das er sich nicht selbst gäb? wo tritt der Fall ein, da der Mensch in die Zukunft sehen und mit Gewißheit vorher sagen kann, seine Handlungen werden diese oder jene Folgen haben? Kann nicht Der, dem unser Wandel klar vor Augen liegt, auch nachtheilige Folgen unserer sträflichen Handlungen verhüten? Kann er, wenn Ihr Tod dazu erforderlich ist, das Leben nicht von Ihnen nehmen, ohne daß Sie selbst Hand an sich legen dürfen? Und können Sie entscheiden, ob Ihr Tod hinzu nöthig ist oder nicht? Verbannen Sie den finstern Gedanken, Denken Sie, daß Sie, indem Sie Ihr Leben verkürzen, auch die Hand frevelnd gegen das Leben Ihrer Eltern und gegen ein Daseyn, das in Ihrem Busen keimt erheben. Und was wollen Sie dem ewigen Richter antworten, wenn Sie ihm mit dieser blutigen That belastet entgegen treten und er Sie um die Befugniß, dazu frägt?

Hör auf! rief Ida weinend, Du machst mir den Abschied schwer, ohne meinen Entschluß zu erschüttern. Ich würde Dich mit der Mitwissenschaft meines Vorsatzes nicht belastet haben, wenn ich Deine Freundschaft nicht zur Lösung einer heiligen Schuld in Anspruch nehmen mußte.

Franz wird meinen Tod nicht überleben, und mit ihm verliert seine Familie ihren Unterstützer; durch mich wird er ihr entrissen; ich muß dafür sorgen, daß sie nicht Noth leide. Hier nimm diese Brieftasche. Ihr Inhalt reicht hin die arme Mutter mit ihren Kindern vor Mangel zu schützen; Deine Sorge sey, es ihr auf eine Art, daß sie die Geberin nicht merkt, zukommen zu lassen. Ich würde Dir auch meine Sophie empfehlen, doch diese gute stille Seele trägt bereits den Tod im gebrochnen Herzen; sie bedarf bald keines Menschen Hilfe mehr. Deine Freundschaft birgt mir dafür, daß Du das, was ich Dir anvertraute, nicht verrathen wirst. Meine letzte Stunden könntest Du wohl verbittern; die Ausführung meines Entschlusses verhinderteſt Du dadurch nicht. Nun leb wohl du Gute! Vergieb, daß ich dein schönes Herz mit diesem traurigen Geheimniß beschweren mußte.

Die Prinzessin umarmte hierauf die still weinende Emma und führte sie bis zur Thüre des Gemachs, die sie, als das Fräulein hinausgetreten war, hinter sich verschloß. Emma verließ die Prinzessin in der größten Betäubung und

ging beinahe bewußtlos bis zum Portal des Pallastes, wo sie eine Sänfte ihrer wartend fand.

Die Mittheilungen der Prinzessin hatten eine Weltenlast auf die Brust der theilnehmenden Emma gewälzt, und zum ersten Male war dieß klare reine Gemüth mit sich selbst uneins und litt die Qualen verzweifelnder Verbrecher. Ida hatte sie durch einen Eid zum Schweigen verpflichtet und selbst geschworen, daß jeder Versuch der Freundin, sie an ihrem Vorhaben zu verhindern, dasselbe nur beschleunigen würde. Was konnte sie nun thun, um die schauderhafte That eines Mordes und Selbstmordes zu verhindern? Ach ihr schönes Urbild jungfräulicher Größe, das sie in Ida verehrt hatte, war zerstört! und sie mußte die gefallene Freundin vor ihren Augen untergehen sehen, ohne auch nur die Hand zu ihrer Rettung ausstrecken zu dürfen. Welche Lage für ein schwaches Mädchenherz!

Am nächsten Morgen hörte Emma, daß die Prinzessin nach Sonnenfels abgegangen sey und daselbst acht Tage bleiben würde. Ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in ihrer Seele. Hatte vielleicht Ida ihren finstern Vorsatz aufgegeben? Zwar unwahrscheinlich bei der Prinzessin Ent-

schlossenheit und in ihrer Lage, doch nicht unmöglich. O wie rang nun Emma zwischen Furcht und Hoffnung! mit welcher Bangigkeit sahe sie Nachrichten aus Sonnenfels entgegen.

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß etwas von dorther verlautete; Emmas Hoffnung auf die Sinnesänderung der Freundin vergrößerte sich, da setzte die Nachricht, daß die Prinzessin vom Blitz erschlagen sey, die Hauptstadt und das Land in Trauer.

Emmas Schmerz um die Freundin wurde anfangs in etwas durch den Gedanken gemildert, daß der Verblichenen durch den Zufall die schreckliche That des Selbstmordes erspaart worden wäre, aber als sie erfuhr, daß auch Franz auf eine gleiche Weise getödtet worden sey, da hielt sie es für ein furchtbares Gericht des Himmels, das hier gewaltet habe.

Ueber den Tod der Prinzessin ging die Nachricht ein, daß sie, eine bekannte Freundin von Naturerscheinungen, während eines heftigen Gewitters im Schloßgarten spazieren gegangen sey und sich dem Blitzableiter des Schlosses genähert habe. Zufälligerweise sey auch der Garten-Inspector Franz in der Nähe gewesen, und wahr

scheinlich habe ein unvorsichtiges Berühren des Blitzableiters die electrische Materie auf die Prinzessin und ihn entladen.

Das Fräulein von Heldrungen erinnerte sich in der Brieftasche der Prinzessin einen Brief an sie mit der Beischrift: „Nach meinem Tode zu eröffnen," gefunden zu haben. Jetzt eröffnete sie denselben und fand folgenden Inhalt.

Meine Emma!

Im Vertrauen, daß Du mein Geheimniß ehren wirst, fühle ich mich gedrungen, Dich auch über die letzte Handlung meines Lebens nicht im Zweifel zu lassen; darum vernimm noch mein Bekenntniß.

So fest ich auch zu dem, was ich nach meiner Ueberzeugung thun mußte, entschlossen war, eine so große Ueberwindung kostete es mir, Den mit mir hinabzuziehen, der meinen Fehltritt theilte. Mir that es wehe, das junge frische Leben, das so ganz Liebe war, auszulöschen, und mit mir fortzunehmen in das dunkle, unbekannte Jenseits. Aber der Jüngling hatte einmal die Schranken überschritten, die das bürgerliche Verhältniß ihm angewiesen; er war für die Welt verdorben, und er wäre ein langes Leben hindurch unglück

lich gewesen: darum, und weil mein unseliges Geheimniß keiner Männerbrust anvertraut bleiben durfte, mußte er sterben.

Die Wahl der Todesart war mir gleichfalls schwierig; denn welche würde mein freiwilliges Scheiden von dem Leben, welche würde mein Verhältniß zu Franz, wenn er mit mir zugleich endete, nicht verrathen haben? Doch hoffe ich endlich auf das rechte Mittel gekommen zu seyn, und bald wirst Du erfahren ob es mir glückte, es anzuwenden. Du weißt wie häufig sich in der Gegend von Sonnenfels Gewitter sammlen und wie oft sie sich an dem Blitz-Ableiter des hochgelegenen Schlosses entladen. In dem gegenwärtigen Gewitterreichen Juli würde ich ja wohl den Zeitpunkt treffen mögen, wo ich die elektrische Materie auf mein dem Tode geweihetes Haupt und auch auf das Haupt des in mein Schiksal verwickelten Franz leiten kann. Verbrenne diesen Brief, sobald Du ihn gelesen hast, und willst Du meine Geschichte zur Warnung für andere Fürstentöchter aufzeichnen, so genehmige ich dieß gern unter dem Beding, daß Du Anstalten triffst, damit vor dem Verlauf von dreyßig Jahren nichts davon bekannt werde. Ein anderes Geschlecht

wird anders über mich richten, wie es das jetzige thun würde, und wenn mein Andenken verschollen ist, so hört auch der nachtheilige Eindruck auf, den mein Beispiel bei denen, die mich kannten, hätte machen können. Lebe wohl theure Seele und vergieb mir den Schmerz den ich Dir machen mußte. Leb ewig wohl!

Emma trauerte um die Freundin ihr Lebelang und erst als die Zeit des Schweigens längst abgelaufen war, theilte sie als Greisin, ihrer Tochter die Geschichte mit.

Der Kammerherr fand die Handlungsweise der Prinzessin groß und edel und vorzüglich um deßwillen, weil sie eine Prinzessin gewesen.

Wolfgang, fragte: warum halten Sie gerade diese Handlung für rühmlich, weil eine Fürstentochter sie übte? ich dächte was gut wäre, müßte es unter allen Umständen seyn, und gerade, das erweiset meiner Meinung nach das Tadelnswerthe ihres Schrittes, weil man ihn sich frei von allen Verhältnissen nicht als gut und rühmlich denken kann.

Kammerherr. Sie irren Bester! gerade das Verhältniß des Handelnden muß bei Würdigung seiner Handlungen berücksichtigt werden,

wenn man gerecht seyn will. Viele Menschen leben in Beziehungen die scharf von aller Oeffentlichkeit abgegrenzt sind; diese haben nur sich selbst und ihre Familie zu berücksichtigen, wenn von ihrem Thun und Lassen die Rede ist; diejenigen dagegen, die auf einem hohen Standpunkt stehen und deßhalb die Augen Aller auf sich ziehen, dürfen bei ihren Handlungen das Urtheil der Menge nicht unbeachtet lassen, die von ihnen die Beispiele ihres Benehmens verlangt. Was nun den Fall mit der Prinzessin Ida betrifft, so finde ich ihren Entschluß groß und edel, weil ich die Erziehung der Fürstenkinder kenne und weiß, wie wenig ihre Erziehung sie fähig macht, selbstständige Entschlüsse solcher Art zu fassen. Edel aber, darf ich die freiwillige Wahl des Todes nennen, weil weder Gram und Noth, noch Lebensüberdruß, sondern bloß die Besorgniß, ein den Sitten schädliches Aergerniß zu geben, sie dazu vermochte.

Pfarrer. Ich hoffe, Sie sind mit mir überzeugt, daß die Prinzessin einen falschen Weg einschlug und sonach werden Sie zugeben, daß wenn ihr Irrthum auch aus einer edlen Quelle geflossen war, er doch, sobald er zur That überging, un-

möglich edel genannt werden konnte; denn nur was wahr, und also mit den einigen Gesetzen der Natur übereinstimmend ist, kann edel seyn.

Doctor. Ich kann Ihnen nicht einräumen daß die Prinzessin unrecht gehandelt hat. Ihr Tod war kein Selbstmord sondern ein Opfer. So wie einst Leonidas mit seinen Spartanern bei Termopylä fiel, Curtius sich in den Abgrund stürzte um das Vaterland zu retten, so opferte jene Fürstentochter sich, um eine Corruption der Sitten, die lebend ihr Beispiel gegeben haben würde, zu verhüten.

Pfarrer. Die von Ihnen angeführten Beispiele gereichen meiner Ansicht nach, der Prinzessin nicht zur Entschuldigung. Leonidas starb sehr edel, aber er starb in seinem Beruf. Curtius Tod ist fabelhaft, die Sage aber als wahr angenommen, so hatte er, sobald er an das Orakel glaubte, als römischer Ritter ebenfalls den Beruf fürs Vaterland zu sterben. Ganz anders ist es mit der Prinzessin der Fall: Diese starb um die eigen begangene Schuld vor den Menschen zu hehlen und immer kann man annehmen daß Schaamgefühl mit ein Bewegungsgrund dazu war, wie wenig sie es sich auch selbst eingestehen mochte.

Dann aber gab sie sich den Tod mit eigenen Händen und dieses ist unter den Umständen ein Verbrechen, da gar kein Fall statt finden kann; in welchem — der Zweck sey, so edel als er wolle — erlaubt wäre sich selbst das Leben zu nehmen.

Doctor. Ihre Moral, mein theurer Freund scheint mir zu strenge. So bald Sie mir zugeben müssen, daß durch einen Selbstmord viel und größeres Uebel verhütet werden kann, als der Verlust eines einzigen Menschen für die Welt ist, können Sie ihn auch nicht unbedingt ein Verbrechen nennen: denn wie stände es um unsere Willensfreiheit, die wir als vernünftige Wesen doch haben sollen, wenn wir nicht auch das höchste aller Opfer zum Besten der Menschheit bringen könnten.

Pfarrer. Wie will der Mensch den Werth eines Menschenlebens in Bezug auf die Gesellschaft schätzen? Kann nicht in einem Menschen — gesetzt auch er sey krank, ein Krüppel, ein Blödsinniger ein Bösewicht — der Keim zu künftiger Geschlechter liegen, wodurch die Menschheit zu ihrem Heile eine andere Form erhält? Kann ein Mensch nicht durch eine ganz zufällige Hand-

lung der Retter von Tausenden, ja von Millionen werden? Wie will man also, da man dergleichen Fälle nicht vorhersehen kann, den Werth eines Menschenlebens bestimmen? Und kann man dieses nicht, so ist es ja ein Verbrechen der Menschheit, durch einen Selbstmord sich als eines ihrer Mitglieder entziehen, denn man weiß ja nicht wie viel man ihr damit raubt. Was die Willensfreiheit betrifft, so kann diese nie zu Begehung eines Verbrechens berechtigen; da jedes vernünftige Wesen die ewigen Gesetze der Vernunft anerkennen und befolgen muß. Auch entäußert sich der Selbstmörder ja aller Willensfreiheit, indem er wahnsinnig die unumgängliche Bedingung derselben das Leben, hinwirft, und sich einem dunkeln unbekannten Schicksal übergiebt.

Doctor. Für das, was in der Zukunft unter gewissen Umständen geschehen könnte, kann der Mensch wohl in keinem Fall verantwortlich seyn, wenn er es nicht wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet kann daher der Selbstmord kein Verbrechen seyn. Meine Absicht ist es keineswegs ihn im Allgemeinen zu entschuldigen; im Gegentheil erkläre ich, daß ich jeden Selbstmord,

dessen Ursache Lebensüberdruß körperliches oder moralisches Leiden, Furcht vor Strafe oder Schande, oder irgend ein anderer, bloß auf die eigene Persönlichkeit Bezug habender Bewegungsgrund war, für tadelnswerth und verbrecherisch halte; doch wenn ich mit freiwilliger Aufopferung des Lebens viel und dauernd Gutes stiften, oder ein großes Uebel verhüten kann, so ist, diese Aufopferung Pflicht, ich werbe in meinem Beruf und begehe durchaus keine unmoralische Handlung.

Pfarrer. Wer leistet Ihnen die Bürgschaft daß der durch ihren Tod beabsichtigte Zweck erreicht wird?

Doctor. Wer bürgt dem Krieger, der sich heldenmüthig für sein Vaterland aufopfert dafür, daß sein Vaterland gerettet werden wird?

Pfarrer. Der Krieger giebt sich nicht mit eigener Hand den Tod, sondern erleidet ihn bei dem Versuche den Sieg zu erringen. Wer ohne diese Absicht sich in die Feinde stürzt, ist ein gemeiner Selbstmörder, der statt Bewunderung Verachtung verdient.

Doctor. Sollte es aber, wenn der Mensch länger nicht mit Ehre zu leben vermag, nicht

erlaubt seyn den Tod einem mit Schande bedeckten Leben vorzuziehen.

Pfarrer. Nur wirklich schlechte Handlungen können einem Menschen Schande machen und diese kostet doch wohl kein Selbstmord aus! Der Selbstmörder ist stets ein Wahnsinniger oder ein Bösewicht; und selbst von Cato in Utika werde ich stets behaupten: er hat zwar gelebt wie ein Weiser, ist aber gestorben wie ein Narr.

Kammerherr. Ihre Ansicht von dem Selbstmorde, mein geistlicher Freund ist wohl im Ganzen meiner Ueberzeugung nach die richtige; jedoch glaube ich giebt es einige seltne Fälle, in denen wohl eine Ausnahme zu machen wäre.

Pfarrer. Ich kann keine Ausnahmen einräumen: doch welche Fälle sollten das wohl seyn?

Kammerherr. Der bessern Anschaulichkeit wegen bitte ich um die Erlaubniß eine Geschichte zu erzählen, die eine solche Ausnahme bewahrheiten und zugleich einen Beitrag zu dem in unsern Tagen so bedeutend gewordenen Kapitel von Ahnungen und Vorbedeutungen geben soll. Ich habe sie in dem Nachlasse meines Vaters von dessen eigener Hand geschrieben und mit einer

Anmerkung verſehen gefunden, worin er die Authenticität der Begebenheit verſichert. Sie nennt ſich:

Unſchuld und Verrath.

Die Gräfin Ottenſtein bezeigte keine Freude darüber, daß ſie Hoffnung hatte die Schaar ihrer holden blühenden Kinder noch um eines vermehrt zu ſehen, und beantwortete die Liebkoſungen ihres Gemahls nur mit Thränen, wenn er im Gefühl des nahen Zuwachſes ſeiner Vaterfreuden dankbar ſie in ſeine Arme ſchloß. Ein banger Traum, der ihr ein unglückliches Schickſal des Kindes, das ſie unter ihrem Herzen trug, weisſagte, war die Urſache ihres Kummers. Gräfin Ottenſtein galt, bei allen die ſie kannten für eine Frau von hellen, ausgebildeten Verſtande, die nicht gewohnt war den Vorurtheilen woran ihr Zeitalter krankte, zu huldigen. Um ſo auffallender mußte es ſeyn, daß ſie feſt an die böſe Vorbedeutung eines Traums glaubte, deſſen Inhalt ſie noch dazu bis auf den Reſt vergeſſen hatte. Graf Ottenſtein liebte ſeine Ge-

mahlin zärtlich, daher ertrug er diese Schwäche mit Geduld; ja ihr Kummer erfüllte auch ihn mit Besorgniß, da er fürchtete, ihr Gemüthszustand entstehe aus einem dunkeln Vorgefühl des nahen Todes. Deßhalb wagte er es auch nicht durch ernsthafte Vorstellungen sie von ihrem Wahne abzulenken und leistete ihr auf ihre Bitte bereitwillig die Zusage, sie ganz allein über die Erziehung und die Lebensverhältnisse des zu hoffenden Kindes bestimmen lassen zu wollen. Vielleicht würde die Gräfin doch durch Nachdenken dahin gelangt seyn ihre Besorgnisse zu verbannen, wenn nicht Frau von Maienstamm eine Tante von ihr, eine große Gläubige an Ahnungen, Vorbedeutungen und Gespenster, sie in ihrem Wahn bestärkt und durch Erzählungen von dergleichen Sachen ihm neue Nahrung gegeben hätte. Als aber in der Stunde der Geburt — es war die eilfte des Nachts, also an und für sich schon unglücklich — ein furchtbares Gewitter am Himmel stand, und als es sich entladend ein nahes Dorf entzündete und solches in die Asche legte; da stand bei der Gräfin der Glaube unerschütterlich, daß ihrem Kinde ein widerwärtiges Schicksal bevorstehe.

Das neugeborne Töchterchen, von der Mutter Cöleſtine genannt, ein zartes liebliches Kind, wurde auf den Rath der Frau von Maienſtamm von der Mutter zum eheloſen Leben beſtimmt.

Dieſem gemäß ſollte ſie auch als ſie heranwuchs nach der Meinung der Gräfin keinen Unterricht in dem erhalten, was man im Umgange mit den höheren Ständen zu wiſſen nöthig hat, doch das ließ der Graf aus dem Grunde nicht zu, da die Comteſſe Cöleſtine ſeine Tochter als eine Proteſtantin doch in kein Kloſter gehen und alſo der Bildung, die ein Frauenzimmer ihres Standes bedarf, auf keine Weiſe entbehren konnte; und als Stiftsdame, wozu ſie eigentlich beſtimmt war, gerade am wenigſten. Dem väterlichen Willen alſo gemäß und ganz entgegen den Vorſchlägen der Frau von Maienſtamm wurde eine Erzieherin für Cöleſtine angenommen, die nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe beurtheilt, alle zu ihrem Geſchäft erforderliche Eigenſchaften in einem vorzüglichen Grade beſaß. Aber auch wer höhere Forderungen an ſie machte, konnte befriediget werden, denn Frau Gutenau war reich an Geiſt und Gemüth und voll Liebe für ihren Beruf. Nur eines würden andere Mütter an

ihr getadelt haben, nämlich ihre Vorliebe für die Einsamkeit und eine gewisse sanfte Wehmuth, die sich ihrem ganzen Wesen aufgedrückt hatte und die sich besonders in ihren Aeußerungen stets aussprach. Der Gräfin aber gefiel dieses gerade und sie hielt Frau Gutenau eben deßhalb um so mehr geeignet die Erzieherin Cölestinens zu werden.

Die Gräfin machte Frau Gutenau mit dem Plane bekannt, den sie mit ihrer Tochter hatte, und die Erzieherin billigte denselben nicht nur, sondern gab auch selbst noch einige Maaßregeln an, um denselben zu erweitern und zu vervollkommnen. Unter andern schlug sie vor Cölestinen in einer gänzlichen Abgeschiedenheit leben zu lassen, damit sie an die Einsamkeit sich gewöhne und es lerne sich selbst mit ihrem Herzen genug seyn. Um diesen Vorschlag auszuführen, der den vollen Beifall der Gräfin hatte, bedurfte es eines abgelegnen Ortes, und der bot sich in einem zu der Herrschaft des Grafen gehörigen Jagdschlosse dar, welches in einer einsamen waldigen Gegend lag, wohin sich, außer wenigen zum Schlosse gehörigen Arbeitsleuten, nicht so leicht ein Mensch verirrte. Hier wurden die nöthigen Einrichtungen gemacht, damit Frau Gutenau mit

Cölestinen bequem daselbst wohnen könnten und nach dem Wunsche der Gräfin sollte Cölestine auch einst ihr Leben dort beschließen, denn sie wollte ihren Gemahl dazu bereden, ihrer Tochter künftig das Schloß als Erbtheil, zum lebenslänglichen Nießbrauch zu hinterlassen. Um die Gräfin dieser Bestimmung wegen zu entschuldigen, muß ich bemerken, daß Comtesse Cölestine in ihrer Kindheit äußerst schwächlich und stets kränklich war, und daher die Sorge für einen ruhigen Zufluchtsort für ihre künftige Lebenszeit dringend und gerechtfertiget schien.

In dem einsamen Schlosse, durch nichts zerstreut, und unter der Obhut einer zärtlichen aber fleißigen und pünktlichen Erzieherin nahm Cölestine auf eine bewundernswürdige Weise in allen weiblichen Geschicklichkeiten zu, und war in ihrem siebenten Jahre darin bereits so weit gekommen, als andere Mädchen kaum im vierzehnten. Die Mutter, die sie nur von Zeit zu Zeit auf einige Stunden sah, hatte nur eine trübe Freude über die Fortschritte ihrer Tochter, denn, dachte sie, alle diese Geschicklichkeiten werden in dieser Einsamkeit ungenutzt bleiben, oder, wenn sie gegen meinen Willen dennoch einmal in die Welt kom-

men ſollte, die Fäden ſeyn, woran das Schickſal die Unglücksfälle knüpfen wird, denen ſie, wie mir meine Ahnung ſagt, einſt ausgeſetzt iſt.

Einſt, als die Gräfin von einem Beſuche ihrer Tochter auf dem Jagdſchloſſe zurückgekehrt war, hatte ſie den Tag darauf eine unerklärliche Angſt, die in einer Beziehung mit dem Schloſſe zu ſtehen ſchien, ohne daß ſie doch den Zuſammenhang davon einſah, oder nur einen beſtimmten Gegenſtand ihrer Beunruhigung anzugeben wußte. In der folgenden Nacht hatte ſie einen lebhaften, aber furchtbaren Traum, ihr träumte nämlich, ſie ſey auf dem Jagdſchloſſe und ſehe Cöleſtinen mit einem glänzend geſchliffenen Dolche ſpielen, ſich damit verwunden und an dieſer Wunde verbluten. Sie wollte gleich des andern Tages wieder herüber nach dem Jagdſchloſſe, um in der Nähe Cöleſtinens zu ſeyn, wenn dieſer, wie der Traum anzudeuten ſchien, ein Unglück zuſtoßen ſollte; ein vornehmer Beſuch verhinderte dieſes und nach und nach ſchwächten ſich die Eindrücke, die der Traum hervorgebracht hatte, und die Reiſe nach dem fünf Meilen entfernt gelegnen Jagdſchloſſe unterblieb.

Einige Zeit darauf erhielt ſie von Frau Gute-

nau einen Brief, worin dieſe ihr meldete, daß der in der Nachbarſchaft wohnenden Familie von Tiefenſee ein großes Unglück begegnet ſey, da deren Schloß nebſt allen Wirthſchaftsgebäuden durch Feuer eingeäſchert worden. Obgleich das Feuer am Tage ausgebrochen ſey, ſo wäre es doch nicht möglich geweſen etwas zu retten, und der einzige neunjährige Sohn des Herrn Tiefenſee ſey noch dazu durch das Feuer gefährlich verletzt. Unter dieſen Umſtänden habe ſie nicht umhin können der Frau von Tiefenſee und ihrem Söhnchen eine Freiſtätte bei ſich anzubieten, bis der letztere hergeſtellt ſey und bis der Familienvater ein anſtändiges Unterkommen für ſich und die Seinigen ausgemittelt haben würde.

Die Gräfin konnte nicht anders als das Benehmen der Frau Gutenau gegen die unglückliche Dame billigen, ſie würde ſelbſt nicht anders gehandelt haben; gleichwohl ſchien es ihr, als ob jener Vorfall im Zuſammenhange mit ihrem Traume ſtände, und von dieſem Gedanken angeregt fuhr ſie zu ihrer Tochter hinüber. Sie fand dort Cöleſtinen an dem Krankenbette des Sohnes der Frau von Tiefenſee, beſchäftiget ihm etwas vorzuleſen und ihm von Zeit zu Zeit eine kühlende

Salbe auf die Brandwunden zu legen. Dieſe Hilfsleiſtung, bei der ſich das gute Herz und das zarte Mitgefühl ihrer Tochter von der ſchönſten Seite zeigte, konnte ſie wiederum nicht mißbilligen. Welche edlere Beſtimmung konnte wohl Cöleſtine während ihres, nach dem Plane ihrer Mutter, eheloſen Lebens haben, als Leidenden wohlzuthun? Die gute Mutter vergaß dabei alle ihre Beſorgniſſe und hatte zum erſtenmal eine reine Freude über ihre Tochter.

Die Krankheit des jungen Carl von Tiefenſee währete ſechs Wochen, und während dieſer Zeit kam Cöleſtine wenig von ſeinem Bette. Wenn auch zuweilen Frau Gutenau die junge Gräfin zum Unterrichte abrufen wollte, ſo bat der Knabe ſo rührend ihm ſeine Geſellſchafterin zu laſſen, daß es ganz unmöglich war ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. So bald er geneſen war zog Frau von Tiefenſee mit ihm nach einer Stadt, um daſelbſt ſo lange zu wohnen, bis das Schloß wieder neu erbauet wäre. Dieſe Trennung fiel den beiden Kindern ſehr ſchwer. Es hatte ſich zwiſchen ihnen eine Vertraulichkeit und Freundſchaft entſponnen, die ſtärker war, als ſie gewöhnlich bei Kindern dieſes Alters zu ſeyn pflegt,

und sie schieden unter vielen Thränen von einander. In Cölestinen blieb eine glühende Sehnsucht nach ihrem Freunde zurück, die Frau Gutenau zwar recht gut gewahr wurde, die zu bekämpfen ihr aber nicht gelingen wollte, da in der jungen Gräfin die Einsamkeit das Verlangen nach dem Umgange mit dem jungen, ihr theuer gewordenen Freunde nährte. Die kluge Frau sahe nun den Fehler ein, den sie begangen hatte, da sie Cölestinen, die für eine immerwährende Einsamkeit bestimmt war, schon so frühe die Süßigkeiten des Umganges hatte kennen lernen lassen. Sie bereuete es sehr, obgleich sie sich wohl gestehen mußte, daß die Umstände von der Art gewesen wären, daß dieses Zusammentreffen Cölestinens mit dem Knaben nicht füglich zu vermeiden gewesen war. Die Sorge der Erzieherin für die Ruhe ihres Zöglings nahm mit jedem Tage zu. Wird, so fragte sie sich, dieses glühende Herz mit seinen erwachten Ansprüchen und Wünschen nicht für immer unglücklich seyn, da es auf deren Befriedigung nie hoffen darf? Wird die heranblühende Jungfrau die Einsamkeit, für die sie bestimmt ist, auch nur erträglich finden? Wird sie nicht stets den Freund, der

ihr ſchon jetzt Bedürfniß geworden iſt, in der weiten Ferne ſuchen, wohin ihr Auge mit ſchmerzlicher Sehnſucht blickt, wohin ſie aber nie gelangen mag, da ihr Schickſal ſie davon auf ewig ausſchließt? So fragte ſie ſich und dachte dann mit Schaudern daran, welch ein trauriges Loos dem mit ſo reizbarem Gefühle ausgeſtatteten Mädchen gefallen wäre, es in ſich ewig verſchließen und auf der Folter einer nie geſtillten Sehnſucht liegen zu müſſen. Freilich drang ſich ihr dabei die Frage auf: wer hat ihr denn dieſes Loos zuertheilt? wer es feſtgeſetzt, daß ſie nie den einſamen jungfräulichen Stand verlaſſen ſoll? Aber nun fielen ihr die Höllentage ihrer kurzen Ehe, ihr fielen die Ahnungen ein, die Cöleſtinens Mutter und Verwandte ihrentwegen gehabt hatten und ſie zweifelte nicht länger, daß ihr Zögling nur allein durch den eheloſen Stand vor der Marter eines langen elenden Lebens geſchützt werden könne. Nein, rief ſie in dieſer Ueberzeugung aus, du darfſt nicht dem rohen Männergeſchlechte aufgeopfert werden! verblute dich lieber einſam du gutes, ſanftes Herz unter vergeblichem Sehnen und Wünſchen und Hoffen und vergehe in ſtillem namenloſen, nie ausgeſprochnen Schmerz, als daß

du entweiht und zerknickt und durch Leidenschaften, die dir nur durch fremde eingeimpft werden, deines Adels beraubt, dem rohen Geschlecht, das selbst da verderbt, wo es liebt, geopfert werden sollst. Durch diesen Gedanken über die Zweckmäßigkeit des Erziehungsplans der Gräfin beruhigt, verdoppelte sie ihre Mühe, um das erregte Gemüth ihres Zöglings zu beruhigen und es schien ihr nicht übel zu gelingen, denn der Schmerz des Kindes um die Trennung von ihrem kleinen Freunde verwandelte sich in eine stille Wehmuth die sich nie durch Worte aussprach und daher auch von der Erzieherin nie ganz begriffen wurde, welche die dadurch entstandene rührende Weichheit für einen eigenthümlichen Zug von Cölestinens Charakter hielt und weit entfernt, davon einen Nachtheil zu fürchten, vielmehr darüber erfreut war.

Cölestinens Kinderjahre verflossen von nun an sehr einförmig. Sie erhielt nach und nach mehrere Lehrerinnen in allen nur denkbaren weiblichen Geschicklichkeiten und machte bei ihren vorzüglichen natürlichen Anlagen und da sie durch nichts zerstreut wurde, ganz unglaubliche Fortschritte. Uebrigens gewann ihr Leben durch die Anwesen-

heit der sie unterrichtenden Frauen auf keine Weise an Abwechselung, denn diese Personen wurden zwar sehr reichlich bezahlt, hatten aber die Verpflichtung auf sich, in Allem sich den Anordnungen der Frau Gutenau zu unterwerfen, und diese sorgte dafür, daß Cölestine außer den Unterrichtsstunden nie in ihre Nähe kam, und daß ihr zum wenigsten von ihnen kein Verlangen nach dem Leben in der großen Welt beigebracht wurde.

Jedermann von der Gräfin Ottenheim Bekanntschaft war verwundert darüber, daß die Gräfin ihre Tochter in keine Gesellschaft einführte, ja sie nicht einmal ihren genaueren Bekannten sehen ließ. Daß dieses ganz besondere und zwar wichtige Ursachen haben mußte, darüber war man einverstanden; aber welches die Gründe wohl seyn konnten, darum zerbrach sich der Hof- und Landadel den Kopf. Man forschte hin und her, man schickte Spione aus, man bestach die Diener, um etwas Gewisses darüber zu erfahren, doch alles war vergebens, man brachte nichts heraus. In einer Gesellschaft war auch die Rede davon und ein alter Neuigkeitskrämer, dem sonst nicht leicht eine Anekdote aus

der scandalösen Chronik entging, rief in einem Anflug von Aerger über das undurchdringliche Dunkel aus: Die Ottenheims müssen doch eine ganz eigene Klugheit besitzen, um ein Geheimniß so viele Jahre lang so gut bewahren zu können: ich wette mit halb soviel Mühe hätten wir in dieser Zeit das tiefste Kabinetsgeheimniß schon heraus.

„Hum! sagte ein Fräulein, die vierzig Jahre lang vergeblich auf einen Bräutigam gewartet und sich nun in frommer Resignation den heiligen Klatschschwestern beigesellet hatte, die jeden guten Namen zerrißen: wer nur reden wollte; das Geheimniß soll so unergründlich nicht seyn."

O so reden Sie doch, rief der Neuigkeitsträger, ich bitte Sie; es ist ja eine wichtige Sache und Sie verbinden sich der ganzen beau Monde, wenn Sie hier ein Licht aufstecken, wo Jedermann höchst gespannt ist, das Wahre zu erfahren.

„Nun, antwortete das Fräulein, Sie werden doch wohl nicht in Abrede seyn, daß jede Mutter, die eine wohlgebildete Tochter besitzt, gern damit groß thut und sie, wo sie nur kann, sehen läßt. Selbst wenn sie ein wenig häßlich ist, so findet die Mutterliebe sie noch erträglich und setzt

dieſes Urtheil auch bei Andern voraus. Ottenheims ſind, wie Sie wiſſen, proteſtantiſch, die junge Gräfin kann alſo nicht für das Kloſter beſtimmt ſeyn. Nun denke ich werden Sie au fait ſeyn.“

Nicht im Mindeſten, meine Gnädige.

„O! über die ſcharfſichtigen Männer! Ich denke ich habe ſo deutlich geſprochen, daß ich nicht mißzuverſtehen bin, und doch faſſen Sie mich nicht. Eine Mißgeburt iſt die junge Gräfin, ein kleines Ungeheuer, welches man aus Schaam über das, vielleicht nicht ganz unverdiente, Unglück nicht ſehen laſſen mag.“

Darum alſo, ey, ey! dachte ichs doch! Aber welche Mängel mag denn wohl die ſüße Frucht haben? wiſſen Sie darüber nicht etwas Näheres.

„Und wenn ich es auch wüßte, ſo iſt es doch meine Pflicht, es zu verſchweigen; ich rede nicht gern Andern Uebels nach, auch wenn es die Wahrheit iſt.“

O, wer konnte von Ihnen dergleichen auch nur vermuthen! Aber guten Freunden unter dem Siegel der Verſchwiegenheit das zu entdecken, was ohnehin niemanden ſchadet, das iſt doch et,

was ganz anderes, und ich glaubte, mein gnädiges Fräulein, von Ihnen nicht unter diejenigen Personen gezählt zu werden, die sich ihres Vertrauens unwerth gezeigt haben.

„Hr. v. *** Sie fassen mich bei meiner schwachen Seite, denn es würde mich schmerzen gegen einen Cavalier von Ihrem Charakter nicht alle Constance gezeigt zu haben, die Sie verdienen. Erfahren sie also, doch ohne mich zu verrathen, die Contesse Ottenheim ist so vollständig verwachsen, daß sie kaum einer menschlichen Figur ähnlich sieht, sie hat ferner ein unförmliches Gesicht, so daß man es ohne Schaudern kaum ansehen kann: aber das traurigste ist ein starrer Blödsinn der so weit geht, daß sie nicht einmal einen Löffel allein zum Munde führen kann.“

Haben sie vielleicht das unglückliche Geschöpf selbst gesehen?

„Ich selbst freilich nicht, aber ich weiß es aus sicherer Hand.“

Dieß ist das Ungefähre einer Unterredung die in einem der Zirkel der Residenz gehalten wurde, und die hinreichte in der Stadt und bei Hofe Cölestine für ein Ungeheuer auszugeben. Vergebens widersprach Frau von Tiefensee; es wurde

ihr nicht geglaubt, es hieß, Dankbarkeit für erhaltene Gefälligkeiten, Verhältnisse und dergleichen Umstände vermöchten Frau von Tiefensee auf Kosten der Wahrheit diese dem Ottenheimschen Hause ärgerliche Sache zu bestreiten; man blieb dabei die Gräfin Ottenheim habe eine Mißgeburt zur Welt gebracht und halte sie deßhalb auf dem einsamen Jagdschloß vor jedermanns Augen verborgen, weil sie sich ihrer schäme.

Der Gräfin kam dieß Gerücht zu Ohren und sie fand es zu vortheilhaft für ihre Absicht, um einen Schritt zur Widerlegung desselben zu thun. Ein Klosterleben sollte Cölestine stets leben, um einem großen Unglück, das ihr die Ahnung zu drohen schien, zu entgehen, und daher war es sogar vortheilhaft, wenn die Welt sie für häßlich, für eine Mißgestalt hielt und sie deßhalb um so eher ganz vergaß.

So brachte denn Cölestine bis zu ihrem vierzehnten Jahre ihr Leben in klösterlicher Einsamkeit zu und war in dieser Zeit zu einer vollkommnen Jungfrau ausgebildet. Sie war zu einer ausgezeichneten Schönheit herangeblüht und ihre Mutter betrachtete sie nur mit Seufzen und wankte mehrmals in dem ihrentwegen gefaßten Ent-

schlusse. Aber ihre Ahnungen und Anzeichen sie, len ihr ein, und Frau von Raicnstamm unterließ nicht, sie von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, wodurch sie stets wieder in ihrem Vorsatz bestärkt wurde.

Endlich wurde die Lage der Comtesse auf eine unerwartete Art verändert; Frau Gutenau die schon lange gekränkelt hatt, starb plötzlich und dieser Todesfall durchkreuzte auf eine seltsame Weise den Plan der Gräfin. Cölestine allein auf dem Jagdschlosse zu lassen, ging nicht recht an; sie bei sich zu nehmen war, der vielen Gesellschaften wegen, die dort stets anwesend waren, auch nicht wohl thunlich, und doch mußte sie sich vorläufig zu dem letzteren entschließen, bis sie eine Person, die der Gutenau Stelle ersetzte, ausgemittelt haben würde. Da die Gräfin unpäßlich war und Cölestine nicht selbst abholen konnte, so schickte sie eine Kammerfrau mit einem Wagen, um die Comtesse zu ihr zu bringen.

Der Weg den Cölestine nehmen mußte, ging unfern dem Lustschlosse des regierenden Fürsten vorbei, der damals daselbst für einige Zeit residirte und gerade an dem Tage eine glänzende Jagdparthie veranstaltet hatte. Eben bliesen die

Jäger einem verendeten Sechszehnender eine Fanfare, als Cöleſtinens Wagen vorbei kam. Die raſchen Pferde wurden vor dem Hörnerſchall ſcheu, liefen in geſtrecktem Laufe davon und warfen den Wagen von dem Hochwege herab, wo ſie durch eine Verzäunung aufgehalten wurden. Der Fürſt befand ſich in der Nähe; er hatte das gefährliche Umwerfen des Wagens geſehen und ſchickte ſogleich einen Pagen und einige Jäger ab, um Hilfe zu leiſten und ihm zu berichten, wer die Dame ſey, die in dem Wagen befindlich war und ob ſie Schaden genommen habe.

Cöleſtine war in Ohnmacht gefallen, und als ſie wieder die Augen aufſchlug, ſah ſie ſich in den Armen Carls von Tiefenſee, denn dieſer war der Page, den der Fürſt abgeſchickt hatte, ſich nach ihr zu erkundigen. Beide erkannten ſich ſogleich wieder, denn ſie hatten gegenſeitig ihr Bild die Jahre der Trennung durch in ihrem Herzen getragen, und war Cöleſtine überraſcht die wohlbekannten Züge an dem erwachſenen Jünglinge wieder zu finden, ſo war er es nicht weniger, die geliebte kleine Pflegerinn zur herrlichen Jungfrau aufgeblüht zuſehen. Er vergaß

es sogar darüber, den Fürsten Antwort zu sagen. Die Fürstin, welche ebenfalls der Jagd beigewohnet hatte und eben zurückkehrte, hörte auch von dem Unfall. Sie ließ halten und da sie vernahm, eine junge Gräfin Ottenheim sey es, die umgeworfen worden, so stieg sie mit ihren Damen aus, ging auf die Gruppe zu und erstaunte nicht wenig, statt des vermutheten kleinen Ungeheuers, ein engelschönes Mädchen zu sehen, welches, von dem Pagen gehalten, in dessen Armen ruhend, so eben die Augen aufschlug. Sie erfuhr, daß die junge Gräfin außer dem Schrecken weiter keinen Schaden genommen habe, und nun erst, nach dem sie darüber beruhiget war, nahm sie sich Zeit die Jungfrau näher zu betrachten. Cölestinens schlanke, zarte Gestalt, die regelmäßigen, edeln Züge die milden, frommen Augen, die feine Gesichtsfarbe, alles das erregte eine freudige Verwunderung bei der Fürstin und nahm sie für die Jungfrau ein; die sich durch ihre holde Stimme durch die edle Einfachheit ihrer Ausdrücke ganz das Herz der Herrin gewann.

Die Fürstin nahm Cölestine mit sich in ihren Wagen, weil diese einige Sorge für ihre Ge-

sundheit bedurfte und weil auch der Gräfin Equipage nicht im Stande war weiter zu fahren.

Die Fürstin war empört über die Gerüchte, die Cölestine zu einen Scheusal umgeschaffen hatten, und glaubte der Gräfin eine öffentliche Genugthuung schuldig zu seyn. Am Abend sollte Cerele bei Hofe seyn, hier wollte die Fürstin Cölestine einführen und durch ihren Anblick auf einmal alle Verläumderischen Klätschereien, die ihrentwegen in Umlauf gekommen waren, niederschlagen. Sie gebot ihren Damen das tiefste Stillschweigen zu beobachten und freute sey im Stillen der Ueberraschung.

Bis zur Abendzeit hatte Cölestine ein langes und genaues Examen von der Fürstin auszustehen, die sich gern von ihren Fähigkeiten unterrichten und den angeblichen Grund erfahren wollte, warum sie von ihrer Mutter so eingezogen gehalten worden. Ueber letzteres konnte die Komtesse ihr keine Auskunft geben, in Hinsicht ihrer Talente und deren Anbau aber, übertraf sie jede Erwartung der Fürstin. Eine Blödigkeit, die von ihrer bisherigen Lebensweise herkam, machte sie nur noch liebenswürdiger, verlor sich aber, da die freundliche Herablassung der hohen

Schützeriz ihr Muth machte und das ihr ertheilte feine Lob über ihr Spiel und Gesang, wovon sie Proben ablegen mußte, ihr Gemüth erhob.

Als des Abends Cölestine an der Hand der Fürstin in den Saal trat, wurde der ganze Hof von einem Staunen ergriffen und Manche von Denen, die am eifrigsten die Lügen über Cölestinens Mißgestalt verbreitet hatten, verloren ihre Haltung. Der Fürst machte seiner Gemahlin ein schmeichelhaftes Compliment über diese Schönheit, deren Anblick sie dem Hofe habe gönnen wollen, die Gemahlin des Erbprinzen aber warf sich der Fürstin in die Arme und bat um die junge Gräfin zur Hofdame.

„Meine Tochter sagte, die Fürstin, diese seltene Blume scheint allerdings nicht für den Hof erzogen zu seyn, doch da es eigentlich die erste Bitte ist, die Sie an mich thun, so will ich mich um die Einwilligung der Gräfin Ottenheim für Sie verwenden und ich hoffe, sie wird es mir nicht abschlagen.

Die Gräfin Ottenheim war unterdessen auf Befehl der Fürstin durch eine Estafette benachrichtigt worden, daß ihre Tochter sich am Hofe befände und von der Fürstin selbst am folgen-

den Tage zurück gebracht werden sollte. Die Ehre die ihrem Hause dadurch wiederfuhr, und die ihr unter anderen Umständen höchst schmeichelhaft gewesen seyn würde, konnte in ihr den Verdruß nicht beschwichtigen, den sie über diese unerwartete Zerstörung ihres Planes mit Cölestinen hatte. Cölestine hatte jetzt den Hof in seinem Glanze gesehen, sie war in eine ihr ganz neue Welt eingeführt worden; mußte sie nun nicht in der für sie bestimmten Abgeschiedenheit höchst unglücklich seyn, mußte sie selbst nun nicht den lang gehägten Plan aufgeben? Denn es wäre ja eine unmenschliche Grausamkeit gewesen, sie nun noch absondern wollen von der Welt, deren Anblick sie jetzt schon von einer so reizenden Seite genossen hatte.

Die Fürstin brachte am andern Tage Cölestine zu ihrer Mutter zurück und machte ihr schmeichelhafte Vorwürfe, daß sie ein so seltenes Jouvel so lange dem Hofe und der Welt entzogen habe. Aber als sie sich mit der Gräfin allein befand, da drang sie ernstlich in sie, um die Ursache davon zu erfahren. Die Fürstin war eine würdige Dame, die durch ihren von dem ganzen Lande anerkannten hohen Werth Aller Herzen für sich

einnahm und durch ihre freundliche Herablassung Zutrauen erweckte. Die Gräfin stand daher nicht an, ihr den von ihr entworfenen Lebensplan, in Hinsicht Cölestinens, und die Veranlassung dazu zu entdecken. Die Fürstin theilte nicht den Glauben der Gräfin an Ahnungen und erwies ihr, daß wenn ja eine Vorahnung von künftigem Unglück ihrer Tochter statt finde, sollte, sie auf dem geradesten Wege wäre, solche durch diesen Plan wahr zu machen. Denn, sagte sie, was soll aus diesem zarten, sanften Herzen, das Liebe und Theilnahme verlangt und geben will, in der kalten, starren Einsamkeit werden? Oder glauben Sie, daß es noch ein größeres Unglück giebt, als, in dem Gefühl der verfehlten Bestimmung, durch eine lange Lebenszeit, mit einer nagenden Sehnsucht in der wunden Brust, mit nie erfüllten Wünschen in dem Herzen, allein dazustehen? Und hat das Schicksal beschlossen sie unglücklich zu machen; wie mag ein schwacher Menschenarm, wie mögen Ihre Vorkehrungen sie ihrer Bestimmung entziehen? Die Gräfin erklärte sich durch diese Gründe für überwunden und entsagte ihrem Plane.

Schwerer wurde es aber der Fürstin die Einwilligung der Gräfin, Cölestinen am Hofe leben zu

faſſen, zu erhalten. Sie ſelbſt hatte den Hof von einer nachtheiligen Seite kennen lernen und nur mit Mühe ihrehart bedrohte Lebensruhe daraus gerettet, und wollte ihrer Tochter dieſe traurige Erfahrungen erſpaaren. Aber die Fürſtin gab ihr zu bedenken, daß wenn ſie ſelbſt ſich auch eine abſchlägige Antwort gefallen laſſen wollte, ſolches doch weder der Fürſt, noch die Erbprinzeſſin thun würden, ohne daß es nachtheilige Folgen auf die Verhältniſſe des Grafen, als Lehnsträger des Fürſten, und auf die Laufbahn der beiden Söhne des Grafen haben müßte. Durch dieſe Gründe bewogen, gab die Gräfin nach.

Edleſtine kam nun in eine neue Welt, in der ihr alles wunderbar vorkam, da alle Erſcheinungen, die ſich ihr aufdrangen, mit ihren Begriffen im geraden Widerſpruche ſtanden. Hier ſollte ſie ihre Gedanken verhehlen, ihre Mienen beherrſchen, nicht reden, wie ſie dachte, ſondern wie es die Verhältniſſe und Umſtände wollten. Sie, die nur an eine einfache Kleidung gewöhnt war, ſollte ſich mit ſteifem laſtendem Putz bedecken; ſie, gewohnt die erſten Strahlen der Sonne zu begrüßen, ſollte ſich nach einer im toſenden Getümmel durchwachten Nacht bei dem Erſcheinen

der Morgenröthe zu Bette legen. In ruhiger Stille erzogen, konnte ſie ſich in dem ewigen Gewühl der Hoffeſte und der ſteifen Etiquette nicht gefallen. Doch gewöhnte ſie ſich endlich daran und die mütterliche Zuneigung der Fürſtin, die Freundſchaft der Erbprinzeſſin und der Tochter der Fürſtin, milderten das Beengende ihres Zuſtandes und machten ihr ihre Lage ganz erträglich.

So ſehr auch die Herzen der übrigen Hofdamen von Neid über die Gunſtbezeugungen erfüllt ſeyn mochten, die Cöleſtine genoß, ſo durften ſie es doch nicht wagen ihn merken zu laſſen, denn die Gräfin ſtand zu feſt in der Gunſt ihrer erhabenen Beſchützerinnen, um durch irgend eine Kabale daraus vertrieben werden zu können. So gern auch, andererſeits, die jüngeren lüſternen Hofherren von Cöleſtinens Schönheit angereizt, von ihrer Unerfahrenheit Vortheil gezogen und ihr Schlingen der Verführung gelegt hätten, ſo wenig fanden ſie Gelegenheit dazu; denn das fürſtliche Mutterauge bewachte ihren Liebling mit unausgeſetzter Sorgfalt, und die Nähe der fürſtlichen Perſonen, hielt jenen Schwarm der Hofſchmetterlinge von ihr ab, deren Nähe ſchon nachtheilig auf den weiblichen Charakter wirkt.

Cöleſtine blieb in ihrem ganzen Weſen von den übrigen Frauen des Hofes unbegriffen und nur die Fürſtin allein kannte die Reinheit ihrer Seele, die Hoheit ihres Charakters. Dieſes engelreine Herz, mit ſeinen zarten Empfindungen, dieſes liebereiche, fromme Gemüth verſtand ſich nicht auf die glänzende Leerheit der Hofleute und konnte nicht von ihnen verſtanden werden. Hatte man ſie anfangs mit ihrem kunſtloſen Benehmen für eine Blödſinnige gehalten, ſo mußte man beſchämt das Urtheil zurücknehmen, da ſie ſo vielen Geiſt und eine ſo feine Beurtheilungskraft zeigte; aber nun hielt man ſie für eine geübte Heuchlerin, die durch eine angenommene Kindlichkeit beſtechen wollte. Allein auch dieſe Meinung mußte verworfen werden, denn man ſah, ſie ließ Vortheile außer acht, die ſie ſorgfältig benutzt haben würde, wenn es ihr um Beifall zu thun geweſen wäre. Am Ende mußte man ihr eine natürliche Liebenswürdigkeit zugeſtehen und eine Unſchuld, von der mehrere Hofdamen, und gerade nicht die ſchlechteſten, wünſchten, daß ſie ſie noch beſeſſen hätten.

Die Tochter der Fürſtin war es vorzüglich, die Cöleſtinen mit ihrer Freundſchaft entgegen

kam. Prinzeß Helmine wurde allgemein für eine junge Dame von vollkommnem Charakter gehalten. Eine natürliche Herzensgüte, zeichnete sie allerdings vor vielen ihres Standes aus, und ein großer Fond von Heiterkeit machte sie sehr liebenswürdig; allein sie war nicht dem Fluche ihres Ranges entgangen, und die schönsten Blüten des Herzens und des Geistes waren durch den giftigen Hauch der Schmeichelei und der sklavischen Unterwerfung verdorret.

Sie hatte die Menschen verachten gelernt, da sie sich ihr nur in verächtlicher Gestalt zeigten, und an Tugend glaubte sie nur in so fern, als man darunter einen makellosen Ruf, eine Vermeidung alles Aergernisses verstand. An Cölestinen schätzte sie die freie Selbstständigkeit, die bescheidene Anspruchlosigkeit und das tiefe Gemüth; doch auch die Liebenswürdigkeit dieses Mädchens riß sie hin, und sie wurde wirklich ihre Freundin. Bei dem näheren Umgange machte die lammfromme Unschuld Cölestinens ihr freilich manchen übeln Augenblick, denn sie war ihr ein stummer Vorwurf, und sie mußte sich in der Gegenwart der Grafin gar sehr in Acht nehmen, um keine Blößen zu geben, die sie um ihr Zu-

trauen gebracht hätten. Indessen hoffte sie, dieses würde sich schon geben, das Hofleben würde seinen verderblichen Einfluß auch auf die junge Gräfin äußern, und die Gelegenheit könne nicht ausbleiben, wo auch ihr die Strahlenkrone der jungfräulichen Reinheit vom Haupt falle; denn ihrer Ueberzeugung nach war keine weibliche Tugend unüberwindlich.

Wenn der Mensch, bei verschiedenen edeln Zügen des Herzens, stolz mit seiner Gottähnlichkeit prahlt, so kann man wohl diese Anmaaßung nicht besser niederschlagen, als wenn man ihn auf die, seinem Wesen beigemischte Teufelei aufmerksam macht, nach welcher er nichts lieber thut, als Andere zu denen ihm eigenen Fehlern zu verleiten, und wornach er mit einer ganz ungemeinen Schadenfreude die Mängel und Gebrechen eines für makellos ausgegebenen tugendhaften Charakters entdeckt. Diese Schadenfreude ist so allgemein, daß ich wohl behaupten darf, nur wenige sittlich gute Menschen sind ganz frei davon, und gewiß auch nur dann, wenn ihre Sittlichkeit nicht bloß eine Folge natürlicher Herzensgüte und glücklich auf sie einwirkender Um-

ſtände, ſondern das Ergebniß geprüfter, durch lange Uebung befeſtigter Grundſätze iſt.

Doctor. Verzeihung, wenn ich Sie auf einen Augenblick unterbreche! indeſſen ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Sie, wie mir ſcheint, der Menſchheit zu viel thun, wenn Sie ihr im Allgemeinen eine Neigung zuſchreiben, die wohl nur bei wenigen Schlechten und durchaus Verderbten anzutreffen ſeyn dürfte. Wer, der nicht ganz ſchlecht iſt, wird einen Andern abſichtlich zu einem vom eigenen Fehler oder Laſter verführen? Wer, der nicht in eine bodenloſe Verruchtheit verſunken iſt, kann Freude über die Fehltritte eines Andern äußern? Gewiß, lieber Baron, Sie haben ſich durch dieſes Urtheil an die Menſchheit verſündiget, und ich fordre Sie im Namen derſelben zum Wiederruf und zur Ehrenerklärung auf.

Kammerherr. Nein, mein edler Freund, ich widerrufe nicht; ich bin vielmehr überzeugt, Sie ſtimmen meiner Behauptung bei, ſobald ich Ihnen ſolche durch einige unzweideutige Beweiſe begründet haben werde. Beobachten Sie jeden Menſchen, der einige Schwächen an ſich hat — und wer hätte deren nicht — ſo werden Sie

stets auch die Neigung an ihm bemerken, Andere dazu zu verleiten; der Trinker, der Tabakraucher, der Langschläfer, alle wünschen es, daß Andere ihre Neigung theilen, obwohl sie sich nicht das Nachtheilige derselben verhehlen.

Pfarrer. Dieses ist allerdings wahr, jedoch halte ich dieses gerade für einen guten Zug des menschlichen Herzens. Diese Menschen genießen und wünschen Andern denselben Genuß; sie achten dabei die etwanigen Nachtheile keiner Berücksichtigung werth.

Kammerherr. Liebster Pastor! ist ein Burschenkomers auf der Universität auch ein Genuß? und Sie werden sich aus Ihren Universitätsjahren wohl noch erinnern, welche angelegentliche Sache es für einen Burschen ist, den andern zum kommersiren zu überreden. Ueberhaupt giebt mir das Studentenleben die triftigsten Beweise für meine Behauptung. In jenen Jahren der Jugend und des Frohsinns, wo der unverkünstelte Sinn des Jünglings sich noch so ganz offen ausspricht: zu welchen Thorheiten und Lächerlichkeiten suchen wohl die Bursche einander zu verführen! Ist dieses nicht die der menschlichen Natur eigene Neigung, Andere schwach und fehlerhaft zu sehen?

Und in andern Lebensverhältnissen; mit welcher Geflissenheit wird ein an einem für gut gehaltenen Menschen entdeckter Fehltritt verbreitet? wie bemühet sich jeder ihn unter die Leute zu bringen, ihn recht anschaulich zu machen und nach Maaßgabe wohl noch zu vergrößern? Strafen Sie mich Lügen, wenn Sie können.

Pfarrer. Ich will und kann Ihren Bemerkungen das Wahre nicht absprechen; doch rechnen Sie meiner Meinung nach dieses dem Menschen zu hoch an. Jeder Mensch, auf den noch nicht der Fluch der Selbstverachtung ruht — der schwerste, den es im Reich der Dinge giebt — hat eine gute Meinung von sich und es peinigt ihn, andere in moralischer Hinsicht über sich stehen zu sehen. Der ganz gute denkende Mensch strebt den Besseren und den Besten seines Geschlechts gleich zu kommen; aber wem es an Kraft und Einsicht dazu fehlt, oder wer durch Verhältnisse verhindert wird, eine höhere Stufe des sittlichen Werths zu erklimmen, für den gewährt es eine Art von Trost und Beruhigung Andern, deren Standpunkt er weit über sich glaubte, neben sich zu erblicken. Daher also oft die Freude bei der Entdeckung eines Fleckens in dem Charakter eines

für makelloſes gehaltenen Menſchen. Dieſes ſcheint nun zwar allerdings für Ihre Behauptung zu ſprechen; aber es iſt in der That nicht ſo: denn nicht eigentliche Schadenfreude iſt es, ſondern nur Zufriedenheit daruber, daß uns durch die bekanntgewordenen Schwächen, des für tadelloſes Geglaubten, ein ſtummer aber peinigender Vorwurf von der Seele genommen worden iſt.

Wolfgang. Mir ſcheinet dieſes kein großer Unterſchied zu ſeyn; wenigſtes grenzen jene Schadenfreude und dieſe Zufriedenheit ſehr nahe an einander. Indeſſen glaube ich, das Vergnügen, Andere ſchwach oder laſterhaft zu ſehen, iſt ſo allgemein nicht, wie Sie angeben. Thut es uns, und gewiß auch den mehreſten Menſchen, die nicht ganz verdorben ſind, nicht oft recht ſchmerzlich weh, die von Andern gehegte gute Meinung zurücknehmen, zu müſſen? Die Sucht der Verbreitung entdeckter nachtheiliger Züge iſt wohl aber eigentlich nichts weiter, als der Drang zur Mittheilung, der bei leeren Köpfen nicht leicht anders geſtillt werden kann, als durch Geſpräche, deren Gegenſtand die Perſönlichkeit ihrer Nebenmenſchen iſt, da es ihnen bei ihrer Geiſtesarmuth an jedem andern Stoff zur Unterhaltung fehlt.

Doctor. Ihre Bemerkung ist sehr richtig; denn nehmen wir wenige entschieden böse Menschen aus, die absichtlich verleumden, so sind es nur immer Flachköpfe und Ignoranten, die nachtheilige Neuigkeiten von ihren Nebenmenschen verbreiten. — Doch ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Ihre Erzählung unterbrochen habe; wollen Sie uns nicht den Verfolg derselben gütigst mittheilen.

Kammerherr. Mit Vergnügen. Prinzessin Helemine brachte Célestinen, so oft es sich thun ließ, in gefährliche Lagen, um ihr Herz in Bewegung zu bringen und sie in ein Liebesabenteuer zu verwickeln. Ihre Absicht war aber keinesweges sie zu wirklichen groben Fehltritten zu verleiten; nur schwach wollte sie ihre Freundin sehen, und denn an ihren Busen sinken, und sie zur Vertrauten aller ihrer eigenen Schwächen machen. Aber Célestine entging allen ihr gelegten Schlingen, denn sie hatte außer ihrer Unschuld noch ein sicheres Mittel gegen alle Verlockungen in ihrer Liebe zu Karl von Tiefensee. Die Neigung, die Célestine einst zu dem Knaben Karl empfand, war nie erloschen und erwachte mit erneuerter Stärke, als sie ihn bei Hofe wie-

derſah. So innig ſie auch liebte, ſo war ſie doch Mädchen genug, um ihre Neigung ſo zu verbergen, daß Niemand eine Ahnung davon haben konnte, und ſelbſt den Geliebten belehrte kein wohlwollender Blick, wie warm ihr Herz für ihn ſchlug. Als aber Karls Mutter ſich der kleinen liebevollen Pflegerin ihres kranken Sohnes erinnerte, ihre Bekanntſchaft erneuerte und ſie um ihren Beſuch bat, o da ſagte Cöleſtine bereitwillig zu und nährte bei ſich den Wunſch, den Geliebten bei ſeiner Mutter anzutreffen.

Frau von Tiefenſee, die ihres Sohnes wegen nunmehr in der Reſidenz lebte, galt bei Hofe für eine Dame von muſterhaftem Ruf, die vorzüglich in der Wahl ihrer Freundinnen ſehr ſtrenge war; Cöleſtinens Umgang mit ihr wurde daher als etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, betrachtet. Natürlich war es auch, daß ſie dort zuweilen den jungen Tiefenſee antraf, wenn er ſeine Mutter beſuchte, und eben ſo natürlich, daß es daſelbſt zu Erklärungen zwiſchen beiden Liebenden kam. Der Mutter blieb die Liebe ihres Sohnes kein Geheimniß, und ſie hatte nichts dagegen, wohl aber beſtand ſie darauf, daß ſolche vorläufig dem Hofe unbekannt bleiben müſſe, um

möglichen Intriguen vorzubeugen und Verleumdern keinen Stoff zum Reden zu geben. Aus diesem Grunde gestattete sie ihrem Sohne nur selten in ihrem Hause eine Zusammenkunft mit Cölestinen, und an andern Orten konnten sich die Liebenden ihrer Verhältnisse wegen, ohnehin nicht allein sehen.

Cölestine verbarg ihre Neigung tief in ihrem Busen, da sie, jungfräulich schüchtern, jede Mitwissenschaft davon für eine Entweihung hielt. Auch Carl erlaubte sich bei Hofe keine Annäherung an sie und wachte sogar über seine Blicke, denn der Ruf seiner Geliebten war ihm zu theuer, um ihn den Hofklätschereien preis zu geben, welches unfehlbar geschehen seyn würde, wenn man ein Verhältniß zwischen beiden auch nur gemuthmaßt hätte. Bei dieser Vorsicht blieb ihre Liebe dem Hofe ein Geheimniß und Cölestine wurde für unempfindlich gehalten, weil es noch keinem jungen Manne bei Hofe gelungen war, ihr Herz in Bewegung zu bringen.

An der Spitze der zahlreichen Schaar von Cölestinens Verehrern stand der Prinz Emmeran, der zweite Sohn des regierenden Fürsten und Liebling seiner Schwester Helmine. Er stand in der

vollen Blüte der Jugendkraft, galt für den schönsten jungen Mann am Hofe, und hielt sich bei allen Damen für unwiderstehlich. Er war nicht ohne einige Gutmüthigkeit und natürliche Herzensgüte, wohl aber ohne feste Grundsätze; und mehr, weil er die Extreme nicht liebte, als aus Zartgefühl, hielt er sich von groben Ausschweifungen entfernt.

Gräfin Cölestine hatte ihm eine Neigung eingeflößt, wie noch keine Dame vor ihr, und er beschloß alle Mittel anzuwenden, um ihre Liebe zu gewinnen. Aber bald sahe er ein, daß er bei Cölestinen auf dem gewöhnlichen Wege nicht zum Ziel komme. Die Unschuld dieser Jungfrau verlieh ihr eine Sicherheit in ihrem Benehmen gegen die Männer und eine Würde, die des Prinzen Frivolität in die artigste Bescheidenheit umwandelte und ihm den Muth benahm Versuche zu wagen, sie zu einer Schwäche zu verleiten. Dieses Hinderniß, welches er in Cölestinens Reinheit fand, vermochte aber seine Leidenschaft nicht zu dämpfen, sondern steigerte sie im Gegentheil zu einer furchtbaren Höhe. Unzählige Mal war er zu den auffallensten Gewaltschritten entschlossen, aber stets benahm ihm Cölestines Gegenwart den

Muth, und alle Vorsätze, dreist seinem Ziele entgegen zu gehen, schwanden bei dem Anblick der edeln Gestalt, die ihn zur Bewunderung und Ehrfurcht hinriß.

Prinzessin Helmine hatte schon längst eine Neigung für den Pagen Carl von Tiefensee empfunden, und alle ihr eigene Feinheit angewandt, um ihn in ihre Nähe zu bringen. Aber Frau von Tiefensee, die sehr genaue Verbindungen am Hofe besaß, hatte etwas davon bemerkt, und es durch ihren bedeutenden Einfluß zu verhindern gewußt. Diese kluge und vortreffliche Frau erkrankte plötzlich, in Folge eines gehabten Schreckens, und starb nach einer kurzen Zeit, ehe sie noch etwas für ihres Sohnes künftige Laufbahn hatte thun können. Mit ihr verloren Carl und Adelaide ihren Schutzgeist, der alle Gefahren, die ihnen auf dem schlüpfrichten Pfade des Hoflebens drobeten, abgewandt hatte, und Prinzessin Helmine bekam freie Hand ihren Plan auszuführen.

Sie wußte es durch den Hofmarschall dahin zu bringen, daß Tiefensee den Dienst bei ihr erhielt. Nun glaubte sie gewonnen zu haben; denn daß der unerfahrene neunzehnjährige Jüngling den Lockungen einer schönen und geistreichen

Prinzessin, die seine Gebieterin war, sollte widerstehen können oder wollen, war ihr nicht denkbar. Sie hatte sich geirrt. Um ihren Zweck zu erreichen, brachte sie den Jüngling in die verführerischsten Lagen und wandte die feinsten Künste der Koketterie an. Sie ging dabei mit großer Ueberlegung zu Werke, um keine Blößen zu geben, und sicher würde sie zum Ziele gelangt seyn, wenn Tiefensee's Herz noch frei gewesen wäre; so aber blieben alle ihre Bemühungen ohne Erfolg, und sie hatte außerdem noch den Verdruß, ihre Absicht von dem Pagen doch halb und halb errathen zu sehen. Sie schloß ganz richtig, daß diese Festigkeit Tiefensee's ihren Grund in einer ernsthaften Neigung desselben haben müsse, und zu entdecken, wer der Gegenstand derselben sey, das war nun die Aufgabe, die sie zu lösen sich vornahm.

Cölestinens Zusammenkünfte mit Tiefensee waren durch den Tod der Mutter des Letztern unterbrochen worden; um so schwerer wurde es beiden ihre Empfindungen vor den Augen der Hofwelt zu verhehlen. Ihre Sehnsucht wurde unwiderstehlich und drängte sie sich ihre Gefühle, in Augenblicken, wo sie sich unbemerkt glaubten, durch Blicke kund geben. Dadurch kam die Prinzessin zuerst auf die

Spur, und in der ersten Zeit nach dieser Entdek-
kung kannte ihr Zorn keine Grenzen, da sie in
Cölestinen nur eine gemeine Heuchlerin sah, die
sich mit einer engelreinen Tugend brüstete, wäh-
rend sie so schwach war, wie die Mehrzahl ihrer
Schwestern. Sie machte nun Plane dieses Paar
zu entzweien, sie wollte eines bei dem andern
herabsetzen, dann die Zwietracht zu unterhalten
suchen und so von dem Zorn erhalten, was ihr
die Liebe verweigert hatte. Aber bei mehrerer
Ruhe verwarf sie diesen Vorsatz wieder und be-
schloß zu erforschen, wie weit die Vertraulichkeit
beider gegen einander schon gediehen sey, um
darnach ihre Maßregeln zu nehmen. Sie beob-
achtete nun beide Liebenden sehr genau und er-
hielt die Ueberzeugung, daß die Liebe derselben
durchaus rein und unschuldig sey. Weit entfernt,
dadurch versöhnt zu seyn, wurde sie nur noch
sehr entrüstet, da der Gedanke, daß Cölestine
an, wo sie nur der Sinnlichkeit fröhnen wollte,
en schönen, edlen Gefühlen einer geistigen Liebe
huldigte, ihr unerträglich war. Der kurze Tri-
umph, den sie über Cölestinens Schwäche gefei-
ert hatte, war vorüber; sie hatte sich getäuscht,
der Charakter der Jungfrau erschien ihr wieder
in der strahlenden Glorie weiblicher Tugend und

demüthigte die Sünderin, die sich vergebens gefreut hatte, ihn mit Zügen gemeiner Schwäche befleckt zu sehen, und nun vor Scham verging, sich so tief unter dem Mädchen zu wissen, die ihrer Liebe im Wege stand.

Gerad als die Prinzessin in dieser Stimmung war, erhielt sie einen Besuch von Prinz Emmeran, der sie zur Vertrauten seiner Liebe zu Cölestinen machte. Sie theilte ihm ihre Entdeckung mit und benahm ihm die Hoffnung, unter den stattfindenden Umständen je das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Emmeran bat seine Schwester seine Bemühungen um Cölestinens Neigung zu gewinnen, zu unterstützen und darauf zu denken, wie er am sichersten zu seinem Zwecke komme. Das versprach die Prinzessin um so bereitwilliger, als ihr selbst wegen Tiefensee sehr viel daran gelegen war. Nach einigem Nachdenken über die anzuwendenden Mittel erklärte sie, daß alle Bemühungen vergebens seyn würden, wenn es nicht gelänge, die Grundsätze des Pagen zu verderben und durch ihn nach und nach auch Cölestinens Tugend wankend zu machen.

Der Prinz, von den Gründen seiner Schwester überzeugt, schloß sich nun an Tiefensee an, zog ihn in seine Gesellschaften und versuchte es, ihn

zum Theilnehmer zweideutiger Vergnügungen zu machen; aber Carl behielt die Grenzlinie der strengsten Sittlichkeit so genau im Auge, daß der Prinz, wollte er sich nicht geradezu in den Augen Tiefensee's verächtlich machen, den Plan aufgeben mußte, den Jüngling zu Leichtfertigkeiten zu verleiten. Er hielt nun aufs neue Rath mit seiner Schwester, und diese war der Meinung, man müsse dem liebenden Paare Gelegenheit geben, oft allein bei einander zu seyn, und es ihrer gegenseitigen Liebe überlassen, sie zu Fehltritten zu verleiten. Es sey, sagte sie, nur um den ersten Fehltritt zu thun; diesem würden bald mehrere folgen, und sey Cölestine einmal erst von ihrer Tugendhöhe herabgestürzt, so würde es dem Prinzen nicht schwer werden, ihre Neigung zu gewinnen. Bei diesem Plane, der so schändlich als gut berechnet war, hatte die Prinzessin auch ihre Leidenschaft für Tiefensee in Betracht gezogen, indem sie nur auf diese Weise hoffen durfte, den Jüngling in ihren Fesseln zu sehen.

Man schritt zur Ausführung dieses Planes, wozu gerade einige Umstände besonders günstig waren. Der Hof pflegte nämlich bei dem Eintritt der schönen Jahreszeit sich jedesmal auf ein

Luſtſchloß zu begeben, um dort das Landleben zu genießen. Gerade jetzt war auch der Zeitpunkt da; aber wichtige Staats-Angelegenheiten hielten den Fürſten in der Reſidenz zurück. Da die Fürſtin ſich nie von ihrem Gemahl trennte, und da die Anweſenheit des Erbprinzen in der Reſidenz gleichfalls nöthig wurde, ſo erhielten die Prinzeſſin Helminie und Prinz Emeran die Erlaubniß, ſich nach einem Luſtſchloſſe zu begeben, und in ihrem Gefolge gingen auch Cöleſtine und Tiefenſee dahin ab.

Die Verbannung der läſtigen Etiquette erlaubte auf dem Luſtſchloſſe ein engeres und traulicheres Beiſammenleben, und es konnte gar nicht fehlen, daß auch Cöleſtine und Carl ſich einander mehr näherten, wozu die Prinzeſſin ihnen überdem alle nur mögliche Gelegenheit gab. Die kleinen ländlichen Feſte, Luſtparthien zu Waſſer und zu Lande, die milde anmuthige Jahreszeit, der Reiz der Landſchaft, alles dieſes wirkte auf die jugendlichen Herzen, deren Gefühle dadurch erhöhet wurden und in ihnen eine unausſprechliche Sehnſucht erweckten, die ſie mit beinah ſchmerzlicher Gewalt zu einander hinzog. Aber ihre Unſchuld kam dabei nicht in Gefahr, denn die Zartheit, mit der ſie einander behandelten, die

Folge einer musterhaften Erziehung, verbunden mit ihrer reinen, noch von keinen üppig sinnlichen Bildern befleckten, Phantasie, hielt jede gefahrliche Vertraulichkeit von ihnen fern und war die Schutzwehr ihrer Tugend.

Prinzessin Helmine beobachtete die Beiden heimlich sehr genau und gerieth in Wuth, als sie alle ihre mühsam erdachten Pläne durch die Frömmigkeit der beiden Liebenden vereitelt sah. Wie, rief sie ergrimmt aus, sie sollen glücklich seyn, indeß ich mich in ungestillter Sehnsucht verzehre? ihnen soll die Gegenwart nur Rosen darbieten, indeß ich mich an den Dornen derselben verwunde? Und warum sind sie glücklicher als ich? Weil die Natur das Eis des Gleichmuths in ihren Busen legte, während in dem meinigen das Feuer des Verlangens zerstörend brennt? Warum theilte die Natur ihre Gaben so ungerecht aus; warum gab sie nicht der Fürstentochter, die ihr Stand zum Entsagen zwingt, auch die Kraft dazu? Warum nicht jenen, bei der Gelegenheit zum Genuß, auch die Neigung dazu? Wohlan ich will sie aus ihrer Ruhe bringen, diese Glücklichen; sie sollen gleich mir wünschen und begehren; sie sollen herab, von der stolzen Höhe; die Glorie ihrer Unschuld soll

verbleichen, oder sie müßten keiner menschlichen Empfindungen mehr fähig seyn!

Bis dahin kann die Leidenschaft führen! Prinzessin Helminie gehörte, wenn sie schon leichtsinnig und schwach war, bis jetzt noch nicht zu den Verworfenen ihres Geschlechts, und doch konnte sie einen Vorsatz zum Verderben der Unschuld fassen, wie er sonst nur in der Seele einer gewissenlosen Furie reift. Freilich, nachdem sie sich dazu hatte entschließen können, war der Genius des Guten auf immer von ihr gewichen, und sie eilte unaufhaltsam der vollendeten Schlechtheit entgegen.

Um Cölestinens Fall herbeizuführen, veranstaltete sie mancherlei Lustpartien, die darauf berechnet waren, die Gräfin und ihren Geliebten in verführerische Lagen zu bringen. Bald wurde eine Masquerade gegeben, wobei Carl und Cölestine Rollen durchzuführen hatten, die eine höchst vertrauliche Annäherung zu einander forderten; bald machte man kleine Lustreisen in abgelegene Gegenden und, wie durch einen Zufall, befanden sich die Liebenden allein; bald wurde ein Fischerspiel angestellt, und Tiefensee und die Gräfin fuhren in einem Nachen, oder trafen sich an einer einsamen Stelle des Sees am Ufer.

Die Prinzessin ließ sie bei solchen Gelegenheiten genau beobachten, doch nie konnten ihre Späher etwas entdecken, das Helminien zu der Hoffnung ihren Endzweck zu erreichen, hätte berechtigen können. Des Prinzen wilde Lust wurde, dadurch, daß er sich nach langem Harren seinem Ziele um keinen Schritt näher gekommen sahe, bis zu einer furchtbaren Höhe gesteigert und er bestürmte seine Schwester stets um neue Anschläge zur Erreichung seines Zweckes. Die Prinzessin, der selbst daran gelegen war, daß der Prinz seine unedle Absicht erlangte, entschloß sich endlich zur Anwendung des schändlichsten Mittels, um die arme Cölestine zu verderben.

Durch einen gewissenlosen Arzt hatte sie ein Opiat erhalten, welches in einer gewissen Dosis genossen, einen tiefen Schlaf hervorbrachte. Dieses wollte sie Cölestinen eingeben und es dann veranstalten, daß die Gräfin in dem Augenblick, wenn sie von Schlaf berauscht würde, mit dem Prinzen allein wäre. Sie theilte dem Prinzen ihren Plan mit, und er fand ihn seinen Absichten entsprechend.

An einem schwülen Nachmittage befanden sich der Prinz und die Prinzessin mit ihrem Gefolge in einem Pavillon am Ufer des Sees. Die

Prinzessin ließ Limonade herumreichen und wußte sehr geschickt den Augenblick abzupassen, um in Cölestinens Glas die schlafbringenden Tropfen zu gießen. Sobald die Gräfin getrunken hatte, machte Prinz Emmeran der Prinzessin den Antrag, mit ihm auf dem See zu fahren. Diese schützte, einer vorher getroffenen Abrede gemäß, eine leichte Unpäßlichkeit vor und bot dem Prinzen Cölestinens Gesellschaft statt der ihrigen an. Die Gräfin konnte es nicht wohl ablehnen mit dem Prinzen zu fahren, auch hatte derselbe sich stets so gegen sie betragen, daß sie nicht fürchten durfte, mit ihm allein zu seyn. Sie ging an des Prinzen Arm in den Nachen, und indem sie einsteigen wollte, brachte ihr die Kammerfrau der Prinzessin einen Shawl zum Umnehmen. Da es warmes Wetter war, so wollte die Gräfin den Shawl nicht annehmen, aber die Kammerfrau drang ihn ihr mit beinahe unhöflicher Gewalt auf und drückte ihr bei der Gelegenheit einen Zettel in die Hand. Cölestine brannte vor Begierde den Inhalt des Zettels zu wissen, dennoch verbot der Anstand ihn in Gegenwart des Prinzen zu lesen, und so steckte sie ihn unvermerkt in ihr Ridikül. Die Wärme des Tages gab nach einer kurzen Fahrt dem Prinzen den Vorwand

an einer Insel zu landen, um daselbst in einer unter schattigen Bäumen versteckten künstlichen Grotte auszuruhen. Diese Grotte, die alles enthielt, was die sinnreichste Kunst unter dem Schein anspruchloser Einfachheit zur Bequemlichkeit und zum Genusse eines verwöhnten Weichlings hatte vereinigen können, war zum Tempel bestimmt, wo dem Moloch verächtlicher Lüste die Unschuld zum Opfer geschlachtet werden sollte. Verdachtlos ließ Célestine sich dahin führen, aber indem der Prinz sich auf einen Augenblick entfernte, um einige ihm aus der Tasche entfallene Papiere aufzusuchen, zog die Gräfin den von der Kammerfrau empfangenen Zettel hervor und las mit Entsetzen folgende Worte: »Gräfin, man hat Ihnen Opium eingegeben, und während der Wirkung desselben will der Prinz Sie zum Opfer seiner niedrigen Lust machen. Nutzen Sie diesen Wink, um das Alleinseyn mit dem Prinzen zu vermeiden.« Eben hatte sie gelesen, als der Prinz zurückkehrte und sie den Anfang der Wirkung des Opiums spürte. Sie forderte, daß er sie sogleich zurück führen sollte, indem sie tief empört erklärte, daß sie seine schändliche Absicht kenne. Nun wohl, antwortete der fürstliche Bösewicht, wenn Sie dieß wissen, so wissen Sie

auch, daß Sie in meiner Gewalt sind, und ein Thor müßte ich seyn, wenn ich die Gelegenheit nicht benutzte, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen.

Cölestine sah die Unmöglichkeit dem Prinzen lebend zu entkommen; schon äußerte sich bei ihr die Wirkung des Laudanums immer stärker, noch wenige Minuten und ihre Betäubung mußte vollständig seyn. Da strengte sie alle ihre Kräfte an, eilte mit Hast aus der Grotte und stürzte sich von dem nahen Felsenabhange in den See.

Festgebannt von seinem Gewissen stand der Verbrecher am hohen Ufer und starrte besinnungslos den dunkeln Wasserspiegel, der den Abgrund deckte, in den die Unschuld den tödtlichen Schutz vor dem Laster suchen mußte. Da stand er nun, und eine Weltenlast fiel auf sein verderbtes Herz. Furchtbar trat seine frevelhafte Absicht mit ihrer unseligen Folge vor seine Seele und die Furien der Reue schlugen ihre Eisenkrallen in seine verbrecherische Brust. Er hätte sich vielleicht dem unglücklichen Opfer nachgestürzt, wenn nicht durch die grauenvolle Ueberraschung seine Kraft gebrochen und sein zerrüttetes Gemüth eines Entschlusses unfähig gewesen wäre.

Während dieses auf der Insel verging, war

uch das Schloß der Schauplatz einer tumultari-
chen Scene. Die Kammerfrau, die Cölestinen
en Zettel gab, hatte durch einen Zufall den
Plan mit angehört, den Prinz Emmeran und
eine Schwester zu Cölestinens Verderben entwar-
en. Sie war auch einst von dem Prinzen ver-
ührt worden, und trug nun den Stachel der
Reue in ihrem Herzen. Sie wollte die Gräfin
itten und gab ihr den Wink. Doch da sie sah,
aß diese den Zettel nicht las, und sie gewahr
urde, daß der Prinz nach der Insel ruderte,
o das Verbrechen begangen werden sollte, da
ntdeckte sie Tiefensee die Absicht desselben, da-
it er Maßregeln treffen könne, sie zu verhin-
ern. Tiefensee eilte, sobald er Cölestinens Ge-
hr vernommen hatte, zum See, warf sich in
n Nachen und ruderte nach. Am Ufer begeg-
te ihm die Prinzessin. Sie wollte sein Unter-
hmen verhindern und befahl ihm zu bleiben,
ch der ergrimmte Jüngling donnerte ihr zu:
ifstmischerin wehe dir, wenn ich zu spät komme,
n das Opfer deiner Bosheit zu retten! und
hr zur Insel über.

Als er anlangte hatte Cölestine schon in den
ellen ihre Ehre mit dem Verlust ihres Lebens
rettet, und der Prinz stand noch und stierte

mit verzweiflungsvollen Blicke in die Fluth. »Wo ist Cölestine? rief wüthend der Page.« Emmeran wies schweigend auf den See. »So nimm den Lohn deiner Schändlichkeit,« schrie Tiefensee und bohrte ihm einen Dolch in die Brust, dann aber stürzte er sich der Geliebten nach, in ihr nasses Grab.

Die Körper der beiden Liebenden wurden erst nach mehreren Tagen gefunden. Prinz Emmeran war nicht tödtlich verwundet; er lebte, von den Furien der Reue gepeinigt, mit der Verachtung aller guten Menschen gebrandmarkt, ein elendes Leben. Cölestinens Brüder wollten ihre Schwester rächen; der Versuch dazu kostete dem einen das Leben, der andere mußte deßhalb Landflüchtig werden, und der ehemals berühmte Stamm der Grafen Ottenheim ist erloschen.

Als der Kammerherr seine Geschichte geendigt hatte, rief der Doctor mit triumphirender Miene dem Pfarrer zu: »Nun, mein Bester, räumen Sie doch wohl ein, daß es Fälle geben könne, in denen ein freiwilliger Tod nicht nur erlaubt ist, sondern sogar Pflicht wird; Cölestinens Geschichte wird Sie, wie ich hoffe, davon überzeugt haben?

Pfarrer. Keineswegs! ich bleibe nach wie vor bei meiner Behauptung: der Selbstmord ist und bleibt unter allen Umständen ein Verbrechen, kann nie erlaubt, nie Pflicht seyn. Mich dünkt, die Wahrheit dieser meiner Behauptung liegt so klar am Tage, daß jede Diskussion darüber unnöthig wäre. Der nothwendige Beding unsers Handelns und Wirkens, als moralische Wesen ist das Leben. Ist es also nicht ein Verbrechen schauderhafter Art, wann wir diese unentbehrliche Grundlage unseres Seyns zerstören und uns der Fähigkeit zu seyn, zu wirken, zu handeln, für immer berauben. Ich möchte wohl behaupten, es gibt im Reiche der Dinge kein größeres Verbrechen, das ein Mensch begehen könnte. Selbstvernichtung — welch ei-

nen gräßlichen, entsetzlichen Begriff drückt dieses Wort aus! Ein Wesen mit unendlichen Kräften und Fähigkeiten begabt — auch in dem beschränktesten Menschen liegt ja eine solche Menge davon, freilich noch schlummernd und unentwickelt, verborgen, daß vielleicht die ganze Lebenszeit eines aufmerksamen Beobachters nicht hinreicht, sie alle kennen zu lernen — wagt mit kühner Hand sie zu vernichten; es wagt sich los zu reißen von der unermeßlichen Kette der Wesen, von der es ein Glied ist; es wagt, eine Lücke zu machen und Unordnung zu erregen in einer Welt voll Harmonie, Störung in die unbegrenzte Schöpfung hervor zu bringen; denn ein Selbstmord, der doch allemal ein Wesen von der Bahn seiner Bestimmung verdrängt, kann nicht anders als eine große Aenderung in dem Reiche geistiger Naturen hervor bringen. Das Verbrechen ist also dreifach; einmal gegen sich selbst, dann gegen die Gesellschaft, der jeder Mensch mit seinem Leben verpflichtet ist, und endlich gegen den Schöpfer und die Natur selbst.

Doctor. Halten Sie mir es zu Gute, werther Freund, wenn Wahrheitsliebe mich zwingt zu sagen, daß Sie übertreiben: Wo, in aller Welt, liegt bei einem beschränkten Menschen, wo

bei einem Menschen überhaupt, die Summe von Fähigkeiten und Kräften verborgen? ich dächte vielmehr, damit ist es selbst bei unsern sogenannten großen Geistern nichts was Rechtes. Und dann nehmen unsere Fähigkeiten und Kräfte nicht mit dem vorgerückten Lebensalter in einem solchen Grade ab, daß wir am Ende unserer Laufbahn unbehilflich und einfältig wie die Kinder da stehen, die sich nur wenig über die verstandlosen Thiere erheben?

Pfarrer. Sie werden doch die große, allgemein anerkannte psychologische Wahrheit, die zugleich einen starken Beweis für die Unsterblichkeit der Seele giebt: daß nämlich in jedem Menschen die Keime zu einer Menge von Fähigkeiten liegen, die alle in diesem Leben auch der größte Gelehrte, der höchstgebildete Mensch bei sich zu entwickeln außer Stande ist, nicht bestreiten wollen? Eben so muß nähere Untersuchung Ihnen ja auch die Ueberzeugung aufdringen, daß es der menschlichen Beschränktheit überhaupt unmöglich ist, alle einer Menschenseele von der Natur ihr beigegebenen Anlagen zu entdecken, daher mit Gewißheit anzunehmen ist, daß da, wo wir die Grenze derselben erblicken, solche noch keineswegs vorhanden ist,

sondern sich unendlich weit über unsern Gesichtskreis hinaus erstreckt. Endlich aber können Sie, als Arzt, es am wenigsten verneinen, daß die körperliche Beschaffenheit eines Menschen, so wie sein Verhältniß, gar oft der Entfaltung seiner Fähigkeiten hinderlich ist, deren Daseyn wir darum noch nicht bezweifeln dürfen, weil ungünstige Umstände ihr Hervortreten nicht gestatteten.

Doctor. Alles dieses zuzugeben, so müssen Sie mir auch dagegen einräumen, daß nichts Geistiges durch Anwendung einer Körperkraft zerstörbar ist, also jene bei den Menschen von Ihnen vorausgesetzte Fähigkeiten es durch den Selbstmord auch nicht sind, und somit fiele denn doch auch ein großer Theil des Verbrecherischen eines Selbstmordes fort.

Pfarrer. Wie, es wäre kein Verbrechen, wenn ich die mir verliehene Masse von geistigen Kräften — gleich viel ob entwickelt oder nicht — eigenwillig aus dieser Welt hinaus und in eine andere hineintrage. Der Mensch, als geistiges Wesen, hat Willensfreiheit erhalten, aber jede Freiheit hat in so fern gewisse Schranken, als sie nie die Rechte eines Andern beeinträchtigen darf. Der Selbstmord aber verletzt die Rechte des großen Herrn der Natur, denn er, der uns

aus dem Nichts in das Reich der Wesen hervor rief, ist allein befugt, das Ziel unsers irdischen Lebens zu bestimmen, und ist nun, wie Sie schon dieser Ansicht nach nicht leugnen werden, der Selbstmord ein Verbrechen, so ist er auch eben so gewiß das größte von allen, denn er ist das einzige, wodurch der Thäter, indem er es begeht, zugleich sich alle Möglichkeit abschneidet, auf irgend eine Art es wieder gut machen zu können. Ihre Behauptung betreffend: daß nichts Geistiges durch Körperkraft zerstört werden könne, so ist diese allerdings richtig; aber besteht denn der Selbstmord nur in der Anwendung der tödtlichen Waffe? ist hier nicht der Vorsatz und die Ausführung ein Erzeugniß des Geistes, also etwas Geistiges, das auf den Geist zurückwirkt?

Kammerherr. Dieses wichtige Thema, meine theuern Freunde, ist wohl zu wichtig, als daß wir es gegenwärtig im Allgemeinen erschöpfend abhandeln könnten; beschränken wir uns doch lieber auf den einzelnen von mir vorgetragenen Fall. Meiner Meinung nach reicht er hin die Zulässigkeit des Selbstmordes unter gewissen Umständen zu erweisen.

Wolfgang. Ich theile Ihre Ansicht und finde Schillers Ausspruch:

Der Güter Höchstes ist das Leben nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

vollkommen wahr, dann Ehre und Tugend — beides aber ist einerlei, denn ohne Tugend keine Ehre — gelten mehr wie das Leben, und um sie zu erhalten, darf man nicht scheuen, das Leben einzusetzen. Und könnte eine gänzliche Zerstörung eines menschlichen Wesens statt finden, so würde sie sich nicht anders, als durch den Verlust der Tugend denken lassen können. Cölestine war in der Gefahr ihre Tugend zu verlieren, es war daher Recht, es war Pflicht, daß sie die Erhaltung derselben mit dem Leben erkaufte.

Pfarrer. Sie sind sicher im Irrthum! Cölestine konnte ihre Tugend nicht verlieren, gesetzt auch, dem Prinzen gelang sein Frevel. Um lasterhaft zu seyn, gehört freiwillige Theilnahme an einem Verbrechen, oder freiwillige Zulassung wenigstens. Was an ihr gewaltsamer Weise verübt werden mochte, daran blieb sie unschuldig, sobald es nicht mehr in ihrer Macht stand, es zu verhindern, und der Selbstmord konnte in keinem Falle zu den Mitteln gerechnet werden, die sie zu ihrer Vertheidigung anwenden durfte.

Kuno. Wie, sie sollte bei der entsetzlichen Aussicht entehrt zu werden, nicht den einzigen

Weg einschlagen dürfen, der ihr übrig blieb, sich davor zu retten! Hier kam keine Möglichkeit, keine Wahrscheinlichkeit in Frage: die fürchterliche Gewißheit war da, in der nächsten Viertelstunde ein Opfer der Sinnlichkeit des fürstlichen Buben zu seyn; was blieb ihr zu thun übrig, als den unbefleckten Geist in das dunkle Jenseits hinüber zu retten, da der, der dem Menschen befahl tugendhaft zu seyn, ihr den Schutz dazu versagte?

Pfarrer. Nie vergesse der Mensch, daß die Wege der Vorsicht unergründlich sind. Celestine fühlte sich schon schläfrig; aber konnte sie mit aller Anstrengung sich nicht vielleicht noch einige Minuten wachend erhalten, während deren Tiefensee wahrscheinlich angelangt seyn würde? Und gesetzt, die Wirkung des Laudanums trat früher ein, als ihr Geliebter kam, so waren ja noch tausend Zufälle möglich, deren sich die Vorsicht zu ihrer Rettung bedienen konnte. Nein, nicht der Selbstmord ist in solchen Fällen das letzte Mittel, sondern da, wo wir alle Aussicht auf Hilfe verloren haben, da ist es unsere Pflicht, der Vorsehung zu vertrauen, die der Mittel genug besitzt, uns zu retten.

Doctor. Was in Fällen, wie der zur Spra-

che gebrachte, gethan oder unterlassen werden soll, darüber werden wohl die Meinungen der Sittenlehrer und auch die unsrigen ewig verschieden bleiben, weil es nicht wohl angeht, sich so ganz in eine dergleichen entsetzliche Lage hinein zu denken, und es etwas schlechterdings unmögliches verlangen hieße, wenn man von einer Jungfrau, welche in eine solche Lage geräth, fordern wollte, daß sie in dem Augenblick mit Besonnenheit eine Wahl treffen sollte, wo sie, von der heftigsten Gemüthsbewegung ergriffen, ihrer selbst nicht mächtig ist. Ich dächte daher, wir endigten den Streit, und wollen Sie mir noch für eine kurze Zeit ihre Aufmerksamkeit schenken, so will ich Ihnen durch Mittheilung der Schicksale einer Jungfrau, die in unserer Nähe lebt, Gelegenheit geben, das schöne Gefühl des Mitleids, welches, wie ich weiß, ihre Herzen beseelt, thätig wirken zu lassen. Es ist dieses die

Geschichte einer mit seltner Treue Liebenden.

Um die Glaubwürdigkeit meiner Erzählung zu beweisen, ist es zuförderst nöthig, Sie von dem Umstande in Kenntniß zu setzen, durch welchen ich sie erfahren habe.

Es war im vergangenen Herbst, als der in

dem hier zunächst gelegenen Städtchen practicirende Arzt, unvermuthet von einer schweren Krankheit befallen wurde, und mich, als alten Freund, einladen ließ, sowohl ihn selbst als auch seine Kranken zu behandeln. Ich unterzog mich dieser Hilfeleistung um so williger, als kein anderer Arzt sich in der Nähe befand, der meinem kranken Collegen einen gleichen Dienst hätte erzeigen können, und sowohl er selbst als mehrere seiner Patienten einer sorgsamen und unausgesetzten Aufmerksamkeit bedurften. Unter den Kranken befand sich auch ein Jüngling, der an dem höchsten Grade der Auszehrung litt, die seinen nahen und gewissen Tod voraussehen ließ, wovon er auch bereits fest überzeugt war. Er mußte einst sehr schön gewesen seyn, denn selbst in dem ausgemergelten Körper war das herrliche Ebenmaß der Glieder, und in dem verfallenen, nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Gesicht waren die ausdrucksvollen Züge nicht zu verkennen, obgleich sein Anblick wirklich Schauder erregend war. Der Anblick eines jungen verblühenden Lebens erregt in mir, wie gewiß in jedem fühlenden Menschen, ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl und nimmt mein Mitleid ganz vorzüglich in Anspruch. Dieses war auch

jetzt bei mir in Hinsicht dieses Jünglings der Fall, der außer seinen körperlichen Leiden noch von einem tiefen Grame angefallen zu seyn schien, der seinen Zustand doppelt beklagenswerth machte.

Eine rührende Erscheinung an dem Krankenbette dieses jungen Mannes war mir ein Mädchen, dem Anscheine nach achtzehn bis zwanzig Jahre alt, die mit der liebevollsten Sorgfalt den Kranken pflegte und wartete. Wäre sie weniger blaß und etwas völliger gewesen, so würde man sie eine vollendete Schönheit haben nennen können, so wie sie gegenwärtig erschien, mangelte ihr der blendende Schimmer des üppigen Wohlseyns, aber dafür hatte ihre Gestalt etwas so zartes und verklärtes, als ob sie nur noch der Form, nicht aber dem Stoffe nach der Erde angehörte. Ein stiller wehmüthiger Ernst ruhte in ihren harmonischen Zügen. Mir dünkte, aus ihrem Auge sprach ein nach langem Kampfe errungener Friede, und unwillkührlich fielen mir bei ihrem Anblick die Worte des großen britischen Herzenskündigers ein:

»Sie saß da, wie die Geduld auf dem Grabmahl und lächelte den Kummer an.«

Meine Neugierde, etwas näheres von dem Verhältnisse dieser Jungfrau zu dem Kranken zu erfahren, war zu groß, als daß ich auf ihre Befriedigung nicht sollte gedacht haben, und da die alte Frau, in deren Wohnung sich der Kranke und seine Pflegerin befand, sich auch meines ärztlichen Rathes bediente, so legte ich mich ohne Umstände aufs Fragen, und fand sie bereitwillig, mir eine vollständige Auskunft zu geben. Sie erzählte mir von dem Mädchen, welches ihre Nichte war, Folgendes:

Editha hatte ihren Vater, den Kammersekretär Ellfeld, frühe verloren, und wurde von ihrer Mutter, beschränkter Umstände wegen, in gänzlicher Abgeschiedenheit von der großen Welt erzogen. Edithens Mutter war eine sanfte gute Frau, die mit großem Fleiße ihre Tochter gut zu erziehen strebte. Freilich wirkte sie mehr auf das Herz als auf den Verstand ihres Kindes; doch das ist ja bei den Frauen besserer Art gewöhnlich der Fall, und vielleicht auch gut; denn eine vorherrschende Thätigkeit des Verstandes bringt die Weiber in der Regel um die schönen Eigenthümlichkeiten, die sie uns so liebenswürdig machen. Editha hatte einen Bruder, Otto, der etwa drei Jahre älter wie sie seyn mochte,

und der bis zu ihrem achten Jahre ihre einzige Gesellschaft ausmachte. Von dieser Zeit aber kamen die Kinder eines gewissen Mahler Frischhof, eines Nachbarn von der Sekretärin Ellfeld, zuweilen zu Otto und Editha, da sich einiger Verkehr, erleichtert durch gleiche Gesinnungen und gleiche Beschränktheit der Mittel, zwischen beiden Familien angesponnen hatte. Frischhof besaß ebenfalls zwei Kinder, die von gleichem Alter mit den Ellfeld'schen waren, einen Knaben Winfried, und ein Mädchen Emilie. Diese schlossen sich enge an Otto und Editha, und wurden die innigsten Freunde. Mehrere Jahre lebten die guten Kinder in diesem gegenseitigen Verkehr sehr glücklich, bis endlich die beiden Knaben ihrer weitern Ausbildung wegen ein entferntes Gymnasium beziehen mußten, wodurch eine Trennung entstand, die unter allen Edithas Herz am tiefsten verwundete. In dem Herzen des zwölfjährigen Mädchens keimte eine Neigung zu Winfried, die von diesem lebhaft erwiedert wurde, und die wohl schon mehr als Freundschaft war, wie wenig die Beiden auch darum wußten. Beide fühlten, als sie von einander getrennt wurden, eine schmerzliche Sehnsucht, die nur von der Hoffnung, daß sie einander nach einer dreijähri-

gen Trennung wieder sehen würden, in etwas gemildert wurde.

Des Wiedersehens Augenblick war gekommen, dem heimkehrenden kräftigen Jüngling trat die blühende Jungfrau entgegen, und beide wurden von der entwickelten Form des geliebten Gegenstandes überrascht, und in beiden loderte die still genährte Neigung zur hellen Flamme auf. Den früher kaum leise angedeuteten Empfindungen wurden Worte gegeben, es kam zu Erklärungen; Versprechungen und Gelübde wurden gewechselt, und als Winfried nach dem Aufenthalte von einigen Wochen in der Heimath zur Universität abreisete, da schied er als versprochener Bräutigam von der geliebten Braut.

Auch Otto war zu gleicher Zeit abgegangen, um in der Stadt, wo Winfried studierte, die Handlung zu erlernen. Es hatte sich glücklich so getroffen, daß ein Anverwandter der Sekretärin, der in * * * einen Handel besaß, Otto bei sich anstellen konnte, und mit Freuden wurde sein desfallsiger Vorschlag sowohl von der Mutter, als von Otto angenommen, da erstere ihren Sohn in dem Hause ihres Vetters gut aufgehoben wußte, letzterer aber, gern in der Nähe seines Winfrieds seyn mochte.

Die Sekretärin wußte um Winfrieds Neigung zu Edithen, und auch um einen Briefwechsel, den beide mit einander führten. Sie sah letztern nicht gern, ohne je doch ihn zu verbieten. »Was nutzt es«, sagte die kluge Frau, »eine Neigung zu unterhalten, welche aufzugeben vielleicht einmal die strenge Nothwendigkeit gebietet. Eine Vereinigung zwischen euch kann nicht statt finden, bevor Winfried nicht ein Amt bekleidet, welches ihm die Mittel darbietet, einen Hausstand zu unterhalten; und bis er dahin gelangt, ist höchst wahrscheinlich deine Jugendzeit vorbei, und du hast nur die Wahl, entweder dich von ihm verlassen zu sehen, und einsam dein Leben zu vertrauern, oder, wenn er Gewissenhaftigkeit genug besitzet, das voreilig gegebene Wort zu halten und dich nimmt, als ein Gegenstand des Mitleids behandelt zu werden, der am Ende doch nur Widerwillen erweckt, und mit Unmuth ertragen wird.« Mütterchen predigte, wie in dergleichen Fällen gewöhnlich, tauben Ohren, und am Ende glaubte sie doch auch selbst, es könne Winfrieden wohl gelingen, nach gemachten Studien bald in Amt und Würden kommen, um ihre Tochter noch in der Blüthezeit als Gattin heim zu-

führen, und diese Hoffnung machte ihren Widerspruch, gegen Edithas Neigung schweigen.

Anders gestaltete sich aber ihre Meinung, als nach und nach mehrere achtenswerthe Männer, von Vermögen, Rang und dem besten Rufe sich um Edithas Hand bewarben. Die oft kränkliche Frau hätte so gern ihre Tochter vor ihrem Ende gut versorgt gesehen, und ließ es daher nicht an Ermahnungen fehlen, daß Editha ihre Zukunft bedenken, und einer Neigung entsagen möchte, die ihr nur eine freudenleere Zukunft bringen könne. Editha aber blieb ihrem Winfried treu, und ihre Mutter dachte zu vernünftig, um Zwang oder auch nur Ueberredung anzuwenden, so lockend die Anträge auch waren, die ihr gemacht wurden.

Doch bald sollte Edithens Treue gegen Winfried stärker geprüft werden. Dittmar, ein entfernter Verwandter von Frau Ellfeld, reisete durch das Städtchen, worin sie wohnte, und machte ihr Anstands halber einen Besuch. Sie hatte ihn von seiner Kindheit an nicht gesehen, und war also nicht wenig erstaunt, einen schönen, elegant gekleideten jungen Mann, dessen Aeusseres bei dem ersten Anblick die feinste Bildung verrieth, bei sich eintreten, und sich von ihm als

Verwandtin begrüßen zu sehen. Dittmar war unermeßlich reich, und kehrte so eben von einer Reise zurück, die er durch einen Theil von Europa gemacht hatte. Er hatte sogleich nach seinen Gütern eilen wollen, aber nachdem er Editha gesehen, entschloß er sich, einige Wochen in dem Städtchen zu bleiben, und alle seine Zeit in der es schicklicher Weise geschehen konnte, war seiner Muhme Ellfeld und ihrer schönen Tochter geweiht

Dittmar besaß außer vielen andern vorzüglichen Eigenschaften, womit ihn die Natur ausgestattet hatte, auch eine Anspruchlosigkeit, die ihm überall zur Empfehlung gereichte, und jedes unbefangene Herz für ihn einnahm. Sie war durchaus nicht erkünstelt, noch das Ergebniß einer tiefen Selbstkenntniß, sondern die Frucht eines edlen menschenfreundlichen Herzens, nach welchem er seiner Persönlichkeit als solcher, durchaus keinen Werth beilegte, und nur als ein Theil des großen Ganzen, als ein Glied in der unermeßlichen Bruderkette der Menschheit etwas zu gelten glaubte. Dittmar war überhaupt ein sehr edler Mensch, und da seinem Aeußern der Stempel seiner herrlichen Seele deutlich aufgedrückt war,

so mußte er jeden für sich einnehmen, der Menschenwerth zu schätzen wußte.

Editha, die blühende, reizende Jungfrau, zog bald die Neigung des edlen Dittmars auf sich, der in ihr das Wesen gefunden zu haben glaubte, welches zur Vollendung seines Glückes erforderlich wäre. Der erste Eindruck, den die Jungfrau auf ihn gemacht hatte, bestimmte ihn zum längern Verweilen in ihrem Wohnorte, doch verblendete seine schnell erwachte Liebe ihn nicht so sehr, daß er nicht hätte untersuchen sollen, ob der Gegenstand seiner Liebe seiner auch werth sey. Er fand das Benehmen der Jungfrau durchaus so tadelfrei, daß in ihm auch nicht der leiseste Zweifel dagegen aufkommen konnte. Nun überließ er sich, in der Voraussetzung, daß Edithens Herz noch frei wäre, ganz seiner Neigung, doch erlaubte ihm seine Bescheidenheit nicht, sich darüber zu erklären. Zuvor wollte er ihre Liebe gewinnen und dann, wenn er sich überzeugt hätte, daß sie seine Empfindungen theilte, dann wollte er ihr die Hand zum ewigen Bunde bieten.

Edithens Mutter sah die Liebe des schönen jungen Mannes zu ihrer Tochter entstehen und wachsen, und die Hoffnung, daß er einst ihr Eidam werden würde, erwachte in ihr. Immer

wahrscheinlicher wurde es ihr, daß Editha ihrer Jugendliebe entsagen würde, als die Jungfrau den reichen Vetter mit ausgezeichneter Achtung behandelte, und sichtlich gern in seiner Gesellschaft war. Dennoch verlor sie an Edithen kein Wort darüber, sondern beschloß klüglich zu warten, bis sich das Mädchen selbst entschieden haben würde, da die zarte Gewissenhaftigkeit derselben leicht, wie sie wähnte, mit ihrer aufkeimenden Neigung gegen Dittmar, in den Kampf hätte treten können.

Doch in Edithens Herzen war es klar und ruhig, und es bedurfte keiner Erinnerung, sie ihrem Eide treu zu erhalten. Sie fühlte allerdings ein großes Wohlwollen für den edlen Dittmar, und wie wäre dieses bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften auch anders möglich gewesen? Auch ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie ihn, wäre ihr Herz noch frei gewesen, geliebt haben würde; jetzt aber gingen ihre Gefühle gegen Dittmar nicht über die der Achtung und Freundschaft hinaus; ihre Zärtlichkeit blieb Winfrieden treulich aufbewahrt.

Endlich benutzte Dittmar einen einsamen Spaziergang mit Edithen, um ihr seine Liebe zu bekennen, und nun empfing er das ihn so tief

verwandende Geständniß, daß sie nie die Seinige werden könne, da ihr Herz einem Andern gehöre. Dittmar war aus seinen Himmeln gefallen; er glaubte am Ziele seines höchsten Lebensglücks zu stehen als er sich auf ewig davon zurück gewiesen sah: er war vernichtet. Editha hatte in ihre Abweisung von Dittmars Antrag so viel Milde gelegt, als ihr möglich war; und wirklich fühlte sie aufrichtiges Mitleid mit dem wackern jungen Manne, dessen schönes Herz das höchste Lebensglück verdiente. Aber ihre Theilnahme war nicht hinreichend, den tiefen Schmerz zu beschwichtigen, der den armen Dittmar ergriff, als er so plötzlich seines Lebens theuerste Hoffnung vernichtet sah. Er war unfähig das, was in ihm vorging, zu verbergen, und kaum war er vermögend soviel Fassung zu gewinnen, daß er die Jungfrau nach Hause führen konnte.

Frau Ellfeld, die längst einer Erklärung Dittmars entgegen gesehen hatte, las bei dem ersten Blick auf den Gesichtern der Wiederkehrenden, daß etwas zwischen ihnen vorgefallen seyn mußte; sobald Dittmar sich entfernt hatte, fragte sie deßhalb bei Edithen nach, und diese gab offenherzige Kunde von Dittmars Antrag und ihren Bescheid darauf. Zum erstenmal weinte die tief-

bekümmerte Mutter Thränen des bitterſten Schmerzes über ihre ſonſt ſo folgſame Tochter. Ihre ſchönſte Hoffnung war zerſtört, die Ausſicht auf einen heitern Lebensabend ihr genommen, und in den trüben Unmuth, der ihr Gemüth erfüllte, ſprach die ſonſt ſo gleichmüthige Dulderin laut den Wunſch zu ſterben aus. Editha wurde dadurch innigſt erſchüttert; ſie warf ſich an der Mutter Bruſt und fragte mit bebender Stimme: »Könnte ich je glücklich an der Seite eines Mannes ſeyn, wenn mein Gewiſſen ein gebrochener Eid belaſtete, wenn der Verrath treuer Liebe meine ſchuldige Bruſt drückte?« Das weiche Mutterherz konnte der geliebten Tochter nicht lange zürnen; aber es war bei der Losreißung von ſeiner ſchönſten Hoffnung gebrochen und ſchlug matt dem nahen Grabe entgegen. Editha wurde durch den Gram der Mutter unausſprechlich gemartert, und würde mit Freuden ihr Leben geopfert haben, ſie wieder froh zu ſehen; doch den Eid dem Theuren brechen, das konnte ſie nicht. Aber als die gute Mutter immer hinfälliger wurde, immer mehr ſich der Auflöſung nahte und ihr wehmüthig bittender Blick, den ſehnlichen Wunſch nur zu deutlich ausdrückte, den die blaſſe Lippe verſchwieg; o da wurde Editheus Herz von namen-

losen Qualen zerrissen, und sie wünschte sich tausendmal den Tod, damit diese Höllenpein ende.

Frau Ellfeld schlummerte in den Armen ihrer Tochter sanft zur langen Ruhe hinüber. Sie hatte vor ihrem Tode feierlich versichert, daß sie Edithen nicht zürne, ja sogar die Liebe ihrer Tochter gebilligt, und nicht ohne die treue Jungfrau gesegnet zu haben, war sie geschieden. Dieses hielt die Tiefbetrübte aufrecht, die sonst in ihrem Schmerz über der geliebten Mutter Tod vergangen wäre.

Als Frau Ellfeld begraben und ihr Nachlaß geordnet worden war, da wählte Editha die Stadt, wo Winfried studirte, zu ihrem Aufenthalt, da in ihrem Geburtsort nichts Theures sie mehr zurückhielt, dort aber der Bruder und der Geliebte lebten. Otto hatte viel gegen diesen Entschluß einzuwenden. Er erschöpfte sich, um alle Nachtheile des Aufenthaltswechsels seiner Schwester recht einleuchtend zu machen; doch sie ließ sich von ihrem Vorsatz nicht abbringen, denn der Umgang mit dem Heißgeliebten war ein zu lockender Preis, und dem guten Otto blieb nichts übrig, als ein anständiges Unterkommen in einer Familie für seine Schwester zu besorgen.

Editha fand ihren Winfried doch ganz anders.

wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Es war der still bescheidene Jüngling nicht mehr, der verschämt den klaren Blick zur Erde senkte, wenn in einer Gesellschaft durch irgend etwas die Blicke der Anwesenden auf ihn gerichtet wurden, und der jungfräulich erröthete, wenn er in den Fall kam, eine Bitte zu thun. Dreist und stolz blickte er umher, und liess prüfend das Auge auf Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit fesselten, ruhen. Seine Haltung war fester, sein Ausdruck bestimmter geworden, und in seinem Benehmen sprach sich eine Keckheit aus, wodurch Edithas Gefühl, ehe sie sich daran gewöhnte, verletzt wurde.

Freilich ist eine solche Umwandlung so in der Regel, als sie auch ganz natürlich ist, aber schwerlich giebt sie sich in Gegenwart der Geliebten so deutlich zu erkennen, daß es dieser bemerklich wird, wenn das Herz des Jünglings noch vollkommen rein, die gute Sitte noch strenge bewahrt ist. Das war aber auch bei Winfried nicht der Fall, der zwar Edithen noch mit aller Zärtlichkeit liebte, noch keine Untreue an ihr sich schuldig wußte, aber doch schon so manche zarte Blüte der Sittsamkeit abgestreift, und so manche Ge-

müsse sich erlaubt hatte, die nur zu oft Vorboten beklagenswerther Verirrungen sind.

Das alles hatte Otto sehr wohl bemerkt, und da seine freundschaftlichen Erinnerungen von Winfried nicht immer wohl aufgenommen wurden, wenigstens aber ohne Wirkung blieben, so ahnete er eine Sinnesänderung seines Jugendfreundes, und wollte die Schwester nicht in dessen Nähe bringen, um ihrem Herzen die Qual zu ersparen, dieses bemerken zu müssen, da er hoffte, die Entfernung würde schmerzloser nach und nach die Bände lösen, die unter den Umständen doch einmal getrennt werden müßten. Seine Absicht durfte er gleichwohl Edithen nicht offenbaren, da er durch keine Thatsachen sie begründen konnte, und seine bloße Ahnung in keinem Fall einiges Gewicht in ihren Augen gehabt habt haben würde.

Winfried liebte allerdings Edithen noch treu und wurde aufrichtig erfreut durch ihre Gegenwart; aber die Reinheit seines Sinnes, die Anspruchlosigkeit seines Wesens, die bescheidene Beschränkheit seiner Wünsche war dahin, und hatte einem Leichtsinn, einer Eitelkeit und einer Genußliebe Platz gemacht, denen nur zu leicht die männliche Jugend sich hingiebt, wenn sie aus

dem Vater-Hause entfernt und der beschränkenden Aufsicht ernster Lehrer entzogen wird. Freier in seinem Reden und in seinem Benehmen, verstieß er schon häufig gegen den zarten Anstand, der ihm sonst heilig gewesen war, und ein lautes Jubeln, eine beim vollen Glase unter dem Gesange von Burschenliedern durchwachte Nacht, war schon etwas, woran er Theil zu nehmen nicht mehr verschmähte.

Editha dachte zu zart, um dem Geliebten es auch nur entfernt fühlen zu lassen, daß ihr etwas an ihm mißfiel. Wirklich Böses konnte sie ihm ja nicht zeihen, und die rauhen Seiten seines Betragens hoffte sie, würden sich nach und nach schon von selbst verlieren. Sie hoffte vergebens darauf. Winfried war in eine Gesellschaft liederlicher Bursche gerathen, die ihre Sittenlosigkeit mit einem Anstrich von Genialität zu bedecken wußten, und der Umgang mit ihnen hatte den verderblichsten Einfluß auf ihn. Bescheidenheit wußten sie als Pinselei darzustellen, Ordnung und Pünktlichkeit hieß bei ihnen Pedanterie; dagegen hatten sie tausend Vorwände, um den Cynismus ihrer Sitten zu entschuldigen, und ihn dem von ihrem Witze angezogenen Winfried annehmlich zu machen. Es bedarf keiner umständ-

lichen Erzählung, wie Winfried nach und nach eine Schranke der Sitte und des Anstandes unter der Leitung dieser verderbten Gesellschaft nach der andern niederwarf; jeder der auf einer Universität gewesen ist, wird unter seinen Bekannten mehr als ein Beispiel finden, von Unglücklichen, die der Verführung unterlagen und deren Geschichte der dieses unglücklichen Jünglinges gleicht. Die Liebe zu Edithen war nicht vermögend, ihn vor Verwilderung zu bewahren, und nachdem die Jungfrau, einer rohen Zumuthung wegen, ihn von sich hatte entfernen müssen, stürzte sich der Zügellose in einen Strudel verderblicher Genüsse, um das vernichtende Gefühl zu betäuben, daß er des Mädchens unwerth sey, die um ihn ein glänzendes Loos ausgeschlagen und sich selbst der Marter, einer hochgeliebten Mutter den dringendsten Wunsch ihres Lebens versagen zu müssen, ausgesetzt hatte, um ihm die versprochene Treue zu halten.

Editha litt unaussprechlich durch Winfrieds Betragen, denn wie strenge sie auch ihren Entschluß hielt, ihm keinen Besuch zu gestatten, so war ihre Liebe zu ihm doch nicht aus ihrem Herzen vertilgt. Sie bat ihren Bruder, sich des Verirrten anzunehmen, und dieser that auch wirklich

mehrere Schritte, ihn zur Besinnung und Lebensänderung zu bewegen, konnte aber nichts ausrichten, und mußte am Ende seine gutgemeinten Bemühungen mit Hohn und Spott vergolten sehen. Nun entschloß sie sich das Aeußerste zu wagen, sie schrieb an ihn und bat ihn mit Ausdrücken, die ihr die innigste Liebe eingab, sich von dem Abgrunde zu entfernen, an dessen Rande er taumelte. Ihr Schreiben ergriff den Wüstling bis ins Innerste der Seele, er weinte Thränen der tiefsten Reue, der innigsten Beschämung, und Verzweiflung schüttelte ihr Schlangenhaupt gegen ihn. Er war krank, als er Edithens Brief erhielt, unsinniges Nachtschwärmen und übermässiger Genuß hitziger Getränke hatte ihm einen Blutsturz zugezogen, der ihn an ein Schmerzenslager fesselte. Er antwortete mit kaum leserlichen Zügen: »Es ist zu spät. Schon hat mich der Fluch meines Vaters getroffen, der sein kümmerlich Ersparrtes umsonst an mich Ungeheuer verwendete. Mich drückt das Gefühl meines Unwerths, meine Krankheit, mich drücken Schulden, die ich nie bezahlen kann, zu Boden. Sieh mich auf Editha, dir kann ich nichts mehr seyn.«

Editha gerieth durch die Antwort in eine furchtbare Angst, Sie sah darin nur den Aus-

druck der vollendeten Verzweiflung, und ihre Liebe hieß sie alles zu Winfrieds Rettung versuchen. Sie setzte sich über die gewöhnlichen Rücksichten des Anstandes hinweg, da es die Rettung des Theuren galt, und stattete ihm einen Besuch am Krankenbette ab. Winfried wollte vergehen vor Scham, als die Jungfrau mit milder Freundlichkeit vor sein Bett trat und mit der liebevollsten Theilnahme ihn um sein Befinden und um seine Verhältnisse befragte. Er befand sich in der traurigsten Lage, krank, ohne ärztliche Pflege, ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, und von einer Schuldenlast von vierhundert Thalern bedrückt. Eritha zeigte ihr schönes Herz in dem glänzendsten Lichte. Sie ermuthigte den Kranken durch tröstenden Zuspruch, entschuldigte selbst seine Verirrungen mit der Macht der Verführung und legte ihm die Pflicht der Selbsterhaltung an Herz, damit er im Stande sey, das, was sein Leichtsinn verschuldet, wieder gut zu machen. Dann machte sie es ihm zur Bedingung, unter der er ihre volle Liebe wieder erhalten sollte, daß er von ihr die Unterstützung annehmen müsse, um sich von seinen Schulden zu befreien, und die nöthige Pflege zu seiner Wiederherstellung anzuwenden. Winfried sträubte sich lange und ernsthaft dagegen,

doch mußte er nachgeben und das Opfer einer seltenen Treue annehmen, die er nicht verdient hatte. Das was Editha gab, war sehr viel. Zwar nur vierhundert Thaler, aber ihr ganzes Erbtheil bestand nur in fünfhundert Thalern und einigen Prätiosen von nicht großem Belange. Otto, der bereits mündig war, hatte dieses Kapital so lange in seinem Beschluß gehabt, und gab es nur nach vielem dringenden Bitten der Schwester heraus, da er es nur ungern zuließ, daß sie sich dieses Nothpfenniges beraubte.

Aber welch ein seliges Gefühl war es für Edithen, als sie ihren Winfried wieder hergestellt, sich mit verdoppeltem Eifer seinen Studien widmen sah. Es war ihm mit seiner Besserung Ernst; er fühlte tief, wie viel er dem edlen Herzen zu verdanken habe, und strebte ämsig darnach, es ihr so viel und bald wie möglich zu vergelten.

Doch auf die Entschlüsse leichtsinniger Menschen ist nie mit Festigkeit zu bauen, und Leichtsinn war allerdings ein stark hervortretender Zug in Winfrieds Charakter. Ein junger Edelmann, von einnehmender Bildung, Langenfeld, bezog die Universität und zeichnete unter seinen akademischen Freunden vor allen Winfried aus, der mit ihm innige Freundschaft stiftete. Anfangs

schien dieser Verkehr außer einigem Zeitverlust keinen Nachtheil für Winfried zu haben; aber bald fing Langenfeld in seinen Genüssen weniger bedenklich zu werden an, und sein Freund wurde nach und nach von ihm in einen Strudel von Zerstreuungen und Frivolitäten hineingezogen, aus dem sich zu retten es ihm so an Kraft wie Willen fehlte. Winfrieds Gewissen blieb nicht so ganz ruhig, daß er von allen Vorwürfen befreit geblieben wäre; allein Langenfeld, der dieses bemerkte, wußte seiner Verkehrtheit so weiche Polster unterzuschieben, daß der innere Richter zum Schweigen gebracht wurde. Wegen der Unterstützung, die Winfried von Edithen erhalten hatte, so konnte er sich des Gedankens, daß die Sorge für baldige Ersattung derselben ihm heilige Pflicht sey, zwar sogleich nicht entschlagen; doch Langenfeld wußte ihn darüber durch das Versprechen zu beruhigen, daß er zur Erstattung Rath schaffen wolle, sobald er seine Mündigkeit erreicht habe, wo er dann über bedeutende Summen disponiren könne. Uebrigens versprach er, sobald er nach seiner Volljährigkeit seine Majoratsgüter übernommen haben würde, Winfrieden zu seinem Gerichtshalter zu machen, der alsdann Einkünfte genug haben würde, um ein Haus ma-

chen und Edithen ehelichen zu können. Dieses Versprechen diente Winfrieden zur Entschuldigung, wenn er zum Nachtheil seiner Studien und seiner Gesundheit sich zum Genossen des ausschweifenden Langenfeld hingab, dessen Liederlichkeit täglich offenbarer wurde.

Edithen blieb die Veränderung ihres Geliebten nicht verborgen. Sie nahm zu sanften Bitten und Ermahnungen ihre Zuflucht, doch als sie diese nur mit unstatthaften Entschuldigungen und Heucheleien beantwortet sah, da gab sie den Leichtsinnigen auf, den sie in seiner hellosen Neigung zum Bösen, nun nicht mehr bessern zu können glaubte, und verschloß ihren Kummer in sich.

Bei dieser Lage der Sache kam Dittmar, der seine unglückliche Liebe zu Edithen still bei sich gehegt hatte, zu ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte hin. Er hatte die Jungfrau und ihren Geliebten aus der Ferne beobachtet, er wußte wie unwerth Winfried ihrer war, und nun erneuerte er die Bitte um ihre Hand. Aber Editha, obgleich durch seine bescheidene Liebe tief gerührt, wies seinen Antrag zurück und erklärte: Ihre Liebe habe nur Einem gehören können, und wenn dieser sie auch durch sein Betragen verscherzt habe, so gälten ihre Schwüre dennoch für des

Lebens Dauer. Voll tiefer Trauer, doch mit inniger Achtung für die Jungfrau zog sich Dittmar nun für immer zurück.

Winfried war unter der Zeit immer tiefer gesunken, und hielt sich von Edithen gänzlich fern. Er sah seinen Bund mit ihr für gänzlich aufgelöset an, beschwichtigte sein Schamgefühl über seinen Verrath mit elenden Ausflüchten, deren Haltlosigkeit er selbst sich nicht verhehlen konnte, und hielt es nicht der Mühe werth, sein thörigtes Treiben vor ihren Augen zu verbergen. Becher und Charten waren die elenden Mittel, wodurch er sein verletztes Bewußtseyn zu betäuben strebte; er vermied sorgfältig das Nachdenken über seine Handlungsweise, um nicht vor sich selbst erröthen zu müssen, und auch der niedrigste Genuß war ihm Recht, denn er diente ja dazu, die Gedanken an seine unerhörte Undankbarkeit und an seine namenlose Schlechtheit zu entfernen.

Wenn aber bei allem dem die Stimme der Vernunft doch in Winfried laut zu werden begann und ihm die Frage vorlegte: wo es endlich mit diesem Leben hinaus wolle? dann war er um die Antwort nicht verlegen, sondern meinte, wenn er den ihm versprochenen Gerichtshalter-

posten angetreten habe, dann sey die rechte Zeit ehrbar und gesetzt zu werden; jetzt müsse er schon seines vornehmen Freundes wegen etwas mitmachen. Aber Langenfeld war nicht nur liederlich, sondern auch schlecht. Er besaß Verschlagenheit genug, um einzusehen, daß es nur seinem Ansehen als Besitzer einer Herrschaft schaden, und manch zwängendes Verhältniß herbeiführen würde, wenn ein ehemaliger Comersbruder und Genosse wilder Freuden sein Gerichtshalter wäre, und um seines Wortes entledigt zu seyn, veranlaßte er absichtlich eine Gelegenheit mit Winfried zu brechen. Furchtbar war Winfrieds Erwachen aus dem langen Taumel, als nach einem Zanke zwischen beiden, dessen Ursache nicht schwer zu erkennen war, Langenfeld seinem bisherigen Freunde das Aufhören aller bis jetzt zwischen ihnen statt gehabten Verhältnisse aufkündigte und erklärte: daß Winfried sich keine weitere Rechnung auf die ihm verhießene Stelle machen möchte. Da stand der Getäuschte, Verführte, aller seiner Hoffnungen, so wie jeder Rechtfertigung seines wüsten Lebens beraubt, und verging vor Scham und Aerger über seine Thorheit. Er hatte die Liebe eines edlen Mädchens muthwillig verscherzt, sich aufs neue in drückende Schulden

gestürzt, und nun sah er sich um den Preis dieses nur allzutheuern Kaufs betrogen.

Wüthend brach sein Zorn gegen Langenfeld aus. Er überhäufte ihn mit Schmähungen, warf ihm in Gegenwart mehrerer Personen seine Schändlichkeit vor, und veranlaßte denselben ihm eine Ausforderung zu schicken. Winfried hatte das gewünscht, um den Wortbrüchigen züchtigen zu können. Der Zweikampf ging vor sich. Winfried wurde mehrmals verwundet; aber obgleich er stark blutete, so hörte er doch nicht auf, bis sein Gegner, von einem Stoße in der Brust getroffen, zu Boden sank. Verwundet, ohne Geld, und ohne zu wissen wohin, mußte er durch eine eilige Flucht sich den Händen der strafenden Gerechtigkeit entziehen. Er erreichte die Grenze glücklich, aber etwa eine Meile davon verhinderte ihn ein heftiges Wundfieber seine Reise fortzusetzen. Der Wirth, in dessen Gasthofe er war, besorgte zwar einen Arzt, und ließ ihm die nöthige Pflege zukommen, doch da er keine Aussicht auf Bezahlung hatte, und die Krankheit sich in die Länge zog, so wurde der Kranke ihm lästig, und hatte sich eben nicht der freundlichsten Behandlung zu erfreuen. Winfrieds Aufenthaltsort war nun kein Geheimniß, und die Obrigkeit

der Universitätsstadt hätte sich seiner ohne Umstände bemächtigen können; aber sie bezeigte eben keine Lust dazu, eines kranken Verbrechers habhaft zu werden, der ihr wohl Ausgaben verursachen konnte, von dem aber keine Sporteln zu ziehen waren; seine Gläubiger ließen ihn ebenfalls ungestört. Doch Editha, die auch erfahren hatte, wo und in welchen Umständen Winfried sich befand, nahm den Rest ihres kleinen Erbtheils, und machte sich auf, um dem Unglücklichen, so viel sie vermochte, zu helfen. Sie bezahlte den Wirth und den Arzt, und dann mittelte sie für den Kranken und für sich einen Aufenthalt bei einer alten Verwandtin aus. Hier pflegt sie nun seit mehreren Monaten den kranken Winfried auf die liebevollste Weise. Seine Wunden wurden heil, aber seine Lebenskräfte waren aufgezehrt, und er leidet an einer Auszehrung, die ihn in wenigen Tagen dem Grabe zuführen wird.

Die treue Pflegerin hat bereits die kleine Summe, die ihr von dem mütterlichen Erbtheil noch übrig war, bis auf den letzten Rest verwendet, und erhält den Kranken nur noch von dem, was sie aus dem Verkauf der wenigen und unbedeutenden Kostbarkeiten löset, die ihr als theure Andenken von ihrer geliebten Mutter hin-

verlassen waren. Ihr Bruder ist in England, der gute Dittmar, der ihr gewiß Hilfe geleistet haben würde, ruhet im Grabe; was wird aus dieser Armen werden?

Kammerherr. Wir sind Ihnen, liebster Doctor, vielen Dank schuldig, daß Sie uns durch die Erzählung dieser Geschichte die Gelegenheit dargeboten haben, ein gutes Werk zu thun, und durch ausreichende Unterstützung, die wir der edlen großherzigen Jungfrau angedeihen lassen wollen, sie künftig aller Nahrungssorgen zu überheben. Es wird aber jetzt noch auszumitteln seyn, was zu ihrem Bedarf erforderlich ist, und welchen Theil davon jeder von uns übernimmt, da ich gewiß bin, daß es keiner unter uns sich wird nehmen lassen wollen, zur Erleichterung der Zukunft dieser schönen Seele beizutragen.'

Pfarrer. Der angeregte Gegenstand dürfte unter uns, die wir aufrichtig zu helfen wünschen, keine bedeutenden Schwierigkeiten machen; wird der Zweck erreicht, so werden wir ja um den Vorzug, einen etwas größern Beitrag geben zu dürfen, nicht zanken. Wichtig scheint es mir aber, die Art auszufinden, wie wir dem Mädchen die ihr nöthige Hilfe zufließen lassen, ohne dabei ihr Zartgefühl zu verletzen;

denn nur zu leicht wird die Unterstützung fremder Personen einem Hilfsbedürftigen zur drückenden Last. Auch verdiente es wohl einer Ueberlegung, ob nicht von uns noch sonst etwas zur Erhebung dieses, wie ich mir denken kann, in stiller Trauer vergehenden Gemüths gethan werden könne, da es außerdem in der freundlosen Einsamkeit bald eine Beute seines Schmerzes werden dürfte.

Doctor. Ich stimme Ihnen bei mein verehrter Freund, daß die baare Hilfe das wenigste ist, was wir für Edithen thun können; allein ich bekenne auch, daß ich wegen des Uebrigen, was zur Verbesserung ihrer Lage geschehen muß, in Verlegenheit bin, da uns Männern sowohl die Kenntniß der Bedürfnisse eines weiblichen Herzens, als auch die Gewandtheit, sie ihnen auf eine Weise, daß sie angenommen werden können, darzubieten, fehlt. In solchen Fällen ist die Dazwischenkunft einer Frau unentbehrlich; leider aber finde ich unter meinen weiblichen Bekannten keine, von der ich glauben könnte, daß sie vermögend wäre, sich Edithens Vertrauen in dem erforderlichen Grade zu erwerben, um ihr nützlich seyn zu können.

Kammerherr. Sollten Sie selbst als Arzt

nicht offen mit ihr darüber sprechen dürfen? Ich dächte, auf diese Weise erhielten wir die sicherste Kenntniß von dem, was wir für Edithen thun können.

Wolfgang. Wozu bedarf es da des Forschens, da das Bedürfniß dieses innigen tiefen Gemüths leicht zu ermessen ist. Lieben und geliebt zu werden, das ist es, was Edithen noth thut. Ein Geliebter wurde ihrem Herzen entrißen; nicht leicht wird ein anderer ihn vergessen machen; denn warm und innig, wie Editha liebte, kann nur eine lange Zeit die Wunde heilen, die sein Verlust ihrem Herzen schlug. Aber soll der Gram nicht fest in ihrem Innern wurzeln, und zerstörend an ihrem Leben nagen, so bedarf sie des heilenden Balsams der Freundschaft: und wo ihr dieses Heilmittel verschaffen, wenn es sich nicht von selbst darbietet?

Kammerherr. Ihre Besorgniß, daß Editha eine Beute des Grames werden könnte, dürfte zu weit gehen; denn so viel sich aus der Erzählung unsres Freundes des Doctors, entnehmen läßt, ist die Jungfrau nicht ohne Charakterfestigkeit und Seelenstärke, und bei Gemüthern, die diese Eigenschaften besitzen, unterliegt die Lebenskraft nicht so leicht dem Grame, wenn nicht

Furcht und Hoffnung ihn stets aufs neue schäfen, was hier doch wohl nicht der Fall ist.

Pfarrer. Bei der Mannichfaltigkeit der menschlichen Charaktere, dünkt mir die Entscheidung darüber äußerst schwierig zu seyn. Wie oft äußert nicht eine Leidenschaft in einem Gemüthe, welches wir vollkommen zu kennen glaubten, eine Wirkung, die ganz von der verschieden ist, die wir nach den uns vorschwebenden anthropologischen Regeln zu sehen erwarteten! Wie ich glaube, würde es auch hier am räthlichsten seyn, wenn das in den mehresten Fällen bewußte Gegengift des Grams, Beschäftigung des Geistes und Körpers, bei Editben angewandt werden könnte; doch freilich würde noch immer die Frage: auf welche Weise dieses Mittel anzuwenden sey? ein Gegenstand unseres Nachdenkens seyn müssen.

Wolfgang. Vor allen Dingen scheint mir nöthig zu seyn, daß wir die Jungfrau wegen ihrer physischen Existenz außer Sorgen setzen, damit der Druck des Mangels nicht ihr Weh vermehre. Auf welche Weise dieses aber am füglichsten geschehen könne, darüber wird uns wohl unser Freund, der Doctor, die sicherste Auskunft geben. Ist dieser Gegenstand beseitiget, so können

wir uns wegen des übrigen mit einer größern Unbefangenheit berathen.

Der Doctor übernahm es, Edithen vorläufig die nöthige Unterstützung mit der möglichsten Schonung ihres Zartgefühls zufließen zu lassen, und die Gesellschaft schied von einander.

Als am folgenden Tage Kuno und Wolfgang allein bei einander waren, schien der erstere schwermüthiger als je und gab, wenn sein Freund eine Unterhaltung anfing, stets nur einsylbige Antworten. Wolfgang war nicht wenig besorgt um Kuno und muthmaßte, daß die letzte Erzählung des Doctors am vergangenen Tage, diese Stimmung bei seinem Freunde hervorgebracht habe. Das war allerdings der Fall, doch irrte sich Wolfgang, wenn er glaubte, daß Menschenhaß und Lebensüberdruß aufs neue Kunos Gemüth erfüllten: gerade das Gegentheil fand statt. Er war bei der Erzählung des Doctors von Edithas treuer Liebe innigst gerührt, von ihrem Schicksal tief ergriffen worden, und das Beispiel ihrer edelmüthigen Aufopferung hatte den Haß gebrochen, den er bis jetzt gegen ein Geschlecht genährt hatte, von dem er so oft und sehr betrogen worden war. Die Theilnahme, die sich in seiner Brust für Edithen regte,

nahm bei dem noch immer kranken Zustande seines Gemüthes die dunkle Farbe des Schmerzes an, der noch immer seine Seele umflorte, doch nur sein Schweigen konnte Wolfgang zu dem Irrthum verleiten, daß sein finsterer Trotz mit dem Geschicke mit erneuerter Stärke zurück gekehrt sey, denn seine Stimmung war milder als je.

Endlich wurde er die Besorgtheit seines Freundes inne, und die Ursache derselben errathend, drückte er ihm mit dankbarem Blicke die Hand und sagte: »Mir ist, Du guter Wolfgang, Dein Bemühen, mich dem finstern Gram zu entziehen, nicht unbemerkt geblieben, und wie widerwärtig es mir auch oft war, so konnte ich es doch nicht über mein Herz bringen, die wohlmeinenden Absichten einer treuen Freundschaft zurück zu weisen, obwohl ich bei mir von ihrer Unerreichbarkeit fest überzeugt war. Zu Deiner Beruhigung will ich es Dir aber jetzt bekennen, daß Dein Streben nicht vergebens gewesen ist; ich bin von meinem Menschen- und Lebenshasse geheilt, und Dir, Du lieber Arzt, danke ich meine Genesung.«

Wolfgang wurde durch diese Erklärung auf das höchste überrascht; er umarmte seinen Freund und rief: Kuno ist's möglich, mein Plan wäre gelungen? Du wärest mir und der Welt wieder

gegeben, Du hättest der düstern Schwermuth entsagt, die dich Dir selbst und der Welt raubte? Wie kam diese glückliche Verwandlung so schnell? Doch still, Deine Wunde ist noch zu frisch, es wäre Grausamkeit sie berühren zu wollen.

Kuno. Fürchte nichts für mich Guter! mir ist mein Zustand klar geworden, und das reicht wohl hin, um den bösen Geist des Menschenhasses auf ewig von mir fern zu halten. Ich darf Dir nun gestehen, was Dir aber selbst kaum ein Räthsel mehr seyn wird, wie es mit meiner Heilung zugegangen ist. Deine Freundschaft that mir wohl, wie wenig ich dieses mir auch einräumen wollte, und Dein Umgang knüpfte zuerst wieder in mir die gelöseten Bande mit der Menschheit an. Du glaubtest durch Beschäftigung durch Zerstreuung mich der starren Schwermuth entziehen zu müssen und führtest, wie mir erst nach und nach deutlich wurde, mein Zusammentreffen mit Menschen herbei. Der Umgang dieser Menschen, so wie die, wovon ich nunmehr wohl überzeugt bin, genau auf meinen Gemüthszustand berechnete Unterhaltung, wirkte als eine wohlthätige Arznei, von der liebenden Freundschaft verordnet, und wenn auch anfangs mit großem Widerwillen, später doch aber nicht ohne Zutrauen und

mit Dankbarkeit genommen. Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß mir noch eines von des Lebens höchsten Gütern, daß treue Freundschaft mir geblieben war, und die Gewißheit dieses Besitzes machte mir meinen Zustand weniger unerträglich, so wie theils die Erzählungen unserer Freunde, theils eigenes Nachdenken den Gedanken mir wiederholt vergegenwärtigten, daß es noch Menschen gebe, denen das Schicksal noch mehr raubte, noch ärger wie mich mißhandelte, und die doch, so mußte ich endlich mit Schaam mir eingestehen, des Kummers Herr wurden. Freilich ging ein geraumer Zeitraum, nachdem ich unsere neuen Freunde hatte kennen lernen, hin, ehe es so weit kam, und lange noch wußte ich meinen Mißmuth dadurch vor mir zu rechtfertigen; daß ich annahm, das Gefühl anderer Unglücklichen sey nicht so tief und innig, wie das meinige, und daher könne der Grad ihres Unglückes auch nicht den des meinigen erreichen. Aber nach und nach gewann die Ueberzeugung in mir Raum, daß mein Schmerz unmännlich, meine melancholische Unthätlichkeit schmählich sey, und meine hartnäckige Zurückweisung jeder Beruhigung kam mir wie ein Frevel vor, den ich an Gott, die Menschheit und mir selbst beging. So, nachdem ich mir

ner Krankheit bewußt geworden war, konnte ich auch aufhören, der Heilung derselben zu widerstreben; ich überließ mich meinen liebevollen Aerzten und dankend darf ich von ihnen rühmen, daß sie mich der Besserung nahe gebracht haben. Zwar ist mein Schmerz über meinen Verlust noch nicht von mir gewichen; ach! ganz verlassen wird er mich wohl nie. Aber männlicher will ich trauern um den Raub der schönsten Hoffnung meines Lebens, und nie soll meine Trauer mich verhindern, meinem Berufe zu genügen. Darüber gebe ich dir meine feierliche Versicherung. — Doch nun muß ich dir auch bekennen, daß eine unwiderstehliche Sehnsucht mich treibt, die Jungfrau kennen zu lernen, die einer so edelmüthigen Aufopferung fähig war. Wir sind Unglücksgenossen, ein gleiches Weh traf uns; nur daß sie das ihrige muthig und voll Ergebung wie eine Heilige trug, und ich wie ein Feigling verzweifelte. Sie, die fromme Dulderin, möchte ich so gern kennen lernen, um ihre meine Bewunderung zu zollen für ihre stille Seelengröße, und meinen Dank auszudrücken für das Beispiel von Muth und Fassung, welches sie mir gab; denn dieses war es, was mir selber vollends klar machte, und meinen Entschluß,

meine Gefühle zu bekämpfen, entschied. Komm, mein Wolfgang, laß uns zu ihr, laß uns um ihre Freundschaft bitten; es muß unaussprechlich süß seyn, einer so reinen herrlichen Seele nahe zu stehen.

Durch Wolfgangs Freude über Kunos veränderte Gemüthsstimmung zuckten die Schauer einer bangen Furcht.

Das war nicht des erstarkten Geistes Sieg versprechender Kampf mit der Krankheit des Gemüths, was des Freundes Brust bewegte, „so äußert sich das frische Beben wiederkehrender Genesung nicht. Nein, dieses jähe Losreißen der Seele von einem liebgewordenen Schmerze, dieser plötzliche Wechsel von menschenscheuem Hinbrüten zum sehnsüchtigen Verlangen nach dem Umgange mit einer noch Unbekannten; diese heftige Leidenschaftlichkeit im widernatürlichen Verein mit verständiger Reflection über den eigenen Gemüthszustand; alles das deutete auf eine gewaltsame Revolution von Kunos Wesen hin, die mit der Zerstörung seines Organismus drohte. Wolfgangs Furcht war zu nur gegründet. Kunos Sehnsucht nach Edithen wurde immer stürmischer, seine Reizbarkeit immer sichtbarer, und noch vor Abend lag er in den Phantasien eines hitzigen

Fiebers befangen, in denen er abwechselnd den Namen seiner untreuen Geliebten und Editha nannte. Theilnehmend standen bald die Freunde, die wir im Laufe dieser Erzählungen kennen gelernt haben, um Kunos Lager, und wurden schmerzlich ergriffen, als der Arzt die nahe Auflösung des Kranken ankündigte. Noch einmal kehrte Kunos Bewußtseyn zurück; er wandte den kurzen Rest des erlöschenden Lebens dazu an, um seinen letzten Willen zu Wolfgangs und Edithens Gunsten zu erklären, und bald darauf hörten des Langgequälten Hexenspulse zu schlagen auf.

E N D E.